This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Dritter Band.

October 1857 — März 1858.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1858.

Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
MONATSHEFTE
3. Band.
Braunschweig
Georg Westermann

30 - 137145

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

dritten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Andolt, Ernst, in Braunschweig, 376. 467. — Becker, August, in München, 231. — Berg, Albert, in Berlin, 626. — Berghaus, August, in Potsdam, 464. — Bodenstedt, Friedrich, in München, 595. — Bölsche, Karl, in Köln, 255. — Brooke, J. M., in Washington, 30. 224. 271. — Corvinus, Jakob, in Wolfenbüttel, 117. — Dippel, F., in Idar, 557. — Fischer, Richard, in Breslau, 660. — Förster, Ernst, in München, 62. 185. 299. 425. — Foglar, L., in Wien, 577. — Fraas, K., in München, 97. 388. 561. — Friedländer, L., in Königsberg, 539. — Fröbel, Julius, in Frankfurt a. M., 640. — Fuhlrott, Karl, in Bonn, 406. — Glaser, Adolf, in Braunschweig, 84. 310. — Gottlieb, J., in Gratz, 216. 319. 449. — Grimm, Herman, in Berlin, 604. — Grube, A. W., in Hard, 154. — Hallier, Ernst, in Göttingen, 500. — Hartmann, Moritz, in Paris, 73. 495. — Hebbel, Friedrich, in Wien, 1. 465. — Kapper, Siegfried, in Dobris, 244. 632. — Knorr, Ernst, in Washington, 30. 271. — Lammers, August, in Hannover, 210. 686. — Lichterfeld, F., in Berlin, 397. — Mädler, J. H., in Dorpat, 417. — Mügge, Th., in Berlin, 3. 130. — Müller, J., in Freiburg, 149. — Müller, Wolfgang, von Königswinter, in Köln, 353. — Neumann, F., in Wien, 535. — Neumann, K., in München, 482. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 159. 508. — Pröhle, Heinrich, in Berlin, 193. — Rodenberg, Julius, in Hannover, 432. 549. — Runge, H., in Zürich, 387. 615. — Scherzer, Karl, in Wien, 694. — Scheffel, Joseph Victor, in Donaueschingen, 22. — Schellen, in Düsseldorf, 324. 675. — Schödler, F., in Mainz, 289. 617. — Schütz, F., in New York, 346. 570. — Smidt, Heinrich, in Berlin, 235. — Steger, Fr., in Meißen, 165. 511. — Uhde, A., in Braunschweig, 261. — Varrentrapp, Franz, in Braunschweig, 446. 537. — Vogel jun., A., in München, 59. 267. — Wagner, Adolph, in Göttingen, 329. 455. 688. — Zehender, F., in Schaffhausen, 145.

Inhalt des dritten Bandes.

Erste Abtheilung.

Novellen, Kulturbilder, Charakteristiken ꝛc.

Epigramme, von Friedrich Hebbel, 1. 465.
Signa, die Seherin, von Th. Mügge, 3 130.
Verlorne Posten. I. Das protestantische Dorf in der Einsamkeit, 17. II. Ein deutsches Dorf auf slavischem Boden, 19. III. Das catalanische Dorf in Marseille, 20.
Hugideo, eine alte Geschichte, von J. V. Scheffel, 22.
Der Student von Wittenberg, von Jacob Corvinus, 117.
Aus dem Jugendleben J. v. Müller's, v. F. Zehender, 145.
Das Christkindlein bäckt, von August Becker, 231.
Das Dünendorf, ein Strandleben von Heinr. Smidt, 235.
Kara-Djordje, von Siegfried Kapper, 244.
Carl Friedrich Gauß, von Carl Bölsche, 255.
Der Zauberer Merlin, von Wolfgang Müller von Königswinter, 353.
Eine Nacht, Novelle von Ernst Andolt, 376. 467.
Volkssagen der Schweiz, mitgetheilt von H. Runge. Das Inselfräulein. — Der goldne Wagen, 387. — Der Ritter von Grimmenstein, 615. — Die Kirche von Wyla, 616.
Neugriechische Skizzen von Dr. Fraas, 388.
Die Sängerin, Melodrama in vier Aufzügen, aus dem Chinesischen von Prof. Neumann, 482.
Barye, von Moritz Hartmann, 495.
Die Märtyrer der Phantasie, von Ludwig Foglar, 577.
Die Stellung der Frauen im Orient und Occident, von Friedrich Bodenstedt, 595.
Gedanken über Macaulay's Essay, Frederic the Great, von Herman Grimm, 604.

Zweite Abtheilung.

Naturwissenschaftliches, geographische Charakterbilder, Reiseberichte ꝛc.

Die neuen Mineralquellen- und Bäder-Unternehmungen am Rhein, 27.
Eine Küstenfahrt in Japan. Reise des Langbootes der Vereinigten Staaten Corvette Vincennes, von Simoda nach Hakodade. Originalbericht von John Mercer Brooke und Ernst Knorr, 30. 271.
Von Mazatlan nach Durango, von G. v. T., 47.
Von dem Einflusse des Lichtes und der Luft auf den Lebensproceß der Fische, von Prof. Dr. A. Vogel, 59.
Die praktische Anwendung des galvanischen Stromes, von Prof. Dr. J. Müller, 149.
Die Cocospalme (Cocos mucifera L.), von A. W. Grube, 154.
Der Smaragd, von Dr. Jacob Röggerath, 159.
Der Canal von Suez, von Fr. Steger, 165.
Warum bei den Pflanzen der Stengel nach oben, die Wurzel nach unten wächst, 183.
Wesen und Ursprung des Höhenrauchs, von A. Uhde, 261.
Vom Blute, von Prof. Dr. A. Vogel jun., 267
Die 33. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, von Dr. F. Schödler, 289.
Californien, v. Fr. Lichterfeld. I. Entdeckung u. Geschichte Californiens bis zum Eintritt Ober- oder Neu-Californiens in den nordamerikanischen Staatenverband, 397.
Die Riesensäule am Felsberge im Odenwalde, von Dr. Karl Fuhlrott, 406.
Ein Erdbeben in Honduras. Aus dem Skizzenbuche eines Malers, 409.
Die Planetenpaare, von Prof. J. H. Mädler, 417.
Zweckgesetze und Schönheit in der Natur, von Ernst Hallier, 500.
Der Topfstein, von Dr. Jacob Röggerath, 508.
Ostindien, von Fr. Steger, 511.
Die Gewitter der gemäßigten Zone, von Fr. Neumann, 535.
Aluminium oder Thonerdemetall, von F. Barrentrapp, 537.
Ein blaues Wunder, von Dr. Fr. Schödler, 617.
Die Stadt Rhodus, von Albert Berg, 626.
Durch Südböhmen nach Oberösterreich, von E. Kapper, 632.
Fahrten und Ansichten an den Küsten des Golfes von Honduras, von Julius Fröbel, 640.
Die Philosophie und der Empirismus, 649.

Dritte Abtheilung.

Bildende Kunst, poetische Literatur, Musik, Theater.

Das neue Museum in Dresden, von Ernst Förster, 62. 185. 299. 425.
Beranger, von Moritz Hartmann, 73.
Ungedruckte Briefe aus Ebert's Nachlaß, zusammengestellt von Dr. A. Glaser, 84.
Aus Gleim's Leben, von H. Pröhle, 193.
Eine Theaterkritik der Karschin, von Dr. A. Glaser, 310.
Die Theater in London, von Dr. Julius Rodenberg, 432.
Schicksale antiker Kunstwerke im Mittelalter und der neuern Zeit, von F. Friedländer, 539.
Zur Geschichte der französischen Tanzkunst, 546.
Beranger's letzte Lieder, von Julius Rodenberg, 549.
Die Galanteriemaler Frankreichs, von Richard Fischer, 660.
Ein Bild des Correggio, 669

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Friedemann Bach, Roman von A. E. Brachvogel, 89.
Geschichte und heutige Gestalt der Aemter in England, von Dr. R. Gneist, 91.
Englischer Literaturbericht, 93. 315.
Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt, von Dr. A. Petermann, 96.
Album der Erinnerungen, von E. Kapper, 96.
Pierer's Universal-Lexicon, 96.
Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee, von Baldwin Möllhausen, 203.
Ostindien, von Philipp van Mörkern, 204.
Dramen aus u. nach dem Spanischen, v. L. Braunfels, 295.
Das Leben der Seele, von Dr. M. Lazarus, 205.
Gedichte und Lascia passare, von Robert Waldmüller, 206.
Das Haus Rothschild, 206.
Ludwig Uhland, von Gustav Liebert, 206.
Erzählungen von Robert Heller, 206.
Populäre Aufsätze aus dem Alterthume, von K. Lehrs, 311.
L'empire des Tsars, von Schnitzler, 313.
Das Buch der Pflanzenwelt, von Dr. Karl Müller, 318.
Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1858, 318.
Reliefkarte von Vorder-Indien, 318.
Eduard Tempeltey's Klytämnestra, 318.
Aus dem Harze, von H. Pröhle, 318,

Literarische Notiz, 318.
Kriegerische und friedliche Träumereien, von Pz., 440.
Deutsche Geschichte für das deutsche Volk, von K. A. Mayer, 441.
Gedichte von Friedrich Hebbel, 442.
Lieder der Minnesinger, von Karl Simrock, 444.
Vier Jahre Memoiren. Portraits und Erlebnisse von Ed. Schmidt-Weißenfels, 445.
Album für Deutschlands Töchter, 445.
Kurze Anzeigen, 445.
Ein Frühling, von Jacob Corvinus, 552.
Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami, von Charles J. Andersson. Aus dem Schwed. von Dr. H. Lotze. 553.
Ulrich von Hutten, von D. F. Strauß, 554
Tuti-Nameh, das Papageienbuch. Aus dem Türkischen übersetzt von G. Rosen, 556.
Gedichte von Karl Gottfried Ritter von Leitner, 556.
Goethe's Leben und Schriften, von G. H. Lewes, übersetzt von Dr. J. Freese, 670.
Ein Herbst in Wales, von Julius Rodenberg, 672.
Jerusalem, epische Dichtungen von Adolph Stern, 673.
Johannes-Album, herausgegeben von Fr. Müller, 673.
Album lyrischer Originalien, herausg. von Fr. Oser, 673.
Botanische Unterhaltungen, von B. Auerswald und E. A. Roßmäßler, 674.

Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die neuesten Bewegungen in der theoretischen Landwirthschaft, von Dr. Fraas, 97.
Ueber Zunahme des Geldes und der Circulationsmittel in Europa, 104.
Allgemeiner Rückblick auf die letztverflossenen Wochen, 207. 339.
Der Handwerker auf der Zeitenscheide, v. A. Lammers, 210.
Die Industrie und die Atmosphäre, von Prof. Gottlieb, 216. 319. 449.
Der gegenwärtige Betrieb der elektro-magnetischen Uhren, von Dr. Schellen, 324.
Das deutsche Bankwesen, von Adolph Wagner, 329.
Ueber die Anfertigung des Kriegsmaterials bei den Engländern, von F. Barrentrapp, 446.
Die Bank von England und die Peel'sche Gesetzgebung, von Adolph Wagner, 455.
Zur Juragewässercorrection, 457.
Die Achatschleiferei im Idarthale, von Dippel, 557.
Die Natur in der Wirthschaft — Erschöpfung und Ersatz, von Dr. Fraas, 561.
Das Schraubenschiff, von Dr. Schellen, 675.
Freiheit und Verantwortlichkeit, von A. Lammers, 686.
Der Pariser Credit Mobilier, von Adolph Wagner, 688.

Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Die ostasiatischen Verhältnisse u. s. w., 106. 219. 341. 458. 566. 692.
Die Novara-Expedition, von Dr. Carl Scherzer, 106. 694.
Aus Griechenland, 109.
Skizzen aus New York, 109. 227. 346. 570. 696.
Goldgräberei und Goldwäsche in Californien, 112.
Die Besteigung des Orizaba und Popocatepetl, 114 568.
Die wissenschaftl. Reisen auf Befehl des Königs Max, 221.
Ueber die verunglückte atlantische Telegraphen-Taulegung, von M. Brooke, 224.
Skizzen aus Constantinopel, 229. 460.
Bolivianische Zustände, 343.
Skizzen aus Wien, 350.
Die Kuria-Muria-Inseln, von A. Berghaus, 464.
Skizzen aus Paris, 574.

Namen- und Sachregister zum dritten Bande.

Achatschleiferei, die, im Idarthale, von Dippel, 557.
Album für Deutschlands Töchter, 445.
Album lyrischer Originalien, von Fr. Oser, 673.
Aluminium, oder Thonerdemetall, v. F. Barrentrapp, 537.
Andersson, Charles J., Reisen in Südwest-Afrika, 553.
Anzeigen, kurze, 445.
Auerswald und Roßmäßler, botanische Unterhaltungen, 674.

Bank, die, von England und die Peel'sche Gesetzgebung, von Adolph Wagner, 455.
Bankwesen, das deutsche, von Adolph Wagner, 329.
Barye, von M. Hartmann, 495.
Beranger, von M. Hartmann, 73.
Beranger's letzte Lieder, von Julius Rodenberg, 549.
Bewegungen, neueste, in der theoretischen Landwirthschaft, von Dr. Fraas, 97.
Blut, vom, von Prof. A. Vogel jun., 267.
Bolivianische Zustände, 343.
Brachvogel, Friedemann Bach, 89.
Braunfels, Ludw., Dramen aus dem Spanischen, 205.

Californien, von Fr. Lichterfeld, 397.
Christkindlein bäckt, von August Becker, 231.
Cocospalme, die, von A. W. Grube, 154.
Constantinopel, Skizzen aus, 229. 460.
Correggio, ein Bild des, 669.
Corvinus, Jacob, ein Frühling, 552.
Credit Mobilier, der Pariser, von Adolph Wagner, 688.

Dorf, das catalanische, in Marseille, 20.
Dorf, das protestantische, in der Einsamkeit, 17.
Dorf, ein deutsches, auf slavischem Boden, 19.
Düneudorf, das, von Heinrich Smidt, 235.

Elektro-magnetische Uhren, von Dr. Schellen, 324.
Englischer Literaturbericht, 93. 315.
Epigramme, von Fr. Hebbel, 1. 465.
Erdbeben in Honduras, 409.

Fahrten und Ansichten an den Küsten des Golfs von Honduras, von Julius Fröbel, 640.
Frauen im Orient und Occident, Stellung der, von Friedr. Bodenstedt, 595.
Freiheit und Verantwortlichkeit, von August Lammers, 686.

Galanteriemaler Frankreichs, die, von Richard Fischer, 660.
Galvanischer Strom, praktische Anwendung desselben, von Prof. Müller, 149.

Gauß, Carl Friedrich, von Carl Bölsche, 255.
Gewitter, die, der gemäßigten Zone, v. Fr. Neumann, 535.
Gleim, aus seinem Leben, von H. Pröhle, 193.
Gneist, Geschichte der Aemter in England, 91.
Goldgräberei in Californien, 112.
Griechenland, aus, 109.

Handwerker, der, auf der Zeitenscheide, von A. Lammers, 210.
Hebbel, Fr., Gedichte, 442.
Heller, Robert, Erzählungen, 206.
Höhenrauch, Wesen und Ursprung des, von A. Ubde, 261.
Hugideo, eine alte Geschichte, von J. V. Scheffel, 22.

Japan, eine Küstenfahrt in, von Ernst Knorr, 30. 271.
Industrie und Atmosphäre, v. Prof. Gottlieb, 216. 319. 449.
Johannes-Album, herausgegeben von Fr. Müller, 673.
Juragewässercorrection, 457.

Kapper, Album der Erinnerungen, 96. 318.
Kara Djordje, von S. Kapper, 244.
Kirche, die, von Wyla, von H. Runge, 616.
Kriegsmaterial, über dessen Anfertigung bei den Engländern, von F. Barrentrapp, 446.
Kuria-Muria-Inseln, von A. Berghaus, 464.

Lazarus, Dr. M., das Leben der Seele, 205.
Lebensproceß der Fische, Einfluß des Lichtes und der Luft auf denselben, von Prof. A. Vogel, 59.
Lehrs, populäre Aufsätze, 311.
Leitner, C. G. Ritter von, Gedichte, 556.
Lewes, Goethe's Leben und Schriften, übersetzt von Freese, 670.
Liebert, G. Ludw. Uhland, 206.
Literarische Notiz, 318.

Macaulay's Essay Frederic the Great, von Herm. Grimm, 604.
Märtyrer, die, der Phantasie, Novelle von Ludwig Foglar, 577.
Mayer, K. A., deutsche Geschichte, 441.
Mazatlan, von, nach Durango, von G. v. T., 47.
Merlin, der Zauberer, v. W. Müller v. Königswinter, 353.
Mineralquellen, die neuen, am Rhein, 27.
Möckern, Philipp van, Ostindien, 204.
Möllhausen, Baldwin, Tagebuch, 203.
Müller, Johann v., aus dessen Jugendleben, v. F. Zehender, 145.
Müller, Karl, das Buch der Pflanzenwelt, 318.
Museum, das neue, in Dresden, von Ernst Förster, 62. 185. 299. 425.

Nacht, eine, von Ernst Andolt, 376. 467.
Natur, die, in der Wirthschaft, von Dr. Fraas, 561.
Neuestes aus der Ferne, 106. 219. 341. 458. 566. 692.
Neugriechische Skizzen, von Dr. Fraas, 388.
New York, Skizzen, 109. 227. 346. 570. 696.
Novara-Expedition, die, 108. 694.

Ostindien, von Fr. Steger, 511.

Paris, Skizzen, 574.
Petermann, geographische Mittheilungen, 96.
Pflanzenstengel, warum er nach oben wächst u. s. w., 183.
Philosophie, die, und der Empirismus, 649.
Pierer, Universal-Lexicon, 96.
Planetenpaare, die, von Prof. J. H. Mädler, 417.
Popocatepetl, die Besteigung des, von Baron von Müller und J. Laverrière, 114. 568.
Pröhle, aus dem Harze, 318.

Reisen, wissenschaftliche, auf Befehl des Königs Max, 221.
Reliefkarte von Vorder-Indien, 318.
Rhodus, die Stadt, von Albert Berg, 626.
Riesensäule, die, am Felsberge im Odenwalde, von Dr. Karl Fuhlrott, 406.
Ritter, der, von Grimmenstein, von H. Runge, 615.
Rodenberg, Julius, ein Herbst in Wales, 672.
Rothschild, das Haus, 206.
Rückblick auf die letzten Wochen, 207. 339.

Sängerin, die, chinesisches Melodrama von Neumann, 482.
Schicksale antiker Kunstwerke, von F. Friedländer, 539.
Schmidt-Weißenfels, E., Memoiren und Erlebnisse, 445.
Schnitzler, l'empire des Tsars, 313.
Schraubenschiff, das, von Dr. Schellen, 675.
Signa, die Seterin, Novelle von Th. Mügge, 3. 130.
Simrock, Karl, Lieder der Minnesinger, 444.
Smaragd, der, von Dr. J. Röggerath, 159.
Stern, Adolf, Jerusalem, 673.
Strauß, D. F., Ulrich von Hutten, 554.
Student von Wittenberg, der, von Jacob Corvinus, 117.
Südböhmen, durch, nach Oberösterreich, v. S. Kapper, 632.
Suez, der Canal von, von Fr. Steger, 165.

Tanzkunst, zur Geschichte der französischen, 546.
Telegraphen-Taufegung, die verunglückte, von J. M. Brooke, 224.
Tempeltey, E., Klytämnestra, 318.
Theater, die, in London, von Julius Rodenberg, 432.
Theaterkritik, eine, der Karschin, von Dr. A. Glaser, 310.
Topfstein, der, von Dr. J. Röggerath, 508.
Träumereien, kriegerische und friedliche, von Pz., 440.
Tuti-Nameh, das Papageienbuch, 556.

Ungedruckte Briefe aus Ebert's Nachlaß, zusammengestellt von Dr. A. Glaser, 84.

Verlorne Posten, 17.
Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, von Dr. F. Schödler, 289.
Volkssagen der Schweiz, von H. Runge, 387. 615.

Waldmüller, Robert, Gedichte, 206.
Wien, Skizzen, 350.
Wunder, ein blaues, von Dr. F. Schödler, 617.

Zunahme des Geldes in Europa, 104.
Zweckgesetze und Schönheit in der Natur, von Ernst Hallier 500.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 13. October 1857.

Erste Abtheilung.

Epigramme von Friedrich Hebbel.

Napoleon und Stags.

Wie vor Varus, den Römer, so trat im geknechteten Deutschland
Vor Napoleon auch mahnend die Nemesis hin.
Hätt' er den Jüngling verstanden, der, ohne zu zittern, das Leben
Vor die Füße ihm warf, als er's ihm wieder geschenkt:
Nimmer hätt' es der Völker bedurft, ihm die Lehre zu geben,
Daß der germanische Geist immer den sittlichen rächt.

Zur Erinnerung.

Danke den Göttern, o Mensch, wenn das, warum Du am Morgen
Kämpftest auf Leben und Tod, Dich nicht am Abend erdrückt.

Der Kreis der Kunst.

Himmel und Erde gehn dem Dichter zwar nicht in den Rahmen,
Aber wohl das Gesetz, das sie beherrscht und bewegt.

Das Haar in der Suppe.

Mancher findet nur darum ein Haar in jeglicher Suppe,
Weil er das eigene Haupt schüttelt, so lange er ißt.

Du bist allein.

Ohne Gefolge betrittst Du die Welt und ohne Geleite
Gehst Du wieder hinaus: sei denn getröstet, o Mensch,
Wenn Dich im Herbst die Freunde verlassen, wie Spatzen und Schwalben,
Denn in der bittersten Noth war noch ein Jeder allein.

Ideal und Leben.

Ist der göttliche Lenz mit seinen Farben und Düften
Nicht ein Gut an sich selbst? Wird er es nur durch den Herbst?

An die Feinde des Neuen.

Hielt die Schwere nicht längst schon Himmel und Erde zusammen,
Ehe, vom Apfel belehrt, Newton sie endlich entdeckt?
Und Ihr wollt ein Gesetz bloß darum leugnen und schmähen,
Weil es nicht Moses schon gab, als er auf Sinai stand?

Die Grenze des Vergebens.

Allen soll ich vergeben? Mit Freuden, wenn ich mich selber
Bloß bedenke, und nicht auch die beleidigte Welt.
Aber diese verbeut's, denn wenn ich dem Sünder die Buße
Schenke, so raube ich ihr seiner Veredlung Gewähr
Und ersticke in ihm den Trieb, sich über sich selber
Zu erheben: so bleibt Strenge denn heilige Pflicht.

Ph. teut:

Wundert's Dich, daß er noch immer so faselt? Ich kann es begreifen:
Wenn er sich selbst nicht versteht, glaubt er, ein Genius spricht.

Das Sterben.

Ist der Tod nur ein Schlaf, wie kann Dich das Sterben erschrecken?
Hast Du es je noch gespürt, wenn Du des Abends entschliefst?

Doppelte Eifersucht.

Edelherzige Frauen und eigennützig-gemeine
Quälen mit Eifersucht auch den vortrefflichsten Mann:
Aber die Einen mit der, die ihnen im eigenen Busen
Lodert, die Andern mit der, die sie entzünden in ihm.

Christus und seine Apostel.

Zwölf Apostel und doch nur ein einziger Judas darunter?
Würde der Göttliche heut, zählte er mindestens elf!

Signa, die Seterin.

Von

Theodor Mügge.

I.

Eine Anzahl Jahre sind jetzt vorübergegangen, als an einem sehr warmen Augusttage ein kleines Boot, das von zwei Ruderern gerudert wurde, den Lysterfjord an Norwegens Westküste hinauffuhr, der einer der Nebenarme des großen Sognefjords ist. In dem Hintertheile des Bootes saß oder lag vielmehr ein junger Mann auf einem Haufen duftiger, grüner Birkenreiser ausgestreckt, denn aus solchen macht man Sitze oder Lager für die Reisenden, welche auf den norwegischen Fjorden fahren. Es war dies aber ohne Zweifel ein Postboot, denn am Lysterfjord gibt es keine Fahrstraße. Wilde, meist nackte und jäh aufsteigende Felswände erheben sich drei- bis viertausend Fuß hoch zu beiden Seiten des Wasserspalts, der sich zwischen ihnen eingewühlt hat, und nur an wenigen Stellen öffnen sich kleine Thäler, deren liebliches Grün und malerische Umbüschung sehnsüchtige Wünsche erregen können. Solche Wünsche empfand sicher auch der junge Reisende, welcher keineswegs mit seiner Lage zufrieden schien. Die Sonne brannte glühend nieder und der funkelnde Meeresarm lag völlig unbeweglich in seinem Felsenbecken. Die weißlich grauen Steinmassen und gezackten Felsenklippen sahen aus, als seien es verdürstete Riesen; so viel war gewiß, daß nirgend aus ihren Eingeweiden ein kühler Wasserstrahl ins Meer stürzte. An anderen Orten findet man dies sehr häufig. Wasserfälle kommen von den meisten Fjeldern herunter, oder man sieht ihre schäumenden Wasserfäden wie silberne Blitze an den steilen Wänden niedergleiten; vergebens aber suchte der Reisende nach einem solchen erwünschten Zeichen. Auf dem lauen Salzwasser des Fjords tauchte da und dort ein Seehund auf, Schwärme von Seeschwalben vor sich herjagend, welche kreischend in die Luft flatterten, um von den bissigen Hunden nicht gepackt zu werden, die ihre Jagd häufig erfolgreich genug anstellen; ihrerseits aber folgten die Vögel dann einem grünlichen Schein im Wasser nach und stürzten mit scharfem Geschrei darauf nieder.

Was haben sie dort? fragte der Reisende den einen seiner Ruderer.

Heringe, Herr, antwortete der Mann. Wo es einen grünen Streif im Wasser gibt, steht der Hering. Das wissen die Möven und Alken eben so gut, als die Fischer.

Der Reisende beobachtete, wie die Vögel ihre Beute aus dem Wasser zogen, und einige Augenblicke schien er mit der Lust zu kämpfen, den unglücklichen Heringen beizustehen und das Amt der Nemesis zu verwalten. Er griff nach einem Futteral, das neben ihm im Boote lag, in welchem ein Gewehr stecken mußte, allein noch ehe er die Schnalle daran geöffnet hatte, legte er es wieder fort und rief lächelnd und ärgerlich den räuberischen Vögeln nach: Wie zum Henker! mögen sie doch bei dieser Hitze Salzwasser trinken und Heringe dazu essen.

Die Norweger sind die größten Heringsesser in der ganzen Welt. Sild d. h. Hering ist ihre Lieblingsspeise zu jeder Jahreszeit. Die Möven, meinte der Ruderer daher, seine Lippend leckend, sind die allerklügsten Thiere in der Welt, denn sie ziehen die Heringe allen andern Fischen vor.

Ich gönn's ihnen von Herzen, erwiederte der junge Mann, aber da ich nicht selbst eine Möve bin, so sagt mir doch, wie weit wir noch nach dem Hof von Eide haben?

Der Mann blickte bedächtig umher und antwortete dann: Gute zwei Meilen werden es noch sein, Herr.

Und ist bis dahin nirgend ein Trunk zu bekommen?

Wir müßten hinüber nach Solvorn fahren, da hält der Schüßkaffer ein artiges Wirthshaus, und es wird Bier dort gebraut.

Ich wäre mit Wasser zufrieden, sagte der Reisende.

Wenn's das thut, rief der Bootsmann, so können wir es näher haben. Vor uns liegt die Kirche von Urenäs, Du wirst sie sehen, sobald wir um die Spitze dort biegen. Ein paar Hütten stehen neben dem Gotteshaus. Milch wirst Du dort nicht finden, denn die Thiere sind jetzt alle noch auf den hohen Weiden, aber ein Bach kommt von dem Fjeld herunter, aus ihm kannst Du trinken so viel Du magst.

Mit dieser tröstlichen Aussicht mußte der Reisende sich begnügen. Es war ihm schon recht, daß die Ruderer ihre Schalten kräftiger anzogen. Er legte sich in die Birkenzweige zurück, deckte den leichten Filzhut über sein Gesicht, um sich vor der Sonne zu schützen, und hob den Kopf erst wieder auf, als die

Männer ihm zuschrieen, die Kirche von Urenäs läge vor ihm.

So war es denn auch. Eine grüne kleine Bucht leuchtete hinter den Felsen hervor, ein paar roth angestrichene Hütten standen am Ufer und nicht weit davon an erhöhter Stelle erblickte er ein Bauwerk, nicht viel größer als jene, aber mit einem Vorbau oder Wetterdach. Das war die Kirche.

Nach einigen Minuten steuerte das Boot über ein paar große Steine fort und stieß an eine vorspringende Felsenplatte. Bei den Hütten ließ sich Niemand sehen, und in Norwegen werden Reisende sehr selten von einem Hunde empfangen. Hunde sind unnütze Brotfresser, was soll man mit ihnen? Meist hat man nicht nöthig, sie zu Wächtern gegen Diebe zu machen, und in diesen wilden Gebirgen am wenigsten. Um so mehr war es zu verwundern, daß plötzlich ein graugelber, zottiger Hund zum Vorschein kam, der ein wüthendes Gebell erhob, bis er von einem gellenden Pfiff zurückgerufen wurde. Damit zugleich trat aus der Thür der größten Hütte ein Mann, der nach dem Besuch umschaute, der seinem Hunde solch Aergerniß bereitet, und als er den Reisenden erblickte, stehen blieb und diesen aufmerksam betrachtete.

Es war ein Mann von echt nordischer Race, die in diesem verborgenen Fels- und Meergewirr sich oft noch mit aller Schärfe ausprägt. Von mittelhoher, knochiger Gestalt, schlank an Leib und breit an Brust und Schultern, saß auf diesen ein Kopf voll dichter dunkler Haare, mit mächtiger Stirn und großen, ernstblickenden Augen. Das Gesicht war nicht unschön und noch jugendlich frisch, denn der Mann mochte kaum dreißig Jahre zählen, aber er war so fest und kräftig gebaut, daß er älter scheinen konnte.

Er erwiederte den Gruß des Reisenden nicht eben unfreundlich, doch mit einem kalten Dank, der ganz seiner Haltung und den prüfenden Blicken entsprach, mit welchen er den Ankömmling musterte. Dieser merkte wohl, daß der Mann aus der Hütte kein Bauer sei, denn er trug einen kurzen Rock und Stiefeln an den Beinen, statt der Jacken und Nägelschuhe, die der Landmann nicht von sich trennt, auch bemerkte der Reisende, daß neben der Hütte angebunden eines der kleinen gelblichen Gebirgspferde gezäumt und gesattelt stand, und er vermuthete, daß dies der Eigenthümer des Thieres und ein Fremder so gut sei wie er selbst.

Es ist gewaltig heiß heut, sagte er, sich die Stirn wischend.

Kommen Sie von Lärdalsören? fragte der Andere.

Von Lärdalsören, ja.

Um die alte Kirche hier zu sehen?

Zunächst um einmal zu trinken.

Der Mann schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Es gibt schwerlich etwas andres in Thorkel Halfson's Haus als Wasser und das ist schlecht, oder Kornbranntwein, doch der ist noch schlechter. Warten Sie einige Minuten, Thorkel macht eben Kaffee, der freilich auch nicht besonders ausfallen dürfte, aber er wirds thun, so gut er kann; damit müssen Sie fürlieb nehmen.

Herzlich gern, antwortete der junge Mann erfreut, und da der Fremde sich auf eine Holzbank niederließ, welche an der Thür stand, setzte er sich zu ihm und wies nach dem alten Bauwerk hinüber.

Das ist also die Kirche von Urenäs, begann er. Ich habe sie in Dahls norwegischen Alterthümern abgebildet gesehen, wo sie freilich stattlicher aussah.

Aus der Ferne betrachtet, sieht Manches anders aus, als in der Nähe, erwiederte der Fremde, und Norwegen hat keine andern merkwürdigen Alterthümer, als seine ewigen Dome und Schlösser dort oben.

Er streckte seinen Arm aus und deutete über den Fjord fort, wo jenseit eine mächtige Felsengasse zum Himmel auflief, an deren höchsten Kanten eine weiße glänzende Wolke hing, aus welcher phantastische Hörner und Zacken wie mächtige Burgen und Schlösser aufragten.

Was ist das für eine seltsame Wolke? fragte der junge Reisende.

Das sind die Jötunfjellen, antwortete sein Nachbar, und was sie auf deren Scheiteln sehen, ist keine Wolke, sondern Jutedals Eisbären sind es, die größten Gletschermassen, die es in Europa gibt.

Ja, das ist schön! rief der Reisende verwundert. Die Kunst hat Nichts für Norwegen gethan, die Natur Alles.

Achten Sie diese alte Capelle doch nicht allzu gering, sagte der Fremde, überhaupt muß man an unsre Alterthümer einen besonderen Maßstab anlegen. Prachtbauten von Stein haben wir nicht, auch unsre Könige wohnten in Holzhäusern. Aber sehen Sie einmal diese alten Balken an, welche nun wohl ein Jahrtausend allen Stürmen und allen Wettern getrotzt haben. Sie sind wie Eisen schwarz und fest geworden, kein Messer kann hineinschneiden, keine Axt kann sie spalten. Hart wie Granit überdauerten sie diesen. Nichts ist zermürbt, nichts bröckelt ab! Was haben unsere Vorväter damit gethan? Welche Kunst haben sie verstanden, um dies Eisenholz hervorzubringen? Womit sind diese Blöcke bestrichen worden? Es wäre eine schöne Sache, wenn man das Mittel wieder entdecken könnte.

Sie waren Beide zu dem alten Bauwerk gegangen, und unser Reisender fand, daß es

wirklich wie vom härtesten Stein gemacht sei. Wenn es ein Mittel dafür gegeben hat, sagte er, und nicht etwa örtliche und besondere Umstände diese Umwandlung bewirkt haben, so würde die Wiederentdeckung weniger erfreulich für die Kunst, als vortheilhaft für kluge Holzhändler sein.

Der Fremde lachte auf. Meiner Treu, Sie haben Recht, erwiederte er, Sie geben mir da eine gute Lehre, obwohl Sie wahrscheinlich nicht wissen, daß ich ein Holzhändler bin. Ich wohne dort unten am Fjord, fuhr er fort, auf einer Landstelle, die Skalden heißt, und vielleicht hat einer meiner Urväter diese Kirche bauen helfen und das Recept zu dem Versteinerungsmittel selbst besessen.

So sprechend kehrten Beide zurück, und eben sprang ein junger Bauer aus der Hütte und rief dem Herrn entgegen, daß der Kaffee fertig sei. Als sie hineintraten, dampfte die Kanne schon auf dem Tische, daneben standen bunte Fayencetassen und eine Schale mit kleinen Zuckerstückchen gefüllt, sammt einem Teller voll dünner, harter Brotkuchen, Flodbrot genannt. Auch ein großes Stück Butter war da, und ein mächtiger, mondförmiger, röthlicher Käse, Milch aber schien gänzlich zu fehlen.

Wir müssen genügsam sein, sagte der Herr, Thorkel Halfson gibt uns, was er besitzt, Milch jedoch findet man um diese Zeit kaum bei den wohlhabenden Leuten. Indeß, fuhr er einladend fort, können Sie wenigstens Alles was da ist, ohne Scheu genießen, denn es geht hier sauber her, was bei manchen unsrer Bauern nicht eben der Fall ist.

Er warf seine Blicke über die Stube und schien zufrieden damit zu sein.

In der That glänzte der Raum so wohnlich und reinlich, wie man es selten findet. Die Dielen waren mit frischen Birkenblättern bestreut, die Holzwände mit bläulicher Farbe bestrichen. An den Seiten liefen Bänke umher, darüber in der Nähe der niederen Decke bildeten Bretter offene Schränke, auf denen allerlei Wirthschaftsgeräth und Geschirr in guter Ordnung seine Stelle fand. Ueber dem Herde in der Ecke standen mehre schöne Haus- und Bibelsprüche geschrieben, und auf dem hellen Feuer dort brodelte das Wasser im blanken Kessel, in welchem Thorkel Halfson jetzt Kaffee für sich und für die Bootsleute kochte, welche draußen auf den Steinen saßen.

Der Reisende betrachtete mit Wohlgefallen den jungen Bauer. Seine rothe Mütze saß keck auf dem blonden Haar, und sein frisches Gesicht mit blauen Augen, die so licht waren wie seine Haut, der selbst diese brennende Sonne nicht viel anhaben konnte, sah überaus freundlich und lebendig aus.

Der fremde Herr schien zu merken, was sein Gast dachte. Sie machen Vergleiche zwischen Thorkel und mir? fragte er. Ist es nicht so?

Das thue ich, Herr Skalden, erwiederte der Andere, indem er nach norwegischer Sitte den Fremden nach dem Namen seines Hofes nannte, den er von ihm gehört, und die meisten haben auch keinen andern Familiennamen als den ihres Gutes. Man sollte nicht meinen, fügte er hinzu, daß Sie und er aus einer Weltgegend stammen.

Herr Skalden fuhr mit der Hand durch seine dunkeln Locken und sagte darauf: Dennoch sind wir auf einem Hofe geboren worden. Halfsons Vater war meines Vaters Dienstmann, und wenn wir Geschlechtsregister und Stammbäume führten, würden wir wahrscheinlich beweisen können, daß seit Jahrhunderten unsre Voreltern derartig beisammen lebten. Uebrigens wissen Sie doch, fuhr er fort, daß in unsern Gebirgen noch immer die Spuren der zwei verschiedenen Stammracen Norwegens gut unterschieden werden können. Es gibt Menschen hier mit schwarzen Haaren und Augen, zu denen ich gehöre, und man sagt ihnen nach, daß sie von den uralten Herren des Landes, den Asen, abstammen; die blonden und blauäugigen dagegen sind die Nachkommen der Gothen, welche sich des Landes bemächtigten. Am Sognefjord finden Sie noch manche Bautesteine, die von den Kämpfen beider Völker Kunde geben, auch außer dem berühmten, auf welchem geschrieben steht, daß König Nor hier die gesammten Könige von Sogne und ihr Volk besiegte und unterwarf.

Aber die gothischen Sieger sind nicht immer Herren im Lande geblieben, meinte der Reisende. Ihre Nachkommen sind, wie ich sehe, auch wiederum Diener der Asenkinder geworden.

Das ist der Welt Lauf, lachte Herr Skalden. Der Herr wird Knecht, wenn er es nicht versteht, Herr zu bleiben, dagegen wird der kluge Knecht zum Herrn. Möglich, daß Thorkel Halfsons einstige Vorfahren einmal in Skalden geboren und meine Vorfahren ihnen gehorchten. Mir einerlei, die Sache hat sich geändert und ziemlich lange ist es jedenfalls her. Mein Großvater trieb schon Holzhandel hier, mein Vater kaufte den Wald im Fortunthal, dazu die Weiden und Seterien, und Halfsons Vater war sein Aufseher. Ich selbst mache es eben so. Ich habe hier umher Holzläger, kaufe und verkaufe, und Thorkel Halfson ist mein Verwalter, dem es gut geht und mit dem ich zufrieden bin.

Ist er verheirathet? fragte der Reisende.

Nein. Er lebt mit seiner Schwester, die jetzt oben in den Bergen ist.

Der Reisende hatte sein Skizzenbuch inzwischen herausgezogen und zeichnete

ohne Geschick die Gestalt des jungen Bauers in seiner Beschäftigung am Herde.

Nachdem der Holzhändler einige Zeit schweigend zugeschaut, fragte er: Sind Sie ein Maler?

Ich möchte wenigstens Einer sein, erwiederte der junge Mann freundlich.

Wo kommen Sie her?

Von Christiania.

Wo alle feinen Leute zu Haus sind, lachte Skalden, indem er seine Augen auf ihm ruhen ließ.

Der Blick war so höhnend wie der Ton, in welchem er sprach, aber der Reisende wußte, daß viele Norweger auf Christiania nicht gut zu sprechen sind, das, wie sie sagen, der Väter Sitte verlassen hat, um dem Fremden nachzuäffen.

Ich liebe Christiania auch nicht allzu sehr, sagte er daher lächelnd, obwohl ich dort geboren wurde.

Sie sind also doch ein Normann?

Das will ich meinen. Mein Vater war allerdings von deutscher Abkunft, aber meine Mutter stammt aus einer alten Landesfamilie.

Wie heißen Sie?

Mein Name ist Eduard Falkland.

Dann stammt Ihre Mutter aus der Familie Mare.

Ja wohl, sagte Eduard Falkland erfreut. Sie kannten vielleicht meine Mutter?

Nein, aber ich kenne den Capitän Halbart Mare in Eide.

Das ist ein Vetter meiner Mutter.

Und ich weiß, daß man in Eide einen jungen Herrn aus Christiania erwartet.

Meine Mutter hat mich vor einiger Zeit dem Vetter in Eide angekündigt, und meine Muhme Emma hat darauf geantwortet, daß ich willkommen sein würde.

Keinen Zweifel, Herr Falkland, Sie werden willkommen sein, sagte Skalden mit einem harten Lachen. Ein Mann wie Sie ist dort an seinem Platze.

Wie meinen Sie das, Herr Skalden?

Ich meine, ein junger Herr, der allerlei Künste versteht, wird seine Zeit dort gut anwenden können. Es gibt im Sogne mancherlei zu sehen und zu malen. Vielleicht verstehen Sie auch das Clavier zu spielen?

Das kann wohl sein.

Bravo! und dazu auch zu singen. Sie müssen eine gute Stimme haben, man hört's am Ton. — Aber ich will Sie nicht länger aufhalten; Emma Mare darf nicht ungeduldig werden, und meine eigene Zeit ist um.

Damit warf er das Messer fort, trank seine Tasse aus und stand auf.

Sie kommen, wie ich denke, häufig nach Eide? fragte Eduard.

Gewiß nicht selten, war die Antwort.

So werde ich Sie wiedersehen.

Darauf verlassen Sie sich.

Das soll mich freuen, Herr Skalden.

Ich will's immerdar wünschen. — Bring' mein Pferd, Halfson; Glück auf Ihren Weg, Herr Falkland. In's Boot, Ihr Leute, faulenzt nicht länger. Was haben Sie denn da für einen Kasten?

Es ist mein Malkasten.

Und was haben Sie in dem Ueberzug dort?

Mein Gewehr.

Also Maler und Jäger zugleich. Auf dem Rücken die Pinsel und auf der Schulter die Büchse. In welcher Kunst haben Sie es denn am weitesten gebracht?

Ich denke, daß ich vielleicht Gelegenheit finde, Ihnen zu beweisen, daß ich in beiden etwas leiste.

Ich zweifle nicht daran. Ein Troubadour muß Alles verstehen, und am Sognefjord läßt sich Alles gebrauchen. Dort gibt es zuweilen auch größeres Wild als Elstern und Seeschwalben. Farewell! Herr Falkland, auf Wiedersehen!

II.

Das Boot verließ die kleine Bucht. Eduard Falkland sah nur noch wie sein neuer Bekannter sich auf das kleine Bergpferd schwang, das mit dem Feuer und der Schnelligkeit dieser kräftigen Thiere ihn durch das grüne, schmale Thal trug, zwischen hohen Felswänden und Klippen fort, hinter denen er schnell verschwand. Er fühlte sich unmuthig gestimmt gegen diesen hochfahrenden Mann, der offenbar ihn verspottete, und doch fühlte er sich angezogen durch die Kühnheit und Freimüthigkeit seines Wesens, und durch die stolze, entschiedene Haltung, welche sich seinen Worten wie seinen Handlungen aufdrückte. Es lag darin eine trotzige Ueberlegenheit, welche bei dem jungen, lebhaften Falkland den Wunsch hervorrief, ihn näher kennen zu lernen, um ihm zu beweisen, daß er es mit keinem Schwächling zu thun habe, der sich weder vor ihm noch vor Anstrengungen und Gefahren fürchte.

So beschäftigte er sich längere Zeit in seinen Gedanken mit ihm und wandte sich dabei auch der Familie zu, deren Wohnsitz er sich näherte. Je mehr dies geschah, um so reger wurden seine Erinnerungen. Seinen Vetter Halbart Mare hatte er nie gesehen, wohl aber dessen Tochter Emma, welche mehre Jahre lang zu ihrer Erziehung in Christiania gelebt hatte. Damals war sie im sechzehnten Jahre, und er selbst sechs Jahre älter, als er nach Deutschland geschickt wurde, von wo er vor einigen Monaten zurückkehrte. Seit jener Zeit waren drei Sommer vergangen; Emma mußte nun neunzehn sein. Sie war

ein Jahr, nachdem er fortgegangen, von ihrem Vater zurückgeholt worden in sein Haus am Lysterfjord, denn ihre Mutter war gestorben und sie hatte ihm kein anderes Kind als dies eine zurückgelassen. Halbart Mare war einst Officier gewesen, als das Land noch zu Dänemark gehörte. Im Jahre 1814 kämpfte er als eifriger Patriot gegen die Schweden, als aber die Freiheit Norwegens gesichert war, wurde er ein Landmann auf dem väterlichen Erbe, ein sogenannnter Proprietär, das heißt ein höherer Bauer, auf einem der größeren Höfe in diesem Lande, wo es keine großen Güter gibt, die das Odalsrecht niemals aufkommen ließ. Seinen alten Familienadel hatte er niedergelegt, als der Adel in Norwegen aufgehoben wurde, und wie Eduard Falkland sich erinnerte, war ihm sein Verwandter öfter als ein Mann der Volks- oder Bauernpartei geschildert worden, der als solcher auch gleich anfangs in den Storthing gewählt wurde. Das war so ziemlich Alles, was er von ihm wußte, und er setzte sich daraus ein Bild zusammen, das ihm im Ganzen recht gut gefiel. Das Beste that freilich seine Erinnerung an Emma, und während er durch die Felsengasse des Fjords fuhr, der sich, je näher seinem Ende, um so mehr zusammenzog, suchte er in der Ferne nach ihr umher, wenn er auf dem hohen Uferrande ein Haus liegen sah. Emma war damals zwar noch halb ein Kind gewesen, doch ihr offenes, volles Gesicht mit den stark ausgeprägten, nordisch festen Zügen, dem braunen Haar und den klaren Augen hatte er nicht vergessen. Einige Male war es ihm, als sähe er sie auf den Steinen stehen und ihn erwarten, aber er täuschte sich. Das Boot fuhr weiter, die Gestalt verwandelte sich und verschwand, und immer höher und unwirthlicher stiegen die Felsmassen auf und schienen sich zu einem Halbkreis von ungeheuren senkrechten Wänden zu verkitten, in denen alles Menschenleben aufhörte.

Indem er endlich seine Ungeduld äußern wollte, öffnete sich zur Seite eines jener versteckten kleinen Thäler, an welchen diese Fjorde so reich sind. Er erblickte eine saftig grünende Tiefe, zu welcher das Gebirge sich welliger niederzog, und auf einem der nächsten Vorsprünge lag ein Hof, bei dessen Anblick eine Stimme in ihm sagte: hier muß Emma wohnen, dies ist ihr Haus, dies sind die großen, prächtigen Bäume, von denen sie mir oft erzählt hat.

Das Haus lag in einem Gartengehege, das den ganzen Bergabsatz einnahm und sich in Terrassen nach dem Thalgrunde hinabsenkte. Es hatte einen Vorbau, der auf Holzsäulen ruhte und wie ein Altan aussah. Aus einer Thür des oberen Geschosses, die auf den Vorbau hinausführte, trat soeben eine Frau im hellen Kleide, und er stand mit solcher Heftigkeit auf, daß der Kahn in's Schwanken gerieth und er beinahe in's Wasser gestürzt wäre. Als er wieder aufsprang, war der Altan leer, aber er zweifelte nicht daran, daß er jetzt wirklich Emma gesehen hatte.

Eilt! eilt! rief er den Bootsleuten zu, die gemächlich sich einer Anfahrt näherten, wo mehrere Kähne lagen.

O, Du kommst zeitig genug, antwortete ihm der Eine, der nach dem Ufer sah. Wir werden eher dort sein als Halbart Mare, mit dessen Füßen es langsam geht.

Eduard bemerkte in dem Gange, der vom Garten aus an dem Fjord hinablief, einen Mann, welcher die Stufen langsam hinunterstieg und sich auf einen Begleiter stützte. Dieser Begleiter war das Mädchen im hellen Kleide, Emma. Er rief ihren Namen lebhaft und laut, als er mit einem Sprunge das Ufer erreichte und seinen Verwandten entgegen lief.

In einer Minute stand er vor ihnen und plötzlich gerieth er in Verwirrung. Er hatte von Emma einst Abschied genommen, indem er ihre Lippen geküßt und ihr allerlei süße Wünsche und Schmeichelnamen zugeflüstert. Mit derselben Vertraulichkeit hatte er gemeint, jetzt das Wiedersehen feiern zu können, aber damit war es nichts. Das war die Emma nicht mehr, mit der er getändelt und gespielt, das war ein kopfhoch größeres Mädchen, das nicht wie sonst ihre Arme nach ihm ausstreckte, und ihm muthwillig zulachte. Freundlich zwar schaute sie ihn an und ihre braunen Augen füllten sich mit Glanz, aber ihre Freude war in Grenzen gebannt und diese Grenzen wurden sogleich von ihm empfunden. Er wandte seine Blicke von ihr ab auf ihren Vater und zog seine Hände zurück, indem er seinen Hut abnahm. Halbart Mare, der Capitän, wie er von seinen Nachbarn genannt wurde, stützte sich auf seinen großen Dornstock und musterte ihn mit den scharfen Blicken und der Beobachtungsgabe eines echten Sognemannes. Er war von hoher Gestalt, magerm scharfen Gesicht und scharf hervortretender Nase. Ein gelblicher mit grau gemischter Backenbart lief ihm bis an die Mundwinkel, seine Stirn war hoch und faltig — das gelbgraue Haar fiel darauf nieder, und das lederharte, starknochige Gesicht von verschiedenen Furchen wie von Rinnen durchzogen.

Das ist er also. Eduard Falkland — ist es nicht so? rief der Capitän ihm zu.

Eduard Falkland, Vetter, der Ihnen die Grüße seiner Mutter bringt, antwortete der junge Reisende, in die Hand einschlagend, welche Halbart Mare ihm entgegenstreckte.

Bist willkommen, Eduard, bist Deiner Mutter Sohn! sprach dieser dabei. Hast ihr Gesicht

und ihre klaren Augen. Bist willkommen in Eile, Eduard Falkland, wiederholte er freundlicher. Da ist Deine Muhme Emma. Ihr seid alte Bekannte, Ihr Beide; reich ihm Hand und Mund, Mädchen, und dann — Ihr da, bringt, was im Boote ist, herauf in's Haus, da wollen wir hören, was Du Neues mitbringst, Vetter. Emma that nach ihres Vaters Willen. Sie reichte Eduard ihre Lippen zum Kuß und sagte freundlich: Wir haben Sie schon seit einigen Tagen erwartet, Vetter Eduard; nun sind Sie endlich hier, und Glück mit Ihnen! Ich hoffe, Sie haben eine gute Reise gehabt, und Alles, was Sie uns erzählen können, ist gut.

Eduard hatte Zeit gehabt, seine Gedanken zu ordnen und was ihn überraschte, zu bewältigen. In Christiania hatte die kleine Emma ihn Du genannt und er niemals anders als so vertraut zu ihr geredet. Jetzt kam ihm die höfliche, entfremdende Form eben so unerwartet, wie das fremdere Benehmen der erwachsenen Freundin. Er hatte es sich ganz anders gedacht, das brach nun plötzlich zusammen. Er fühlte sich verletzt davon und doch war er verständig genug, sich zu sagen, daß es eigentlich nicht anders sein könne; denn Emma war eine Jungfrau geworden und er selbst während der Zeit der Trennung zum Manne gereift. Sie gingen langsam den Abhang hinauf. Der Capitän hatte mancherlei zu fragen, auch Emma hatte zu fragen, er mußte Antwort über Vieles geben. Als sie oben standen, lag das Haus hinter einem grünen Vorplatz, der mit Blumenstücken durchzogen und wohlgepflegt war. Es wandte sich südlich dem Fjord zu und blickte dabei in das liebliche Thal hinab. Schöner ließ sich kaum etwas denken, als diese prächtige Lage und Aussicht auf den blaufluthenden Meeresarm, auf die hohen Jötunfjellen, auf Gletschermassen und auf die hohe waldumbuschte Bergwand, welche den Hintergrund füllte. Mit frohen Blicken betrachtete Eduard dies Rundgemälde und als er darüber seine Freude bezeugte, lachte Halbart Mare wohlgefällig. Er stützte beide Hände auf die Krücke seines Eschenstocks und sprach mit Selbstbewußtsein: Ihr glatten Leute in Christiania meint zuweilen, es gäbe nichts besseres in dem alten Norwegen, als was Ihr habt, und die weisen hochgelahrten Väter des Vaterlandes sehen auf uns wie auf Barbaren. Es ist aber nichts damit, Vetter Eduard. Unsere Fjörde und Berge hier im Westen das ist und bleibt der Kern und unsre Wildnisse sollen Dir, wie ich hoffe, besser gefallen, als was Du dort gesehen hast.

Sie gefallen mir schon jetzt so gut, erwiederte der junge Mann, daß ich entzückt davon bin.

Alles Neue gefällt und entzückt, sagte Emma.

Bis es alt und alltäglich wird, fiel ihr Vater ein. Eine andre Sache ist es, sein Leben hier zuzubringen.

In solchem stattlichen Hause, umringt von Wald und Gärten! meinte Eduard, läßt sich's wohl aushalten. Das sind ja, wie ich sehe, lauter Fruchtbäume.

Daran fehlt es uns nicht, sprach der Capitän. Emma soll Dir Kirschen pflücken, wie sie nicht in Christiania wachsen und unsre Birnen und Aepfel werden in Bergen gut bezahlt. Bei alledem ist es solchem jungen Springinsfeld doch nicht zu rathen, den Versuch zu machen, hier sein Leben einzurichten.

Warum nicht, Vetter, erwiederte Eduard lebhaft. Wer die Natur liebt, kann auch mit und in ihr leben, wo es sein mag.

Wenn sie immer so grün und heiter aussähe, o ja! lachte der Gaardherr, aber bleib drei Monate bei uns, dann will ich Dich wieder fragen. Wenn die Stürme über Fortunsfeld rasen, die Schneewirbel von den Horungerne herunterkommen und aus den Nebeln hervor die Wellen des Fjord ihre eisigen Kämme zeigen, wirst Du anders sprechen. Das ist nichts, Vetter Eduard, nichts für Dich; ist es nicht so? Du bist ja wohl ein Künstler? Eh! Deine Mutter schrieb davon, ein Maler? Was?

Ich habe wenigstens eine deutsche Malerakademie besucht, Vetter.

Und willst hier Naturstudien machen? Findest reichen Stoff dazu überall. Glück in Deine Hand, mein Sohn. Male drauf los und fülle Deinen Kasten da, bis Du es satt hast in Halbart Mare's altem Haus und am Sogne. Jetzt aber komm und ruhe aus. Emma wird uns auftischen was uns gut thut. Du mußt das Willkommen im Hause mit uns trinken, wie es Sitte am Sogne ist.

Damit geleitete er den Gast in ein Zimmer unter den Säulenbau, auf welchem der Altan lag und nöthigte ihn, es sich so bequem als möglich zu machen. Es war ein großer stattlicher Raum, zwar mit einfachen Mobilien versehen, unter denen man aber doch Einiges vielleicht nicht hier vermuthete. Vor allen stand dort an der Wand ein großes schönes Clavier und zwischen den Fenstern hing ein Spiegel, der bis an die Decke reichte. An der andern Wandseite stand ein weich gepolstertes Sopha und am Tische ein mächtiger Lehnstuhl mit braunem Leder überzogen und sehr bequem zum Ausstrecken des Körpers eingerichtet. Das Zimmer war mit einer französischen Tapete tapezirt, die Decke mit einem Deckenstück. Obwohl das ganze Gebäude von Holz war, wie alle Häuser im Lande, merkte man doch nichts davon, die drei Fenster waren hoch und hell, mit Vorhängen von blumigem Mousselin behängt.

Der Hausherr bemerkte wohl, daß seinem jungen Verwandten diese Einrichtung sehr wohl gefiel und daß er mit Vergnügen sich in den weichen Stuhl setzte. Oho, sagte er lächelnd, die Bären laufen nicht am Sogne umher und speisen mit uns von einem Teller, wie man bei Euch zuweilen unser Land abmalt, aber was Du hier siehst, Vetter Eduard, hat seinen guten Grund. Wo ein Mädchen im Hause ist, gibt es auch allerlei Putz und Verweichlichung. Im Eidehof gab es sonst nichts als hölzerne Stühle vom besten Birkenholz und Tische von demselben Stoff, als Emma aber aus Christiania zurückkam, brachte sie modische Angewohnheiten mit und Weibern muß man den Willen thun, wenn sie nicht sterben sollen. Das ist ein gutes altes Sprichwort. Ich habe daher ihr zu Gefallen aus Bergen allerlei feine Sachen kommen lassen, die man dorthin von Deutschland herüber bringt, und einer unsrer Freunde, der oft dahin reist, schleppt immer mehr unnützen Tand in mein Haus.

Ich sehe nicht ein, antwortete Eduard, daß ein Mann dadurch schlechter wird, wenn er lieber auf einem weichen Polster sitzt, denn auf hartem Holz oder Rohr.

Oho! lachte Halbart Mare, mit seinem Stock aufstoßend, Du gehörst zu denen, die den saftigen Braten lieber essen, als das Wild jagen.

Jedes zu seiner Zeit, scherzte der junge Vetter, inzwischen denke ich, daß, wer das Wild jagt, auch den Braten nicht verschmäht, oder wer arbeitet, überhaupt auch genießen soll, was ihm schmeckt.

Das denkt Ihr junges Volk, antwortete der Capitän, indem er eine lange Pfeife ergriff und Feuer schlug, um sie in Brand zu setzen, aber zu Eurer Väter Zeit war es anders. Da herrschten einfache Sitten, so nach oben wie nach unten, und die ältesten, edelsten Familien im Lande lebten kaum besser als die Bauern.

Das waren rohe Zeiten, sagte Eduard, jetzt will Jeder genießen, was er bezahlen kann.

Halbart Mare zog die dicken rothen Augenbrauen zusammen: Bessere Zeiten als es jetzt sind, antwortete er, wo jeder Hans Narr sich breit macht und die Nase so hoch in die Luft hält, daß er über jeden Stein stolpert.

Eduard schwieg, er sah wohl, daß seine Antwort den Gaardherrn noch mehr reizen würde, aber dieser fuhr in derselben Weise fort: Ich habe niemals viel von der neumodischen Weisheit gehalten, habe mich davor bewahrt und nach dem Eidehof am Lysterfjord geflüchtet, wo man nichts von gelben Handschuhen und lakirten Stiefeln weiß, habe hier nun länger als zwanzig Jahre gesessen und was Du umher siehst, ist mein Werk; der Hof lag wüst auf einem wüsten Hügel, ein Dutzend schlechte Aepfelbäume war Alles, was ich fand. Alle diese Terrassen, alle diese Gärten habe ich geschaffen, Korn und Kartoffeln auf Stellen angebaut, wo sonst nur Haidebisteln wucherten, und so den Hof herauf gebracht, daß er jetzt sechs mal mehr trägt als damals. Nur, fuhr er ruhiger fort, Reichthum ist dabei nicht zu schaffen, denn solche Verbesserungen machen auch große Kosten, aber auf meinem freien Erbe bin ich ein freier Mann, nichts weiter; will auch nichts weiter sein.

In unsrer Zeit, sagte Eduard, muß, wer viel Geld erwerben will, Handel treiben.

Handel, bah! versetzte Halbart Mare rauh und eine gewaltige Wolke Tabacksdampf vor sich her blasend. Bei ihren Heringen bekommen die Krämer Heringsseelen. Es gibt genug davon in dem alten Norwegen, die nichts weiter im Leibe haben — und sich dabei die Ersten im Lande dünken.

Ackerbau und Handel sind doch immer die ersten und vornehmsten Beschäftigungen der Menschen gewesen, erwiederte der junge Mann, und werden es auch alle Zeit bleiben. Alle menschliche Bildung beruht darauf und alle Staaten haben sich auf dieser Grundlage aufgerichtet. Im Grunde, fuhr er lächelnd fort, ist jeder Mensch ein Handelsmann, der irgend eine Waare auf den Markt bringt und andere dafür eintauscht.

Am Sogne gibt es nicht viel auf den Markt zu bringen, fiel der Capitän ein.

Ei, sagte Eduard, geben Ackerbau und Viehzucht nicht viel, so wächst doch Holz hier in Menge und die Holzhändler machen sicherlich gute Geschäfte.

Er dachte dabei an den Holzhändler, den er kennen gelernt, und hatte eine Frage nach ihm auf der Zunge, aber er schwieg, als sein Verwandter nachdrücklich antwortete: Gute Geschäfte machen sie, doch unsre Wälder gehen dabei zu Grunde. Die Bauern verkaufen ihr Holz, denn die blanken Speciesthaler werden immer mehr bekannt, und die Händler fragen nichts nach der Waldverwüstung, die immer weiter um sich greift. Ich sage nichts gegen den Handel, zumal mit Holz, verkaufe es auch, wenn ich es habe und sind manche Leute dabei betheiligt, die aus guten alten Familien stammen. Mag jeder seinen Neigungen folgen, doch mein Wald soll nicht niedergeschlagen werden, denke, es soll nimmer geschehen.

Hat der Hof von Eide viel Wald? fragte Eduard.

Der Capitän zeigte gegen die Bergwand hin und sagte: das ist Alles mein und manche hohe Gebote sind mir schon dafür gemacht worden, aber ich will nichts davon hören. Der Gaard bleibt wie er ist, was zum Leben gehört, habe ich und komme gut aus in meiner Hütte bei meinen einfachen Gerichten. Du mußt nicht denken, Vetter Falkland, lachte er

auf, daß wir Dich hier köstlich bewirthen werden. Ein Fisch aus dem Fjord, ein Stück Hammel- oder Ziegenfleisch, eine Milch- oder Mehlsuppe, saures Brot und ein Gericht Bohnen oder Erbsen, das ist Alles, was Du aus Emma's Küche zu erwarten hast. Da kommt sie schon und wird Dir beweisen, was Wahrheit ist.

Emma kam mit einer alten Magd, welche Tischgeräth trug und bald war unter dem Vorbau des Hauses im Freien die gastliche Tafel bereit, zu welcher er eingeladen wurde; allein er fand diese so übel nicht, wie sein Vetter sie geschildert hatte.

Ein Seyfisch aus dem Fjord schmeckte vortrefflich, ein gewaltiges saftiges Fleischstück dampfte in seiner Brühe und von frischen Eiern hatte Emma's kunstfertige Hand einen Auflauf verfertigt, ganz so, wie ihn seine Mutter zu machen verstand und wie er ihn ganz besonders liebte. Das war somit ein luculliſches Mahl, wie er es lange nicht gehabt, denn die Wirthshäuser auf seiner langen Reise waren, wie überhaupt meist in Norwegen, derartig, daß man sich selbst mit einigen eßbaren Dingen versehen haben muß, wenn man mehr verlangt, als die gröbsten und gewöhnlichsten Nahrungsmittel. Der Capitän erhöhte jedoch die Reize dieses Empfanges, indem er seinen rothen Wein nicht schonte, den er aus Bergen erhielt, wo die Kaufleute alle ihre fernen und nahen Kunden in den Fjorden mit europäischen Luxusartikeln aller Art versorgen. Mit Kleidern und mit Geräthen, mit französischen Weinen und Seidenroben, englischen Stoffen und deutschen Möbeln, und wenn etwas fehlt, sind die Landkrämer da, welche tausenderlei verschiedene Dinge in ihren Kramläden aufgestapelt haben. Der Capitän aber nahm sein Glas in die Hand und sprach zu seinem Gaste: Sei also willkommen im Eidegaard, Vetter Falkland, und möge es Dir so gut bei uns gefallen, wie wir Dich gern an diesem Tische sehen.

Und mögen Sie darüber eine Zeit lang vergessen können, Vetter Eduard, setzte Emma hinzu, indem sie von ihrem Glase nippte, daß der Lysterfjord eine arme wilde Einsamkeit ist, die von der großen Welt, zu der Sie gehören, weit abliegt.

Eduard Falkland dankte mit freundlichen und betheuernden Worten und bis spät die Nacht kam, saß er mit Vater und Tochter auf der Veranda in mancherlei lebhaften Gesprächen. Als es aber kühl zu werden begonnen und die Röthe auf den hohen Eisstirnen der Jötunfjellen erblaßte, trank Halbart Mare mit ihm ein letztes Glas als Schlaftrunk, und dann erschien die alte Magd und geleitete ihn in ein Nebenhäuschen, wie solche häufig auf den Höfen der größeren Gaardherren zum Aufenthalt ihrer Gäste bestimmt sind.

Es war artig ausgestattet und er fand ein weiches Bett; allein noch lange Zeit konnte er nicht einschlafen. Es mochte der Wein sein, den er reichlich getrunken und welcher nun sein Blut erhitzte. Er stützte den Arm auf die Kissen und dachte über das Erlebte nach, während in der Finsterniß die Gestalten seiner Verwandten ihn anschauten. Sie machten ihm beide zu schaffen, denn er konnte nicht mit ihnen fertig werden, obwohl er sich bemühte, zur Verständigung zu gelangen. Der alte Mare war ohne Zweifel ein vielerfahrener Mann, streng und hartnäckig in seinen Meinungen, von mancherlei Vorurtheilen befangen, wie sie Leuten eigen sind, die sich klug dünken und denen so leicht Niemand widerspricht. Eduard hatte schon bemerken können, daß der Capitän am Lysterfjord in hohem Ansehn stand und daß er sich darauf viel zu Gute that. Seine rauhe Offenheit und die Einfachheit, welche er so oft im Munde führte, schien nicht ganz wahr zu sein, es lag sicherlich eine gute Portion Hochmuth darin versteckt. Er nannte sich zwar selbst einen Bauer, und hatte am Abendtisch erklärt, daß er mit Freuden seinen Adel abgethan habe, allein er vergaß dabei nicht zu bemerken, daß er von den alten Jarlen und Grafen von Mare abstamme; überhaupt aber, obgleich seinen Reden nach ein gewaltiger Demokrat im freien Norwegen, sprach er doch sehr gern von den alten Landesfamilien und ärgerte sich darüber, daß diese durch das neumodische Wesen, durch Beamtenregiment und reichgewordne Krämer von ihrem Ansehn eingebüßt hätten.

So viel war gewiß, daß Halbart Mare hier auf seinem Hofe am Lysterfjord selbst ein kleiner Regent war und zwar keiner von den mildregierenden. Was er anordnete, lautete kurz und bestimmt, und daß seine Leute an pünktlichen Gehorsam gewöhnt waren, zeigte die Art, wie sie sich beeilten. Einem Verwalter oder Großknecht, der am Abend sich einfand, Bericht erstattete und Befehle in Empfang nahm, gab er diese in oberherrlicher Art. Der Mann hörte ehrfürchtig zu und ließ sich geduldig schelten. Eduard hatte so Vieles von den patriarchalischen Sitten im Innern des Bauernlandes und von dem stolzen Gleichheitsgefühl dieser armen Hirten und Fischer gehört, was er hier durchaus nicht erkennen konnte; aber sein demokratischer Vetter schien ihm auch nicht dazu geeignet, mit seinen Knechten und Mägden aus einer Schüssel zu essen und aus einem Kruge zu trinken.

Was Emma anbelangte, so verwirrten sich seine Gedanken noch mehr über sie. War der Empfang schon nicht so gewesen, wie er es wünschte, so war ihr Benehmen während dieses ersten

Abends nicht viel versöhnlicher. Sie ließ es zwar nicht an Aufmerksamkeit für ihn fehlen, zeigte sich freundlich und theilnehmend und sprach gern mit ihm von der Vergangenheit, wie von ihm selbst und was ihn anziehen konnte, aber er vermißte etwas daran, was er gewiß erwartet hatte. Er vermißte alle und jede Herzlichkeit und bemerkte dagegen fortgesetzt jenen Grenzstrich der Annäherung, den Emma Mare sich gezogen hatte. Ueberhaupt war sie nicht mehr, die sie gewesen. Sonst ein fröhliches, übermüthiges Kind, jetzt eine Jungfrau mit dem Anstrich besonderer Verständigkeit, einer Nüchternheit des Denkens und Empfindens, bei dem die poetische Empfänglichkeit des jungen Künstlers fröstelte. Er fühlte diesen Frost noch in seinem Bette mit der Gluth in seinen Adern kämpfen, und einmal, als er die Augen zugemacht hatte, kam es ihm vor, als hörte er Skalden's Hohnlachen und dessen rauhe Stimme: Sie werden Ihre Zeit bei Emma Mare gut anwenden. Sie sind der Mann dazu! Er machte seine Augen auf, aber er sah nichts, fiel in die Kissen zurück und schlief ein.

III.

Am andern Tage besah er den Gaard des Capitäns, so weit das Gut in der Nähe sich ausdehnte. Sein Verwandter war heute besser auf den Füßen und führte ihn durch seine Gärten, Anlagen und Feldstücke umher, was nicht ohne einige Beschwerden möglich war. Denn hier dehnte sich keine Ebene mit reichem Ackerland aus, sondern dies lag auf verschiedenen Bergabsätzen auf den kleinen Plateaus, die sich da und dort bildeten, oder in einigen kleinen thalartigen Senkungen an der Seite der Bergwand, welche sich gleichsam dazu öffnete. Sorgfältig war hier das lose Gestein fortgeschafft und, wie der Capitän versicherte, viele fruchtbare Erde auf Pferden und Menschenrücken in Säcken hinaufgeschafft worden, um diese kleinen Feldstückchen bilden zu können, aus deren Mitte zuweilen ungeheure Blöcke aufragten. Aber die Arbeit hatte in diesem rauhen Lande dennoch gelohnt; bei der südlichen Lage wirkte die Sonne hier fruchtbringender, als man meinte, und mehrere hundert Fuß aufwärts gab es noch manche hübsche Ackerstücken, wo Roggen und Gerste in schönen Aehren stand und die Kartoffeln blühten. Hier sah der Gast auch erst, daß Eide ein großes Gut war, denn weit lief sein Waldgebiet am Fjord und nach Fortunenthal hinab, dabei erzählte Halbart Mare von seinen Alpenweiden und seinen Sennhütten oder Seterien, wo jetzt seine Heerde sammt dem größten Theil seines Hausgesindes sich befand, um Butter und Käse zu bereiten. Schmale, steile Pfade führten von Absatz zu Absatz durch Gebüsch und Waldbäume zu den Feldstücken hinauf und da und dort standen hoch oben die kleinen Hütten der zum Gaard gehörenden Dienstleute, welche hier mit Weib und Kind wohnten. Mit Theilnahme hörte Eduard die Schilderungen seines Verwandten von dem einsamen, wilden Leben dieser Familien, welche zur Winterzeit oft viele Wochen lang tief verschneit und abgeschnitten von aller menschlichen Gemeinschaft blieben, zehrend von ihren Vorräthen und darbend mit ihrem Vieh, bis der Frühling Alle wieder zum neuen Leben aufweckte. Aber diese Dienstleute, so sagte auch der Capitän wie Herr Skalden, gehören oft seit unerinnerlichen Zeiten zu diesen Hütten. Sie erben von Geschlecht zu Geschlecht und obwohl Hörigkeit niemals die Norweger an die Scholle fesselte, wechselten doch diese Arbeiterfamilien sehr selten den Platz und ihre Herren.

Eduard zählte wohl ein Dutzend solcher Gaardhäuser und der Capitän sprach sehr stolz von den Rechten dieser freien Leute, von denen die meisten in behaglichen Zuständen sein sollten. Sie schaffen für mich, sagte er, und ich gebe ihnen Haus und Ackerstück, Futter für ihre Kühe, Holz für ihren Herd, dazu gewissen Lohn für ihre Arbeit. Im Uebrigen sind sie so unabhängig wie ich es bin, selbständige Männer, die in ihren Jacken und Mützen den Kopf hoch halten und nicht wie bei Euch in den Städten sich vor dem reichen Krämer in Stock und Hut bücken müssen. Das ist der Unterschied, Vetter Falkland. Hier im Westen sind wir alle Bauern, alle freie Männer, die ihr Recht kennen. Hier gibt es auch keine verschiedene Benennung der Person, Jeder redet den Andern mit Du an, mag er sein, wer er will. Und wenn des Königs Statthalter käme oder der König selbst, er würde nicht anders behandelt werden.

Daraus beweist sich nicht viel, meinte Eduard. In Rußland sagt der Bauer auch zu seinem gnädigen Herrn und zum großen Czaaren selbst Du und nennt ihn Väterchen, aber Prügel und Fußtritte bekommt er doch und mit der Gleichberechtigung sieht's übel aus.

Der Capitän blieb auf dem abschüssigen Pfade stehen und sah sich grämlich um, ehe er aber antworten konnte, klangen rasche Schritte über ihnen auf dem harten Fels und gleich darauf kam zwischen den Büschen ein Mädchen zum Vorschein. Es war eine junge Bäuerin, die einen Korb auf dem Kopfe trug, der ziemlich schwer sein mußte, trotz dessen war ihr Gang elastisch und die große schlanke Dirne ein Bild von Kraft und Gesundheit. Zwei breite goldscheinige Zöpfe hingen ihr tief auf den Rücken nieder und in

ihrem erhitzten Gesicht funkelte ein glänzend Augenpaar.

Glück in Dein Haus, Capitän, sagte sie. Mach' ein wenig Platz, daß ich vorüber kann.

Wo kommst Du her, Signa? fragte halblaut Mare.

Von Fortun's Seterie, war ihre Antwort. Bring' dem Herrn Grimmur frische Butter und will nach meinem Bruder sehen.

Nach keinem Andern, Du rasche Dirne?

Habe meine Augen für mich, erwiederte sie, indem sie schelmisch und fragend den Fremden ansah. Hast Du Besuch bekommen, Capitän?

Es ist mein Vetter. Gefällt er Dir?

Ein schmucker Bursch, sagte sie. Ob er mir gefällt, ist einerlei, doch was sagt Jungfrau Emma zu ihm?

Darüber kannst Du sie selbst fragen.

Das will ich thun, Capitän. Aber weißt Du, was ich denke?

Was denkst Du denn?

Daß wir bald Hochzeitskuchen essen werden im Gaard von Eide! lachte sie an ihm vorbeilaufend. Farewell, Capitän!

Denk Du an Deine eigene Hochzeit, Du Affe! rief Halbart Mare hinter ihr her.

Ja, Herr! schrie sie zurück, Tag und Nacht denk' ich daran, und werd's Dir bald beweisen.

Es war ersichtlich, daß der Capitän sich über das naseweise Mädchen ärgerte, obwohl sie eigentlich, wie Eduard meinte, nach seinen Grundsätzen freier Gleichberechtigung verfuhr. Aber er wagte nicht, ihm dies zu sagen und sein Verwandter schien keine Lust zu haben, über die Dirne Worte zu verlieren. Nachdem seine bösen Falten und Blicke verschwanden, begann er lieber von seines Vetters Vorhaben zu sprechen, Bilder zu machen oder doch die Studien dazu und verhieß ihm die reichsten Erfolge. Wir wohnen hier so recht an der besten Stelle, sagte er, wo es das Schönste und Erhabenste zu sehen gibt. Dort drüben auf dem Jötunfjeld könntest Du den ganzen Sommer umher wandern und über uns auf den Fortunfjellen sieht es wohl noch romantischer aus, wie Ihr es nennt. Da liegen die höchsten Bergstöcke in ganz Norwegen, die Horungerne mit ihren Eisfeldern und schwarzen Felsenthälern. Hundert Meilen weit geht's dort durch ungemessene Wüsten, die den wilden Rennthierheerden allein gehören. Alle Maler der Welt könnten da malen ihr Leben lang, würden nimmer fertig werden.

Wahrscheinlich kommen selten genug Maler hierher, fragte Eduard.

Selten ein Fremder überhaupt, antwortete der Capitän, wenn es nicht etwa dann und wann ein Engländer ist, der, mit seinem Reisebuch unter dem Arm, sich den großen Wasserfall Feigumvoß ansehen will und dann über die Fortunfjellen fort an den Ottevand hinunter nach Gudbrandsdalen zieht, um auf die große Straße nach Trondhjem zu gelangen.

Es geht also doch ein Weg über die Gebirge?

Ein Weg, lachte Halbart Mare. Nu, mußt ihn ansehen, mußt hinaufsteigen, ist der Mühe werth. Ihr Leute aus dem Süden seid gewöhnt auf bequemen Straßen im Carriol zu fahren und meint daher, es müßte überall so in Norwegen geschehen.

Ich bin darauf vorbereitet etwas zu wagen, erwiederte Eduard, und eine Rennthierjagd wäre meine Lust.

Schade, daß Du nicht ein Mandel Jahre früher gekommen bist, sagte der Capitän, so hätt' ich Dir zeigen wollen, was Steigen und Jagen in den Tiaden am Lyster heißt. Aber ich weiß Einen, fuhr er fort, der wird's für mich thun. Bei ihm kommst Du an den rechten Mann und Gott's Tod! da steht er vor uns. Sieh dort, mein Junge, der da geht mit Emma und wie ein Eichhörnchen nach den Kirschen springt, das ist der beste Jäger weit und breit am Lyster, und schwerlich Einer im Lande, der die hohen Wüsten so gut kennt, wie er.

Der Hof von Eide lag hundert Fuß unter ihnen, und Eduard sah, wie im Garten an der Reihe der schönen Kirschbäume, Emma mit einem Herrn umherspazierte, der ihr wahrscheinlich Hülfe leistete, um ein Körbchen mit den süßen Früchten zu füllen, wobei es lustig hergehen mochte. Er dachte gleich, daß dies Herr Skalden sei, und seine scharfen Augen überzeugten ihn bald, daß er sich nicht täuschte. Den Herrn kenne ich schon, sagte er, und während er mit dem Capitän weiter ging, erzählte er ihm, was sich gestern ereignet hatte.

Hast an Grimmur Skalden eine gute Bekanntschaft gemacht, erwiederte Mare; es hat sich wohl gefügt und wird Dir von Nutzen sein. Es ist Einer von den Besten am Lyster, fuhr er fort, kein heraufgekommener Krämer oder eines Sorenskrivers Sohn, der das Volk ausplünderte, sondern stammt aus guter alter Familie, und hat seinen richtigen Sogneverstand. Den Leuten von Sogne hat man von alten Zeiten her nachgesagt, lachte er, daß sie ein Loth mehr Gehirn im Kopfe haben, als alle übrigen Norweger; das heißt, betrügen wird sie so leicht Keiner. Grimmur Skalden aber hat noch ein Quentchen mehr davon bekommen als alle Andern. War sein Vater schon klug, ist er noch klüger. Ein reichlich Vermögen hat er geerbt vorletzten Jahrs als der Alte heimging, und er weiß es zu mehren. Siehst da einen echten

Sognemann, ist eine Freude ihn anzuschauen.

Ein unverkennbar lebhaftes Wohlwollen malte sich in dem harten Gesicht des Capitäns und er strengte sich an, um schneller zu gehen. Schon von Weitem rief er dann einen weit schallenden Gruß hinab und Skalden blickte hinauf, ließ Emma's Hand los und kam ihm entgegen.

Willkommen Grimmur, sagte der Capitän, wir haben Dich seit drei Tagen nicht gesehen.

Viele Geschäfte, erwiederte jener. Ich bin bis nach Vag hinuntergewesen, Capitän, und gestern Abend erst zurückgekehrt. Während dessen ist ein Gast in Dein Haus gekommen.

Mein Vetter Falkland, der Deine Bekanntschaft schon gemacht hat.

Mit freundlichen Mienen reichte Skalden Eduard seine Hand und schüttelte diese herzhaft. Sagte ich Ihnen nicht, wir würden uns bald wiedersehen, sprach er dabei. Dies ist eine Stelle, an der ich so leicht nicht vorübergehe, wenn ich ihr nahe bin.

Das sollst Du niemals thun, fiel Halbart Mare ein, und heut sollst Du bei uns bleiben.

So lange ich bleiben kann, erwiederte Skalden. Jomfru Emma hat mich an Deinen Tisch geladen, das darf ich nicht ablehnen, dann aber muß ich fort.

Nu, sagte der Hausherr, Du weißt, wir sehen Dich gern, wenn es aber Emma nicht gelungen ist, Dich festzuhalten, dann will ich meine Beredtsamkeit sparen.

Ich glaube nicht, daß große Beredtsamkeit nöthig ist, mich hier zu fesseln, wenn es irgend angeht, lachte Skalden, und indem er seine feurigen, dunkeln Augen auf Emma heftete, welche eben hereinkam, setzte er hinzu: Aber ich hoffe, daß Zeiten kommen, wo ich lange und oft bei Dir sein kann; für jetzt beneide ich diesen glücklichen Vetter, der Deines Hauses Freuden mit Dir theilt. Grimmur Skalden nahm dabei dem Fräulein das Körbchen mit den Kirschen ab und bot ihr seinen Arm, der Capitän folgte mit seinem Verwandten, und nach einiger Zeit hielten sie ihr gemeinschaftliches Mahl, bei dem es fröhlich herging. Emma saß zwischen den beiden jungen Männern, welche ihr in verschiedener Weise huldigten. Skalden richtete viele scherzende Fragen an sie, über ihre Kochkunst, ihre wirthschaftliche Erfahrenheit, über vergangenes Leben in der Hauptstadt und wie sie noch jetzt daran heimlich hänge, was sich beweisen lasse durch ihre Neigung Bücher zu lesen und auf dem Clavier zu spielen. Ihr Vater stimmte ein und erzählte, wie Emma im ersten Jahre, wo sie wieder in Lysterfjord gelebt, ganz schwermüthig oft gewesen sei und Tage lang in sich gekehrt gesessen habe. Das gab zu neuen Scherzen Veranlassung, gegen welche das Fräulein sich in ruhiger Weise zu vertheidigen suchte; und sie that dies, indem sie ihren Vetter in das Gespräch zog, der schweigsam und beobachtend zuhörte.

Aber wie ist es nun? fragte Grimmur. Regt der Herr Vetter aus Christiania nicht alle alten Erinnerungen auf und möchten Sie nicht, daß das lustige Stadtleben wieder begönne?

Mein Vetter regt nichts auf, was ich nicht haben möchte, erwiederte sie. Skalden lachte. Gut, ich will's glauben, fuhr er fort, aber ich sagte es ihm schon, er sei hier an seinem Platze. Ihr könnt zusammen Musik machen.

Das wollen wir auch, antwortete sie.

Und wir beide, Capitän, können dazu tanzen.

Puh, sagte Halbart Mare in seiner trockenen Weise, es kommt darauf an, Grimmur, wie uns die Melodie gefällt.

Sonst machen wir uns unsre eigene dazu, rief Skalden übermüthig und seine dunkeln Augen betrachteten Falkland. Aber Fräulein Emma hat ja auch wohl einmal gezeichnet? Ich habe Zeichenbücher hier gesehen.

Bah! rief ihr Vater, die Mädchen lernen in der Stadt viel Zeug, das zu nichts nützt, und zu Haus in den Winkel geschmissen wird, um nicht wieder hervorgeholt zu werden.

Ich erinnere mich, liebe Emma, daß Sie recht artig zeichneten, begann Eduard, haben Sie es niemals wieder versucht?

Hier gibt es Anderes zu thun, versetzte an ihrer Stelle Grimmur. Eine Hausfrau am Sogne hat keine Zeit, mit der Zeichenmappe durch die Berge zu wandern, wie die zarten Fräulein von Christiansfjord.

Wir müssen es aber doch versuchen, fuhr Eduard fort. Man braucht kein zartes Fräulein zu sein, Herr Skalden, man braucht nur einigen Sinn für andere Freuden zu haben als die gewöhnlichen häuslichen, einige Lust, sich auch mit andern Dingen zu beschäftigen, als mit sogenannten nützlichen, und einigen Geschmack, der über den der Zungennerven hinausgeht, so spottet man über solche Zeitanwendung nicht.

Sehr richtig, Herr Falkland, spottete Grimmur. Man muß kein roher Wilder sein, der für nichts Sinn hat als für das Materielle, wie man es nennt. Bildung fehlt uns noch am Lysterfjord, ist es nicht so? Wenn wir in den Fortunfjellen erst alle Musik machen, statt des Sturmes, der es jetzt allein thut, wird's ein wahres Arkadien werden. Sie sehen, Herr Falkland, ich habe auch meine Studien gemacht. Mein Vater hat mich nicht umsonst auf die gelehrte Schule nach Bergen geschickt, aber ich gestehe Ihnen, ich

bin mit einem harten Kopfe zurückgekommen. Der Henker hole alle Zeichenmappen! Doch, bei Gott! verkennen Sie mich nicht, weil ich so sündlich fluche. Ich trinke auf Ihr Wohl, Herr Falkland, und daß Ihnen Alles gerathen möge, was Sie beginnen. Wenn Fräulein Emma Lust hat, romantisch zu sein, so lassen Sie sich helfen und wenn Sie meines Beistandes bedürfen, so stehe ich gern zu Diensten. Ich weiß bei aller meiner Unwissenheit doch manche schöne Stelle, wo ich zuweilen selbst schon gedacht habe: Schade, daß du kein Maler bist! Und solcher gibt es selbst schon in der Nähe. Nach dem Optunbach müssen Sie den romantischen Vetter zunächst führen, Fräulein Emma. Er kann dort ein Stückchen rohe Natur von Lysterfjord kennen lernen.

Eduard ließ sich erzählen, daß es in der Nähe ein kleines Felsenthal gäbe, wo ein schöner Wasserfall von hoher Wand niederstürze und war sehr zufrieden mit dem Vorschlag des Capitäns, am Nachmittage dorthin zu wandeln. Das Gespräch wurde dadurch auf andere Dinge gebracht, aber im Stillen ärgerte sich Falkland über manche Aeußerungen, die er von Grimmur Skalden gehört hatte. Er wußte nicht wie es kam, doch er konnte nicht lange mit diesem Manne sprechen, ohne in einen Zustand der Gereiztheit zu gerathen. Er fühlte sich bespöttelt und es kam ihm vor, als ob es absichtlich geschehe. Bisher hatte er nicht die geringste Veranlassung dazu gegeben, aber ein geheimes Feuer brannte in ihm, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Dann aber war Grimmur auch wieder wie umgewandelt und er hörte ihm mit Vergnügen zu; nichts Feindliches und Falsches ließ sich an ihm entdecken. Er erzählte von seinen Jagdzügen, von Abenteuern, die er bei wochenlangen Streifereien durch die unwirthlichsten Wüsten des Gebirgs erlebt, das er bis zu den Hardangerfjellen durchstrichen hatte und Halbart Mare vervollständigte die anziehenden Schilderungen, denn auch der tapfere Capitän war ein rüstiger Rennthier- und Bärenjäger gewesen, so lange seine Beine ihm dies erlaubten. Eduard Falkland hörte so Vieles von den Gefahren und Wundern dieser Felsenwüsten, daß er ein brennendes Verlangen empfand, bald einmal die seltsamen Gipfel und Thäler der Fortunfjellen kennen zu lernen, und forderte Skalden lebhaft auf, sein Führer und Begleiter dabei zu sein.

Ich will's thun, sobald es sich schickt, antwortete Grimmur, allein, fügte er mit einem spottenden Blick hinzu, es ist die Frage, ob es Ihnen gut bekommt.

Wenn Sie meinen, daß die Beschwerden mir zu groß sein könnten, erwiederte Eduard, so beruhigen Sie sich darüber. Ich habe, als ich in Deutschland war, die Schweiz und Tyrol besucht und manchen höheren Gebirgsstock erstiegen, als diese Fortunfjellen sind.

Wirklich, lachte Skalden, nun dann werden wir ja sehen, was Sie leisten können. Aber ich will Ihnen Eines sagen, Herr Falkland. Hier gibt es nicht, wie in der Schweiz, gute Wirthshäuser, wo man des Abends einkehrt, um sich an eine wohlbestellte Tafel zu setzen und in weichen Betten auszuschlafen. Hier gibt es nichts für den Jäger, als was er in seinen Jagdsack steckt. Der nackte Fels liefert ihm ein rauhes Lager, vielleicht während mehr als einer langen Regennacht, oder in Schneewirbeln und dichten Nebeln. Wenn Sie davor den Muth nicht verlieren, so wollen wir nächstens einmal den Fortunensteeg zusammen hinaufsteigen; bei den Seterhütten will ich dann wieder anfragen, ob wir weiter gehen wollen.

Eduard versicherte, er würde nicht nein antworten, aber der Capitän sprach bedenklich: Gib Dein Wort nicht darauf, mein Junge. Du hast das Land da oben noch nicht gesehen, es möchte Dir ein Grauseln ankommen. Nimm's also an, was Grimmur Skalden bietet. Steig mit ihm hinauf zu den Seterien, da werden die Setermädchen für Dich weiter sorgen. Hör' an, Grimmur! rief er sich unterbrechend, es war vorher eine hier, die von Deinen Weiden herunterkam. Hast sie gesehen? Hat sie im Gaard angesprochen?

Wer war es?

Deine erste Magd, das Erbstück in Deinem Hause, Signa, mit einem großen Korbe.

Die weiß ihren Weg zu finden, sagte Grimmur.

Ist ein schmuckes Mädchen geworden, doch von trotzigem Sinn und schlechter Zucht.

Grimmur schien etwas darauf antworten zu wollen, was er unterdrückte und lachend sein Glas leerte. Es ist ein wilder Sprößling, sagte er dann, aber das Hausregiment versteht sie aus dem Grunde und ist echt Sognisch Weiberblut in ihren Adern, das sich nirgend wohler fühlt als auf den Bergen in den Seterien. Das müssen Sie sehen, Herr Falkland. Es ist ein sonderlich Sommerleben auf den Weiden, aber wie in Nordland und den Finnmarken kein Fischer sich verdingt, als unter der Zusicherung, auf den Fischfang nach den Lofoden mitzuziehen, so gibt es hier kein Mädchen, das nicht ihre Sommerlust auf den Hochweiden haben möchte.

Er gab eine humoristische Beschreibung von den Herrlichkeiten dieses Lebens, von welchem freilich, näher betrachtet, nicht viel andres übrig blieb, als angestrengte Hirtenarbeit in Wartung des Viehes, beim Melken und bei der Butter- und Käsebereitung, wie auch beim

Heusammeln, dazu ein Aufenthalt in schmutzigen, elenden Hütten, dem aber doch auch ein poetisches Element beiwohnte, wenn man dies hervorhob. Denn die Mägde waren da oben allein die ganze Woche über, am Sonnabend aber gab es wenige, die nicht Besuch erhielten. Denn die jungen Bursche, ihre Anbeter, laufen oder reiten aus den Thälern Sonnabends alle hinauf und feiern den Sonntag mit ihren Schätzchen, während die Pfarrer leere Kirchen haben.

Grimmur Skalden's Andeutungen waren bezeichnend genug, und in guter Gesellschaft hätte man lieber ganz davon geschwiegen. Aber hier war ein Mann, der wenig nach keuschen Ohren fragte und vieles ganz natürlich und antastlos fand, was verfeinerte Sitten unanständig nennen.

Eduard blickte nach Emma hin, die vollkommen unempfindlich ernsthaft aussah, während ihr Vater durch mancherlei Zusätze das Gelächter vermehrte, endlich aber doch meinte, es sei eine böse Sache mit den Sonntagsbesuchen in den Seterien, gute Sitten würden damit nicht unter dem Volk befördert.

Es ist aber so gewesen seit uralten Zeiten, lachte Skalden, und Mancher, der es nicht gedacht, hat sich sein Weib von den Weiden herunter geholt. Denn Sie müssen wissen, Herr Falkland, darauf hält man in allen Kirchspielen, daß kein Kind ohne seinen Vater bleibt. Geheirathet muß ohne Gnade werden, das wissen die Setermädchen alle gut genug.

Bsch! sagte Halbart Mare, bring' uns nicht in Verruf, Grimmur. Was bei Knecht' und Mägden vorfällt, geschieht nicht in guten Familien. Ein Mann, der weiß, wozu er gehört, wird nichts mit solchem Volke gemein haben.

Und damit ist's genug! erwiederte Grimmur aufstehend, denn ich muß fort und möchte gern noch ein Stück an den Optunbach mitgehen, ehe ich meinen eignen Weg wandre.

Nach einer halben Stunde waren Emma und ihr Vetter bereit, der Capitän aber blieb zu Haus, weil es zu langsam mit ihm vorwärts wollte. Er steckte seine lange Pfeife an, setzte sich in den bequemen Lederstuhl, schlürfte seinen Caffee behaglich ein und sah den drei jungen Leuten nach, die an der felsigen Wand aufstiegen, wo er durch das Gebüsch noch lange Emma's helles Kleid und die rothen Bänder an ihrem Strohhut erkennen, auch Grimmur's langhallenden Hirtenruf hören konnte, der verschiedene Echo's aufweckte.

Er versenkte sich in Betrachtungen und diese waren sicher vergnüglicher Art, denn die Falten und Furchen in seinem Gesicht verzogen sich zu einem angenehmen Grinsen und seine Pfeife stieß ungeheure blaue Nebelwolken aus, während er dazu auf dem Tische einen alten Regimentsmarsch trommelte. Endlich sagte er so laut, als wollte er es ausschreien: Der Grasaffe hat Recht. Hochzeit wird sein im Eidehof, denn lange kann es nicht mehr dauern, so wird Grimmur sein Wort anbringen. Ich bin's zufrieden, doch Emma soll's auch sein und ich denke, es geht Alles seinen richtigen Weg und ist Nichts, was als Stein darin läge, der erst fortgeschickt werden müßte.

Die Wanderer verschwanden inzwischen, denn sie bogen um einen vorspringenden Grat, als sie eine ziemlich beträchtliche Höhe erreicht hatten und vor ihnen öffnete sich nun ein breiterer Gebirgsabsatz, welchen senkrecht fallende Klippen in einem ziemlich großen Halbkreis umlagerten, bis sie weit zurückweichend, zuletzt einen Spalt oder eine Schlucht bildeten, aus der ein dumpfes Brausen hervordrang.

Der schmale Pfad lief jäh hinab auf den Bergabsatz, welcher die Ebene bildete und Grimmur, welcher bisher allerlei lustiges Gespräch geführt und seine Neckereien mit Falkland getrieben hatte, drehte sich jetzt um, damit er Emma seinen Beistand anbieten könnte, allein sie schlug diesen aus.

Wie? lachte er, Sie verschmähen meine Hand?

Ich glaube sie nicht nöthig zu haben, um auf meinen Füßen festzustehen, war ihre Antwort.

O, wir wollen sehen, ob Sie nicht in's Straucheln kommen und endlich doch in meine Arme fallen, fuhr er fort.

Mit meinem Willen nicht, versetzte sie.

Also gegen Ihren Willen, wenn's nicht anders sein kann.

Im Augenblick strauchelte sie wirklich, doch ehe Grimmur sie greifen und halten konnte, hatte dies Eduard Falkland gethan, der dicht an ihrer Seite war.

Dank' Ihnen, Vetter Eduard, sagte Emma mit einem freundlichen Blicke. Ihre Hülfe kam zur rechten Zeit.

Ich sagte es ja, lachte Grimmur, Sie sind an Ihrem Platze hier, Herr Falkland. Nun aber sind wir außer Gefahr und dies ist eine der lieblichsten Stellen, so recht dazu gemacht, um idyllischen Träumen nachzuhängen. Ist es nicht so?

Der Grund war allerdings von großer Lieblichkeit und eigenthümlichem Reiz. Mit einem dichten Grasteppich bedeckt und mit zahlreichen Blumen durchstickt, rauschte ein klarer Bach darin, der sich unter Weiden und Erlenbüschen versteckte. Er kam aus einem kleinen See in der Mitte des Grundes und sprang am Rande der Ebene in zahllosen kleineren und größeren Sprüngen von Felsstufe zu Felsstufe durch moosiges Walddunkel, bis er den Lysterfjord erreichte. Der kleine See mit seinen Blumenufern war von wunderbarer Bläue, das reinste

Gletscherwasser, und von solcher Klarheit, daß jeder Stein und jede Muschel auf seinem Grunde sich erkennen ließen. Oberhalb des See's aber kam der Bach aus der Schlucht herunter und dort sprühte weißer Schaum umher. Das Wasser rollte zwischen schwarzen Felsen und düstern Tannen wie ein Strom von Silber in einen tiefen brausenden Kessel, aus dem es kochend und zerpeitscht wieder emporsprang und wie von Angst getrieben in das sonnige Thal eilte.

Dort blieben die Wanderer stehen und betrachteten den Fall. Das ist prachtvoll! rief Eduard. Ich muß ein Bild davon haben.

Es sieht artig genug aus, erwiederte Grimmur, das Ganze jedoch macht nur den Eindruck, wie ein geschniegelter Bursch, der nach neuester Mode ausgeputzt aus der Hauptstadt kommt und in jeder Miene steht ihm geschrieben: Seht mich doch an, was für ein prächtiger, auserlesener Kerl ich bin! Seine dunkeln Augen streiften dabei hohnvoll über Eduard Falkland hin, während sein Gesicht unbefangen lachte. Wenn wir zusammen hinaufsteigen, Herr Falkland, in die Horungerne Hörner, so will ich Ihnen zeigen, was ein Wasserfall ist. Es frägt sich aber, ob Sie ihn nach Ihrem Geschmack finden.

Unser Geschmack scheint allerdings etwas verschieden zu sein, Herr Skalden.

Ich glaub's nicht, lachte er, doch um so besser für uns beide. Meinetwegen folgen Sie Ihrem Geschmack, ich will behalten, was mein ist. Glück mit Ihnen, Fräulein Emma, bis wir uns wiedersehen, was nicht lange währen soll.

Nach einigen andern scherzenden Abschiedsworten entfernte er sich, indem er quer über den Grund schritt, wo ein Hirtenpfad weiter und an den Fjord hinabführen sollte. — Ich bin in der That froh, daß er uns verläßt, sagte Eduard halb für sich, denn seine Freimüthigkeit ist mir unbehaglich.

Emma antwortete nicht darauf. Wenn Sie den Fall zeichnen wollen, sagte sie, so wird es gut sein, wenn wir näher an den Eingang der Schlucht gehen. Dort ist eine Steinbank, auf welche wir uns setzen können und den ganzen Anblick vor uns haben.

Wo ist die Bank? fragte er.

Sie deutete auf ein dichtes Gebüsch, das zur Seite lag und beide gingen darauf zu; plötzlich aber blieb Emma stehen und als er fragen wollte, was sie erschreckte, erkannte er die Ursache schon. Auf einigen großen zu einer Bank zusammengelegten Stämmen saß dasselbe Setermädchen, das er heute schon gesehen, Signa, Grimmur's Magd, und mehre Minuten vergingen, ehe sie aus der nachdenkenden Haltung, in welcher sie sich befand, gleichsam zu erwachen schien und sich umblickte. Der Korb, welcher jetzt leer war, stand neben ihr, und ihre Hände in den Schooß gelegt und gefaltet, blickte sie in die niedergleitenden Wogen des Wasserfalls. Eduard konnte sie ungestört betrachten und fand ihr Gesicht von so seltener Frische und schöner Färbung, dabei das leicht ringelnde Haar von so goldigem Glanze, daß er an ein Modell für eine Madonna dachte, zugleich aber erinnerte er sich des prächtigen goldlockigen Burschen an der Urenäskirche und er zweifelte nicht, daß dies die Schwester sei, von welcher Skalden gesprochen hatte. Ihre Gedanken mußten nicht froher Art sein, denn ihre Mienen waren trübe und in ihrer Unbeweglichkeit schien es, als wenn ein Gegenstand ihren ganzen Kopf füllte. Nach einigen Augenblicken aber machte sie eine Bewegung und gewahrte, daß sie nicht allein sei. Sogleich stand sie auf und der Ernst wich aus ihren Zügen. Grüß Dich, Jungfrau Emma, sagte sie; ist ein schöner Tag heut, um den Optunfluß zu sehen. Bist gesund, wie ich denke.

Dank' Dir, liebe Signa, auch Dir geht es wohl? fragte Emma.

Ich darf nicht krank werden, erwiederte die Bäuerin, dazu habe ich nimmer Zeit. Das ist Dein Vetter aus Christiania?

Ja, Signa.

Ich habe von meinem Bruder von ihm gehört. Du wirst Dich freuen, daß er bei Dir ist. Ist es nicht so?

Gewiß, Signa.

Und hast ihn lange nicht gesehen?

Es sind drei Jahre.

Dann mußt Du dafür sorgen, daß er immer bei Dir bleibt, wenn Du ihn lieb hast, lachte die Seterin.

Eine hellere Röthe trat in Emma's Gesicht. Wir können nicht immer, was wir möchten, erwiederte sie, so unbefangen als möglich lachend. Aber wohin willst Du?

Signa nickte ihr zu. Dein Vetter paßt zu Dir besser als jeder Andere, den ich kenne. Was sagt Grimmur Skalden, hast Du ihn gesehen?

Warum frägst Du danach?

Sage es Dir selbst, Jungfrau Emma. Möchtest Du, daß Grimmur hier auf der Bank säße und Dich erwartete? Nein, das möchtest Du nicht, fuhr sie lachend fort, ohne eine Antwort abzuwarten, und Du thust Recht daran. Grimmur Skalden ist ein stolzer Mann, manche Hand streckt sich nach ihm aus, aber Deine Hand ist zu weich für ihn, Jungfrau Emma. Lebt wohl, Ihr Beide. Das ist ein wacker Plätzchen für zwei, die am liebsten allein sind. Ich muß dort in die Schlucht hinauf und lasse Euch hier.

Ihren Korb aufnehmend entfernte sie sich, und eine Zeit lang sahen die Zurückbleibenden

ihr nach, wie sie über schlüpfriges Gestein dicht an der Felswand hin unter dem Sprühregen des Wasserfalles immer höher stieg und zuletzt verschwand. Emma Mare hatte sich auf die Bank gesetzt, sie war verlegen und verwirrt; Eduard nahm an ihrer Seite Platz. Er fing an zu zeichnen und sah einige Minuten über nicht von seiner Arbeit auf, als er aber einen Blick auf Emma wagte, glaubte er zu bemerken, daß sie bleich und niedergeschlagen aussah.

Er ließ den Stift fallen und sagte leise: Sie haben Kummer, liebe Emma. Darf ich darnach fragen?

Sie schüttelte den Kopf.

Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Sonst war es anders.

O, sonst! flüsterte sie.

Mit welchen frohen Erinnerungen bin ich zu Ihnen gekommen, fuhr er fort; aber ach! was ich glaubte, hat sich nicht erfüllt. Es war Thorheit! Ich konnte meine liebe Freundin nicht so wiederfinden, wie ich sie verlassen; aber wenn mein Aufenthalt bei Ihnen vielleicht Ursache zu Ihrem Mißfallen wird, dann, liebe Emma —

Sie dürfen uns nicht verlassen! fiel sie erschreckend ein.

Gewiß nicht, wenn Sie es nicht wollen; aber soll ich denn nicht auch der alte vertraute Freund sein, der ich früher war? Wissen Sie, Emma, was meine Mutter mir sagte und auftrug, als ich sie verließ? Ich hoffe, sagte sie, ihr werdet Beide am Lysterfjord das alte Leben wieder anfangen und wenn es möglich ist, Eduard, so bringe Emma mit dir zurück, in meine Arme. Sage ihr, wie lieb ich sie habe, wie mütterlich ich sie aufnehmen würde. Sage ihr Alles, was dein Herz dir eingibt, und bringe ihr meine Küsse, meinen Segen.

Während er dies mit innigem Ausdruck sprach, hatte er seinen Arm um sie gelegt und ihre Hand, welche in der seinen ruhte, mehr als einmal an seine Lippen gepreßt. Den Kopf niedergesenkt, widerstrebte Emma ihm nicht und folgte dem Drucke, als er sie dichter an sich zog. Mit solchen Wünschen und Hoffnungen bin ich gekommen, fuhr er leise fort, aber Du hast mich fremd empfangen. Was ich auch ahnen mag, Emma, was selbst dies Hirtenmädchen andeutete, nichts soll mich abhalten, nach solchem Preis zu ringen. Denn sieh, theure Emma, ich habe Dich niemals vergessen. Dein Angedenken hat mich in die Fremde begleitet und als ich zurückkehrte, dachte ich an Nichts mit solcher Sehnsucht, als daran, Dich wiederzusehen.

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und was er in ihren Augen entdeckte, war so bewältigend, daß er sie küßte und wieder küßte und so bald nicht aufgehört hätte, wäre Emma Mare nicht plötzlich mit Heftigkeit aufgesprungen, indem sie ihn zurückstieß und sich frei machte. Ihre Wangen glühten jetzt und ihre Blicke suchten umher, als glaubte sie sich überrascht.

Der Wasserfall tobte in der Ferne, doch Nichts war zu sehen, auch hatte Eduard Nichts gehört. Wir sind ganz allein, liebe Emma, betheuerte er.

Wir müssen nach Haus, fort nach Haus, erwiederte sie heftig athmend und noch immer scheu umherblickend.

Was gab es denn? Was erschreckte Dich so? fragte er.

Eine Stimme, sagte sie. Ein Gelächter.

Wessen Stimme? Grimmur Skalden?

Schweigen Sie, Vetter Eduard, o! schweigen Sie über Alles, fiel sie ängstlich bittend ein. Es darf nicht geschehen, ich darf Sie nicht hören: besser wäre es sonst, wir trennten uns für immer. Versprechen Sie mir, dies Gespräch nicht wieder zu erneuern, um meiner Ruhe, um Ihres Friedens Willen! So lange ich lebe, werde ich Ihre treue Freundin sein, mehr ist mir nicht vergönnt, mehr kann ich Ihnen nicht gewähren.

Wollen Sie alle meine Hoffnungen zerstören, Emma? fragte Falkland erstaunt und betrübt.

Alle, alle, wenn sie mich betreffen! rief sie mit Heftigkeit, sich abwendend. Sie werden meine Bitte erfüllen.

Ich kann Alles thun, was Sie wünschen, sein Sie dessen sicher, sagte er im stolzen Tone.

Sie gab ihm keine Antwort darauf. Rasch vor ihm hergehend stand sie erst in der Nähe des Gaards still und mit versöhnlichem, traurigem Lächeln sagte sie leise: Zürnen müssen Sie mir nicht, Vetter Eduard; ich habe Noth genug zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlorene Posten.

I.

Das protestantische Dorf in der Einsamkeit.

Nicht allein die größere oder kleinere Rolle, welche Nationalitäten oder Religionsgesellschaften spielen oder zu spielen bestimmt sind, macht sie uns interessant; oft ist es die Geschichte, die sie durchgemacht oder eine eigenthümliche Stellung, oder besondere Eigenschaften, welche unsre Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch nehmen. Und das Interesse wird größer, je kleiner das Bruchstück einer Nationalität oder einer Religionsgesellschaft ist, die als ein verlorener Posten in irgend einem

Winkel der Erde, umgeben von Gefahren und feindlichen und absorbirenden Elementen, muthig und ausdauernd stehen geblieben. Der Schreiber dieser Zeilen ist durch die Verhältnisse seines Vaterlandes, Böhmen, früh dahin gekommen, sich für solche Ueberreste zu interessiren, und wenn zu Anfang auch nicht mit dem Gefühle des Historikers oder Archäologen, der aus Fragmenten ganze Gebäude der Vergangenheit aufzuführen versteht, so doch mit der vielleicht noch tieferen und tiefere Wurzel schlagenden Sympathie des Kindes, das sich vom Fremdartigen so mächtig angezogen fühlt, als wäre es das verwirklichte Mährchen, das gestern Abend von der Nachbarin am warmen Ofen erzählt worden.

Im südlichen Theile Böhmens, rechts und links von der nach Budweis führenden großen Straße, gibt es eine waldige, etwas düstere, von der Natur nur spärlich mit Schönheit oder Reichthum gesegnete Gegend, die mit zu den religiösesten Theilen des frommen, katholischen Landes gehört. Ueberall erheben sich versteckte oder von Bergen weit ausblickende Klöster, die zum Theile noch heute von Kapuzinern und Franziskanern bewohnt sind, theilweise bis zur Aufhebung des Ordens den Jesuiten gehört haben. Ueber der Thür manchen Pfarrhauses prangt im Relief das achteckige Kreuz, das darauf hindeutet, daß ehemals diese Pfarrei sowohl wie das ganze Dorf ein Eigenthum des Kreuzherrn von Prag gewesen. Auf bedeutender Höhe in der Nähe der Stadt Przibram erhebt sich, das Land weithin überblickend, der berühmteste Wallfahrtsort des „Heiligen Berges," die Swata Hora, mit ihren acht byzantinisch-slavischen Kuppeln, deren eine ehemals vergoldet gewesen. Die schwarze Jungfrau vom Heiligen Berge, die schon viele Wunder gethan, versammelt daselbst alljährlich viele Tausende von Pilgern. Der in dieser Gegend Geborene kann nicht glauben, daß es in der Welt eine andere Religion gibt, als diese katholische, die er überall, von den Höhen und aus den Tiefen, im Walde wie auf der freien Lichtung, auf Kreuzwegen und auf Brücken herrschen, ihre Burgen bauen, ihre Fahnen aufstecken sieht.

Es war mir darum wie ein Mährchen, da ich als Kind einmal durch diese Gegend, in der Nähe von Heiligenfeld dahinfuhr und mein alter Vetter, nach einem Dorfe deutend, sagte: „Siehst Du, dort wohnen Andersglauber?"

„Andersglauber?" fragte ich erstaunt, „was für Leute sind das?"

„Sonderbare Leute," sagte mein Vetter, „der Himmel weiß, wie sie in diese Gegend gekommen sind. Man nennt sie auch Helviten, oder Helvetier; studirte Männer nennen sie Augsburger, die Pfarrer heißen sie Ketzer und schlechte Menschen, und das Volk gibt ihnen den Schimpfnamen „Berany" (d. i. Schöpse)."

„Und was glauben die Andersglauber?"

„Das weiß Gott! Wahrscheinlich gar nichts, denn es gibt auch solche Menschen. Sie nehmen die Mütze nicht ab vor den Heiligenbildern und gehen nicht in die Messe. Auf der Landstraße sprechen sie mit den Fuhrleuten oft über Religionssachen und ärgern alle Welt, weil sie Dinge sagen, auf die man Nichts antworten kann, und weil sie Alles was sie sagen aus der Bibel beweisen, die sie auswendig wissen."

„Und wie heißt das merkwürdige Dorf?"

„Rybnik! das ist so viel, wie Fischteich."

Einige Jahre später wußte ich über die Sache mehr als mein Vetter. Ich wußte, warum studirte Männer die Einwohner von Rybnik Augsburger, und warum man sie auch Helviten nannte. Sie gehören nämlich zur Augsburgischen Confession und hatten noch vor einigen Jahren einige Calvinistische oder Helvetische Familien in ihrer Mitte, die sich aber heute ganz und gar mit der Augsburgischen Majorität vermischt haben. Das Volk nennt sie Berany nach altem Brauche, denn Beran oder Schöps war im früheren Jahrhundert die Bezeichnung für einen Ketzer. Das geheimnißvolle Dorf der Ketzer hatte eine große Anziehungskraft für mich, und an einem schönen Tage der Ferienwochen trat ich den Weg dahin an, als ein aller Furcht und allen Vorurtheilen entwachsener und aufgeklärter Gymnasiast.

An den Teichen, die dem Dorfe den Namen geben, vorbeiwandernd, trat ich endlich in den kleinen Kreis von etwas mehr als dreißig Häusern oder Hütten. Das Dorf und die Einwohner, die mir aus der Ferne so merkwürdig erschienen waren, hatten, in der Nähe betrachtet, gar nichts Absonderliches, und ich war etwas unangenehm enttäuscht. Doch bemerkte ich bald, daß hier im Hause wie in Garten und Feld mehr Reinlichkeit und Ordnungsliebe herrschte als in den Dörfern der Umgegend. In den sehr schlicht eingerichteten Stuben sah es sehr kahl aus, da die Heiligenbilder fehlten, die man sonst in böhmischen Bauernhäusern in so großer Anzahl findet, meist umsteckt von dürren Osterpalmen und trockenen Pfingstblumen. Dafür fand ich in vielen Wohnungen die böhmische Bibel, die entweder auf dem Tische lag oder auf einem eigens zu diesen Zwecke bestimmten Wandbrettchen aufrecht stand. Gern hätte ich ein wenig disputirt, aber die Weiber schienen dazu nicht aufgelegt und die Männer waren meist abwesend, theils im Walde als Kohlenbrenner, theils in den Eisenhämmern als Hüttenarbeiter, theils auf

dem Felde, denn Kohlenbrennerei, Hüttenarbeit und kleiner Ackerbau bilden die Nahrungszweige dieser protestantischen Gemeinde. Der Hausiererjude, der im Dorfe unter einem Baume saß, konnte objectiver über die Einwohner sprechen, als sie selber, und er klagte über die Armuth des Dorfes. Doch meinte er, daß diese Protestanten ganz eigenthümliche Leute seien, und daß sie trotz ihrer Armuth niemals mehr brauchen als sie haben.

Zur Zeit meines Besuches hatte das Dorf Rybnik, trotz einer Einwohnerzahl von ungefähr 250 Seelen, weder Kirche noch Pfarrer. Die Gläubigen versammelten sich an den Sonntagen in irgend einer Privatstube, und man sang einige Lieder und las ein Kapitel aus der Bibel. Das bestärkte die Nachbaren noch mehr in dem Glauben, daß die Rybniker keine Christen seien. Erst seit dem Jahre 1835 besitzt Rybnik eine kleine Kirche und einen Pastor, und das Volk der Umgegend ist höchst erstaunt darüber, und betrachtet es als eine Usurpation, daß die Kirche auf ihrem Dache ein Kreuz trage. Uebrigens hat es sich, seit Rybnik einen Pastor und eine Kirche besitzt, gezeigt, daß noch hier und da in der Gegend, besonders der Moldau zu, in versteckten Dörfern und in den Wäldern an den Kohlenmeilern einzelne protestantische Familien leben, deren Existenz bisher fast ein Geheimniß war. — Diese Protestanten sind ein Rest jener Protestanten, die nach der Schlacht am Weißen Berge ausgerottet, oder mit Hunden in die Messe getrieben worden — ein Rest, der so glücklich war, in seinem versteckten Winkel vergessen zu werden. Eigenthümlich klingt, was man mir von gewisser Seite her versichert, daß sie noch im vorigen Jahrhundert von den Jesuiten des benachbarten Klosters zu Oborischt beschützt worden, und zwar mit besonderer Vorliebe.

II.

Ein deutsches Dorf auf slavischem Boden.

Das katholische Land, das wir oben beschrieben, ist zugleich das Czechischeste. Es gehört zu dem sogenannten eigentlichen Stockböhmen. Nur die kaiserlichen Beamten, die wenigen, sehr wenigen Gebildeten und die Bergknappen, die aus dem immer mehr verfallenden Bergwerke der deutschen Stadt Joachimsthal nach den immer mehr aufblühenden Silbergruben der czechischen Stadt Przibram übersiedeln, sprechen in dieser Gegend ein mehr oder weniger erträgliches Deutsch. Die czechischen Nationaltrachten haben sich zwar nicht so stätig erhalten wie in dem benachbarten Pilsener Kreise, dafür ist der slavische Geist im Herzen des Volkes um so lebendiger geblieben. Es wird hier nicht nur gesprochen, es wird hier auch gesungen wie in alten Zeiten. In keiner Gegend Böhmens entstehen noch so viele Volkslieder wie in dieser; die Namen ihrer Städtchen und Dörfer sind durch die Volkspoesie im ganzen Lande bekannt und berühmt geworden. Ja manche auffallende That, die den Volkssänger begeistert, wird, obwohl in anderen Gegenden geschehen, in diesen von Wäldern bedeckten und durch die Volkspoesie schon eingeweihten Winkel als auf den würdigen und der That entsprechenden Schauplatz verlegt.

Mitten in diesem slavischen Lande, ungefähr zwei Stunden südwestlich von der Silberbergstadt Przibram, abseits vom Wege, der den silberhaltigen Birkenberg mit den Eisenhämmern Rozmitals oder Rosenthals verbindet, liegt wie ein verlorener Posten ein kleines Dorf, in welchem nur deutsch gesprochen wird, und das man auch nicht anders nennt als das „Deutsche Dorf.“ Es liegt still und bescheiden am Abhange eines kahlen Hügels, verloren, vergessen, vereinsamt wie ein Fremdling, der bei sinkender Sonne am Rande eines Ackers, der nicht ihm gehört, müde niedersitzt und nicht weiß, an welche Thür zu pochen, wohin seine Schritte zu wenden.

Die Bewohner dieses Dorfes stammen aus dem deutschen Fichtelgebirge. Ihre Ureltern wurden in der deutschen Heimath zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von grausamen Elementarverwüstungen heimgesucht. Die Einen sagen, ihr Stammsitz sei von Feuer verzehrt worden, die Anderen sprechen von Ueberschwemmungen, die Dritten von einem Bergsturz. Ein barmherziger Erzbischof, ihr Lehnsherr, nahm sich ihrer an und verpflanzte sie hierher auf die erzbischöfliche Herrschaft Rozmital. Aber sie kamen nach der Theilung der Erde. Der Erzbischof konnte ihnen nur einen kahlen, unfruchtbaren Abhang zur Anlegung einer neuen Heimath und Holz zur Erbauung der Hütten anweisen. Das Land gehörte schon Andern, und nur mit Mühe konnten die Colonisten dem ihnen angewiesenen kleinen Flecken hie und da ein ärmlich fruchtbares Feld abgewinnen. Sie machten den nahen Wald zu ihrem Erntefelde, und aus dem Holze, das er ihnen liefert, verfertigen sie bis auf den heutigen Tag Schindeln, Schachteln und Siebe. So wiederholt sich hier im Kleinen dasselbe Phänomen, dem man in allen slavischen Ländern und Städten begegnen kann, der Deutsche ist der Industrielle geworden. Das will so viel sagen, als: Auf demselben Boden, unter denselben Verhältnissen, unter denen der Slave ein jämmer-

liches Dasein hingeschleppt haben oder verhungert sein würde, da er es nur versteht, sich allein mit den Früchten zu nähren, die ihm die Natur direct in die Hand liefert, unter denselben Verhältnissen hat sich der Deutsche eine Arbeit geschaffen, die Geist und Körper zugleich beschäftigt und ernährt, eine Arbeit, die ihn nicht als Sklaven an die Scholle bindet, die ihn zwingt, sich in der Welt umzuthun und ihn auf Wege sendet, von denen er nicht nur Brot, sondern auch Gedanken heimbringt.

Der Winter ist vorzugsweise die Zeit der Arbeit im deutschen Dorfe. Da gleicht es einem Ameisenhaufen im Herbste. Während des Sommers vertheilt sich der größte Theil der Bevölkerung über's Land, um die vollendete Arbeit zu verkaufen. Ein Nebengeschäft des Siebmachers ist die Scheerenschleiferei. Die Erscheinung eines Scheerenschleifers aus dem deutschen Dorfe ist in jedem czechischen Dorfe ein Ereigniß. Sobald er mit seinem Schleifrade in der Mitte des Dorfes unter dem großen Kastanienbaum Posto faßt, versammelt sich die ganze Bevölkerung, um Neuigkeiten aus der fernen Fremde zu erfahren, denn der Scheerenschleifer weiß Alles und erfreut sich außerdem eines großen Rufes als Erzähler und Witzkopf, trotz seiner Unbeholfenheit in der czechischen Sprache.

Das deutsche Dorf unterscheidet sich in seinem Aeußern und Innern von den umliegenden slavischen durch Reinlichkeit und offenbare Ordnungsliebe, die Einwohner durch ihre Tracht, die beinahe städtisch ist. Sie kommen nur sehr selten mit ihren slavischen Nachbaren in Berührung und heirathen beinahe nur unter einander, so daß das ganze Dorf so zu sagen eine große Familie bildet. Trotz der Armuth an Grundbesitz hat es vor den Dörfern der Umgegend doch den Anschein größerer Wohlhabenheit. Sie leben so still unter einander und so friedlich mit ihren Nachbaren, daß es kaum etwas von ihnen zu sprechen gibt, und daß die Existenz dieser fremden Colonie so zu sagen ein Geheimniß ist.

Das deutsche Dorf scheint auch seine Poeten zu besitzen, denn die Scheerenschleifer wissen viele Lieder zu singen. Doch mögen diese zum Theil noch aus der alten Heimath stammen, zum Theil von den herumziehenden Scheerenschleifern aus den deutschen Grenzgegenden Böhmens heimgebracht werden. Ein Lied aus dem deutschen Dorfe, das ich in sehr früher Jugend gehört habe, will ich zum Schlusse hierhersetzen:

Möcht' ganz gerne eini gucken
In die großen dunklen Gruben,
Wo das Silber ist und Gold.
Einen Schatz möcht' ich hol'n.

Liebes Schätzel, kannst mich gern han,
Liebes Schätzel, kriegst 'n braven Mann,
Hab' kein Haus nit und kein Geld nit,
Doch das Geld liegt aus der Welt nit.

Und das Vöglein trinkt vom Brunne
Und das Blümlein lebt von Sunne,
Wer nit schwer ist, lauft geschwind,
Wer kein Brot hat, lebt von Wind.

Komm Du nur immer 'ran,
Kriegst doch en braven Mann,
„Voll-von-Lieb" heißt mich die Welt,
„Sorgenlos" hab' ich mich selbst genennt.

III.

Das Catalanische Dorf in Marseille.

Machen wir einen großen Sprung aus slavischem Lande heraus in griechisches, wenn auch nicht direct nach Griechenland. Marseille oder Massalia, selber dereinst wie ein verlorener Posten fern vom Mutterlande auf barbarischer Küste vom theuren Hellas, dem Lande der Schönheit träumend, schließt heute, da es ganz französisch geworden, in seinem Schooße wieder eine kleine Colonie ein, die von fremder Küste stammt: ich meine das Dorf der Catalanen.

Einer der interessantesten Theile der alten Stadt ist das Viertel St. Victor, östlich vom alten Hafen. Durch viele Jahrhunderte war es durch Mauern und durch eigene Gesetze, die in der Abtei St. Victor, der üppigen, gegeben worden, von der Republik Marseille getrennt. Erst nach der definitiven Vereinigung Marseilles mit dem Königreich fielen die Mauern und die Gesetze von St. Victor und von diesem Zeitpunkte angefangen, gingen mit dem ganzen theokratischen Viertel große Veränderungen vor. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wohnten in dem an den Hafen grenzenden Theil in einzelnen Hütten, von Ketten belastet, die Galeerensclaven, eine traurige aber höchst bunte Bevölkerung; denn hier trafen gefangene Araber und Türken aus den Barbaresken mit gebildeten Staatsverbrechern und mit ausdauernden Protestanten Frankreichs zusammen. Der Parlamentspräsident de Brosse erzählt in seiner italienischen Reise, wie er in einer der Hütten der Galeerensclaven einen Greis gesehen, der eben Cartesius studirte. Aber nicht von dieser Colonie wollten wir sprechen, sondern von der andern, die sich östlich von St. Victor, zwischen diesem Viertel, dem Berg von Notre Dame de la garde und einer kleinen Meerbucht angesiedelt hat, und wir beeilen uns, ihre Existenz zu bezeugen, da sie demnächst vom Erdboden verschwinden soll. In Folge der häufigern Berührung mit dem Orient und des Aufblühens der afrikanischen Erobe-

rungen ist der Handel Marseilles in den letzten Jahren so sehr angewachsen, daß schon heute der eben vollendete neue Hafen neben dem alten nicht genügt und Stadt und Regierung haben sich entschlossen, mit großen Kosten einen dritten Hafen zu graben. Jene Bucht, an welcher die catalanische Colonie zwischen den Forts Notre Dame de la garde und St. Jean so sehr gesichert liegt, ist bestimmt, sich zu einem geräumigen Port auszudehnen, und da wird dann das Erdreich verschwinden, auf welchem die kleinen Häuser der catalanischen Ausgewanderten so lange und so friedlich gestanden haben.

Ohne von dem Dasein dieser Colonie etwas zu wissen, kam ich einst auf meinen Kreuz- und Querzügen durch die alte Phokäerstadt in diese Gegend. Ihr Charakter fiel mir als eigenthümlich auf und als in seinem ganzen Aussehen von der Umgebung abweichend. Er war nicht Stadt, nicht Dorf, nicht Vorstadt. Kleine reinliche Häuschen stehen regelmäßig in einem großen Viereck zusammen; hübsche Gärtchen vor oder hinter den Häusern. Vor den Thüren hängen überall Fischernetze; die Aussicht öffnet sich auf die kleine Bucht und darüber hinaus auf das blaue, unendliche Meer. Frauen und Mädchen sitzen vor den Thüren oder gehen zwischen den Häusern auf und ab, Netze ausbessernd oder neue strickend. Andere kommen mit leeren Fischkörben aus der Stadt zurück. Ihre Tracht unterscheidet sich nicht von der Tracht der Frauen aus dem Volke von Marseille; nur der Kopfputz ist ein anderer. Das dicke schwarze Haar ist am Hinterkopfj in einen großen Knoten zusammengeballt und über den ganzen Kopf ist ein kleines, etwas feineres Fischernetz geworfen, das über den Nacken, oft über den ganzen Rücken hinabfällt. Man sieht es auf den ersten Blick, daß man sich unter einer Bevölkerung von Fischern befindet. — Die Tracht der Männer ist ganz die der Marseilläsen aus dem Volke; eine lange, bis auf die Schulter herabfallende Sackmütze, eine dunkle Sammtjacke, ein buntes Hemd, eine rothe Wollschärpe. Aber es ist zu bemerken, daß die Marseilläsen die Tracht von den Catalanen angenommen haben und nicht diese von jenen. Ihre Seefahrten aber machen die Catalanen auf Kähnen, die sich sehr auffallend von denen der eigentlichen Marseilläsen unterscheiden. Sie sind größer und malerischer. Vom Vordertheile schwingt sich ein ungeheurer Schnabel krumm und gewunden in die Luft uud endet in einer herausfordernden, kecken Spitze; eben so hoch erhebt sich das Hintertheil, an welches ein breites Steuerruder befestigt ist und das über das ganze Schiff erhoben den Steuermann trägt. In der Mitte erscheint es auf diese Weise unverhältnißmäßig tief ausgeschweift und den überschlagenden Wogen zugänglich. Das ganze Schiff ist bunt bemalt, mit Streifen oder Arabesken. So gestaltet haben die Fahrzeuge die frappanteste Aehnlichkeit mit den Fahrzeugen, die man überall an der östlichen Küste Spaniens, in Malta und an den Ufern von Algier, Tunis und Tripolis, mit größter Frechheit dem Sturme und dem hohen Meere trotzen sieht. Kein Zweifel, daß diese Fahrzeuge von den Arabern stammen und daß sie diese Marseiller Fischer aus ihrer ursprünglichen Heimath Catalonien mit herübergebracht haben; denn nirgends sonst an französischen Küsten ist die Form zu finden.

Dies von den Aeußerlichkeiten der Catalanischen Colonie und von ihrem Gewerbe, das in den Zeiten der Privilegien ein ausschließliches gewesen und das es heute, in der Zeit der Gewerbefreiheit, kraft der Tradition noch immer ist. Was ihre Sitten betrifft, so sind sie, obwohl die Catalanen, wie die Halloren in Halle, nur unter einander heirathen, doch ganz die des Marseiller Volkes. Ich habe nichts über besondere Gebräuche, Ceremonien, Sagen oder Volkslieder erfahren können. Auch ihre Sprache ist beinahe ganz dieselbe wie das Marseiller Patois, was bei der beständigen Berührung mit der Stadt, welche von leidenschaftlichen Ichthyophagen bewohnt ist und die sie allein mit Fischen versorgen, nicht zu verwundern ist. Auch darf man nicht vergessen, daß sich all diese Mundarten, die den Golf von Lyon, vom Ebro bis beinahe an den Po umgeben, sehr nahe stehen und daß der Uebergang von der einen in die andere sehr leicht bewerkstelligt ist. Julio von Marseille, Sordello von Mantua und die königlichen Sänger von Arragonien gehören einer und derselben Troubadourliteratur an. Nur das Eine ist bemerkenswerth, daß die wenigen Wörter griechischer Wurzel, welche das Marseiller Patois als einen Rest des Griechenthums von den andern Mundarten des Südens unterscheidet, nicht in die Sprache der Marseiller Catalanen übergegangen sind und daß sie in diesen Fällen die lateinischen Ausdrücke beibehalten haben.

Aber wer sind diese Catalanen? Wann und wie und unter welchen Umständen und Bedingungen sind sie aus Catalonien herübergekommen? — Dies ist eine schwer zu beantwortende Frage. Kein Marseilläser, so viele ich auch fragte, wußte mir genügende Auskunft zu geben und Mancher ärgerte sich, daß ich seine Hypothesen nicht als ausgemachte Wahrheiten annehmen wollte und daß ich lachte, wenn man mir z. B. sagte, daß die Catalanen schon unter Carl Martell hierhergekommen, um sich der Herrschaft der ungläubigen Araber zu entziehen. Ich befragte

mancherlei Bücher und wunderte mich nicht über ihr Schweigen, da selbst die beste und ausführlichste Geschichte der Stadt Marseille, das sehr verdienstvolle Buch Augustin Fabre's, nichts, kein Wort über diesen Gegenstand zu sagen weiß. Nach mancherlei Forschen und Vergleichen kam ich selbst zu dem Resultate, daß die Uebersiedlung der Catalanen in die Zeit Ludwig's XIV. oder vielmehr Mazarin's falle. In dem Kriege, welchen die Franzosen in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts mit Spanien führten und in dem sich der große Condé nicht übermäßig auszeichnete, nahm ein großer Theil der Catalonier, in deren Provinz der Krieg besonders ausgefochten wurde, für Frankreich Partei. Aber Frankreich wurde mehrmals geschlagen, mußte mehre Städte, die es mit Hülfe der Einwohner eingenommen, wie z. B. Barcelona, Lerida u. a. zu wiederholten Malen räumen und sich auf seine Flotte zurückziehen. Die compromittirten Catalanen flüchteten sich mit den Franzosen auf die Flotte und diese kehrte während des Krieges mehrere Male nach Marseille zurück. So mag sich damals eine große Anzahl catalanischer Flüchtlinge in dieser Stadt gesammelt haben. Die Reichen und Adligen zerstreuten sich über Frankreich, gingen an den Hof, für den sie sich exilirt hatten, oder fanden Mittel und Wege, ohne Gefahr in ihr Vaterland zurückzukehren, und dies um so leichter, als der spanische König seinem in Catalonien commandirenden Feldherrn Sylva die größte Milde empfohlen. Anders war es mit den Armen, die ohne Protection waren und ohne Mittel, die Reise anzutreten. Es ist wahrscheinlich, daß ihnen damals Mazarin das kahle Stück Landes an der Bucht angewiesen, um sich daselbst anzusiedeln und sich so gut als möglich durchzuschlagen. Mit dieser Annahme stimmt eine der Sagen überein, welche man erzählt, daß die Anlegung des catalanischen Dorfes aus der Zeit Ludwig's XIV. datire und daß ihnen dieser König das ausschließliche Privilegium auf den Fischfang gegeben. Warum hätte der König seine eignen Unterthanen dieses Erwerbzweiges beraubt, wenn er sich nicht für den Schuldner der Fremdlinge gehalten hätte? Dazu kommt noch, daß, meines Wissens, der Catalanen von Marseille vor Mazarin nirgends Erwähnung geschieht, daß aber hier und da in der Stadtgeschichte seit jener Zeit auf sie angespielt, oder daß ein einzelner „Catalane" genannt wird.

Nun aber werden sie, die Vernachlässigten, bald ganz verschwinden und vergessen werden, der Boden, auf dem ihre Hütten stehen, wird abgegraben; sie werden sich über die Stadt zerstreuen; ihre Enkel werden sich, wie die stolzen Abkömmlinge der Phokäen Demosthenes, Aristides, Timon nennen und in einigen Jahren wird man nicht wissen, daß es in Marseille eine catalanische Colonie gegeben und eine ganz interessante Eigenthümlichkeit der reizenden Stadt wird weggewischt sein.

Hugideo.

Eine alte Geschichte.

Von

Joseph Victor Scheffel.

Der jugendliche Vater Rhein, nachdem er bei Basel seinen Lauf verändert und in rechtwinkliger Biegung seine Stromwanderung gen Norden fortsetzt, hat dortlands wenig Berge und stolze Höhen mehr zur Seite, die ihn an seine alpenumthürmte Heimath gemahnen. Doch schickt ihm der Schwarzwald einen seiner Ausläufer gleichsam als dienstthuenden Kammerherrn entgegen, daß er den Stromgewaltigen ehrerbietig empfange und ihm einen Gruß mitgebe an das, was jenseits Mainz wieder als fröhliches Gebirge seine Ufer umsäumt.

Selbiger Ausläufer ist eine senkrecht und steil in die Rheinfluth abfallende Kalkwand, ein einzelner vorgeschobener Posten jener großen Heerschaar, die der Belchen und der Blauen befehligen, hat keine sehr anmuthige Form und wird von den Leuten seines gröblichen Aeußern halber mit nicht schmeichelhafter Benennung der „Klotz von Jstein" geheißen. Wächst übrigens heut zu Tag ein guter Tropfen Weines darauf.

Als man zählte nach unsres Herrn Erscheinen vierhundert und funfzig Jahr, war's ein spärlich bewohnter wilder Strich Landes, was dort am rechten Rheinufer sich hinzog. Drüben am städtereicheren linken Ufer galt römisch Recht und römisch Wesen, diesseits aber saßen und schweiften die Alamannen, ein rauh, streitbar, bärbeißig, dreinschlagend Volk — und war somit am Jsteiner Klotz das alte Sprichwort „auf einen groben Klotz ein grober Keil" bezüglich der Landeinwohner ziemlich eingetroffen. Sie lebten in wenigen zerstreuten Gehöften, trieben Jagd im Schwarzwald und Fischfang in Bach und Strom, verschliefen manch lieben langen Tag auf der Bärenhaut, vertranken manch liebe lange Nacht beim Bierkrug, und harrten, bis das Heerhorn blies und sie zu keckem, wildwüthigem Raubzug in des feineren Nachbars Land hinüberrief.

Zu selber Zeit kam einstmals ein Mann den Rhein entlang geschritten, der sah trüb und traurig drein, war auch eine hoch aufgeschossene blondlockige, rothwangige Gestalt, aber kein Landbürtiger, trug ein faltig Ge-

wand, wie Einer, der bei den Römern drüben gehaust, und schien einen schweren Kummer als Reisegepäck mit sich zu führen, denn er schaute oftmals in des Rheines grünfluthende Wogen, als zög' es ihn zu ihnen hinunter, und möcht' er am liebsten auf kühlem Stromgrund sein Quartier nehmen.

Wie er aber auf einsamer Wanderung jene Kalkwand erschaute, und über Stein und Fels pfadlos bergan schritt, gefiel ihm der

Alte Klause am Rhein.

Platz, denn in der Bergwand war ein schattiger Höhlenraum, wo sich ungestört in den Rhein hinunter und zum Vogesenwald hinüberschauen ließ; kein Menschenlärm umtönte sein Ohr und friedlich und groß trug der Strom seine rauschende Fluth vorüber.

Der Mann hieß Hugideo und sprach: „Hier will ich ein Nest in den Fels bauen wie eine Mauerschwalbe, und in Frieden geharren, bis mein Tag sich neigt, das soll meine letzte Kunst sein!"

Am Rhein drunten fand er einen alten Salmenfischer, der hieß Nebi und gab ihm Bescheid, daß Niemand einen Zwing und Bann über den Klotz von Istein übe, und daß Nester bauen könne, wer da Gelüst trage und des Mauerns kundig sei.

Da hub der Fremde an sich einzubauen in die Höhlung des Felsens; er schien den Römern ein Stück ihres Architekturwesens abgesehen zu haben: in kurzer Frist stund ein steinern Gelaß keck und wohlgeschirmt in schier unnahbarer Abgeschiedenheit errichtet — ein Klausnerhäuslein, wie dazumal an manchem italischen und gallischen Berg manches eingeklebt stund, denn ein anständiger Mensch hatte in selbiger Zeit eher Drang und Grund, die Welt zu fliehen als sie zu suchen.

Wie es fertig war, ging der neue Siedel auf etliche Tage von dannen über den Rhein hinüber, und wie er wieder kam, trug er einen Korb mit Fisch- und Jagdzeug auf dem Rücken und eine schneeweiße Marmorbüste auf dem Haupt, und trug Geräthe und Marmor den Berg hinan in seine Klause.

Die Büste aber war das Abbild einer jugendschönen Römerin, einer von jenen Köpfen, deren Anblick anderthalb Jahrtausende später den Altmeister Wolfgang von Frankfurt anmuthete wie ein Gesang des Homerus: —

das Haar in loser Flechte am Nacken geknüpft, frei, edel und groß das Antlitz, ein gülbener Reif um die Stirn.

Jenseits des Steinhäusleins, da wo ein Felsvorsprung Raum gibt in der Biegung des Berges, hämmerte der Mann eine Nische in die Wand und stellte das fremde Frauenbildniß darein, als sollt' es der schirmende Geist des Ortes sein und Aller, die unten vorüber ruderten.

Und auf daß kein ungeweihter Fuß sich jener Stelle nahe, steilte er die Felswand senkrecht ab und baute aus Tannenstämmen eine Zugbrücke, auf welcher er allein aus der Klause Rückfenster hinüber wandeln mochte. Was er sonst trieb, ward nicht viel ruchbar im Land; Schiffer und Fischer, die in leichtem Kahn rheinabfuhren, sahen ihn oftmals bei sinkender Sonne drobensitzen und hinausschauen gen Süden; es war damals nicht Brauch, daß Einer sich viel drum kümmerte, was der Andere that, und noch viel weniger, daß von Obrigkeiswegen einem Jeden der Deckel von seinen Töpfen gelupft ward — so ließen sie ihn gewähren.

Der Rhein aber schuf dem Klausenmann eine Arbeit eigener Art, denn er hält besondere Ordnung in Betreff der Todten, die seine Wellen forttragen sollen. Wer fern im Bodensee oder an helvetischem Ufer ihm zur Beute wird, den behält er und trägt ihn gelassen weiter durch rauschenden Fall und Strudel und Höllhacken hindurch, bis er den westwärts gewendeten Lauf umkehrt; aber zur Wanderung gen Norden und in des Rheingau fröhlich Rebengefild nimmt er die Leichen des obern Landes nicht mit und in der stillen Bucht am Klotz von Istein spült er sie sorgsam an's Ufer.

Da kam oftmals Nebi, der Salmenfischer, zum Klausner gestiegen und rief ihn herab, den stillen unbekannten Gästen die letzte Ehre zu erweisen, und sie schaufelten Manchem ein Grab, den bei Schaffhausen oder im tosenden Strudel von Laufenburg die Wellen verschlungen, und Manchem, den an der Aar oder Reuß der Fischfang in's Verderben geführt;—kam auch Mancher geschwommen, dessen Schädel von alamannischem Schwerthieb klaffte oder dessen Brust noch eine abgebrochene Speerspitze trug... Alte und Junge, Nackte und Bekleidete, wie Solche, die nur noch einen Bundschuh am rechten Fuß oder ein zerrissen Lederwamms am Leibe trugen, Alle wurden sie mit gleichen Ehren empfangen und in gleicher kühler Erde eingeherbergt.

Im vierhundert ein und funfzigsten Jahre war ein milder Frühling aufgegangen und hatten nicht viele Leute Muße, dem Sprossen der Schlüsselblumen und Sang der Nachtigallen zu lauschen. Vielmehr war ein Drang in Alle diesseits des Rheins gefahren, als müßten sie selber Zugvögel werden und gen Süden und Westen ausschwärmen, nicht Singens halber, sondern bewehrt und beschildet auf Beute, Raub und Völkerschlacht.

Und wieder kam Nebi, der Salmenfischer, herauf und sprach: „Hängt Euer langes Gewand an den Nagel, Hugideo, und rüstet Euch zur Heerfahrt: Schon steht der König Etzel mit seinen Hunnenreitern unten gegenüber von Worms und sein heller Haufen wird über den Rhein schwimmen, daß denen drüben Hören und Sehen vergeht. 'S ist noch manch Stück Beute zu holen und manch römisch Mutterföhnlein todt zu schlagen. Wir ziehen auch mit im großen Hunnenschweif: Alles muß ruinirt sein! sagt Herzog Krokus' selige Großmutter."

Aber der Klausner schüttelte sein Haupt und sprach: „Nein!" Da sagte Nebi: „So besorgt statt meiner den Salmenfang."

Mälig ward's lebhaft und kriegslärmend am Rhein, die Volksgemeinden beschlossen auf ihren Malstätten, sich den Hunnen zuzugesellen und mit ihnen den großen Vernichtungszug in's Herz von Gallien zu thun; im Schwarzwald klang die Axt und viel Flöße kamen rheinab geschwommen, Kahn und Brückenholz zum Rheinübergang zu beschaffen; wer ein rostig Schwert hatte, schliff es blank, wer eine Neige Weins im Keller barg, trank sie aus — die mongolische Gottesgeißel wirkte wie Magnet und zog das germanische Eisen an.

Einstmals kam ein Schwarm des jungen reisig streitbaren Volkes zu Hugideo's Klause, ihn zwangsweise mitzunehmen zur Heerfahrt, und sie sprachen: „Heraus, Du Höhlensitzer, Bergspaltmeister, Zeitverträumer! heraus und mit uns! der Etzel soll leben, der große Held! kannst drüben im Gallierland auch Todte begraben, dafür soll Dir gesorgt werden." Er aber sprach wieder: „Nein!" und wie sie einen Grund wissen wollten, sprach er: „Ich bin ein freier Juthung und Eurer Cent am Rhein nicht pflichtig und wenn ich Nein gesagt, so weiß ich Niemand im Himmel und auf Erden, der mich zwingen soll, einen Grund dafür anzugeben!"

Da schalten sie ihn ein unmännlich Herz, einen Abtrünnigen, der, wie einst Serapion der Alamann, von fremder Priester Witz bethört, Vaterland, Heerpflicht und den eigenen Namen vergessen.

Hugideo aber fuhr unter sie, wie ein Bär unter die Rüden und scheuchte die Schelter mit blutigen Köpfen zur Klause hinaus; und wie sie in ganzer Schaar anstürmten, trat er an das Klausenfenster, schwang sich über die Zugbrücke zum Fels mit dem Steinbild, zog die Tannenstämme an sich und stand

nun jenseits des unnahbaren Abgrundes wie ein Gewaltiger. Da belagerten sie ihn zwei Tage, er aber vertheidigte sich kühnlich und manch ein Felsstück flog wohl geschleudert von seiner Hand in den tobenden Schwarm, so daß sie letztlich sprachen: „Das ist ein sonderbarer Heiliger — wirft mit Steinen, die sonst kaum ihrer Drei erschwingen möchten, statt mit Gründen um sich — lassen wir ihn auf seinem Klotz!“

Bald schallte in der Rheinebene Hornruf und der alte Kriegsgesang vom Herzog Krokus; sie zogen auf die Heerfahrt, die Einen zu Roß, die Andern auf wohlgeschirrten Ochsenwagen, wieder Andere in schmalen Nachen, ein wenig bekleideter, aber mit Schwert, Axt und Schild gewaffneter wilder Kriegerschwarm — Alle landab zum großen hunnischen Rheinübergang.

Jetzt war's lange stiller und einsamer um den Klotz von Istein, als je, und Hugideo saß wieder wie sonst auf seinem Felsenvorsprung.

Die Welt war ein klirrendes, schwirrendes Kriegslager geworden, dessen Lärm den Kaisern zu Ravenna und Byzanz manch schlaflose Nacht bereitete, — die Wogen der großen Völkersündfluth schlugen über dem armen Gallien zusammen — er hörte Nichts davon.

An einem nebligen Herbstabend stand sein Freund, der Salmenfischer, wieder vor ihm; er trug eine Hand weniger als da er ausgezogen und sonst noch etliche namhafte Spuren von Zerhackung und Zersäblung, aber einen Gürtel um den Leib, schwer von römischen Goldmünzen, und ein vornehm goldgriffig Schwert an der Seite.

„Bei der Seele meiner Mutter! das war das Aergste, seit die Welt steht und bis sie wieder untergeht!“ sprach er... und erzählte ihm die Völkerschlacht auf den catalaunischen Feldern, wo die Alamannen auf Attila's rechtem Flügel mit Franken und Gepiden wider des Aëtius Legionen gefochten. „Waffen und Weh!“ fuhr er fort, „Waffen und Weh! König Etzel's Kapp ist zerschnitten, sein Mantel abgesägt, unsre Besten sind todt, was übrig blieb, hat Kehrt gemacht, in wenig Tagen kommt das Heergefolg heim... es steht unterwegs noch Etliches zu verwüsten, sonst wären sie schon da, wie ich.“

Hugideo aber ging wieder hinüber auf seine Felsplatte, und wie er jetzt nach seinem theuern Steinbild schaute, war der Marmor rostfleckig und eisenfarbig überlaufen von dem aus den Steinritzen träufenden Kalkgewässer. Darum nahm er's heraus und stellte es auf die Mauer der Felsterrasse und reinigte es sorgsam — und wie er davor stand und seinen Blick darauf haften ließ, als wolle er sich ganz versenken in die Pracht der Züge, da ward ihm plötzlich, als ob dies Haupt voll stiller Majestät auch zu ihm herüberblicke mit beseelten Augen, ein seliger Schauer zog durch des einsamen Mannes Herz und er drückte einen Kuß auf die steinerne Stirn. Da wich die Büste von dem Mauerrand und stürzte hinab, schlug an die Felskanten auf, ohne zu zerschellen, zischte in die Rheinfluth und versank...

Lange blickte ihr Hugideo nach, bis daß die letzten Wasserringe auf dem Spiegel der Wellen zerronnen waren, dann lächelte er vor sich hin, ging in seine Klause hinüber, griff Schaufel und Hacken und grub ein Grab am Abhang seines Berges — seitwärts von der Rheingestrandeten gemeinsamen Ruhestatt.

Wie er aber nach vollendeter Arbeit wieder zur Klause heimgekehrt war, kam plötzlich ein Gedanken über ihn, als habe er Etwas zu thun vergessen — „noch Etwas,“ sprach er, „noch Etwas!... Wie steht geschrieben in dem Liederbuch, dessen Sprache sie mich einst gelehrt?

Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens, deficiente manu...“

Und er stieg abermals hinab und grub ein zweites Grab neben das erste. Und seine Arbeit dauerte bis tief in die Nacht hinein.

Wie er müde und spät seinen Berg hinaufstieg, stand ein greller Feuerschein am südlichen Himmel und die Röthe nahm nicht ab, die ganze Nacht hindurch. Hugideo aber schritt unruhig auf seinem Fels auf und nieder, als scheuchten ihn alte Erinnerungen, er spähte und spähte durch den Schimmer der Nacht, und sprach hastige, abgerissene Worte vor sich hin, und sein Herz klopfte beim fernen Feuergefunk.

Es waren die Flammen von Augusta Rauracorum, der reichen, hochberühmten Römer-Colonie, die Munatius Plancus einst als Vormauer gegen die Alamannen unweit Basel am Rheinesufer gegründet, prächtig in Tempeln, Wasserleitungen und Theatern, aber dem beutehungrigen Grenznachbar wie ein lockendes Schaugericht vor Augen gestellt und jetzo dem Untergang verfallen.

Der hochaufschlagende Feuerschein zeigte, daß die von den catalaunischen Feldern heimkehrenden Alamannenschaaren ihren Rückweg dort vorüber genommen.

Frühmorgens kam Nebi, der Fischer. „Habt Ihr gesehen?“ sprach er. „Wieder ein Städtlein weniger und ein Trümmerhaufen mehr! Augst, was taugst?...“ er blies über die hohle Hand weg... „Waffen und Weh! Waffen und Weh! Nehmt Eure Schaufel und kommt, es gibt Arbeit!“

In der Bucht des Rheines auf dem weißen schimmernden Ufersande lag angeländet einer

Jungfrau Leiche, die weiße römische Tunica wasserschwer um die schlanken Glieder geschmiegt, das Haar in Flechten über den stolzen Nacken wallend, die Stirn von goldenem Reif umfaßt. Unter der linken Brust klaffte ein leiser Riß im Gewand, wie vom Stich einer schneidigen Waffe.

„Merkwürdig," sprach Nebi, der Fischer, „wie die blasse Maid dem Marmorbilde gleicht, das Ihr auf dem Berg droben aufgestellt."

„Ja wohl ... merkwürdig!" sprach Hugideo. Lang und starr stand er vor der Leiche ...:

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu."

... Er hob sie empor und trug sie mit starkem Arm den Berg hinauf.

„Was habt Ihr gesagt, Hugideo? halt an, Hugideo! wohin, Hugideo?" rief Nebi, der Fischer, und ließ erstaunt seine Schaufel fallen. „Die Gräber stehen ja dort zur Rechten."

„Begrabe sie heut Nacht!" sprach Hugideo.

Und er trug sie hinauf in seine Klause und setzte sie sorgsam auf die steingehauene Bank der Zelle und setzte sich ihr gegenüber und hielt schweigend Todtenwache, und flocht vom Epheu, das den Fels umrankte, zwei Kränze, und schmückte das Haupt der Leiche und sein eigenes damit, und füllte sich einen Becher Weines und nickte ihr zu, da er ihn leerte und wich nicht mehr von ihr.

Um Mitternacht aber trug er sie hinab, wo die zwei Gräber, von seiner Hand aufgeworfen, zum Empfang gerüstet standen, und senkte sie ein und warf drei Schollen alamannischer Erde als letzten Gruß auf die todte Römerin, und begrub sie in einsamer Stille der Mondnacht und wälzte einen Stein auf das Grab. Dann ging er zu des Fischers Hütte und rief hinein: „'S ist besorgt, alter Schaufelbruder, und der Ruheplatz neben ihr ist für mich, merk' Dir's!"

Des folgenden Tages trug der Rhein Manchen an's Ufer, an dessen Leichnam der Mauerkampf und Fall und Mordbrand von Augusta Rauracorum mit blutigen Zügen geschrieben stand.

„Auch Du, Junius Messianus, alter Baumeister, Freund und Lehrer!" sprach Hugideo, da sie einen ehrwürdigen, wundenbedeckten Graukopf aus den Fluthen zogen.

Aber bei einem Anblick schütterte er zusammen: ein trotzig keckes, arthiebdurchfurchtes Männerhaupt tauchte auf, ungerührt zog Nebi, der Fischer, mit langem Schiffshaken den Todten an's Land, Rüstung und Schmuck zeigten die Leiche eines Centurio der zweiundzwanzigsten Legion, der primigenia pia fidelis, noch hing im Gürtel sein zweischneidiger Dolch.

Da flog ein höhnisch Lächeln über Hugideo's Antlitz, er löste die reichgeschmückte Waffe vom Gürtel des Todten und beschaute sie lange — ein großer Onyx prangte im Griff, „fortes adjuvat ipsa Venus" stand um das feingeschnittene Bildwerk geschrieben.

Hugideo steckte den Dolch zu sich und sprach grimmig zum Fischer: „Alle hier! ... nur Diesen nicht!"

Und sie schleiften den Erschlagenen an seinem dunkeln, stellenweise brandversengten Lockenhaar in den Nachen, verdeckten ihn mit übergeworfenen Netzen, fuhren ihn weit von dannen aus der Bucht in den reißenden Thalweg des Rheines und warfen ihn ohne Segen und Fahrwohl wieder in die Fluthen, auf daß er landabschwimme, weit, weit aus ihrem Revier.

„Es ist gut!" sprach Hugideo. Dann fuhren sie heim. „Schau morgen früh ein wenig bei mir nach," rief er zum Abschied dem Fischer zu.

Wie Nebi, der Salmenfischer, des nächsten Morgens zu Hugideo's Klause kam, saß der aufrecht auf der Steinbank und hatte sich den Dolch des Centurio durch's Herz gerannt, daß er bis zum Griffe im Körper haftete; ein stolzes Lächeln schwebte um seine Lippen.

Da begrub ihn der Fischer an der Seite der Jungfrau, die der Rhein gebracht.

Die Todte hieß Benigna Serena und war die Tochter des Asinius Abundantius, eines reichen, vornehmen Mannes und kaiserlichen Steuereinnehmers zu Augusta Rauracorum. Sie hatte den priesterlichen Schleier genommen und der Göttin Kybele geheimnißvoll Bild im Tempel unten am Rheine gehütet; aber erst seit Frist eines Jahres. Früher war sie ein heiter Weltkind, die schönste im Reigen der Jungfrauen, von Vielen umschwärmt, von den geistreichen Pflastertretern der Provinzialstadt als „Perle des Rheines" besungen.

Hugideo, der Juthung, war vormals auch in Augst gewesen bei den Römern ...

Heutigen Tages ist unweit jener Strandgrabstätte ein Tunnel in den Berg gebrochen und die Locomotive saust quer durch den Isteiner Klotz. Von Augusta Rauracorum ragen noch wenige verwitterte Backsteinmauern aus dem Wiesengrunde, darüber statt römischer Imperatoren jetzt die weisen Väter des Canton Baselandschaft herrschen; aber dann und wann pflügt der Bauersmann einen güldenen Ring oder eine gewundene Armspange oder einen ehernen Hausgötzen aus den Furchen heraus und ein spätgeborner alamannischer Nachkomme denkt dabei an jene Zeiten, denn im Greisenalter fallen den Menschen wie den Völkern die Geschichten der Kindheit lebhafter in's Gedächtniß als sonst, wo noch Thaten der Männer zu thun sind.

Zweite Abtheilung.

Die neuen

Mineralquellen- und Bäder-Unternehmungen am Rhein.

Die altberühmten Thermal-Schwefelquellen und Bäder zu Aachen und Burtscheid, nahe der westlichen Grenze der preußischen Rheinprovinz, entspringen aus ältern sedimentären Gebirgs-Formationen, nämlich der devonischen Bildung, unweit des aufgelagerten Steinkohlengebirges, und es läßt sich wenigstens kein Zusammenhang dieser Thermen mit den rheinischen Vulcanen an der Oberfläche nachweisen, da diese von jenen noch sehr weit entfernt abliegen. Man könnte aber wohl die Frage aufwerfen, wie es komme, daß in den rheinischen vulcanischen Gebieten keine sehr hervorragenden Mineral-Bäder und Brunnen bekannt sind, welche sich doch sonst so gern den vulcanischen Gebirgsgruppen und Zügen anschließen. Es befinden sich in der preußischen Rheinprovinz die ausgedehnten altvulcanischen Bergreihen, welche in weitem Umfange den Laacher See umgeben, und die vielen vollkommen erhaltenen und grotesken Krater der hohen Eifel mit ihren ebenfalls noch frisch aussehenden Lavaströmen, und gibt sich auch hier überall der letzte Nachhall der vormaligen Vulcanicität in recht zahlreichen hervorsprudelnden Sauerquellen und Gas-Exhalationen zu erkennen, so ist doch nur eine einzige Thermalquelle in diesen Gebieten als eigentlicher Badeort von meist nur localem Rufe benutzt, nämlich das Bad Bertrich in der Gegend der Mosel; und kaum eine größere Reputation genießen einige kalte Mineralquellen, deren Wasser einen meist nicht sehr belangvollen Gegenstand der Versendung abgeben; auch nur eine dieser Quellen ist in den letzten Jahren zu einer kleinen Bade-Anlage benutzt worden. Es ist diejenige zu Sinzig bei Remagen am Rhein, ein vollkommen eisenfreies muriatisches Natronwasser, mit einem geringen Gehalte an diesen Salzen, in welchem Kohlensäure in freiem und halbgebundenen Zustande vorhanden sind. Hierauf ist kürzlich ein kleiner Curort mit Mineral-, Fichtennadel- und Gasbädern, verbunden mit der Molken- und Trauben-Cur, gegründet, welcher ganz gut prosperirt und über den der dortige Badearzt, Dr. Friedr. Strahl, neuerlich eine kleine Schrift herausgegeben hat.

Vergleicht man aber in dieser Hinsicht mit der preußischen Rheinprovinz andere ebenfalls altvulcanische Gegenden, z. B. einen Theil des benachbarten Herzogthums Nassau, Böhmen, die Auvergne u. s. w., so sind diese Gebiete dagegen sehr hervorragend in ihren Bädern und Mineralbrunnen, und ihre Wasser und so Vieles, was sich daran anschließt, bilden selbst bedeutende Erwerbszweige. Hat denn die Natur solche sehr werthvollen Wasserschätze dem vulcanischen Theile der Rheinprovinz versagt, ihm nur Untergeordnetes dieser Art zugewiesen? Gewiß nicht, der Grund dieses scheinbaren Mangels liegt nur allein darin, daß die Industrie, in anderer Richtung grade in diesem Lande so sehr thätig, sich zufällig nicht früher auf die zweckmäßige Benutzung der Wasser geworfen hatte. Auf einmal breitet sich aber nun auch hierauf die Speculation am Rhein aus. Zwei Unternehmungen solcher Art, deren sie sich ganz

neuerlich bemächtigt hat, sind von recht vielseitigem Interesse, und dürften es in vollem Maße werth sein, nachstehend einige nähere Kunde darüber mitzutheilen.

Die erste dieser Unternehmungen ist diejenige des Actien-Vereins zur Benutzung rheinpreußischer Heilquellen. Derselbe hat jüngst seinen Prospectus mit Notizen über seine Absichten, die Rentabilität des Unternehmens und die demselben zu Grunde liegenden Statuten in die Welt ergehen lassen. An die Spitze der Angelegenheit haben sich Männer gestellt, welche Sachkenntnisse und Vertrauen in einem hohen Maße in sich vereinigen. Es sind der Regierungs-Präsident von Möller in Köln, der Berghauptmann von Dechen, der Geheime Regierungsrath und Dombaumeister Zwirner, mehrere Chefs der ersten Bankhäuser und der industriellen Etablissements in Köln, und einige namhafte Aerzte. Der Actien-Verein bezweckt die Benutzung von Mineralquellen und die Einrichtung von Curorten in der Rheinprovinz, und zwar zunächst die Errichtung eines Curortes am Heilbronn im Brohlthale.

Die Königliche Regierung hatte im Auftrage Sr. Majestät des Königs eine genaue Untersuchung dieser Quellen angeordnet, und die oberste medicinische Autorität des Landes, die wissenschaftliche Deputation für das Medicinalwesen in Berlin, gab auf Grund der vorgenommenen Prüfung ihr Urtheil dahin ab: „daß der Heilbronn bei Brohl einer Karlsbader Quelle und dem Marienbader Kreuzbrunnen in seiner Wirkung sehr ähnlich, die Lage eine vortheilhafte, die verschiedenen Zusammensetzungen mehrerer Nachbarquellen für einen Curort von größter Wichtigkeit, und die klimatischen Verhältnisse sehr günstig seien, und daß demnach der Heilbronn und die demselben zunächst liegenden Mineralquellen eine ganz besondere Berücksichtigung verdienen." Bei der erwähnten Gründung eines Curortes handelt es sich nicht allein von der Benutzung des den berühmten böhmischen glaubersalzhaltigen Natronquellen ähnlichen Heilbronns, sondern auch von den unter sich sehr verschiedenartigen Quellen der unmittelbaren Nachbarschaft. Es befindet sich namentlich darunter eine, Obersalzbrunn und Wildungen frappant ähnliche, ja reichhaltigere Natronquelle, welche auch Ems an Natrongehalt übertrifft, und in dieser Beziehung, nächst Fachingen und dem Heilbronn, unmittelbar hinter Vichy (in der Auvergne) und Bilin (in Böhmen) rangirt; ferner schließen sich, als dritte Quellengattung, unter sich verschiedene Stahlquellen in allen Nuancirungen von Salzbestandtheilen und Eisen an, welche ihre Analogien in den renommirtesten Stahlquellen Europas finden. Es ist in dieser Hinsicht z. B. die mit Driburg und Pyrmont nahe verwandte Quelle von Tonnisstein und der mit Spaa mindestens gleichstehende Schloßbrunnen zu erwähnen. Einzelne dieser Quellen übertreffen sogar, nach G. Bischof's Analysen, die bisher berühmtesten Stahlquellen von Schwalbach an quantitativem Eisengehalte um das anderthalb, zwei- bis drei-, ja vierfache, und lassen dabei an Ergiebigkeit, Kohlensäurereichthum und Leichtverdaulichkeit (da sie keinen Gyps enthalten) nichts zu wünschen übrig.

Curhaus und Badeeinrichtungen sollen an den geeignetsten Stellen aufgeführt, und die zu Parkanlagen wie geschaffene Umgebung durch die Kunst möglichst erhöht werden, wodurch in einer der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands, etwa eine Meile vom Laacher See entfernt, der reizendste Aufenthalt zu erschaffen ist, welcher wegen der vorbeiführenden Rhein- und Schienenstraße auf das Leichteste erreicht werden kann. Die Nachbarschaft von Rheineck und Argenfels, die Nähe vom Ahrthale, dem Siebengebirge und von Bonn rheinabwärts, die geringe Entfernung von Andernach, Neuwied und Coblenz rheinaufwärts und die herrlichen Thalparthien und Höhenpunkte der nächsten Umgebung Tönnisstein, Burgbrohl, Abtei Laach, Niedermendig u. s. w. werden den Unterhaltung und Zerstreuung suchenden Gästen, der Mehrzahl des Bade-Publicums, eine ganz ungewöhnliche Mannigfaltigkeit der Excursionen bieten, und die Spielbank reichlich ersetzen.

Zur Erreichung des Zweckes hat die Königliche Staatsregierung die Bildung eines Actien-Vereins für besonders geeignet erachtet, und aus den Fonds der Seehandlung vorläufig eine Betheiligung mit 10,000 Thalern bewilligt. Das zur Gründung des besagten Actien-Vereins zusammengetretene Comitee beabsichtigt nun die Beschaffung eines Capitals von 100,000 Thalern, in Actien zu 100 Thaler, womit ein Curort im Brohlthale nach vorliegenden Anschlägen nutzbar gemacht werden kann. Im Statutenentwurfe ist zugleich eine weitere Fortentwicklung des Unternehmens, welchem sich seiner Zeit die Benutzung noch anderer rheinpreußischer Heilquellen anschließen kann, in Aussicht genommen.

Die vorliegenden Druckschriften, Prospecte und Statuten über das Unternehmen haben vorzugsweise das Material zu diesen Mittheilungen geliefert, welche in eigener Anschauung ihre volle Bestätigung finden. Wer aber noch Weiteres, Geschichtliches, Chemisches und Medicinisches über den Gegenstand zu wissen wünscht, dem können wir noch die gehaltvolle Schrift: „Der Heilbrunnen; eine alte Quelle in neuer Fassung. Von Dr. Jul.

Wegeler, Königl. preuß. Medicinalrath ꝛc. Zweite Auflage. Coblenz, 1857" recht angelegentlich empfehlen. Auch G. Bischof hatte schon früher in seinem vortrefflichen Buche: „Die vulcanischen Mineralquellen Deutschlands und Frankreichs. Bonn 1826" diese Mineralquellen nach ihrem vollen Werthe gewürdigt.

Handelt es sich bei der geschilderten Unternehmung von schon lange bekannt und nur wenig beachtet gewesenen, sehr werthvollen Mineralquellen, so sind dagegen bei der zweiten Unternehmung neue, erst ganz kürzlich erbohrte Thermalquellen der Gegenstand der Speculation. Die Commandite-Gesellschaft für die Gründung und Errichtung des Bades Neuenahr im Ahrthale ist nämlich mit der Ankündigung, dem Prospecte und den Statuten für ihre Zwecke gleichfalls in's Publicum getreten. In dem schönen Ahrthale, welches bei Sinzig in den Rhein mündet, kannte man von Alters her Exhalationen von Kohlensäuregas, welche mit erhöheter Temperatur am Fuße des bedeutenden Basaltberges Neuenahr in dem Orte Beul dem Boden massenhaft entströmen. Sie gaben den Fingerzeig zu der Erbohrung von warmen Mineralquellen, welche von Georg Kreuzberg in Ahrweiler und Geheimen Bergrath Prof. Dr. G. Bischof vereint mit großem Erfolge ausgeführt worden sind. Dr. Karl Bischof leitete vorzüglich diese Arbeiten, durch welche so reichlich sprudelnde Kohlensäure und Mineralsalze enthaltende Quellen entdeckt wurden, daß ihr Zutagetreten an Intensität dem Sprudel zu Carlsbad wenig nachsteht. Es sind Quellen von 30 bis 32° R. Temperatur, also mit einer Wärme, welche zum Badegebrauch keiner künstlichen Erhöhung bedarf. Die vier vorhandenen Bohrlöcher liefern, nach den auf Versuche gegründeten Ermittelungen des Wasserreichthums, nach dem Gutachten des Berghauptmanns von Dechen, im Mittel bei einer Druckhöhe von 12 Zoll in 24 Stunden die Wasser für 920 Bäder zu 28 Cubikfuß, im Maximum aber bei 26 Zoll Druckhöhe die Wasser für 1594 Bäder von demselben Inhalt. Aus drei Bohrlöchern entwickelt sich in 24 Stunden bei einem Drucke von 26 Zoll 3292 Pfund frei ausströmende Kohlensäure, so daß die Quellen von Neuenahr, in Beziehung auf die Menge der in ihnen enthaltenen freien Kohlensäure und des aus ihnen ausströmenden Kohlensäuregases, alle andern in Deutschland und zwar die meisten in einem ganz bedeutenden Verhältnisse übertreffen.

Nach den vorliegenden Analysen der Wasser der verschiedenen Quellen von G. Bischof, K. Bischof und Dr. Mohr sind in den Wassern in 10,000 Gewichtstheilen $32_{,89}$ bis $32_{,61}$ feste Bestandtheile und freie Kohlensäure enthalten, unter welchen das doppelt kohlensaure Natron, die doppelt kohlensaure Bittererde und Kalkerde, und die Kohlensäure vorwalten; dagegen treten Kochsalz und Glaubersalz auffallend zurück. Die ganze Zusammensetzung entspricht sehr derjenigen des besuchtesten Bades von Frankreich, den Quellen von Vichy in der Auvergne, und ausgezeichnete Aerzte, unter diesen Geh. Rath Prof. Kilian, Geh. Rath Prof. Wutzer, Prof. Naumann u. s. w. haben sich über die Wirkung der Neuenahrer Badewasser auf das allergünstigste motivirt ausgesprochen; bei Rheumatismus, Hämorrhoiden, Podagra, Gicht, Gries- und Steinbildung ist seine Anwendung vorzüglich indicirt. Auch müssen die Wirkungen, bei der Aehnlichkeit der Wasser mit denjenigen von Ems, bei chronischen Brustleiden und bei Anlagen zu tuberculoser Schwindsucht ganz ausgezeichnet sein.

In Bezug auf die Lage der Quellen genügt es zu sagen, daß sie sich im Ahrthale befinden, jenem anmuthigsten der Nebenthäler des Rheins, welches als niederrheinische Schweiz das Ziel Tausender von Reisenden ist. Die frühreife rothe Traube des Ahrthales bietet Gelegenheit, die Traubencur einen Monat früher als in andern Gegenden beginnen zu können.

Die vortreffliche Rentabilität der Gründung und Errichtung des Bades Neuenahr kann keinem Zweifel unterworfen sein. Wir unterlassen es, die sehr wahrscheinlichen günstigen Berechnungen, welche der Prospectus in dieser Hinsicht mittheilt, hier zu wiederholen. Ausgezeichnete Männer der Provinz, welche volles Vertrauen in jeder Beziehung verdienen, stehen an der Spitze der Unternehmung. Das Grundcapital der Gesellschaft soll in 400,000 Thalern in Actien, jede zu 100 Thalern, bestehen; jedoch soll auch nach dem Beschluß der General-Versammlung das Grundcapital in entsprechender Weise vermehrt werden können.

Die Betheiligung für beide besprochenen Unternehmungen, welche wir hier nur nach einigen umrißlichen Zügen geschildert haben, wird gewiß rasch erfolgen; die Objecte sind hervorragend und anziehend, und die Association für solche Zwecke gestaltet sich in der preußischen Rheinprovinz leicht bei der dafür allgemein herrschenden Neigung, zumal wenn es sich darum handelt, Etablissements zu gründen, welche neben sicherer Aussicht auf Gewinnst zugleich die heimischen Gegenden heben und werthvoller gestalten. So wird es nicht fehlen, daß die preußische Rheinprovinz in ihren schönsten Theilen, ganz nahe dem Rheine, in den nächsten Jahren berühmte Curorte besitzen wird, welche sie bisher entbehrte.

Eine Küstenfahrt in Japan.

Reise des Langbootes der Vereinigten Staaten Corvette Vincennes, von Simoda nach Hakodade.

Original-Bericht von John Mercer Brooke, Flotten-Lieutenant, und
Ernst Knorr,
Secretär und Kartograph der Vereinigten Staaten-Expedition zur Durchforschung des nördlichen stillen Meeres.

Simoda.

Der freundliche Leser wird sich erinnern, daß die Regierung der Vereinigten Staaten im Jahre 1853 eine Expedition, bestehend aus fünf Kriegsfahrzeugen unter Commodore Ringgold entsendete, um das nördliche stille Meer geographisch zu durchforschen und durch die Behrings-Straße so weit in das Eismeer vorzudringen, als das Interesse des in den Vereinigten Staaten sehr stark vertretenen Wallfischfanges wünschenswerth machte. Nachdem nun diese Expedition ihre speciellen Aufgaben so weit als möglich gelöst hatte, und überdies, von vorn herein das Interesse der Handelsschifffahrt in's Auge fassend, die verschiedenen Seewege von den großen Häfen des atlantischen Meeres nach Australien, Ostindien und China und insbesondere die so sehr gefährlichen Straßen aus den indischen Gewässern in das chinesische Meer zu exploriren bemüht gewesen war, nachdem sie die Erde von West nach Ost umsegelt, und dabei auf der asiatischen Seite des Eismeeres höher gen Norden vorgedrungen, als irgend ein Vorgänger, nachdem sie endlich in ihrem gefahrvollen Berufe eines ihrer Schiffe mit siebzig braven Männern spurlos verloren, während drei der übrigen so seeuntüchtig geworden, daß sie in China und Californien gelassen werden mußten, hat Commodore John Rodgers, auf den der Oberbefehl schon im August 1854 übergegangen war, *) die Vincennes Mitte Juli 1856 nach New York zurückgebracht und ist eben jetzt beschäftigt, die Resultate in Karten niederzulegen und in Gemeinschaft mit den wissenschaftlichen Gliedern der Expedition ein Reisewerk für den Staat und für das Publicum überhaupt zu verfassen.

Nachstehendes Bruchstück dürfte durch den so viel besabelten Schauplatz und durch die Kühnheit des Unternehmens, welches es bespricht, Interesse genug gewinnen, um eine Voraussschickung, zu der Referent ermächtigt worden ist, zu rechtfertigen.

Im Mai 1855, ein Jahr nachdem Commo-

*) Commodore Ringgold war den Anstrengungen seiner verantwortlichen Stellung erlegen, und hatte von China aus krank nach Hause gehen müssen.

dore Perry mit seinem Geschwader Japan besucht und den Vertrag von Kanagawa zwischen den Regierungen der Vereinigten Staaten und des japanesischen Kaiserreichs abgeschlossen hatte, lief die Vincennes in Simoda, einem der beiden Häfen, ein, welche amerikanischen Schiffen durch den oben erwähnten Vertrag geöffnet worden sind.

Es lag in der Aufgabe des Commodore Rodgers, die japanesische Inselkette geographisch zu recognosciren, und er hatte dies bereits mit Loo Choo (oder Lieu-Kieu), der südlichsten der japanesischen Dependencien, begonnen und bis Simoda durchgeführt. Solche fliegende hydrographische Arbeiten machen wenigstens hin und wieder Landungen nothwendig, über deren Zulässigkeit man sich aber im Vertrage von Kanagawa nicht klar ausgesprochen hatte. Derselbe setzt nämlich fest, daß amerikanischen Schiffen zu Zwecken des Handels und der Verproviantirung nur die Häfen von Simoda auf Niphon und von Hakodade auf Jesso offen sein sollen, und daß nur dort amerikanische Bürger landen und zeitweise, nicht bleibend, verweilen dürfen, daß indeß Schiffe in Noth in jeden Hafen des japanesischen Reiches einzulaufen berechtigt seien. Um nun diesen wichtigen Theil des Vertrages nicht bloß eine leere Phrase sein zu lassen, muß es den Seefahrern auch möglich gemacht werden, nach den Häfen überhaupt zu gelangen, und dazu brauchen sie vor allen Dingen richtige Küstenkarten. Solche haben die Japanesen nicht, können sie auch mit ihrer Intelligenz nicht herstellen; der andere contrahirende Theil muß sie daher sich selbst verschaffen, und ihm dürfen folgerecht die Mittel dazu nicht verkürzt werden. Das unerläßlichste derselben aber ist, daß der Kartograph die nur unsichern Arbeiten, die er vom Schiffe aus machen kann, von Zeit zu Zeit durch sorgfältige Länge- und Breite-Beobachtungen auf festem Lande berichtigt. Daran mögen die Japanesen beim Abschlusse des Vertrags freilich nicht gedacht haben.

Um sie nicht zu überraschen und um die lästigen und schleppenden Verhandlungen mit Localbehörden abzuschneiden, war Commodore Rodgers während seines Kreuzens im Winter $18^{54}/_{55}$ in die Bay von Kago-Sima auf der Südspitze von Kiu-Siu, der südlichsten Insel des eigentlichen japanesischen Reiches eingelaufen und hatte von dort aus nach Yeddo, der Residenz des weltlichen Oberhauptes, berichtet, daß im nächsten Frühjahre mehre Schiffe behufs Fertigung der Karten, welche durch den Vertrag von Kanagawa nöthig geworden seien, an den japanesischen Küsten zu erscheinen den Befehl hätten und daß er hoffe, diesen würden von den Ortsbehörden, wie von dem Volke überhaupt nicht Schwierigkeiten bereitet werden. Er schlug, um jeden Verdacht der bekanntlich sehr argwöhnischen Regierung zu entfernen, vor, daß japanesische Beamte oder Dolmetscher die Schiffe begleiten möchten, um die Arbeiten zu überwachen oder selbst Theil daran zu nehmen und versprach, Copien von den Karten zu liefern.

Der Commodore hatte gebeten, ihn in Simoda, welches nur eine Tagereise von Yeddo entfernt ist, Bescheid vorfinden zu lassen, allein Ungewißheit und Verschleppung ist japanesische Politik und die Depesche war noch unbeantwortet, als er im Mai 1855 dort einlief, und blieb es, wenngleich er drei Wochen darauf wartete und bei dem Statthalter des Districtes, dem Prinzen von Idzu, dringende Mahnungen einander folgen ließ. Er beschloß nun, jedenfalls im Sinne seiner Interpretation des Vertrages zu handeln, ja selbst etwas zu wagen, was unter andern Umständen nicht ganz zu rechtfertigen gewesen sein möchte.

Die Ostküste von Japan ist fast ganz unbekannt, vielleicht, weil fast fortwährend rauhes Wetter dort vorherrscht. Solche Küsten muß der Hydrograph vorzüglich in's Auge fassen, obwohl deren Aufnahme selbstredend mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist. Nur kleinere Fahrzeuge, welche wenig Fahrwasser erfordern, können mit Nutzen dazu verwendet werden. Die Vincennes ging jedenfalls zu tief, als daß sie sich dem Lande nur mit einiger Sicherheit hinreichend hätte nähern dürfen, die übrigen Schiffe aber waren nicht disponibel. Die Porpoise war bereits verloren gegangen,*)

*) Theils durch die Krankheit des Commodore Ringgold, theils weil das regelmäßige ostindische Geschwader in Japan nöthig war, um den Unterhandlungen des Commodore Perry Gewicht zu geben, war die Expedition während des ganzen Sommers 1854 vor Canton, welches grade damals von den Rebellen schwer bedroht wurde, zurückgehalten worden, und hatte seine legitimen Aufgaben vernachlässigen müssen. Commodore Rodgers sah sich darauf veranlaßt, den Winter $18^{54}/_{55}$ zu benutzen, und hatte den Theil des stillen Meeres zwischen den Bonin-Inseln und Kiusiu zum Arbeitsfelde für die Vincennes und Porpoise gewählt, da dieser Winterstürmen am wenigsten ausgesetzt ist. Allein gleich nachdem die Schiffe Hong Kong verlassen hatten, fiel böses Wetter ein, das bald zu einem gewaltigen Sturme heranwuchs. Drei Wochen lang wurde die Vincennes in dem engen Bette des gelben Meeres umhergeworfen, obschon sie fast alle Ausgänge in den großen Ocean zu forciren versuchte. Der Porpoise, von Lieutenant Wm. King Bridge befehligt, war aufgegeben worden, ihr in allen Bewegungen zu folgen, aber schon in der ersten Woche verlor diese sich in einem Morgennebel, und nie ist wieder von ihr gehört worden. Nachdem die Vincennes in Port Lloyd auf den Bonins und in Napa Kiang auf Loo Choo, den für Trennungsfälle festgesetzten Rendezvous, Wochen lang auf sie gewartet hatten, wurden überall Nachforschungen angestellt, an denen sich englische und französische Kriegsschiffe eifrigst betheiligten, doch ohne irgend welchen Erfolg. Vielleicht ist das Schiff schon im

der Dampfer Hancock und der Schooner Fenimore Cooper waren mit Aufnahme der Westküste des Reiches, welche durch viele isolirte Riffe noch gefährlicher ist, beschäftigt. Wollte der Commodore nun auch die Ostküste genauer untersuchen, so blieb ihm nichts übrig, als ein Boot dazu zu verwenden, und da ein solches gezwungen war, häufig in geschützte Buchten einzulaufen, und stets Noth vorgeben konnte, also selbst dem todten Buchstaben des Vertrages nach im Rechte blieb, entschloß er sich bereitwillig dazu, als Lieutenant John Mercer Brooke, der Astronom der Expedition, ein eben so erfahrener und kaltblütiger Seemann als tüchtiger Hydrograph, sich freiwillig erbot, die Führung zu übernehmen. Das Boot sollte von Simoda nach Hakodade, sechshundert Meilen weit der Küste entlang segeln, freilich ein kühnes Unternehmen an einer Küste, an der sich die gewaltige Kraft des Weltmeeres bricht und die bekanntlich der Sitz fast ununterbrochener Stürme ist.

Die nöthigen Vorkehrungen wurden unverzüglich getroffen. Ein geschützter Platz wurde gesucht, wo das Boot so lange festgelegt werden konnte, bis die Zimmerleute es hergerichtet hatten. Solcher fand sich an der Westküste der Bai, wo eine kleine Felsen-Insel sich gegen hundert Fuß hoch erhebt, gegen deren steile Front die See bricht, während ihre innere mit Bäumen und Gras bewachsene Seite sich zu einer kleinen, gegen Wind und Wellen vollkommen geschützten Bucht sanft herabsenkt. Der Eingang zu dieser ist von der Bai aus; der kleine Canal, welcher die Felsen vom Lande trennt, ist nicht mehr als drei bis vier Fuß tief, wenig weiter und windet sich schlangenförmig durch das Geröll, das sein Bett einengt.

Diese kleine Bucht ist gewissermaßen die Schiffswerfte von Simoda, und stets liegen hier einige der plumpen und flachen, den chinesischen Junken sehr ähnlichen Segelboote, die alle aus einer Hand hervorgegangen zu sein scheinen, weil das Gesetz ihre Bauart bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten vorschreibt und bei schweren Strafen davon nicht abgewichen werden darf.

Unter den Bäumen der Insel stellten die Zimmerleute der Vincennes ihre Arbeitsbänke auf; wenige Schritte davon war eine Werkstatt japanesischer Schiffsbauer, die eben ein Fahrzeug von vielleicht hundert Tonnen vollendeten. Der Contrast in dem homogenen Arbeitsproducte beider Raçen gewährte ein eigenthümliches und höchst interessantes Bild. Dort das stark gebaute, aber ungelenke Schiff der Japanesen, das durch seine Construction die Gefahren der See hervorzurufen scheint, während auf diejenigen Theile, welche zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe berechnet sind, offenbar aller Scharfsinn des Meisters aufgeboten ist; — hier die Miniatur-Corvette, ausgerüstet mit Allem, was die Erfahrung der Welt als zweckmäßig erwiesen und dennoch wie ein Vogel auf den Wellen tanzend und in ihren Bewegungen dem sanften Drucke des Fingers gehorchend. Wenn sich hier klar darlegte, wie die Civilisation es verstand, mit den geringsten Mitteln das möglichst Beste zu erzeugen, war es dort offenbar, daß die sorgsamste und mühseligste Arbeit durch schlechte Verwendung nur sehr Mittelmäßiges hervorzubringen im Stande gewesen war.

Die Japanesen beobachteten mit ängstlicher Neugierde die Arbeiten der Amerikaner, die besonders darauf gerichtet waren, mehr Sicherheit und Bequemlichkeit in dem kleinen Fahrzeuge herzustellen. Im Vorder- und Hintertheile wurden je sechs Fuß überdeckt, damit die Schläfer wenigstens vor Regen und Nachtthau in etwas geschützt wären, und eine Anzahl eiserner Stäbe von achtzehn Zoll Höhe wurde ringsum in die Bootsseiten getrieben, um daran in bösem Wetter gestrnißtes Segeltuch befestigen zu können, welches ohne Gewichtsvermehrung zu dem Dahlborde einen und einen halben Fuß hinzufügte; es war dieses dringend nöthig, da letzterer nach voller Ausrüstung und Bemannung des Bootes sonst nur vierzehn Zoll über dem Wasserspiegel war, mithin nicht hinreichenden Schutz gegen den Wellenschlag gewähren konnte. Die Takelage war ganz die einer Schute (sloop) und es konnten dreihundertundsechzig Quadrat-Ellen Segel gespannt werden, sicher genug für ein Boot von nur achtundzwanzig Fuß Länge und sieben und einem halben Fuß Breite.

Die Bemannung bestand aus zwölf ausgesuchten Freiwilligen, unter denen sich ein Zimmermann, ein Segelmacher, ein Schmied und ein Faßbinder befanden, jeder mit den nothwendigen Werkzeugen seines Handwerks ausgerüstet. Außer diesen war dem Lieutenant Brooke noch Herr Kern, der Artist, und Herr Berry, der Segelmacher *) der Expedition, zur Hülfsleistung beigegeben; das Boot hatte also

gelben Meere gesunken, wahrscheinlicher ist indeß, daß es ein Opfer des schrecklichen Typhons geworden, welchen die Vincennes erfuhr, als sie in Port Lloyd war, und während dessen es ihr kaum gelang, sich an ihren Ankern zu erhalten. Es ist ein trauriges Zusammentreffen, daß an demselben Tage, an welchem Commodore Rodgers die Porpoise aus den Augen verlor, auch sein Bruder, Lieutenant Rodgers, mit hundertundfünfzig Gefährten in der Corvette Albany an der brasilianischen Küste den Tod des Seemannes fand.

*) Die Segelmacher in der Flotte der Vereinigten Staaten sind, wie der Schiffszimmermann, der Hochbootsmann und der Feuerwerker, sogenannte Forward-Officiere, etwa den Feldwebel-Lieutenants in deutschen

fünfzehn Personen zu tragen, eine große Zahl im Verhältnisse zum Raume desselben, es mußte indeß erwogen werden, daß man einmal das Verhalten der Küstenbewohner nicht voraussehen, und dann auch, daß es vielleicht nöthig werden konnte, das Fahrzeug auf den Strand zu treiben, für welchen Fall größere Kräfte erforderlich waren. Diese Mannschaft wurde mit Waffen aller Art versehen: mit Enter-Piken, Säbeln, Pistolen, Carabinern, Büchsen und Revolvern, und auf dem Vordertheile des Bootes wurde eine zwölfpfündige Haubitze montirt, für welche achtzig Shrapnel'sche Granaten-Ladungen vorhanden waren. So ausgerüstet, konnte die kleine Expedition, wenn sie auch zu schwach war, um anzugreifen, doch jeden Angriff mit Nachdruck zurückweisen.

Natürlich wurde sie auch mit allen nöthigen astronomischen und nautischen Instrumenten versorgt, namentlich hatte sie zwei gute Chronometer und einen vorzüglichen Azimuthal-Compaß in einem festen Nachthäuschen. Proviant führte sie nur für vierzehn Tage mit sich, da angenommen wurde, daß sie bei ihren häufigen Landungen sich leicht mit allen nöthigen Lebensmitteln versorgen konnte.

Am Morgen des 28. Mai trat das muthige Häuflein, dem die Kameraden ein herzliches Vivat nachriefen, den gefährlichen Kreuzzug an. Der gütige Leser wolle dem Referenten erlauben, Lieutenant Brooke und seine Gefährten, deren Berichten und Mittheilungen die nachstehenden Zeilen getreu nacherzählt sind, von nun an selbst reden zu lassen.

Die Vincennes war uns vorangegangen und steuerte unter Topsegeln seewärts. Die See war rauh und unregelmäßig, denn die dort vorherrschenden bedeutenden Strömungen werden von Inseln zurückgedrängt und von vorspringenden Punkten des Festlandes aus ihrer Richtung gelenkt, wodurch bewirkt wird, daß die Wellen häufig selbst an tiefen Stellen brechen, was der Seemann Fluthrisse (tide-rips) nennt. Wir umsegelten daher nur das Cap Diamond, und steuerten dann die Küste entlang einem Hafen zu, der von den unmittelbar hinter Simoda emporsteigenden Bergen gesehen worden war. Als wir uns näherten, sahen wir die Japanesen sich eilig am Strande versammeln. Wir fanden den Hafen, um welchen sich nur wenige Häuser gruppirten, die indeß einen gewissen Wohlstand verriethen, nur für Fischerboote zugänglich; solchen aber gewährte er vollkommenen Schutz, da ein Felsenriff sich im Halbzirkel davor ausdehnt und an diesem die See bricht. Wir liefen ein und ankerten in zwölf Fuß Wasser. Um näher zum Ufer zu gelangen, warfen wir einen Drachenanker zwischen das vorspringende Felsengerölle, und zogen das Boot an dem daran befestigten Taue nach. Dies amüsirte die Dörfler, die den Zweck nicht begriffen, und rief unmäßiges Gelächter hervor. Wir forderten sie durch Zeichen auf, in einem ihrer kleinen Boote zu uns zu kommen, aber sie antworteten nicht, bis endlich Einer von ihnen vortrat, und uns bedeutete, den Hafen wieder zu verlassen. Dies wollten wir nicht verstehen, vielmehr sprangen vier unsrer Leute an's Ufer, nahmen einen kleinen Kahn und brachten ihn zu uns; mit demselben wurden noch einige Andere gelandet, welche ein Feuer anzündeten, und von Rudern und Segeltuch eine Nachthütte aufbauten. Da wir noch in der Nähe von Simoda waren und deshalb diesen Leuten nicht ganz unbekannt sein konnten, machten wir einen Spaziergang durch das Dörfchen, und besuchten einige kleine Bauernhäuser in der Nachbarschaft. Diese waren bequem, sehr reinlich und, wie fast alle japanesischen Häuser, ganz von Holz; an jedes war ein Vorrathshäuschen angebaut, dessen Boden durch Pfähle mehre Fuß über den Grund erhöht war. Das Volk schien sehr fleißig, die Frauen namentlich waren meist mit Spinnen beschäftigt. Man trocknete Bohnen, Seemose und Korn an der Sonne, und überall lagen Schellfische und Mollusken, welche bei allen Japanesen ein sehr beliebtes Nahrungsmittel sind, in Haufen oder zerstreut umher. Nur wenige Männer fanden wir in den Häusern. Wir begegneten einem, welcher ein Buch voll von colorirten Zeichnungen von Nationalflaggen mit sich herumtrug; dieser kannte die Namen fast aller seefahrenden Nationen, und bat Herrn Kern, dieselben in englischen Schriftzeichen unter die verschiedenen Flaggen zu setzen, was Letzterer denn auch zur großen Befriedigung des Eigenthümers gern that. Die Frauen äußerten nur diejenige Zurückhaltung, welche den Jugendlichen und Bescheidenen ihres Geschlechtes in der Berührung mit Fremden eben geziemt.

Wir zeigten einer Gruppe von Japanesinnen ein Daguerreotyp-Bild einer unsrer lieben Landsmänninnen, und überall bat man augenblicklich in einschmeichelndster Zeichensprache, es weiter sehen zu lassen; auch die Neugierde des Flaggen-Eigenthümers wurde erregt, und als wir neckend zauderten, ihm das Bild zu zeigen, wurde er ungehalten und gab uns mit autoritativem Mienenspiel zu verstehen, daß wir uns fortzuverfügen hätten. Da wir ihn nur auslachten, lachte er auch endlich mit, konnte aber seinen Aerger um so weniger verhehlen, als augenscheinlich auch die jungen Mädchen seiner spotteten.

Ein kleiner Bach mit vorzüglichem Wasser läuft durch das Dorf und wir sahen über

Heeren zu vergleichen. Sie haben darüber zu wachen, daß die Arbeiten in ihren verschiedenen Dienstzweigen von den ihnen zugetheilten Leuten wohl ausgeführt werden, und sind für dieselben verantwortlich.

demselben eine rohe Stampfmaschine, welche von der Strömung in Bewegung gesetzt werden konnte.

Noch vor Sonnenuntergang kehrten wir auf unser Boot zurück; ein Theil der Mannschaft dagegen bat um Erlaubniß, am Lande schlafen zu dürfen, was gern gewährt wurde, da das Wetter sehr schön und den Leuten einige Bequemlichkeit, wenn sich solche darbot, gern zu gönnen war. Gegen Mitternacht wurden wir indeß durch einen dieser Matrosen geweckt, welcher sich in einem kleinen Boote zu uns gerudert hatte, um anzuzeigen, daß er mit seinen Kameraden von Beamten belästigt würde, die darauf bestünden, sie sollten sich insgesammt an Bord verfügen. Derartige Störungen mochten wir uns nicht gefallen lassen, und da der Mann meinte, er werde allen Constablern zum Trotze wohl schlafen können, beschieden wir ihn, zurückzukehren und den Störern, so lange sie nicht Gewalt drohten, kein Ohr zu leihen. Dies führten die Burschen am Lande buchstäblich aus. Der Seemann, der schlafen will, kann es, auch wenn der wüthendste Sturm heult, wenn ihn nur keine Hand berührt. Solche Nonchalance erzürnte, wie wir hernach erfuhren, den Führer der Posse so, daß er förmlich tragisch wurde, mit den heftigsten Gesten declamirte und endlich auf dem Gipfel seines Zornes mit einem Faustschlage seine Papierlaterne zertrümmerte und sich mit seinem Gefolge davon machte.

Früh am Morgen des nächsten Tages kam ein höherer Beamter, von dem uns bereits bekannten Dollmetscher *) Tatsa-notske begleitet, an Bord; beide waren eben von Simoda angekommen und sorgfältig mit allen amtlichen Insignien versehen. Lieutenant Brooke war am Lande mit astronomischen Beobachtungen beschäftigt, Herr Berry empfing sie daher und beantwortete ihre Frage, ob wir zur Vincennes gehörten, und ob wir gekommen seien, um Karten zu machen, bejahend, ebenso erklärte er, als sie weiter fragten, ob wir etwa Lebensmittel bedürften, daß solche gern angenommen werden würden. Sie entfernten sich darauf, kamen aber bald in zwei Booten mit einigen Lebensmitteln wieder. Inzwischen war auch Lieutenant Brooke zurückgekehrt. Tatsa-notske eröffnete nun die Unterhaltung durch die Frage, weshalb wir hier geankert hätten. Ihm wurde erklärt, daß wir in Folge schlechten Wetters hätten einlaufen müssen, daß uns aufgetragen sei, die Gefahren, denen Schiffe an dieser Küste ausgesetzt seien, zu erforschen und Häfen zu finden, in welchen sie in Nothfällen Schutz suchen könnten, daß die Vincennes bereits auf dem Wege nach Hakodade sei, und daß dieses Boot ebenfalls dorthin die Küste entlang segeln werde. „Dies steht nicht im Vertrage," meinte er, von dem Beamten dazu beauftragt. Wir erwiederten, daß wir nach dem Vertrage von Simoda nach Hakodade segeln könnten, und daß wir das Recht hätten, wenn in Noth, in irgend einen Hafen einzulaufen und Lebensmittel zu kaufen. Dies gab er zu, sagte indeß, der Gouverneur von Simoda sei nicht der Meinung, daß unsre Absicht durch den Vertrag von Kanagawa gerechtfertigt sei, daß er sonst keinen Anstand genommen haben würde, die Ortsbehörden ausdrücklich anzuweisen, uns mit Lebensmitteln zu versorgen und uns freundlich aufzunehmen; er fürchte, wir möchten bösgesinnte Leute treffen, die uns vielleicht feindlich behandeln würden. Wir antworteten, Commodore Rodgers befürchte dieses auch und habe den Gouverneur von Simoda von seiner Absicht, ein Boot die Küste entlang zu senden, unterrichtet, um ihn in den Stand zu setzen, möglichen Collisionen vorzubeugen; weil ihm keine Antwort geworden, habe er es für nöthig gehalten, die Expedition mit schwerem Geschütz und andern Waffen wohl zu versehen, wie die Herren sich leicht überzeugen könnten. Als Tatsa-notske nun die Verlegenheiten bedauerte, die er voraussähe, versicherten wir ihn, daß seine Sorge nicht gerechtfertigt werden würde; wir wären wohl im Stande, uns zu schützen und böswillige Japanesen zu unsrer und seiner Genugthuung zu bestrafen; wir hätten Befehl, nach Hakodade zu gehen und müßten gehorchen.

Er bemerkte nun, daß unser Boot zu klein sei und daß wir sicher verloren gehen würden, worauf wir ihm erzählten, daß ein Boot, welches viel kleiner sei als die japanesischen Junken in Simoda, die Vincennes von Amerika aus bis hierher begleitet habe und daß es hoffe, die Welt zu umsegeln;*) wir fürchteten

*) Den kaiserlichen Bevollmächtigten in den den Fremden offenen Häfen Nangasaki, Simoda und Hakodade sind Dolmetscher aus der Rangliste der Gelehrten, der zweiten Adelsclasse, beigegeben. Von europäischen Sprachen war bis ganz vor Kurzem nur die holländische zu vermitteln gewesen, da bekanntlich bisher nur die Holländer unter grade nicht sehr ehrenwerthen Verhältnissen die Erlaubniß hatten, auf einer kleinen Insel bei Nangasaki Handel zu treiben. Der Besuch des Commodore Perry hat indeß auch schon der englischen Sprache Eingang verschafft, wenigstens verstand Tatsa-notske etwas davon. Wo seine Kenntnisse nicht ausreichten, trug auf der Vincennes der Schreiber dieser Zeilen mit Hülfe der deutschen Sprache und eines holländischen Wörterbuchs zur Verständigung bei.

*) Der Schooner Fenimore Cooper von nur neunzig Tonnen ist wohl das kleinste Fahrzeug, welches bis jetzt den atlantischen, ostindischen und nordpacifischen Ocean durchsegelt hat. Nachdem sie ausgezeichnete Dienste, namentlich in der aleutischen Inselkette, geleistet hatte und nach San Franzisco gekommen war, hat die Regierung sie dort zurückbehalten, um nicht zwecklos Menschenleben in einer Umschiffung von Cap Horn zu wagen.

um so weniger, als wir stets in Häfen einlaufen könnten. Die Idee, daß wir selbst genöthigt sein würden, häufig zu landen, schien den Herren neu zu sein und sie in größere Verlegenheit zu setzen; sie wußten offenbar nicht, wie zu handeln; endlich schlugen sie vor, wir möchten warten, bis sie den Gouverneur gesehen und ihn um ein schriftliches Empfehlungsschreiben an die Localbehörden gebeten hätten. Sicher war es nur ihre Absicht, uns hinzuhalten; wir erklärten daher, wir könnten ihnen nur zwei Stunden Zeit geben. Dann bat er, nur so lange zu weilen, bis er den Capitän des „Hancock" gesehen, der noch in Simoda sei, allein in selbem Augenblicke sahen wir diesen den Hafen verlassen, und seinem Arbeitsfelde zusteuern; den Herren blieb daher nichts übrig, als sich zu fügen. Sie verabschiedeten sich mit den besten Wünschen für unsre Wohlfahrt. Wir begleiteten sie an die Küste, und unterhielten eine freundliche Conversation. Als wir sagten, wir seien überrascht gewesen, in diesem Dörfchen größere und bequemere Häuser zu finden, als in Simoda, erzählte Tatsa-notske seufzend von dem schrecklichen Erdbeben, welches die Stadt wenige Monate vor unsrer Ankunft halb in Trümmer gelegt hatte und wovon wir noch in allen Straßen die Spuren gesehen. Er sprach dann von Seereisen und wir theilten ihm von den Fortschritten mit, welche neue Erfindungen darin herbeigeführt hätten, wie Dampfer von ungeheurer Größe und Schnelligkeit es bald möglich machen würden, daß man von Japan aus in achtzig Tagen den Erdball umschiffen könne. Wir fragten, weshalb nicht der Kaiser Leute nach Amerika oder Europa sende, um deren Cultur kennen zu lernen und was sie nützlich fänden, in ihr Vaterland zu verpflanzen, — worauf er erwiederte, daß daran wohl gedacht würde. Inzwischen waren wir zu den Sänften der Herren gekommen, boten ihnen Lebewohl, verfügten uns in's Boot, lichteten die Anker und stachen wieder in See. Es war des Morgens um acht Uhr, ein sanfter Wind wehte von Ost-Nord-Ost, die Wolken waren leicht und federförmig, die See spiegelglatt und das schönste Wetter für unsre Arbeiten.

Die Scenerie von Japan ist höchst malerisch, und die von Sino-Hama — so heißt das Dörfchen, welches wir so eben verlassen, von dem weißen Sande, der seine Ufer bildet, — macht keine Ausnahme. Ein jäher Felsenabhang, von einer grotesken Gruppe eichenähnlicher, knorriger Bäume gekrönt und weit von dem gekrümmten Ufer vorspringend, überragt ein zerrissenes Felsenriff und bildet die nördliche Barriere des Hafens; Steingerölle, auf dem die See hoch aufbrandet, die südliche. Man sieht Häuser an den Hügelseiten, von Bäumen halbversteckt, und enge Pfade, von hohen Zäunen bezeichnet, an denen Schlingpflanzen emporranken, winden sich nach allen Richtungen hin.

Wir steuerten dem vulcanischen Oho-Sima*) zu, der größten Insel der Gruppe vor dem Eingange zur Bai von Yeddo, und hatten bald eine hinreichende Zahl der von Simoda aus geographisch bestimmten Bergspitzen und sonstigen Landmarken in Sicht, um im Stande zu sein, neue Punkte, die gegen Norden nun vor uns lagen, mit ihnen zu verbinden. In solcher Weise begannen wir jetzt eine Triangulation, welche wir bis Hakodade fortzuführen hofften. Es ist hier nicht der Ort, die Details derselben näher anzugeben; erwähnt sei nur, daß der eigenthümliche Charakter des Landes natürliche Hülfsmittel in Fülle bietet. Sehr häufig werden dem Auge hohe, sonderbar geformte Berge vorgeführt, die selbst in bedeutender Entfernung nicht verkannt oder verwechselt werden können. Diese machen es möglich, sehr weit von einander liegende Punkte zu Dreiecken zu verbinden, und dienen neben astronomischen Beobachtungen für Länge und Breite zu einer sicheren Controle der Vermessungs-Arbeiten.

Schon gestern, nachdem wir das Cap Diamond doublirt, hatten wir gewaltige Rauchsäulen von Oho-Sima aufsteigen sehen; jetzt konnten wir auf dem höchsten Punkte der Insel zwei Krater unterscheiden, den einen von bedeutendem Umfange in der Form eines abgestumpften Kegels, der den anderen, ebenfalls kegelförmigen, so umschloß, daß nur die äußerste Spitze desselben über seinen Rand eben hervorragte. Von diesen Feueressen aus senkt sich die Insel nur sehr wenig gegen Südost, wo sie eine senkrechte Mauer von einigen hundert Fuß Höhe bildet, während sie nach Westen zu allmälig in das Meer hinabsteigt, bis sie in mehreren grauen Kliffen endet, vor denen sich Lava schichtenweise gelagert hat. Dieser Abhang schien auf das Sorgfältigste cultivirt zu sein.

Bald entdeckten wir siebenundzwanzig große japanesische Junken, welche die Küste entlang in der Richtung der Bai von Yeddo zusteuerten, doch gegen Mittag fiel der Wind leicht und in Kurzem war er gänzlich still. Nicht ein Wölkchen ließ sich am Horizonte sehen, die Sonne leuchtete im hellsten Glanze und die See war von jenem tiefen durchsichtigen Blau, welches mit dem Azur des Himmels an Klarheit wetteifert; Wasser und Land waren durch die schärfsten Linien getrennt.

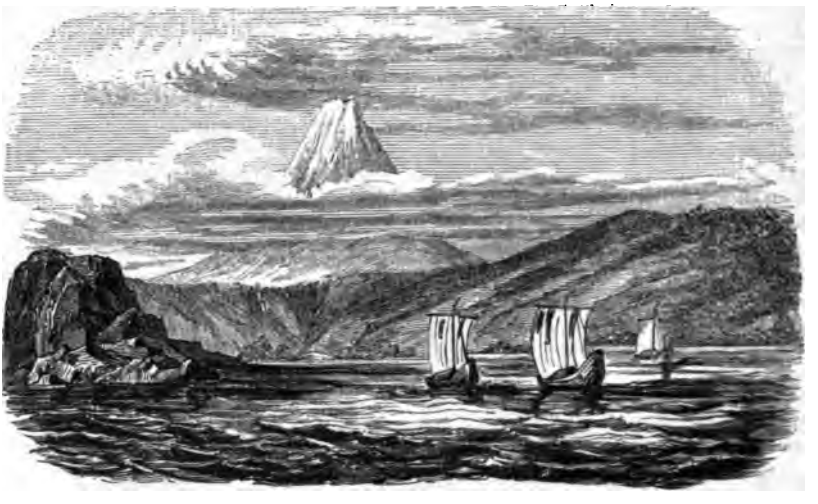
Eine mächtige Strömung trieb uns nordwärts und die Landmarken änderten ihre gegenseitige Lage so schnell, als wären wir unter

*) Das oft vorkommende Wörtchen Sima bezeichnet Insel, Saki Vorgebirge.

dem Einflusse eines guten Windes. Nach einer Stunde erhob sich dieser auch wieder in ziemlicher Stärke, indeß jetzt von Süden her, und bald steuerten wir unter vollen Segeln unmittelbar zur Bai von Yeddo.

Die guten Eigenschaften unsers Bootes und unser Cours brachten uns schnell in die Nähe der langen Linie von Junken, die nun auf dreißig angewachsen waren, und es war amüsant, die allmäligen Cours-Aenderungen der nächsten zu beobachten, die geneigt schienen, sich fern von uns zu halten und lieber die Kameraden Preis zu geben; allerdings mußten sie aber auch eine so unerhörte Erscheinung in diesen Gewässern, ein Boot, gedrängt voll von bärtigen, fremdartigen Gestalten, deren Waffen in der Sonne glitzerten, sehr verdächtig finden. Wir waren nun ganz nahe; offenbar waren die Leute über alle Maßen erstaunt, richteten aber keine Fragen an uns; so kamen wir, gemächlich vorbeisegelnd, endlich in das Kielwasser des vordersten und schnellsten der Fahrzeuge, dem wir folgten, da es alle seine Segel gesetzt hatte, und wir es daher nicht überholen konnten. Die Haufen der japanesischen Köpfe, welche über das hohe Tafferell hin neugierig hervorlugten, gab ein Bild, ähnlich den Verzierungen, die in maurischen Ländern oft das Hauptportal von Castellen schmücken. Ein gelblicher Nebelschleier hatte sich indessen vor die Landschaft gelegt, der an den Nachmittagshimmel der Küsten des mittelländischen Meeres erinnerte; durch ihn sahen wir endlich die Umrisse des Landes, welches die äußere Bai von Yeddo bildet: zu unsrer Rechten eine Zunge, von Wald gekrönt, in ihrer Nähe eine zweite, dann einen Berg mit doppeltem Gipfel und außerordentlich zierlichen Conturen, und weiter hinauf eine Reihenfolge von Landspitzen, die allmälig zurückwichen und in der Ferne verschwanden.

Zu unsrer Linken erhob sich der mächtige Fudze-Jama, der unwillkürlich zur Bewunderung hinreißt. Isolirt dastehend, steigt er allmälig empor, bis seine Seiten in mehr als neuntausend Fuß Höhe zu einer Kegelspitze zusammenlaufen. Den Japanesen ist er heilig; sie wallfahren zu seinen Tempeln; seine Form



Fudze-Jama.

ist ihr Urbild von Zierlichkeit und Schönheit; Ansichten von ihm bilden den Hauptschmuck ihrer bemalten Gefäße und ihrer bildlichen Darstellungen überhaupt; auf Holzschnitzereien legen sie ihn in Gold aus und bezeichnen seinen Schnee durch Silber. Er ist bei ihnen der Sitz der vulcanischen Mächte und die Wolken sammeln sich um seinen Gipfel, um von dort in unwiderstehliche Typhone loszubrechen und Zerstörung durch alle Welt zu tragen. Der hundert Meilen ferne Seemann richtet bang seine Augen auf ihn, wenn die Morgensonne hinter ihm hervorbricht, und wieder, wenn sie vor ihm sich in das tiefe Meer hinabbeugt. Kein Berg der Erde vielleicht verbindet so glücklich wie er das Massenhafte, Grandiose, mit dem Zierlichen und Gefälligen. Das Auge verweilt gern bei seinen kühnen Linien, die sich tief in die Erinnerung eingraben. *)

---

*) Japan ist besonders reich an großartigen und zugleich sehr gefälligen Gebirgsformationen. Unter den landschaftlichen Scenerien, die sich dem Auge des Erzählers auf seiner Weltfahrt dargeboten haben, muß er in dieser Beziehung den japanischen vor allen den Vorzug geben; namentlich hat eine, der

Nachdem wir nun der von Siebold als so großartig geschilderten Hauptstadt des Reiches so nahe gekommen waren, regte sich natürlich auch in uns der Wunsch, sie mit eigenen Augen zu sehen, allein der Vertrag schloß die Pforte zu positiv und wir mußten deshalb unsern Cours ändern. Da die Nacht angebrochen war, wandten wir uns zur östlichen Küste der Bai, wo wir einen Ankerplatz zu finden hofften. Der Vollmond versilberte die Wogen, das Boot schoß lustig über dieselben, aber der Wind drehte sich und trieb uns tiefer in die Bai. Bald sahen wir eine schwarze, senkrechte Wand vor uns, wir hörten, wie die Fluthen über das Gerölle wirbelten, welches zu ihren Füßen lag, und glaubten zwischendurch menschliche Stimmen zu vernehmen; ein Blick durch das Nachtglas zeigte uns eine Flottille von mehr als hundert Booten, die unter dem Schatten jener Wand hielten. Daß diese dort aufgestellt wären, um uns aufzuhalten, und vielleicht unsre Arbeiten zu unterbrechen, mußten wir um so eher vermuthen, als wir wußten, daß die Regierung eine unendliche Zahl solcher Boote zur Küstenbewachung unterhält. Das Boot wurde daher gewendet, alles Geräusch vermieden, und wir kamen augenscheinlich unbemerkt davon. Als wir uns wieder dem Lande zuwendeten, sondirten wir, fanden indeß erst einen Ankerplatz, nachdem wir der Küste bis auf hundert Klaftern nahe gekommen waren. Hier warfen wir unsern Anker, banden aber die Segel nur ganz einfach, um sie im Augenblicke wieder setzen zu können, brachten die Kanone, die wir sonst des Gleichgewichtes wegen auf dem Boden des Bootes liegen hatten, auf ihre Laffette, und bereiteten überhaupt Alles vor, um etwaige Angriffe zurückweisen zu können; dann breiteten wir unsre Theertücher aus, bestimmten die Wachen und legten uns nieder, um zu schlafen, oder in der Nebelluft von allerlei phantastischen Gebilden zu träumen, von Vulcanen, blutigen Sonnen und Silbermonden, von den mächtigen Kaisern des Orients und ihren Leibschaaren, die aber alle bald verscheucht wurden von den trauten Gesichtern der Lieben in der fernen, theuern Heimath. —

Bei Tagesanbruch hatte der Wind nach Osten umgesetzt, war also günstig. Zahllose Fischerboote umringten uns, die Flotte von gestern war jedoch nicht zu sehen; wahrscheinlich hatte auch sie nur aus Fischerbooten bestanden, die Yeddo mit dem Ertrage ihrer Netze versorgen. Die Leute schienen nicht geneigt, uns nahe zu kommen; als wir ihnen indeß

Eingang zur Bai von Kago-Sima im Süden von Kiusiu, einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Von Südwesten her hatte das Schiff durch die Inselgruppe der „Sieben Schwestern," einer Kette von meist ausgebrannten Vulcanen, seinen Weg gefunden, den wunderbar symmetrischen Berg, welchen Krusenstern, der russische Weltumsegler, nach seinem Astronomen, unserm deutschen Landsmanne Horner, genannt hat, als Wegemarke benutzend. Vor ihm lag nun die mächtige Bai, die sich bei sechs bis acht Meilen Breite über zwanzig Meilen in das Land hinein erstreckt, bis der dreitausend Fuß hohe fortwährend Flammen speiende Mitake ihr eine Grenze setzt. Derselbe ist zwar auf der Insel Sokoura gelegen, aber dem Festlande so nahe, daß die grotesken Berggruppen zu beiden Seiten der Bai unmittelbar von ihm auszulaufen scheinen. Bis zu ihren höchsten Gipfeln waren diese, obwohl der Januar eben endete, mit dem frischesten Grün bekleidet und ihre Abhänge überall in Terrassen gelegt, auf denen der fleißige Landmann den besten Reis der Welt gewinnt. So weit das Auge reichte, sah es Dörfchen und zerstreute Häuser unter Bäumen, deren schlanker, kräftiger Wuchs die Nähe der Tropen bezeichnete. Links aber, dem bewundernden Beschauer anscheinend ganz nahe, lag der Horner, ohne alle Verbindung mit dem übrigen Hochlande, weit in das Meer hineingeschoben, gleichsam ein Vorposten, ein Hort des Reiches, das hier erst eigentlich seinen Anfang nimmt. Direct aus den Fluthen, die seine elliptische Basis auf drei Seiten umspülen, steigt er in mathematisch genauester Kegelform 2980 Fuß hoch zu einer scharfen Spitze an, um auf der Landseite in ganz derselben Gestalt sich in eine fruchtbare Ebene hinabzusenken. Diese wiederum wird von einer Felsmasse begrenzt, über welche ein wunderliches Gebilde hervorragt, das wir nicht richtiger als Haizahn (Sharkstooth) nennen konnten, während auf der Meeresseite des Horner ein anderer merkwürdiger Felsen die Aufmerksamkeit dadurch auf sich lenkt, daß man, sobald das Schiff in die Bai tritt, eine Höhlung in ihm sieht, durch welche wir hernach in einem Boote durchfuhren, ohne daß lange Ruder weder die Seiten, noch die Decke berühren konnten. Ein ganz gleich gestalteter Felsenbogen (arch-rock) ist der Schlußstein des Gebirgsspornes, welcher das gegenüberliegende südöstliche Vorgebirge, das Cap Satano-misaki, bildet. Dies ist das Bild, das sich vor dem Beschauer gegen Norden entwickelt. Wendet er sich nach Süden, so steht er die „Sieben Schwestern" in langer Linie vor sich, unter ihnen das doppeltgegipfelte, stets in Rauch gehüllte Iwoga-Sima und das 2100 Fuß hohe Kuro-Sima (Santa Clara des Franzosen Dumolin); in zweiter Linie aber zieht sich links ein langer Streifen tief am Horizonte hin, der das niedrige, fruchtbare und waldreiche Tanega-Sima bezeichnet, und als Gegensatz zu demselben, nur durch eine schmale Straße davon getrennt, erblickt man die wirre Masse der bis siebentausend Fuß aufsteigenden, mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, aus denen das umfangreiche, aber culturarme Jakuno-Sima besteht. Wahrlich, die gütige Natur scheint Leuchtfeuer und Markſteine in Fülle gesetzt zu haben, um den Schiffer die sichere und reiche Bai von Kago-Sima nicht verfehlen zu lassen.

Sollte dieser schüchterne Versuch des Erzählers, das, was er gesehen, für ein größeres Publicum einfach und treu zu schildern, gütige Nachsicht finden, so wird er auf diesen so interessanten Theil von Japan noch einmal zurückkommen, und dann auch seinen Mittheilungen durch bildliche Illustrationen nachhelfen.

unsre Fischleinen wiesen und ihnen zu verstehen gaben, daß wir Lockspeise zu haben wünschten, näherten sich einige hinlänglich, um uns in ihren langhändligen Schöpfnetzen einige Köderfische reichen zu können. Wir dankten und warfen in ihre Boote einige stählerne Angelhaken, die sie sehr schätzen, da ihre eigenen nur von Bronze oder Kupfer sind. Dieses machte sie zutraulicher, ihren Köderfischen fügten sie Makrelen und Barsche hinzu, und als wir die Anker gelichtet und die Segel gespannt hatten, folgten einige und warfen uns Fische, so weit sie reichen konnten, in das Boot nach.

Der Wind nahm zu und wehte die Bai hinauf; wir bedauerten nun fast, uns während der Nacht nicht weiter hin gegen Yeddo gestohlen zu haben; mit dem frischen und günstigen Winde hätten wir uns bis vor die Thore wagen und bei Tagesanbruch wie ein neckender Geist wieder verschwinden können. Doch dieses möchte sicher wenigstens sehr gewagt gewesen sein und könnte ernstliche Verwickelungen zur Folge gehabt haben.

Wir steuerten zur Mitte der Bai und hatten bald alle Data zu einem Umrisse des Landes gewonnen, dessen prominente Punkte durch unsre früheren Arbeiten mit Simoda bereits verknüpft waren.

Uns nun gegen Susake, das östliche Vorgebirge der Bai wendend, fanden wir dort einen umfangreichen Hafen, der zugleich sich leicht zugänglich erwies, und tiefes Fahrwasser und vorzüglichen Ankergrund von blauem Schlick hat. Der Eingang zu demselben ist von Westen her, und die hohen Berge der gegenüberliegenden Küsten schützen ihn vor Winden, die eine rollende See hineintreiben könnten. Ein Dörfchen liegt am äußersten Ende der Bucht und mehre große Junken hatten dort geankert. Da wir den Wind in der ringsum geschützten Bucht verloren, wendeten wir und steuerten in die offene See, das Vorgebirge in einer Entfernung von einer Viertelmeile passirend; auf demselben sahen wir eine gut geschützte Batterie von fünf Schießscharten, die ein nach Yeddo segelndes Schiff wohl belästigen könnte, wenn sie mit Kanonen von großem Kaliber besetzt würde. Susake muß in einem Kriege mit Japan eine wichtige Rolle spielen. Sein Hafen kann eine große Flotte in sich aufnehmen, und die Natur hat Werke genug aufgeworfen, die ihn von der Landseite gegen Angriffe schützen. Heftige Fluthrisse beunruhigten bei dem Vorgebirge unser kleines Boot ungemein; die Wellen rollten wild über einander, doch gutes Glück ließ uns trocken davon kommen. Von solchen Flutherscheinungen hatten wir mehr zu fürchten, als von anderen Gefahren, denn kleine Fahrzeuge sind in ihnen schwer zu regieren; die See hebt sich wie kochendes Wasser und die Wogen wälzen sich so wirr durch einander, daß das beste Boot ihnen oft zum Opfer wird. Das Tosen der zusammenschlagenden Gewässer kann man oft meilenweit hören; es warnt den Seemann vor der Gefahr, die er bei frischem Winde leicht vermeiden kann; leichte Winde und Windstillen machen sie um so gefährlicher, da dann die Strömung das Fahrzeug ihnen zutreibt.

Unser Cours führte uns ostwärts, den District von Awa entlang, und wir hielten uns eine halbe Meile von der Küste entfernt, doch der Wind, der bisher günstig gewesen war, blies uns bald entgegen, die See wurde rauh und unregelmäßig, eine starke Strömung war gegen uns und wir fanden es nach mehrstündiger Anstrengung unmöglich, das Vorgebirge zu doubliren, welches Krusenstern, der Pionier der Explorationen in jenen Gewässern, Cap King nennt. Wir suchten und fanden Schutz in einem kleinen Boot-Hafen, den Natur und Kunst offenbar zu gleichen Theilen geschaffen hatten. In die Seiten einer felsigen Höhlung waren zierlich kleine Bassins gehauen, von denen jedes zwei bis drei Boote in sich fassen konnte. Nachdem wir den Anker hatten fallen lassen, zogen wir unser kleines Fahrzeug, mit dem Hintertheile voran, in eines dieser Bassins und befestigten es mit Tauen gegen den kleinen Damm, der zum Schutze vorgebaut ist. Auf diesen Rothhafen, der gegen West-Süd-West sich öffnet, waren wir durch die Masten einiger Junken aufmerksam gemacht worden, welche in einer etwas größeren Bucht, die mit ihrer Oeffnung gegen Süden durch ein vor ihr gelagertes Riff gebildet wird, ankerten. Eine Felsenzunge trennt beide Buchten, und wo diese von dem Festlande heraustritt, erhebt sich ein runder, grüner Hügel, auf dem, von Bäumen versteckt, ein Tempel steht. Ueber den Pfad, der zu diesem führt, wölbt sich ein hölzerner Bogen und neben demselben wehte von einem Pfosten eine blaue Flagge mit einer Inschrift in japanesischen Charakteren. In einer niedrigen Ebene, deren Saum von den erwähnten Buchten bespült wird, liegt ein Flecken, Sira-Fama genannt; die kegelförmigen Hügel im Hintergrunde sind in Terrassen gelegt, sorgfältig cultivirt und mit dem üppigsten Grün bekleidet. Die Fischer, die vor dem Hafen ihre Netze warfen, hatten uns zugewehrt, sobald sie unsrer ansichtig geworden waren, und wir zweifelten nicht, daß wir freundlich aufgenommen werden würden. Die Einwohner kamen in Schaaren zu uns herab, bis das flache Felsenufer mit Männern, Weibern und Kindern vollständig bedeckt war. Wohl tausend freundliche Gesichter schauten neugierig auf uns und zeigten unverkennbar ihr Gefallen an dem unerwarteten Besuche. So groß war das Gedränge, daß wir kaum Raum finden konnten, den Fuß an's Land zu setzen. Doch die

Vordersten drängten sich bereitwillig zurück, um unsern Leuten zu gestatten, am Fuße eines Felsens ein Feuer anzumachen. Auf diesen schwangen sich schnell so viele der Neugierigen, als er nur fassen konnte und weder der Rauch, der ihnen grade entgegentrieb, noch das lustige Gelächter der Menge und die Witzworte, womit diese die hüstelnden und sich selbst peinigenden Opfer der Neugierde offenbar verspottete, vermochten sie davon zu vertreiben. Die Menschenmasse nahm fortwährend zu, die Neu-

Sira - Jama.

kommenden drängten den Knäuel enger zusammen, der Stärkere begann sein Recht geltend zu machen und der Lärm wurde betäubend. Dies veranlaßte uns, das Boot vom Ufer etwas zu entfernen und Herrn Berry, der mit der Hälfte der Mannschaft darin zurückgeblieben war, anzuempfehlen, es von Niemand betreten zu lassen. Erfahrung hat gelehrt, daß ähnliche Scenen durch etwas Geringfügiges zu ernsten Auftritten ausarten können und es ist räthlich, unter solchen Umgebungen stets darauf vorbereitet zu sein. So lange die Feuerwaffen vom Boote aus frei gehandhabt werden konnten, war weder für dieses, noch für die am Lande Zurückgebliebenen etwas zu fürchten. Uebrigens schien das um uns versammelte Völkchen, wenn es auch unter sich selbst haderte, gegen uns sehr freundlich gesinnt zu sein, vielleicht mehr so, weil kein Beamter nahe sein mochte. Man war offenbar fern, irgend etwas von uns zu besorgen; Mütter mit Kindern auf den Armen drängten sich ohne Scheu zu uns, um diese die Fremden genauer sehen zu lassen; von allen Seiten winkte man uns grüßend zu.

Unter solchen Umständen mochten wir es uns nicht versagen, den nahen Flecken zu besuchen. Niemand folgte uns; das Boot und die größere Zahl der Zurückgebliebenen nahmen die Neugierde zu sehr in Anspruch.

Die Häuser waren gleich denen von Sino-Hama von Holz und die Fußdielen durch einen Pfahlrost drei Fuß über den Grund erhöht; in den Fenstern vertrat Papier die Stelle des Glases; große Schiebethüren standen überall weit offen, um der Luft den freien Durchzug zu gestatten und weit vorspringende Dächer gaben Schatten und schützten den in Bündeln darunter aufgespeicherten, eben geernteten Weizen vor Regen. Enge Pfade mit hohen Erdwällen durchschnitten unregelmäßig den Flecken, welcher größer war, als wir ihn geschätzt hatten, da kleine Hügel und Baumgruppen den größeren Theil vom Ufer aus verdeckten. — In einem Gärtchen am äußersten Ende des Dorfes, wohin der Lärm, den unsre Ankunft hervorgerufen, noch nicht gedrungen sein mochte, sahen wir einen silberhaarigen Greis mit Wirthschaftsarbeiten beschäftigt; wir öffneten leise das Pförtchen, während er uns den Rücken zukehrte und traten unbemerkt ein, um sein Staunen zu beobachten, wenn er uns plötzlich sehen würde. Ein leises Geräusch machte ihn aufmerksam; er wendete sich, sah uns, seine Augen wurden starr, sein Kinn fiel auf die Brust und seine Stellung gab ein Bild des blödsinnigsten Entsetzens; plötzlich raffte er sich auf und schwankte in das Haus. Ein jüngerer Mann jedoch, der nun vortrat und den wir freundlich grüßten, schien wenig überrascht; er dankte höflich und ließ uns, als wir ihm verständlich machten, daß wir dursteten, ein Gefäß reichen, um aus dem nahen Brunnen Wasser zu schöpfen.

Wir besuchten darauf einen Krämerladen, in dem die verschiedenartigsten Artikel feil waren: Lebensmittel aller Art, Kleiderstoffe, Eisenwaaren, landwirthschaftliche Geräthe, Sandalen, kurz Alles, was der Bewohner eines Landstädtchens bedarf. Der Eigenthümer, ein alter Mann, eilte freundlich lächelnd hinter seinen Tisch, um uns zu bedienen; wir konnten indeß nichts kaufen, da wir weder landesübliche Münzen, noch Tauschartikel hatten; wir besahen, was zur Schau umherlag, dankten dem alten Herrn und gingen weiter. Die Straßen waren ganz verlassen, einige Kinder nur spielten umher und blickten auf uns mit nicht gar großem Zutrauen. Hunde waren die einzigen lebenden Wesen, welche uns unsern Spaziergang zu verwehren suchten. Außer ihnen sahen wir eine große Zahl wohlgenährter Katzen, die bei den älteren Japanesinnen die Schooßhündchen unsrer Damen vertreten. Die ländlichen Arbeiten scheinen meist von Frauen und alten Männern verrichtet zu werden, wenigstens sahen wir nur solche und besonders jene beschäftigt, Weizen zu dreschen. Die jungen Männer betreiben, wie wir hernach erfuhren, in günstiger Jahreszeit ausschließlich den Fischfang.

Bei unsrer Rückkehr zum Boote fanden wir, daß die Massen am Ufer noch immer anschwollen; doch hatte noch kein Beamter seine Anwesenheit irgend wie bemerklich gemacht. Wir wünschten den Zweck unsers Besuches bekannt werden zu lassen und luden daher eine Gruppe von Männern, die durch würdevolleres Benehmen und die beiden Schwerter an der rechten Hüfte *) verriethen, daß sie den höheren Classen angehörten, ein, uns auf dem Boote zu besuchen. Sie folgten offenbar sehr gern und wir bewirtheten sie so gut, als unsre bescheidenen Mittel es erlaubten. Nachdem wir ihnen Zeit gegeben hatten, die vielen Dinge, die ihnen neu waren, genau zu betrachten und ihnen die Eigenschaften und den Nutzen derselben nach Kräften verdeutlicht, legten wir ihnen ein in japanesischer Sprache geschriebenes Memorial vor, in welchem der Zweck unsrer Reise auseinandergesetzt war und zugleich versucht wurde, die Leute zu überzeugen, daß unsre Arbeiten ihren Beifall und ihre Unterstützung wohl verdienten. Natürlich hatte dasselbe der eigenthümlichen Anschauungsweise des Volkes, mit dem wir zu thun hatten, angepaßt werden müssen. Es konnte angenommen werden, daß auch hier das allgemeine Verlangen, Kenntnisse zu gewinnen und zu erweitern, vorhanden sei und daß es Interesse erregen und einen günstigen Eindruck nicht verfehlen würde, wenn dem Volke kurz und einfach die vorzüglichsten Resultate der wissenschaftlichen Forschungen der civilisirten Welt vorgeführt würden. In dem großen Reiche gibt es sicherlich Leute, die gemeinnützige Bestrebungen zu würdigen wissen und dem Fortschritte aufrichtig hold sind; jedenfalls aber prätendirt eine große und wohlangesehene Kaste, die sogenannten Literaten, das Wissen zu pflegen. Wir bauten gleichviel auf das Motiv der Ueberzeugung, als auf geschmeichelte Eitelkeit, wenn wir die Sympathien Aller dadurch zu gewinnen hofften, daß wir ihnen zeigten, in wie hohem Ansehn die Träger der Wissenschaft bei uns stehen. Vielleicht wird es den Leser interessiren, die Ansprache wörtlich zu kennen. Sie lautete:

„Die Regierung des großen und mächtigen Volkes, zu dem ich gehöre, hat mir befohlen, mich nur mit Beamten von hohem Range in Verhandlungen über meine Sendung einzulassen. Falls solche anwesend sind, will ich denselben klar machen, was ich darüber zu sagen habe.

Wir sind Freunde der Japanesen, wie wir überhaupt mit allen großen Nationen der Erde friedliche und freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten uns bestreben.

Perry ist unser Landsmann; er hat, wie Ihr wißt, mit der Regierung Eures Landes einen Vertrag abgeschlossen, der dahin führen soll, daß in allen Berührungen zwischen beiden Nationen Mißtrauen verschwinde; es ist daher unser inniger Wunsch, mit Euch zu verkehren, wie mit Gliedern unsrer eigenen Familien.

Ich habe hier gelandet, um astronomische Beobachtungen zu machen. Solche Arbeiten müssen nothwendig auf festem Grunde gethan werden. Selbst leichtes Gehen von Leuten in der Nähe meines Instrumentes machen sie unmöglich.

Es wird unsre Freundschaft fördern, wenn Euch klar wird, was wir hier beabsichtigen und ausführen werden.

Gelehrte Männer unsers Volkes erforschen die Gesetze der Natur. Viele studiren die Eigenschaften der Pflanzen, die Gewohnheiten der lebendigen Geschöpfe und die Bestandtheile und den Nutzen der Mineralien. Diese sind mit ihren Forschungen tief in den Erdball gedrungen und haben dem Verstande klar gemacht, was dem Auge verschlossen ist. Es gibt kaum in tiefster See eine Muschel oder irgend ein Erzeugniß des festen Landes, was sie nicht geprüft, benannt und beschrieben haben. Wir können Euch ihre Bücher zeigen.

*) Der Adel und die Literaten tragen zwei Schwerter, ein größeres und ein kleineres, von vorzüglichem Stahl, haarscharf geschliffen, in kunstvoll ciselirten kupfernen Scheiden an der rechten Hüfte. Mit der Scheide des größeren ist oft auch noch durch Ringe eine kleinere Scheide für ein dolchähnliches Messer verbunden. Die Soldaten tragen nur ein Schwert. Die Priester, Künstler, Kaufleute, Handwerker und Feldbebauer dürfen, wie das übrige außerhalb der Classeneintheilung stehende Volk, Waffen nicht tragen.

Andere haben wieder Alles, was den großen Ocean angeht, durchforscht, und keine seiner Bewegungen ist ihnen unbekannt geblieben. Sie haben Instrumente erfunden, welche Stürme im Voraus anzeigen, ja sie haben uns gelehrt, Typhone vor der Entwicklung zu erkennen und ihnen aus dem Wege zu gehen.

Wieder Andere haben Sterne, die Ihr mit dem bloßen Auge nicht sehen könnt, benannt und ihre Bewegungen am Himmel Jahre lang voraus berechnet. Mit ihrer Hülfe können wir jeden Augenblick wissen, auf welcher Stelle des Meeres wir uns grade befinden und wie wir steuern müssen, um unsern Bestimmungsort in kürzester Zeit zu erreichen.

Sie Alle aber haben sich so ernsten und mühseligen Forschungen nur in der edlen Absicht unterzogen, der gesammten Menschheit, also auch Euch zu dienen. Sie streben darnach, die Quellen des Glückes zu entdecken und bekannt zu machen.

Solche Männer sind auch unter uns.

Wir machen Karten von unbekannten Küsten und gefährlichen Stellen des großen Meeres nicht allein für uns, sondern für alle Seefahrer. Gern werden wir Euch Copien davon mittheilen.

Alle Nationen haben solche Beschäftigungen als die edelsten anerkannt und daher würden wir, selbst wenn unser Volk im Kriege begriffen wäre, die Kriegsflotte des Feindes unbelästigt passiren können.

Laßt Euren Verstand diese großen Wahrheiten erwägen. Mögen die Japanesen dadurch, daß sie uns freundlich aufnehmen, so preiswerthes Thun fördern. Ich werde Euch danken, wenn Ihr in japanesischen Schriftzügen niederschreibt, was nach Eurer Meinung zu den Kenntnissen unsrer Gelehrten beitragen würde. Diese werden mit Vergnügen Eure Auseinandersetzungen lesen.

Die Mannschaft der Schiffe, zu denen wir gehören, ist von unsrer Regierung für diesen Zweck auserlesen worden. Sie verbindet mit ihrer wissenschaftlichen Ausbildung eine vollkommene Kenntniß der Kriegskunst."

Dieses Schriftstück wurde einem der Gäste vorgelegt, der in seinen Gesichtszügen viel Intelligenz verrieth und sich überhaupt als wohlerzogener Mann vorzuführen wußte. Er nahm es in sichtlicher Erregung, überreichte es indeß gleich, nachdem er den Eingang gelesen hatte, einem andern, viel älteren Manne, welcher vielleicht ein Amt bekleidete. Derselbe las laut; bei jeder Stelle, die ihm wichtig scheinen mochte, hielt er inne, um sie mit seinen offenbar sehr lebhaft interessirten Kameraden zu besprechen und verneigte sich dann stets gegen uns, als ob er uns seinen Beifall zu erkennen geben wollte. Der Inhalt der Ansprache schien vollkommen zu befriedigen; man schien uns durchaus kein Hinderniß in den Weg legen zu wollen, im Gegentheil, als sich die Herren verabschiedeten, gaben sie uns zu verstehen, daß sie uns gern am Lande empfangen würden. Es schien sie besonders zu beruhigen, daß wir keine Lebensmittel forderten, vielmehr hinreichend damit versehen waren; wenigstens deuteten sie an, wenn wir sie nicht mißverstanden, daß solche hier sehr karg wären und daß sie uns keine würden liefern können. Dennoch wurden während der Nacht süße Kartoffeln, Jams und namentlich Kuchen von Reismehl in Massen in unser Boot geworfen, offenbar heimlich hinter dem Rücken der Autoritäten. Der letzterwähnte Kuchen schien eigens für Seereisen zubereitet zu sein und hatte viel Aehnlichkeit mit unserm Schiffszwieback; er war schwer, sehr hart, quoll aber und bröckelte leicht, wenn angefeuchtet, erwies sich auch als sehr schmackhaft.

Inzwischen war es stets lebendiger um uns geworden und wir hatten Mühe, die Massen in Güte fern von uns zu halten. Eine große Zahl von Fischerbooten lief ein, reich mit Makrelen beladen, die um Cap King besonders zahlreich sind; andre liefen aus, — es schien eine regelmäßige Ablösung stattzufinden. Diese Boote sind wohl vierzig Fuß lang und etwa zwölf Fuß breit und haben flache Böden, viereckige Hintertheile und scharfe Schnäbel. Sie sind überdeckt und enthalten Abtheilungen, die dem Wasser den Zutritt gestatten, um darin Fische lebend zu erhalten. Gewöhnlich sind sie von dreizehn Personen bemannt, von denen einer durch monotonen Gesang die Bewegung der übrigen leitet, die mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit die sechs sehr langen und schweren Ruder zu handhaben wissen; letztere sind aus zwei Stücken zusammengesetzt und drehen sich auf einem Zapfen, der auf einem Blocke ruht, welcher etwa achtzehn Zoll über die Seite des Bootes hinausragt. Es sind mächtige Hebel und übertreffen unsre Ruder jedenfalls in hochgehender See. Die Ruderer, athletische und wohlgeformte junge Leute, wetteifern mit einander in Grazie und Kraft ihrer Bewegungen. Einen Fuß auf den Dahlbord setzend und mit dem andern sich gegen das Deck stemmend, stoßen sie die Ruder mit beiden Händen so mächtig von sich, daß es scheint, als müßten sie von denselben nachgerissen und über Bord gestürzt werden, bis sie plötzlich sich zurückschnellen und fast Statuen gleich fest dastehen; jede Muskel wird dabei in Thätigkeit gebracht, jeder Theil des Körpers, selbst das Auge arbeitet mit; dabei sind sie bis auf einen schmalen Streifen Zeuges um die Lenden und die Oberschenkel fast durchweg nackt. Ein Wettrudern dieser Naturmenschen, welches stets stattfindet, sobald nur zwei Boote einander nahe kommen, bietet eine Scene, die an Feuer und Kraftaufbietung wohl nur selten übertroffen wird.

Gegen Abend gingen wir an das Ufer. Augenblicklich sammelten sich die Leute um uns, welche wir auf dem Boote bewirthet hatten und forderten uns auf, unsre Schrift auch der Menge vorlesen zu lassen. Gern willfahrten wir und übergaben es dem alten Literaten, der es bereits gelesen. Die Leute hörten demselben aufmerksam zu und unterbrachen ihn nur durch stürmische Beifallsbezeugungen. Nach dem Schlusse trat ein Greis an uns heran, schlug uns freundlich auf die Schultern, zeigte mit dem Finger auf seine Stirn, kurz bemühte sich, zu erkennen zu geben, daß er unser Unternehmen für ein verständiges und nützliches erachte. Dieser Mann nahm uns in seine besondre Obhut, ließ uns Confitüren reichen und suchte es uns auf jede Weise bequem zu machen; dabei wußte er Leichtigkeit und Zuversicht im Benehmen mit Würde und ernster Nachdenklichkeit so glücklich zu vereinen, daß er selbst unsern Salons zur Zierde gereicht haben würde.

Unsre Leute hatten inzwischen durch kleine Geschenke und gutmüthige Scherze ein sehr freundliches Verhältniß mit den belagernden Dörflern hergestellt, namentlich hatten sie die zahlreichen Kinder ganz für sich gewonnen, die sich nun auch an die Officiere drängten, und unsre Kleider neugierig untersuchten. Bald thaten dieses auch die Aelteren. Sie befühlten unsre Haare, unsre Haut und den Puls, verglichen dessen Schlagen mit dem ihren; dabei aber vermieden sie auf das Aengstlichste Alles, was uns Anstoß hätte geben können und wir gestatteten ihnen daher gern, ihre Wißbegierde zu befriedigen.

Als es dämmerte, zündeten sie ein Feuer an, breiteten auf Stellen, die frei vom Rauche waren, Matten für uns aus und reichten uns Pfeifen und Thee. Ein lebhafter Austausch von Pantomimen erfolgte und schnell gelang es uns, sie zu verstehen und ihnen verständlich zu antworten. Es ist merkwürdig, wie leicht uncultivirte Völker sich auf solche Weise verständlich machen können und wie allgemein gewisse Pantomimen sind. Schlaf drücken die Japanesen dadurch aus, daß sie die Augen schließen und das Haupt auf die Fläche der Hand legen; den Tod bezeichnen sie, wenn sie die Augen nur halb schließen, das untere Kinn fallen lassen, den Kopf zurückwerfen und die Arme, mit der offenen Fläche der Hand nach oben, weit von sich strecken. Ganz genau so drückten dies die Tschuktschen aus, eine Mischrace von Esquimos, amerikanischen Indianern und Tartaren an der Behringsstraße, die wir später besuchten.

Nach einigen angenehm verbrachten Stunden kehrten wir zu dem Boote zurück und legten uns nieder; doch der Lärm der noch immer neugierigen Masse auf dem nahen Felsen ließ uns lange nicht schlafen. Fortwährend zogen sie an dem Sterntaue, um bei dem Mondlichte unter unsre Theertücher lugen zu können, bis wir endlich ein Pistol über ihre Häupter hinweg abfeuerten, woran sie schnell erkannten, daß wir sie ferner nicht mehr wünschten. Doch schon bei dem Dämmern des Tages waren sie wieder auf den Felsen versammelt und Scenen von gestern wiederholten sich.

Gegen fünf Uhr des Morgens boten wir unsern Freunden Lebewohl und hoben die Anker, obwohl der Wind noch immer ungünstig war. Nachdem wir etwa zwei Meilen gesegelt, sahen wir einen andern kleinen Hafen, in welchem mehrere Fahrzeuge vor Anker lagen. Wir begnügten uns, ihn einzuschneiden und setzten unsre Fahrt fort, indem wir uns auf etwa zwei Meilen Entfernung von der Küste in mehr als fünfzig Faden Wasser hielten. Das Senkblei, welches eine Vorrichtung hatte, um Boden heraufzubringen, zeigte erst Fragmente von Muscheln, dann feinen schwarzen Sand und in letzterem brachten wir aus sechzig Faden (dreihundert Fuß) Tiefe einen kleinen lebenden Krebs.

Glücklich wetterten wir diesmal Cap King und kamen in eine geräumige Bucht, an deren Saum von Siebold mehrere Flecken und Ankerplätze locirt. Der Boden, der bis zu acht Faden heraufgestiegen war, bestand aus Lehmklümpchen, die sich zwischen den Fingern zerreiben ließen und enthielt eine Unzahl sehr kleiner, meist mikroskopischer, vollkommener Muscheln, in welchen wir theils die Eigenthümer dieser kleinen Häuser, theils aber auch Thierchen, die offenbar sogenannte Piraten sein mußten, vorfanden.

Nachdem wir Jiro Tatzi, einen Flecken von wohl tausend Häusern nahe bei Cap King, vorbeigesegelt, trafen wir einige der Fischer, welche am Abend vorher Sino-Hama verlassen hatten. Diese warfen, augenscheinlich sehr erfreut, uns wiederzusehen, uns Massen von Makrelen in's Boot und einige Angelhaken, die wir ihnen dafür gaben, erhöhten ihre gute Laune und sie beeilten sich, uns ihre Ruderkünste zu zeigen, die, wie sie wußten, uns gestern ergötzt hatten.

Der Krümmung des Ufers folgend, näherten wir uns gegen Abend einem Flecken, vor welchem wir Ankergrund vermutheten; wir sahen uns indeß getäuscht, da die wenigen Felsen, welche sich hier einige hundert Fuß in das Meer hineinerstrecken, die Gewalt der Wellen grade nur soviel brechen, als eben erforderlich ist, um die kleinen und flachen Fahrzeuge der Fischer auf den Strand zu treiben, wo sie denn sogleich aus dem Bereiche der Wellen höher hinaufgeschleift werden. — Wohl sahen wir, wie die Bewohner an der Küste von einer Landspitze zur andern eilten und uns durch Zeichen einluden, näher zu kommen, allein die See brach mit solcher Kraft, daß wir es rathsam fanden, zu laviren und uns vom Lande zu entfernen.

Gefüllte Strohsäcke, wie sie die Japanesen zum Transport von Korn und Salz gebrauchen, lagen die Küste entlang; ebenso sahen wir überall bedeckte hohe Häuser für irgend einen Ausfuhrartikel, vielleicht Holzkohlen oder Salz. Diese wie die zahllosen Fahrzeuge in der Bucht zeugten von der Ergiebigkeit und dem blühenden Handel dieses Küstenstriches. Außer Utsiura sahen wir hier drei bedeutende Ortschaften.

Da der Abend herannahte und der Wind nur noch mehr abnahm, griffen wir zu den Rudern und gelangten kurz vor Sonnenuntergang in die Nähe der dritten Stadt, wo die vielfach durchbrochene Formation der Küstenhügel, wenn auch nicht einen guten Hafen, so doch mindestens das Vorhandensein kleiner Baien andeutete, und wirklich sahen wir bald eine solche, aber der enge Canal, der hineinführte, war so voll von nur eben bedeckten Felsblöcken, auf denen die Deining brach, daß selbst die zurückkehrenden Fischer in ihren hier bedeutend kleineren Flachbooten günstige Augenblicke sorgfältig abwarteten und dann in scharfen und schnellen Wendungen Gefahren vermieden, welche das Wasser dem Auge verbarg. — Viele dieser Fischer hielten in unsrer Nähe, um die ihnen neue Erscheinung anzustaunen; wir machten diesen verständlich, daß wir wünschten, einer von ihnen möchte an Bord kommen, um uns in den Hafen zu führen, doch konnten wir Niemand überreden; sie schienen willig zu sein, in ihren eignen Booten uns voranzugehen, doch Niemand wollte sich in das unsre wagen. Selbst Fischhaken und andre Kleinigkeiten, die wir ihnen boten, wollten hier nicht wirken.

Das Wetter, welches bisher schön gewesen war, begann nun auch zu wechseln. Dunkle Wolken zogen von Südwesten herauf und der Barometer sank so tief, daß wir Sturm von dorther befürchten mußten. Schnell entschieden wir uns daher. Mit wenigen Winkeln verbanden wir die verschiedenen Landspitzen mit den eingeschnittenen Bergkuppeln, skizzirten den Lauf der Küste, warfen noch einen Scheideblick auf den Ort, den unsre Ruderer mit so großen Anstrengungen als ersehnten Nachthafen zu erreichen gesucht hatten und steuerten ostwärts, um für böses Wetter den nöthigen Seeraum zu gewinnen.

Noch immer wehte es leicht von Westen her, wir machten gute Fortschritte und beglückwünschten uns eben, so bald eine günstige Position erreicht zu haben, als plötzlich ein dumpfer Ton alle Augen auf den Wetterbug lenkte, wo eine gewaltige, wohl eine halbe Meile lange Welle heranrollte und unmittelbar vor demselben in weißem, hochaufspritzenden Schaume brach. Schnell war das Steuerruder hart nieder und das Boot lavirt, doch fürchteten wir von einer zweiten Welle erreicht zu werden, allein diese brach nicht wieder. Wahrscheinlich war hier zwar eine Untiefe, doch mehr als vier Faden Wasser und die erste Welle hatte sich nur gebrochen, weil sie größer als gewöhnlich herangewachsen war. Das Senkblei zu gebrauchen, hatten wir nicht Zeit gehabt; als wir es in etwa fünfzig Ellen Entfernung von dem Punkte, wo wir gewendet, warfen, zeigte es bereits wieder fünfzig Faden. — So nahe und so unerwartet war diese Gefahr gewesen, daß fast die gesammte Mannschaft gleichzeitig einen Ruf der Ueberraschung ausgestoßen hatte. Würde die Brandung unsre Breitseite getroffen haben, so hätte sie sicher das Boot gefüllt und versenkt; wie es war, kamen wir mit einem kleinen Schrecken und einem Schauerbade davon. Uebrigens ist diese Untiefe nur dreiviertel Meilen von der Küste entfernt und kein Schiff, das hier entlang seinen Weg nach den großern Häfen sucht, würde sich so nahe wagen. Doch mahnen solche Vorkommnisse den Seefahrer zur äußersten Vorsicht.

Nach acht Uhr fiel heftiger Regen, indeß nur kurze Zeit. Schwere Windstöße folgten und da wir in der Finsterniß nicht unterscheiden konnten, wann und von wo diese kamen, zogen wir alle Segel ein und trieben ruhig vor dem Winde, bis es wieder etwas leichter wurde. Dann refften wir und legten für die Nacht, den Bug zur See gewendet, bei.

Bei Anbruch des Tages setzten wir wieder Segel und standen gegen das Land hin. Kaum mochten wir eine Meile zurückgelegt haben, als wir Boote entdeckten, die grade auf uns zusteuerten und bald hörten wir diese Leute in einer Weise lärmen, daß wir uns unter nordamerikanische Wilde auf dem Kriegspfade versetzt glaubten. Dabei wuchs die Zahl der Boote; bald zählten wir nicht weniger als achtzig und in jedem zwölf bis fünfzehn Mann, die ihre Ruder unter Geheul und Gezisch auf das Eifrigste handhabten. Der Wind hatte nachgelassen, es war fast eine Stille; wir bereiteten uns daher für den Fall vor, daß der Besuch, dem wir nun nicht mehr entgehen konnten, ein feindlicher sein möchte und erwarteten ruhig seine Ankunft. Bis zu etwa hundert Ellen nahe gekommen, hielten die Leute an und musterten uns mit gespanntester Neugierde. Bald drängte die Ankunft neuer Boote den Cirkel, den die ersten um uns geschlossen, enger zusammen, und, da jedes sich bemühte, in die vorderste Reihe zu dringen, entstand bald eine Verwirrung und Aufregung, wie wir sie selten gesehen. Unser Verdacht war indeß schnell hinweggeräumt, denn das eifrigste Bemühen der Leute bestand bald darin, uns nahe genug zu kommen, um uns Fische, Korn, Brot, Taback, Radieschen und Feuerholz reichen zu können.

Eine Zeit lang versuchten wir es, unsern Cours zu halten, doch bald war es unmöglich. Das Gedränge wurde so groß, daß wir fort-

während die leichtern Theile der Boote brechen hörten, obwohl diese mit großer Geschicklichkeit gehandhabt wurden. Wir bemerkten, daß jedes Boot vor dem Dahlbord einige Bündel dünner Rohrstöcke vorgebunden hatte, wahrscheinlich um die sehr scharfen Buge von den verletzlicheren Theilen abzuwehren.

Ein Boot gerieth in der Verwirrung quer vor unsern Bug und verwickelte sich in dem Klüverbaum, so daß dieser zu brechen drohte. Unser Koxwain, der grade an demselben arbeitete, nahm erzürnt einen Bootshaken, um damit auf den japanischen Steuermann loszuschlagen, doch zeitig genug konnte sich der Führer des Bootes dazwischenwerfen und einer That vorbeugen, die großes Unglück zur Folge hätte haben können, wie es die Erfahrung wiederholt gelehrt hat. Wie überlegen wir auch in unsrer Ausrüstung gewesen sein mochten, die große Zahl hätte uns sicher erdrücken müssen. — Wir waren nun vollkommen eingezwängt und überdies wurden die Leute auch zudringlicher; wir griffen daher zu den Rudern und drängten die vordersten zurück, und als auch dieses Nichts fruchtete, zeigten wir ihnen einen Revolver und feuerten ihn lächelnd, als ob zum Scherz, über den Bug des vordersten Bootes. Die unerwartete Explosion hatte den gewünschten Erfolg und lehrte uns zugleich, wie sehr diese Leute Feuerwaffen fürchten. Die vordersten warfen sich nieder, die hinteren sprangen eiligst zurück, so weit sie konnten, dann aber, als hätten sie uns wohlverstanden, machten sie unter fröhlichem Gelächter rückgängige Bewegungen und riefen den Booten vor uns zu, dasselbe zu thun. Wir schätzten uns sehr glücklich, auf so freundschaftliche Weise uns der natürlichen Zudringlichkeit dieser gutmüthigen Menschen erwehrt zu haben und bedauerten nur, ihnen nicht mehr kleine Geschenke machen zu können. Wir hatten uns mit gar keinem Vorrathe für diesen Zweck versorgt, da wir in Simoda gesehen hatten, wie schwer es hielt, das Volk zu bewegen, etwas anzunehmen. Nun erkannten wir wohl, wie nur die Strenge, mit welcher die Verbote, mit Fremden zu verkehren, gehandhabt werden, und die Menge der Beamten, die diese dort überwachen, der Grund dazu gewesen, denn die Leute hier nahmen ebenso gern, als sie gaben. Merkwürdig genug schienen sie zu glauben, daß wir in einem so kleinen Boote nothwendig dem Hunger preisgegeben sein müßten, da sie überall offen und heimlich uns Lebensmittel zusteckten. Die Fische, die sie uns gaben, waren meist Makrelen und Sardinen, doch waren auch Heringe darunter und Zoll lange Ellritzen. — Ihr Beruf lenkte ihre Aufmerksamkeit natürlich vorzugsweise auf die Construction unsers Bootes und sie konnten das Ruder und die Segel, die das Laviren so schnell geschehen ließen, nicht genug bewundern. So oft das Gaff- oder ein andres leichtes Segel gesetzt wurde, brachen sie in Ausrufe freudigen Staunens aus. Ihre eignen Boote haben nur einen Mast und ein Segel, aber kein Steuerruder.

Inzwischen näherten wir uns mit einer leichten Brise von Südosten her langsam dem Vorgebirge Kaminoto, wo wir bald drei größere Junken

Hafen von Utsiura.

vor einer Stadt ankernd erblickten, in der wir Utsiura vermutheten und wir lenkten unsern Cours direct gegen dieselbe.

Die einzige Landmarke, die diesen Hafen dem Seefahrer erkennbar machen könnte, ist ein sattelartiger, etwa zweihundert Fuß hoher Hügel im Hintergrunde desselben, von welchem linksab sich ein flacher Felsen in das Meer hineinerstreckt, während rechts ein ausgedehntes Riff von einem hohen, fast senkrechten Sandsteinufer ausläuft. Die Ebbe legt dieses Riff großen Theils bloß, was eben der Fall war, und wir sahen Hunderte von Japanesen beiderlei Geschlechts die Seemoose sammeln, die bei Hohen und Niederen ein so beliebtes Nahrungsmittel sind. — Wir liefen zwischen dem scharf markirten Riff und dem Felsen ein und fanden den Kanal frei von aller Gefahr, doch ist der Hafen für größere Fahrzeuge zu klein.

Wie überall, sammelte sich auch hier bei unsrer Ankunft das Volk sehr schnell und als wir den Ankerplatz in der Nähe der Junken erreicht hatten, waren viele Hunderte am Ufer. Da sich vor demselben eine Reihe scharfer Felsen hinstreckt, ankerten wir in einiger Entfernung davon. Hier zeigten sich die Behörden nicht säumig, denn schon nach wenigen Augenblicken legte sich eins der Flachboote an unsre Seite, auf welchem, wie die Standarten andeuteten, Personen von amtlicher Autorität waren. Zwei Männer von mittlerem Alter in reicher Seidenkleidung, in deren Röcken das kaiserliche Wappen eingewebt war, jeder mit zwei Schwertern, saßen auf Matten auf dem Boden des Bootes. Wir forderten sie auf, in unser Boot zu kommen, doch lehnten sie dieses ab. Ueberhaupt schienen diese Herren uns nicht recht zu trauen und der eine, offenbar der Vornehmste, zitterte heftig; doch unsre Freundlichkeit und ein wenig Kornbranntwein, der ihnen sehr zu munden schien, ermuthigte sie bald. Sie verstanden ebensowenig Holländisch als Englisch, wir konnten uns daher wieder nur durch Zeichen, durch unsre Briefe und durch einige kurze Sentenzen, die wir gleichfalls in japanischer Sprache und Schrift hatten aufsetzen lassen, erklären. Wie die höheren Beamten überall, schienen auch diese uns weniger freundlich gesinnt zu sein, als die Gelehrtenclasse und das Volk, doch nahmen sie mit Begierde kleine Geschenke an, namentlich schien ihnen ein Trinkglas von böhmischem Glase, welches Herr Kern ihnen gab, viel Freude zu machen. Ein Schreiber nahm von dem mehrerwähnten offenen Briefe eine sorgfältige Abschrift und da dieses sehr langsam von statten ging, drückten wir den Wunsch aus, an das Land zu gehen. Der ältere Beamte gab zu verstehen, daß er Nichts dagegen habe, deutete dabei aber auf unsre Säbel, vielleicht, weil er wünschte, daß wir sie zurücklassen möchten. In der Meinung, daß er die Klinge sehen wolle, zog Lieutenant Brooke die seine, die sehr scharf und blank war, und erschreckte dadurch den armen Mann so, daß er an allen Gliedern bebend zurücksank und fast niedergestürzt wäre. Wir hatten noch keinen Japanesen gefunden, der den Feigling so offen zur Schau trug, wie dieser. Unsre Leute konnten sich lauten Lachens und muthwilliger Scherze nicht enthalten und auch sein Gefolge war offenbar darüber verdrossen; Zeichen der Verachtung waren so lesbar in ihren Mienen, daß sie selbst ihrem Herrn nicht entgingen, der dann, ein Prototyp tyrannischer Poltronerie, sobald er sich erholt hatte, seinen Uebermuth und seine Anmaßung, namentlich gegen seine Untergebenen, verdoppelte. Augenscheinlich gehörte er der höchsten Classe an, denn gleich den Prinzen von Geblüt, mit denen der Commodore in Simoda verhandelt hatte, ließ er sich Alles, was wir ihm mittheilten und er sicher sehr wohl verstanden hatte, erst durch einen seiner Leute noch einmal vortragen und antwortete durch dasselbe Medium.

Ein kleines Boot, das sie mitgebracht hatten, setzte uns auf eine Junke, wo wir einige leere Fässer in Empfang nahmen, um unsern Wasservorrath zu ergänzen. Wir lenkten unsre Schritte zunächst zu einer bewaldeten Felsenpartie, an deren dem Ufer zugekehrten Seite unfern von einem Tempel eine Quelle entsprang, die mehrere Male einige Fuß herabfallend, in schattigem Steinbette dahinsprudelte, bis sie ihr kühles, klares, sehr schön schmeckendes Wasser in ein in Stein gehauenes viereckiges Becken ergoß. So erfrischend, als die Quelle, fanden wir auch die Luft unter dem dichten Eichenlaube, das in üppiger Masse der Sonne den Zutritt verschloß. Während die Japanesen unsere Fässer füllten, strollten wir die Uferklippen entlang gegen das Riff, woher Leute große Massen von Seetang heranschleppten und bald waren wir eifrig beschäftigt, für unsre Naturalisten von den unzähligen Conchilien zu sammeln, welche die ebbende See auf den Felsblöcken zurückgelassen hatte; doch nach kurzer Zeit trieb uns die zurückkehrende Fluth von dort zurück und wir wendeten uns der Stadt zu, als Herr Berry uns vom Boote aus zurief, daß die Beamten, welche noch immer mit ihren Abschriften beschäftigt waren, abgeneigt wären, uns weiter zur Stadt hin gehen zu lassen und daß sie überhaupt unsre Rückkehr wünschten. Zu gleicher Zeit trat uns ein Mann von ehrfurchtgebietendem Aeußern in den Weg, ohne Zweifel ein Beamter, denn er trug ähnlich denen, die uns besucht hatten, über ein gelbliches Kleid einen Ueberwurf von grüner Gaze, und eine purpurfarbige seidene Schärpe um den Hals; sein schneeweißes tief herabwallendes Barthaar und sein kahler Schädel deuteten auf hohes Alter und nur dieses hielt uns ab, ihn ohne weitere Umstände auf die Seite zu schieben, auch

Japanische Frauen sammeln Seetang.

hofften wir, auf die große Menge durch Nachgiebigkeit einen günstigeren Eindruck zu machen, als wenn wir Gewalt gebraucht hätten. Wir kehrten daher zur Quelle zurück. Unsre Fässer waren gefüllt und die damit beschäftigt gewesenen Männer rollten sie eben gegen das Boot zu. Am Bassin waren jetzt fast nur Frauen, welche Wasser für den Hausgebrauch schöpften und Kinder, darunter ein Mädchen von etwa elf Jahren von außergewöhnlicher Schönheit und mit einer Sorgfalt gekleidet und geschmückt, das in ihm den Liebling der Mutter erkennen ließ. Unwillkürlich lenkte sich unsre ganze Aufmerksamkeit auf dieses eben zur Jungfrau sich entfaltende Kind. Rabenschwarze, glänzende Haare hoben den feinen Teint eines sehr edel, fast griechisch geschnittenen Gesichtchens, in dem lange dunkle Wimpern den schelmischen Ausdruck des schwarzen, glänzenden Auges nicht verdecken konnten, welcher verrieth, daß von ihr das kindlich fröhliche Gelächter ausgegangen war, das wir schon von fern gehört hatten. Wie

Zurückweisung der Seeofficiere.

es bei Kindern und meist auch bei Frauen Sitte ist, waren die Füße bis zu den Knieen bloß, während ein loses togaähnliches Kleidchen den zierlich geformten Oberkörper umflatterte. Niedliche Strohsandalen waren durch ein zwischen die Zehen gehendes Band befestigt und schützten die Füße vor den scharfen Steinen. Eben schöpfte sie Wasser in einem vasenförmigen Porzelangefäße und die liebliche Erscheinung inmitten dieser Scenerie erinnerte lebhaft an das bekannte Bild der Rebecca. Wir redeten sie an und baten sie, uns ihr Gefäß zum Trinken zu leihen, doch eingeschüchtert von so fremden Gestalten sprang sie eilfertig gegen das Gebüsch zurück und würde davon geflohen sein, wenn nicht ein paar ältere Leute ihr Muth zugesprochen und ihr erklärt hätten, was wir wünschten Sie wendete sich zurück und als sie, noch immer schüchtern, ihre Vase gegen den Busen gedrückt, über die Felsen trippelte, strauchelte ihr Fuß; sie fiel und blieb regungslos liegen. Bestürzt eilten wir näher, doch schon hatte sich ein dichter Kreis um sie geschlossen, in welchem man unter Ausrufungen, die bezeugten, daß sie ein Liebling Aller war, sich bemühte, sie wieder zu sich zu bringen. Blutstropfen drangen unter den Haaren aus einer Verletzung am Kopfe hervor, doch erwies sich diese als unbedeutend und nur Schrecken hatte sie so betäubt. Ihre Klagen, nachdem sie sich erholt hatte, galten nicht ihren Schmerzen, sondern nur der gebrochenen schönen Vase. Leider hatten wir nichts bei uns, wodurch wir sie für ihren Verlust hätten entschädigen können, doch wollten wir wenigstens unsern guten Willen zeigen und schnitten ein paar Knöpfe von unsern Uniformen. Sie nahm sie begierig und augenblicklich waren ihre Thränen getrocknet. Wir hatten schon früher die Erfahrung gemacht, daß blanke Knöpfe und bunte Röcke auch bei den Schönen dieser Himmelsstriche den magischen Eindruck nicht verfehlen, den sie auf unsre Salon-Damen im Allgemeinen zu machen pflegen.*)

*) Welchen mächtigen Einfluß die äußere Erscheinung, der Rock, auf die Japanesen überhaupt ausübt, zeigte sich namentlich, als Commodore Rodgers in Simoda seine Verhandlungen begann. Bekanntlich werden in der Flotte der Vereinigten Staaten nur Capitäne, Commanders und Lieutenants commissionirt, insgesammt 491, die bis zu der vor ganz Kurzem erfolgten Reorganisation der Flotte nur nach der Anciennität avancirten und, wenn alt und dienstunfähig, nicht pensionirt, sondern nur beurlaubt wurden, ohne daß ihre Stellen besetzt werden konnten. Dies ist der Grund, daß oft nur Lieutenants, von denen die älteren oft auch schon Greise waren, Dienste auszuführen hatten, die in andern Flotten nur Officieren von hohem Range anvertraut werden. Die Bezeichnung Commodore ist nur ein Titel, der dem ältesten und daher commandirenden Officier einer Escadre gegeben wird, sei dieser auch nur Lieutenant. Commodore Rodgers, als die Führung auf ihn devolvirte, war auch nur Lieutenant und obwohl er die breite Flagge führte, trug er doch nur die Uniform seines Ranges. Commodore Perry, der kurz vorher in Japan gewesen war, hatte die reichere Uniform eines Capitäns getragen. Das Benehmen der Japanesen bei seiner Ankunft in Simoda war auffallend weniger höflich, als es nach den Nachrichten von der andern Escadre gegen Commodore Perry gewesen war. Es wurde dies der imposanteren Kriegsmacht des letzteren beigelegt, bis endlich Aeußerungen des Dolmetschers über Uniformen den wahren Grund andeuteten. Ein paar Ellen Tressen, die der Commodore sich alsdann auf den Rock heften ließ, um seine Sache zu fördern, thaten Wunder; vielleicht hatte er nun mehr Flitter, als sein Vorgänger, denn die Verehrung, die ihm Groß und Klein zollte, übertraf noch das, was wir vom ersten Besuche gehört hatten.

Japanesische Begrüßungsform.

(Fortsetzung folgt.)

Von Mazatlan nach Durango.

Von

G. v. T.

Sehr gegen meinen Willen hatte sich mein Aufenthalt in Californien zu unerwarteter Länge ausgedehnt, so daß der Tag der Abfahrt mir wie ein Festtag erschien, den ich mit wahrhaft unverhohlener Freude feierte, als das neue Babylon mit allen seinen wahnsinnigen Anbetern des Mammons hinter mir in nebliger Ferne verschwand.

Mit günstigem Winde enteilten wir dem

Ausgange des Hafens, dem „goldenen Thor," dessen verhängnißvolle Schwelle, jetzt unpassirbar, zwischen Tausenden von Unglücklichen und ihrer Heimath lag; arme Teufel, die in kalter kalifornischer Erde ihren Fieberrausch von goldenen Hoffnungen ausschliefen.

Dr. S., mein Reisegefährte, schien wie ich die frische Seeluft und reine Atmosphäre mit stillem Wohlbehagen einzuathmen. Es war uns zu Muthe, als eilten wir nach nächtlichem Gelage und lärmender Gesellschaft am Morgen zur Einsamkeit, um die brennende Stirne in kühler Morgenluft zu baden.

Unsre Sehnsucht, Californien zu verlassen, hatte uns etwas gleichgültig gegen die besondern Eigenschaften des zu wählenden Fahrzeuges gemacht, besonders da wir wußten, daß die Reise nach Mazatlan stets in kurzer Zeit gemacht wird, wenn Wind und Strömung günstig sind. Trotz alledem konnten wir unsre Bewunderung kaum mäßigen, als wir nach einigen Tagen mit dem Zustand unsers Schiffes bekannt wurden. Ein Bramsegel, das bei mäßigem Winde in die See geblasen wurde, leitete unsre Aufmerksamkeit auf die andern Segel. Hier zeigte sich, was Oekonomie thun, und wie man menschlichen Fleiß selbst im Flicken von Segeln bewundern kann, denn das vorherbemerkte Unglück war durchaus nicht der Nachlässigkeit im Ausbessern zuzuschreiben, da man kaum einzelne durchsichtige Streifen des Urstoffes in ihnen entdecken konnte. Das Takelwerk hing in malerischer Verschlingung, deren Geheimniß die unglücklichen Matrosen vergeblich zu entwirren suchten. Zum Glück hatten wir aber vier Capitäne, Franzosen, deren vereinte Erfahrung uns jedenfalls Zutrauen einflößen mußte. Der erste derselben, ausgezeichnet durch Gestalt, Stärke der Stimme und Röthe des Gesichts, war der wirkliche Capitän und Eigenthümer der Brigg; der zweite diente als Steuermann, und war als Schrecken aller Versicherungsanstalten schon lange berühmt. Der dritte war ein Capitän in traurigen Umständen, der für seine Passage arbeitete; und der vierte endlich hatte seine Passage bezahlt, und glaubte sich durch diese Großmuth berechtigt, mit Rath und That in Alles einzugreifen. Wie weit durch diese verbundenen Talente Ordnung und Schnelligkeit der Manöver des Schiffes befördert wurden, läßt sich wohl schwer bestimmen, besonders, da alle viere nur einer Abart des Französischen und Spanischen mächtig, einer Mannschaft zu commandiren hatten, die aus zwei Engländern, einem Yänkie (Yankee), einem Spanier, einem Südseeinsulaner (Canaeca), einem Italiener, einem Portugiesen und einem Malayen bestand. Dies waren die Mittel, die uns zum Ziele einer Reise bringen sollten, deren Zufällen sich außer uns eine ansehnliche Zahl von Passagieren mit wahrhaft türkischem Fanatismus unterworfen hatte. — Mit Ausnahme eines englischen Advocaten, waren Alle Mexikaner beiderlei Geschlechts, die, aus Californien zurückkehrend, ihrem Vaterlande zueilten. In der Cajüte befanden sich fünf Spieler von Profession, die mit einer eleganten Mexikanerin an der Spitze die höheren Classen repräsentirten. Im Zwischendeck wimmelte das Volk, das neidischer Weise zuweilen eigenthümliche Erzählungen von den kalifornischen Thaten der Cajütenpassagiere laut werden ließ. Besonders schien die Dame das Ziel aller giftigen Zungen zu sein. Man sprach allgemein von ihrer grenzenlosen Armuth bei ihrer Ankunft in Californien und von der gänzlichen Veränderung ihrer Verhältnisse. — Sie war jedenfalls ein seltenes Beispiel ihrer Art, nicht weil sie dem Goldregen ihren Schooß geöffnet, sondern weil das, was sie so leicht gewonnen hatte, nicht auch schon verronnen war. — Die weibliche Bevölkerung des Zwischendecks gehörte sämmtlich zu denjenigen, auf welche dies letzte Sprichwort in ganzer Kraft Anwendung fand. Die meisten dieser Unglücklichen kehrten zurück, um mit ihrem zertrümmerten Lebensglück ihre Verwandten zu belasten, oder wenigstens in heimathliche Erde das Wrack des Körpers zu legen. — Selbst dieser Trost ward Einer unter ihnen versagt. Ich sah ihre letzten Augenblicke, als im Schiffsraum ihr brechendes Auge mit Angst erfüllt auf ein buntes Heiligenbildchen stierte, das ein ehemaliger Räuber knieend vor ihr Antlitz hielt, während ein zweiter von derselben Profession sie in seinen Armen aufrecht hielt und Sterbegebete murmelte, in die ein paar mitleidige Frauen einfielen. In den erschütternden Ton dieses Requiems mischten sich Gelächter und Flüche, das Klappern von Würfeln und Gläsern, Mißtöne, die aus einem andern Winkel des halbdunkeln Zwischendecks kamen, wo das übermüthige Leben dem Tode höhnisch in's Antlitz lachte. — Wenige Tage darauf wurde die Lücke in der Passagierliste wieder durch einen jungen Weltbürger ausgefüllt, der das Tageslicht im Beisein der ganzen Rotte des Zwischendecks erblickte, die ihn mit lauten Hurrah's und schallendem Gelächter begrüßte. Solcher Art waren unsre Reisegefährten auf diesem merkwürdigen Schiff; merkwürdiger als Alles dieses war jedoch der Umstand, daß wir ohne Unfall nach einer zwanzigtägigen Reise in Mazatlan ankamen. —

Mazatlan, im 22½ Grade nördlicher Breite gelegen, ist wie Guaimas, San Blas, Manzanillo und Acapulco ein Ausfuhrhafen für die westlichen Provinzen Mexico's. Califor-

niens Goldfieber hatte im Jahre 1849, 50 und 51 bedeutende Vortheile für den Handel dieses Platzes hervorgerufen. Ein fortwährender Durchgang von Passagieren, die entweder aus dem Innern Mexico's oder den westlichen Staaten Nord-Amerika's sich hier zur Einschiffung versammelten, übte mit einem lebhaften Handel von Lebensmitteln nach San Francisco eine sehr vortheilhafte Veränderung auf das sonst sehr todte Städtchen aus. Im Jahre 1853 war diese Lebhaftigkeit schon

Aufbruch bewaffneter Reisender durch das Indianer-Gebiet nach Durango.

sehr verringert, und man konnte nur noch an der Anzahl neuer freundlicher Häuser die Wirkung jener Glücksperiode erkennen.

Der Anblick des Hafens ist gefällig. Einzelne felsige Inseln, die sich dicht an ein steil aufgethürmtes Vorgebirge schließen, aus dessen Schatten die weißen Häuser der Stadt hervorleuchten, bilden mit dem dunkeln Wasser einen kräftigen Vordergrund, zu dem der blaue Himmel und die fernen Berge des Hintergrundes vortrefflich stimmen.

Wir hatten unser Hauptquartier im geräumigsten Gasthause aufgeschlagen, dessen Name, wie immer in Mexico, der seines Schutzheiligen war, also Meson (Gasthaus) de San Francisco, San Augustin oder San Pablo u. s. w. — Alle diese Mesons sind mehr oder weniger einander ähnlich. Das Haupt- und alle Nebengebäude, sowie die Ställe sind einstöckig und im Quadrat gebaut. In der Mitte befindet sich ein großer Hof mit steinernem Wasserbassin oder Springbrunnen, um den sich ein Corridor zieht, in welchen alle Thüren der Zimmer münden. Jeder Inhaber eines Zimmers benutzt seinen Theil des Corridors als Vorsaal, in dem er seine Hängematte und Sattelzeug aufhängt. Bei zahlreicher Ankunft von Gästen bietet dieser Corridor, eben so wie der Hof, einen interessanten Anblick dar. Silbergeziertes Sattelzeug und Waffen, bunte Decken und Mäntel drapiren alsdann die Balustraden zwischen den Pfeilern des Corridors, an welchen sich Pferde und Maulthiere der Ankommenden und Abreisenden angebunden in verwirrten Gruppen drängen. Die klangreiche spanische Sprache belebt das Ganze, gewöhnlich auf Kosten des unglücklichen Hausknechts, den man vergeblich zu vervielfältigen bemüht ist.

Dies ist das sonnige Aeußere; jetzt zum Innern oder der Schattenseite. Obgleich der Raum jedes Zimmers auf mehrere Einwohner berechnet zu sein scheint, so ist bei der Meublirung doch nur an eine Person gedacht worden, und auch dies nur soweit, als die Befriedigung des Schlafes auf einem vierbeinigen Gerüste von Holz möglich ist. An irgend eine Bequemlichkeit für den wachenden Zustand scheint man auch für diesen Glücklichen nicht gerechnet zu haben, wenn er nicht aus seinem Bette, das eine starke Aehnlichkeit

mit einer Todtenbahre hat, Eß- und Schreibtisch, Sofa und Waschtisch machen will. Was Licht und Luft anbetrifft, so kann man mit Hülfe einer Feuerleiter den interessanten Kampf gewahr werden, den diese beiden Kräfte mit einer vergitterten Schießscharte halten, die ihnen den Eingang streitig zu machen sucht. Den Folgen dieses ungewissen Kampfes entzieht man sich gewöhnlich dadurch, daß man bei offnen Thüren lebt, was freilich manchmal unangenehmen Einfluß auf Kleinigkeiten, wie Taschenmesser, loses Geld, Cigarren und andere tragbare Artikel ausübt. Die Eigenthümlichkeit dieser Zimmer geht soweit, daß die nackten Wände, die doch überall als Gegenstand sinnloser Betrachtung angeklagt werden, hier Quellen vielfältigen Interesses darbieten. Einheimische und fremde Künstler haben, al Fresco, diese Wände mit Denkmälern menschlicher Phantasie geziert. Vom grimmen Soldaten und der großäugigen Donna bis zum blutenden und brennenden Herzen, haben Kohle und Besenstiel, Meißel und Messer alle Geburten malerischen Talentes darzustellen versucht; Frömmigkeit hat ihre Kreuze hinterlassen, und die Poesie diese Tafeln des Ruhmes nicht unwürdig befunden, unauslöschliche Worte hineinzukratzen. Hier lies't man von einer treulosen Juana, dort von einer losen Mercedes, hier lobt man entzückende Reize, dort spottet man der sauern Trauben. Neben einem wehklagenden Ausbruch unerträglicher Trennung findet sich eine schmähliche Verläumdung der Speisekarte des Mesons, genug, der Stoff für Betrachtung ist unerschöpflich. — Für den praktischen Leser will ich übrigens bemerken, daß diese Zimmer durch die Dicke ihrer Wände eine angenehme Kühle haben, was nach einem langen Ritte in glühender Sommerhitze im höchsten Grade willkommen ist und mit dem unverwüstlichen Schmutz einigermaßen aussöhnt. Die Nachforschungen über Mittel und Wege unsrer Weiterreise gaben uns nach einigen Tagen folgende Resultate: Erstens, daß alle disponiblen Pferde schlecht und sehr theuer seien; zweitens, daß die Regenzeit im Anzug und drittens, daß der Weg jetzt im höchsten Grade unsicher sei, da feindliche Indianer, die schon seit einiger Zeit ihre Streifzüge im Staate von Chihuahua und Durango gemacht hatten, jetzt auch diese Umgegend sehr stark heimsuchten. Die Raub- und Mordthaten dieser Wilden bildeten den Gegenstand langer Erzählungen, die mit mehr oder weniger Uebertreibung in Mazatlan circulirten. Waarenzüge wurden gewöhnlich von Truppen an den schlimmsten Stellen begleitet, und Reisende schlossen sich meistens an solche Züge an oder bildeten unter sich Partien von zwanzig, dreißig bis zu hundert, um auf ihre eigne Hand ihr Glück zu versuchen. — Derjenige Theil des Weges, auf dem die meiste Gefahr von Indianern vorhanden war, war das Ende des Weges, das Durango am nächsten liegt, und beim Dorfe Chavarras, 60 Leguas von Mazatlan, anfängt. Von da sind noch etwa 56 Leguas bis nach Durango. Man benachrichtigte uns von einer Partie von dreißig Personen, die im Begriff waren, sich auf den Weg nach Durango zu machen, und deren Anführer, ein Licenciado (Advocat), zu uns kam und uns ihre Gesellschaft anbot. — Wäre ich ganz unbekannt mit mexicanischen Verhältnissen gewesen, so würde ich in dieser Anerbietung nur etwas sehr Zuvorkommendes und Annehmbares gesehen haben. Ich war aber schon im Jahre 1849 in Mexico gewesen, und hatte während sechsmonatlichem Aufenthalt und durch meine früheren Reisen eine Einsicht in den allgemeinen Charakter der Leute bekommen. — Ich beantwortete daher diese höfliche Form der Anerbietung mit eben so höflich gefaßter Anerkennung der uns zugedachten Ehre, und zum Erstaunen meines Freundes, des Doctors, verschob ich unsre Entscheidung unter allerlei Vorwänden. Als wir allein waren, erklärte ich ihm meine Gründe. Die Klugheit, die jenen Leuten unsre wohlbewaffnete Gesellschaft wünschenswerth machte, gebot uns, diesen Schritt wenigstens erst reiflich zu erwägen. Alle Mexicaner haben mehr oder weniger eine hohe Meinung von dem Muthe jedes Europäers oder der Weißen im Allgemeinen. Sie hüten sich aber wohl, ein solches Gefühl gewahr werden zu lassen, und kleiden demgemäß die selbstsüchtigsten Motive in die Form der Zuvorkommenheit und Uneigennützigkeit. Was die schließliche Annahme des Anerbietens betraf, so schlug ich vor, dieselbe aus folgenden Gründen zu umgehen. Das Wahrscheinlichste war unter den bestehenden Umständen auf dem Wege, daß eine so große Karawane von den Indianern gesehen und angegriffen werden mußte. Wer in letzterem Falle der Sieger sein würde, war zweifelhaft, auf jeden Fall aber würden die Indianer, ihrer bekannten Taktik gemäß, sich für eine kurze Zeit nach der Niederlage oder dem Siege vom Wege zurückgezogen haben, und so für die ein paar Tage nach uns kommenden Reisenden den Weg rein gelassen haben. Eine kleine Truppe, die schnell reist, hat jedenfalls mehr Hoffnung, ungesehen zu passiren, und wenn es bei ihr zum Verzweifeltsten kommt, hat der Entschlossene bei kleiner Zahl in der Sicherheit des überlegenen Feindes einen Vortheil, den er verliert, wenn eine große Anzahl den Feind vorsichtig macht. Am nächsten Tage ließ man uns wissen, daß Alles zur Abreise bereit sei; unsre Antwort

war, unsre Vorbereitungen seien noch nicht beendet und man solle nicht auf uns warten.

Wir beobachteten die Abreise der Mexicaner, die sich ganz imposant machte. Der Zug bestand aus dreißig Mann, gut beritten, auf Pferden, die in ihrem Bau Ausdauer und Gewandtheit zeigten. Jeder Mann hatte Karabiner, Säbel und Pistolen nebst zwanzig Patronen im ledernen Gürtel. Ein Drittheil hatte außerdem Lanzen, eine Waffe, die der Mexicaner, wie jede blanke Waffe, sehr gut handhabt. Die mexicanische Tracht ist besonders zu Pferde sehr kleidsam, die geschlitzten Beinkleider und kurzen Jacken, beides mit Silber verziert, die vielfarbigen Serapen*) entweder über die Schultern geworfen oder um den Sattel wehend, geben dem Reiter einen unternehmenden Anstrich, der mit einem ausgezeichneten Sitz auf dem Pferde, die braunen Gesichter ganz interessant macht. — Als der Zug mit bäumenden Pferden und dem Klirren der Waffen und des Reitzeugs vorbeisprengte, bemerkte ich, daß mein Freund es beinahe bereute, das Anerbieten nicht angenommen zu haben. Ich sagte nichts, aber ich dachte an den Unterschied des Aussehens von Reisenden am Tage der Abreise und an dem der Ankunft! — Am nächsten Tage schifften wir uns auf der Lagune nach Urias ein, da wir Schindmähren nicht kaufen wollten und gute Pferde weder zur Miethe noch zum Kaufen finden konnten. Von Urias, das etwa 6 Leguas von Mazatlan auf dem Wege nach Durango liegt, nahmen wir einen Ariero (Maulthiertreiber), der uns mit unsern Sachen über Alt Mazatlan bis nach San Sebastian brachte, ungefähr 18 Leguas vom Hafen. Alt Mazatlan zeigt in einigen Ruinen von bedeutenden Privat- und öffentlichen Gebäuden, daß es einst bessere Zeiten gekannt hat. Einiger Ackerbau und Branntweindestillation (Mescal) erhält jetzt allein den Handel dort im Gange.

San Sebastian ist reizend gelegen. Die Gegend wird hier schon mehr bergig, und man sieht das Städtchen in einem tiefen Thale liegen, aus dessen Schoße sich ein steiler Hügel, von einem Fluß umspült und mit den weißen Häusern der Stadt gekrönt, erhebt. Ein hoher Kirchthurm, aus den guten Zeiten herstammend, reckt noch stolz sein alterndes Haupt über den Troß der Häuser, die hier und da von dem üppigen Gebüsch schon überragt und verdeckt sind. Ringsum ist Alles blühend und grün, und die Umrisse der Berge sind noch sanft und gerundet, weiter im Osten sieht man jedoch ferne neblige Berggestalten, deren trotzige, rauhe Formen am Horizont gelagert, uns mühsame Wege ahnen ließen.

Hier hatten wir uns vorgenommen Pferde zu kaufen, fanden aber dieselben Schwierigkeiten wie in Mazatlan, und mietheten daher ein Haus, um Kriegsrath zu halten. Die Regenzeit hatte schon unverkennbare Zeichen von ihrer Ankunft gegeben und man versicherte uns, daß dann der Weg sehr schlecht würde. — Inzwischen schlenderten wir in den einsamen Straßen herum, in denen unsre Schritte wiederhallten, wie bei Nacht in europäischen Städten. Ueberall sahen wir Werke der Vergangenheit in traurigem Verfall, und in ihrem Schatten die gegenwärtige Generation in fauler Sorglosigkeit gelagert und theilnahmlos die sinkenden Dächer betrachtend. Am Marktplatze befanden sich noch einzelne wohlerhaltene Häuser von schöner Bauart; aber ihre Säulengänge waren leer, hinter ihren Fenstergittern glänzten keine dunklen Augen, und an ihren matten Fontänen in halbverwilderten Gärten rauschten keine weißen Gewänder mehr. Zeigten sich ja Spuren des Lebens, so schienen sie mehr Geister des Verfalls, als menschliche Wesen zu sein. Ein paar Familien von kastilischem Blute bezeigten uns große Zuvorkommenheit, aber selbst diese waren vom Hauche der Verwüstung angesteckt. Bald wurde es uns zu eng in dieser Atmosphäre und wir entschlossen uns, trotz aller Hindernisse zu Fuß unsre Reise fortzusetzen. Die Verwunderung unsrer spanischen Freunde war grenzenlos, als wir ihnen unsern Entschluß mittheilten. Die Damen bekreuzigten sich und riefen die Mutter Gottes zum Zeugen an, daß wir verrückt wären. — Man muß sich nur erinnern, daß Mexicaner und alle Abkömmlinge der Spanier nie zu Fuß reisen, und daß nur die allerärmsten Classen sich ihren eignen Beinen anvertrauen. Bei der Beurtheilung eines Mannes in Mexico sieht man zuerst auf sein Pferd und Sattelzeug und dann auf ihn selbst.

Am 12. August vor Tagesanbruch verließen wir San Sebastian. Unser Gepäck übergaben wir unserm Wirthe zur Beförderung bis nach Santa Lucia, 26 Leguas entfernt, wo wir Rasttag zu halten gedachten. Ein Serape, Büchse, Revolver und Messer war Alles, was Jeder von uns trug, so daß wir leichten Fußes und mit jauchzendem Herzen in der frischen Morgenluft vorwärts schritten. Lange Fußreisen und jede Art von Erfahrung in Strapazen in Californien und andern Ländern hatten uns Beide diesem Unternehmen vollkommen gewachsen gemacht, so daß wir die angenehme Seite solcher Reiseart doppelt genießen konnten. Berg auf, Berg ab, durch

*) Serapen sind Decken aus Wolle gewebt in bunten Mustern. Sie haben in der Mitte ein Loch, durch das der Kopf gesteckt wird, wodurch sie als Mäntel dienen.

schattige Schluchten und über sonnige Gipfel zogen wir mit elastischem Schritte, und schauten mit verklärtem Auge auf die herrliche Natur, deren Reize uns die Brust mit stiller Wonne füllten. Wer kann das Entzückende der Gebirgslandschaften besser empfinden, als der Fußreisende, wenn, nach schwerem Kampfe mit steilen Felspfaden, von schwindelnder Höhe sein Blick über das starre Meer der Bergrücken und Abgründe dahinschweift!? Die angenehme Aufregung des Blutes von der anstrengenden Bewegung, das Bewußtsein, einen Sieg über Schwierigkeiten errungen zu haben, Alles macht das Herz empfänglicher für die Größe der Natur. Hierzu kommt der Genuß jedes Augenblicks der Ruhe, der erquickende Trunk an der Quelle, wo unter schattigen Zweigen gelagert ein einfaches Mahl von Entbehrung gewürzt wird.

Dies waren unsre Betrachtungen, als wir nach dem Mittagsmahl am Rande eines Flüßchens, in welchem wir vorher gebadet hatten, unsern Marsch von Neuem fortsetzten. Einige Wolken am Himmel deuteten auf Regen, aber was ist Regen, wenn das Herz lacht und das Marschiren erwärmt? Wir sicherten unsre Waffen gegen die Nässe und schritten getrost vorwärts. Es dauerte nicht lange, so kam der Regen über die Gebüsche dahergerasselt und plätscherte uns mit der ernsthaften Ausdauer und Energie, womit es eben in den Tropen regnet, um die Ohren. Unser Weg führte ein Thal entlang, durch das sich ein ziemlich breiter und reißender Fluß schlängelte, den wir das Vergnügen hatten, ungefähr fünfzigmal durchwaten zu müssen, wobei uns das Wasser zuweilen bis unter die Arme ging. Mein Freund hatte die Unvorsichtigkeit begangen, im Anfang seine Stiefel auszuziehen, als er sie dann, nachdem die Steine des Flusses seine Füße verwundet hatten und diese angeschwollen waren, wieder anziehen wollte, fand er sie so enge, daß seine Bemühungen gänzlich fruchtlos blieben. Da saß nun der Arme auf einem großen Steine in der Mitte der Strömung, den einen Stiefel halb am Fuße, den andern entmuthigt an seiner Seite haltend, im Gesichte den Ausdruck des Jammers und wehmüthig auf die halsstarrigen Schäfte seiner Stiefel blickend. Ich eilte ihm zur Hülfe und nach convulsivischen Anstrengungen, Seufzern und einigen Taucherkünsten im Fluß gelang es uns, die Stiefel zur Aufnahme der leidenden Füße zu zwingen. Der Fluß fing an zu wachsen, der Regen fuhr fort und es wurde Nacht. Eben fing die Sache an langweilig zu werden, als uns ein Feuerleuchten im Gebüsch des entgegengesetzten Ufers die Nähe des Nachtquartiers verkündete. Chupaderos war der Name dieses von einem Paar ärmlichen Häusern gebildeten Dorfes. Die Einwohner leben von Viehzucht und einer Art Gastfreundschaft, die sie gegen Bezahlung ausüben, da der Zustand ihres Vermögens ihnen bei der häufigen Durchreise von Fremden dies gebietet. Nur da, wo Durchreisende nicht zu häufig sind, oder wo die Einwohner sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen, findet man noch heutzutage die edle Tugend der Gastfreundschaft in ihrer ganzen Reinheit. — Ein reichliches Abendbrot von gebratenen Frijoles (Bohnen), Eiern und Tortillas*) verschwand mit magischer Schnelle vor der Schärfe unsers Appetits. Was war der matte Kitzel epicuräischer Gaumen im Vergleich zu unserm Genuß. Nur der, der entbehren kann, lernt die wahre Höhe des Genusses kennen. Im Corridor vor dem Hause rollten wir uns in unsre ziemlich feuchten Serapen, setzten die gemüthliche Cigarre in Brand und schauten durch ihren bläulichen Rauch zum lieben Himmel, der sich eben vom Mond erleuchtet aufklärte. Nach einem unentschiedenen Kampf mit zudringlichen Säuen und Ferkeln sanken wir in den sanften Schlummer des Müden, den vor allem Andern die Nacht mit ihrer geheimnißvollsten Seligkeit für die Mühen des Tages belohnt.

Bei Tagesanbruch sprangen wir auf, schüttelten unsre Serapen, rollten sie und marschirten, Büchse geschultert, drauf los. — Die Berge wurden höher, die Abgründe tiefer und die Natur erschien mit jeder Wendung des Weges großartiger. Es war ein ziemlich mühsamer Marsch, wie gewöhnlich der folgende Tag nach ungewohnter Anstrengung mühsam ist, aber schon nach 8 Leguas erreichten wir unsre Station für den Tag. In einem ganz engen, schroffen Thale sieht man von den Gipfeln herunter auf die rothen Dächer Panuco's, die sich in steilen Terrassen an eine weiße Felswand zu lehnen scheinen. In dieser Felswand sieht man den dunklen Eingang zu einer Silbermine, die das Städtchen in's Leben gerufen hat. — Es war Sonnabend und die engen Gassen wimmelten von den Arbeitern der Mine, die ihren wöchentlichen Lohn eben erhalten hatten, oder im Begriffe waren, ihn zu empfangen. Buden mit allerlei Waaren und Erfrischungen bis zu Spieltischen und Schnapsläden waren bereit, den hartgewonnenen Lohn der Minenarbeiter in unmittelbaren Empfang zu nehmen. Musik forderte den natürlichen Leichtsinn auf, die Zukunft im kurzen Rausch des Vergnügens zu vergessen. Alle diese Anstalten waren vom Eigenthümer der Mine gemacht worden, um womöglich noch vor Sonntag das ausgezahlte Geld wieder in Casse zu haben. — Dieser niedrige Mißbrauch des Capitals ist etwas sehr Allgemeines in Mexico. Die Minenarbeiter sind durch den-

*) Dünne Maisfladen, die statt Brot dienen.

selben bereits soweit verdorben, daß selbst wohlmeinende Eigenthümer wenig daran ändern können. Ein Irländer, der Administrator der Mine, kam zu uns, als er von unsrer Ankunft hörte, und bot uns sehr zuvorkommend ein Zimmer in seinem Hause an. Wir nahmen dies Anerbieten gern an, da der Aufenthalt in dem unsrigen durch den Lärm auf dem nahen Marktplatze sehr unangenehm war. Wer ein Wenig in der Fremde gewesen, lernt solche Aufmerksamkeit schätzen, und wir fühlten uns unbeschreiblich wohl in der Gesellschaft eines Mannes, dessen Herzensgüte uns Fremden so offen entgegen kam. In der Unterhaltung des Abends gab er uns weitere Proben seines Wohlwollens und vor dem Zubettgehen stieg unsre Bewunderung zum Erstaunen, als er nach vielem Räuspern und verlegenen Vorreden mit dem seltenen Anerbieten herausrückte, daß er uns gerne, wenn wir Geld von Nöthen hätten, nach seinen Kräften solches zukommen lassen würde. — Man muß sich nur erinnern, daß bei dem Zustand unsrer Garderobe, die vom zweitägigen Marsch sehr an Glanz verloren hatte, eine solche Beurtheilung unsrer pecuniären Verhältnisse nicht ganz ungegründet erscheinen mußte, besonders da, wie schon früher bemerkt, Niemand aus der anständigen Classe in Mexico zu Fuß reist. — Als wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten, sagten wir ihm unsern herzlichsten Dank, lehnten aber sein Anerbieten ab. Wir sagten ihm darauf gute Nacht und schliefen mit dem angenehmen Gefühl ein, wieder einmal einen wohlgesinnten Menschen gefunden zu haben, was nach einem längern Aufenthalt in Californien und überhaupt in der ganzen westlichen Hemisphäre eben nichts Alltägliches ist. — Wir erfuhren später, daß dieser Herr durchaus nicht vom Ueberfluß belastet sei, was auf's Neue die eigenthümliche Wahrheit constatirt, daß der Bedürftige weit eher als der Glückliche dem Nothleidenden zu helfen bereit ist; eine Erfahrung, die wir unsern schlechten Röcken zu danken hatten.

Santa Lucia, 6 Leguas entfernt, war das Ziel der Reise am folgenden Tage. Dort gedachten wir unsre Sachen zu erwarten. Alle Spuren tropischer Vegetation verloren sich nach und nach auf dem Bergrücken, den wir jetzt hinanletterten. Fichten, Eichen und langhalmiges Gras deckten spärlich den Boden; die Luft war neblicht und kühl, und ihr Hauch führte die Erinnerung an manchen frischen Herbstmorgen des lieben Vaterlandes lebhaft vor unsre Seele.

Gegen elf Uhr Vormittags entdeckten wir tief unten im Thale die ersten Giebelspitzen Santa Lucia's. In einem ausgedehnten Thale, das von einem Labyrinth von Schluchten gebildet wird, durch die sich massenhafte Nebelwolken gleich Lawinen rollten, zeigten sich hier und da die zerstreuten Häuser des Dorfes. Zwischen schattigen Fruchtbäumen, an eine steile Felswand gelehnt, von deren zackiger Krone Guirlanden von blühenden Winden schwebten, erschien es von der großen Höhe gesehen, wie ein kleines Paradies. Das wechselnde Licht der Sonne, durch die wandernden Nebelmassen brechend, vermischte in sanften Uebergängen das helle Grün der Lichtseiten mit dem Violett der Schattenseiten, das in der Tiefe der Schluchten sich in dunklem Indigo verlor. Wir stiegen wieder zur tropischen Vegetation herab, zwischen blumenreichen Gebüschen und Pflanzen, unter denen sich besonders eine Unzahl Balsaminen auszeichneten. Im Hause des Alcalden*) bereitete uns ein Empfehlungsbrief des Irländers Aufnahme, bei welcher unsre wenigen Bedürfnisse vollkommen Befriedigung fanden. In Panuco hatte man uns benachrichtigt, daß ein Landsmann, ein Dr. K...l aus Berlin, hier seinen Wohnsitz seit einiger Zeit aufgeschlagen habe, und wir beeilten uns, demselben, nachdem der Körper erquickt war, unsern Besuch zu machen. — Dr. K., der schon seit einer Reihe von Jahren in der Republik von Mexi o lebte, war von Vera Cruz nach der Hauptstadt und von da nach Durango übergezogen, woselbst er lange Zeit eine ausgezeichnete Praxis hatte, bis ihn der Zustand seiner Gesundheit zu einem Klimawechsel zwang. Eine unheilbare Auszehrung fand in dem milden und feuchtwarmen Klima des Thals von Santa Lucia große Linderung. Seine brave Frau, die vor einigen Jahren von Deutschland gekommen, machte ihm diese Abgeschiedenheit erträglich, und er suchte die geistige Leere durch die Erziehung seiner Kinder, Botanisiren und Ackerbau einigermaßen auszufüllen. Er empfing uns mit Freundlichkeit, und wir brachten die wenigen Tage unsers Aufenthalts in angenehmer Weise mit ihm zu, so daß wir mit aufrichtigem Bedauern der Kürze unsrer beiderseitigen Bekanntschaft schieden. Santa Lucia war früher, ehe noch Indianer das Gebiet des Staates von Durango betraten, ein Zufluchts- und Ausrüstungspunkt aller Räuber der Provinz gewesen. Die Concurrenz der Indianer, sowie die Ankunft des Doctors mit Autorität von der Regierung machten diesem Wesen bald ein Ende. Alle Gutgesinnten der Umgegend unterstützten nach allen Kräften den Geist der Ordnung, der sich seit der Ankunft unsers Landmannes mehr und mehr verbreitete. Zuweilen freilich ging man auf eigenthümliche Weise zu Werke, z. B. hatte man kurz vor unsrer Ankunft einige Räuber ausgespürt, die

*) Alcalde ist der Bürgermeister oder Schulze eines Ortes.

man beim Viehstehlen überraschte. Man gab Feuer auf sie und nahm die Ueberlebenden gefangen. Der Doctor schickte sie unter einer starken Escorte nach Durango. Unterwegs jedoch wurde es den Leuten langweilig, so weit mit ihren Gefangenen zu gehen, um daher schneller zum selben Ziele zu kommen, hingen sie dieselben an den Bäumen am Wege auf und kehrten mit dem Rapport zurück, daß die Räuber revoltirt hätten und man deshalb genöthigt gewesen wäre, sie zu tödten.

Sobald unsre Bagage angekommen war, mietheten wir einen Ariero, der unsre Sachen bis nach Coyote in fünf Tagereisen zu bringen versprach, und der uns zugleich als Führer dienen sollte. — In allen diesen Sachen war unser Landsmann uns im höchsten Grade behülflich. Als er sah, daß er uns nicht von unserm Unternehmen abrathen konnte, gab er uns seine besten Wünsche für den Erfolg auf den Weg. Ich hatte so oft im Leben traurige Wesen unter unsern Landsleuten im Auslande gefunden, daß ich mich dieser Ausnahme stets mit Vergnügen erinnere.

Am Morgen des 21. Augusts kam unser Ariero und wir packten auf. Er frug uns, ob wir geneigt wären, einen armen Teufel, der auch nach Durango ging, um dort Arbeit als Schneider zu suchen, in unsrer Gesellschaft reisen zu lassen. Zu gleicher Zeit erschien der Gegenstand dieser Unterhaltung. Niemals vorher oder später habe ich ein so vollkommnes Ideal eines Schneiders gesehen. Unwillkürlich fiel mir das alte Mährchen ein, wo der Geselle auf die Wanderschaft ging, aber der Wind bei einem Schritt vorwärts ihn zwei zurückblies. Jetzt stand er vor mir, ebenso luftig gebaut und noch luftiger gekleidet, ebenso fröhlich, unbesorgt und unbefangen in seiner Armuth, nur daß er eben ein Wenig brauner, häßlicher und schmutziger war. Mit der gewähltesten Höflichkeit wünschte er uns einen guten Morgen und brachte sein Anliegen vor. Ich fragte ihn, ob er nicht zu viel zu tragen hätte, um schnell marschiren zu können; er lächelte und streckte einen erschrecklich langen Finger nach einem Schnupftuch aus, in dem einige Tortillas eingebunden waren und neben dem eine Art von wollenem Netz lag, das er seinen Serape nannte. Dies wäre Alles, versicherte er, was er auf Erden sein nenne, einige Papiercigarren, die er in Ermangelung eines Etuis hinter seine Ohren und in's Haar gesteckt hatte, nicht zu vergessen. Mit dieser Ausrüstung erklärte er sich entschlossen, Durango zu erreichen, wenn wir ihn nur gegen die Indianer vertheidigen wollten, aus Räubern mache er sich Nichts. Wir gaben ihm unsre Erlaubniß mitzureisen, und als die Maulesel sich in Bewegung setzten, schloß er sich unserm Zuge an. Wir kletterten aus dem Thale Santa Lucia's wieder auf die Höhen, deren lehmige Abhänge jetzt sehr schlüpfrig durch Regen geworden waren. Hier hatten wir Gelegenheit, die Güte unsrer Maulthiere zu bewundern, die ohne Fehltritt die schwierigsten Punkte passirten; leider nicht so unser Schneider. Ein tückischer Kobold wählte den Augenblick, wo er, in seinen Serape gewickelt, die Arme nicht frei hatte, und stellte ihm ein Bein. Er fiel, wie man Schachfiguren umfallen sieht, und rollte bergab, bis ihn ein mitleidiges Lehmloch aufnahm. Als er wieder auftauchte, war seine Erscheinung so jämmerlich und der Contrast des freundlich grinsenden Gesichts so kostbar, daß er uns lachen machte, bis wir weinten. Ein paar Cigarren von uns trösteten ihn über den Farbenwechsel seiner Equipirung. Der Mangel an Wasser auf der Höhe versagte ihm eine augenblickliche Regeneration, und so versuchte er denn mit einem Hölzchen seine Gesichtszüge in eine menschliche Form zu schaben.

Unsre Station war zehn Leguas entfernt, die wir am Ende des Nachmittags zurücklegten, worauf wir in's Nachtquartier rückten. Jocote war der Name dieses Ortes, der wie Chupaderos nur aus einem Paar Häuser bestand, deren Einwohner sich mit Viehzucht beschäftigten. Wir genossen einen erquickenden Schlaf und brachen am andern Morgen wieder auf.

An einem dunklen Abgrunde führte während des ganzen Vormittags unser Weg entlang. Vollkommene Nacht herrschte im Schoße dieser Schlucht, die beinahe bodenlos zu sein schien. Die gegenüberliegende Wand ward von phantastischen Felsen gebildet, die kleinere Schluchten von einander trennten, bis sie alle in der Tiefe des Abgrundes sich verloren. Am Nachmittag wartete unser ein eigenthümlicher Anblick. Wir umschritten eine schroffe Felsenecke, und siehe da, ungefähr eine halbe Meile von uns, zeigten sich die gigantischen Ruinen eines Bergschlosses, das die ganze Länge der Schlucht zu beherrschen schien. Ein noch unversehrter Thurm ragte von der Westseite hoch in die Lüfte. Kleinere Thürme sahen wir bei größerer Annäherung die Mauern flankiren, von deren dunklen Schießscharten sich blühende Winden in der bewegten Luft schaukelten. Tiefe Gräben, halb mit Vegetation verdeckt, umringten den Fuß des Ganzen. Lange weideten sich unsre Augen an der Majestät dieses Anblicks, lange hielt der Zauber dieses ersten Eindrucks unsre Ueberlegung in schmeichlerischen Banden, deren sie sich nur mit demselben Widerwillen entledigte, welchen man empfindet, wenn ein angenehmer Traum dem schwelgenden Gemüthe entflohen ist. Wir sahen zuletzt wohl, daß es nur Felsen waren, deren wir eben genug gesehen

hatten, aber selbst dann konnten wir unsre Augen kaum von diesem Naturspiel wenden, das im Abendglanz noch sichtbar war, als wir in's Nachtquartier rückten. La Ramada war der Name der Station, die auf der andern Seite des vorher beschriebenen Abgrundes lag. Einige Hütten lieferten uns die zum Nachtmahl nöthigen Bohnen, Eier und Tortillas, welche mit unwandelbarer Anhänglichkeit dem Reisenden durch Mexico folgen. Früh am Morgen ging es weiter, ein neidischer Nebel lag auf der Landschaft und raubte uns den belohnenden Genuß, als wir mit lobenswerthem Eifer uns die Abhänge heraufarbeiteten. Die Aufgabe unsers Vormittags war, die Wasserscheide der Sierra Madre zu erklimmen, die mit einem breiten Plateau auf dem Gipfel von Südosten nach Nordwesten läuft. Wir erstiegen eine Terrasse nach der andern, jetzt mußten wir den Gipfel erreicht haben, aber eine neue Wendung des Weges deutete auf „noch einen Stock höher!“ und von Neuem erhoben wir die lahmen Beine und stiegen die Treppen hinauf, deren Ende kaum zu erreichen schien. Nachdem wir mehrere Male das Wort: „Endlich!“ gemißbraucht hatten, erreichten wir den Gipfel, auf dem wir ausruhten. Als wir uns nach unsrer gehofften Aussicht umsahen, empfanden wir eine starke Neigung, dem Nebel für alle kommenden Zeiten zu fluchen, aber ein kühlendes Lüftchen, vielleicht sein Abgesandter, erinnerte uns, daß grade der Nebel, wenn er uns auch den Lohn des Steigens entzogen, doch auch die Mühen desselben durch seine Kühle bedeutend erleichtert hatte. Die Hochebene, auf der wir jetzt weiter marschirten, war abwechselnd mit Tannenwäldern und offenen Grasplätzen bedeckt, deren grüner Teppich mit Blumen aller Art, die an manchen Stellen ganze Felder ausmachten, durchwoben war. Eine violette Art von Georginen auf hohen wehenden Stengeln war besonders häufig. Als mein Auge über diese glänzenden Schönheiten zum geheimnißvollen Schatten der Tannen wanderte, tauchten aus ihrem Dunkel Bilder der Jugend im Vaterlande auf, in dessen Tannenwäldern ich so oft das fröhliche Spiel Räuber und Soldat mit den lustigen Kameraden gespielt hatte. Wo sind diese Freunde der Jugend jetzt und jene Zeiten? Auch hier finden sich Spuren dieses Spieles; aber ernsterer Art. Halbverfallene und neuere Kreuze, deren wir alle Augenblicke im Dickicht ansichtig wurden, erzählten von blutigen Thaten mit jener stummen Beredtsamkeit, die allmächtig in der Einsamkeit zum Herzen spricht, während der Blick umsonst die einzigen Zeugen, die trauernden Tannen, um weitere Auskunft befragt. — So ernst dieses Alles uns stimmte, konnten wir doch nicht umhin, über das Betragen unsers Schneiders beim Passiren dieser Kreuze zu lachen. Gewöhnlich sah er ein solches „memento mori“ nur, wenn er dicht daran war, und dann scheute er und setzte drei oder vier Schritt vorwärts und warf wenigstens während einer halben Stunde nachher noch scheue Blicke hinter sich und nach allen Seiten umher, wobei er verstohlene Kreuze schlug. Je weiter wir von Waldwiese zu Waldwiese in labyrinthischer Folge schritten, je interessanter wurde die Gegend. Haufen von gigantischen Steinen, Felseninseln gleich, schienen aus dem Schoße dieser Wiesen gewachsen zu sein. Bald waren sie wie Burgen, bald wie Hünengräber über einander gethürmt. Einzelne isolirte Blöcke enthielten Höhlen, die zuweilen geräumig genug waren, zwei oder drei Personen gegen Regen zu schützen. Der Platz, wo diese Steine sich zeigen, ist prosaischer Weise „Piloncillos“ *) genannt worden, wahrscheinlich von einem Reisenden, der am Morgen seinen Kaffee ohne Zucker getrunken. — Kaum hatte ich diese wichtige Reflexion gemacht, als ein lautes Klappern ungefähr zwanzig Schritt vor uns mich von Gefahr benachrichtigte. Ich hatte grade Zeit eine Klapperschlange, hinter einem Stein hervor, auf uns losschießen zu sehen, als des Doctors Schrotlauf ihrem Laufe ein Ende machte. Ein gewichtiges Steinchen besiegelte das angefangene Werk der Hinrichtung, und wir fanden jetzt Zeit, unsern Feind zu bewundern, der 5 Fuß lang, armsdick, mit großen Fangzähnen versehen, durchaus kein verächtlicher Gegner war. Seine Farbe war hoch königsgelb auf dem Rücken und weißlich gelb am Bauch. Die Haut der Schlange war so zähe, daß wir Mühe hatten sie zu durchschneiden, als wir uns die Klappern des Schwanzes zueigneten. Am selben Tage tödteten wir noch zwei Klapperschlangen kleinerer Art, die kaum zwei Fuß lang, schwarz auf dem Rücken und weißlich am Bauche waren. Von allen Klapperschlangen, die ich in Amerika, und besonders in Californien, gesehen, ist die gelbe, von der ich eben gesprochen, die einzige, die ich ungereizter Weise angreifen sah. Alle andern schienen mir nur in der Vertheidigung gefährlich. — In einer der vorhergenannten Höhlen, wo wir eine kleine schwarze Klapperschlange getödtet, hielten wir Mittag. Wir brachen zeitig wieder auf, um noch vor Nacht das Dörfchen von Chavarias zu erreichen. Ein dröhnendes Gewitter ereilte uns um drei Uhr, und selten, selbst nicht unter dem Aequator, habe ich solche Schläge gehört. Die Blitze waren blutroth, und das Krachen des Donners schien die alten Felsen in ihren Grundfesten zu erschüttern. Wir hatten die

*) Piloncillos, eine Art kleiner Zuckerhüte.

größte Mühe, unsre Maulesel und unsern Schneider auf dem Wege zu erhalten, die bei jedem Schlage Reißaus nehmen wollten. Einzelne wohlangebrachte Püffe und gellende Hurrah's hoben diese gefährlichen Einflüsse der Elektricität auf und wir erreichten glücklich, wenn auch eingeweicht, das Dorf von Chavarias. Dieses Dörfchen enthielt ungefähr dreißig Häuser, die auf einer breiten, grünen Ebene gebaut waren. Gegen Osten und Westen schlossen waldige Anhöhen die Ebene ein, die sich nach Süden, wo ein breiter Wasserspiegel den Abendhimmel reflectirte, am Meisten ausdehnte. Im Norden schlossen neblige Berge eine ferne Perspective. Die Hauptsubstanz des Vermögens der Einwohner schien eine bedeutende Anzahl Vieh zu sein, das auf der Wiese in Gruppen zerstreut, nicht nur sehr malerisch auf die Landschaft, sondern auch vortheilhaft auf unsre Speisekarte, durch die ungewohnten Zusätze von frischer Milch und getrocknetem Fleische wirkte. Nach gesegneter Mahlzeit und wohlthätiger Cigarre warfen wir uns dem Schlafe in die Arme, in dem uns vergeblich Legionen von hüpfenden, schwarzen Kobolden zu stören versuchten.

Der Charakter der Gegend um unsern Weg am folgenden Tage war derselbe wie am vorhergegangenen. Die ersten Spuren von Indianerbesuchen fingen jetzt an sichtbar zu werden. Verkohlte Balken, halb eingestürzte, geschwärzte Giebel, hier und da eine aufrechte Mauer mit rußigen Thür- und Fensteröffnungen, erzählten von der Wuth des rothen Mannes. Hier und da hatte die Vegetation schon angefangen, ihre alten Rechte über den Boden wieder geltend zu machen, den ihr für eine kurze Zeit die Civilisation entrissen hatte, den aber jetzt ihr Liebling, der Wilde, ihr wieder zurückerstattet hatte. An andern Stellen schien die Kohle kaum erkaltet, und die Fußtapfen der Indianer*) noch sichtbar. Auch erkannten wir die Spuren der Einwohner, besonders da, wo der aufgewühlte Boden mit großen dunklen Flecken auf das letzte Ringen schließen ließ. „Wo sind die Rächer?“ schienen alle diese Zeugen zu fragen, „wir waren es, die den letzten Angstschrei hörten, dem nur das Echo des Waldes antwortete. Dort unter jenem Kreuze ruhen ungerächt die Gemordeten!“ —

Als wir auf das mit blutigen Lappen zusammengebundene Kreuzchen blickten, faßten die Hände unwillkürlich die Büchse fester, das Auge glühte und blickte trotzig in die Schatten des Waldes, wo die rothen Fußtapfen der Mörder verschwunden waren.

*) Fußtapfen der Indianer gehen stets einwärts und zeigen die Spuren von nackten Füßen. Mexicaner tragen stets eine Art Sandalen (Caytes).

Es hatte am Morgen zu regnen angefangen und fuhr so den ganzen Tag unverdrossen fort. Es regnete mit jener stillen Ausdauer, bei der man das Gefühl hat, als ob nach und nach die Nässe die Haut durchdränge und das Mark der Knochen erkälte. Die Wiesen standen unter Wasser, und wie gesagt, Priesnitz würde entzückt gewesen sein, hätte er sehen können, wie unter unsern Füßen Wassermassen spritzten, und Bäche sich von unsern Häuptern ergossen. Wir machten die beste Miene zu diesem bösen Spiel und plätscherten geduldig vorwärts. Diese Art des Marschirens wird zuletzt äußerst ermüdend, und wir waren sehr froh, als unser Ariero uns die Nähe des schon oft vergeblich erspähten Nachtquartiers ankündigte. Auf einer weiten Wiese von einem Flüßchen durchschlängelt, standen die schwarzen Ruinen dreier, von rohen Steinen erbauten Häuser, eine niedrige Mauer umzäunte die nächste Umgebung; das waren die Reste des einst blühenden Gutes „El Salto.“ Wir fanden in einem der Häuser das Dach noch unversehrt und genossen so einen willkommenen Schutz gegen den noch anhaltenden Regen. Nachdem wir Gras für unsre Maulthiere in einem entlegenen Theil der Wiese geschnitten und die Thiere unter einer halbverfallenen Ruine versteckt und verbarricadirt hatten, verwischten wir so viel wie möglich die Spuren unsrer Ankunft und zogen uns nach einem kalten Abendbrot in unsre Citadelle zurück.

Hier fanden wir einen Boden unter dem Dache, zu dem eine Leiter führte. Dieser Platz schien uns der sicherste gegen einen plötzlichen Ueberfall, und nachdem wir alle Habseligkeiten heraufgeschafft, zogen wir die Leiter auf, sahen nach unsern Waffen und streckten die müden Glieder zur Ruhe. Vor dem Einschlafen regalirte uns unser Ariero mit der umständlichen Beschreibung des Ueberfalles dieses Punktes, wie eine skalpirte alte Frau, die am Leben geblieben, es erzählt hatte. Der Proceß war kurz gewesen: Nachdem die Häuser in Brand gesteckt waren, hatte man die Männer lanzirt und skalpirt, und die jungen Weiber fortgeführt. — Trotz des eigenthümlichen Tones dieses Schlummerliedchens schloß die Müdigkeit doch bald unsre Augen, und wir schliefen, wie man eben nach langen Tagemärschen schläft. —

Doch horch! Ich höre ein Geräusch. — Ich lausche, und der Schlummer entweicht, das Herz fängt an zu pochen, und indem ich den Athem anhalte, spanne ich geräuschlos meinen Revolver. — Ein halbersticktes Stöhnen und Rascheln wie von Armen und Beinen in der entferntesten Ecke des Bodens lenkt meine Augen dahin, doch vergeblich versuchen sie das schwarze Dunkel zu durchdringen.

Ich ziehe mein Messer aus der Scheide, nehme es zwischen die Zähne und krieche mit angehaltenem Athem dem Geräusche näher. Ich halte noch einmal und lausche von Neuem. Ein stöhnendes „Santa Maria!“ läßt mich die Stimme des armen Schneiders erkennen, und der Gedanke kommt mir wie der Blitz: „Er hat vielleicht Alpdrücken!“ Kaum hatte ich dies gedacht, als meine Aufregung verschwand und ich über mich selbst und den dummen Schneider ärgerlich wurde. Meine Augen hatten sich jetzt an das Dunkel gewöhnt, und bei einem matten Schimmer, der aus dem Loch für die Leiter kam, konnte ich sehen, daß er allein da lag und mit Händen und Füßen zappelte. Ein derber Fußtritt von mir, der den knochenlosesten Theil seines Körpers erschütterte, brachte ihn in's Land der Wirklichkeit zurück. Aber kaum sah er meine dunkle Gestalt über sich gebeugt, als er ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß, das uns die Ohren beinahe sprengte. Unser Ariero, der schon längst im Stillen dieser Scene zugesehen, sprang jetzt auf, und wüthend über das scheußliche Geheul, das ich vergeblich zu stillen suchte, schlägt er auf ihn los, wie auf kalt Eisen. Die Masse spanischer Schimpfworte, von der die Maulschellen begleitet wurden, überzeugten endlich das unglückliche Opfer, daß er in landsmännischen und nicht indianischen Händen sich befände. Dieser Trost, so wie das einbrechende Tageslicht, machte der Angst des Schneiders und der Wuth des Arieros ein Ende. Unter endlosem Gelächter, in das zuletzt auch das Opfer einstimmte, wurde aufgepackt und wir verließen schnellen Schrittes den Ort unsers komischen Abenteuers.

Der einzige bewohnte Ort zwischen Chavarias und Durango, welche ungefähr 47 Leguas von einander entfernt sind, ist Coyote, ein Gut mit bedeutender Viehzucht. Hier endete unser Contract mit unserm Ariero. Nichts konnte ihn bewegen weiter zu gehen, da der Weg von Coyote nach Durango durch das Hauptrevier der Indianer geht, und so zu sagen ihr unbestrittenes Territorium ist. —

Coyote liegt auf einer Anhöhe am Rande einer großen Prairie, auf der das Vieh weidet. Das Hauptgebäude des Gutes ist im Viereck mit Schießscharten und flankirenden Thürmen gebaut und enthält gewöhnlich eine Garnison von 100 Mann Infanterie. Diese wechseln mit Truppen von Durango, Waarenzüge der Regierung, oder auch die von Privatleuten gegen Bezahlung zu escortiren. Das Aussehen dieser Krieger war bedauernswerth; nicht daß ich sie mit dem verwöhnten Auge europäischer Ansprüche betrachtete, diesen Maßstab hatte ich schon längst zur tiefsten Nummer für Amerika geschraubt, nein, hier fehlte es am Nöthigsten, um nicht Soldaten, sondern nur vertheidigungsfähige Menschen zu machen. Ich habe vorher und später bessere mexicanische Soldaten getroffen, hier lag es hauptsächlich an localen Verhältnissen, die ihre Erscheinung so unaussprechlich jämmerlich machten. Der Eigenthümer des Gutes, statt den Soldaten ihren Aufenthalt angenehm zu machen, verkaufte den Unglücklichen ihre Lebensmittel zu den höchsten Preisen, so daß der karge Lohn kaum hinreichte, ihren Hunger zu befriedigen. Ihr Officier wurde gepflegt, damit er das Uebel seiner Untergebenen mit größerer Gemüthsruhe ertragen konnte. Wer hat im Vaterlande einen Begriff, wie der Name des Militärs in Amerika geschändet wird. Ich habe Soldaten im Hemde mit ihren Kindern auf dem Arme zum Appell antreten sehen, und so schlimm auch solcher Mangel an Disciplin schon wirkt, so ist die gänzliche Immoralität unter den Gemeinen und Officieren, in denen mit wenigen Ausnahmen kein Funke von Ehrgefühl zu finden ist, der Ruin des ganzen Standes dort. — Wie können solche Menschen, wenn sie noch dazu ausgehungert werden, gegen kriegsgeborne Indianer fechten. —

Unser Ariero verließ am selben Abend Coyote und mit vieler Mühe und großen Geldopfern fanden wir endlich zwei ausgediente Soldaten, mit denen wir überein kamen, uns nach Durango zu führen. Sie lebten hier von einem kleinen Handel mit militärischen Delicatessen, und dachten mit dem gewonnenen Lohn von uns, ein neues Assortiment zurückzubringen. Lange vor Tagesanbruch brachen wir auf, und unsre Führer ermahnten uns, so schnell wie möglich zu marschiren, da durch jede Verzögerung die Gefahr sich vermehre. Sie selbst gaben uns sodann das Beispiel und trieben die Maulthiere zur größtmöglichsten Schnelle an. Es ging vorwärts in einem unverkennbaren Hundetrapp, der mich an unsre jugendlichen Dauerläufe erinnerte, eine Uebung, die jetzt zeigte, daß sie sehr gute Früchte getragen hatte. Die Sonne blickte über den Horizont der Waldhöhen vor uns und warf lange Lichtstreifen über die Prairie, es war ein herrlicher Morgen! — Wäre unsre Partie zwanzig Mann stark, gut beritten, und von Verlaß gewesen, so hätte ich nichts lieber gewünscht, als den Vordergrund unsrer Landschaft durch herangaloppirende Indianer belebt zu sehen. So aber war es nichts Wünschenswerthes, und das Reglement der Schleichpatrouille mußte unser Maßstab sein. So ging es ohne aufzuhalten vorwärts bis gegen Mittag. Ein wenig kalte Küche, ein Augenblick der Ruhe und weiter ging es wieder, um die Verdauung zu befördern. Es war ziemlich warme Arbeit. Unser Schneider hatte

größte Mühe, unsre Maulesel und unsern Schneider auf dem Wege zu erhalten, die bei jedem Schlage Reißaus nehmen wollten. Einzelne wohlangebrachte Püffe und gellende Hurrah's hoben diese gefährlichen Einflüsse der Elektricität auf und wir erreichten glücklich, wenn auch eingeweicht, das Dorf von Chavarias. Dieses Dörfchen enthielt ungefähr dreißig Häuser, die auf einer breiten, grünen Ebene gebaut waren. Gegen Osten und Westen schlossen waldige Anhöhen die Ebene ein, die sich nach Süden, wo ein breiter Wasserspiegel den Abendhimmel reflectirte, am Meisten ausdehnte. Im Norden schlossen neblige Berge eine ferne Perspective. Die Hauptsubstanz des Vermögens der Einwohner schien eine bedeutende Anzahl Vieh zu sein, das auf der Wiese in Gruppen zerstreut, nicht nur sehr malerisch auf die Landschaft, sondern auch vortheilhaft auf unsre Speisekarte, durch die ungewohnten Zusätze von frischer Milch und getrocknetem Fleische wirkte. Nach gesegneter Mahlzeit und wohlthätiger Cigarre warfen wir uns dem Schlafe in die Arme, in dem uns vergeblich Legionen von hüpfenden, schwarzen Kobolden zu stören versuchten.

Der Charakter der Gegend um unsern Weg am folgenden Tage war derselbe wie am vorhergegangenen. Die ersten Spuren von Indianerbesuchen fingen jetzt an sichtbar zu werden. Verkohlte Balken, halb eingestürzte, geschwärzte Giebel, hier und da eine aufrechte Mauer mit rußigen Thür- und Fensteröffnungen, erzählten von der Wuth des rothen Mannes. Hier und da hatte die Vegetation schon angefangen, ihre alten Rechte über den Boden wieder geltend zu machen, den ihr für eine kurze Zeit die Civilisation entrissen hatte, den aber jetzt ihr Liebling, der Wilde, ihr wieder zurückerstattet hatte. An andern Stellen schien die Kohle kaum erkaltet, und die Fußtapfen der Indianer*) noch sichtbar. Auch erkannten wir die Spuren der Einwohner, besonders da, wo der aufgewühlte Boden mit großen dunklen Flecken auf das letzte Ringen schließen ließ. „Wo sind die Rächer?“ schienen alle diese Zeugen zu fragen, „wir waren es, die den letzten Angstschrei hörten, dem nur das Echo des Waldes antwortete. Dort unter jenem Kreuze ruhen ungerächt die Gemordeten!“ —

Als wir auf das mit blutigen Lappen zusammengebundene Kreuzchen blickten, faßten die Hände unwillkürlich die Büchse fester, das Auge glühte und blickte trotzig in die Schatten des Waldes, wo die rothen Fußtapfen der Mörder verschwunden waren.

*) Fußtapfen der Indianer gehen stets einwärts und zeigen die Spuren von nackten Füßen. Mexicaner tragen stets eine Art Sandalen (Caytes).

Es hatte am Morgen zu regnen angefangen und fuhr so den ganzen Tag unverdrossen fort. Es regnete mit jener stillen Ausdauer, bei der man das Gefühl hat, als ob nach und nach die Nässe die Haut durchdränge und das Mark der Knochen erkälte. Die Wiesen standen unter Wasser, und wie gesagt, Priesnitz würde entzückt gewesen sein, hätte er sehen können, wie unter unsern Füßen Wassermassen spritzten, und Bäche sich von unsern Häuptern ergossen. Wir machten die beste Miene zu diesem bösen Spiel und plätscherten geduldig vorwärts. Diese Art des Marschirens wird zuletzt äußerst ermüdend, und wir waren sehr froh, als unser Ariero uns die Nähe des schon oft vergeblich erspähten Nachtquartiers ankündigte. Auf einer weiten Wiese von einem Flüßchen durchschlängelt, standen die schwarzen Ruinen dreier, von rohen Steinen erbauten Häuser, eine niedrige Mauer umzäunte die nächste Umgebung; das waren die Reste des einst blühenden Gutes „El Salto.“ Wir fanden in einem der Häuser das Dach noch unversehrt und genossen so einen willkommenen Schutz gegen den noch anhaltenden Regen. Nachdem wir Gras für unsre Maulthiere in einem entlegenen Theil der Wiese geschnitten und die Thiere unter einer halbverfallenen Ruine versteckt und verbarricadirt hatten, verwischten wir so viel wie möglich die Spuren unsrer Ankunft und zogen uns nach einem kalten Abendbrot in unsre Citadelle zurück.

Hier fanden wir einen Boden unter dem Dache, zu dem eine Leiter führte. Dieser Platz schien uns der sicherste gegen einen plötzlichen Ueberfall, und nachdem wir alle Habseligkeiten heraufgeschafft, zogen wir die Leiter auf, sahen nach unsern Waffen und streckten die müden Glieder zur Ruhe. Vor dem Einschlafen regalirte uns unser Ariero mit der umständlichen Beschreibung des Ueberfalles dieses Punktes, wie eine skalpirte alte Frau, die am Leben geblieben, es erzählt hatte. Der Proceß war kurz gewesen: Nachdem die Häuser in Brand gesteckt waren, hatte man die Männer lanzirt und skalpirt, und die jungen Weiber fortgeführt. — Trotz des eigenthümlichen Tones dieses Schlummerliedchens schloß die Müdigkeit doch bald unsre Augen, und wir schliefen, wie man eben nach langen Tagemärschen schläft. —

Doch horch! Ich höre ein Geräusch. — Ich lausche, und der Schlummer entweicht, das Herz fängt an zu pochen, und indem ich den Athem anhalte, spanne ich geräuschlos meinen Revolver. — Ein halbersticktes Stöhnen und Rascheln wie von Armen und Beinen in der entferntesten Ecke des Bodens lenkt meine Augen dahin, doch vergeblich versuchen sie das schwarze Dunkel zu durchdringen.

Ich ziehe mein Messer aus der Scheide, nehme es zwischen die Zähne und krieche mit angehaltenem Athem dem Geräusche näher. Ich halte noch einmal und lausche von Neuem. Ein stöhnendes „Santa Maria!“ läßt mich die Stimme des armen Schneiders erkennen, und der Gedanke kommt mir wie der Blitz: „Er hat vielleicht Alpdrücken!“ Kaum hatte ich dies gedacht, als meine Aufregung verschwand und ich über mich selbst und den dummen Schneider ärgerlich wurde. Meine Augen hatten sich jetzt an das Dunkel gewöhnt, und bei einem matten Schimmer, der aus dem Loch für die Leiter kam, konnte ich sehen, daß er allein da lag und mit Händen und Füßen zappelte. Ein derber Fußtritt von mir, der den knochenlosesten Theil seines Körpers erschütterte, brachte ihn in's Land der Wirklichkeit zurück. Aber kaum sah er meine dunkle Gestalt über sich gebeugt, als er ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß, das uns die Ohren beinahe sprengte. Unser Ariero, der schon längst im Stillen dieser Scene zugesehen, sprang jetzt auf, und wüthend über das scheußliche Geheul, das ich vergeblich zu stillen suchte, schlägt er auf ihn los, wie auf kalt Eisen. Die Masse spanischer Schimpfworte, von der die Maulschellen begleitet wurden, überzeugten endlich das unglückliche Opfer, daß er in landsmännischen und nicht indianischen Händen sich befände. Dieser Trost, so wie das einbrechende Tageslicht, machte der Angst des Schneiders und der Wuth des Arieros ein Ende. Unter endlosem Gelächter, in das zuletzt auch das Opfer einstimmte, wurde aufgepackt und wir verließen schnellen Schrittes den Ort unsers komischen Abenteuers.

Der einzige bewohnte Ort zwischen Chavarias und Durango, welche ungefähr 47 Leguas von einander entfernt sind, ist Coyote, ein Gut mit bedeutender Viehzucht. Hier endete unser Contract mit unserm Ariero. Nichts konnte ihn bewegen weiter zu gehen, da der Weg von Coyote nach Durango durch das Hauptrevier der Indianer geht, und so zu sagen ihr unbestrittenes Territorium ist. —

Coyote liegt auf einer Anhöhe am Rande einer großen Prairie, auf der das Vieh weidet. Das Hauptgebäude des Gutes ist im Viereck mit Schießscharten und flankirenden Thürmen gebaut und enthält gewöhnlich eine Garnison von 100 Mann Infanterie. Diese wechseln mit Truppen von Durango, Waarenzüge der Regierung, oder auch die von Privatleuten gegen Bezahlung zu escortiren. Das Aussehen dieser Krieger war bedauernswerth; nicht daß ich sie mit dem verwöhnten Auge europäischer Ansprüche betrachtete, diesen Maßstab hatte ich schon längst zur tiefsten Nummer für Amerika geschraubt, nein, hier fehlte es am Nöthigsten, um nicht Soldaten, sondern nur vertheidigungsfähige Menschen zu machen. Ich habe vorher und später bessere mexicanische Soldaten getroffen, hier lag es hauptsächlich an localen Verhältnissen, die ihre Erscheinung so unaussprechlich jämmerlich machten. Der Eigenthümer des Gutes, statt den Soldaten ihren Aufenthalt angenehm zu machen, verkaufte den Unglücklichen ihre Lebensmittel zu den höchsten Preisen, so daß der karge Lohn kaum hinreichte, ihren Hunger zu befriedigen. Ihr Officier wurde gepflegt, damit er das Uebel seiner Untergebenen mit größerer Gemüthsruhe ertragen konnte. Wer hat im Vaterlande einen Begriff, wie der Name des Militärs in Amerika geschändet wird. Ich habe Soldaten im Hemde mit ihren Kindern auf dem Arme zum Appell antreten sehen, und so schlimm auch solcher Mangel an Disciplin schon wirkt, so ist die gänzliche Immoralität unter den Gemeinen und Officieren, in denen mit wenigen Ausnahmen kein Funke von Ehrgefühl zu finden ist, der Ruin des ganzen Standes dort. — Wie können solche Menschen, wenn sie noch dazu ausgehungert werden, gegen kriegsgeborne Indianer fechten. —

Unser Ariero verließ am selben Abend Coyote und mit vieler Mühe und großen Geldopfern fanden wir endlich zwei ausgediente Soldaten, mit denen wir überein kamen, uns nach Durango zu führen. Sie lebten hier von einem kleinen Handel mit militärischen Delicatessen, und dachten mit dem gewonnenen Lohn von uns, ein neues Assortiment zurückzubringen. Lange vor Tagesanbruch brachen wir auf, und unsre Führer ermahnten uns, so schnell wie möglich zu marschiren, da durch jede Verzögerung die Gefahr sich vermehre. Sie selbst gaben uns sodann das Beispiel und trieben die Maulthiere zur größtmöglichsten Schnelle an. Es ging vorwärts in einem unverkennbaren Hundetrapp, der mich an unsre jugendlichen Dauerläufe erinnerte, eine Uebung, die jetzt zeigte, daß sie sehr gute Früchte getragen hatte. Die Sonne blickte über den Horizont der Waldhöhen vor uns und warf lange Lichtstreifen über die Prairie, es war ein herrlicher Morgen! — Wäre unsre Partie zwanzig Mann stark, gut beritten, und von Verlaß gewesen, so hätte ich nichts lieber gewünscht, als den Vordergrund unsrer Landschaft durch herangaloppirende Indianer belebt zu sehen. So aber war es nichts Wünschenswerthes, und das Reglement der Schleichpatrouille mußte unser Maßstab sein. So ging es ohne aufzuhalten vorwärts bis gegen Mittag. Ein wenig kalte Küche, ein Augenblick der Ruhe und weiter ging es wieder, um die Verdauung zu befördern. Es war ziemlich warme Arbeit. Unser Schneider hatte

am Vormittag seinen Platz dicht vor uns und hinter den Führern behauptet, gegen Nachmittag jedoch wurde der Schneider der Letzte. — Das war für ihn eine unangenehme Reihenfolge, besonders da wir, um ihn zu ängstigen, schneller als je trabten. Keuchend und im Angstschweiße gebadet, versuchte er vor die Führer zu gelangen, aber auch diese strengten sich an, ihm sein sicheres Plätzchen vorzuenthalten, so daß der Arme uns zuletzt bei allen Heiligen beschwor, ihn doch ja nicht zurückzulassen und ein wenig langsamer zu gehen. Wir hatten den Spaß weit genug getrieben und mäßigten nun unsre Schnelligkeit.

Die Sonne sank schon im Westen und noch war unser Haltpunkt nicht erreicht. — Es wurde dunkel, doch wir schleppten uns ohne aufzuhalten weiter. Endlich ging der Mond auf und leuchtete durch die Tannen auf unsern Weg. Wir gingen jetzt langsamer, theils weil der Weg rauher und unebner wurde und theils weil wir beinah ganz ermattet waren. Alles dieses half nichts, wollten wir am andern Tage Durango bei Zeiten erreichen, so mußten wir noch bei Nacht eine gute Distanz zurücklegen. Zuweilen da, wo die dichten Zweige der Bäume nur matte Strahlen des Mondes passiren ließen, war der Weg so dunkel, daß man nur mit Vorsicht über das Geröll schreiten konnte. — An solcher Stelle wurden wir plötzlich eines dunkeln Gegenstandes, am Boden gekauert, etwa zwanzig Schritt vor uns in der Mitte des Weges gewahr. — Knack, gingen die Hähne unsrer Revolver, und wir machten unserm Gefolge ein Zeichen zu halten. Wir schlichen darauf an der Seite des Weges, im Gebüsche entlang, und kamen bis auf drei Schritt heran. Wir horchten, alles war still wie der Tod, kein Lüftchen bewegte sich und eben so leblos erschien der Gegenstand unsrer Nachforschung. Wir konnten aber jetzt deutlich die menschliche Form erkennen, und sahen, daß die Gestalt wie die der Indianer nackt war. Wir warteten jetzt nur auf eine Bewegung des Körpers oder eines Geräusches im nahen Gebüsch, um Feuer zu geben. Endlich dauerte es uns zu lange, und ich entschloß mich, statt der lauten Büchse dem stillen Messer mich anzuvertrauen. Leise wandte ich mich aus dem Gebüsch, und mit einem Satze hatte ich die Kehle des Mannes fest in der Faust und holte zum Stoße aus! Wie groß war mein Entsetzen, als ich unter meinen Fingern, an der Kehle die Kälte des Todes fühlte, dessen Hand der meinigen zuvorgekommen schien. Ich sprang vom Boden und schleifte den Leichnam zu einem Platze, der vom Monde hell erleuchtet war; der Doctor kam herbei und wir betrachteten mit Grauen das blutige Haupt, das der Kopfhaut beraubt, noch in den erstarrten Gesichtszügen und stieren Augen die Verzerrung der Todesqualen bewahrte. Es war der Körper eines Mexicaners, von dem mehre Glieder scheußlich verstümmelt, und die Brust mit Lanzenstichen durchbohrt war. Unsre Führer kamen jetzt herbei und erkannten in dem Leichnam den Gefährten jener Partie von dreißig Mexicanern, die vor zwei Tagen Coyote passirt. Wenige Schritte davon fanden wir noch einen, dann noch einen, bis wir an einen ganzen Haufen von Leichen kamen. Hier erkannte ich die Gesichtszüge des Licenciados, der uns mit seiner Partie seinen Schutz in Mazatlan angeboten. — Wir zählten auf dem Wege und im Dickicht ungefähr zwanzig Leichen, und nur Wenige schienen entkommen zu sein. Nach mehrern geladenen Karabinern und Pistolen zu schließen, die wir bei den Todten fanden, schien ihr Widerstand nicht sehr lebhaft gewesen zu sein und sie waren wahrscheinlich, vom Schrecken ergriffen, wie die Schafe hingeschlachtet worden.

Wir eilten, aus einer Atmosphäre zu kommen, in welcher Mord- und Moderluft um den Vorrang zu streiten schienen. Nach dem Marsch von einer Stunde, der durch den eben genossenen Anblick in ziemlich lebhaftem Tempo gemacht wurde, gelangten wir an unsern Rastplatz. Es war eine Schlucht mit fließendem Wasser, man nennt den Punkt: „Los Mimbres.“ Beim ersten Tagesschimmer waren wir auf den Beinen und setzten die steifen Glieder in Bewegung. Nicht ohne Vorsicht passirten wir Dickichte oder andre für Hinterhalte geeignete Punkte und überließen uns erst dem Gefühl einer größeren Sicherheit, als unsre Führer, an einem Gute für Viehzucht, „El Pino“ genannt, angelangt, uns benachrichtigten, daß hier die größte Gefahr ende. Wir hatten schon längst das Waldland verlassen, hatten eine steinige Ebene mit Kaktus und Stechpalmen passirt, und waren durch ein schroffes Flußthal des Rio Chico wieder auf eine weite Hochebene gelangt. Auf dieser öden Fläche kamen wir am Corral*) des „Pino“ vorbei und erreichten ihr Ende, wo ein felsiger Abhang einen schroffen Weg bergabführt. Tief unten schlängelte sich ein Flüßchen, und als die Führer an den Rand des Abhanges kamen, leuchtete ihr Gesicht vor Freude. „Sehet,“ riefen sie, „dort ist die Kathedrale von Durango.“ Mit klopfendem Herzen folgte unser Auge der angedeuteten Richtung, und endlich wurden wir am Horizonte der gegenüberliegenden Anhöhen zweier

*) Corral, eine starke Umzäunung von Holz oder Steinen, in die das Vieh zum Einfangen und Melken getrieben wird.

schlanker Thurmspitzen gewahr. Wir dankten im Herzen unserm Schöpfer für seinen Schutz und schritten wie neubelebt unserm nahen Ziele zu. Nach einem dreistündigen Marsch, an vielen verlassenen Häusern vorbei, gelangten wir endlich an die Thore Durango's. Mit unerschütterlicher Geduld unterwarfen wir uns den Nachforschungen der Steuerbeamten, die gnädiger Weise uns bald gehen ließen, und so erreichten wir endlich das nächste Meson de San Agustin. Hier nahm denn auch unser armer Sündenbock einen wehmüthigen Abschied von uns, nach welchem wir nie wieder von ihm gehört.

Von dem

Einflusse des Lichtes und der Luft

auf den

Lebensproceß der Fische.

Von Professor Dr. August Vogel.

Wenn der Einfluß des Lichtes und der Luft im unorganischen Reiche schon so energische Veränderungen hervorzurufen im Stande ist, daß durch ihre fortwährende Störung im chemischen Gleichgewichte der Verwandtschaftskräfte auch die scheinbar todte Materie zum Leben erregt wird, so begegnen wir im Reiche der belebten Natur noch weit kräftigern Wirkungen dieser beiden Motoren alles organischen Seins. Nur einige ihrer Beziehungen zum animalischen Lebensproceß in den allgemeinsten Umrissen zu verfolgen, soll hier in kurzen Andeutungen zunächst versucht werden, — Andeutungen, wie sie sich im Verlaufe einer größern Versuchsreihe ergeben haben.

Daß alles Lebendige des Lichtes bedarf, erkennen wir schon aus dem charakteristisch bunten Farbenspiele der organischen Natur. Sind ja doch alle Farben Kinder des Lichtes, in ihren verschiedensten Abstufungen abhängig von der den Gebilden zukommenden Lichtmenge. Je lichtreicher ein Himmelsstrich ist, je mehr also die Organismen des Lichtes genießen, um so auffallender, bunter und mannigfaltiger erscheint ihre Färbung. Nur in den heißen Zonen, den lichtreichen, ist der buntgefleckte Tiger heimisch, der weiße Bär im düstern Norden. Affen mit blauen, gelben, rothen Gesichtern trifft man bekanntlich nur unter dem Aequator. Mehr als andere Thierclassen vom Lichte bestrahlt zeigen die Vögel, die luftigen Bewohner des lichtreichsten Mediums, auch durchgängig im Allgemeinen schon die intensivste, mannigfaltigste Färbung. In seiner nordischen Heimath vermag der bleiche Schwan sich nicht mit dem metallglänzenden Gefieder zu schmücken, welches die beflügelten Bewohner südlicher Zonen vor andern auszeichnet. So erkennen wir in dem Vergleiche der einzelnen Thierclassen unter den verschiedenen Himmelsstrichen die Einwirkung des Lichtes auf ihre Farbe als ein Naturgesetz.

Dieses Naturgesetz gewinnt noch eine weitere Ausdehnung, wenn man berücksichtigt, daß an einem organischen Individuum diejenigen Stellen, welche der normalen Lage nach am meisten dem Lichte ausgesetzt sind, auch intensiver und mannigfaltiger gefärbt erscheinen. Wie unter allen Theilen der Pflanze die dem Lichte zugewendete Blumenkrone am auffallendsten gefärbt ist, so finden wir auch im Thierreiche, natürlich mit Ausnahmen, die Rückenfläche gewöhnlich lebhafter gefärbt, als die dem Boden zugekehrte Bauchfläche, welche auch bei gefleckten Thieren meistens gleichmäßig weiß oder schwarz ist. Noch auffallender erweist sich dieses Verhältniß bei den Vögeln, deren dem Lichte besonders ausgesetzte Stellen, an Brust und Rücken, das bunteste Farbenspiel zeigen, welches in der Regel den vom Lichte abgewandten Flächen fehlt. Ob die gefärbten Flecken der Hautoberfläche auf die inneren Theile, über welche sie gezogen sind, eine bestimmte Beziehung haben, ist allerdings behauptet, aber nicht entschieden worden, doch sollte man es beinahe glauben, denn es gibt nichts Willkürliches in der Natur; einer sorgfältigen, consequent durchgeführten Untersuchung ist vielleicht auch hier die Erkennung eines tiefen Gesetzes vorbehalten.

Es gibt Muscheln, — die zwischen den Wendekreisen leben, — deren zwei Schalen in der Färbung verschieden sind; die dem Lichte zugekehrte ist braun, die untere dagegen weiß. Wenn nun schon bei so niedrigen Organismen eine färbende Wirkung des Lichtes nicht zu verkennen ist, so darf auch wohl den Fischen eine Beziehung zum Lichte zuerkannt werden. Allerdings sind sie, da ihnen nur durch das Wasser als Medium indirect Licht zukömmt, im Allgemeinen auch weniger gefärbt, als andere Thierclassen. Mit dem Lichte hängt es offenbar zusammen, daß die meisten Fische an der Bauchfläche weiß, an der Rückenseite aber gefärbte Flecken zeigen oder doch wenigstens dunkler gefärbt erscheinen; ja was noch mehr ist, man weiß, daß die Schollen (Pleuronectes), welche seitlich schwimmen, an der einen dem Lichte zugekehrten Seitenfläche allein gefärbt sind, während sie an der entgegengesetzten Fläche weiß bleiben. Hier ist also die Färbung unabhängig von

dem Gegensatz zwischen Bauch- und Rückenseite nur durch die Bestrahlung bedingt.

Man kann sich sogar durch den directen Versuch von dem Zusammenhange der Farbe der Fische mit der ihnen zukommenden Lichtmenge überzeugen. Wenn man zwei Fische von derselben Species und von gleicher Färbung, den einen in einem geräumigen Glasgefäße am Tageslichte, den andern unter übrigens ganz gleicher Behandlung im Dunkeln mehrere Wochen erhält, so bemerkt man, daß die Farbe des im Dunkeln lebenden Individuums nach dieser Zeit bedeutend heller geworden und sich von der Färbung des vom Lichte bestrahlten wesentlich unterscheidet.

Ein Unterschied in der Färbung ist schon bemerkbar, wenn man zum Vergleiche Fische in einem Behälter von weißem Glase und daneben Fische in einem Behälter von grünem Glase beobachtet. Die Färbung der im grünen Behälter lebenden Fische, welche also weniger Licht erhalten als die im weißen Glase, erscheint nach einiger Zeit offenbar vermindert. Diese Versuche gelingen namentlich gut, wenn man junge, noch nicht ausgewachsene Thiere dazu gewählt hat. Es ist eine tägliche Erfahrung, daß Fische durch längeres Aufbewahren im Dunkeln an Farbe bemerkbar verlieren. Die Säugethiere und Vögel zeigen sich, wie schon oben bemerkt, in lichtreichen Zonen vorzugsweise mit glänzendem Farbenspiel; Aehnliches findet auch bei den Fischen statt, das chinesische Goldfischchen (Cyprinus auratus) ist mit seinem strahlenden Gewande nur ein Bewohner sonniger Gegenden. So begegnen wir denn auch in den niedern Gebilden des animalischen Lebens Thaten des Lichts.

Da die Fische keine Lunge haben, so können sie auch eigentlich keine Luft einathmen in dem Sinne wenigstens, welchen man gewöhnlich mit dem Ausdrucke „athmen" verbindet. Doch bringen sie vermittelst der Kiemen wirklich Sauerstoff in Berührung mit ihrem Blute und verwandeln dieses Gas in Kohlensäure, ganz wie die Lungenthiere. Bei einigen Gattungen scheint indeß doch ein etwas verschiedener Respirationsproceß stattzufinden, indem die an der Oberfläche des Wassers eingesogene und verschluckte Luft, nachdem sie die Eingeweide durchdrungen und einen Theil ihres Sauerstoffes verloren, durch den Mastdarm wieder ausgestoßen wird. Andere, namentlich die Schleien, ziehen nicht bloß mit den Kiemen, sondern mit ihrer ganzen Hautoberfläche Sauerstoff ein und erzeugen Kohlensäure.

Bekanntlich sterben die in der Gefangenschaft gehaltenen Fische, wenn nicht häufig das Wasser in dem Behälter erneuert wird, sehr bald. Daß dies mit dem Mangel an Luft im Wasser zusammenhänge, geht schon daraus hervor, daß Fische, welche einige Zeit sich in einem geräumigen Glase ohne Wechsel des Wassers befinden, an die Oberfläche des Wassers kommen, um direct die über dem Wasser stehende atmosphärische Luft einzuathmen. Dieses Schnappen nach Luft an der Oberfläche des Wassers ist übrigens nur ein Act der Verzweiflung, denn durch die directe Einathmung der Atmosphäre kann das Leben der Fische nicht erhalten werden, ohne Zweifel weil hier die Luft in einem für die Kiemenrespiration viel zu concentrirten Zustande geboten wird. Wir wissen ja auch, daß das Athmen durch die Lungen in reinem Sauerstoffgase nicht dauernd geschehen kann und daß man, um die Luft für Lungenkranke respirabel zu machen, sie durch Beimischung von anderen Gasarten, wie z. B. Schwefelwasserstoffgas, verdünnt.

Eine gleiche Anzahl kleiner Fische erhielt sich in einem größeren Behälter viel länger, als in einem kleineren. Wartet man den Zeitpunkt ab, bis der Sauerstoffgehalt der Luft im Wasser so weit verzehrt ist, daß die Luft irrespirabel geworden, so kommen die Thiere mit dem Bauche nach oben zu schwimmen. Wurde nun der Behälter schnell mit frischem Wasser gefüllt, so dauerte es nicht lange, bis die Fische versuchten, wieder aufrecht zu schwimmen, was ihnen bald gelang und sie alsdann wieder auf den Boden des Gefäßes zurückkehrten.

In einem weiteren Versuche wurden die Fische nur so lange in einem Gefäße mit Wasser gelassen, bis sie an die Oberfläche kamen, um nach Luft zu schnappen und auch beim gewaltsamen Niederstoßen nicht länger in der Tiefe zu weilen vermochten. Sie wurden hierauf mit dem oberen Theile des Wassers abgegossen und dann der Rest des Wassers stark geschüttelt; wurden nun die Fische in dasselbe Wasser, welches also nicht durch neues ersetzt worden, hineingebracht, so stiegen sie sofort nieder und schwammen ruhig unten am Grunde, grade so als wenn sie in frisches Wasser gesetzt worden wären. Hierin liegt somit der directe Beweis, daß es nur der Mangel an Luft ist, welcher das Absterben bedingt und daß das Wiederaufleben in frischem Wasser nur von dessen Luftgehalt herrührt, welcher ebenso gut durch Schütteln demselben wieder ertheilt werden kann.

Es gelang, Fische längere Zeit in demselben Wasser zu erhalten, wenn es täglich einmal stark mit Luft geschüttelt wurde. Auffallend war es hierbei, daß die Thiere in dem geschüttelten Wasser viel länger auf dem Grunde blieben, ohne an der Oberfläche nach Luft zu schnappen, als in dem frischen Wasser. Die Erklärung liegt offenbar darin, daß das Wasser

durch Schütteln eine größere Menge Luft aufnimmt, als es im gewöhnlichen Zustande enthält.

Die mit größeren Fischen wiederholten Versuche ergaben ganz dasselbe Resultat. Einer derselben war über Nacht in einem Behälter mit Wasser abgestorben, ein frischer in dieses gestandene Wasser eingesetzter Fisch hielt sich von vornherein an der Oberfläche des Wassers und schwamm schon nach einigen Minuten auf dem Rücken, erholte sich aber vollkommen wieder, nachdem das Wasser geschüttelt worden.

Das irrespirable Wasser, worin kein Fisch mehr leben kann, zeigte nur einen unbedeutenden Kohlensäuregehalt, welcher auf die Respiration des Fisches keinen nachtheiligen Einfluß ausüben kann.

Der Luftmangel in diesem irrespirabeln Wasser konnte sehr deutlich nachgewiesen werden durch eine Lösung von reducirtem Indigo, welche mittelst einer Pipette vorsichtig hineingebracht wurde. Die farblose Lösung, die bekanntlich durch Berührung mit Sauerstoffgas sogleich blau wird, sank in dem Wasser zu Boden, ohne sich blau zu färben, ein Beweis, daß durch die Respiration des Fisches der Sauerstoff vollkommen verzehrt war.

Die Luft wird vom Wasser nicht in der Zusammensetzung, welche sie in der Atmosphäre hat, aufgenommen. Der Sauerstoffgehalt von 100 im Wasser enthaltenen Volumtheilen Luft beträgt nämlich 32, während in der Luft der Atmosphäre nur 20 Volumtheile Sauerstoffgas enthalten sind. Dieses Plus von 12% Sauerstoff kommt den im Wasser lebenden Thieren natürlich sehr zu gut, ja ohne diese vorsorgliche Einrichtung der Natur wäre wohl ihre Existenz vielleicht gar nicht möglich.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die einzelnen Species der Fische sich in ihren Respirationsbedürfnissen sehr verschieden verhalten; während einige Gattungen, z. B. die in Sümpfen und Mooren sich aufhaltenden, längere Zeit in ein und demselben Wasser leben können, vertragen andre den Mangel an frischem Wasser durchaus nicht. Die Menge der Luft, welche sich im Wasser befindet, beträgt durchschnittlich $^1/_{36}$ des Wasservolumens, d. h. 36 Maßtheile Wasser enthalten einen Theil Luft. In den Gewässern auf Höhen von 6000 bis 8000 Fuß ist aber wegen verminderten Luftdruckes nur $^1/_3$ des gewöhnlichen Luftvolumens enthalten; hieraus erklärt es sich, warum im Wasser auf den erwähnten Höhen kein Fisch existiren kann.

Gasarten, welche für Lungenthiere irrespirabel sind, sind es auch für die Fische. In wässriger Kohlensäure und Chlorgas, wenn beide auch mit vieler Luft gemengt sind, sterben sie in wenigen Minuten, während sie in Stickgas und Wasserstoffgas länger fortleben.

Endlich will ich noch der Wirkung des Luftgases auf die Fische erwähnen. Dieses Gas, welches wegen seiner merkwürdigen Eigenschaften schon oft die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen, enthält bekanntlich Sauerstoffgas und Stickgas in ähnlichen Verhältnissen, wie die Atmosphäre. Die beiden Gasarten, in der atmosphärischen Luft nur ein mechanisches Gemenge bildend, sind im Luftgase zu einer chemischen Verbindung vereinigt, welche athembar ist. Der große Chemiker H. Davy beschreibt die Wirkung des eingeathmeten Luftgases auf den Menschen als ein angenehmes Gefühl von Wohlbehagen, namentlich als eine nicht unangenehme Sensation von Wärme in der Brust; wegen der wohlthuenden Empfindung, die das Gas verursacht, wird die Respiration tiefer, der Puls voller und schneller. Wird das Gas jedoch etwas länger eingeathmet, so hört der Einfluß des Willens auf die Bewegungen auf; es entstehen leichte Zuckungen der Glieder oder ein unwiderstehlicher Trieb zu berserkerartigen Bewegungen; es tritt mit einem Worte ein rauschähnlicher Zustand ein, welcher sich durch jauchzendes Lachen, Stampfen und Umhertanzen zu äußern pflegt; endlich Sinnestäuschungen, momentaner Verlust der Sinnesperception, Steigerung der Ideenassociation.

Mein zunächst in wissenschaftlichem Interesse mit den Fischen gepflogener Umgang ist leider noch nicht intim genug und noch zu neu, als daß es mir möglich gewesen wäre, ihre Empfindungen und Sinnesaffectionen aus ihrer durch Einathmen des Luftgases allerdings erhöhten Lebhaftigkeit gehörig deuten zu können. So viel ist indeß gewiß, daß Fische, welche aus Luftmangel dem Erstickungstode nahe gebracht sind, wieder belebt werden, wenn man das Wasser, statt mit Luft, mit Luftgas schüttelt. Uebrigens scheint, wie bei den warmblütigen Thieren, das Athmen der Fische im Luftgase eine gewisse Grenze zu haben, indem es länger eingeathmet auch bei ihnen tödtlich wirkt.

Ob die im Wasser enthaltene Luft, der Atmosphäre gleich, ebenfalls Trägerin „jener unbekannten Schaar“ von Contagien und Miasmen sein könne, — wer mag es wissen? Auffallend bleibt es immer, daß bisweilen plötzlich in Seen ohne nachweisbaren Grund ein Sterben unter den Fischen einreißt. Nach den mitgetheilten Beobachtungen sind ihre Respirationswerkzeuge vielleicht besonders empfindlich für eine reine, ihrer Natur angemessene Luft und es ist wirklich zu bedauern, daß diese armen Thiere die gütigen Bestrebungen unsrer Techniker, welche in neuerer Zeit so eifrig bemüht sind, die Luft allenthalben durch Ventilation zu verbessern, nicht wohl benützen können.

Dritte Abtheilung.

Das neue Museum in Dresden.

Von Ernst Förster.

I.

Von jeher das Ziel aller für die Kunst begeisterten Wallfahrer sind die Schätze der königlichen Gemälde-Galerie in Dresden, doch erst jetzt in ihrer neuen Aufstellung in neuen, eigens für sie geschaffenen Räumen in ihr volles Recht eingetreten.

Das Gebäude selbst mag in Anlage und Styl manches zu wünschen übrig lassen; dennoch bietet es unverkennbar ungemein günstige Gelegenheit zu einer in ausgezeichneter Weise befriedigenden Anordnung der vorhandenen Werke der Malerei, so daß man sie jetzt nicht nur um Vieles besser und leichter betrachten und studiren, sondern unter ihnen sich auch viel sichrer orientiren kann, als früher.

Mit Recht ist auf die Ausschmückung der Räume durch Nebendinge nur das Nöthigste verwandt und nirgend ziehen neue Malereien, Sculpturen oder sonstige Verzierungen das Auge von den Gemälden ab, so daß diese nicht nur etwa der Haupt-, sondern unbedingt der einzige Gegenstand der Betrachtung bleiben. Dazu ist auf das Humanste für die Bequemlichkeit gesorgt durch Sophas und bewegliche Stühle (festgeschraubte sind ganz zweckwidrig und eine Satire auf den Namen Möbel oder Mobilien! —) und dem eifrigen Beschauer wird nicht zugemuthet, sich im Kunstgenuß todtmüde zu stehen, wie dies leider in so vielen andern Galerien der Fall ist.

Ich rühme ferner, daß an den Bildern die Namen ihrer Urheber, sogar mit Angabe ihrer Lebenszeit stehen, so daß selbst der Unbemittelte nicht ganz ununterrichtet durch die Sammlung zu gehen hat, und der Ankauf des Katalogs nicht so zu sagen zur Bedingung des Eintritts gemacht ist. Dabei aber freue ich mich des von Professor Julius Hübner angefertigten Katalogs als einer sehr verdienstlichen Arbeit gedenken zu können, indem er außer der klaren und bündigen Angabe der Bilder und ihrer Meister verschiedene sehr schätzbare Notizen über Herkunft, frühere Benennung, Ankaufspreise ꝛc. derselben enthält, sodann auch in einer Einleitung eine vollständige Geschichte der Galerie von ihrem Entstehen bis zu ihrer Uebersiedelung an ihren gegenwärtigen Ort zum Besten gibt. Es wird sich wohl im Laufe dieser Mittheilungen Gelegenheit finden, auf die Verdienste dieses Buchs noch öfters im Einzelnen hinzuweisen; deshalb begnüge ich mich hier mit dem Gesagten.

Indem wir nun in die Galerie eintreten, wird sich uns ein Umstand bemerklich machen, den ich nie anders denn als Uebelstand habe empfinden können, wenn auch der Katalog sich die Mühe gibt, uns von Vortheilen zu überzeugen, die damit erlangt sein sollen; ich meine die Scheidung der beiden Hälften des Gebäudes durch eine erhöhte Tribüne, die sich wie ein Berg zwischen die Reihenfolge der Säle schiebt und diese damit gänzlich unterbricht. In der Glyptothek zu München haben wir etwas Aehnliches, nur daß da die Folge der Säle durch eine Vertiefung statt der Erhöhung unterbrochen wird. Offenbar wird damit der Blick im Weitergehen nicht gehemmt, sondern erweitert, zumal da der Saal, in welchen man hinabsieht und hinabsteigt, dreimal so groß als die andern Säle ist, und als darin nicht Gemälde, sondern

Sculpturen aufgestellt sind, bei denen ein veränderter Standpunkt eine veränderte, eine neue Ansicht zur Folge hat. Dazu kommt, daß dieser erhöhte Raum des Dresdner Museums durch und durch zwecklos, im Aeußern mit seiner flachen Kuppel das Gebäude verunstaltend, im Innern nicht nur den Gesammteindruck schwächt, sondern auch den passendsten Ort für einen würdigen Eintrittsaal wegnimmt. Freilich hat sich der Architekt von dem — zum Glück durch die Aufstellungs-Commission nicht in Ausführung gebrachten — Gedanken leiten lassen, die vorzüglichsten Schätze der Galerie in dieser Tribüne zu vereinigen und sie gewissermaßen auch äußerlich architektonisch als den Höhepunkt der Sammlung zu bezeichnen. Ein Gedanke moderner, herzloser Centralisation, der die übrigen Säle zu Land- und Provinzstädten machen wollte, die Tribüne aber in einen von den Staffeleien der Copisten und den Feinschmeckern der Kunst überfüllten Raum verwandelt, die Wirkung der Gemälde selbst durch Zusammenhäufung des Verschiedenartigen aber auf das möglichst niedrigste Maß abgeschwächt haben würde. Es ist darum meiner Ansicht nach der Commission besonders zu danken, daß sie durch das Aufgeben dieses früheren Planes die Anordnung des Architekten soviel als in ihren Kräften stand unschädlich gemacht hat.

Noch an einer andern Stelle beim Eintritt sehe ich mich gegenüber anderweitigen, gegentheiligen Bemerkungen mit der Commission in Uebereinstimmung, und auch darüber dürfte ein Wort am Platze sein. Dem Beispiele andrer Galerieen zufolge hat man eine streng historische Anordnung auch bei der Dresdner gewünscht, so daß man also von den Anfängen der Kunst zu den Gipfelpunkten ihrer Entwicklung fortzugehen hätte. Bietet eine Sammlung für eine derartige Anordnung ausreichendes Material, wie z. B. die Berliner oder zum Theil die Münchner, so ist diese gewiß die richtigste. Bei einer Galerie aber, wie die Dresdner, die aus den Frühzeiten der Kunst nur wenige und wenig ausgezeichnete Werke enthält, deren charakteristisches Merkmal vielmehr der Reichthum an Denkmalen der entwickelten und vollendeten Malerei und der Nachblüthe derselben ist, erscheint es vollkommen gerechtfertigt, ja durchaus richtig, daß wir dieses Vorzuges sogleich beim Eintritt uns bewußt werden, daß wir schon im ersten Saale vor Bildern stehen, in welchen die Malerei die höchste Freiheit der Darstellung, eine überraschende Tiefe und Pracht der Farbe und eine größtmögliche Kraft der Modellirung, kurz sich selbst im Vollbesitz der am meisten augenfälligen Kräfte zeigt, vor den Bildern der spanischen Meister.

Unwillkürlich zieht es uns zu dem Ersten der Schule hin, zu Murillo, der hier in zwei Gemälden von sehr verschiedenem Gepräge vertreten ist. Das Ideal der Madonna hat in der christlichen Kunst alle Gestalten annehmen müssen, von der existenzlosen Form eines Gottheit-Typus bis zur leibhaften Wirklichkeit, von der Königin des Himmels bis zur Bettlerin, von der vollendetsten Schönheit bis zur gänzlichen Reizlosigkeit. Die Madonnen Murillo's gehören großentheils in die Classe der armen, sehr armen Frauen und sind je nach dem Moment (oder nach der Stimmung des Künstlers) ausdrucksvoller oder ausdrucksloser, immer aber von einer vorherrschenden, an Sentimentalität streifenden Weichheit des Charakters. Die hiesige Madonna (607) ist eine arme Frau, die ihre sehr gedrückte Gemüthsstimmung durch einen trüben Blick gen Himmel kund gibt, während ihr Kind mit nichtssagender Miene sich nach uns umsieht. Keine der Formen von Mutter und Kind macht den Anspruch auf Schönheit, kein Zug deutet auf besondre geistige Eigenschaften, die Zeichnung ist ohne Strenge und ohne auffallende Kraft der Modellirung; und doch übt das Bild eine große Anziehungskraft aus und hält uns selbst wider Willen fest; und zwar nicht nur durch die Schönheit der Farbe und Trefflichkeit der Malweise, durch Haltung und Harmonie, sondern vor Allem durch die rührende Schlichtheit der Darstellung, durch die einfache Naturwahrheit ohne alle poetische Steigerung, durch die Ansprache an unsern Glauben, die um so sichrer von Erfolg ist, als sie nichts Wunderbares, ja nicht einmal etwas Ungewöhnliches, sondern eine durchaus zweifellose Wirklichkeit anbietet. (Das Bild hat dessenungeachtet Ungewöhnliches zu erzählen, denn es ist in den Maitagen von 1849 im Sturme des Aufruhrs durch eine Kugel, wenn auch nicht lebensgefährlich, verwundet worden.)

Einen durchaus andern Eindruck macht das zweite Gemälde desselben Meisters, der heilige Rodriguez, der, zum Tod verwundet, die Märtyrerkrone von Rosen empfängt (606). Auch hier freilich ist Alles, bis auf das priesterliche Gewand, strenge Wirklichkeit und die Darstellung frommer Ergebung von einfachster Ausdrucksweise; aber die Stimmung darin ist so feierlich ernst und erhaben, daß wir die Grenzen des Gewöhnlichen weit unter uns lassen. Alle Formen sind stark ausgeprägt, alle Umrisse scharf gezogen; keine süßlichen Zwischentöne spielen in der einfachen, gesunden, frischen Färbung, nur in dem Engel und seinen rosigen Fleischtönen und weichen Gliedmaßen werden wir an die Weise des vorgenannten Madonnenbildes erinnert.

Es ist nicht unnütz, einen Blick auf das nebenstehende Bild des heiligen Dominicaners

Basco von Portugal von Juan de Valdes Leal (609) zu werfen, wenn er auch nicht grade durch eine Kunstfreude belohnt wird. Aber wir sehen hier, wie nöthig der naturalistischen Darstellung jene Einfachheit und Schlichtheit ist, die Murillo's Werke auszeichnet, da eine affectvolle Steigerung der Bewegung den Heiligen zum Komödianten und seine Entzückung zur Grimasse macht, während die idealen Formen einige Uebertreibung leichter und ohne erheblichen Nachtheil aushalten.

Haltung, wodurch dies Gemälde auf uns wirkt, sondern auch die Wahrheit des Ausdrucks, die den nicht sonderlich schönen, an Spagnoletto erinnernden Formen wirklichen Reiz verleiht.

Dagegen ist die Kreuztragung von Jacinto Geronimo de Espinosa (603) mehr im Charakter von Murillo, vornämlich in Betreff der Farbe, wenn auch der Künstler dabei den Versuch gemacht, sich in eine etwas höhere Sphäre der Anschauung zu erheben, namentlich bei Christus, dessen Gestalt, Bewegung und

Murillo.

Von außerordentlicher Farbenwirkung und Kraft in der Weise des van Dyk ist die Klage um den todten Christus (610), ein Bild, das nach v. Quandt dem Juan Escalante von Sevilla zugeschrieben wird. Der nackte Leichnam liegt auf einem Leintuch und dem Stein in der Grabhöhle; klagend stehen zu Häupten Maria und Magdalena; Joseph von Arimathia und Nicodemus, der den linken Arm hält, legen ihn sanft an den Boden. Es ist aber nicht allein die Energie der Farbe und die große Harmonie und ruhige Antlitz besonders ausdrucksvoll und schön sind.

Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der spanischen Malerschule, daß sie großentheils unter dem doppelten Einfluß der italienischen und der niederländischen steht, so daß im Ganzen nur wenige ganz selbständige Meister von durchaus spanischer Volksthümlichkeit übrig bleiben. Da ist ein heiliger Paulus von Alonso Cano (604), in der Farbe wie Bagnacavallo, in Geschmack aber und Behandlung wie Rubens; Pedro Orrente ist ein offenbarer Nachahmer des Bassano, nur

daß ihm auch noch bei dem Bilde von Jacob und Rahel (578), das durch Kraft der Farbe ſich ebenſo auszeichnet als durch Ungeſchicklichkeit der Compoſition (Jacob wälzt z. B. den Stein vom Brunnen auf ſich ſelber!), ein ähnliches Gemälde des Giorgione vorgeſchwebt haben mag; die Himmelfahrt der Maria von Juan des las Roelas, genannt el Licendiado (579), iſt in der That in Bewegungen und in der Carnation ein ſchwacher Aufguß von Guido und Saſſoferrato, während ein Bildniß (580), das man auch ihm zuſchreibt, feurig und blitzend in der Farbe wie von Rubens iſt; ja ſelbſt die alte ſpaniſche Schule, davon die Galerie nur Ein Beiſpiel hat, erſcheint hier in derſelben Abhängigkeit, indem Pedro Ruiz mit ſeinem Petrus vor dem an die Marterſäule gebundenen Heiland (574) wie ein Schüler des Memling oder Roger ſich ausnimmt, dem nur der Süden eine etwas wärmere Farbe in den Pinſel gelegt.

Selbſt Gemälde, auf denen ein echt ſpaniſches Gepräge liegt, wie das des Vincenzio Carducho (581), auf welchem ein heiliger Dominicaner nebſt zwei heiligen Franziscanern abgebildet ſind, denen von muſicirenden Engeln umgeben das Chriſtuskind erſcheint, um eine geiſtliche Stiftung entgegenzunehmen, mahnen wenigſtens in Nebenfiguren, wie hier in den himmliſchen, an die italieniſche Abkunft. Es iſt aber in den Heiligen ungeachtet ihrer deutlich hervorgehobenen Körperhaftigkeit, die ſich ſogar auf ihre Gewänder und deren härenen

Annibal Carracci.

Kleiderſtoff erſtreckt, die Entzückung in voller Wirklichkeit ausgeſprochen, ein Zug, der vor allen die ſpaniſche Schule kennzeichnet. Denn wenn hier auch die Idealgeſtalten von einer bildnißgleichen Individualität ſind und jeder Zug und jedes Glied dem wirklichen Leben entnommen iſt, ſo iſt doch damit eine poetiſche Extaſe verbunden, die nicht der Maler hinzugefügt oder hineingelegt hat, ſondern die, dem ſpaniſchen Volkscharakter eigenthümlich, urſprünglich in den gewählten Vorbildern aus der Wirklichkeit liegt.

Es gilt dies auch von dem Gemälde von Franc. Zurbaran, dem heiligen Franz im Gebet (600), wie ihm die Papstkrone angeboten worden, die er auf Eingebung eines Engels ausschlägt; obschon hier der Nachdruck mehr noch auf der vollendeten Ausführung, namentlich der Gewandung, als in der Auffassung und dem Ausdruck des entsagenden Heiligen liegt und der Engeljüngling sogar, der halbentblößt in Wolken steht, völlig nüchtern ist. Fast noch auffallender ist von demselben Meister eine reuige Magdalena in der Wüste (601); sie ruht aus vom Beten und Büßen, und indem sie ihr linkes Knie mit beiden Händen umfaßt und erschöpft den Kopf zurückwirft, entblößt sie unwillkürlich die Brust, und wir sehen eine ziemlich verlebte, braune, schmutzige weibliche Gestalt eines der Heiligkeit nicht sehr nahestehenden Ordens vor uns, der es übrigens mit dem, was sie eben denkt und thut, bittrer Ernst ist.

Einer der größten spanischen Meister ist Velasquez, groß vornehmlich im Bildniß. Die Sammlung besitzt drei derselben, die seinen Namen tragen, von denen inzwischen nur das eine (597), eines Mannes in schwarzer Tracht, demselben wirklich entspricht. Es ist ein bejahrter spanischer Edelmann, von blasser Gesichtsfarbe und mürrischem Ausdruck. Die vielen Fornen, die das durchgearbeitete Gesicht als Denkmale eines vielbewegten Lebens zeigt, sind unbeschadet der individuellsten Darstellung auf wunderbare Weise zur Einheit verbunden und ohne irgendwie auffällige Gegensätze von Licht und Schatten vollkommen abgerundet, so daß die Gestalt mit der Gewalt der Wirklichkeit uns anspricht.

Von allen spanischen Meistern wüßte ich keinen zu nennen, für den ich so wenig mich interessire, als Spagnoletto (Giuseppe Ribera); und doch besitzt die Galerie unter einer Menge Bilder von ihm eins, das einen unwiderstehlichen Zauber auf mich ausübt, das ist die heilige Maria von Egypten, wie sie vor ihrem Grabe betend kniet und ein Engel ihr das Leichentuch umthut (586). Obschon die Darstellung ganz unklar, so daß der Engel das Leintuch ebenso gut wegziehen, als umthun könnte, die Carnation, vornämlich an den Beinen, abschreckend schmutzig, die Anordnung sehr ungeschickt und raumverschwendend, die Zeichnung sehr roh und unschön ist, so übersieht man doch Alles um der Unschuld willen, mit welcher die junge, nur von ihrem wallenden Haar bekleidete Heilige betend vor ihrem offenen Grabe kniet und mit ihren großen kindlichen Augen und dem lieblichen Mädchenantlitz gen Himmel blickt. Hier ist wirklich Seele, Empfindung und inneres Leben, während sonst Spagnoletto seinen Bildern durch gemachte Gegensätze der Bewegung, sowie von grellem Licht und dunklem Schatten eine Auszeichnung zu verschaffen gesucht hat.

Wir können den Saal nicht verlassen, ohne die Werke eines Meisters wenigstens zu bemerken, der freilich an dieser Stelle nur ein Gast, ein Fremdling ist, Luca Giordano, der Neapolitaner. Ich erlaube mir vorher aber eine Bemerkung andrer Art, und zwar über den Katalog. Ich finde es vollkommen zweckmäßig, daß er nach den Meistern und nicht nach den Zimmern geordnet ist, um dem Directorium stets freie Hand zu lassen in Betreff etwaiger Abänderungen in der Aufstellung, ohne damit zu neuen Nummern und einem neuen Kataloge gezwungen zu sein, welcher eine fortwährende Besteuerung des Publicums ist. Allein wünschenswerth bleibt es doch, aus dem Kataloge zu erfahren, wo man ein Werk oder einen Meister aufzusuchen hat, was leicht erreicht werden kann, wenn die Uebersichtstafel der Eintheilung und Aufstellung, die derselbe gibt, einigermaßen ausführlicher behandelt und bei etwaigen Veränderungen und Nachträgen gesondert abgegeben würde.

Den Luca Giordano wird man, wenn man ihn überhaupt sucht, nicht bei den Spaniern suchen, und dennoch ist er eben da. Wenn es uns gegenwärtig ziemlich unbegreiflich vorkommt, wie ein Künstler seiner Art mit diesem Mangel an Charakteristik, Geschmack und Formenkenntniß, mit dieser Vernachlässigung und Verunstaltung der Wahrheit jemals die Bewunderung der Kunstfreunde sich hat erwerben, ja der Liebling seines Zeitalters hat werden können, so erscheint es noch wunderbarer, daß eben derselbe, durch und durch manierirte Künstler einmal eine in Linien und Formen wirklich schöne, in allen Theilen wahre und ausdrucksvolle Darstellung zu Stande gebracht hat, wie sein „Tarquinius und Lucretia“ (543) wirklich ist. Der ungestüme nächtliche Ueberfall mit deutlicher Kundgebung der schlimmen Absicht, das Entsetzen der Lucretia und die Kraft ihres Widerstandes sind mit so großer Wahrheit und so feinem Schönheitsgefühl dargestellt, daß man ebenso leicht oder vielmehr leichter an Guido Reni dabei denken könnte, als an ihn. Namentlich ist es die Lage und Bewegung des weiblichen, vom Rücken gesehenen Körpers in Verbindung mit den Armen, deren linker als Stütze, deren rechter zur Abwehr dient, und mit den höchst natürlich unterschlagenen Beinen, wodurch eine große Harmonie der Linien und der Eindruck einer durchaus edlen Persönlichkeit hervorgebracht wird.

Zum Weitergehen thun sich uns zwei Wege auf, entweder nach Osten zu den Niederländern und Deutschen, oder nach Westen, über den Berg — gleichsam über die Alpen — zu den Italienern. Die Frage nimmt sich fast aus

wie die andere, ob es in der Kunst besser sei, von der Natur auszugehen und sich zum Ideal zu erheben, oder vor allem das Ideal zu suchen und zu schaffen, und dann es mit der Wirklichkeit zu versöhnen und zu verbinden? Prometheus freilich mußte erst den Menschen formen, bevor Athene ihn beseelen konnte; aber es war auch nur ein Mensch, den er geschaffen; die Göttin selbst war beseelt und gerüstet aus dem Haupte des Zeus hervorgegangen. Und ist sie das Sinnbild des Idealen in der Kunst, so ist es wohl natürlich, daß wir uns zuerst dorthin, als in ihr Hochland, gezogen fühlen, und erst nach und nach in die Niederungen des wirklichen, behaglichen und gewöhnlichen Lebens herabsteigen. Wenn ich mich in der Rotonde nicht aufhalte, bei den gewirkten Teppichen nach rafaelischen und altniederländischen Zeichnungen, so geschieht es nicht aus Mangel an Interesse für diese sehr beachtenswerthen Denkmale eines früheren Kunsthandwerks, sondern weil sie mir durch die leicht erklärliche Unvollkommenheit der Zeichnung, Modellirung und Farbenwirkung, durch das sichtbare Ueberwiegen einer Herstellung auf mechanischem Wege, den frei und selbständig aus der Hand des Künstlers hervorgegangenen Schöpfungen, die den Inhalt der Sammlung bilden, zu fern stehen, um gleichzeitig die Aufmerksamkeit erregen, die Gedanken und Empfindungen in Bewegung setzen zu können.

Der Gesammteindruck, den der erste Saal, in welchen wir aus der Rotonde hinabstiegen, macht, ist überraschend, fast blendend. Denn die Werke der Bolognesen und Genuesen, die den Hauptinhalt dieses Saales bilden, zeichnen sich durch effectvolle Modellirung und Haltung, und großentheils durch eine ganz ungewöhnliche Kraft und Harmonie der Farbe aus. Im Einzelnen freilich trifft man auf die herkömmlichen Mängel des Virtuosenthumes, auf Dürftigkeit der Phantasie und geringe Befähigung zur Composition.

Die Kunstleistungen der Caracci wurden ehedem als das Höchsterreichbare in der Malerei erachtet, namentlich in Dresden, so daß einem Professor der Akademie bei seinem Tode Schuld gegeben wurde, er habe beim Eintritt in den Himmel, als ihm zufällig Rafael begegnet, für diesen kein anderes Wort und keine andere Frage gehabt, als: „Ah, Herr Rafael, können Sie mir nicht sagen, wo treff' ich Annibal' Carracci?" Diese Zeit ist vorüber, und wir müssen uns eher hüten, das Gute zu übersehen, was sie wirklich geleistet, und was auch uns zu fördern vermag. Denn wer, wie die Carracci gethan, den Werth und die Aufgabe der Kunst darin sucht, die Vorzüge der größten Künstler sich anzueignen und die Zeichnung Rafael's mit dem Colorit Tizian's und dem Halbdunkel Correggio's zu vereinigen, der hat allerdings wohl nur die Theile, ohne das geistige Band, in seiner Hand; aber er war doch genöthigt, dem Studium großer Meister sich hinzugeben; und daraus kann auch einmal das Rechte kommen, wie eine falsche Anwendung unerfreuliche Ergebnisse geliefert hat. Ohne schöpferische Phantasie, ohne Wärme der Empfindung und ohne eignen Formensinn und Geschmack wird uns ein Künstler, und besäße er die technischen Mittel in höchster Vollkommenheit, und handhabte er die Ausdrucksweise der größten Genien ohne Fehl, allezeit kalt lassen. Oder ist dies nicht der Fall bei dem großen Gemälde des Annibale Caracci (425), auf welchem die Heiligen vor dem Throne der Jungfrau stehen, und mit den Engelknaben zu ihren Füßen, wohl an Rafael und Correggio, aber nicht an sich selbst erinnern; oder gar bei jenem, wo unter Anwendung nichtssagender, nach allgemeinen Schönheitsprincipien gewählter Stellungen und Bewegungen eine Almosenvertheilung des jungen St. Rochus gegeben ist (426)? Selbst der Genius des Ruhmes (424) wird uns in seinen wohl überlegten, regelrecht abgemessenen Flug nicht mit sich fortreißen, wie er es noch am Anfang des Jahrhunderts bei so vielen Künstlern und Freunden der Kunst gethan.

Schwerlich wird es uns besser ergehen mit dem Werke eines anderen hochberühmten Meisters, das erst seit 1845 der Sammlung beigefügt worden, um den Schmerz zu stillen, daß darin der Name des Dominichino fehle. Es stellt eine Caritas vor (457), und ist ein am Boden liegendes Weib im grauen Kleide mit drei Kindern, davon das eine an der Brust trinkt, das andere schlafend quer über ihr liegt, das dritte herbeiläuft und nach einem dargereichten Apfel langt. Zerstreut in der Composition, so daß keine Figur mit der andern sich gruppirt, keine Linie in der andern einen Fortgang hat, ausdruckslos in den Bewegungen, übertrieben rund und leblos in den Formen und von sehr trockner Färbung, kann es sich nur durch die sehr wirkungsvolle Modellirung, vornämlich der beiden wachen Kinderköpfe und der Brust der Mutter, besonders auszeichnen.

Ein wärmeres Gefühl belebt die Gemälde Guido Reni's, deren die Galerie eine verhältnißmäßig große Anzahl enthält, nämlich zehn. Am meisten bewundert sind drei Christusköpfe von ihm, mit der Dornenkrone (447, 449, 453), die inzwischen in einem Cabinette an der Nordseite hängen. Es ist mir sehr auffallend gewesen, daß ich feingebildete Frauen davor gesehen, davon die Einen durch den Anblick eines solchen Ecce homo! zu Thränen gerührt waren, während Andre nur

kühle Malerexercitien darin erblickten, bei denen der Ausdruck allein in der Lage des Kopfes, in der Verschiebung der Linien zu suchen ist, und mithin ein ganz äußerlicher, seelenloser sei. Und in der That, denkt man an den Christuskopf im Spasimo von Rafael, oder an Gekreuzigte des Fiesole u. A. m., so muß man nothwendig einen Unterschied sieht, wie gering auf diesem Wege das Charakteristische in den Gestalten, Klarheit und Wahrheit in der Darstellung angeschlagen werden. Hier sehen wir eine Fürstin neben einem Fürsten sitzen; sie ist im Begriff, eine Krone (die sie möglicher Weise von seinem Kopf genommen) auf ihr bereits mit einem Diadem geschmücktes Haupt zu setzen; die

Guido Reni.

wahrnehmen, wie zwischen einem wirklichen Schmerz und einem nur dargestellten.

Unter den andern Bildern Guido's zieht besonders das „Ninus und Semiramis" benannte (451) durch die Räthselhaftigkeit der Darstellung an. Es ist als „Salomo und die Königin von Saba" im Jahre 1752 aus Privatbesitz in Italien gekauft und mit einer Summe von dreitausend Ducaten bezahlt worden. Es ist doch seltsam, daß man Kunstwerke erwirbt, und Geld, sehr viel Geld dafür gibt, und sich so wenig um ihren Inhalt, ihre Bedeutung bekümmert, daß es vollkommen gleichgültig ist, ob man einen König Ninus oder Salomo erhandelt hat. Man

Rechte streckt sie, und zwar mit gespreizten Fingern, so nach ihm aus, daß der Rücken der Hand nach uns gekehrt ist; er berührt mit der seinigen die innere Fläche der ihrigen, ohne damit anzudeuten, ob er sie freundlich erfaßt oder abwehrt. In ihrem Gesicht steht eine unbestimmte Frage, in seinem ein mäßiges Erstaunen. Wem wäre aus der Geschichte Salomo's, oder auch der Semiramis ein Moment bekannt, aus welchem dieses Bild seine Erklärung schöpfen könnte? So völlig unzureichend in der Darstellung, wird das Bild auch nicht etwa durch die Zeichnung besonders gehoben, die im hohen Grade mangelhaft ist, nicht durch den Geschmack in der

Anordnung, dem, wie in der vom Gürtel zum Knie der Königin geführten graden Linie, wie bei dem unter gebrochenen, hängenden Falten vorgeſtreckten Unterbein aller Schönheits- und Formenſinn abgeht. Es bleibt alſo nur ein etwas ſüßliches Colorit, eine geſchickte Technik und — der Name des Künſtlers übrig, um die dreitauſend Ducaten nur Zugabe iſt. Beklagenswerther jedenfalls iſt die todte Farbe des rothen Vorhangs hinter der Venus, die gradezu auf die ohnehin nicht lebhafte Carnation wie eine ſchwere Laſt drückt.

Von einem andern Meiſter der Bologneſiſchen Schule, Guercino da Cento, zählt die Sammlung dreizehn bis vierzehn

Guercino da Cento.

aufzuwiegen.

Freuen wir uns, daß dieſer Name in der Galerie noch durch ein anderes Gemälde auf das Genügendſte vertreten iſt, durch ſeine Venus (450), eine unbekleidete weibliche Geſtalt, die, wenn auch nicht in der Farbe, doch in der Anmuth der Lage, dem Reiz der Bewegung, dem ſanften Fluß aller Linien die meiſten derartigen Bilder übertrifft, ohne die Grenzen des Edlen und Reinen zu verlaſſen. Wenn dabei der Liebesgott, nach deſſen Pfeilen ſie langt, eine Tänzerſtellung annimmt, ſo darf man das nicht zu ſchwer nehmen, da Guido ſelten zur Charakteriſtik irgend eines Gegenſtandes gelangt, Amor hier aber offenbar Bilder. Guercino iſt in der Regel etwas matt in der Farbe, wie er weichlich in der Zeichnung und wenig bedeutend in Compoſition und Darſtellung iſt. Um ſo mehr überraſcht ein Bild von ihm, das wenigſtens in der Farbe und Modellirung an Energie nicht leicht übertroffen werden kann. Das iſt auch eine Semiramis (492), welcher ein Bote den Ausbruch eines Volksaufſtandes in Babylon meldet. Gut freilich, daß der Katalog ſo freundlich iſt, uns zu belehren, denn das Bild würde uns weder den Aufruhr, noch den Namen der Königin verrathen. Sie iſt im Begriff, Toilette zu machen, und hat ſich eben von einer Dienerin das Haar

kämmen lassen, als der Bote mit der genannten Nachricht in's Zimmer tritt. Man begreift auf den ersten Blick, daß es bei all' diesen Gemälden auf die Darstellung selbst, auf Charakter und Ausdruck gar nicht ankommt, und daß der Künstler es allein auf eine malerische Wirkung abgesehen hat. Es ist nicht überflüssig, daran zu denken und solche Bilder darauf anzusehen; zumal da in unsern Tagen einzelne Maler und ganze Schulen wieder diesen Weg eingeschlagen haben, in der Hoffnung, so möglichst rasch auf den Höhen der Kunst anzulangen, und Neues, Niedageweseues zu leisten. Die Armen! Nicht mit der größten Anstrengung bringen sie etwas hervor, was an Farbeneffect und Haltung diesem sehr unbedeutenden Werke des Guercino nahe käme, während durch Conception, Anordnung, Darstellung, Charakterschilderung, selbst im Geschmack ganz Neues geschaffen, und durch Tiefe und Wahrheit des Ausdrucks das innerste Gemüth bewegt werden kann. Immer inzwischen wird der Künstler hier noch mehr lernen, als bei den sehr matten Bildern Guercino's, Lot mit seinen Töchtern (490), Venus und Adonis (483), Cephalus und Procris (484), Dorinda in den Armen des Linco, welche dem vor ihr knieenden Silvio ihre Wunde (am Unterleib) zeigt (489). Wie das letztere ebenso abgeschmackte als geschmacklose Bild beim Ankauf für ein Werk des Correggio hat gelten können, das gehört zu den Räthseln der Kunstliebe, und steht dicht neben der Thatsache, daß es eine Zeit gegeben, in welcher das Bild vom saubern Lot mit 14,000 Livres bezahlt werden konnte.

In ähnlicher Weise wenig ausdrucksvoll, charakteristisch und schön, gleichgültig gegen die Composition, dagegen von überaus kräftiger Wirkung der Farbe und Meisterhaftigkeit des Vortrags, ist Bern. Strozzi, der sogenannte Prete Genovese, welchem vier große Bilder der Sammlung das Zeugniß der Virtuosität geben, ohne damit eine Wirkung auf's Gemüth zu machen, oder der Erinnerung etwas anderes zurückzulassen, als den Eindruck prächtiger Farben.

Weiter geht in derselben Richtung ein anderer Genuese, Giov. Batt. Langetti, in seinem „Apollo und Marsyas"; nur daß es ihm neben seiner bis zur Täuschung gesteigerten Modellirung und der leuchtenden Kraft der Farbe, um eine so wahre und sprechende, ja schreiende Wahrheit der Darstellung zu thun ist, daß Einem die Haut schaudert, wenn sie uns auch nicht wie dem armen Waldgott vom Leibe gezogen wird. Der Gott der goldnen Leier, welcher Bildung und Humanität zu den Erdgebornen gebracht, nimmt sich schon dem Marsyas gegenüber in der Mythe nicht gut aus; wenn ihn aber die Kunst als einen aus den Rothhäuten darstellt, der seinen Gegner mit wahrer Lust skalpirt, so hat sie offenbar die ihr gegebenen oder wohlanständigen Grenzen überschritten. Immer aber sehen wir (und wie das ebengenannte Beispiel zeigt, nicht nur in unsern Tagen) die Kunst, die nur in Aeußerlichkeiten einen Werth setzt, und vorzugsweise nach Virtuosität trachtet, gefühllos; sie empfindet bei dem Gleichgültigen keinen Mangel, und vor dem Schrecklichen keinen Abscheu. Abgesehen von dieser Verirrung des Geschmacks, muß das Verdienstliche in Langetti's Werk anerkannt werden, diese meisterhafte Zeichnung des Körpers von Marsyas, die Charakterisirung seines Schmerzes in allen Muskeln und Nerven und im ganz verzerrten Gesicht, woneben allerdings das Idealisiren dem Künstler schlecht gelingt, wie er an den leeren, weichlich-unbestimmten Formen des Gottes gezeigt hat.

Die naturalistische Auffassungsweise in der Kunst führt nothwendig zur Genremalerei, wie die Geschichte der niederländischen Malerei am deutlichsten darthut. Nur wo der Idealismus so ursprünglich und so energisch herrscht, wie in der italienischen Malerei, kann die Unterordnung unter die Wirklichkeit nicht bis zur Darstellung ihrer alltäglichen Erscheinungen führen. Dennoch ist auch Italien nicht ganz ohne diese Kunstgattung geblieben, nur daß sie sich von den allgemeinen Gesetzen der Historie in Anordnung, Zeichnung, Styl, und namentlich in dem Größenverhältniß der Figuren nicht entfernt hat. Als Hauptvertreter dieser Gattung bei den Italienern gilt Michel Angelo Amerighi da Caravaggio. Die Galerie besitzt sechs Bilder von ihm, von denen vier dem Genre angehören. Unter diesen sind es vornämlich die beiden Darstellungen kartenspielender Soldaten, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, schwerlich aber lange fesseln. Denn wir werden bald inne, daß so bedeutungslose Gegenstände nur durch irgend ein künstliches Mittel, durch Virtuosität des Vortrags, Fleiß der Ausführung, Eigenthümlichkeit der Trachten u. s. w. interessant gemacht werden können, daß aber diese Mittel schon bei der ersten Wiederholung sich abnutzen. Die Spieler des Caravaggio (158, 160) machen einen so geringen Eindruck, daß man — so viele er gemalt hat — immer dasselbe Bild zu sehen glaubt.

Noch weniger übrigens — das muß man dem Naturalismus zugestehen, der doch immer die Mannigfaltigkeit des Lebens zur Grundlage hat — gelingt es dem Idealismus uns zu fesseln, wenn ihm seine Seele die Idee, wenn ihm geistiger Gehalt, schöpferischer Sinn abgeht. Es gibt kaum langweiligere Bilder, als die des Francesco

Albano mit ihren Engelchen und Liebesgöttern, christlichen und heidnischen Gottheiten, die sich in ein so kleines Repertoir von eingelernten, überdies ausnehmend zierlichen Attitüden getheilt, daß man immer nur dasselbe Stück vor sich aufgespielt zu sehen glaubt. Doch gehörten diese Bilder einst zu den Lieblingen der Kunstfreunde und die Dresdner Sammlung ist so glücklich, deren zehn zu besitzen.

Lassen wir diese wenig ergiebigen und wenig erbaulichen Steppen der Kunst hinter uns und treten wir ein in ihren blühenden Garten, zu den Venetianern! Der Eindruck des dritten Saales ist überwältigend. Schon dem ersten Blick begegnet eine Reihe von Gemälden, die durch die aus ihnen leuchtende Wahrheit, und durch die in ihnen waltende Schönheit einen unvergleichlichen Zauber ausüben. Es gehört mit zu den glücklichsten Griffen, die man bei der neuen Anordnung der Gemälde gethan, diese vorzüglichen Werke der großen Venetianer hier zu vereinigen und damit eines durch das andere zu erklären und zu heben. Vor Allen ist es Paolo Veronese, der uns entgegentritt; er ist der Tonangeber dieses Saales. Es gibt wenige Stellen überhaupt (außer Venedig und Paris), wo man das bedeutende Talent dieses großen Künstlers richtig würdigen lernen kann, da er durch die Leichtigkeit, mit welcher er producirte, allerdings oft zur Oberflächlichkeit verleitet worden; keine Sammlung aber enthält so viele Werke von ihm, als die Dresdner, aus denen sein ihm ganz eigenthümlicher, poetisch-künstlerischer Sinn so klar zu erkennen wäre. Immer preist man die Pracht seiner Anordnung, den leuchtenden Glanz seiner Farben, den herrschenden Silberton, der ihnen so viel Reize verleiht; aber man hat nur selten Gelegenheit, aufzusteigen zu dem Quell, aus dem alle diese Vorzüge fließen; nur selten tritt der Grundzug seines künstlerischen Charakters so entschieden und so oft uns entgegen, als hier.

Es ist das Vorrecht des Humors, die Unterschiede zwischen hoch und niedrig, zwischen klein und groß aufzuheben, indem es das Kleine bedeutend, das Große aber nicht ungewöhnlich, nicht übernatürlich erscheinen läßt. Es ist die Arbeit, welche das Leben selbst täglich ausführt, und die uns nur eine poetische Verklärung desselben verdeckt. Man umgibt biblische Gestalten und Geschichten mit einem Heiligenschein, um ihnen eine über dem Leben stehende Wichtigkeit zu geben, um ihnen damit einen größern Einfluß zu sichern. Den größten aber hat immer die Wahrheit, und wer uns jene Begebenheiten im Gewande der Wahrheit zeigt, wird uns leichter für sich gewinnen, als wer sie im Gegensatz mit der Natur und deren Gesetzen hinstellt. Wenn uns nun aber Nichts so wahr erscheint, als was wir selbst erlebt haben und erleben, so müssen Darstellungen aus der Vergangenheit in demselben Maße an überzeugender Kraft gewinnen, als sie sich mit den Erlebnissen der Gegenwart in Uebereinstimmung zeigen, als die handelnden Gestalten in ihrer ganzen Erscheinung von den uns umgebenden, wirklichen, in Nichts sich unterscheiden. Diese Anschauungsweise, die der van Eyk'schen Schule in Flandern ihre Richtung gegeben, die wir auch bei den gleichzeitigen Florentinern wiederfinden, bildet den Grundzug in den Darstellungen Paul Veronese's. Wenn aber die Florentiner die wirklichen Menschen nur gewissermaßen als Zuschauer theilnehmen lassen an den erzählten Begebenheiten; wenn die Niederländer auch ihre wirklichen Menschen die heilige Handlung vorstellen lassen, die Handlung selbst aber in einer höheren, feierlichen Region halten, so daß das Leben doch nur seine äußeren Merkmale dazu geliehen, selbst aber für sich seine eignen Wege geht: so hebt Paolo Veronese auch diese Scheidewand auf; nicht nur äußerlich, nein auch innerlich unterscheiden sich die heiligen, oder die vergangenen Geschichten nicht von den gegenwärtigen; Menschen und Ereignisse bleiben sich immer gleich; der Unterschied liegt nur in einer höheren Stimmung, in einer Steigerung der Empfindung, die aber nie die Grenzen der Wirklichkeit zu verlassen braucht, um zu wirken; ja sie erscheint erst in voller Kraft der Wahrheit, wenn sie ihr Gegentheil in sich hat, wie das Leben, das unbekümmert um einzelne Ereignisse, seine Wellen treibt und wo Ernst und Scherz, tiefes Leid und gleichgültiges Spiel dicht neben einander wohnen und durch ein weiterreichendes Band als Theile eines größern Ganzen in harmonischer Verbindung gehalten werden. Es ist leicht einzusehen, daß in diesen Richtungen Ausschweifungen unvermeidlich sind, wenn die Hand des Künstlers nicht von Geschmack und von edlem Formensinn geleitet wird, Bedingungen, welche von Paolo Veronese meines Erinnerns nie verletzt worden sind. Vierzehn Bilder der Sammlung tragen seinen Namen. Treten wir nun vor seine Hochzeit zu Cana! (277). Lassen wir einstweilen Farbenpracht, venetianische Costüme und Architektur und was sonst das Bild an malerischen Reizen besitzt, und gehen wir auf den eigentlichen Inhalt ein! Es geschieht das bekannte Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein. Es ist keine Spur von Symbolik in der Darstellung; es ist ein Factum; der Wunderthäter ist auch kein Gott, sondern ein Gast wie andre, und was er gethan, unterliegt der Prüfung. Ja er selbst sieht — obschon sichern und festen

Blickes, doch — mit Spannung nach dem Becher, der so eben einer Probe unterworfen wird. „Der Wein hat eine schöne Farbe!“ scheint der Prüfende zu sagen; „wollen sehen, ob er auch den Geschmack hat.“ Andere, die den Wein bereits kosten, bewegen sich in demselben Kreise der Anschauung; man sieht nach und erkennt mit Genugthuung, daß das Experiment gelungen. Außer Fassung kommt Niemand dabei; ja wenn auch die Hochzeitmutter sich fragend umsieht, so hat sie mehr den Ausdruck der besorgten Wirthin, als den der Exaltation. Die Braut bleibt ungestört im vertraulichen Gespräch mit ihrem Bräutigam; die Diener bringen, unbekümmert um den Vorgang, neue Speisen; man ißt und trinkt wie gewöhnlich; ein kleines, neugieriges Mädchen läßt sich heimlich einschenken, und ein anderes sitzt unter dem Sessel eines Gastes und spielt mit seinem Kätzchen. So hat der Künstler das Ereigniß, indem er es mit allen Merkmalen der Wirklichkeit umgab und jede Uebernatürlichkeit, sowohl bei der That als bei ihrer Auffassung fern hielt, vollkommen glaubwürdig gemacht; in der That wie in der Bibel selbst, die auch in der anspruchslosesten Weise Wunder erzählt und erleben läßt wie tagtägliche Begebenheiten.

Was nun diesem geistreichen Bilde einen besondern Werth verleiht, ist die Vollendung, mit der es durchgeführt ist. Nicht allein, daß die vorgestellten Personen wirkliches Leben haben, sich leicht und natürlich bewegen und eine große Mannigfaltigkeit der Charaktere zeigen, sondern sie sind auch von dem sprechendsten Ausdruck in Mienen, Stellung und allen Motiven, so daß man bei keiner im Zweifel darüber bleibt; die Zeichnung ist sehr bestimmt und die Farbe von leuchtender Frische und Klarheit.

Der sogenannte Prachtstyl, den man dem Paolo zuschreibt, tritt viel mehr in dem zweiten großen Bilde dieses Saales, der Anbetung der Könige (276), hervor. Hier liegt der Nachdruck offenbar im Prunk der Trachten und Waffen, in der glänzend ausgefüllten Räumlichkeit und äußeren Contrasten; dafür fehlt Bestimmtheit und Schönheit der Charaktere und des Ausdrucks, so daß eigentlich kaum ein Kopf wirklich interessirt, zumal da die Behandlung und Ausführung im Ganzen sehr flüchtig ist. Nur fehlen auch hier die humoristischen Züge nicht und das Christkindchen ist sehr verwundert darüber, daß der alte Mann ihm seine Füße küßt. Auffallend bleibt nebenbei der Werthunterschied der rechten und der linken Seite, indem die erstere offenbar, selbst in der Farbenzusammenstellung (z. B. in der Gewandung des Mohren), bevorzugt ist.

Von ungleich größerem Werthe und tiefergreifender Wirkung ist die Kreuztragung (279). Hier zeigt der Künstler uns die Freiheit und Selbständigkeit seiner Auffassung unter dem Einfluß eines warmen Mitgefühls. Je leichter er das Wunder bei der Hochzeit genommen, um so ernster nimmt er den Ernst des Ganges nach Golgatha, ja hier benutzt er sogar ein Legendenwunder, das Außerordentliche des Ereignisses in's vollste Licht zu setzen. Unbeschreiblich rührend und ergreifend ist der Anblick des unter der Last des Kreuzes erliegenden Erlösers, und doch sind die Schergen und Kriegsknechte unberührt von Mitleid. Nur ihr Führer, der Hauptmann (der auch später am Fuße des Kreuzes vom Tode Christi bewegt wird), wendet sich erstaunt und von Mitgefühl auf's Stärkste erregt nach ihm; denn er hat das eben auf dem Schweißtuch Veronica's zurückgebliebene Abbild des Antlitzes gesehen und blickt ahnungsvoll und mit der Frage: „Was muß das für ein Mensch sein, dem solches begegnet?“ zu dem zusammengesunkenen Kreuzträger nieder. Er wehrt die Umstehenden, auch Veronica ab, nicht um sie von Christus fern zu halten, sondern um für sich den Blick frei zu haben. Mit großer Sparsamkeit sind hier Nebenfiguren angewendet (z. B. ein in's Horn blasender Junge), selbst die Gruppe mit der Mutter so weit rechts gestellt, daß die Hauptwirkung auf die Mitte concentrirt bleibt und mit ebensoviel Feingefühl ist die Farbenstimmung des ganzen Bildes so ernst, daß man schon von Weitem auf seinen tragischen Inhalt aufmerksam gemacht wird; doch ist auch hier eine Seite (und zwar die linke) viel vorzüglicher als die andere.

Das vierte Bild dieses Saales ist ein Votivgemälde (278), angeblich die Familie Concina vor dem Throne der Madonna. Wie viel in der Malerei schon auf die bloße Anordnung ankomme, sehen wir aus der Abweichung, welche die spätere Kunst in dieser Beziehung vom Herkommen gemacht. Sitzt die Madonna in der Mitte auf einem Thron oder gar auf Wolken und nahen sich ihr von beiden Seiten die Bittenden oder Betenden, so wird es der Kunst sehr schwer, eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden Theilen herzustellen, während die Stellung der Mutter mit dem Kind und den Heiligen an einer Seite und das Herantreten der Stifter von der andern, eine natürliche Beziehung beider auf einander wesentlich zu erleichtern scheint. Jedenfalls ist es den spätern Venetianern weniger anspruchsvoll und mit ihrer natürlichen Darstellweise mehr übereinstimmend vorgekommen, als die symmetrische, architektonische Aufstellung der alten Schule. Das hier bezeichnete Gemälde gehört zu den vorzüglichsten des Meisters. Mit größter Naivetät sind die göttlichen und die mensch-

lichen Personen einander gleichgestellt und mit herzlicher Freude verlangt das Christkind nach ihnen. Die Andacht der Eltern, die fromme Scheu eines ihrer Anverwandten wird bedeutend gehoben und wahrer dadurch, daß die Kinder, welche der Stufe ihrer Entwickelung gemäß sie doch nur äußerlich und nach Vorschrift, aber freilich nicht unterschieden von der elterlichen zeigen könnten, sich entweder gar nicht um die Heiligen kümmern oder mit scheuer Neugierde nach ihnen hinsehen. Dabei ist der Gedanke, daß Glaube, Liebe und Hoffnung die Familie zum Altar geleiten, mit Zartheit und Geschmack vermittelst — sonst in solchen Fällen sehr bedenklicher — allegorischer Frauengestalten ausgedrückt. (Fortsetzung folgt.)

Beranger.

Von

Moritz Hartmann.

Ma muse c'est le peuple . . .
Mes chansons c'est moi . . .
Beranger.

An einem schönen Junimorgen des Jahres 1846 wanderte ich an der Seite meines Freundes Venedey jener entlegenen und einsamen Gegend zwischen der Barrière de l'étoile und der Barrière du Roule entgegen, um von ihm dem mir theuern Chansonnier vorgestellt zu werden. Damals war dieser entfernte Winkel der großen Stadt noch nicht in ein elegantes Viertel verwandelt. Die Gassen Chateaubriand, Byron, Balzac waren kaum angefangen, und bestanden mehr aus Gartenmauern denn aus Wohnhäusern. Akazien und allerlei Fruchtbäume umgaben die einzeln stehenden, kleinen Häuschen; ja selbst ein kleiner Hain von Tannenbäumen erfüllte die Luft mit jenem wunderbaren, geheimnißvollen Sausen, das vom Geräusche in den Gassen so unendlich verschieden ist, und durch das Tannenrauschen und Gesause erscholl Vogelgesang. Man glaubte auf dem Lande zu sein, in einem Dorfe, das einige Glückliche procul negotiis, nach überstandenen Kämpfen und Leiden angelegt haben. Auf dieser glückseligen Insel, in einem einsam stehenden Hause mit Gärtchen wohnte der populärste Mann des modernen Frankreichs, und der größte Dichter seiner letzten zwei Jahrhunderte. Er empfing Venedey, den er seit Jahren kannte und schätzte, und des Freundes wegen auch mich mit so großer Herzlichkeit, daß ich mich neben dieser großen Berühmtheit, der ich mich in meinem jungen Enthusiasmus nur mit Herzklopfen näherte, schon nach wenigen Minuten ganz gemüthlich fühlte. Der würde Beranger großes Unrecht gethan haben, der sich in seiner Nähe, trotz der feinen Ironie, die auf den feinen Fältchen seines Gesichtes lagerte, trotz des eindringenden Scharfblicks, der aus den blauen Augen drang, auch nur einen Augenblick länger, als es die hohe Verehrung für den genievollen Dichter erforderte, beengt gefühlt hätte. Der vorherrschende Charakter seines Wesens war hohe Milde, Versöhnlichkeit, ausgleichende Weisheit. Das macht den Fremden nur etwas betroffen, denn man fand einen Philosophen, oder besser, einen Weisen, wo man eine glänzende Berühmtheit, eine lärmende Popularität, oder sagar einen ausgelassen lustigen, manchmal boshaften, Throne unterminirenden Chansonnier gesucht hatte. Der Mann im blauen Schlafrocke, mit dem Sammetkäppchen auf dem kahlen, runden Dichterschädel, den lange, graue, über den Nacken herabfallende Locken bekränzten, der Mann mit dem großen blauen Auge, mit dem sehr großen, etwas sinnlichen Munde, mit der dicken volksthümlichen Nase, mit den unzähligen kleinen Fältchen und dem so überaus klugen Ausdrucke im Gesichte — der Mann, der in dem kleinen Salon so gemüthlich dasaß und plauderte, und mit einem Worte, mit einer Miene seinen Gast ganz und gar à son aise setzte, der Mann war der vollendetste Weltmann; er hatte, wie Goethe von einer Frau sagte, nicht nur Welt, er hatte die Welt. Wort, Miene und Geberden vereinigten sich bei ihm auf's Ungezwungenste zum harmonischen und anmuthigen Concert, und machten aus dem volksthümlichen Dichter, den der Mann der Last und Arbeit und des Schmutzes wie einen Gott verehrte, auch äußerlich den vollendetesten Gentleman.

Von sich selber sprach er wie von Andern, mit der größten Objectivität, mit jener Freiheit des Geistes, die man erst nach einem langen Leben, nachdem man viele abgeschlossene Perioden hinter sich hat, zu erringen im Stande ist. So erzählte er auch einzelne Ereignisse aus seinem Leben, als ob er Geschichte schreibe, und urtheilte er über seine Leistungen wie ein Literaturhistoriker, ohne gemachte Bescheidenheit und mit milder Strenge. Widersprach man ihm, nahm man ihn gegen ihn selber in Schutz, hörte er gerne zu, und er gestand es lächelnd, wie sehr froh er sei, wenn man ihn widerlege, die Chanson als als eine höhere Dichtungsart anerkenne, und ihm das Verdienst zuschreibe, dieselbe vervollkommnet und ihr eine höhere Stimmung gegeben zu haben. Daß Beranger an der Kraft und Ausgiebigkeit der Chanson eben so wohl, wie an seinem Talent, sie zu er-

weitern, lange gezweifelt habe, weiß ich von Dupont (de l'Eure). Der alte, ehrwürdige Republikaner erzählte, wie ihn der Dichter einst in seine kleine Wohnung beschied, in welcher er mehrere seiner intimsten Freunde versammelt fand. Beranger schien etwas verlegen und hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Endlich zog er ein Papier hervor und sagte: Ich habe hier eine Chanson ganz neuer Art, die ich Eurer Beurtheilung vorlegen will; aber ich fürchte zu arrogant zu sein, und der Chanson mehr zuzutrauen, als sie ihrer Natur nach vertragen kann. Kann man ein Stück ernster Philosophie in einer heitern Chanson heiter vortragen, ohne die Würde des Gedankens zu schänden? C'est ce que vous me direz. — Und so sprechend, begann er den Freunden das so bedeutungsvolle Lied: Le Dieu des bonnes gens, vorzulesen. Die Freunde brachen in Lobpreisungen aus und Beranger war glücklich. Von nun an, sagte er, halte ich keinen Gedanken für zu groß, um in einer Chanson ausgedrückt zu werden; sie hat einen Schritt vorwärts gethan.

Diese Anekdote ist charakteristisch für Beranger und malt ihn so, wie ich ihn gefunden habe. La Chanson, sagte er mir, vient du coeur, mais elle doit passer par la tête. Er war eine naive, mit der Kraft des Gedankens ausgerüstete Natur, und er hat sich zum Künstler ausgebildet. Mit Hülfe der Reflexion kam er dahin, ursprüngliche, naive, wie tiefe und ernste Gedanken, combinirte Schöpfungen naiv auszudrücken; bemächtigt er sich mehr als irgend ein andrer zeitgenössischer Dichter aller Mittel, die ihm seine Sprache geboten, und schuf er sich neue; wußte er aus der modernen Bildung und aus der Zeitgeschichte jene Elemente herauszugreifen, die unmittelbar aus den Nationen kommen, und geformt und poetisch gestaltet, mächtiger auf sie zurückwirken mußten. Dies Alles ohne die merkbar verstimmende Absicht geistreich zu erscheinen. Naiv sind nur diejenigen zu nennen, die, wie ich bei meinem ersten Besuche, in Beranger einen naiven Menschen zu finden erwarten. Nur bedeutende Geister, die sich gebildet, die geforscht, gesucht und mit Mühe gearbeitet haben, bringen es zu der hohen Kunstfertigkeit, die Beranger auszeichnet. Naive und ausgebildete Geister werden im gegebenen, günstigen Momente Volkslieder schaffen, die weiter gesungen werden, weil sie einem gewissen Moment, einem gewissen Ereignisse, einer gewissen Privatstimmung entsprechen; nationale Gesänge, wie die Beranger'schen, werden nur von dem erobert, der das Verständniß hat für das innerste Leben einer ganzen Nation, für das Wünschen und Streben, für Furcht und Hoffnung, für Leiden und Freuden seiner ganzen Zeit. In unsrer Zeit kann ein solcher Dichter auch nicht in den engen Grenzen einer Nationalität eingepfercht bleiben; für ihn gibt es keine Pyrenäen und keinen Rhein; er gehört der Welt. Auch stand Beranger „an der Wiege jeder Freiheit," und hat er „die heilige Allianz der Völker" gedichtet. Einige Monate vor meinem Besuche war ich über Ernst Moritz Arndt in Bonn erstaunt, als ich den Büchertisch dieses Franzosenfeindes von französischen Büchern und Revüen bedeckt fand, und ihn selbst von seinen französischen Freunden und Correspondenzen, und den Deutschthümler mit Interesse von Franzosen und Slaven, unsern Erbfeinden, sprechen hörte. Ich durfte nicht mehr staunen, als ich den größern französischen Dichter in alle Geheimnisse aller Völker eingeweiht sah, und Worte der Liebe und Theilnahme für alle aussprechen hörte. Für bloße Menschen ist die Nationalität nur eine Waffe, oft nur ein Kleid, manchmal eine große Maske. — Was mir damals und später noch oft besonders wohl that, war Beranger's Bekanntschaft mit den deutschen Zuständen. Er interessirte sich für dieses Herz Europa's, das so groß fühlt und so langsam schlägt. Selbst mitten in den bewegtesten Zeiten vergaß er es nicht, und ich erinnere mich eines Briefes, den Jacob Venedey zur Zeit des Frankfurter Parlamentes von ihm erhielt, der aufmunternde und weise Worte an uns richtete. Die deutsche Literatur kannte er, so weit er sie aus Uebersetzungen kennen konnte, ja er hatte sich manchen Dichter, der noch nicht über den Rhein gedrungen war, von Freunden eigens übersetzen lassen. Er sprach mit mir von Heine, Uhland, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben und Andern. An Heine hatte er viel auszusetzen. Der Dichter, der hinter dem heitersten Couplet einen ernsten Gedanken verbarg, konnte den Dichter nicht aufrichtig lieben, der hinter dem ernsthaften Worte eine Grimasse versteckte. Von Uhland sprach er mit jener tiefen Sympathie, die zwischen den beiden verwandten Genien bestehen mußte; vor Freiligrath, dessen erste Sammlung er nur kannte, stand er staunend wie vor einer Sonderbarkeit, die er am allerwenigsten in Deutschland erwartete; an Hoffmann pries er die populäre Seite.

Die kleine Stube des kleinen Hauses in dem entfernten und einsamen Winkel der Weltstadt erschien, wenn man Beranger so reden hörte, wie die Stube einer hohen Warte, die höher ist als die Zinne der Partei, und von der aus man sich eines weiten, weiten, weltüberschauenden Blickes erfreute. Ich bestehe auf dieser Eigenthümlichkeit Beranger's, weil sie bei diesem Chansonnier gewiß am wenigsten erwartet und von seinen französischen

Panegyrikern noch weniger erkannt und hervorgehoben wird, und endlich, weil ich sie, einige praktische Politiker ausgenommen, seit dem Jahre 1846 bei nur sehr wenigen seiner Landsleute angetroffen habe. Ich habe ausgezeichnete und berühmte Professoren ihre Weisheit von der Kanzel verkündigen hören; sie wurden Dummköpfe oder lächerliche Prahlhänse, sobald sie ihren Gedanken über die Grenzen Frankreichs fliegen ließen. Michelet, der sich einbildet, ein weltumfassendes Herz zu besitzen, erniedrigt die ganze Welt zu einer Folie Frankreichs; Merimée, der geistreiche, vielgereiste, vielreisende und vielleseude steht nur auf dem Standpunkte des geistreichsten und gebildetesten Commis voyageurs; J. J. Ampère, der liebenswürdigste Franzose, hat ein empfängliches Herz für alles künstlerisch Schöne aller Völker. Sie sind Ausnahmen; die meisten Andern begnügen sich mehr oder weniger mit der Possenreißer-Anschauung eines Harlekins, wie Philarète Chasles.

In der kleinen Stube athmete Alles jene Poesie der Anmuth, die uns aus hundert heitern Liedern des Dichters entgegenweht. Sie war ein sichtbarer Beweis, daß diese Poesie, an die so schwer zu glauben ist, in der That und Wirklichkeit bestehen kann. Aber der größte Dichter könnte sie in einer Junggesellenstube nicht so evident zur Anschauung bringen, wie in seinen Gedichten, wenn ihm da nicht eine ordnende, weibliche Hand zu Hülfe käme. Die in früher Jugend als Lisette, später als Bonne Vieille besungene treue Gefährtin Beranger's ging bescheidenen Schrittes ein und aus, und ihr Dasein erklärte die duftige Poesie, den Geist der Ordnung und Anmuth, die über dem einfachen Hausrath in den bescheidenen Räumen walteten. Die Zeit war schon gekommen, von der der Dichter prophezeiht hatte:

Lorsque les yeux chercheront sous vos rides
Les traits charmants qui m'auront inspiré.

In der That zogen sich schon viele feine Fältchen durch das einst so schöne Gesicht; aber noch hatte es seine jugendlichen Farben bewahrt, und die blauen, großen Augen blickten milde und voll Verstand in die Welt.

Vous vieillirez, ô ma belle maîtresse!
Vous vieillirez, et je ne serai plus,
Pour moi le temps semble, dans sa vitesse,
Compter deux fois les jours que j'ai perdus.
Survivez-moi; mais que l'âge pénible
Vous trouve encore fidèle à mes leçons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.

La bonne vieille hieß eigentlich Judith und war eine Jüdin. Sie hat ihr Lebenlang treu neben dem Chansonnier ausgehalten, hatte mit ihm alle Wechsel des Geschickes ertragen, und mit ihm gelacht und geweint. Sie war ihm mehr als eine „belle maîtresse.“ Seine größten und anspruchsvollsten Freunde, wie Manuel, Chateaubriand, Lamenais und Andre achteten und liebten diese legitime Muse und illegitime Freundin des Dichters, und bei den kleinen Symposien, die manchmal im Gärtchen desselben Statt fanden, war der Blick und das Wort dieser Freundin nicht zu viel. Manuel, Chateaubriand, Lamenais liebten es, mit ihr Stunden zu verplaudern, und Beranger erkannte sie als höchste Richterin über seine Dichtungen, und zwar nicht wie Molière, der an seiner Köchin die Komik seiner Stücke probirte. Der herausfühlenden Weiblichkeit in ihr gab er das Recht über Leben und Tod seiner Chansons, und er versichert, viel von ihr gelernt zu haben. — Survivez-moi! — ruft er ihr flehentlich zu, und hoffend, daß sie ihm gehorchen werde, ist es die einzige Sorge für ihre alten Tage, die ihn zu einiger Oekonomie, zu gewissen vorsichtigen Maßregeln bewegt, ihn, der so glücklich in den Tag hineinlebt, wie ein Vogel auf den Zweigen, und an nichts in der Welt weniger denkt als an Geld und Gut. Er hält eine Anzahl von Chansons zurück, und schließt wegen seiner posthumen Memoiren Buchhändlerverträge ab, um nur, wenn er dahingegangen, der bonne vieille ein feu paisible zu hinterlassen, an dem sie ihres Freundes Lieder wiederholen kann.

Objet chéri, quand mon renom futile,
De vos vieux ans charmera les douleurs,
A mon portrait, quand votre main débile,
Chaque printemps, suspendra quelque fleurs,
Levez les yeux vers ce monde unvisible
Où pour toujours nous nous réunissons;
Et bonne vieille, au coin d'un feu paisible,
De votre ami répétez les chansons.

Es sollte Beiden nicht so gut werden. La bonne vieille starb einige Monat vor Beranger, und die einzige ökonomische Maßregel seines Lebens war umsonst.

Beranger war sein Lebenlang ein armer Mann, obwohl die Gelegenheiten, sich zu bereichern, nie gefehlt haben. Wie theuer hätte man seine Unabhängigkeit bezahlt; wie glänzende Stellungen sind ihm oft auf ehrenhafte Weise angeboten worden. Doch das gehört in sein öffentliches Leben; so lange wir uns auf seiner Stube befinden, wollen wir uns mit einigen Zügen aus seinem Privatleben begnügen. Eine Auflage seiner Gedichte brachte ihm 30,000 Franken ein. Nie hatte er eine solche Summe beisammen, und er war in Verlegenheit, was damit zu beginnen. Er brachte das Geld zu einem Freunde, einem Banquier. „Da bringe ich Dir une grosse somme; ich verstehe nichts von Geschäften; handle damit nach Deiner Einsicht.“ — Durch

mehre Jahre liefen die Zinsen regelmäßig ein; aber eines Tages tritt der Freund vor Beranger: „Da hast Du Dein Geld; ich ziehe mich von den Geschäften zurück und will mich nicht länger damit belasten."

„Was liegt daran, daß Du Dich zurückziehst? — ich habe Dir das Geld als meinem Freunde, nicht als Banquier anvertraut. Was soll ich damit anfangen?"

Der Freund widersteht, Beranger bringt vergebens in ihn, das Geld zurückzunehmen, und endlich merkt er in dessen Niedergeschlagenheit, daß hinter seiner Handlungsweise irgend ein Geheimniß versteckt sei. Nach langem und eindringlichem Zureden gesteht endlich der Banquier, daß er in Folge mehrer faillites ruinirt sei und wahrscheinlich selbst gezwungen sein werde, sich faillit zu erklären. „Meine reichen Geschäftsfreunde," fügt der Banquier hinzu, „können einen Theil ihres Geldes verlieren, das sie bei mir in Geschäften gewagt haben; aber mit Dir verhält es sich anders. Dies ist Dein ganzes Vermögen, Du hast nicht speculirt, Du hast nichts wagen wollen, Du mußt Dein Geld zurücknehmen."

„Mein lieber Freund," antwortet Beranger, „Du glaubst billig und gerecht zu handeln und merkst es nicht, daß Du etwas Tadelnswerthes begehen willst. Du fällst als ehrlicher Mann; kein Tadel haftet auf Dir; ich will nicht, daß Du etwas gegen Deine Pflicht thust und ich will auch nichts gegen die meinige thun. Nimm das Geld wieder mit Dir."

Der Banquier mußte das Geld nolens volens mitnehmen. Einige Tage darauf war er im Concurs und Beranger erhielt von seinem ganzen Capital 3000 Francs.

Wieder ein anderes Mal, da er ebenfalls sein ganzes Vermögen bei einem Banquier angelegt hatte, ohne sich weiter darum zu kümmern, kommt ein Freund zu ihm und räth ihm, sein Geld zurückzuziehen.

„Und warum?"

„Weißt Du denn nicht, daß N.'s Geschäfte sehr schlecht gehen?"

„Wenn seine Geschäfte schlecht gehen," antwortet Beranger, „so sehe ich nicht ein, wie seine Geschäfte, wenn ich mein Geld zurückziehe, darum besser gehen sollen."

So ließ er denn auch sein Geld wo es war, und verlor es auch bis auf den letzten Sou.

Auch das Alter, das, wie man sagt, im Allgemeinen die Liebe zum Besitz vergrößert, hat in der unbegrenzten Uneigennützigkeit Beranger's nichts verändern können. Herr Isaak Pereyre, der seine Unternehmungen dadurch adelt, daß er an ihren Früchten gern die Edelsten und Besten seiner Nation Theil nehmen lassen will, schickte bei Gründung des Credit mobilier dem greisen Dichter eine große Anzahl von Actien zu und zwar al pari. Der Dichter wäre in wenigen Tagen zum reichen Manne geworden, wenn er die Sendung angenommen hätte. Aber er nahm sie nicht an. Nachdem man ihm erklärt hatte, daß er bei der herrschenden Sucht nach diesem Papiere übermorgen wahrscheinlich über Hunderttausende gebieten werde, lief er erschrocken zu Herrn Pereyre und bat ihn, diese Papiere, die ihn aus seinem gewohnten Gleise werfen würden, doch ja gütigst zurückzunehmen.

Aber wer ist dieser Phönix im Lande Frankreich? Woher kommt er? — Wie ist er es geworden? Wir müssen doch endlich sein Leben erzählen — denn dies ist der Zweck dieser Zeilen — obwohl wir noch Vieles über das innere Leben, über den Charakter und über die Dichtungsweise Beranger's zu sagen hätten. Vielleicht wird uns die Lebensgeschichte noch manche Gelegenheit dazu bieten; bevor wir aber an diese gehen, fügen wir hinzu, daß Beranger kein Phönix ist und daß es in dem Lande der „Corruption" noch viele so reine, mehr als spartanische Charaktere gebe, Männer, von denen man sagen könnte, sie seien Spartaner, die sich lange in Athen aufgehalten. Wir haben in diesen Blättern von François Rude gesprochen, wir sprechen heute von Beranger und gedenken bald von einem Künstler zu sprechen, der es verdient, als im Bunde der Dritte aufzutreten. Und diese Drei stehen nicht allein. Die Rude und Beranger sowie die Carrel, die Geoffroy Cavaignac, die Dupont haben ihre Nachfolger. Die große Tradition ist in Frankreich nicht ausgestorben. Es gibt neben Beranger noch Viele, die sich durch den Schmutz, den die Ebbe nach so vielen Fluthen am Strande zurückgelassen, rein und unbefleckt durchgearbeitet haben.

Pierre-Jean de Beranger ist geboren in der Heimath Molière's, Voltaire's, Beaumarchais', d. i. in Paris und nach diesen vier Blüthen des Pariser Geistes zu schließen, müßte man annehmen, daß vor allen andern Franzosen die Pariser mit dem kampffertigen, immer heiteren Geiste des Widerspruches gegen menschliche Thorheit und Schlechtigkeit begabt sind und wäre es dann nicht die Centralisation allein, welche die Hauptstadt zum Vorkämpfer, und zwar zum singenden und lachenden Vorkämpfer Frankreichs macht. Robespierre kam aus der Provinz, Camille Desmoulin war ein Pariser. In einem alten Hause der Rue Montorgueil, das heute verschwunden ist, unfern dem Geburtshause Molière's, hat Beranger das Licht der Welt erblickt und zwar in der kleinen Stube seines Großvaters, eines alten Schneiders, im Jahre 1780, wie er in seinem Gedichte „der Schneider und die Frau" selber erzählt.

Dans ce Paris plein d'or et de misère
En l'an du Christ mil sept cent quatre-vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père
Moi, nouveau-né, sachez ce qui m'advint.

Mit dieſem Gedichte fängt die Biographie Beranger's an, die man ſich ganz aus ſeinen Liedern zuſammenſetzen kann, denn ſeine Lieder waren ſeine Thaten; aus ſeinen Thaten erwuchſen ihm ſeine Martyrien wie ſein Ruhm und in dieſen Thaten wie in ſeinen Leiden ſpiegelt ſich die ganze Zeit, die er durchlebt hat.

Beranger.

Er wurde bei ſeinem Großvater geboren, weil ſein Vater kein Chez-soi hatte. Dieſer hielt ſich für einen Edelmann, führte ein luſtiges Leben, ſo in den Tag hinein und wartete es ruhig ab, bis ihm die gebratenen Tauben in den Mund flogen. Deſto zärtlicher war der Großvater; ſo zärtlich, daß er den kleinen Pierre-Jean auch nicht mit dem einfachſten Erziehungsſyſtem, nicht mit dem geringſten Unterricht behelligte. Dieſes Geſchäft mußte die Zeit übernehmen und man darf vorausſetzen, daß die Erſtürmung der Baſtille, der er als Gamin von neun Jahren beiwohnte, eine gute und ausgiebige Lection geweſen. Daß er ſie nicht vergeſſen, beweiſt das Lied, das er, beinahe ein halbes Jahrhundert alt, gedichtet hat und aus dem eine ſehr lebhafte Erinnerung herausklingt:

.... Souvenir plein de charmes,
J'étais bien jeune, on criait: Vengeons nous!
A la Bastille! aux armes! vite, aux armes!
Marchants, bourgeois, artisans couraient tous...

Im Jahre 1790 wurde er nach Peronne gebracht und einer Tante übergeben, die daſelbſt, in der Vorſtadt, ein kleines Gaſthaus hielt. Kaum daſelbſt angekommen, hatte er ein kleines Abenteuer. Er ſtand am Fenſter und betrachtete die Wolken, die gewitterſchwer heraufzogen, während die alte, fromme Tante voll Angſt ein Kreuz nach dem andern ſchlug und ſich und den Neffen mit geweihtem Waſſer beſpritzte. Der Blitz ſchlägt ein, das Kind wird getroffen und fällt bewußtlos zu Boden.

Beranger war nahe daran, das Augenlicht zu verlieren. Erst nach langen Bemühungen bringt man ihn wieder zum Bewußtsein und sein erstes Wort, obwohl er noch blind, ist an die Tante gerichtet: Nun, was hat all Dein geweihtes Wasser genützt? — Wie viele seiner gegen Aberglauben und Bonzenthum gerichteten Gedichte liegen keimend schon in dieser Frage. Das gemüthvolle, rührende Gedicht „souvenirs d'enfance" erwähnt dieses Abenteuers mit einem anderen, lyrischeren Witze:

Du ciel, ici, sur moi la foudre tombe
Et m'apprivoise avec celle des rois.

Diese Verse erinnern unwillkürlich an die Worte, die Mirabeau über Franklin gesprochen, Franklin, mit dem Beranger so manche Aehnlichkeit hat und in der That spricht er in demselben Gedichte von dem amerikanischen Buchdrucker, dessen Handwerk er in Peronne erlernte.

Je me crus des droits au nom de sage,
Lorsqu'on m'apprit le métier de Franklin.

Le métier de Franklin lehrte ihn, auf Bitten der Tante, die mit Schrecken in dem kleinen Jungen einen unpositiven, poetischen Geist entdeckt hatte, der erste Buchdrucker des Ortes, Herr Laisney. Aber das Schicksal hat der Tante einen Streich gespielt, denn Herr Laisnay machte selber Verse und sobald er in seinem Lehrling eine verwandte Neigung entdeckt hatte, unterrichtete er ihn mit viel mehr Eifer in der brotlosen Verskunst, denn in der ehrenwerthen Buchdruckerkunst.

„Dans l'art des vers, c'est toi qui fus mon maître"

bekennt Beranger, indem er Laisney anredet. Aber dieser gute Mann sah ein, daß das poetische Feuer sich leicht selbst verzehrt, wenn ihm nicht Wissen und Bildung die gehörige Nahrung bieten und er ließ Beranger die Schule des Institut patriotique besuchen, welches ein Herr Ballue de Bellenglise, Exdeputirter der Legislative, nach Rousseau'schen Ideen in Peronne gegründet hatte. Daselbst erhielt Beranger die Grundlage zu einer soliden Bildung, die er sein ganzes Leben hindurch zu erweitern bestrebt gewesen. Man braucht nur das oben erwähnte Gedicht zu lesen, um an der Rührung, mit der Beranger von jener Peronner Zeit spricht, zu erkennen, daß er sie für die glücklichste Epoche seines Lebens gehalten. Trotzdem verließ er sie schon im Jahre 1796, fest entschlossen, in Paris eine große und glänzende literarische Laufbahn zu beginnen.

Das Erste, was ihm in Paris auffallen mußte, war die sogenannte goldene Jugend, la jeunesse dorée, die unter dem Directorium auf Gräbern tanzte, zwischen den Trümmern zerschlagener Hoffnungen schwelgte und für einen Augenblick das Sündenleben der Regence und Ludwig's XV., nur auf breiterer Basis, neu erstehen ließ. Gegen diese verderbte Welt richtete er ein satirisches Lustspiel „die Hermaphroditen," das er aber nicht auf die Bühne bringen konnte. Bald darauf mühte er sich mit einem großen patriotischen Epos, „Chlodwig," ab, das ganz in steifen, höchst regelrechten Alexandrinern abgefaßt war. Die Jugend steckt immer in der Tradition und schwört auf die Worte des Meisters; mehr als jede andre Jugend die französische, die in tiefer Andacht vor der Classicität des siebzehnten Jahrhunderts erzogen wird. In der Revolutionszeit hatte die Classicität neuen Saft und Kraft und einen wahrhaft antiken Anhauch erhalten durch André Chenier, den großen Dichter, in dessen Adern das griechische Blut seiner Mutter floß. Der echte antike Geist Chenier's, sowie der falsche antike Formalismus Chateaubriand's führten den suchenden Beranger irre und er beging noch eine dritte antikisirende Sünde in dem idyllischen Gedichte „die Pilgerfahrt," das aus vier langen und langweiligen Gesängen bestand. Welche Kämpfe hat das Genie zu bestehen, wie viele Umwege hat es zurückzulegen, bis es zu sich selber gelangt.

Müde von der dem Jüngling schon zu lange währenden und doch vergeblichen Ruhmesjagd, faßte er den Entschluß, nach Egypten auszuwandern — aber von einem besonnenen Manne, der die Expedition mitgemacht, wieder von seinem Entschlusse abgebracht, zog er sich nun, aller Mittel baar und alle ehrgeizigen Träume aufgebend, in eine Mansarde zurück. Und siehe da, die Armuth, sobald er sich mit ihr allein fand, enthüllte sich ihm als seine Muse. In der Mansarde, der Welt, des Ehrgeizes, der Akademie, des Alexandriners vergessend, begann er in ungezwungenen Versen das Glück der Armuth, die Freuden des Dachstübchens, die Reize Lisettens zu singen und Beranger hatte sich selbst gefunden, ohne es zu wissen. Er sprach immer mit Rührung und Liebe von jener Zeit der Entbehrung, der Entsagung und der ungehofften Freuden:

„Ich war so arm!... Erlaubte ich mir nur das kleinste Vergnügen, war ich durch acht Tage gezwungen, von den magersten Speisen zu leben, die ich mir selbst bereitete; dabei häufte ich Reim auf Reim und war ich voll Hoffnung künftigen Ruhmes. Spreche ich Ihnen nun von jener lachenden Epoche meines Lebens, da ich ohne Stütze, ohne gesichertes Brot, ohne Kenntnisse eine Zukunft träumte ohne die Freuden der Gegenwart zu versäumen, füllen sich meine Augen unwillkürlich mit Thränen. O welch eine schöne Sache ist die Jugend, sie, die ihren Zauber bis über

das Greisenthum, dieses so arme und enterbte Alter, zu verbreiten vermag. Benützen Sie wohl den Rest der Jugend; lieben Sie und lassen Sie sich lieben. Ich habe dieses Glück sehr genau gekannt; es ist das größte des Lebens."

In einer seiner Vorreden, die zugleich Meisterwerke des französischen Stiles sind, erzählt Beranger, wie er mit Hülfe Lucian Bonaparte's dem Elende, das ihn trotz aller Jugendkraft erdrückt haben würde, auf ehrenhafte Weise entronnen ist.

„Beraubt aller Hülfsmittel, müde des immer getäuschten Hoffens, ohne Ziel und Aufmunterung, ohne Bildung und Rath Verse machend, hatte ich im Jahre 1803 die Idee, meine formlosen Gedichte einzupacken und sie per Post dem Bruder des ersten Consuls, Lucian Bonaparte, zuzuschicken, welcher bereits als großes Rednertalent und wegen seiner Liebe zu Künsten und Wissenschaften berühmt war. Mein, eines jungen Republikaners würdiges Geleitschreiben — ich erinnere mich dessen noch — trug den Stempel des Stolzes, der sich verletzt fühlte durch die Nothwendigkeit, zu einem Protector seine Zuflucht zu nehmen. Arm, unbekannt, so oft enttäuscht, wagte ich es nicht, auf den Erfolg eines Schrittes zu rechnen, den Niemand unterstützte. Aber schon nach drei Tagen, o unsagbare Freude! läßt mich Lucian Bonaparte zu sich berufen, erkundigt sich nach meiner Lage, der er bald zu Hülfe kommt; spricht mit mir als Poet und überhäuft mich mit Aufmunterung und Rathschlägen. Unglücklicherweise ist er gezwungen, Frankreich zu verlassen. Ich glaubte mich beinahe vergessen, als ich aus Rom eine Anweisung erhielt, um das Honorar des Instituts, dessen Mitglied Herr Lucian Bonaparte gewesen, zu erheben, zugleich mit einem Schreiben, das ich sorgfältig aufbewahrt habe und in dem er mir sagt:

„„Ich übersende Ihnen eine Anweisung auf mein Honorar des Institutes. Ich bitte Sie, dasselbe anzunehmen und ich zweifle nicht, daß wenn Sie fortfahren, Ihr Talent arbeitend auszubilden, Sie einst eine der Zierden unsers Parnasses werden. Pflegen Sie vor Allem die „Delicatesse" des Reimes! Hören Sie nicht auf, kühn zu sein, aber seien Sie eleganter ꝛc. ꝛc.""

Beranger bezog das akademische Honorar bis zum Jahre 1812. Seit 1805 vermehrte er diese sehr mäßige Einnahme durch journalistische Mitarbeiterschaft an den Annales de Musée, die der Buchhändler Landon herausgab. Etwas später (1809) von dem Akademiker Arnault empfohlen, wurde der bereits bekannte Dichter durch Herrn de Fontanes, Großmeister der Universität, als Commis-expéditionnaire in den Bureaux des Secretariats mit 1800 Francs Gehalt angestellt. In dieser bescheidenen Stellung verblieb er bis beinahe in die Hälfte seines Lebens.

Einmal vor der Nothdurft des Lebens geschützt, kommt Beranger wieder auf seine alte Marotte, das Theater, zurück und verfaßt sogar ein Vaudeville. Glücklicherweise aber war er bereits schon zu bekannt als Chansonnier, als liebenswürdiger anakreontischer Sänger, als daß sich nicht Leute von Besonnenheit und Urtheil hätten finden sollen, die ihn auf's Neue von diesem Wege, der für sein Talent ein Abweg war, weise abgeführt haben. Desaugiers, der berühmteste Chansonnier jener Zeit, sah Berangers Erfolge ohne Neid und Eifersucht, und obwohl ahnend, daß er von diesem umfassenden Geiste bald überstrahlt sein werde, munterte er ihn doch auf und führte ihn als ein würdiges Mitglied in den Caveau ein. Le Caveau war eine Art von Ludlamshöhle, in welcher sich unter dem Empire die talentvollsten unter den unabhängigen Geistern Frankreichs versammelten und die bald ein größeres Ansehen gewann als selbst die Akademie, welche sich den despotischen Einflüssen Napoleon's nicht entziehen konnte. Auch hatte die Polizei damaliger Zeit mehr als einmal darüber nachgedacht, wie le Caveau unschädlich gemacht werden könnte. Aber welche französische Polizei hat noch das Mittel gefunden, ein fliegendes Lied in seinem Fluge aufzuhalten? Es ist wohl zu bemerken, daß Beranger in diesem Oppositionskeller bald eine der ersten Rollen spielte; denn zu oft sucht man ihn als einen unbedingten Mensator des Empire's darzustellen, während er nur, wie alle Nationalen, zur Zeit des Unglücks sich auf Seite des geschlagenen Kaisers stellte und wie alle Liberalen zur Zeit der Restauration gegen die aufgedrungene Regierung mit Erinnerungen an die Gloire-Zeit gegen eine demüthigende Gegenwart Opposition machte. Daß er nicht einmal ein unbedingter Anhänger der „Gloire" gewesen, zeigt seine liebliche Satire „Le Roi d'Yvetot," die er als Mitglied des Caveau gegen den Krieg 1813 verfaßte. Aber erst im Jahre 1814, im Jahre des Unglücks, wird er, wie ihn Börne nennt, „die Nachtigall mit den Adlerklauen," tritt er als eigentlicher politischer Dichter auf, als derjenige Dichter, der ewig als der wahrste verkörperte Wiederhall seiner Zeit dastehen wird. Vergessen sind die heitern Weisen der „Bachante," des „Senateur," der „Gaudriole," „Roger Bontemps," der „Gueux" ꝛc. ꝛc.; jetzt gilt es nämlich, zu Muth und Kampf aufzufordern, und da Frankreich gefallen ist, es liebend zu trösten und auf bessere Zeiten hinzuweisen.

Gai! gai! serrons nos rangs!
En avant, Gaulois et Francs!

Im Angesichte des Feindes erschallen seine tyrtäischen Oden, vor ihren Ohren zischen seine Spottlieder. Den Generälen Kaiser Alexander's singt man das Lied von den beiden Grenadieren; Wellington selbst hört die „Anglomanie" und „Villain-Ton" als eine Serenade vor seinen Fenstern erklingen. Beranger's Lieder sind wie eine Fortsetzung des Kampfes bis zu dem Augenblicke, da Napoleon die Insel Elba verläßt. Der Kaiser erkennt dieses Verdienst und in den hundert Tagen will man den Dichter belohnen; man bietet ihm die Stelle — eines Censors an! So wenig begriff bereits Napoleon, selbst als er den Liberalen spielen wollte, einen Charakter wie Beranger. Auf solche Anträge antwortet der Dichter als Diogenes:

Diogène,
Sous ton manteau,
Libre et content, je roule mon tonneau.

Mit der zweiten Restauration beginnt für Beranger die glorreichste und zugleich durch seine äußeren Schicksale interessanteste Zeit. Vor den Reihen, die sich zusammendrängten, um die Schmach Frankreichs so viel als möglich zu verwischen, die Reste der Freiheit, oder vielmehr der Freiheiten, gegen ein aufgedrängtes Königthum, einen aus der Verbannung mit veralteten Ansprüchen rückkehrenden Adel, einen immer kühner und anmaßender sich erhebenden Klerus zu retten — vor den Reihen, die Manuel's und Foy's Reden begeisterten, P. Louis Courrier's Pamphlete aufreizten, ging er als singender Fahnenträger einher und seine Stimme erscholl so laut und wirkte so mächtig bis auf die hintersten Linien, daß man geneigt war, ihn als Einen der liberalen Partei zu betrachten. Er bedient sich jenes nationalen Mittels der Opposition, welches fast von sämmtlichen Liberalen jener Zeit als das mächtigste und wirksamste anerkannt und adoptirt worden: der Erinnerung an die Zeit des Ruhmes und an den Kaiser, ein Mittel, das den Bourbonen unangenehmer sein mußte, als jeder noch so heftige directe Angriff. Neben seinen Liedern gegen König, Adel und Klerus wagt er es, den Mann von St. Helena zu besingen in seinem Souvenir du peuple, le petit caporal, le cinq Mai und Andern. Ueber seinen Imperialismus spricht er sich in seiner Vorrede von 1833 am besten selbst aus:

„Meine enthusiastische und treue Bewunderung für das Genie des Kaisers, die Vergötterung, zu der er das Volk begeisterte, welches nicht aufhörte, in ihm den Vertreter der siegreichen Gleichheit zu sehen; — diese Bewunderung, diese Vergötterung, die eines Tages aus Napoleon den edelsten Gegenstand meines Liedes machen sollten, haben mich nie über den stets wachsenden Despotismus des Kaiserreiches verblendet. Im Jahre 1814 sah ich in dem Falle des Kolosses nur das Unglück eines Vaterlandes, das ich unter der Republik lieben gelernt habe. Nach der Rückkehr der Bourbonen, die mir gleichgültig waren, schien es mir, daß ihre Schwäche das Wiederaufleben der nationalen Freiheiten erleichtern werde. Man versicherte, daß sie sich mit diesen versöhnen würden; trotz der Charte glaubte ich wenig daran; aber man konnte ihnen diese Freiheiten aufzwingen ... Die Täuschung dauerte nicht lange ... Die Rückkehr des Kaisers theilte Frankreich bald in zwei Lager und begründete den Widerstand, der bis 1830 dauerte. Sie erhob wieder die volksthümliche Fahne, trotz Waterloo und des Unglücks, das darauf folgte. In den hundert Tagen täuschte mich die Volksbegeisterung keineswegs; ich sah ein, daß Napoleon nicht constitutionell regieren konnte ... Ich gewann die tiefe Ueberzeugung, daß, wenn selbst die Bourbonen so wären, wie sie ihre Anhänger zu schildern pflegten, dennoch für sie keine Möglichkeit da war, Frankreich zu regieren, und für Frankreich keine Möglichkeit, ihnen die liberalen Grundsätze aufzudrängen, welche seit 1814 wieder erobert hatten, was sie unter der Schreckenszeit, der Anarchie des Directoriums und der „Gloire" des Kaiserreiches an Boden verloren. Diese Ueberzeugung verdanke ich weniger der Berechnung meines Verstandes, als dem Instinkte des Volkes. Bei jedem Ereignisse habe ich es mit einer religiösen Sorgfalt studirt und ich habe es fast immer abgewartet, bis seine Gefühle mir im Einklange mit meiner Berechnung erschienen, um nach ihnen in der Rolle, die mir damals die Opposition anwies, mein Verhalten zu bestimmen. Das Volk ist meine Muse."

Ein solcher Mann konnte unter der verfolgungssüchtigen Restauration nicht unbemerkt bleiben. Er hat ihren furchtbarsten Feind betrauert und in den Augen der Nation verklärt; er hat das Volk, das unter dem „weißen Schrecken," la terreur blanche, seufzte, getröstet; er hat den ci-devant, den Marquis de Carabas und seine Sippschaft ausgelacht, das waren seine Verbrechen, die nicht ungestraft bleiben konnten. Sein bescheidenes Amt hatte er schon selbst aufgegeben, um nicht einer Regierung zu dienen, die er verachtete; der Mangel war wieder bei ihm eingekehrt. Das war nicht genug. Die Regierung wagte es, Hand zu legen an einen Dichter, der den verkörperten Instinkt des Volkes, das sie regierte, darstellte, und hoffte so sich an diesem Instinkte zu rächen, wo nicht ihn ganz zu unterdrücken. Im Jahre 1821 erhob der Procureur des Königs, Marchangy, der durch diese That eine traurige Berühmtheit erlangt, vor den Assisen gegen Beranger die Anklage auf Beleidigung

der öffentlichen Moral, der guten Sitten, der Religion und des Königs, und der Dichter wurde trotz der geistvollen Vertheidigung Dupin's von den eingeschüchterten und auserwählten Geschwornen zu drei Monaten Gefängniß und einer Geldstrafe von 500 Francs verurtheilt. Der Tag seiner Verurtheilung war der Anfang seiner größten Triumphe. Nie hat eine cause celèbre eine so große, so theilnehmende Volksmenge im Justizpalaste versammelt. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln waren vom frühesten Morgen an alle Räume besetzt und war das Gedränge um und in dem Sitzungssaale so ungeheuer, daß Präsident, Richter und Advocaten nur durch die Fenster auf ihre Posten gelangen konnten. Am Abend nach der Verurtheilung war ganz Paris auf den Beinen und alle Gassen erschollen von den Liedern des Verurtheilten, die in hundert- und tausendstimmigen Chören gesungen wurden. Im Gefängnisse Sainte-Pelagie erhielt er alltäglich und aus allen Gegenden Frankreichs die schönsten Beweise lebhaftester Theilnahme, und zwar kamen diese Demonstrationen zum großen Erstaunen Beranger's und des Publicums, und vielleicht zum noch größeren Erstaunen der Regierung aus den Departements, welche den Bourbonen von jeher die treueste Anhänglichkeit bewährt hatten. Ist es ein Wunder, daß Beranger unter solchen Umständen, wenn auch im Gefängniß, den heitersten Ton seiner Jugendlieder wiedergefunden und daß die anakreontischesten seiner Gesänge aus Sainte-Pelagie datirt sind? Ist es ein Wunder, daß der Dichter aus diesem Gefängnisse kräftiger und gewaltiger hervorgegangen? Obwohl bereits in den Jahren, da die dichterische Kraft sonst abzunehmen pflegt, bespannte er seine Lyra mit neuen und ehernen Saiten, und seine Freude, wie ein vorgefühlter Triumph, sein Spott und sein Anathema erschollen zugleich melodischer und gewaltiger als je. Er wurde der Abgott des Volkes und die hervorragendsten Männer der Nation drängten sich um ihn, suchten seine Freundschaft, strebten, freilich vergebens, ihm ein sorgenloses und bequemes Leben zu bereiten. Unter diesen Männern waren selbst solche, die kämpfend vor dem Throne der Legitimität standen, wie Chateaubriand. Zu seinen intimsten Freunden aus der liberalen Partei gehörten Marschall Sebastiani, Dupont (de l'Eure), Laffitte, General Foy, Manuel, „der einzige Mann, den er nicht verlassen haben würde, wäre er selbst in der hervorragendsten Stellung gealtert."

Aus alle dem verstand es die Restauration nicht, sich eine Lehre zu ziehen. Die Anwendung der kleinlichsten Mittel, die Verkennung des Nationalgeistes und der Wünsche und Sympathieen des Volkes waren ihr unter Karl X. zur zweiten Natur geworden. Der definitiven Unterdrückung sämmtlicher Freiheiten sollte die Unterdrückung der einzelnen Freien vorhergehen und im Jahre 1828 wurde gegen den Dichter von „Charles le Simple," „les infiniment petits," „l'Ange gardien," „Denys maitre d'école," eine neue Anklage geschleudert. Derselbe Triumph für Beranger, nur war er diesmal ruhiger, denn Frankreich fühlte sich stark und kampfbereit. Das Urtheil lautete auf zehn Monate Gefängniß und 10,000 Francs Geldstrafe. Die Geldstrafe zahlte für den armen Dichter die Nation; die Haft saß er im Gefängniß La Force ab, dem härtesten Gefängniß von Paris, gut verwahrt und aufgehoben, daß von dem allgemeinen Chor der Liebe und des Mitleids, der sich in ganz Frankreich für ihn hob, nicht Ein tröstender Ton zu ihm zu dringen vermöge. Der König hielt es für nothwendig, in seiner Thronrede auf die gefangene Nachtigall anzuspielen; der Erzbischof von Paris und andre Bischöfe warfen ihre Bannstrahlen gegen ihn in Hirtenbriefen; die Pfarrer predigten gegen den Gefangenen. Aber das Volk sang seine Lieder und die Nationalgarde vergaß ihn nicht, wenn sie, wie es damals Gewohnheit wurde, den König mit allerlei Ausrufungen empfing. Man stand am Vorabend von 1830.

So trug Beranger zu der Julierhebung durch sein Leben und durch seine Lieder eben so viel bei, als Manuel und Foy durch ihre Reden. Was er in den Julitagen selbst gethan, ist bisher unbekannt, obwohl es vielleicht die heldenmüthigste That seines Lebens. Was ich hier erzählen werde, ist ein Factum und ich habe es aus der besten Quelle, von Beranger selbst. Das Volk schlug sich, die Kanonen donnerten, aber eben so unschlüssig wie in St. Cloud war man in den Salons Laffitte's, wo sich die liberalen Deputirten versammelten. Es fand sich Niemand, der die Revolution in die Hand zu nehmen, der ihr eine Richtung zu geben wagte und es war Gefahr da, daß das heldenmüthige Volk ermatte, wenn ihm nicht von irgend einem bekannten Vorkämpfer der Freiheit Muth zugesprochen und das Ziel gezeigt werde, auf das es lossteure. Beranger erkannte dies und trat unter die zaudernden Deputirten. Er machte den Vorschlag zu jener Proclamation, die später erschienen ist. Man lächelte über den poetischen Brausekopf. Da Beranger das Zaudern sieht, setzt er sich selber hin und verfaßt die Proclamation und legt sie zur Unterschrift vor. Abermaliges Zaudern. Da schreibt Beranger selbst die Namen hin. Gut, sagt er, gelingt die Sache, dann habt ihr es gethan; wird das Volk geschlagen, dann habe ich die Proclamation aufgesetzt und unter-

zeichnet. Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer und eilt in die Druckerei. Wenige Stunden später sprach die Proclamation von allen Straßenecken zum Volke; den gedruckten Namen konnte man es nicht ansehen, welche Handschrift sie unter die Proclamation gesetzt. Wenige Tage darauf waren die Unterzeichneten an der Spitze der Regierung; der Unterzeichner blieb in seinem bescheidenen Dunkel. Zwar werden ihm Stellen genug angeboten, aber er entzieht sich mit einem Liede: A mes amis, devenus ministres.

Non, mes amis, non, je ne veux rien être;
Semez ailleurs places, titres et croix.
Non, pour les cours Dieu ne m'a pas fait naître:
Oiseau craintif je fuis la glus des rois.

. . . . . .

De mon berceau près de benir la paille,
En me créant Dieu m'a dit: Ne sois rien.

Und wie er früher die Vorsorglichkeit der Freunde vereitelt, eine ihm günstige Clausel in Manuel's Testamente unmächtig gemacht, Sebastiani's Anerbietungen zart zurückgewiesen, Laffitte's Anträge belächelt hatte, so wußte er jetzt auch den Anerbietungen der Minister gewordenen Freunde auszuweichen. Vor diesen und vor den Ovationen des Volkes zog er sich in die Stille Passy's zurück und oft, um den Unbequemlichkeiten des Ruhmes zu entgehen, in das Innere des Landes nach Fontainebleau, nach Tours und andern stillen Tusculis. Die Chanson war ja, wie er sagte, mit Karl X. entthront und Frankreich hatte Freiheiten genug, um sich auch ohne seine Chanson für die Freiheit bilden zu können.

In seine Einsamkeit zog er sich mit den Erfahrungen eines ereignißreichen halben Jahrhunderts zurück und hatte so Stoff genug, ein würdiges Alter würdig zu beschäftigen. Er wollte, wie er es in seiner berühmten Vorrede von 1833 ankündigt, une espèce de Dictionnaire historique schreiben, in welchem er an jeden Namen einer politischen oder literarischen Notabilität seine Bemerkungen, Erfahrungen, Urtheile, Aufklärungen anknüpfen wollte, um Irrthümer und Verläumdungen aufzuhellen und zwar ohne Parteilichkeit und Vorurtheil. „Frankreich wird mir es einst Dank wissen. Wer weiß, ob es meinen Namen nicht diesem Werke des Alters verdanken wird, wenn er mich überlebt. Es wäre komisch, wenn die Nachwelt sagen würde: der einsichtsvolle, der gründliche Beranger! Warum nicht?"

Der Dictionnaire historique hat sich in den letzten Jahren des Dichters in mehrere Bände geordneter Memoiren verwandelt, die, wenn sie unter den posthumen Werken erscheinen, gewiß eine der besten und lautersten Quellen unsrer Zeitgeschichte bilden werden.

Aus seiner Einsamkeit ließ Beranger nur wenige Liederraketen aufsteigen, aber eins dieser wenigen Lieder, „Le déluge," das im Jahre 1847 erschienen, reichte hin, um den Glauben an seine Prophetengabe, an seine Solidarität mit dem innersten Leben der Nation und der ganzen Zeit zu erneuern. Enthielt denn dieses, mit der ganzen Beranger'schen Meisterhaftigkeit geformte Gedicht nicht Vorhersagung des Jahres 1848 in sich? Als dieses ausbrach, glaubte man den Anfangsversen dieses Gedichtes doppelt gerne:

„Toujours prophète, en mon saint ministère,
Sur l'avenir j'ose interroger Dieu.
Pour châtier les princes de la terre,
Dans l'ancien monde un déluge aura lieu." etc.

und das Volk strömte dem Propheten zu, riß ihn mit den lärmendsten Ovationen aus seiner geliebten Einsamkeit und wählte ihn endlich mit 204,471 Stimmen zu seinem Vertreter bei der constituirenden Versammlung, obwohl er den Wählern vor der Wahl ablehnend gedankt hatte. Seine Entlassung, die er eingab, wurde einstimmig von der Versammlung zurückgewiesen und er sah sich gezwungen, wiederholt um seine Freiheit zu bitten, die ihm endlich gewährt wurde. Diejenigen, die an dem fleckenlosen Leben und Charakter Beranger's gern etwas zu tadeln haben möchten, machen ihm diese Bescheidenheit, die sich in seinen beiden Briefen an die Versammlung so rührend ausspricht, zum Vorwurf. Der Mann, sagen sie, der sein ganzes Leben den guten Patrioten, den aufopfernden Bürger gespielt hat, hätte diese Gelegenheit benützen sollen, um seine Erfahrungen, seinen Geist zum Vortheil des Vaterlandes auszubeuten. Als ob ein großer Dichter auch ein großer Gesetzgeber sein müßte; als ob der Verfasser unsterblicher Oden auch unsterbliche Paragraphen müßte verfassen können. Cicero war ein schlechter Dichter und dieser große Dichter wäre vielleicht ein schlechter Cicero geworden. Wie sehr ist es im Gegentheil an ihm zu rühmen, daß er, trotz aller Triumphe eines halben Jahrhunderts, trotz des allgemeinen Vertrauens seiner Mitbürger, sich nicht Talente zutraute, die er vielleicht besaß, die er aber noch nicht erprobt hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß sich gewisse Menschen freuten, Beranger einen Vorwurf machen zu können. Der Athener, der den Aristides verurtheilte, nur weil ihn alle Welt den Gerechten nannte, ist ein ewiger Typus. Im Uebrigen gab es in unsrer Zeit nur wenige Größen, die, was ihren Ruhm und ihren Ruf betrifft, so unangefochten durch's Leben gingen. Als Künstler wie als Charakter fand er, trotz aller Parteien, die allgemeinste Anerkennung. Schon bei Leb-

zeiten wurde ihm als einer unvergänglichen Größe gehuldigt, wie einem Molière und Lafontaine. Sainte-Beuve wagte, sich an ihm zu reiben, aber nur, um zu beweisen, wie wenig dieser alexandrinische Bücherwurm fähig sei, einen Dichter wie Beranger, einen wahren Dichter überhaupt zu begreifen. Man lese nur, was er über Beranger's Refrains sagt. Nur in den schönsten Volksliedern des Nordens ist der Refrain mit solcher Meisterhaftigkeit, so musikalisch, so Ahnung weckend und geheimnißvoll angebracht, wie in Beranger's Chansons. Sainte-Beuve findet ihn überflüssig, störend, oft trivial. Auch die Freiheiten, die sich Beranger manchmal mit der Sprache erlaubt, rechnet er ihm zum Vorwurf an, nicht ahnend, daß man ihm grade das Gegentheil zur Last legen könnte. Wenn es jemals einen Dichter gab, der durch seine Sprachwissenschaft berechtigt und durch seine außerordentliche Popularität befähigt war, die akademische und traditionelle Fessel der französischen Poesie zu sprengen, so war es Beranger. Eine höhere Kritik dürfte ihn mit Recht darum tadeln, daß er die Herkömmlichkeit und den Dictionnaire der Akademie zu sehr geachtet, daß er zu classisch gewesen, daß er die Sprache nicht aufgefrischt und bereichert hat, indem er, wie englische und deutsche Dichter, vergessene aber kräftige Elemente aus gesunden und echt nationalen Dialekten holte; daß er nicht über Boileau hinausgegangen und nicht die Sprache berücksichtigt hat, in der Rabelais und Montaigne und endlich sein großer Ahnherr, der Vagabund und Chansonnier Villon geschrieben; daß er nicht zur selben Einsicht gekommen, wie seine Zeitgenossen P. L. Courrier und Honoré Balzac, die es beide erkannten, daß in der Sprache der Touraine und des mittleren Frankreichs überhaupt ein Verjüngungsquell der französischen Poesie sprudle. Beranger kann freilich antworten, daß er ein Pariser gewesen und daß er um so bewundrungswürdiger sei, daß er mehr ein Schüler Lafontaine's als der Volkspoesie, dennoch ein Volksdichter im größten Sinne des Wortes geworden und daß er die Kunstsprache und die Kunstpoesie auf jene Höhe der Vollendung erhoben, wo sie der Volkspoesie so nahe steht, daß sie ihr die Hand reicht. Sainte-Beuve hat sich in jenem Artikel über Beranger als denjenigen bewährt, als den wir ihn kennen. Es ist einmal die Eigenthümlichkeit und Leidenschaft dieses Montagsplauderers und Feuilletonisten des Moniteurs, alle Größe zu verkleinern, das Kleine zu erheben, das Wahre zu fälschen, das Gemeine zu vergolden und vor Allem sich über jede Unabhängigkeit zu ärgern, alles Ursprüngliche zu hassen, alles Neue zu verwerfen. Auch Herr Pomartin griff Beranger an, aber man wußte es in ganz Paris, daß dieser Scribent dieses Angriffs bedurfte, um sich im Faubourg St. Germain, dem er seine schwachen, aber bürgerlichen Kräfte gewidmet, zu legitimiren. Beide Angriffe trugen nur dazu bei, Beranger zu beweisen, daß er in der öffentlichen Meinung unangreifbar sei.

Seit 1848 und den auf dieses Jahr folgenden trüben Ereignissen zog der Dichter eine noch dichtere Einsamkeit um sich. Er redigirte seine Memoiren und fügte dem Bande, der nach seinem Tode erscheinen soll, neue Gedichte zu. Obwohl diese Gedichte gewiß würdig sind, den bereits bekannten an die Seite gesetzt zu werden (wir kennen einige aus dieser Zahl), denn Beranger ist als Dichter nicht gealtert, so können sie seinen Ruhm und seines Namens Popularität doch nicht vermehren. Es ist beinahe unmöglich, sich eine höhere Popularität zu denken. Es hat in Frankreich vielleicht nie eine höhere gegeben und es wird wohl sobald nicht eine kommen, die sich mit dieser messen kann. Wir werden die Tage nicht vergessen, da es hieß, daß Beranger im Sterben liege und niemals die Volksmenge, die aus den Vorstädten und vom Lande herbeiströmte, um seinem Begräbniß beizuwohnen, als er bereits begraben war — und am allerwenigsten werden wir den Ausdruck der tiefen und feierlichen Trauer vergessen, die auf allen Gesichtern lag. Beranger hinterließ keine Familie, aber ganz Frankreich trauerte um ihn. Nur eine Schwester hinterließ er und die trauerte nicht um ihn, denn sie ist Nonne und Beranger hat in den letzten Stunden zu ihren Bekehrungsversuchen gelächelt. Die Regierung trauerte um ihn, indem sie eine Armee ausrücken ließ, um die zudringliche Volksmenge abzuhalten und indem sie des Todten Wunsch, bei seinem Freunde Manuel begraben zu liegen, so schnell als möglich zu erfüllen trachtete. Schon achtzehn Stunden, nachdem Beranger den letzten Seufzer ausgehaucht, noch ehe Paris eigentlich erfahren, daß es seinen größten Bürger verloren, war dieser Wunsch erfüllt.

Beranger starb am 16. Juli 1857, um 5 Uhr Nachmittags.

Ungedruckte Briefe
von
Cramer, Gleim, Klopstock, Lavater, Ramler, Uz u. A.
an J. A. Ebert.

Zur Charakteristik ihres literarischen Verkehrs zusammengestellt und erläutert
von Dr. Adolph Glaser.

X.

Halberstadt den 22 Jan. 1773.

Sie wusten, mein lieber Ebert 1, daß in Spalding seit seiner Standeserhöhung der Teufel gefahren ist, 2, daß die beyden Hohenpriester Sack und Spalding, ehemalen meine vertrautesten Freunde, warlich zur größten Schande der Menschheit, geschworne Feinde meiner und meiner unschuldigen Musen geworden sind, 3, daß Spalding bey der ganzen Welt auf die schändlichste Weise seinen Freund verlästert und als einen niederträchtigen Bösewicht ihn angeschwärzet hat, 4, daß hingegen sein Freund in seiner Tugend sich eingehüllt, und zu allen Teufeleyen, geheimen und offenbaren, lange genug geschwiegen, 5, daß Spalding und sein Anhang, mit recht satanischer Arglist, in den Zeitungen die schändlichsten Insinuationen gegen seinen Freund dadurch gemacht, daß sie denselben einen Anacreon genennet, und diejenigen, die sichs beykommen ließen, nur von fern seiner Unschuld das Wort zu reden, mit dem Nahmen der Insecten belegt, die auf den Blumen Anacreons herumschwärmten, 6, daß sie diese Bosheit so weit getrieben, daß insonderheit die Ungelehrten der großen Welt nichts andres glauben konnten, als daß dieser Anacreon ein gleichgültiges Wort sey, 7, daß ich allen meinen Feinden, *weil ich der Religion nicht schaden wollte*, mich Preiß gegeben, und, nach langer Geduld endlich nur das Gedicht an die Musen ihnen entgegen gesezt habe, 8, daß auch dieses unschuldige Gedicht Anlaß geben müßen, mich als einen Feind, nicht etwa nur der Priester der Religion, sondern der Religion selbst, bey dem großen Haufen des Publici, verhaßt zu machen, 9, daß hauptsächlich Spalding und sein Anhang die Ausgabe meiner Gedichte verhindert und so weit es gebracht hat, daß man es nicht wagen mögen, darauf zu subscribiren, wie denn zu Berlin nur der eine Minister von Horst, einen Subscribenten abzugeben, den Muth gehabt hat u. s. w.

Alle diese Teufeleyen wusten Sie, mein lieber Ebert, sie waren zu Magdeburg in der geheimen Conferenz, sie waren zu Berlin, sie konnten schlechterdings Ihnen nicht verborgen bleiben. Wie dann, mein lieber Ebert, könnt' ichs mir ausreden lassen, daß Sie mit ihrem (erlauben Sie mir diese kleine Hitze) *dem Schein nach* tartüffischen Ausfall auf die Dichter der Freude, besonders mit der Stelle S. 43

> Weh aber, weh dem Bösewichte ꝛc.

nicht auf mich gezielt hätten, und jenen hohen Priester mit dem Schluß deßelben:

> Und' wein, vermischt mit Lieb' und Wein
> Und destillirt mit Wein und Liebe,
> Es selbst Anacreon verschriebe;

nicht eine liebe kleine boshafte Seelenfreude hätten machen wollen? Das wenigste zu sagen, was die Sanftmuth selbst, mein lieber Ebert, Ihnen sagen könnte, das ist dieses, daß das alles, was Sie anführen mir es auszureden, vielmehr, *Wort für Wort*, in meinem Argwohn mich bestärkt hat. Das gute Gewissen scheut den Teufel nicht, wozu die Winkelzüge, die Umschweife? Gleim ist ein Narr, daß er auf solche Gedanken gebracht ist! Das wäre doch noch etwas gewesen, obgleich nicht genug. u. s. w. u. s. w. Bey dem allen, mein lieber Ebert, wir wollen unserm Streit ein Ende machen, und, wenns möglich ist, nicht weiter daran gedenken! Ich bin kein solcher Wollüstling, kein solcher elender schlechter nachgebender Frauendiener, wofür die Spaldinge die Sakke, und nun auch Sie, mein lieber Ebert, mich halten, denn Sie warnen ja mich da vor den schönen Frauen, worüber ich recht herzlich habe lachen müssen, ich, mein lieber Ebert, sage nichts, als was ich denke, wir könnten also leicht von der Liebe zur Wahrheit hingerißen werden uns einander mehr zu sagen, als, wenns geschehen wäre, weder Ihnen noch mir lieb seyn möchte. Am besten ist, daß wir schweigen, und mit Young oder Yorik seufzen, daß wir unter den Menschen, und die Menschen so gar elende Geschöpfe sind.

Wär ich jünger, und nicht kränklich, dann mein lieber Ebert, wär ich, seitdem Ihr vortreflicher Erbprinz der Unsrige geworden, schon bey Ihnen zu Braunschweig gewesen und hätte die Befehle, nicht eben dieses Helden, der ein Schrecken unsrer Feinde, der wizigen Franzosen war, sondern deßen, der meinen Mendelssohn zu sich kommen ließ, mir ausgebeten; so aber, wie ich izt bin, unzufrieden mit der halben Welt, weil die Ersten unter den Menschen, die

meine Freunde waren, so tief gefallen sind, und kränklich fast immer, so mein lieber Ebert kann ich kaum mich recht freuen, daß Ihr Erbprinz, von dem Sie mir einmahl sagten, daß er den Meßias lese, daß der der Unsrige geworden ist, doch werd ich, so bald ich von seiner Ankunft hören werde, mich Ihm zu Gnaden empfehlen, und wenn mir erlaubt wird, ihm aufzuwarten, dann mein lieber Ebert, soll das erste seyn, Ihm zu sagen, was Ebert uns hätte seyn können, wenn er was mehr hätte seyn wollen, als unser Erster Uebersezer des göttlichen aber hyperbolischen Youngs! Uebrigens, mein lieber Ebert, hätt' ich gewünscht, Sie hätten des Erbprinzen Durchlauchten nichts gesagt von unserm Streit. Wozu? Warum? — Und es kann immer dem Einen oder dem Andern zu nicht kleinem Nachtheil gereichen. Denn so einen großen Begriff von Ihrem Erbprinzen ich mir mache, so glaube ich doch nicht, daß ers einsähe, warum ich mich so inniglich betrübe, daß ich nicht so rein, und so ganz, wie ichs sonst war, seyn kann

Ihr Gleim.

XI.

Halberstadt d. 31ten Mai 1775.

Erinnern Sie doch ja, mein lieber Ebert, beym Lesen des rothen Buchs*) sich jenes unter uns vorgefallenen Streits, auch nicht im mindesten, wenns möglich ist — Ich selbst, so wenig ich mir vorzuwerfen habe, möchte den kleinsten Gedanken daran, aus meiner Seele vertilgen, — Friede, Friede auf Erden — wie im Himmel mein lieber Ebert — Wieland ist bey mir gewesen, und Bertuch — Und wir wollten nach Deßau, nach Braunschweig, nach Berlin — Aus Allem wurde nichts — Sie, mein lieber Ebert, sollten ihn kennen lernen diesen vortrefflichen Mann, den Verfasser Agathons und der comischen Erzählungen; in dieser kurzen Zeit aber, in welcher wir bey Ihnen hätten seyn können, hätten Sie den Mann nicht kennen gelernt, und also bedaur' ichs eben nicht sehr, daß aus unsrer Reise zu Ihnen nichts geworden ist.

Wenn Ihrer lieben Helfte das rothe Buch ein angenehmes Geschenk seyn kann, dann bitt ich's mir zu sagen, und es soll, zu andrer Zeit sich einfinden, izt ist kein gebundenes Exemplar bei der Hand.

Unser Klopstock soll in Coppenhagen seyn — Sein Bruder der Legationssecretär ist bey mir gewesen — Er wollte, wenn er von Quedlinburg ab, nach Hamburg ginge, den Weg über Halberstadt nehmen, und einen Tag bey mir bleiben — vermuthlich aber, denn es ist schon einige Wochen her, hat er einen andern Weg genommen. Gleim.

*) Halladat, oder das rothe Buch.

XII.

Halberstadt den 13. Februar 1777.

Eben da ich das beygehende Gedicht an Madam Zachariä nach Braunschweig absenden will, empfang' ich einen Brief aus Berlin mit der traurigen Nachricht, mein liebster Ebert, daß eine meiner kleinen Nichten, vierzehn Jahr alt, ein Engel von Geist und an Gestalt, an den Pocken zu Tode gemartert ist! Wie denn also könnt' ich an Madam Zachariä schreiben, wie könnt' ich? Ich habe das Kind geliebt, wie mein eignes, und ging damit um, es zu mir zu nehmen, und einen völligen Menschen Engel daraus zu erziehen. — Ehegestern Abend noch besprach ich mich darüber mit unserm Jacobi, und unserm Schmid, und nun, ich kann den Brief nicht lesen, in welchem die schreckliche Todesart so eines unschuldigen Kindes von einer zweyten Nichte, mir beschrieben wird —

Ich schweige, wie der Tod schweigt —
Und bitte nur, das Gedicht, im Nahmen der hiesigen Freunde des seeligen vortrefflichen Mannes seiner betrübten Wittwe zuzustellen. Schmid, (ich dürft' es nicht sagen) ist der Verfaßer. Empfehlen Sie mich dem Andenken ihrer lieben Lebens-belauscherin! Gott erhalte Sie!

Ihr Gleim.

XIII.

Halberstadt den 18. Juny 1779.

Ach! das elende Briefgeschreibsel, bester Ebert! Eine Stunde bey dem Freunde verplaudert in süßen Gesprächen, ist größre Seeligkeit, als sieben Stunden sind, die man auf's Briefgeschreibsel verwendet. Wenigstens izt, in meinem hohen Alter, fühl ichs, daß es ein Zehntel des sonstigen Vergnügens macht — und deswegen, mein Lieber, nehmen Sie's mir ja nicht übel, daß ich auf die beyden letzten Briefe, so gewohnt ichs sonst bin, alle Briefe zu beantworten, nicht geantwortet habe —

Mit der Berl. Reise gehts mir übel; ich habe noch nicht loß kommen können; bald ist mir die Luft vergangen; und nun zu reisen in eine andre Gegend, nun, da Klopstock und Stolberg in die unsrige kommen wollen, ist des Reisevergnügens Tod; und doch erwartet mich mein lieber Bruder zu Berge, nebst verschiedenen guten Menschenkindern — Klopstocks Schwester schrieb mir gestern, ihr Bruder käme, nebst Stolberg erst im Herbst. Die Poeten sind doch unbeständige Leute, die Könige machens beßer, sie bestimmen auf Jahr und Tag

ihre Reisen; die Poeten, die so frey sind wie Klopstock und Stolberg könnten das auch!

Es ist doch äußerst böse, daß Klopstock keine Zeile mir antwortet, mit keiner Sylbe, daß er mich nach Braunschweig verführt hat, sich entschuldigt —

Und doch wirds mir sehr sauer wegzureisen, da er kommen will.

Und doch werd' ich für seinen Geldbeutel sorgen, so viel nur immer möglich ist.

Rathen Sie doch aber nur dem lieben Mann, daß er mit seiner neuen Rechtschreibung uns, und unsre Kinder verschont! Wir sollen große Geistesthaten thun, wie Leßing mit Nathan dem Weisen, und halten uns auf bey Dingen, die der große Geist auf seinem Gang vorerst nur immer lassen sollte, wie sie sind!

Haben wir was beßres als Nathan den Weisen? weiseres wollte ich erst sagen, und dachte, daß es ein Wortspiel scheinen möchte.

Wir haben den Frieden gefeyert, dem Landesvater ein Danklied gesungen, die Erbprinzen eingeholet, wir gaben ihm Oden, Cantaten bey hundert Fackeln, zu hören, wir haben unsre hübschen Kinder ihm zu sehn gegeben — sind wir nicht auch Braunschweiger? Sagen Sie nein, so bin ich nicht mehr

Ihr Gleim.

Die Empfehlungen verstehn sich!

Ich wünsche, daß das Waßer ihnen bekomme.

Herr Boie ist bey mir gewesen; ein junger, rüstiger Mann, und der Zeit hat, der aber doch übersezen will; die Britten sind, glaub ich, unsre Geistesmörder, wer sich in sie verliebt, verliert das Zutrauen zu seiner Geisteskraft.

XIV.

Halberstadt den 23. Aug. 1783.

Sie mein bester Ebert, waren einer von denen, die am wärmsten mich aufmunterten, zur Herausgabe meiner Werke. Hier denn ist endlich ein kleiner Anfang, unter der Bedingung, daß sie keinem Menschen ihn zu lesen oder wenigstens ihn nicht aus den Händen geben, bis in den Zeitungen Nachricht wegen Ausgabe meiner übrigen Werklein zu lesen seyn wird, denn, ich gedenke sie alle, wie die Epistеln drucken zu laßen, auf Vorschuß! für wenige Leser!

Eschenburg ist bey mir gewesen, einen halben Tag und eine Nacht, ist das nicht elend? Sie, mein Lieber, halten's länger aus, bey Ihrem Spalding, den ich einst, ach Gott! auch meinen Spalding nannte. Finden Sie, mein Lieber! in meinen Gedichten auch etwa verschiedene Spuren, von irgend einer Unzufriedenheit mit Gott und seinen Menschen, dann so bitt ich verzeyhen sie's dem Herzen, das noch blutet, wenn's daran gedenkt, daß es durch einen Spalding und durch einen Ramler auf ewig alle seine höchste Zufriedenheit, sein Summum bonum verlohren hat, und, angerechnet von diesem Verlust, nur alsdann, wenn's nicht an ihn gedenkt, zufrieden ist.

Versöhnen können sich die Wolken und die Basedow, ich, mein Lieber, in verschiednem Fall, kann mich mit einem Spalding, der so gröblich sich verging, und keine Spur von Reue merken ließ, noch nicht versöhnen, denn ich fürchte Gott, und weiß von keiner andern Furcht! Grüßen Sie die treugebliebenen Freunde, lieber Ebert, und das liebste beste Weib, das ihnen treuer ist, als Spalding und als Ramler waren,

Ihrem Gleim.

Sehn Sie die Karschin, so sagen Sie ihr die herzlichsten Grüße, nichts aber von meinen Epistеln, denn ich kann ihr noch kein Exemplar übersenden, und sie hätte recht mirs übel zu nehmen, wenn sie nicht vor allen andern Freunden eins bekäme. Nächstens sollen die Engel, die Mendelsohns die Ihrigen bekommen, Engels Theorie der Dichtungsarten scheint vortrefflich besonders wegen der Exempel aus den deutschen Dichtern — bekommen wir seine Mimik? Ich habe subscribirt beym hiesigen Buchhändler und erfahre nichts.

XV.

Halberstadt den 7. März 1784.

Von allen meinen Freunden, bester Ebert, waren, nach dem Tode meines Kleists, der wärmste Freund und Gönner meiner Musen Sie! Von Ihnen wurd' ich aufgemuntert zu der so sauren Arbeit der Befeilung meiner armen Geisteskinder!

Ach Ebert, Ebert! sie gebären
Ist eine Lust, allein, allein
Sie lekken, wie die jungen Bären
Ist Arbeit, Arbeit! und nicht klein!
Neun Jahre soll die Arbeit währen;
Das will Horatz und Ramler, deren
Gezeugniß, daß gelekt sey, wir
Die männlichen Gebärer, hier
Am Helikon nicht gern entbehren.

Nun wurd' ich endlich fertig mit dem kleinsten Theile dieser sauren Arbeit! Ihnen, liebster Ebert, schickt ich nach Berlin von meinen Epistеln ein Exemplar, das erste, das aus meinen Händen ging, und siehe, von meinem Ebert erhielt ich nicht einmahl Bescheinigung darüber, die empfang' ich neulich erst von einem Dritten!

Wie denn, lieber Ebert, soll ich Lust bekommen, noch ein Lied zu singen! oder fortzufahren, in der sauren Arbeit, wenn die Eberte nicht einst dafür den kleinsten Lohn uns geben wollen?

Sang ich, sang ich, wenn ihr: Bon!
Unsre Schreibmonarchen schrieben?
Nein! ach! Nein! mein Ebert! Von

Einem treuen meiner Lieben
Wurd' ich, an den Helikon
Durch den kleinsten Dank getrieben!
Einem Treuen meiner Lieben
Stellt ich mich zu Wettelauf!
Wären alle meine Lieben
Mir getreu, wie Du geblieben,
Dann so säß ich oben drauf!

Den kleinsten Dank also, mein bester Ebert, bitt ich mir noch aus für die Episteln. Wenn Sie wollen, daß ich mit der Originalausgabe meiner Werke zu Stande kommen soll, eh, als ich bey Pyra, Kleist, Jahns, Michaelis, Leßing, Bodmer, und bey meinem lieben Bruder besser daran bin, als hier bey Euch, mein lieber Ebert! dann so sagen Sie mir bald, wie wenig oder wie viel mit meinen Episteln sie zufrieden sind? Ihr Gleim.

An Madame Ebert.

Ist mein Ebert, ist er wohl nicht schuldig, beste Freundin! seinem Freunde das nun bald zu sagen? An die Lieben Ihres Hauses die herzlichsten Empfehlungen! Gleim.

XVI.

Halberstadt den 9. April 1788.

Sie haben mein bester Ebert, als Canonicus eine Stimme zu geben, bey der Wahl eines neuen Predigers an ihrem Stift, und ich weiß nicht anders, auch unser Gärtner. Pastor Cramer zu Quedlinburg, er hat, ich weiß auch das nicht anders, eine Frau aus Braunschweig, dieser Herr Pastor Cramer, der ohne Zweifel als ein gelehrter Mann Ihnen bekannt ist, ist mir als ein exemplarischer Gottesgelehrter Mann, und als ein Mann von unbescholtenem menschenfreundlichen Character bekannt, steht schlecht, ich meine, hat nur mäßiges Einkommen von seiner Pastorstelle, verdient ein beßres, und könnte, gestellt auf eine Stelle, die einen größeren Wirkungskreis ihm gebe, größeren Nutzen schaffen; ich verweise nicht gern Gelehrte von seinen Talenten und seinem Leben und Wandel aus unsern Landen, diesen aber empfehl ich meinem Ebert, erstlich, weil er zu Quedlinburg zur Verbeßerung seines Einkommens noch sehr entfernte Hoffnung nur hat, zweitens, weil Braunschweig verbrüdert ist mit unsern Landen; in ein anderes empfehl ich ihn nicht. Sie sollen auch, mein theurer Ebert, sie so wenig, als unsrer Gärtner auf mein Empfehlen irgend etwas rechnen, sondern nur aufmerksam werden durch dasselbe, sollen den Empfohlenen kommen lassen, kennen lernen, von außen und innen, und dann, wenn Sie finden, daß er zu Ihrer Predigerstelle von allen Vorgeschlagenen oder in Betrachtung genommen der Beste seyn wird, in aller Absicht, dann fest ihre Stimme geben!

In diesem Jahr in meinem Siebzigsten muß ich Sie sehn, zum letzten mahl, mein lieber Ebert, Sie und alle meine Braunschweigischen Freunde; Sie sollen mir Grüße mitgeben

An manches gute Herz und manchen großen Geist,
An unsern Einzigen*), an Plato, Xenophon,
Young, Bodmer Gesner, Mendelsson,
An Leßing und an Kleist!

Empfehlen Sie bis dahin allen seinen Freunden und der den 18. May gebohrnen lieben Freundin

Ihren bis ins Grab getreuen alten
Gleim.

Der fünfte dieses war ein schöner Tag! ich hatte das Vergnügen von Eilf bis Ein Uhr zu sprechen mit dem auch einzigen Ueberwinder des holländischen Ungeheuers, und bittre Klagen eines der Menschheit wohlwollenden Fürsten aus seinem Munde zu hören.

Ich erwarte von der Messe mit Ungeduld Zimmermanns Gespräche mit dem Einzigen zu Potsdam, die zu Leipzig in der Weidmann-Reicheschen Buchhandlung herauskommen sollen. Wären sie zu Braunschweig schon zu haben, so senden Sie, nein, lassen Sie Herrn Herold sagen, daß er mit erster Post ein Exemplar mir senden möchte.

Nein! Den Augenblick bekomme ich eins, habe hinein geschaut, und bin, bin, kanns nicht sagen, was ich bin, bin erstaunt und habe die Achsel fünf und zwanzig Mahl gezuckt! Der arme Mann!

XVII.

Halberstadt den 21. May 1789.

Gestern, mein bester Ebert, hatt' ich einen gar herrlichen Geist und Herzensschmauß! Unser lieber Schweigert brachte mir meines lieben Eberts Sammlung seiner Gedichte, nach der Herr Herold aus Hamburg mich lüstern gemacht hatte, mit aus Wernigerode. Heißhungrig fiel ich über sie her; Sie mein bester Ebert waren also der gute Wirth des herrlichen Schmauses —

Augenblicklich nach dem Genuß so vieler schmackhafter Gerichte, danke ich Ihnen, alter, lieber, theurer Freund, für das nun schon gehabte, und noch zu habende, denn ich habe gleichsam nur erst gekostet, große herrliche Seelenvergnügen. Es ist doch warlich ganz was anders, einen Schriftsteller stückweise nur zu kennen, oder aus allem was aus seinem Geist und Herzen Lebenslang hervorgeflossen ist!

Ach! ich möchte so gleich nur niederschreiben können, was ich, itzt schon, beym flüchtigen Lesen meines nun ganz lieben Eberts bemerkte. Vorerst, mein bester, weil mir an Zeit fehlt, drück ich zärtlich dankbar, im Nahmen unsrer deutschen Musen, Ihnen die Hände. Sie haben, mein bester Ebert, gethan, was ich zu thun schon lange den Vorsatz hatte! Schon lange

*) Friedrich der Große.

kam mirs vor, als hätten unsre neuen Erzieher sich die Hand darauf gegeben, daß sie Verfolger der sogenannten schönen Wissenschaften seyn, und ihre so genannten gründlichen durch jene Verfolgung empor bringen wollten. Ueberall Declamationen gegen die Musen, und ihre guten Freunde! Besonders schien die bekannte statistische Warnung, die meinen lieben Ebert in Harnisch brachte, jenen Argwohn außer Zweifel zu setzen! Gut! Vortrefflich! mein Bester! daß sie den Harnisch anlegten, und machten, daß ich an die gleiche Heldenthat von nun an nicht mehr denken darf! Sie haben's vortreflich gemacht, so gut, glaub' ich, wären die Musenfeinde, die Basedow, die Campen, die Salzmanne, nicht davon gekommen bey mir! ich hätte, glaub' ich, den preußischen Grenadier nicht ganz zurück gehalten!

Izt nur dieses Wenige des Vielen über Geist und Herz unsers nun ganz vor uns dahin gelegten Ebert — bey mehr Muße das Uebrige! Oder wollten wir nicht lieber bey Hörneken diesen Sommer ein paar lebenswehrte Tage noch zubringen und mit einander sprechen von diesem noch Uebrigen, das freylich mühsamer in die Feder zu faßen seyn würde? Ja! ja! das wollen wir, mein Theurer! und Ihre so zärtlich besungene liebe Louise, wenn Sie meine Herzensfreundin noch ist, wie ich ihr Herzensfreund noch bin, stimmt hoffentlich zu diesem Vorschlage!

Wir werden alt, mein bester Ebert, und sollten noch leben einige Tage wenigstens, für einander — Sie habens weiter als ich zum Versammlungsort, sind aber auch ein Jüngling gegen mich! können also leichter einige Meilen weiter reisen, die Kosten trag ich billig zur Helfte — Ihr treuster Gleim.

Was sagen Sie zu Leßings gelehrtem und freundschaftlichen Briefwechsel? So sehr ich dafür bin, daß die Briefe großer Männer gesammelt und aufbehalten werden, so dünkt mich doch, daß diese beyden Sammlungen, nicht mit Ueberlegung gemacht sind. Zwey Drittheile der Briefe sind so wenig in Absicht auf den Inhalt, als auf den Briefstyl, wie mich dünkt der Aufbewahrung würdig. Leben Sie recht wohl. Gleim.

XVIII.

Halberstadt den 29. May 1789.

Louise hat Recht, mein bester Ebert, Sie sind zu säuberlich verfahren mit dem bekannten Knaben Absalon. Sie hätten mit scharfer Lauge dem Musenbergbestürmer die Kolbe wohl waschen können! Was aber thut man nicht aus Liebe zum Frieden? Aus Liebe zu ihm wird man ein Schleicher! ein Schmeichler wohl gar, nicht wahr? mein bester Ebert? Die Frage wäre: Hilfts? Wird wohl dem Uebel gesteuert mit diesem sanften Verfahren? Ich glaube, nein! Die Musenfeinde werden übermüthig, und erreichen ihren bösen Zweck, uns alle zu Tagelöhnern, zu Handarbeitern, zu ihren Eseln zu machen, vortrefflich!

O daß kein Leßing lebt mit Kains Keulen oder eines Kants Vernunft zu schlagen in das Ottergezücht, das Griechenland und Latium zerstören, und das Theilchen, das wir inne haben von beyden, uns, es koste was es wolle, ruhig nicht laßen will!

Da gehts umher bey unsern Fürsten, rumort, und warnt, und zählt die Viermalhundert-tausend unnütze Musenfäuste, die Zweymalhunderttausend faule Bäuche, fruges consumere natos, und bringts dahin, daß wir vorm Pflug gespannt sie einst noch sehn, wenn keine Hülfe kommt vom Herrn! Vom Herrn? Vom Apollo mein ich, der mit seinen goldnen Pfeilen, wie vor Troja, die sündigen Griechen weither einst treffen möge. Kommen wird sie diese Hülfe. Sie werden's erleben mein bester Ebert, und sich freun, und etwa wohl sich ärgern über sich, darüber, daß Sie zu säuberlich verfuhren mit dem allzumuthwilligen Knaben. Ja wohl zu säuberlich! Man kann zu gutherzig seyn, zu bescheiden! — Jener, welche das beygehende kleine böse Ding im Kriegsliederton mir gestern in die Hände gab, der sagts. — Und ich mein bester Ebert! nehmen Sie's wohl auf! ich, stimme ihm bey!

Also, beste Freundin, ist's bey Hörneken nichts! Könnts denn wohl nicht etwas sein zu Appenrode bei uns selbst in einem so genannten Herrenhause daselbst? Sie haben dahin vier Meilen, wir auch — Wir bestellten uns auf einen Sonnabend, blieben den Sonntag, und den Montag — Vier Tage, dächt' ich, könnten wir, von unsern noch zu leben habenden zwanzig Jahren der Freundschaft wohl abgeben! Sie glauben nicht, wie wohl ich in meinem Einundsiebzigsten Jahre mich befinde! Trink und Liebeslieder, ohne Wein und ohne Liebe, schmied ich noch täglich alle Morgen, vier Uhr, den Ungeheuern zum Aergerniß!

Das Musengeschenk ist angekommen, diesen Morgen, ist beym Buchbinder — gelesen, wie man lesen soll, bey guter Muße hab ich noch nichts. Der Herr Graf nahm sein Geschenk sogleich zurück! Geduld! Es kommt in diesen nahen heiligen zwey Tagen vielleicht zum ruhigen Genuß der sechs vortreflichen Schüßeln — von denen ich die eine, den Brief an Schmid, nun erst recht kostete — Was meinem Gaumen behagt, das sag' ich meinem lieben Ebert ehrlich und redlich, wie ich bin,

Sein und seiner geliebten Louise
treuer alter Gleim.

(Fortsetzung folgt.)

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Friedemann Bach. Ein Roman von A. E. Brachvogel. 3 Bde. Berlin bei Otto Janke.

Ob dem Talent augenblickliche, stürmische oder zögernde, erst allmälig um sich greifende Anerkennung der Welt vortheilhafter sei für seine künstlerische Entwickelung, das ist eine von den häufig aufgeworfenen Fragen, bei denen das pro wie das contra gleichviel Stimmen zählt, weshalb denn nie eine eigentliche Lösung herauskommt. Beide Ansichten können Nichts thun, um sich zu beweisen, als daß sie ein empirisches Verfahren beobachten. Beispiele sind's, die hier zeugen sollen. Aber diese entscheiden leider nichts Endgültiges, da dem einen Menschen, also auch dem einen Talent, grade die Verhältnisse günstig sind, die einem andern schädlich werden. Halten wir uns nicht lange bei Abstractionen auf, sondern gehen wir rasch zu unserm concreten Fall über, nach dessen Exposition der Leser gefälligst selbst seinen Schluß ziehen, sich eine Meinung bilden möge. In der Theatergeschichte Berlins ist seit mehreren Jahrzehenden keine Erscheinung so mit einem Schlage emporgekommen und man darf sagen populär geworden, als Emil Brachvogel durch seinen „Narciß". Der Erfolg und die allseitige Verbreitung dieses Trauerspiels ist zu bekannt, um sie zu wiederholen. Ein solches Resultat konnte der Autor selbst unmöglich erwarten. Seine kühnsten Wünsche und Hoffnungen waren überflügelt. Er sah sich von der schlichten, ebenen Heerstraße des bürgerlichen Lebens plötzlich emporgeschnellt auf die Höhe eines dichterischen Rufes, wie sie viele bedeutende Geister kaum erreicht, wenn ihre Jahre schon bergab stiegen. Die Kritik ließ den Enthusiasmus des Publicums eine gute Zeit gewähren, sie stimmte sogar theilnahmevoll in die Freude über den neuerschienenen poetischen Stern ein, ja ein Karl Rosenkranz schrieb eigens eine ästhetische Abhandlung über „Narciß" — sieh da: war's Neid? war's erwachte Einsicht? auf einmal regten sich hier und da tadelnde Stimmen. Sie wuchsen an, und während man früher Brachvogel's Werk ein Columbus-Ei genannt, sprach man jetzt von einem erfindungslosen Plagiat an Monsieur Diderot. Aus dem Widerspruch der Bewunderung und der Verdammung ging aber doch etwas Gutes hervor, wie denn jeder geistige Kampf, um kleine oder große Interessen, die Vernunft endlich als Siegerin zeigt. Man fing an zu sondern, wie weit das Verdienst des Dichters nnd wie weit das der Schauspielkunst bei dem Erfolg des „Narciß" betheiligt sei. Ehe es jedoch zu dieser Untersuchung kam, stand Brachvogel mit einem zweiten Stück auf der Bühne. Welchen schweren Stand hatte er jetzt! Es galt nicht nur die Erhaltung seines Renommees, nein, man verlangte: das zweite Product solle das erste an Gehalt überbieten. Die Erwartungen des Publicums waren einmal gespannt, wie die Nerven eines Feinschmeckers, der eine gute Portion Austern nur als Entréegericht zu noch höheren Genüssen betrachtet. Der „Adalbert vom Babanberge" ward von den kritischen Vorschneidern nun allerdings als dichterischer Fortschritt bezeichnet, allein die Majorität konnte es so wenig finden, wie Richard v. Gloster, daß er ein hübscher Mann sei. — Aber wie verhielt sich denn Der, um den sich's drehte, Brachvogel selbst während des Intervalls vom „Narciß" bis zum „Adalbert?" Es gehört ein eisenfester Charakter, eine ungeheure Gediegenheit des ganzen Wesens dazu, sich selber in geistiger Demuth zu behaupten, wenn bisherige Dunkelheit des Namens überraschend schnell mit Glanz erfüllt wird. Die Gefahr lag dem Verfasser des „Narciß" doppelt nahe, da sein ganzer Bildungsgang von Jugend auf autodidaktisch gewesen. Er konnte den Irrthum aufnehmen, das angeborene Talent ersetze unzureichendes Wissen hinlänglich. Einzelner sogar sehr grober Unwissenheiten kann das Genie auch heutzutage sich noch immerhin schuldig machen, Kenntnisse

aber auf historischem und philosophischem Boden namentlich sind doch ein zu großes Allgemeingut geworden, als daß der Schriftsteller, dem ihre Basis fehlt, durch die sprühendsten Funken natürlicher Begabung sie für sein Theil in den Augen der Welt entbehrlich erscheinen lassen könnte. Offenbare Verstöße gegen die Grammatik der Weltgeschichte und die Logik des Denkens verzeiht in unserm Jahrhundert Niemand mehr, und wir sind deshalb sehr begierig, welche Stimmung Brachvogels neueste Arbeit, der Roman „Friedemann Bach“ (3 Bde. Verlag von Otto Janke in Berlin) im großen Publicum erzeugen wird, denn von beiden erwähnten Verstößen ist das Werk nicht freizusprechen. Friedemann Bach, der älteste und begabteste von den Söhnen des großen Joh. Seb. Bach hat in seinem Grundcharakter so bedeutende Aehnlichkeit mit Narcisse Rameau, daß der Autor, als beide Stoffe noch unbearbeitet nur in seiner Idee lagen, schwankte, welchen er zu einem Drama consumiren sollte. Ein Glück, daß er dem Narciß den Vorzug gab, denn Friedemann Bach, dramatisch so entwickelt, wie sein Charakter im Roman durchgeführt ist, hätte nimmermehr in die Herzen geschlagen, wie Jener es that. Der Schmerz, die äußern und innern Leiden des Narciß waren auf natürliche Weise abgeleitet, erklärt und begründet, sie machten den Eindruck der Wahrheit; und da uns in Folge davon die Versumpfung seines Genius begreiflich ward, rührte und bewegte uns seine Geschichte. Narciß ist ein Mann von Anfang bis zu Ende. Friedemann Bach dagegen, ebenfalls ein musikalisches Genie, ebenfalls in's Unglück gestürzt durch eine verlorene Liebe, bleibt Zeitlebens ein kindischer, unselbständiger Gesell, der das Leben mit seinen Wechselfällen in keiner Beziehung zu handhaben weiß, der sein Schicksal nie beherrscht, sondern sich ihm willenlos unterwirft, sich treiben läßt, wohin Gott will, und dann, wenn er sich in der Mitte des Oceans gewahrt, Himmel und Sterne verflucht, statt die Hand zur Selbstrettung an's Steuer zu legen. Alles, was ihm passirt, begegnet ihm zufällig, ohne Nothwendigkeit, wie einem echten Vagabonden, der zu leben hofft gleich den Vögeln unter'm Himmel, gleich den Lilien auf dem Felde. Wenn er ja einmal arbeitet, so ist das keine Thätigkeit im Sinn des Worts, weil ihm die Seele der That, die Thatkraft, mangelt. Deshalb ist sein Geschick auch nicht tragisch, ja vielmehr müssen wir sagen: „er hat's nicht besser verdient!“ Wenn Narciß seine ironische Galle auf Welt und Menschen ergießt, finden wir's gerechtfertigt: die nie in ihm erstorbene höhere Anschauung der Dinge, der Scharfblick des Genie's, befähigt ihn dazu. Tobt und zürnt und spottet und höhnt indeß Friedemann Bach, so prallt der Pfeil stets auf den Schützen zurück, er benimmt sich in den Ausbrüchen seiner Affecte bloß wie ein Kind, das den Tisch schlägt, an dem es sich durch eigne Unvorsichtigkeit gestoßen.

Fragen wir nun, woher wohl solche Verschiedenheit in der Ausführung zweier analoger Stoffe von ein und derselben Feder? Wollte der Autor den zweiten um jeden Preis nur anders behandeln, als den ersten, etwa um Vielseitigkeit an den Tag zu legen? Wir glauben mit „nein“ antworten und eine richtigere Erklärung beibringen zu können. Brachvogel sucht zuerst eine bestimmte Grundidee, wenn er schaffen will, und dann den gemäßen Stoff. Daher auch sein obenberührter Zweifel, ob er Narciß, ob Bach auf die Bühne bringen solle. Seine damalige Gemüthsverfassung fußte auf Unglück und Unzufriedenheit. Er fand im Diderot'schen Narciß ein Beispiel seines eignen Seelenzustandes, einen Leidensverwandten. Nun goß er die Schale seines Grams als Opfer auf die Gebeine des todten Rameau, und dieser, von der alten Materie neuumgeben, stand wiederbelebt aus dem Grabe auf, um der Welt noch einmal zuzurufen: „Das habe ich von dir gelitten!“ Unterdeß, je größer das Gefallen der Leute an seiner Melancholie wurde, desto mehr riß er seinen Schöpfer Brachvogel aus dem gleichen Gefühl heraus. Schmerz, Weh und Sehnsucht verließen den Dichter. Heitrer bürgerlicher Wohlstand zog wieder in sein Haus, von nun an aber hegte sein Innres keinen Gedanken mehr, der nur der Verkörperung bedurfte, um „süßes Mitleid“ zu erregen. Da es, wie gesagt, nicht seine Art ist, einen historischen ꝛc. Stoff in's Gemüth hineinstrahlen und von diesem Brennspiegel her adäquate Ideen zurückempfangen zu lassen, mußte er jetzt, um etwas Neues zu produciren, auch die Idee dazu von außen her holen. Durch eine solche Empfängniß aber gebiert sich kein recht lebensfähiges Wesen; es entsteht ein homunculus, aber kein homo. Dies der Grund, weshalb der „Adalbert vom Babanberge“ sich nicht lange auf der Berliner Bühne behauptete und auswärts nicht solches Ansehn gewann, wie der „Narciß“. Noch weniger Sympathien, fürchten wir, wird aus dem nämlichen Grunde der Roman „Friedemann Bach“ erwerben. Die Leser werden dem Helden nicht tief nachempfinden, weil der Verfasser nicht innig mit dem Helden empfunden hat, oder — was im Resultat auf Eins hinausläuft — weil Beide, Autor und Held, in falschen Empfindungen befangen gewesen. Hierzu kommt überdies noch ein sehr übler Umstand. Die Erzählung der Begebenheiten wird zu oft und lange durch Reflexions-Capitel unterbrochen, die für die Entwicklung des Romans von gar keiner Wichtigkeit sind, vielmehr wie Denkübungen erscheinen, die der Schriftsteller angestellt, um sich selber über manche physische und methaphysische Begriffe klar zu werden. Wir wollten das unsertwegen verzeihen, wenn er sich nur klar geworden wäre. Doch leider ist er's nicht. Der Autodidakt blickt hier aus jeder Zeile dieser nebelhaften Vorstellungen. Nicht genug, daß dieselben eben zu den Personen der Handlung in sehr lockerm Bezug stehen und das Interesse an Letzteren, wenn es einmal erwacht war, unangenehm zerreißen, nicht genug hieran, sie sind auch irrig, haltlos, verkehrt. Ob der Autor wohl selbst immer wußte, was er meinte, wenn er die Ausdrücke Subjectivismus, Individualismus, Autorität, Materialismus u. v. a. wie Bonbons aus der Düte griff? Kaum glaublich! — Der Philosoph Arthur Schopenhauer sagt einmal äußerst treffend: es habe eine Literaturperiode in Deutschland gegeben, worin man geglaubt, desto tiefsinniger zu erscheinen, je unverständ-

licher man schreibe. Der Brachvogel'sche Roman ist theilweis ein Nachwuchs jener unglückseligen Manier. Da im Lesepublicum auch den Frauen eine richterliche Stimme gebührt, so sind wir vorausüberzeugt, das tactvolle zarte Geschlecht wird bei der Lectüre des „Friedemann Bach" an vielen Stellen bescheiden sagen: „Das verstehe ich nicht." Männer aber, die im Bewußtsein ihres Selbst dreister auftreten, dürften leicht unalimpflicher, schonungsloser ihr Urtheil fällen. Wir für unsern Part wollen nur im Allgemeinen die großen Schwächen des Werkes andeuten, damit uns Niemand vorwerfe, sie seien uns entgangen. Dieselben jedoch einzeln Zug für Zug aufzuzählen, wollen wir Denen überlassen, die sich erst als Kritiker fühlen, wenn sie ihren Griffel mit Galle salben.

Sobald man drei aufeinander folgende Werke eines Schriftstellers kennt, ist es nicht schwierig, herauszulesen, worin sein bestes Talent liegt, in welcher Behandlungsweise eines Stoffes er das Meiste leisten wird. Unser Resumé über Brachvogel ist nun dies. Um einer weltgeschichtlichen Epoche oder einem philosophischen System die Quintessenz auszuziehen, dazu fehlen ihm die Vorkenntnisse. Wenn er eins der beiden Gebiete betritt, schreitet er nicht wie der kundige Botaniker durch ein Pflanzenfeld, um bloß das Wichtigste zu sammeln, sondern er untersucht jedes einzelne Gewächs, um sich selber damit bekannt zu machen. Das sind Schülerstudien, die ein Autor absolvirt haben muß, ehe er Autor *wird*. Der Leser eines Unterhaltungsbuches, der Hörer eines Dramas will und soll die Früchte solcher Studien genießen, aber nicht die Mühsal ihrer Erwerbung noch dem Schreiber theilen helfen. Was soll z. B. im „Friedemann Bach" der ganze siebenjährige Krieg mit seinen Ursachen, Details und Folgen? Der Mehrzahl unsrer Zeitgenossen sitzt das Alles bis in's Kleinste im Kopf; und wer nicht vertraut damit ist, dessen Interesse wird durch den Roman wahrhaftig auch nicht geweckt werden. Brachvogel's eigentliche Sphäre scheint uns das sogenannte „Volksstück," vielleicht auch der „Volksroman" zu sein. Schilderungen und Conflicte, die aus einfachen Gemüthsbewegungen und Herzensangelegenheiten hervorgehen, gelingen ihm am glücklichsten, doch muß er sich nie gleich Hamlet „so fürchterlich mit Gedanken schütteln" wollen, sonst tritt das Erhabene dem Lächerlichen noch näher als einen Schritt. Er könnte entgegnen, sein Flug ziehe ihn in höhere Regionen, Niemand habe das Recht, seinem Geiste vorzuschreiben. Darauf rufen wir ihm den Vers des römischen Dichters zu:

Icarus Icariis nomina fecit aquis.

Wem das Talent zur Genre-Malerei eingepflanzt ist, was wird aus ihm werden, wenn er sich mit Gewalt zum Historien-Maler schrauben will? Wehe dem, der den Zauberkreis verläßt, in den seine Natur ihn gebannt hat! Damit er die Achse finde, um die er sich drehen kann, ohne zu schwindeln, soll Brachvogel ja kein Atom seiner Phantasie tödten, nur befreien soll er sie von den Zusätzen, die ihrem ursprünglichen Element nicht verwandt sind. Er braucht sein Denken nicht zu beugen und zu verstümmeln, aber einrenken muß er das, was darin aus den Fugen ist. Dann kann er's wohl dahin bringen, vom *Schriftsteller* sich zum *Dichter* zu veredeln. Aber zuvor muß er aufhören zu *schreiben*, ehe er anfangen kann, zu *singen*!

Geschichte und heutige Gestalt der Aemter in England mit Einschluß des Heeres, der Gerichte, der Kirche, des Hofstaates, von Dr. R. Gneist. Berlin, 1857. Verlag von Julius Springer.

Das vorliegende Buch ist der erste Theil einer Darstellung des heutigen englischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes. Dennoch ist das Ziel des Buches offenbar nicht in England, sondern in Deutschland, oder, um es genauer zu sagen, in Preußen zu suchen. Nur auf dem Boden der objectiven Anschauung vom Staate kann eine Versöhnung der Gegensätze gefunden werden, welche seit einem Menschenalter Deutschland bewegen. Der Verfasser verkennt nicht, daß zum Wiedergewinn einer solchen Anschauung das Leben einer Staatsverfassung stärker wirkt, als die Wissenschaft; dennoch ist diese immer ein Hülfsmittel, zumal bei der Universalität des deutschen Geistes, welcher gern Vergleichungen mit fremden Nationen anzustellen pflegt. Und wohin anders kann da die deutsche Wissenschaft zunächst sich wenden, als nach England?

Die Zustände der inneren Entwicklung Englands sind in der That der deutschen Wissenschaft weniger bekannt, als sie selbst oft glauben mag. Was man kennt, ist die Geschichte der Verfassung, aber nicht diejenige der Verwaltung, oder wie Gneist es nennt: die Geschichtschreibung des constitutionellen England beschäftigt sich mit dem King in Parliament, eine Geschichte des King in Council zu schreiben hat noch Niemand unternommen. Auch den Engländern selbst liegt die Betrachtung dieser Seite des Staatslebens ferner, als jene andere. Hallam, dessen Werk Macaulay das unparteilichste Buch nennt, welches er je gelesen habe, beschäftigt sich wesentlich nur mit der Verfassung, nicht mit der Verwaltung, noch weniger mit dem lebendigen Ineinandergreifen beider.

Diesen Weg einer Darstellung des heutigen englischen Staatsrechtes hat Gneist eingeschlagen. Und zwar bedurfte es zu diesem Zwecke zuerst einer Skizzirung der Geschichte des englischen Beamtenwesens. Daß eine solche Arbeit, deren Unternehmer nirgends in die Fußtapfen eines Vorgängers treten kann, weil er nämlich einen solchen nicht hat, in gar mancher Beziehung der Bahnung eines Weges durch einen Urwald gleiche, bedarf keiner Frage. Um so lohnender ist die Mühe, wenn gleich der erste Wurf in so weit gelingt, daß er denen, die auf diesem Wege folgen, neue ungeahnte Aussichten und Aufschlüsse eröffnet. Und daß dies hier geschehen sei, werden auch die Engländer nicht bezweifeln. Während sie auch nicht ein einziges Geschichtswerk über ihre Entwicklung besitzen, das nicht ein specifisch englisches Ge-

präge an sich trüge, werden sie hier anerkennen müssen, daß die Forschung deutscher Wissenschaft in höherem Grade als diejenige irgend einer andern Nation berufen sei, sowohl Andern volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als auch diesen gegenüber das Eigene zur vollen Anerkennung zu bringen.

Der Zweck, eine Skizzirung der Geschichte des englischen Beamtenwesens, bringt es mit sich, daß hier nicht eine Geschichtserzählung in der behaglichen Breite ausgesponnen wird, welche bei manchen englischen Werken so anlockend für den Leser ist. Das Werk von Gneist ist nicht geschrieben for the idle consumer, wie Macaulay es nennt. Es ist das Ergebniß erstaunlicher Gelehrsamkeit, eine Fülle von Stoff, durch markige, kräftige Grundstriche und leitende Blicke über das Ganze vergeistigt, so jedoch, daß es ohne selbstthätige geistige Spannung den rechten Genuß nicht gewähren wird, eben dann aber eine reich und voll sprudelnde Quelle der Belehrung erschließt. Heben wir einige Züge hervor.

Gneist beginnt mit dem Satze, daß den Normannenherzögen die neue Erwerbung von England als eine große Domäne galt. Sie nennen es terra mea, terra Regis Anglica. England ist der einzige Staat, in welchem durch eine besondere Fügung der Umstände eine systematische Durchführung des neuen Militärsystems möglich wurde — eines Systems, welches, um die Macht und die Sprödigkeit des allodialen Grundbesitzes zu brechen, den Staat zum Alleineigenthümer macht, und dann von Neuem Theilung hält. Das englische Lehnswesen weicht in seinen Rechtsverhältnissen wesentlich von demjenigen des Festlandes ab. Der Hauptunterschied liegt darin, daß nicht der Volksstamm der Normannen unter ihrem Stammherzog, sondern Wilhelm der Eroberer persönlich das neue Land erwarb. Nach der Weise seines Unternehmens, mit seinem Titel aus dem angeblichen Testamente Eduard's des Bekenners, mit päpstlicher Weihe und zahlreichen Lohntruppen behauptete Wilhelm diesen Gesichtspunkt sowohl thatsächlich, als rechtlich. Er konnte es daher wagen, das Band zu zerreißen, welches auf dem Festlande die Unterlehnsherren und Vasallen unter einander verband. Er erzwang es, daß alle Untervasallen unmittelbar ihm den Lehnseid leisteten, und daß jeder Treueid, welcher dem besonderen Lehnsherrn geleistet wird, den Königsgehorsam ausnimmt. Es war der Schlußstein, den Wilhelm gegen das Ende seines Lebens seinem Systeme hinzufügte. Als er auf einem großen Hoftage 1086 seine Getreuen vor sich beschied, als sie alle vom größten Herrn herab bis zum knappenlosen Ritter und Reisigen vor ihm niederknieten, die gefalteten Hände in seine Hände legten und ihm Treue schworen mit Leben und Gliedern, mit Leib und Gütern und weltlicher Ehre gegen Alle, die leben und sterben mögen — war es nicht ein gewöhnliches Fest dieser Art, sondern ein Markstein in der inneren Geschichte Englands. Von diesem Tage an mußte sich das englische Staatsleben auf eine andre Weise entwickeln, als in den Ländern des Continents.

Demgemäß ist der König Kriegs-, Grund- und Gerichtsherr des Landes und der Person. Er läßt die sächsischen Grafschaften unverändert als große Amtsbezirke bestehen und sendet über dieselben seine Sheriffs, welche zugleich im Kriege die Anführung haben, die Domänen verwalten und Recht sprechen. Die Finanzverwaltung ist Hauptsache, und es gewährt hier ein hohes Interesse zu sehen, wie später der Verfasser die preußischen Kriegs- und Domänenkammern des achtzehnten Jahrhunderts damit in Vergleichung bringt. — Für das anzuwendende Recht ist es wichtig, daß sich sächsische und normannische Anschauungen und Gewohnheiten vielfach durchkreuzen und endlich vermitteln. Im Grundbesitz siegt das normannische, im beweglichen Besitze das sächsische Recht. Charakteristisch ist vor allen Dingen die frühzeitige Einheit. Unter dem Einflusse der Stärke der königlichen Macht, und auf der andern Seite des Zusammenhaltens der sächsischen Ritterschaft mit den niederen Classen bilden sich die Grundlagen des englischen Common law. Es ist ein gemeines Recht für alle Classen, während auf dem Continente die Standesrechte sich scharf und spröde scheiden.

In England hat der Herzog dasselbe Recht an seinen Gütern, wie jeder Freeholder. Die Erstgeburtsordnung ist hier das gemeine Recht des Landes vom herzoglichen Besitz herab bis zur kleinsten Hütte. Dies ist wesentlich. Denn dies common law of the land ist das, was auch heute dem Parlament als Corporation der Corporationen seine Einheit und Kraft gibt.

Die frühe Einigung der Nation ist besonders wichtig in der Erlangung der Magna Charta. Das Lehnsverhältniß des Schutzes auf der einen, der Treue auf der andern Seite war auf dem Festlande dasselbe wie in England. Dort wie hier brachte das Verhältniß des gegenseitigen Vertrages es mit sich, daß die Pflichtverletzung von Seiten des Lehnsherrn auch eine Kündigung der Pflichten von Seiten des Vasallen nach sich zog. Aber dann trat der Unterschied ein. Auf dem Festlande erlaubte sich der einzelne Grundherr die Entscheidung über die Frage, ob der Lehnsherr seine Pflichten gegen ihn erfüllt oder gebrochen habe, und schickte ihm demgemäß seinen Absagebrief. In England konnte der Einzelne nicht gegen den König auftreten. Der Adel war genöthigt, corporativ zu handeln. Auch hatte er dazu genügenden Grund. Der Adel, der durch keine Grundherrlichkeit von den Mittelständen gesondert war, sah sich der persönlichen Regierung des unwürdigen Johann nicht minder unterworfen, als jene Andern. Der Entstehung des englischen Königthums gemäß hatte dasselbe eine willkürliche Strafgewalt von solcher Ausdehnung, wie kein Lehnsherr auf dem Festlande. Der Adel, der unter Johann die Leiden des Volkes mitfühlen gelernt hatte, begann seinen Beruf zu ahnen, an der Spitze des Volkes der Willkür Schranken zu setzen. Indem er corporativ für sich auftrat, that er es zugleich für das Volk auch. In diesem Sinne war die Magna Charta ein Pfand für die Versöhnung der Nationalitäten zugleich wie für diejenige der Stände. Ihre Entstehung und die Bestätigungen hielten Jahrhunderte lang lebendig das Gefühl der Gemeinsamkeit gewisser Grundrechte

für alle Classen: das Bewußtsein, daß ein Adel keine Rechte und Freiheit haben und behaupten kann, ohne diese Garantie für die Rechte der schwächeren Classen. Da das Vermögens- und Familienrecht der Freisassen sich einmal einheitlich gestaltet hatte, da ein besonderes Recht für Adel, Bürger und Bauer nicht mehr möglich: so nehmen fortan alle Kämpfe nur die Richtung auf gewisse rechtliche Schranken der persönlichen Regierung. So lange der Streit diese Richtung hat, finden wir Volk und Geistlichkeit auf der Seite des Adels, darüber hinaus, die untern Classen regelmäßig auf Seiten des Königthums.

Der Raum verstattet uns nicht, noch mehr der kernigen Grundgedanken dieses Werkes deutscher Forschung hervorzuheben, noch weniger die Durchführung derselben im Einzelnen zu besprechen. An dem leitenden Faden der Geschichte führt uns der Verfasser durch die verschiedenen Gestaltungen der englischen Verwaltung, bis er zuletzt ein vollständiges Bild von dem Bau gibt, in welchem der gewaltige Beamtenapparat die arbeitenden Glieder darstellt.

Es könnte jedoch nach den hervorgehobenen Gedanken scheinen, als sei Gneist ein Lobredner der Zustände Englands auf Kosten derjenigen des Continents, oder specieller Preußens. Dies ist nicht der Fall. Zwar hat er die deutschen Gegensätze, wie er sich ausdrückt, nur punktirt. Auch hier ist das Fortschreiten zur Staatseinheit den verschiedenen Particularinteressen gegenüber nur errungen durch ein energisches Zusammenfassen des Staatswillens in der einfachen und großartigen Weise des legitimen Königthums. Die Fortbildung zur Staatseinheit ist im Totalerfolg gleichartig, das unterscheidende Merkmal für Preußen ist die Schonung, mit welcher die Ausnahmerechte erst dann beseitigt wurden, wenn sie wirklich todt waren. Und in dieser Beziehung ist Gneist der Ansicht, daß der Erfolg *für* Preußen spreche. „Die Schöpfung dieser Auffassung der königlichen Pflichten ist die Blüthe unsers Ackerbaues und unsrer Industrie, die heutige Stellung unsers freien Bauern, unsrer 400,000 Bauern und einer Million kleiner Freeholders an der Stelle der 225,000 Pächter in England, die Stellung unsrer Lohnarbeiter verglichen mit den vormals Unterthänigen, unsre starke Landesvertheidigung, unser confessioneller Friede, unsre Volkserziehung und unser geistiges Leben, — in Summa: die dem Gemeinwesen wohlthätigste Vertheilung des Vermögens, die gesundesten gesellschaftlichen Verhältnisse, die weiteste geistige Entwicklung, die in einem Großstaate Europas vorkommt."

Man könnte mit Gneist darüber rechten, ob denn in Wahrheit Alles so günstig sich verhalte, wie er es aufzufassen scheint. Man könnte namentlich auch von andren deutschen Staaten aus mit Nachdruck geltend machen, daß die Gesundheit der gesellschaftlichen Zustände in Pommern, in Ost- und Westpreußen vergleichungsweise doch einigem, nicht unerheblichen Zweifel unterliege. Allein Gneist ist keineswegs ein Lobredner. Indem er die deutschen Gegensätze, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, punktirt, gibt er in kurzen, kraftvollen Zügen eine Kritik der Gegenwart, deutet Hoffnungen und Befürchtungen an. Wichtig erscheinen uns vor allen Dingen die kernigen Worte über das Verhältniß der Kirche. „Die Entstehung aller Großstaaten Europas ist verflochten mit dem *historischen Rechte einer regierenden Kirche*. Die Entstehung des preußischen Staates allein ist es nicht. Er entstand unter dem Zwiespalte des kirchlichen Glaubens und der kirchlichen Verfassung in Deutschland. — — Die Erwerbungen der Kurfürsten von Brandenburg waren frühzeitig confessionell gemischt: sie selbst nahmen, einer redlichen Ueberzeugung folgend, eine wechselnde Stellung innerhalb der Reformation ein, die sie zu einem Dissens von der Mehrzahl der Unterthanen sogar ihrer Erblande führte. Keine Monarchenfamilie war daher so dringend aufgefordert, auf ein persönliches jus reformandi zu verzichten wie sie. Protection und Unterthanentreue sind untrennbar. Jeder Versuch, ein confessionelles Bekenntniß zur Grundlage ihres Staates zu machen, hätte sie zur Minorität gestellt. — — Die Lösung der politischen Rechte von den kirchlichen Corporationen wurde daher für sie zur politischen Nothwendigkeit, zu einem Gebote der Selbsterhaltung. Unwillkürlich tritt diese Tendenz schon im sechzehnten Jahrhundert hervor, mit voller Klarheit seit Johann Sigismund und dem großen Kurfürsten. Der Landesherr schützt gewissenhafter als irgendwo die Kirchen in ihrem Besitze und in ihrem *Lehrberuf*; aber er löst die obrigkeitlichen Rechte der Kirche auf und unterwirft sie der Gesetzgebung und Verwaltung des Königs im Rathe. Die einzige Weise für Preußen, eine staatliche Einheit zu gewinnen, war die, das Verhältniß zur Kirche als ein *rechtliches* zu behandeln, die Staatsgewalt in keinen Streit über die Richtigkeit des Glaubens zu verwickeln, keine rechtliche Bevorzugung im Staate um des Glaubens willen gelten zu lassen. — Es entstand dadurch jenes staatsrechtliche Verhältniß zu den Confessionen und ihrer Geistlichkeit, wie es in andren Ländern meistens erst später sich gebildet hat.

Dies Verhältniß ist das *geschichtliche Recht* unsers Landes."

Englischer Literaturbericht.

Könnte der Aufstand, der seit Monaten an den Grundlagen der englischen Herrschaft in Ostindien rüttelt, schwache Herzen mit bangen Vorahnungen eines nahen Sturzes vom Gipfel der Macht und Größe erfüllen, so würde ein einfacher Rückblick auf die Geschichte Englands genugen, um wieder Muth und Trost zu verleihen. England hat sich durch schlimmere Perioden, als die heutige, durchgearbeitet, durch Perioden, in denen, wie in den Tagen der großen Revolution, die wildesten Sturmfluthen politischer und religiöser Schwärmerei gegen die schwächsten Stellen im Gefüge des Staatswesens anstürmten, oder, wie in den Tagen der Continentalsperre, die äußerste Anspannung aller Staatskräfte den Untergang bloß hinhalten zu können schien, um ihn schließ-

lich desto furchtbarer zu machen. Dieses merkwürdige Land hat seine lethargischen Perioden, seine Perioden fieberhaften Taumels gehabt; und ist aus allen seinen Krisen, wenn auch oft mit verminderten Kräften, doch stets mit unversehrtem Lebensnerv herausgetreten. Schon aus dem einen Grunde, in bösen Tagen in der Vergangenheit eine Gewähr für die Zukunft zu haben, sollte man in England der Geschichte eine vorzügliche Pflege widmen.

Die geschichtlichen Leistungen, welche dieses Mal zu besprechen sind, bestehen zum Theil aus Fortsetzungen. Frau Marie Anna Everett Green hat den zweiten Band von Sir John Romilly's Register der Staatspapiere aus Jakob's I. Zeit, Abtheilung der innern Geschichte, geliefert. Den ersten Band hatte Herr Lemon besorgt, und die Dame kommt ihrem gelehrten Vorgänger nicht bloß an Sorgfalt und Fleiß gleich, sondern übertrifft ihn sogar durch ihr tieferes Eingehen auf den Inhalt der Papiere. Der von ihr bearbeitete Theil umfaßt die Jahre 1603 — 1610, in welche die wichtigen Ereignisse der Thronbesteigung Jakob's, der ersten großen Pest, der Verhaftung Raleigh's, des Aufgebens des Bündnisses mit Holland, der Pulververschwörung, des Aufstandes der Gleichmacher in Northamptonshire und des Streits des Parlaments mit der Regierung über das Besteuerungsrecht fallen. Abgesehen von dem neuen Licht, das die Staatspapiere auf diese Ereignisse und Zeitfragen fallen lassen, erhalten wir auch eine Menge literarischer und biographischer Notizen, viele kleine Züge aus dem Leben des Hofes und der Stadt; Geschichten von vornehmen Heirathen und großen Festen, von Trinkern und berühmten Räubern, kurz schätzenswerthe Beiträge zur Sittengeschichte. Auch Shakspeare wird in den Documenten erwähnt, vorausgesetzt, daß unter dem William Shakspeare, der unterm 23. September 1605 als unter den Waffen stehend aufgeführt wird, der größte Dramatiker aller Zeiten zu verstehen ist. Die Annahme hat die Wahrscheinlichkeit für sich, denn Shakspeare zog sich 1604 oder 1605 in seine geliebte Heimath zurück, und daß er dort, wo die Pulververschwörung von 1605 eine ihrer Hauptverzweigungen hatte, kräftig gegen sie Partei genommen haben wird, läßt sich allein schon wegen des Umstandes vermuthen, daß sein Freund Julye Shaw, einer seiner Testamentszeugen, in das Gericht berufen wurde, welches die Verschwörer von Stratford am Avon richtete. Ein anderer, und zwar der berühmteste von Shakspeare's Freunden, Ben Jonson, erscheint in diesen Documenten in einer sehr gehässigen Gestalt — als ein Spion, der im Solde Cecil's keine Anstrengungen scheut, seine ehemaligen Glaubensgenossen und politischen Freunde, an deren geheimen Gesellschaften er Antheil genommen hatte, an den Galgen zu bringen.

Jenes Schottland, das in Jakob I. England einen Monarchen gab, und dadurch seine Unabhängigkeit verlor, besitzt trotz der großen Anregung, die Walter Scott's Romane gegeben haben, keine einzige Grafschaftsgeschichte, die mit Sartees' „Durham" oder mit Ormerod's „Cheshire" zu wetteifern vermöchte. Ein Anfang, dieses Feld anzubauen, ist Joseph Irving's Geschichte von Dumbartonshire, ein mit Fleiß und gedrängter Kürze geschriebenes Buch. Dumbartonshire ist das alte Lennox, eines jener Grenzgebiete zwischen dem Niederlande und den Hochlanden, die so viele Gefechte und Fehden gesehen haben. In Lennox liegt das Schloß Cardroß, wohin der große König Bruce sich zurückzuziehen pflegte, um im Genuß der schönen Aussicht auf das Leven-Thal, bei Fahrten auf dem Clyde und bei Falkenjagden seiner wenigen Mußestunden froh zu werden.

Der vierte Band der Denkwürdigkeiten und des Briefwechsels von Karl Jakob Fox ist in mehr als einer Beziehung der beste des ganzen Werks. Uebrigens hat der berühmte Herausgeber, Lord John Russell, die Ausstellungen der Kritik ziemlich unbeachtet gelassen. Ein deutscher Herausgeber würde entweder den massenhaften Stoff in ein Lebensbild verflochten, oder mit der Lebensbeschreibung begonnen und den Briefwechsel als Anhang gegeben haben. Der edle Lord verfährt umgekehrt, und gibt die Skizzen, Briefe und sonstigen Materialien, wie Lord Holland und Allen sie gesammelt haben, zuerst, und zwar mit einem Minimum eigener Zuthaten. Dieser Schlußband bringt beispielsweise von Lord John Russel's Hand nichts als drei Seiten Einleitung, eben so viele am Schluß, drei Eröffnungen von Abschnitten, jede eine halbe Seite lang, und sehr sparsam zugemessene Anmerkungen. Ein zusammenhängendes Leben von Carl Fox wird Lord John Russell nachliefern, „wenn ihm nicht noch zeitraubendere politische Geschäfte, als die Lord Holland's waren," die Erfüllung seines Versprechens unmöglich machen.

Die Herausgabe der Papiere eines Mannes, wie Fox, bleibt ein verdienstliches Unternehmen, mag der Herausgeber auch unregelmäßig, abspringend und in schwerfälliger Manier verfahren. Dagegen gibt es eine Classe von Denkwürdigkeiten, aus den boshaften Anekdoten von Diplomaten, aus dem Geschwätz von Salons und Bedientenzimmern, aus halb erlauschten Unterredungen und halb errathenen Geheimnissen zusammengetragen, deren Berechtigung eine zweifelhafte ist. Zu dieser Classe gehört der vierbändige „Theil eines Tagebuchs, niedergeschrieben von Thomas Raikes in den Jahren 1831 — 1847." Was Raikes, der allerdings mit Gesandten, Staatsmännern, Generalen und Höflingen aller Länder verkehrte, in Deutschland, namentlich in Wien, beobachtet hat, ist augenscheinlich falsch, was er von Frankreich mit stark karlistischer Färbung erzählt, größtentheils verdächtig. Wir bezweifeln, daß Ludwig Philipp nach einem Gespräch mit Dupont de l'Eure voll liberalster Zusicherungen dem Fortgehenden die Geberde nachgeschickt habe, die unsre Schulkinder mit Nase und Fingern hinter einem unbeliebten Lehrer her machen, wir bezweifeln, daß Talleyrand von dem Herzog von Orleans gesagt habe: „Es ist ein Prinz aus dem Seminar." Den Stempel der Glaubwürdigkeit trägt die Aeußerung, die der Bürgerkönig über ein Bündniß der Engländer und der Russen gethan haben

soll: „Sie werden sich zuerst liebkosen, dann kratzen und endlich beißen.“ Vorzeichen eines russisch-französischen Bündnisses bemerkte Raikes bereits 1840. Kein Monat verging ohne einen russischen Versuch, die entente cordiale zu lockern, und die russischen Agenten, männliche wie weibliche, unter den letztern die Frauen der drei Minister Nesselrode, Benkendorf und Czernitscheff, sprachen ungescheut die Ueberzeugung aus, daß ihr Kaiser Constantinopel haben könne, sobald er nur wolle.

In den Werken, welche der Tagesgeschichte gewidmet sind, nimmt der indische Aufstand natürlich einen großen Raum ein. Sieben der über Indien erschienenen Schriften zeichnen sich dadurch vor der Masse aus, daß sie von unterrichteten, durch einen längeren Aufenthalt mit Land und Leuten bekannt gewordenen Männern herrühren. Alle diese sieben Männer sagen Angesichts der Ströme englischen Bluts, die in Indien fließen, der Frauen, Mädchen und Kinder, die auf die schandbarste Weise zu Tode gemartert werden, der ausgedehntesten Verwüstung englischen Eigenthums, der dringendsten Gefahr für die englische Herrschaft, offen und ungescheut, daß England durch seine Fehler den Aufstand herbeigeführt habe. Diese Uebereinstimmung geht indessen nicht so weit, daß jeder der sieben Schriftsteller denselben Fehler als das Grundübel und als den Hebel der Katastrophe bezeichnete. Nur drei derselben — sie schreiben anonym und wir können sie daher bloß durch die Titel ihrer Werke: The Letters of Indophilus on the Mutiny of Vellore; The Crisis in India; Dacoitee in Excelsis, bezeichnen — sind auch in diesem Punkte einig, und für sie sind die Annexationen, die in den besitzenden Classen ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit des Besitzes hervorgerufen hätten, der eigentliche Gährungsstoff, den man unter die indische Bevölkerung geworfen hat. Von den andern vier Schriften sieht die eine die Grundursache des Aufstandes ausschließlich in den gefetteten Patronen, die zweite (Kinnaird) darin, daß man den Zemindaren zu große Macht gelassen und nicht den kleinen Grundbesitz begünstigt und sichergestellt habe, die dritte in der Behandlung der Eingebornen aller Classen nach englischen Gesetzen, englischen Gewohnheiten und englischen Ideen, die vierte endlich in der Nichtachtung des indischen Dogmas der Sraddha (Adoption), das allerdings sehr alt ist, da sein Ursprung in das mythische Dunkel der Dynastie der Kinder des Mondes sich verliert. Mit diesen kurzen Andeutungen über die Tendenz der bis jetzt erschienenen Hauptschriften müssen wir von dem ebenso verwickelten wie weitschichtigen Thema des indischen Aufstandes scheiden. Ein vor dem Aufstande von Vellore veröffentlichtes Werk: England und seine Colonieen, von Robert Fletcher, verbreitet sich über die Mittel, alle Colonieen für immer an England zu fesseln. Man berufe Abgeordnete aller Colonieen in das Unterhaus und in das Oberhaus, man gebe jeder einzelnen Niederlassung ihr Localparlament, man vertheile die Nationalschuld auf alle Theile des Reiches gleichmäßig, man errichte Sprachschulen für Beamte, man organisire Heer und Flotte überall nach denselben Grundsätzen, man baue eine Eisenbahn von Halifax nach der Vancouver-Insel, die den Handel mit Asien an sich reißen wird, und dieses neue „Vereinigte Königreich“ wird allen Stürmen der Zeit und allen Wechselfällen gewachsen sein.

Die Reiseliteratur hat seit meiner letzten Mittheilung keine wesentliche Erweiterung erfahren. Die werthvollste ist ein Buch des Sinologen Milne: Chinesisches Leben. Milne lebte viele Jahre in Shangai und machte, als Chinese verkleidet, eine Reise zu Lande von Ningpo nach Canton, die ihn „durch drei Provinzen des eigentlichen Chinas, durch sechzehn Bezirke, zu zwei Hauptstädten, achtundzwanzig befestigten Städten, siebzehn Städten ohne Mauern und unzähligen Dörfern führte, und mit einer Strecke Landes von 1300 (englischen) Meilen Länge bekannt machte.“ Das Buch ist mehr unterhaltenden Charakters und malt, nach der Widerlegung mancher falschen Ansichten über China, das wirkliche chinesische Leben in Ningpo, schildert dann jede Reise im Einzelnen und behandelt schließlich einige besondere Themata, von denen uns die Besprechung der jüdischen Gemeinde in Kaifung, der Hauptstadt von Honan, am meisten angezogen hat.

Ein Werk von dauerndem Nutzen ist im Stadium der Vorbereitung begriffen. Wie Sie wissen, sind die Wörterbücher der englischen Sprache von Johnson und Richardson die einzigen von Ruf, welche England besitzt. Die Mängel des ersten Wörterbuchs hat Macaulay in seinem Aufsatze über Johnson, den Sie Ihrer Uebersetzung der Essay's*) des neuen Peers hoffentlich bald anreihen, mit kurzen, schlagenden Worten dargelegt, und auch das Richardson'sche Werk unterliegt Ausstellungen, die durch den jüngst erschienenen Supplementband nicht beseitigt worden sind. Die philologische Gesellschaft hat nun den Prospect einer Ergänzung des gesammelten Sprachschatzes ausgegeben und bereits so viele Zusagen von Mitarbeitern erhalten, daß die meisten der Werke, Monatsschriften und Parlamentsverhandlungen, aus denen Auszüge gemacht werden mußten, vergeben sind.

Berichtigung zu Seite 686 im zweiten Bande der Monatshefte. Unter den neuen Büchern dieses Jahres wird „ein großes Werk über Händel“ angeführt, verfaßt „von Schölcher, einem Deutschen, der einen mehrjährigen Aufenthalt in England zu Forschungen über unsern großen Landsmann benutzt hat.“ Schölcher sagt gleich zu Anfang: „Dieses Buch ist von mir französisch geschrieben und von Mr. James Lowe in's Englische übersetzt.“ Schölcher ist nämlich ein Franzose aus dem Elsaß, dessen Vorfahren allerdings Deutsche waren, der aber kein Wort deutsch versteht. So unglaublich dies scheint bei Einem, der über Händel schreibt, so einfach wahr ist es. Händel war die erste Hälfte seines Lebens, bis in sein sechsunddreißigstes Jahr, größtentheils in Deutschland, hat hier seine ersten zwei Opern und drei Oratorien gesetzt, und eben die damaligen deutschen Schriftsteller über Musik haben

*) Befindet sich unter der Presse.

über diese früheste Zeit die besten Materialien aufbewahrt; was für ein „Leben Händel's" entsteht, wenn diese besten Quellen unbenutzt geblieben sind, zeigt das angeführte Buch. Nur mit den in England entstandenen Opern und Oratorien beschäftigt es sich ausführlicher, doch erreicht es zusammen kaum die Stärke von 400 Octavseiten — „ein großes Werk" nennt der Berichterstatter es wohl nur deshalb, weil es durch ein sehr dickes Papier einen ziemlichen Umfang bekommen hat und durch die Fenster des Buchladens angesehen allerdings als groß erscheint. Gott sei Dank, daß es kein Deutscher geschrieben! Es würde nur dazu beitragen, das bis jetzt noch feste Vertrauen der Engländer zu der „deutschen Forschung" zu erschüttern. Die einfache Geschichte desselben und die Ursache, daß es in einigen Londoner Zeitungen gelobt worden, ist folgende. Schölcher wurde als Gesinnungsgenosse von Ledru Rollin u. A. verbannt und floh nach England. Hier hörte er Händel's Oratorien. Als ein begüterter Mann kaufte er sich die Werke und ließ sich die nicht gedruckten abschreiben. Mit dem Besitz wuchs die Liebhaberei, die englischen Nachrichten über Händel schienen ungenügend (was sie auch sind), oder vielmehr in verschiedenen Büchern zerstreut; und weil die Liebhaberei anfing, für gewisse minor bards eine ergiebige Zwickmühle zu werden, so wußte man ihm einzureden, daß er ganz der Mann sei, um über Händel etwas Besseres zu schreiben, als vorhanden war. Weil er aber nicht die Spur von musikalischen Kenntnissen besitzt, so schrieben es ihm einige Musiker zusammen mit Darangabe von Ehre und Zeit, natürlich gegen gute Bezahlung. Ein echt englischer Zug! So entstand „The life of Handel." Selbst die Durchsicht der englischen Zeitungen über Concertanzeigen Händel's übernahm ein Andrer; das also sind die mehrjährigen Forschungen! Schölcher hat dann seine Materialien auf Treu' und Glauben mit einer naiven Arglosigkeit zusammengeschrieben, die wirklich komisch ist. Von Hunderten nur ein kleines Beispiel: Seite 205 bei dem Todtenmarsch im Oratorium Saul sagt er: Mister Lacy (dieser war es hauptsächlich, der für ihn arbeitete) sagt mir hier, daß Händel den Marsch in Dur gesetzt hat, und daß sonst alle Componisten dergleichen in Moll componiren!! Der Kritiker des Athenäums, Charley, der sich durch Kenntniß und Unparteilichkeit von allen Andern dort vortheilhaft unterscheidet, sagt ganz höflich, aber auch ganz entschieden: „Daß Schölcher's Buch zu einer guten Zeit kommt, ist augenscheinlich, daß es aber in der Händelliteratur irgend eine bemerkenswerthe Periode bilden wird, kann Niemand behaupten." Und zum Schluß der längeren Recension: „Das Leben Händel's muß noch erst geschrieben werden (The life of Handel has still to be written)." Athenäum vom 9. Mai 1857. Dies kann ein Trost sein für die, die mit Vorstudien und Vorkenntnissen darangehen, das Leben dieses großen Deutschen historisch und künstlerisch zu beschreiben.

Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie von Dr. A. Petermann.

Die Petermann'schen Mittheilungen sind die jüngeren unsrer beiden geographischen Zeitschriften. Die ältere, die Berliner Zeitung für allgemeine Erdkunde, früher von Gumprecht, jetzt von Dr. Neumann redigirt, ist das Organ der Berliner geographischen Gesellschaft und erfreut sich der lebhaften Theilnahme Karl Ritter's. So gediegen diese Zeitschrift aber auch ist, müssen wir uns doch freuen, daß diese Petermann'schen Mittheilungen neben und nach ihr entstanden sind. Sie bringen mehr, als sie versprechen, nämlich außer sehr werthvollen Berichten über die neuesten geographischen Unternehmungen und einer Fülle kleinerer Notizen derselben Tendenz auch Besprechungen der Thätigkeit der geographischen Gesellschaften, der neuesten geographischen Literatur und Uebersichten der neu erscheinenden Werke, Aufsätze und Karten. Herr Petermann ist so aufmerksam, daß er sich auf dem weiten Gebiete der Literatur selbst das Kleinste, was in irgend einer Weise eine Erweiterung unsrer Kenntnisse verspricht, nicht entgehen läßt, und dabei so kenntnißreich und umsichtig, daß man jede von ihm gebotene Notiz unbedenklich als richtig hinnehmen kann. Die in genügender Zahl beigegebenen Karten erfüllen die höchsten Anforderungen. Daß die Mittheilungen mit lateinischen Buchstaben gedruckt werden, können wir nicht tadeln, da die Rücksicht auf die ausländischen, namentlich englischen Freunde unsrer Literatur, denen Herr Petermann von seiner ehrenvollen Stellung in London her bekannt ist, ein Abgehen von unserm deutschen Druck nöthig machte. Dagegen sollte das unbequeme und ungefällige Quartformat aufgegeben werden. Eine Zeitung wie diese sammelt man, um sie binden zu lassen, und da empfiehlt sich das moderne Octavformat ungleich mehr.

Das bei Bellmann in Prag alljährlich erscheinende „Album der Erinnerungen," welches Siegfried Kapper herausgibt, verspricht für den Jahrgang 1858 wieder sehr reichhaltig zu werden. Es bringt Prosa: von Hieronymus Lorm, Alfred Meißner, Fr. Bodenstedt, A. von Sternberg und Th. Herzog; Poesien von G. F. Daumer, F. G. Fischer, Adolph Glaser, Moritz Hartmann, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Hermann Lingg, Otto Roquette, Leopold Schefer u. A. Dazu wird das Portrait Gutzkow's gegeben.

Die zuletzt ausgegeben Lieferungen von Pierer's Universal-Lexicon rechtfertigen vollkommen die günstige Ansicht, welche wir bereits beim Beginne der neuen Ausgabe dieses werthvollen Werkes aussprachen. Neben der gediegenen Klarheit in der Anordnung des reichen Inhalts und der faßlichen Behandlung der einzelnen Artikel, verdient namentlich auch der saubere, deutliche Druck und die ganze äußere Ausstattung empfehlende Erwähnung.

Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die neuesten Bewegungen in der theoretischen Landwirthschaft.

Von Dr. Fraas.

Daß zuletzt die Erklärung sämmtlicher Erscheinungen in der Pflanzen- und Thierproduction, welche beide den Hauptinhalt der landwirthschaftlichen Doctrin bilden, nur mit Hülfe der in der Naturwissenschaft bereits gemachten Erfahrungen, mit Hülfe der Lehrsätze der naturbeschreibenden Doctrinen, dann der Physiologie und Chemie bewirkt werden könne, ist neuestens ebenso zum allgemeinen Verständniß geworden, als sich in klarer Folgerung ergibt, daß der Landwirth selbst nicht wenig jene naturwissenschaftlichen Erfahrungen, — reine genannt, wenn von praktischer Anwendbarkeit abgesehen, — zu fördern im Stande ist, falls er nur seine Beobachtungen nach den Grundsätzen der Wissenschaft anzustellen und zu deuten versteht. Und Eifer und Ehrgefühl, wissenschaftliche Ausbildung und — Lust zur erklecklichen Capitalnutzung wachsen täglich beim großen, ja selbst, wenn auch weniger bemerkbar, beim freigewordenen kleinen Grundbesitzer. Das zeigt ja schon klärlich die zunehmende Frequenz niederer und höherer landwirthschaftlicher Lehranstalten, ja der Besuch von Anstalten unsrer Hochschulen selbst, welche in naturwissenschaftlichen und landwirthschaftlichen Einrichtungen Gewähr höherer Ausbildung in Geopanicis versprechen.

So zeigten die landwirthschaftlichen Lehranstalten Preußens:

Sommersemester 1856.

1. Staats- und landwirthschaftliche Akademie zu Eldena:
   Studirende aus dem vorigen Semester 27
   Neu aufgenommen 11
   Summa 38
2. Landwirthschftl. Lehranstalt zu Poppelsdorf:
   Studirende aus dem vorigen Semester 34
   Neu aufgenommen 20
   Summa 54
3. Landwirthschaftl. Lehranstalt zu Proskau:
   Studirende aus dem vorigen Semester 39
   Neu aufgenommen 22
   Summa 61

Zusammen Inländer 122
Aus dem Auslande 31
Gesammtzahl 153

Würtemberg 1855/56.

Akademie Hohenheim. Wintersemester:

Landwirthe:	Inländ: 26	Ausländ. 71		
Forstwirthe:	„ 11	„ 5		
	Summa 37		76	
	Zusammen 113			

Sommersemester:

Landwirthe:	Inländ. 16	Ausländ. 73		
Forstwirthe:	„ 11	„ 7		
	Summa 27		80	
	Zusammen 107			

Gesammtzahl 220

Bayern 1855/56.

Landwirthschftl. Centralschule Weihenstephan:
Inländer 63
Ausländer 14
Summa 77

Sachsen 1854/55.

Tharandt.
Es studirten auf der Akademie:

Im Sommer 1854.

17	inländische Forstwirthe
23	ausländische „
16	inländische Landwirthe
28	ausländische „
84	Summa.

Im Winter 1854/55.

18	inländische Forstwirthe
27	ausländische „
20	inländische Landwirthe
22	ausländische „
87	Summa.

Ein an Wichtigkeit alle andern überragendes Attribut aller landwirthschaftlichen Lehranstalten bildet begreiflich das Laboratorium, ja dieses hat sich an mehreren Orten, zuerst in Sachsen, von jenen ganz getrennt, und ist unter dem Titel einer agriculturchemischen Versuchsstation (zu Möckern 1851) selbständig geworden. Versuche wurden von den Landwirthen seit je gemacht, aber die neuesten wissenschaftlichen Hülfsmittel, welche die Naturforschung, zunächst das Laboratorium, das Mikroskop, die physikalischen Apparate u. A. bieten, versprechen doch erst jetzt die Genauigkeit, welche dazu gehört, um das Ergebniß derselben zu verstehen, d. h. Folgerungen zur Anwendung ziehen zu können. Daß die Chemie hier am meisten zu leisten verspricht, liegt in der Art ihrer gewaltigen Fortschritte, aber so sehr wir dies anerkennen, so halten wir doch nicht minder dafür, daß die Fortschritte in der Mechanik (landwirthschaftliche Geräthe) und der physikalischen Geographie, wie die Lehre vom Klima, in der Physiologie und Anatomie der Pflanzen und Thiere gleiche Stützen für die landwirthschaftliche Entwicklung bieten. Daß sie selbst wieder von der Chemie zur Zeit bedeutend dominirt werden, begründet eben der Principat derselben, aber im Reiche der Wissenschaften verleiht nur die Wahrheit den Rang und allen steht frei, nach der höchsten Stufe zu streben — keine absolute Herrschaft verlegt den Weg dazu.

Die landwirthschaftlichen Erfahrungen aus allen Theilen der Erdoberfläche gesammelt sagen, daß

a) unter den Tropen —
b) in den subtropischen Kreisen im Sinne der Pflanzengeographie —
c) in den wärmeren Strichen der gemäßigten Zonen

also auf den weitaus größten Theilen der, wenn auch oft schlecht cultivirten, Erdoberfläche die pflanzennährenden Bestandtheile der Luft und des Bodens genügen, um die unter günstigeren physikalischen Bedingungen der Nahrungsaufnahme und Assimilation stehenden Culturpflanzen, ohne künstliche Düngerzufuhr zu hohem, mit Bewässerung allein aber zu den höchsten gekannten Erträgen zu bringen. Je ungünstiger die Bedingungen des physikalischen Klima's gegen die Pole zu werden, um so mehr pflanzennährende Stoffe — atmosphärische und Mineralbestandtheile — müssen dem Boden künstlich gegeben werden, und überdies muß eine viel sorgfältigere Bearbeitung diese Zugabe begleiten.

Ob nun in den erstgenannten Zonen wirklich mehr pflanzennährende Luftbestandtheile, — Ammoniak und Kohlensäure — vorhanden, was aber durch keine Angabe bis jetzt documentirt ist, — oder ob die Pflanzen bei größerer Wärme nun besser Nahrung aufzunehmen und zu assimiliren im Stande sind, was physikalisch unzweifelhaft ist — oder ob durch den Wechsel der heißen Jahreszeit mit der Regenzeit größere Verwitterung und durch die leichtere Salpeterbildung im Boden mehr Stickstoffquellen erschlossen werden, — so viel steht fest, daß auf dem größten Theile der Erdoberfläche die natürlichen Nahrungsquellen der Pflanzen genügen, um unter Beihülfe mechanischer Einwirkung (Pflügen, Lockern, Walzen ꝛc.) hohe Ernteerträge seit historischen Zeiten zu gewinnen. Es ist indessen in eben diesen Zonen Jedermann bekannt, daß die Zugabe von Mist oder Düngmaterialien den Ertrag noch mehr steigert. Dies findet insbesondere bei den diesem Klima gleichfalls fremden Pflanzen statt. Baumwolle und Melonen werden in Südeuropa regelmäßig gedüngt, nicht mehr in Nordafrika oder Egypten.

Diese Zonen kennen weder Stallfütterung (in der Regel nicht Ställe) noch natürliche Wiesen (mit Ausnahme von Sumpfflächen oder Hochgebirgsmatten), noch künstlichen Futterbau. Stroh ersetzt Heu für die Hausthiere und kann nicht Streumaterial sein. Es ist also eine regelmäßige Düngung der Felder auch nur annährend an unsre Methode ganz unmöglich. Alle Düngung beschränkt sich nur auf Gärten und einzelne gartenmäßige Anlagen, — soweit eben der Mist der Pferde oder der von den Stallungen der Schafe in Gebirgsklüften und Höhlen geholte Schafmist reicht, — begreiflich wenig genug.

Wenn also Mineralsubstanzen im Boden hinreichend vorhanden sind, die Quelle der atmosphärischen Pflanzennahrungsmittel gleichmäßig und unerschöpft fließt, so ist doch offenbar vorerst geboten, jene im Boden rechtzeitig löslich und diese absorbirbar zu machen, um das schon Gegebene vollkommen zu benützen, ehe man an die künstliche Zufuhr eines Superfluums — also an Dünger und noch mehr an künstliche Düngermittel denkt. Da jenes noch nicht besonders gelungen, auch nur erst recht begriffen wird, da ferner in der That nur durch ein bedeutendes Superfluum an pflanzennährenden Substanzen in unserm Klima unsern nicht einheimischen Culturpflanzen die zum höchsten Ertrag nöthige Befähigung gegeben werden kann, so ist alle neuere Procedur der Agriculturchemie gerechtfertigt, aber das Streben in der Richtung geognostischer, pflanzengeographischer und physiologischer wie klimatischer Studien die Aufgabe unsrer Landwirthschaft in der gemäßigten kalten Zone zu lösen, ist es nicht minder.

Die Lehre von dem Einfluß der Bodenwärme auf die Vegetation, von dem Einfluß der Bodenfeuchtigkeit darauf hat durch die Einführung einer besseren Entwässerungsmethode, als man bisher kannte, durch die Drainage oder Röhrenentwässerung, für unsre klimatischen Verhältnisse einen gewaltigen Einfluß auf den landwirthschaftlichen Fortschritt

geübt, wir sind aber auch nahe daran, durch die agriculturchemischen Arbeiten der neueren Zeit eine richtige Theorie der Pflanzenernährung — d. h. also der Düngung und Bodenbearbeitung, somit der Fundamentallehren des Pflanzenbaues zu erhalten. Dazu sollen vor Allen die „Versuchsstationen" beitragen.

Uns scheint der durch den übermäßigen Eifer der sächsischen Agriculturchemie gebildete Name einer „agriculturchemischen" Versuchsstation ein ungeeigneter, weil zur Einseitigkeit führend. Die Landwirthschaft forscht experimentirend und sämmtliche Naturwissenschaften zu Hülfe rufend — aber sie macht auch bloß Versuche, sie lehrt zugleich und gibt den fragenden Pflanzenbauern und Thierzüchtern Aufschlüsse, sie analysirt Producte und fügt Erklärungen bei. Obgleich dasselbe sagend, so gefällt uns doch der Ausdruck „landwirthschaftliche chemische Versuchsstation" besser, und wir glauben endlich, daß das Wort „landwirthschaftlich" allein auch genügen würde, wenn man nur recht versteht, was dazu gehört, einen „landwirthschaftlichen" Versuch richtig anzustellen und controliren zu können.

Die Arbeiten der ersten derartigen Station auf dem Gute der Leipiger ökonomischen Societät zu Möckern haben einen guten Ruf erlangt und jedenfalls gezeigt, was es heiße, Fütterungsversuche nach den Regeln der Wissenschaft anzustellen.

Die eben erschienenen „Ergebnisse" der zweiten derartigen Anstalt zu München, unter der Aegide des Hrn. v. Liebig selbst und mit einem Votum über derartige Anstalten versehen, sind auch für das gelehrte Publicum interessant.

Frankreich hat keine besonders für landwirthschaftliche Versuche ausschließlich organisirte Laboratorien, — es unterstützt die Landwirthschaft aber in zahlreichen Laboratorien anderer oder selbst agronomischer Lehranstalten, wie durch die Herren Girardin zu Rouen, Bobierre zu Nantes, Malaguti zu Rennes, Baudrimont zu Bordeaux, Js. Pierre zu Caen, Ladrey zu Dijon, Meurin zu Lille, dann in den Laboratorien zu Paris insbesondere.

Es scheint uns hier der Ort, des häufig gehörten Einwurfes zu gedenken, daß nämlich die Chemie, insbesondere die Agriculturchemie, noch nichts für die Praxis wirklich Anwendbares, Förderndes, Gewinnbringendes gefunden habe, daß Alles dahin Zielende auch schon früher den praktischen Landwirthen bekannt gewesen sei (Hlubek). Es ist wahr, Knochenpulver wandte man schon früher, ehe man den Werth der Phosphate kannte, an, doch nicht so richtig aufgeschlossen, als jetzt. Aber der Lehre Liebig's von der Bedeutung der Mineralsubstanzen für die Pflanzen folgte doch entschieden erst die Anwendung von Phosphorit, Osteolith, Apatit, Coprolith, kurz der phosphorsäurehaltigen Mineralstoffe überhaupt. England führt gewaltige Massen von diesen Substanzen sogar auf dem Handelswege ein (Nitrophosphate compagny), und neueste Versuche damit in Baiern stellen ihre große Wirksamkeit außer Zweifel. Eine durch Genauigkeit wie Gründlichkeit gleich ausgezeichnete Arbeit von Dr. W. Mayer hat indessen auch das Verhältniß der Phosphorsäure zu dem Stickstoff in den vorzüglichsten Cerealien als ein constantes klar gestellt. Seit v. Liebig die Bedeutung des Ammoniak für die Vegetation in die Lehre von der Pflanzennahrung einführte, ist an die Stelle des Feldgeschreis der alten Empirie: „Humus!" nunmehr jenes von „Ammoniak" getreten, das sich neuerlich in „Stickstoff" über Alles ebenso maß- und verständnißlos, wie das Erste früher, verwandelte.

Ob im Boden künstlich zu geben oder in der Luft hinreichend vorhanden und nur unter gewissen Bedingungen assimilirbar, ist zwar noch Gegenstand gelehrten Streites, aber Thatsache ist, daß Dünger nach seinem Gehalt an assimilirbaren Stickstoffverbindungen, denen sich der allerdings der sehr alten Praxis schon bekannte Salpeter anschloß, an Phosphaten und Alkalien geschätzt und bezahlt wird. Eine gute Schätzmethode ist aber ein wesentlicher Vortheil für die Praxis!

Ist die wirkliche Unabhängigkeit mancher Wirthschaften vom Stalldünger, die Trennung der Viehzucht und Viehwirthschaft überhaupt vom Pflanzenbau in ganz gesonderte Unternehmungen nicht vorzugsweise ein Product der chemischen Forschung unsrer Zeit?

Die Chemie lehrte zuerst, daß in den flüssigen Excrementen namentlich der Fleischfresser und der Menschen mehr pflanzennährende Stoffe seien, als in den festen, daß dies auch bei den Rindern und Pferden, die jedoch ihre Phosphate mit den festen Auswürfen allein entleerten, der Fall sei — und die Anwendung der flüssigen Auswürfe hat so sehr zugenommen, daß man sogar Wirthschaften in England und jetzt auch auf dem Continent einrichtete, die allen Dünger flüssig anwenden, ebenso den Harn, die Jauche als Hauptmittel zur Befruchtung der Felder und zwar mit Recht ansehen.

Wie die alte irrlichtende Medicin trotz des hohen Werthes köstlicher Erfahrungen doch in ihren langen Recepten mit Mischung von dreißig und mehr Arzneistoffen blühenden Unsinn trieb, so mengten enthusiastische Landwirthe nach den Grundsätzen Sr. Hochwürden Pfarrer Mayer von Kupferzell: „Alles was stinkt, düngt!" die heterogensten, sich in der Wirkung beschränkenden, das Wirksame oft vernichtenden Stoffe zusammen und hießen das Compost oder Düngerpulver, Poudrette, künstlichen Guano ꝛc. Die Chemie lehrte, daß ein Compostthaufen so gut, wie ein in der Officin lege artis zubereitetes Präparat streng wissenschaftlich angelegt werden müsse, wenn man nicht verschwenden oder verderben wolle.

In der That, die Leute, welche nach Swift's Maßstab der Berühmtheit machen, daß da zwei Halme Getreide wachsen, wo früher nur Einer, sind zwar immer noch selten, aber doch nicht so sehr als man sonst in allzugroßer philosophischer Contemplation der Eitelkeit aller menschlichen Dinge anzunehmen geneigt ist. Noch vor etwas mehr als hundert Jahren vor Einführung des Kunstfutterbaues und der Wechselwirthschaft war man sehr zufrieden, das 12—14te Korn (ohne Saatabzug) vom Tagwerk zu erhalten; — wir sehen in Wirthschaften, welche

mit künstlichem Dünger, Knochenmehl, Coprolithen, Fischguano ꝛc. wirthschaften, oft das Doppelte erzielen und zwar ohne Brache, manche englische und amerikanische Angaben überschreiten selbst dieses noch weit. Man erzielte in Sachsen durch sehr intensive Bewirthschaftung das achtbis zehnfache des gewöhnlichen Ertrags an Wurzeln und Knollen und in der That, die Grenzen der Erträge unsrer Felder sind unbestimmbar.

Ein schon vor dreißig Jahren, zuerst von Block empfohlnes Streusurrogat, — die Erdstreu — beginnt neuerlich mehr vom Standpunkt der Düngerbereitung in Ansehen zu kommen. Wenn die flüssigen und festen Excremente der Hausthiere ohne Verlust gesammelt werden, so müssen sie schon nach den Gesetzen des Stoffwechsels so viel pflanzennährende Stoffe in sich enthalten, als die Excremente der Seevögel, welche Guano liefern, — allein etwa den höheren Gehalt der Phosphate in den verschlungenen Fischknochen ausgenommen. Jeder Viehhalter also besitzt das Material, Guano zu machen. Menschenexcremente sind noch besser dazu. Die Erde, die ammoniakabsorbirende, wasserverdunstende und Harnrückstand behaltende — ist das beste und wohlfeilste Material zur Einstreu im Stalle, weil zugleich bestes Corrigens und Adjuvans im Mistrecepte. Eine Broschüre: „Wie wird Waldstreu entbehrlich?“ vom landwirthschaftlichen Verein in Baiern vertheilt, führt das Nöthige darüber genau aus.

Mit der Anwendung der Erdstreu concurrirt jene der Anwendung allen Düngers in flüssiger Form (System Kennedy, besser Chadwich) und in England wie auf dem Continent, auch in Bayern, hat man diese Methode bereits da und dort angewandt. Bei Paris bildete sich selbst eine Gesellschaft für Befruchtung von Land mit flüssigem Dünger.

Wenn auch nicht richtige theoretische Grundsätze, denn „die Wahrheit ist einfach und vollkommen, — unvollkommen und mannigfach ist die Wissenschaft“ — in die Massen gedrungen sind, so doch viel daraus gezogenes praktisch Brauchbares und das Streben, in gemeinschaftlicher Weise die Ergebnisse der Forschung Allen zugängig zu machen, ist ein unsre Zeit charakterisirendes geworden, welches den auf ihre alten Stammbäume eifersüchtigen Pflegern der sogenannten humanistischen Wissenschaften nicht wenig Sorge macht und sie zu zeitweisen Exclamationen über Abhandenkommen des Geschmacks am Reinschönen, über Versunkensein im crassen Zeitmaterialismus treibt. Als ob die Erforschung der Gesetze göttlicher Ordnung in der Natur deswegen minder „reinschön“ wäre, weil sie eine Kleepflanze oder Kartoffel, anstatt immergrüne Lentiskus- und Lorbeergebüsche betrifft, weil sie sich an das wechselvolle Gebiet des Vermoderns oder Verwesens, des Herdes organischer Neubildungen knüpft oder der sprudelnde, krystallhelle, kosende und tosende Quell auf seinen Werth zur Bewässerung nebenbei mit geprüft wird!

Eine der jedenfalls hervorragendsten Erscheinungen im Gebiete des Populärmachens ist auch die vom „Feldprediger,“ dem königlich sächsischen Hofrath A. Stöckhardt hervorgerufene Agitation, die insbesondere auf der letzten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe sich breit machte. Herr A. Stöckhardt, Lehrer der Chemie an der Landwirthschaft- und Forstlehranstalt zu Tharandt, hat offenbar ein großes Talent, wissenschaftliche Lehr- und Folgesätze der gemeinen Praxis mundgerecht, d. h. populär zu machen.

Die Bedeutung gewisser Stickstoffverbindungen lehrte lange vor ihm Bousfingault; Guano war den Engländern schon seit N. Davy bekannt und reichlich benützt, als ihn der Feldprediger empfahl, die erste chemische Versuchsstation gründete die Leipziger landwirthschaftliche Societät schon seit 1851 zu Möckern (Crusius und E. Wolff), die Bedeutung der Mineralsubstanzen und zunächst der Phosphorsäure nebst viel Anderem jetzt Geltenden hatte von Liebig gelehrt. Was A. Stöckhardt Neues zuzugeben versuchte, — z. B. die Jauchenwage und die chemische Biographie der Haferpflanze, ist von mehr als zweifelhafter Brauchbarkeit, denn der größte deutsche Chemiker, J. v. Liebig, nennt die erstere ein „Spielzeug“ — und die andre ein „abschreckendes Beispiel.“ Aber A. Stöckhardt versteht den rechten Klimperton — jedoch im guten Sinne — er weiß den Markt zu beherrschen, die Landwirthe sanft über die Klippe des Eingeständnisses ihrer Unkenntniß in Chemicis hinüberzuführen und ihnen scheinbar doch die Entscheidung in die Hand zu geben, er versteht chemische Sätze populär vorzutragen wie Keiner, und, wenn die Sätze richtig sind, was leider eben nicht immer der Fall ist, bringt dies den großen Nutzen, den die wenn auch übertriebene und oft nicht zu begründende Anpreisung einer an und für sich guten Waare immer hat. Die Forschung selbst ist dadurch nicht besonders gefördert worden, ja es besteht sogar die große Gefahr eines Rückschlages in der öffentlichen Meinung, wenn die allzugroße Anpreisung nicht Wort halten kann und der Einfluß anderer Zweige der Naturwissenschaft muß sehr bedauerlich immer geringer werden, wenn man immer den Satz hört, daß nur die Chemie den Landwirthen die alleinige Hülfe geben könne und dann im blühenden Unsinn von einigen landjunkerlichen Enthusiasten chemisches Kauderwälsch mit der Sicherheit eines Orakels herausgesprudelt folgt. Der Verbreitungshumbug guter Lehren hat offenbar ein Verdienst, aber es ist nothwendig, denselben recht zu schätzen und es mit dem Umthun eines humoristischen Asbesthemdes gegen ernste Angriffe nicht immer bewenden zu lassen.

Es ist indeß löblich, wenn A. Stöckhardt den Angriffen J. v. Liebig's gegenüber nunmehr einzulenken sucht, denn es beweist, daß man die Sache vor Allem, nicht die Person, hoch hält und Unrecht zu haben bekennt, wenn man sagte, daß im Knochenmehl, dem Chilisalpeter und Guano nur der gemeinsame und wirksame Bestandtheil der Stickstoff sei. Solche Sätze bekräftigen aber das, was wir die exclusive Stickstofftheorie nennen. Weit davon entfernt sind E. Wolff und Walz, der praktische Director von Hohenheim, der neuerlich, wie auch Schniz Gessner aus der Schweiz in dem Streite, der sich zwischen J. v. Liebig, E. Wolff und

Lewes und Gilbert zu Rothamstead entsponnen hatte, das Wort genommen hat.

Walz hat die funfzig Thesen des Herrn v. Liebig einer besonderen Kritik unterworfen, ist mit den meisten einverstanden, fügt aber überall ihm nöthig scheinende Erläuterungen, Verwahrungen, Vorbehalte nach Art eines mißtrauischen Commentators zu. Ob organische oder atmosphärische Pflanzennahrung gesagt wird, ist wohl für die Lage des Processes, aber nicht mehr für die Sache selbst von Bedeutung. Daß die atmosphärische Pflanzennahrung auch ein Bestandtheil des Bodens, also Bodenbestandtheil werden kann und der Organisation der Blätter halber sehr häufig werden muß, wird Niemand bestreiten. Den höheren Werth der physikalischen Eigenschaften, als die Agriculturchemie erkennen will, geben wir vor Allem gerne zu, ebenso die Bedeutung der Verwitterung und Lösung im Boden. Endlich Blok's Lehrsatz: Alles was eine Wirthschaft nachhaltig veräußern kann, muß gleich dem Product der Atmosphäre sein. Ein Feld, von dem nichts genommen wird, kann nur an Kraft zu-, aber nie abnehmen — ist der schönste, der aus den naturwissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit erblüht ist, — aber Blok konnte es im Jahre 1823 unmöglich so vollwichtig sagen, als wir es können, abgesehen von unsrer Dreingabe der jährlichen Verwitterung des Gesammtbodens.

Und so ist Walz' Schrift über die Ernährung der Agriculturpflanzen eher ein Schritt zur Ausgleichung und zum Sieg der naturwissenschaftlichen Grundlagen des Ackerbaues, welche J. v. Liebig von der Einseitigkeit einiger Agriculturchemiker frei machte, insbesondere von A. Stöckhardt's Stickstofftheorie, von dem Humbug mit „verwestem Stickstoff" ꝛc. — „Gahre", „Anreichung" ꝛc. „dafern", nämlich. —

Die Chemie ist in ihren Methoden noch weitaus nicht so festgefügt und sicher, als die arglosen Landwirthe glauben und es ist ein Verdienst v. Liebig's, die Schwächen lieber aufzudecken, als aus Liebe zum Populären zu verhüllen und so nur den Trug großzuziehen, anstatt ihn zu vernichten, wo man ihn findet.

Die Lehre vom Verhalten des Bodens zur Feuchtigkeit, zu Regen, Schnee, Thau und Wasserdunst, — dann zur damit zusammenhängenden Erwärmung ist wegen der grade hier ihren Wirkungskreis am meisten entfaltenden Drainage, die überall so sehr gepflegt wird, daß sogar die Regierungen von Griechenland und Spanien, um ihre Strebungen zur Hebung der Volkswohlfahrt zu documentiren, die Drainage (!) einzuführen versprochen haben — in einigen Beziehungen weiter ausgebildet worden. Indessen hat ja auch die Erstere 27 Jahre nach ihrem Bestehen aus der „barbarischen Türkei" neuerlich Bäume holen, d. h. kaufen lassen, um im schönen Hellas die Cultur zu heben!! —

Wenn alles als Bach oder Fluß zum Vorschein kommende Wasser zuletzt von dem in den Untergrund abgezogenen Meteorwasser als Grundwasser kommt, so ist der Boden ein langsam aber mäßig vertheilender durch Verdunstung viel Ueberschuß abgebender Ausgleicher oder Regulator zur Speisung desselben. Wenn ein ganzes Flußgebiet in allen Gegenden, woher es seinen Zufluß erhält, mit unterirdischen Röhren durchzogen ist, welche diesen Zufluß rasch aufnehmen und weiterführen, so leidet diese Ausgleichung, — das aus der Atmosphäre kommende Wasser wird allzurasch den Flüssen und Bächen wieder zugeführt — es entstehen Ueberschwemmungen, — so wurde behauptet. Noch ist indessen zu unsrer Beruhigung nirgends, auch in England nicht, ein ganzes Flußgebiet so gut und zusammenhängend drainirt, daß diese Furcht eine wirkliche Stütze gewönne, umgekehrt, die systematische Behandlung der Drainage nach ganzen Flußgebieten, mit Beachtung des Gefälles und Stromraumes, wurde von dorther grade empfohlen. Unter der Annahme, daß Alles von einer drainirten Fläche kommende Drainwasser, das auf diese Fläche gefallene Meteorwasser minus dem Verdunstungsquantum sei, und unter Messung des Ersteren wie Letzteren mittelst Dalton'schen Regenmesser in einer bestimmten Gegend hat man für diese festgesetzt, daß von hundert Gewichtstheilen solchen Meteorwassers nur zweiundvierzig Theile wieder im Drainwasser erschienen, das Uebrige aber verdampft sei. Daß dies in einigen speciellen Fällen als richtig sich erweisen mag, ist nicht zu bezweifeln, nicht minder aber auch dessen häufige Unrichtigkeit unter anderen Verhältnissen. Das Grundwasser kommt auch aus Gegenden (z. B. Gebirgen), wo eine ganz andere Regenmenge fällt und eine noch verschiedenere Verdunstung stattfindet, als an dem Orte etwa, wo drainirt ist und gemessen wird. Es steht unter sich in Verbindung, wie durch comunicirende Röhren, steigt und fällt, Ersteres oft in Folge von sehr entfernt geschehenen Niederschlägen, es erreicht abwechselnd die Drainröhren, oft auch gar nicht, und in diesem Falle ist die obige Annahme richtig. Nach unsern eigenen Versuchen in den den Dalton'schen nachgebildeten, von uns sogenannten Lösungsmessern, fällt die Concentration des Meteorwassers von der oberen Bodenschichte an abwärts immer mehr, je tiefer es durchfiltrirt, — die Lösungen nehmen begreiflich ab — und ein Gehalt von circa $0{,}_8$ — $1{,}_0$ pro mille fester Bestandtheile in diesem Wasser ist wohl der Normalgehalt, soweit er mit den Vegetabilien im großen Durchschnitt in Diffusion tritt. Er ist übrigens ohne Nachtheil für manche Pflanzen oft noch viel stärker, in magerem, ungedüngtem Lande auch kleiner, und wohl oft nur von dem gewöhnlichen Gehalte der Quellen — d. h. $0{,}_1$ — $0{,}_5$ pro mille.

Jüngst hat Way, der consulting chemist der englischen Ackerbaugesellschaft aus Analysen von Drainwasser, insbesondere aus sehr intensiv bewirthschaftetem und mit concentrirtem Dünger behandeltem Lande, den Verlust mancher sehr werthvoller pflanzennährender Stoffe, insbesondere der stickstoffreichen und leicht löslichen Nitrate gefolgert. Wenn wir bessere und leichtere Methoden zur quantitativen Bestimmung der Salvetersäure hätten, so würde dieser Verlust wohl schon länger und von mehreren Seiten auch bei uns kundgegeben worden sein. Denn daß jedes gut gedüngte und bearbeitete Land am Ende eine Art Salpeter-

plantage sei, ist eine schon ganz alte landwirthschaftliche Behauptung, und wenn die Saliterer in Viehställen mit Erfolg nach Salpeter graben, so läßt sich denken, was in jedem mit Jauche getränkten Boden geschehen wird.

Eine eigenthümliche Nergelei an den chemischen Hauptfragen übt Herr Ville, der neuerlich wieder behauptete, daß der Stickstoff des Düngers theils aus Ammoniak, theils aus Stickgas sich entwickle und keine Salpetersäure sich bilde, was gegen alle Erfahrung geht, — endlich — und das scheint wichtig und beachtenswerth, daß die Pflanzen in einer gewissen späteren Vegetationsperiode nicht bemerkbar mehr Stickstoff aus dem Boden aufnehmen, gleichwohl aber fortfahren, Stickstoff zu absorbiren, und zwar aus der Luft.

Bouffingault stellte den Analysen Way's, bezüglich des Verlustes durch Drainwasser, Untersuchungen über den Salpetergehalt stark gedüngten Landes (Gemüsegärten) zur Seite, und fand, daß nach anhaltender Trockenheit im August (vierzig Tage) ein Hectare 2110 Pfund oder 21 Centner Salpeter enthielt — daß nach zwanzig Tagen Regen nur mehr 86 Pfund sich im Hectar fanden, aber nach vierzig Tagen Trockenheit fand er schon wieder 2980 Pfund oder fast 30 Centner im Hectar desselben Bodens!

Warum düngten doch bei solchen enormen Stickstoffüberschüssen noch alljährlich die Gärtner? Warum lockerten sie, häkelten, brachten, gruben, schaufelten und häufelten sie unausgesetzt, und verließen sich nicht bloß auf die enormen Stickstoffquellen? Weil sie einfach die physikalischen Bedingungen als gleichwichtig, und die Förderung der Verwitterung, d. h. der Lösung pflanzennährender Mineralsubstanzen als gleichwerthig erkennen.

Im Wasser von Flüssen und Bächen fand Bouffingault bis zu 80 Gr. im Cubischen Meter; viel mehr im Brunnen (2 Pfund und darüber im Cubischen Meter Wasser).

Zwar würde auch ohne Drainage der Salpeter als leicht löslich von Meteorwasser in den Untergrund geführt worden sein, aber wohl doch nicht so schnell, als wenn die Auslaugung systematisch betrieben wird. Ob aber der hierdurch bewirkte Verlust nicht durch den Vortheil der Austrocknung und größeren Erwärmung mittelst der Drainage weit aufgewogen wird, möchten wir nicht bezweifeln, wenn die Drainage wirklich ein Bedürfniß war, was freilich unsre auf einseitige Behauptungen sehr versessene Zeit kaum in Frage gestellt wissen will. Die griechischen Sümpfe wollen trotz der Classicität der Lernäischen Hyder mit großen offnen Canälen entwässert sein, das übrige Land aber braucht allüberall Bewässerung, und keinerlei Drainage.

Das so sehr entwaldete Griechenland, Kleinasien, ja Italien mitsammt den Inseln des Mediterraneum, alle mit den kahlen Gebirgen, warum leiden sie denn nicht an so großen Ueberschwemmungen, wie zeitweise und erst unlängst Südfrankreich, dessen Entwaldung nicht einmal so groß wie bei jenen ist? Auch in den Zeiten, als noch Südfrankreich bewaldet war, hatte es Ueberschwemmungen, — so wird ferner behauptet. Alles Gründe genug, um die alte Annahme vom Einfluß der Wälder, insbesondere auf den Gebirgen, auf die Vertheilung der Meteorwasser eines Landes als mindestens sehr zweifelhaft erscheinen zu lassen. Daß auch die französische Regierung dies annimmt, zeigt ihre Tendenz, durch Regelung des Stromlaufes, Anlage von Dämmen, oder neuen provisorischen Ufern und großen Seen als Hülfsreservoirs, ähnlich dem altegyptischen Mörisee in Fajum, Abhülfe zu bewirken. Der Brief des Kaisers hierüber ist bekannt. Auch deutsche Hydrotekten, wie der tüchtige Lauter, neigen sich dem zu. Eine nicht gedüngte und nicht bearbeitete, nicht beschattete und mit Pflanzen bedeckte Fläche läßt am wenigsten Wasser in den Untergrund abziehen; bei langsam fallenden, gut vertheilten Regen am wenigsten, bei starken Güssen noch am meisten, obgleich auch hier bald ein Ueberfließen eintreten wird. Es ist also klar, daß das Gegentheil, also cultivirte, gedüngte, mit Pflanzen besetzte Flächen, sehr viel mehr (bis zu zwölf mal so viel) Wasser eindringen lassen, als die Quellen und Untergrundwasser nähren. Erstere Flächen verdampfen nämlich schneller das Erhaltene, und lassen einen großen Theil des massenhaft fallenden Meteorwassers oben abfließen. Sie bewirken dadurch oberflächliche Ueberschwemmung, wie die andern Flächen unterirdische, die mit Speisung der großen Wasserbehälter in der Erde zur Ernährung der Quellen, also wieder mit allmäliger Vertheilung und Ausgleichung enden.

Wenn auf ein kahles, von Wald entblößtes Gebirge von z. B. 30,000 Tagwerken Oberfläche bei besonders extremem Regenfall in gewissen Jahreszeiten (z. B. Herbst oder Frühling) schon die Hälfte der Regenmenge — etwa zwölf Zoll — in kurzem Zwischenraum fiele, — und davon nur ein Zoll in den Untergrund geführt wird, von dem Rest zu elf nur drei Zoll verdampfen, so fließt acht Zoll hoch Wasser von der ganzen Fläche ab, der Schwere nach den Flußbetten folgend, d. h. es fallen dahin an 800 Millionen Kubikfuß Wasser. —

Ich denke also, man sollte die Bedeutung einer Laubdecke auf Gebirgen, dann die Beschattung der Gebirge nicht so gering anschlagen, als es neuerlich in Südfrankreich oder bezüglich der Beurtheilung der Unfruchtbarkeit Spaniens (Augsburger Allgem. Zeitungsbeilage Nr. 327 sub Madrider Briefe) geschehen ist.

Der felsige Untergrund der kahlen Gebirge Südeuropa's ist überall so zerklüftet (meist grauer Alpenkalk), daß die Wasser sehr gut, und selbst besser wie auf Urgebirgsformationen eindringen können, es verschwinden ja oft ganze Bäche in ihnen (z. B. der Ilissus in Attika!). Es ist also nicht das „kahle Kalkgebirge," was unfruchtbar macht, sondern das, was eben kahl gemacht hat. Nur Jahrtausende der Wirkung ungestörter Naturkraft vermögen aber allmälig auch in südlichen Gegenden, bei selbst rascher, denn bei uns vorgehender Verwitterung die kahlen Berge wieder zu bedecken. Dazu [illegible] fehlen die Fonds in jenen Ländern [illegible] mehr als bei uns, und darum [illegible] „ausgebraucht."

Die Lehre vom Wasser im Boden steht nicht bloß mit jener von den Lösungen überhaupt, sondern insbesondere auch mit der Verwitterung selbst in nächster Verbindung. Wenn die Mineralbestandtheile des Bodens den Pflanzen ihre Aschenbestandtheile, und zwar in Lösung, liefern müssen, und wir finden, daß in sehr vielen Fällen auf kräftigen Böden jene in unerschöpflichen Massen, aber oft nicht gelöst oder löslich, also nicht in assimilirbarer Form vorhanden sind, so sollte wohl unser nächstes Streben dahin gehen, sie löslich zu machen, anstatt lösliche von anderwärts theuer zu kaufen. Der nächste Weg dazu ist die Verwitterung. Unsre mechanische Bearbeitung, — unsre Brache! — fördert diese gewaltig, und sehr schön sagte schon vor sehr langer Zeit v. Liebig, die Brache sei das Stadium der Verwitterung. Aber es wurde fast nichts gethan, diese Verwitterung künstlich zu fördern, so daß auch ohne leere Brache und mit der angebauten die Schätze des Bodens selbst zur Thätigkeit gebracht würden.

Nur allein die mechanische Bearbeitung des Bodens — sie allein seit der Zeit, da Gellert den sterbenden Vater im Weinberg seinen Schatz vergraben ließ, seit Jethro Tull's „horshoeing husbandry", seit dem unausgesetzten „Häkeln" und „Haindeln" unsrer Gärtner in ihren Gärten, die mit aller Mistzufuhr doch dieses als absolut nöthig zu reichen Erträgen betrachten, bis zum Weedonism unsrer Tage, der ja im Felgen und Häufeln und Schaufeln schon im Großen einen Vorläufer gefunden hat, sie ist der einzige mit so großem Erfolg eingeschlagene Weg, die Verwitterung und damit Lösung der Mineralsubstanzen des Bodens und die Verwesung der organischen zu fördern.

Kleine geologische Karten über die Feldfluren, ähnlich wie die Engländer im Journal ihrer agricultural society sie über Grafschaften und einzelne Theile veröffentlichten und wie eine solche über die fruchtbare Gärtnerei von Bamberg in der Zeitschrift des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern von Dr. Haupt mitgetheilt wurde, würden sehr viel dazu beitragen, dieses Studium zu heben und im Voraus berechnen lassen, was, von der Düngung abgesehen, von den Bodenbestandtheilen in einer gewissen Zeit als Pflanzennahrung disponibel werden könnte.

Bischoff's classisches Werk, „geologische Untersuchungen," gibt an verschiedenen Orten vortreffliche Andeutungen, ja bereits sehr brauchbare Resultate hierzu, und wir selbst haben die einjährigen Ergebnisse von Versuchen veröffentlicht, welche mit den den Dalton'schen unterirdischen Regenmessern nachgebildeten schon oben erwähnten Instrumenten angestellt, die Lösungen erkennen ließen, welche binnen Jahresfrist im Freien und unter verschiedenen Düngerzugaben in einigen der häufigsten Bodenarten zur Disposition als Pflanzennahrung kamen. Sie erlaubten uns vorerst, jene schon angeführten Folgerungen bezüglich des Verhaltens des nackten und des mit organischen Substanzen versehenen Bodens gegenüber dem Meteorwasser behufs der Erklärung von Ueberschwemmungen und zur Bestätigung der Annahme, daß die den Pflanzen nöthigen Aschenbestandtheile selbst im ungedüngten Lande in ihrer Vegetationszeit in den gewöhnlichen zur Cultur benutzten Böden frei würden — zu ziehen — daß aber zum guten oder gar besseren Gedeihen denselben in unserm Klima ein Superfluum von gewissen Nährstoffen geboten werden müsse, was eben durch Düngung wie Bearbeitung geschehe.

Es ist bekannt, daß unter den Botanikern zuerst Unger in Wien die Abhängigkeit der Pflanzen von gewissen Bodenbestandtheilen behauptet und in ein System eingeflochten hat. Die Ausdrücke Kalk- und Thonpflanzen, Bodenstete und Bodenvage, Kalkzeiger und Thonzeiger, — dann die sich daran anschließenden der Chemiker: Kiesel-, Kali- und Kalkpflanzen sind seitdem vielfach genannt und auf ihre Bedeutung geprüft worden, wie denn überhaupt die Botaniker in diesem Gebiete wie in jenem der Lehre von der Aufnahme von Pflanzennahrung aus Luft und Boden sich an die sogenannten praktischen Wissenschaften anschlossen. Die Agriculturbotanik wie die Agriculturphysik und Physiologie haben kaum geringere Verdienste um Förderung unsrer Doctrin, als die Agriculturchemie.

Jene Theorie von der Abhängigkeit der Pflanzen von den chemischen Bestandtheilen des Bodens, die in den ältesten landwirthschaftlichen Classificationen des Bodens schon durchschimmert, ist nun in neuester Zeit nach weiteren Untersuchungen sehr eingeengt worden, — es wäre thöricht, zu sagen, sie sei grundlos erfunden worden. Es hat sich nämlich nicht bloß gezeigt, daß im großen Durchschnitt die Pflanzen überall die ihnen zum natürlichen, wenn auch spärlichen Gedeihen nöthigen Mineralbestandtheile finden, sondern daß auch kalkreiche Pflanzen auf Kieselböden, daß Kieselpflanzen in harten Wassern, die über Kalkgerölle strömen (Diatomeen), sehr gut wachsen, daß sogenannte Kieselpflanzen auf Kieselböden gewachsen, mehr Kalk enthielten, als Kalkpflanzen auf Kalkboden gewachsen, daß die Alkalien, wohl auch die Erden, sich gegenseitig vertreten können, — und endlich, das Schlagendste von Allen, daß die Kieselpflanzen in den Alpen Kalkpflanzen in den Apenninen, oder umgekehrt und ebenso in den Sudeten oder norwegischen Gebirgen werden, ja daß die Kalkzeiger um Jena es nicht mehr in Mittelfranken oder gar Südeuropa sind, von den kosmopolitischen Vagen ganz abgesehen.

Es hat sich unsre schon vor Jahren als richtig bezeichnete Ansicht von der Prävalenz der Bedeutung der physikalischen Bodeneigenschaften bewährt, und die neuesten Arbeiten der Botaniker, darunter auch jene Thurmann's zu nennen, bestätigen es.

Wenn die alten Landwirthe schon lange vor der neuen Agriculturchemie die Wechselwirthschaft erklärten, indem sie sagten, die abwechselnden Pflanzen brauchten eben immer auch andre Nährstoffe im Boden, die die vorausgegangenen Pflanzen nicht aufgenommen hätten, — und daher der Vortheil, Pflanzen verschiedener Gattungen oder Familien oder eigentlich von verschiedenen Bedürfnissen nach einander zu bauen, so lieh ihnen die Chemie erst Zunge, wenn sie diese Bedürfnisse eben bezeichnete. Aber die sich

ausdehnende botanische Forschung hat auch diese Zunge dahin corrigirt, daß die klimatischen Verhältnisse dieses Bedürfniß beherrschten oder zu alteriren im Stande wären.

Die Botanik, und zwar zunächst durch Unger in Wien, hat gezeigt, daß die Pflanzen durch ihre Blätter auch keinen Wasserdunst aus der Atmosphäre aufnehmen, wie bisher allgemein fälschlich angenommen ward, und was noch viel wichtiger ist, sie bestätigte die schon von Boussingault, Vogel, Wittwer und Anderen nachgewiesene Behauptung, daß die Pflanzen durch die Blätter nicht allein ihren Kohlensäurebedarf, respective ihren und der Zweige Kohlenstoff aus der Luft zögen, sondern noch mehr durch die Wurzeln. Die Luftnahrung geht nicht auch vorzugsweise durch die Luftorgane der Pflanzen in diese, sondern für Wurzelpflanzen ist auch die Wurzel Hauptorgan für Luft- wie Bodennahrung, was für die Bearbeitung der Pflanzen in der Vegetationszeit von großer Wichtigkeit ist.

Sind die Blätter zunächst die Organe, an welchen die Pflanzen mit dem Sauerstoff, der Kohlensäure und dem Ammoniak der Luft in Wechselbeziehung, in Diffusion, tritt, so sind es doch vorzugsweise wieder die zarteren, noch nicht inkrustirten Zellwände, dann die Spaltöffnungen, wo dies geschieht. Es kommt darauf an, zu zeigen, ob diese mit der Masse auch gleichmäßig wachsen. Ein verkümmertes Haferblatt, halb so breit, als ein fettes, üppig gewachsenes, hatte nach unsrer eigenen Zählung nicht weniger Spaltöffnungen, als das üppige. Bei beiden liegen sie fast in parallelen Reihen, — welche bei den mageren nur näher, bei den fetten weiter aus einander stehen. Die Lunge eines fettwerdenden Menschen enthält kein größeres Volumen, die Luftbläschen kein größeres Lumen — nur die äußere transpirirende Fläche, die Haut — wird größer. Eine kleinere Fläche zum Verbrennen — in den Lungen! — trägt sogar zum Fettwerden bei!

Auch für die Entstehung von keimfähigen Samen ohne vorhergegangene Befruchtung (Parthenogenesis!) mehren sich unter den Botanikern die Stimmen, und es scheint kein Zweifel, daß sie auch bei höher organisirten Pflanzen möglich ist (Naudie, Al. Braun). Welch ein Abstand dieser Thatsache von der Keimbildung durch Eindringen — des Pollenschlauches in die Keimzelle, das so viele Mikroskopisten gesehen hatten!

Ueber

Zunahme des Geldes

und der

Circulationsmittel in Europa.

Der jedesmalige Werth des Geldes ist wie bei allen andern, oder doch den meisten Dingen abhängig von dem Verhältniß zwischen Nachfrage und Angebot. Die edlen Metalle sind allen Veränderungen im Werthe eben so unterworfen, wie alle anderen Gegenstände. Das Geld und die Güter suchen einander, um gegen einander ausgetauscht zu werden, sie sind wechselseitig unter einander Nachfrage und Angebot. Jede Zunahme des Geldes oder der Geldquantität vermindert seinen Werth, und jede Verminderung des Geldes erhöht seinen Werth, und zwar geschieht dies in einem genau entsprechenden Verhältniß.

Vor dreihundert Jahren hatte ein Gulden mehr Werth als jetzt zwanzig Gulden, man konnte daher mit zehn Gulden mehr ausrichten, als jetzt mit zweihundert. In den Jahren 1550 bis 1559 kostete 1 Malter Korn 1 Thlr., oder 1 Wispel (etwa $8^2/_3$ Malter) kostete $8^2/_3$ Thlr., welche Quantität jetzt in Berlin 72 bis 76 Thlr. kostet. 1558 kostete 1 Fuder Wein in der Pfalz 10 Gulden, 1540 im badischen Oberlande der Saum, oder 88 Maß Wein 12 Batzen à $3^1/_2$ Kreuzer, 1 Malter Korn 40 Kreuzer, 1 Pfund Ochsenfleisch 4 Pfennige, 1512 genügte eine Summe von 10 Gulden vollkommen zur Erhaltung eines Studenten in Heidelberg. Mit einer Stiftung von 500 Gulden, wovon die Zinsen 20 Gulden betrugen, wurden damals zwei arme Studenten, Bürgersöhne aus Eppingen, auf der Universität Heidelberg erhalten.

Es ist von dem Engländer Danson nachgewiesen worden, daß von 1492 bis 1803 ein Werth von beinahe 7751 Millionen Thaler an Gold und Silber aus Amerika nach Europa gekommen ist, wovon auf Gold $25^1/_2$ Procent, auf Silber $74^1/_2$ Procent kommen.

Von 1804 bis 1848 weist derselbe eine Gold- und Silbereinfuhr von beiläufig 2481 Millionen Thlr. für Europa nach, oder von 1492 bis 1848 zusammen circa $10231^1/_2$ Million Thlr.

Bemerkenswerth ist, daß die Silberproduction in dem letztverflossenen halben Jahrhundert sich ziemlich unverändert erhalten, dagegen die Goldgewinnung auf das Dreifache gestiegen ist. Vor vierzig bis funfzig Jahren überstieg die Silbereinfuhr den Import des Goldes über das Doppelte, aber schon vor 1848 war der Werthbetrag des jährlich gewonnenen Goldes vermittelst der russischen Goldwäschereien bedeutender geworden, als der des Silbers. 1848 trat aber dasjenige Ereigniß ein, welches außer der Entdeckung der reichen amerikanischen Silberminen im sechzehnten Jahrhundert für die Geschichte der edlen Metalle außerordentlich wichtig war, nemlich die Auffindung und sofortige ausgedehnte Ausbeutung des kalifornischen Goldreichthums, welchem dann 1851 die Entdeckung der australischen Goldminen gefolgt ist. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verhielt sich das jährlich gewonnene Quantum Gold zum Silber, in Rücksicht des Gewichts nach Procenten wie 2 zu 98, und hinsichtlich des Werthes wie 29 zu 71. Im Jahre 1851 dagegen war das Verhältniß nach dem Gewichte wie 13 zu 87, und nach dem Werthe wie 70 zu 30, also grade umgekehrt. Das baar circulirende Medium hat sich in den letzten zehn Jahren gewiß um tausend Millionen Thaler vermehrt. Im Jahre 1856 sind wieder über $25^1/_2$ Millionen

Pfund Sterling an Gold nach England gekommen, und zwar über 10¼ Million aus Australien, über 8½ Million aus Californien und beinahe 7 Millionen aus Westindien.

In diesem Jahre (1857) betrug die Einfuhr aus Australien bereits über 40,000 Unzen. Rechnet man hierzu die enormen Quantitäten des in Europa und Amerika umlaufenden Papiergeldes und der Creditpapiere, so wird man nicht verkennen, wie diese Erscheinungen auf die Preise aller Waarenartikel, also auch der Lebensbedürfnisse von Einfluß sein müssen, wenngleich die Folgen nicht plötzlich, sondern nach und nach hervortreten.

Die Summe des in Deutschland umlaufenden Papiergeldes, mit Ausschluß von Oesterreich und ohne Hinzurechnung von Banknoten, betrug nach einer 1850 veröffentlichten Zusammenstellung beinahe 42 Millionen Thaler, davon die Hälfte in preußischen Kassenanweisungen. Seitdem hat sich diese Summe noch sehr vermehrt.

Der Baargeldumlauf in Frankreich beträgt etwas mehr als 3000 Millionen Franken, wozu noch Banknoten kommen. Dazu belaufen sich die an der Pariser Börse notirten verschiedenen Werthe auf nahe an 21,000 Millionen.

In Europa gibt es nur vier Milliarden baares Geld, und auf diese Summe gründet sich der Credit und die Circulation von mehr als 60 Milliarden in Papier. Hiervon kommen 40 Milliarden auf die Staatsschulden und etwa 20 Milliarden auf Bankbillets, Eisenbahnactien und andre Creditpapiere.

Die raschere Circulation des Geldes durch die Organisation des Credits vermittelst der Banken kommt einer Vermehrung der Circulationsmittel gleich. Wichtig ist also auch der Einfluß des Credits. Es ist gegenwärtig nicht allein das baare Geld, welches den Stand der Preise bestimmt, wo sich der Credit gehörig entwickelt hat, sind die Preise mehr abhängig von der Anwendung des Credits, als von der im Umlauf befindlichen Quantität baaren Geldes. Denn obschon der Credit an sich keine productive Macht ist, so gewährt er doch die Möglichkeit zu kaufen, und Jemand, der im Besitze von Credit sich mit dem Einkaufen von Waaren beschäftigt, schafft genau eben so viel Nachfrage nach den Waaren und trägt eben so viel zur Steigerung der Preise bei, als wenn er Ankäufe zu gleichem Betrage mit baarem Gelde machen würde. Wenn Wechsel, Banknoten, Geldanweisungen, Tresorscheine u. s. w. zur Bezahlung von Forderungen benutzt werden, so verrichten sie etwas, wozu sonst Geld erforderlich sein würde, dienen also wie Circulationsmittel. Im vorigen Jahre (1856) machte sich eine über ganz Europa verbreitete Krisis im Handel und Verkehr bemerkbar, welche man von einigen Seiten eine Geldkrisis, von andern eine Capitalkrisis nannte. Der Geldumlauf hat sich seit sechs bis sieben Jahren um den sechsten Theil vermehrt, während sich die Geschäfte mehr als verdoppelt haben. Der Capitalverbrauch ist rascher von Statten gegangen als die Ersparniß, und überall hat man den Credit zu Hülfe genommen. Nach Einigen haben sich die Operationen um mehr als zehn Milliarden vermehrt, während das Geld nur um eine Milliarde zugenommen hat. Diesem Uebelstande, behauptete man, ist nur durch zwei Mittel abzuhelfen: erstens, durch große Zurückhaltung in Bezug auf Credit und neue Unternehmungen, zweitens, durch ein beträchtliches Zurückströmen der edlen Metalle.

Diejenigen, welche eine Capitalkrisis behaupteten, sagten: nicht das Metallgeld, sondern die gesammten im Lande vorhandenen, und zur Production verwendeten Gütermassen bilden das Capital, nämlich Bodenverbesserungen, Gebäude, Fabriken, Maschinen, Werkzeuge, Rohstoffe, Waaren aller Art, zu welchen zuletzt auch das vorhandene Metallgeld gezählt werden muß. Die Ursache dieser Capitalkrisis gründete man auf folgende Thatsachen: erstens, der Krieg der Westmächte gegen Rußland, der über zwei Jahre gedauert hat. Zweitens, die Anleihen der meisten Staaten im Betrage von circa tausend Millionen Thaler, welche größtentheils für den Krieg verwendet und vernichtet wurden. Drittens, die industriellen Unternehmungen, wobei sich die Speculation in der übertriebensten Weise überstürzte, unbekümmert, von welcher Seite das erforderliche Capital kommen sollte. So sind seit vier bis fünf Jahren in Frankreich und Deutschland so viele Eisenbahnbauten ausgeführt worden und noch im Bau begriffen, daß allein diese einen Capitalwerth von dreitausend Millionen Thaler repräsentiren, welche ganze Capitalmasse erst später rentabel wird. Hierzu kommen seit vier Jahren, nämlich von 1852 bis einschließlich 1856, die geringen oder unzulänglichen Getreideernten in den meisten europäischen Ländern, welche einen großen Theil des jährlichen Ueberschusses der Production über die Consumtion zum Ankauf fremden Getreides erforderten. Hieraus schloß man, daß die Anforderungen Mitteleuropas die Grenzen überschritten, wo sie nur den jährlichen Ueberschuß treffen sollten, und daß ein Theil des Betriebscapitals aus seiner bisherigen Verwendung gerissen und in festen Anlagen, deren Ertrag erst der Zukunft zu gut kommen kann, verwendet worden ist.

Durch die Verhinderung der Sclavenimportation ist in manchen Gegenden von Süd-Amerika gegenwärtig bereits der Mangel an Arbeitskräften so groß, daß bei den höchsten Preisen zugleich die Befreiung der Sclaven nach einer gewissen Zeit mit als Kaufbedingung festgestellt wird. So wurde kürzlich in der deutschen Colonie San Leopoldo bei Porto-Alegre (Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien) eine Sclavin zu häuslichen Arbeiten mit dem unerhört hohen Preise von 720 Thlrn. bezahlt; da zugleich die Bedingung der Freilassung nach 5 Jahren mit dem Kauf verbunden war, so überstieg also die Bezahlung der Arbeiterin den Betrag des üblichen Lohnes für freie Dienstboten bedeutend.

ausdehnende botanische Forschung hat auch diese Zunge dahin corrigirt, daß die klimatischen Verhältnisse dieses Bedürfniß beherrschten oder zu alteriren im Stande wären.

Die Botanik, und zwar zunächst durch Unger in Wien, hat gezeigt, daß die Pflanzen durch ihre Blätter auch keinen Wasserdunst aus der Atmosphäre aufnehmen, wie bisher allgemein fälschlich angenommen ward, und was noch viel wichtiger ist, sie bestätigte die schon von Boussingault, Vogel, Wittwer und Anderen nachgewiesene Behauptung, daß die Pflanzen durch die Blätter nicht allein ihren Kohlensäurebedarf, respective ihren und der Zweige Kohlenstoff aus der Luft zögen, sondern noch mehr durch die Wurzeln. Die Luftnahrung geht nicht auch vorzugsweise durch die Luftorgane der Pflanzen in diese, sondern für Wurzelpflanzen ist auch die Wurzel Hauptorgan für Luft- wie Bodennahrung, was für die Bearbeitung der Pflanzen in der Vegetationszeit von großer Wichtigkeit ist.

Sind die Blätter zunächst die Organe, an welchen die Pflanzen mit dem Sauerstoff, der Kohlensäure und dem Ammoniak der Luft in Wechselbeziehung, in Diffusion, tritt, so sind es doch vorzugsweise wieder die zarteren, noch nicht inkrustirten Zellwände, dann die Spaltöffnungen, wo dies geschieht. Es kommt darauf an, zu zeigen, ob diese mit der Masse auch gleichmäßig wachsen. Ein verkümmertes Haferblatt, halb so breit, als ein fettes, üppig gewachsenes, hatte nach unsrer eigenen Zählung nicht weniger Spaltöffnungen, als das üppige. Bei beiden liegen sie fast in parallelen Reihen, — welche bei den mageren nur näher, bei den fetten weiter aus einander stehen. Die Lunge eines fettwerdenden Menschen enthält kein größeres Volumen, die Luftbläschen kein größeres Lumen — nur die äußere transpirirende Fläche, die Haut — wird größer. Eine kleinere Fläche zum Verbrennen — in den Lungen! — trägt sogar zum Fettwerden bei!

Auch für die Entstehung von keimfähigen Samen ohne vorhergegangene Befruchtung (Parthenogenesis!) mehren sich unter den Botanikern die Stimmen, und es scheint kein Zweifel, daß sie auch bei höher organisirten Pflanzen möglich ist (Naudie, Al. Braun). Welch ein Abstand dieser Thatsache von der Keimbildung durch Eindringen — des Pollenschlauches in die Keimzelle, das so viele Mikroskopisten gesehen hatten!

Ueber
Zunahme des Geldes
und der
Circulationsmittel in Europa.

Der jedesmalige Werth des Geldes ist wie bei allen andern, oder doch den meisten Dingen abhängig von dem Verhältniß zwischen Nachfrage und Angebot. Die edlen Metalle sind allen Veränderungen im Werthe eben so unterworfen, wie alle anderen Gegenstände. Das Geld und die Güter suchen einander, um gegen einander ausgetauscht zu werden, sie sind wechselseitig unter einander Nachfrage und Angebot. Jede Zunahme des Geldes oder der Geldquantität vermindert seinen Werth, und jede Verminderung des Geldes erhöht seinen Werth, und zwar geschieht dies in einem genau entsprechenden Verhältniß.

Vor dreihundert Jahren hatte ein Gulden mehr Werth als jetzt zwanzig Gulden, man konnte daher mit zehn Gulden mehr ausrichten, als jetzt mit zweihundert. In den Jahren 1550 bis 1559 kostete 1 Malter Korn 1 Thlr., oder 1 Wispel (etwa $8^2/_3$ Malter) kostete $8^2/_3$ Thlr., welche Quantität jetzt in Berlin 72 bis 76 Thlr. kostet. 1558 kostete 1 Fuder Wein in der Pfalz 10 Gulden, 1540 im badischen Oberlande der Saum, oder 88 Maß Wein 12 Batzen à $3^1/_2$ Kreuzer, 1 Malter Korn 40 Kreuzer, 1 Pfund Ochsenfleisch 4 Pfennige, 1512 genügte eine Summe von 10 Gulden vollkommen zur Erhaltung eines Studenten in Heidelberg. Mit einer Stiftung von 500 Gulden, wovon die Zinsen 20 Gulden betrugen, wurden damals zwei arme Studenten, Bürgersöhne aus Eppingen, auf der Universität Heidelberg erhalten.

Es ist von dem Engländer Danson nachgewiesen worden, daß von 1492 bis 1803 ein Werth von beinahe 7751 Millionen Thaler an Gold und Silber aus Amerika nach Europa gekommen ist, wovon auf Gold $25^1/_2$ Procent, auf Silber $74^1/_2$ Procent kommen.

Von 1804 bis 1848 weist derselbe eine Gold- und Silbereinfuhr von beiläufig 2481 Millionen Thlr. für Europa nach, oder von 1492 bis 1848 zusammen circa $10231^1/_2$ Million Thlr.

Bemerkenswerth ist, daß die Silberproduction in dem letztverflossenen halben Jahrhundert sich ziemlich unverändert erhalten, dagegen die Goldgewinnung auf das Dreifache gestiegen ist. Vor vierzig bis funfzig Jahren überstieg die Silbereinfuhr den Import des Goldes über das Doppelte, aber schon vor 1848 war der Werthbetrag des jährlich gewonnenen Goldes vermittelst der russischen Goldwäschereien bedeutender geworden, als der des Silbers. 1848 trat aber dasjenige Ereigniß ein, welches außer der Entdeckung der reichen amerikanischen Silberminen im sechzehnten Jahrhundert für die Geschichte der edlen Metalle außerordentlich wichtig war, nemlich die Auffindung und sofortige ausgedehnte Ausbeutung des kalifornischen Goldreichthums, welchem dann 1851 die Entdeckung der australischen Goldminen gefolgt ist. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verhielt sich das jährlich gewonnene Quantum Gold zum Silber, in Rücksicht des Gewichts nach Procenten wie 2 zu 98, und hinsichtlich des Werthes wie 29 zu 71. Im Jahre 1851 dagegen war das Verhältniß nach dem Gewichte wie 13 zu 87, und nach dem Werthe wie 70 zu 30, also grade umgekehrt. Das baar circulirende Medium hat sich in den letzten zehn Jahren gewiß um tausend Millionen Thaler vermehrt. Im Jahre 1856 sind wieder über $25^1/_2$ Millionen

Pfund Sterling an Gold nach England gekommen, und zwar über 10¼ Million aus Australien, über 8½ Million aus Californien und beinahe 7 Millionen aus Westindien.

In diesem Jahre (1857) betrug die Einfuhr aus Australien bereits über 40,000 Unzen. Rechnet man hierzu die enormen Quantitäten des in Europa und Amerika umlaufenden Papiergeldes und der Creditpapiere, so wird man nicht verkennen, wie diese Erscheinungen auf die Preise aller Waarenartikel, also auch der Lebensbedürfnisse von Einfluß sein müssen, wenngleich die Folgen nicht plötzlich, sondern nach und nach hervortreten.

Die Summe des in Deutschland umlaufenden Papiergeldes, mit Ausschluß von Oesterreich und ohne Hinzurechnung von Banknoten, betrug nach einer 1850 veröffentlichten Zusammenstellung beinahe 42 Millionen Thaler, davon die Hälfte in preußischen Kassenanweisungen. Seitdem hat sich diese Summe noch sehr vermehrt.

Der Baargeldumlauf in Frankreich beträgt etwas mehr als 3000 Millionen Franken, wozu noch Banknoten kommen. Dazu belaufen sich die an der Pariser Börse notirten verschiedenen Werthe auf nahe an 21,000 Millionen.

In Europa gibt es nur vier Milliarden baares Geld, und auf diese Summe gründet sich der Credit und die Circulation von mehr als 60 Milliarden in Papier. Hiervon kommen 40 Milliarden auf die Staatsschulden und etwa 20 Milliarden auf Bankbillets, Eisenbahnactien und andre Creditpapiere.

Die raschere Circulation des Geldes durch die Organisation des Credits vermittelst der Banken kommt einer Vermehrung der Circulationsmittel gleich. Wichtig ist also auch der Einfluß des Credits. Es ist gegenwärtig nicht allein das baare Geld, welches den Stand der Preise bestimmt, wo sich der Credit gehörig entwickelt hat, sind die Preise mehr abhängig von der Anwendung des Credits, als von der im Umlauf befindlichen Quantität baaren Geldes. Denn obschon der Credit an sich keine productive Macht ist, so gewährt er doch die Möglichkeit zu kaufen, und Jemand, der im Besitze von Credit sich mit dem Einkaufen von Waaren beschäftigt, schafft genau eben so viel Nachfrage nach den Waaren und trägt eben so viel zur Steigerung der Preise bei, als wenn er Ankäufe zu gleichem Betrage mit baarem Gelde machen würde. Wenn Wechsel, Banknoten, Geldanweisungen, Tresorscheine u. s. w. zur Bezahlung von Forderungen benutzt werden, so verrichten sie etwas, wozu sonst Geld erforderlich sein würde, dienen also wie Circulationsmittel. Im vorigen Jahre (1856) machte sich eine über ganz Europa verbreitete Krisis im Handel und Verkehr bemerkbar, welche man von einigen Seiten eine Geldkrisis, von andern eine Capitalkrisis nannte. Der Geldumlauf hat sich seit sechs bis sieben Jahren um den sechsten Theil vermehrt, während sich die Geschäfte mehr als verdoppelt haben. Der Capitalverbrauch ist rascher von Statten gegangen als die Ersparniß, und überall hat man den Credit zu Hülfe genommen. Nach Einigen haben sich die Operationen um mehr als zehn Milliarden vermehrt, während das Geld nur um eine Milliarde zugenommen hat. Diesem Uebelstande, behauptete man, ist nur durch zwei Mittel abzuhelfen: erstens, durch große Zurückhaltung in Bezug auf Credit und neue Unternehmungen, zweitens, durch ein beträchtliches Zurückströmen der edlen Metalle.

Diejenigen, welche eine Capitalkrisis behaupteten, sagten: nicht das Metallgeld, sondern die gesammten im Lande vorhandenen, und zur Production verwendeten Gütermassen bilden das Capital, nämlich Bodenverbesserungen, Gebäude, Fabriken, Maschinen, Werkzeuge, Rohstoffe, Waaren aller Art, zu welchen zuletzt auch das vorhandene Metallgeld gezählt werden muß. Die Ursache dieser Capitalkrisis gründete man auf folgende Thatsachen: erstens, der Krieg der Westmächte gegen Rußland, der über zwei Jahre gedauert hat. Zweitens, die Anleihen der meisten Staaten im Betrage von circa tausend Millionen Thaler, welche größtentheils für den Krieg verwendet und vernichtet wurden. Drittens, die industriellen Unternehmungen, wobei sich die Speculation in der übertriebensten Weise überstürzte, unbekümmert, von welcher Seite das erforderliche Capital kommen sollte. So sind seit vier bis fünf Jahren in Frankreich und Deutschland so viele Eisenbahnbauten ausgeführt worden und noch im Bau begriffen, daß allein diese einen Capitalwerth von dreitausend Millionen Thaler repräsentiren, welche ganze Capitalmasse erst später rentabel wird. Hierzu kommen seit vier Jahren, nämlich von 1852 bis einschließlich 1856, die geringen oder unzulänglichen Getreideernten in den meisten europäischen Ländern, welche einen großen Theil des jährlichen Ueberschusses der Production über die Consumtion zum Ankauf fremden Getreides erforderten. Hieraus schloß man, daß die Anforderungen Mitteleuropas die Grenzen überschritten, wo sie nur den jährlichen Ueberschuß treffen sollten, und daß ein Theil des Betriebscapitals aus seiner bisherigen Verwendung gerissen und in festen Anlagen, deren Ertrag erst der Zukunft zu gut kommen kann, verwendet worden ist.

Durch die Verhinderung der Sclavenimportation ist in manchen Gegenden von Süd-Amerika gegenwärtig bereits der Mangel an Arbeitskräften so groß, daß bei den höchsten Preisen zugleich die Befreiung der Sclaven nach einer gewissen Zeit mit als Kaufbedingung festgestellt wird. So wurde kürzlich in der deutschen Colonie San Leopoldo bei Porto-Alegre (Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien) eine Sclavin zu häuslichen Arbeiten mit dem unerhört hohen Preise von 720 Thlrn. bezahlt; da zugleich die Bedingung der Freilassung nach 5 Jahren mit dem Kauf verbunden war, so überstieg also die Bezahlung der Arbeiterin den Betrag des üblichen Lohnes für freie Dienstboten bedeutend.

Sechste Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Die oſtaſiatiſchen Verhältniſſe; China, Cochinchina, Siam.

Oeſtlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung iſt in dieſem Augenblicke ziemlich Alles in Verwirrung. Hatte ſchon der Kampf der Engländer mit dem Reich der Mitte die zahlreich auf allen Inſeln und Küſten des Stillen Meeres angeſiedelten Chineſen unruhig und kriegsluſtig gemacht, ſo vermehrt jetzt der indiſche Aufſtand die Gährung, und pflanzt ſie zugleich zu der malayiſchen Bevölkerung fort. Selbſt Holland fürchtet für die Ruhe ſeiner indiſchen Beſitzungen, und unter den feeräuberiſchen Stämmen, die von Sumatra bis Neuguinea, von Java, Bali und Lombock bis Palawan und Magiodanac auf der Küſte keiner Inſel fehlen, gibt ſich eine drohende Bewegung kund. Auf der andern Seite mehren ſich die Anzeichen, daß die chineſiſche Verwicklung ſich zu einem Knoten ſchürzt, deſſen Löſung alle großen ſeefahrenden Nationen als ihre Aufgabe betrachten werden. Nicht genug, daß England und Frankreich bis zu einer gewiſſen Grenze gemeinſchaftlich handeln wollen und Flotillen und Kanonenböte abgehen laſſen, die, nachdem ſie den großen Ocean in ſeiner ganzen Breite zweimal durchmeſſen und jene Umſchiffung des Caps, welche noch vor einem halben Jahrhundert dem Führer des größten Oſtindienfahrers als ein Wagniß erſchien, vollbracht haben, zu der urſprünglichen Beſtimmung ſolcher Nußſchalen, an den Küſten und auf den Flüſſen Krieg zu führen, zurückkehren werden, überlegt man in Waſhington, wie man die Verletzungen des Vertrags vom 2. Juli 1844, welche von den Chineſen begangen worden ſind, auf irgend eine Weiſe, z. B. durch die Beſetzung der Inſel Formoſa, nutzbar machen könne, und erhalten wir von verſchiedenen Seiten die Nachricht, daß es Rußland endlich gelungen ſei, mit China in Streit zu kommen. Mögen nun die chineſiſchen Behörden die ganze ruſſiſche Miſſion unter dem Archimandriten Gumri, als ſie bei Kiachta die Grenze überſchreiten wollte, zurückgewieſen haben, oder mag die Nichtzulaſſung, wie eine andere Nachricht lautet, auf einige als Popen verkleidete Officiere beſchränkt geweſen ſein, genug ein Conflict iſt vorhanden, und beſtätigte es ſich, daß eine ruſſiſche Flotille unter dem Admiral Patiutin, dem Unterhändler mit Japan, aus dem Amur auszulaufen im Begriff ſei, um ſich vor Shangai zu legen, ſo träte die Niederlaſſung am Amur die Rolle, zu der ſie beſtimmt iſt, in ſehr früher Stunde an. So wichtig dieſe chineſiſche Verwicklung iſt, tritt ſie doch gegen den furchbaren Ernſt der indiſchen Ereigniſſe zurück. Dieſen letzteren werden wir einen eigenen größeren Artikel widmen.

Eine Denkſchrift, die der franzöſiſchen Regierung im Auguſt überreicht worden iſt, empfiehlt die Benutzung jener chineſiſchen Wirren zur Wiederherſtellung des franzöſiſchen Einfluſſes in Cochinchina. Kurz vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution wurde in Verſailles ein Vertrag unterzeichnet (1787), in dem Frankreich gegen die Verpflichtung, dem entthronten König Hülfstruppen zu ſchicken, das Gebiet von Ham, die Bucht Turanoe (Turon?) und die nahe liegenden Inſeln abgetreten erhielt. Beide Theile erfüllten den Vertrag nicht. Frankreich ſtellte bloß zwanzig Officiere, und der chineſiſche Vaſallenkönig von Cochinchina trat kein Gebiet ab. Franzöſiſche Officiere blieben aber bis 1822 im Lande, und während dieſer Periode wollen die franzöſiſchen Glaubensboten 400,000 Bekehrungen ausgeführt haben. Von 1822 an begannen Glaubensverfolgungen, durch welche die Zahl der Chriſten bis auf 130,000 herabgebracht wurde, und die beiden einzigen Beſuche des Landes, welche franzöſiſcher Seite noch ſtattfanden (1843 und 1847) hatten bloß den Zweck, bedrohte Glaubensboten zu retten. Jetzt, meint man, wäre die geeignete Zeit da, die Erfüllung des Vertrags von 1787 zu fordern, oder durch das

franzöſiſche Geſchwader, das man bequem zur Hand hat, zu erzwingen.

Sehr günſtige Nachrichten kommen aus Siam. Zwei ſiameſiſche Prinzen, Phra Dhyradſch Sniah und Phra Krom Hluang — Phra heißt göttlich, und ſtammt als Königs- und Prinzentitel vielleicht mit dem egyptiſchen Pharao aus derſelben Quelle — Neffen des Königs, wollen Frankreich und England beſuchen, und waren Ende Auguſt bereits in Suez angekommen. Siameſiſche Prinzen treten an europäiſchen Höfen als eine ganz neue Erſcheinung auf, und an eine ſolche Reiſe knüpfen ſich unwillkürlich Hoffnungen auf neue Eroberungen der Cultur in den Ländern des Oſtens. Dennoch müſſen wir geſtehen, daß wir weder von dem Beſuch der beiden Phra's, noch von dem jetzigen König des Volks der Thai, der auf die Illustrated News abonnirt hat, und Tacitus und Julius Cäſar kennt, noch von dem ſiameſiſch engliſchen Vertrage vom 8. April 1855 und ſeiner Handelsfreiheit andere, als ſehr allmälige Einwirkungen erwarten. Bowring ſelbſt iſt zu dem Geſtändniß genöthigt, daß die Siameſen mit dem Buddhismus ganz und gar verwachſen ſeien. Die Erben einer uralten Cultur und die Bewohner eines Landes, deſſen mittlere Jahrestemperatur beinahe + 20° Reaumur beträgt, ſind ſie zu den Anſtrengungen, die mit jeder Aneignung fremder Bildung zuſammengehören, wenig geneigt und befähigt. Es klingt vielverſprechend, was Bowring von dem Handelsgeiſte des Volks und der Leichtigkeit des Verkehrs auf vier tief in's Land hineingehenden Strömen ſagt. Wir werden aber ſehr herabgeſtimmt, wenn derſelbe Gewährsmann uns unterrichtet, daß der Meinam, der ſiameſiſche Hauptſtrom, an ſeinen Mündungen, welche der Handel hauptſächlich benutzt, eine Barre mit nur dreizehn Fuß Waſſertiefe bei hoher Fluth hat, daß der Meikong, wo er ſich nach einem Lauf von funfzehnhundert engliſchen Meilen mit dem Meer verbindet, von Untiefen und Sandbänken wimmelt, und über die Thäler und das Ueberſchwemmungsgebiet der Flüſſe hinaus dichter Urwald jede Verbindung erſchwert, wenn nicht verhindert.

Auſtin's Reiſe in Weſtauſtralien; Südauſtralien.

Wie Gregory's Forſchungen im Norden, haben auch Auſtin's Wanderungen im Weſten die alte Vermuthung beſtätigt, daß das Innere eine Wüſte ſei. Sein Ausgangspunkt war der Schwanenfluß, und er gelangte von dort bis zu einem großen Sumpfe, der unter 27° 30′ ſüdl. Br. und 118° 30′ öſtl. Länge von Greenwich liegt. Seinem Verſuche, von dieſem Sumpfe bis zur Mündung des Gascoigne-Fluſſes, wo ein Schiff ihn aufgenommen haben würde, vorzudringen, ſtellte ſich die Beſchaffenheit des Landes entgegen. So weit ſein Weg ihn gegen Nordweſten führte, fand er nichts als weite, wüſte Ebenen, in denen nur ſelten dürftige Oaſen mit etwas Gras und Waſſer, und mit Gebüſchen von Gummibäumen, Eucalypten, Caſuarinen und Akazien vorkommen. Unter 26° 20′ ſüdl. Br. und 115° 15′ öſtl. Länge von Greenwich mußte er umkehren. Er konnte von Glück ſagen, daß er auf dieſem furchtbaren Rückwege nur Pferde verlor, und ſich und ſeine zehn Begleiter, wenn auch leidend, doch lebend zum Murchiſon-Fluſſe und der erſten der dortigen Niederlaſſungen brachte.

Nicht der Weſten oder der Norden, ſondern der Süden Auſtraliens enthält die eigentlich charakteriſtiſchen Züge des Landes, und hier hat ſich auch der Aufſchwung der Coloniſation eingeſtellt, den England im Norden und Weſten mit allen Mühen und Koſten nicht zu erzwingen vermag. Erſt 1834 gegründet, hat die Colonie Südauſtralien bereits eine Bevölkerung von 109,000 Menſchen, die 203,000 Acker Land bebauen, und 1856 für 1,364,904 Pfund Erzeugniſſe aller Art ausgeführt haben. Die Erze und Metalle nehmen in dieſer Ausfuhr die dritte Stelle ein, denn ſie figuriren mit nicht mehr als 408,043 Pfund, während das verſchiffte Getreide und Mehl einen Werth von 534,789, und die Wolle von 412,163 Pfund repräſentirte. Die Einfuhr belief ſich 1856 auf 1,205,069 Pfund, und die Einnahmen überſtiegen die Ausgaben um 800,000 Pfund. 188,000 Acker wurden an Coloniſten verkauft, ſo daß mit ihnen faſt eine Verdoppelung des unter dem Pfluge befindlichen Landes zu erwarten iſt.

Dr. Vogel in Wadai.

Die letzten Nachrichten über den unglücklichen Reiſenden, der den kühnen Entſchluß gefaßt hatte, die letzte Strecke von zweihundert geographiſchen Meilen, die zwiſchen den von Dr. Barth bereiſten Ländern des Weſtens und dem obern Nil noch unerforſcht geblieben iſt, der europäiſchen Wiſſenſchaft bekannt zu machen, beſtätigen weder das Gerücht von ſeiner Hinrichtung durch den Sultan von Wadai, noch widerlegen ſie daſſelbe. Dr. Barth, der in Nachforſchungen über das Schickſal ſeines Freundes, deſſen unerwarteter Anblick in Bundi (1. December 1854) einer der hellſten Sonnenblicke ſeiner afrikaniſchen Reiſe war, unermüdlich iſt, hat Einleitungen getroffen, zuverläſſige Nachrichten einzuziehen, doch können immer noch Monate vergehen, ehe wir Gewißheit haben.

Vogel machte ſich über die ungemeinen Gefahren einer Reiſe nach Wadai keine Illuſionen. Denham hatte dorthin nicht vordringen können, und der nicht minder muthige Barth war immer, ſo oft er von Kanem und Baghirai nach jener Richtung aufbrach, genöthigt geweſen, ſeinen Plan aufzugeben. Aber war eine Reiſe durch Wadai nach Darfur überaus gefährlich, ſo war ſie auch überaus lohnend, und dies überwog. Wir wiſſen von Wadai Nichts, als was Mekkapilger erzählt haben, denn vor Vogel hat kein europäiſcher Fuß jenes Gebiet betreten. Nun ſind Pilgererzählungen ungenau wie keine andern, und die über Wadai umlaufenden machen von dieſer Regel keine Ausnahme. Der anſcheinend beſte Bericht iſt der des Scheikh el Tunſy, und in dieſem Berichte figurirt ein großer Strom Bahr-Iro, von dem Dr. Barth in den Grenzländern des Nordweſtens, wohin er ſtrömen ſoll, nie ein Wort gehört hat.

Wie die Araber sagen, braucht ein Fußgänger dreißig Tage, um Wadai von Norden gegen Süden, und vierundzwanzig, um es von Osten gegen Westen zu durchschreiten. Zwischen Baghirai und Wadai liegt eine Wüste von acht bis zehn Tagereisen Breite, die aber des Wassers und Pflanzenwuchses nicht ganz entbehrt, und von Darfur wird Wadai durch eine ähnliche Wüste, die jedoch nur drei bis fünf Tagereisen breit ist, getrennt. Im Norden grenzt Wadai an die gebirgige Steinwüste der Tibbu's, je weiter nach Süden hin, um so mehr nimmt die Fruchtbarkeit zu, bis gegen die Grenzgebiete hin, welche die Pferde und Kameele züchtenden Mohamedaner von den armen heidnischen Negerstämmen trennt, die tropische Vegetation in Baobal- und Ebenholzwäldern ihre ganze Ueppigkeit entfaltet.

Die beiden Hauptthäler Wadai's streichen von Osten nach Westen, und jedes hat seinen Fluß, der in der Regenzeit aus seinem Bett tritt und seine Uferlandschaften weithin befruchtet. Die Hauptstadt Wara wird von Browne unter 24° 30′ östl. L. von Greenwich, von Barth unter 22° östl. L. verlegt. Sie soll 40,000 Einwohner haben, die zum Theil in guten steinernen Häusern leben. Der Sultan hält eine Leibwache von 4000 Mann, die Mäntel und eiserne Helme tragen und mit Keulen bewaffnet sind. Der vierte Theil derselben bewacht allnächtlich das Schloß, in dem der barbarischste Despotismus thront. Ist der Ada, von dem Barth in Baghirai hörte, wirklich ein südwestlicher Zufluß des Keilak oder Misselad, von dem Brun Rollet in Khartum erzählt wurde, daß er in den Weißen Nil münde, so hätte Vogel von Wara aus nicht mehr als zwei Längengrade zu überwinden gehabt, um das Flußgebiet des Nils zu überschreiten.

Die Bewohner von Wadai sind Mohamedaner und treiben sowohl mit Tripolis als mit Egypten Handel. Nicht das Elfenbein und Gummi, nicht die Tamarinden, Häute und Straußenfedern, die sie dorthin führen, sondern die Sclaven, die sie sich durch unmenschliche Jagden in den Gebieten der heidnischen Schwarzen verschaffen, bilden den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel von Wadai. Dieser Sclavenhandel ist aber in's Stocken gerathen, seit England sowohl in Egypten als in Tripolis ein Verbot durchgesetzt hat, und ist Vogel, der in Centralafrika für einen Engländer galt, hingerichtet worden, so könnte es leicht sein, daß die englische Regierung selbst ihm dieses Schicksal bereitet hat.

Die Novara-Expedition.

III.

Rio Janeiro, am 14. August.

Von Dr. Scherzer erhalten wir folgende Notiz:

Da ich Ihnen entweder noch von hier oder von der Capstadt aus, woselbst wir spätestens am 28. September eintreffen werden, ausführliche Mittheilungen: „Aus dem Tagebuche eines Erdumseglers," machen werde, so beschränke ich mich für diesmal auf folgende kurze Notiz: Am 5. d. M. um 2 Uhr 45 Min. schlug endlich die Erlösungsstunde von einer funfzigtägigen Seefahrt — die Novara lief mit vollen Segeln in die Bai von Rio ein. Das Wetter hatte uns auf der Fahrt von Madeira hierher verfolgt; bald waren es Windstillen, bald conträre, bald veränderliche Winde, welche unsern Cours hemmten und ich zweifle nicht, daß man vor einem halben Jahrhundert noch den vielen Naturforschern, die sich am Bord befanden, die Ungunst der Fahrt zugeschrieben hätte. Ja bei dem Aberglauben und dem Vorurtheil der Matrosen hätte es in jener Epoche leicht geschehen können, daß einer oder der andere der „Sabios" über Bord spaziert wäre und sogar sein Ertrinken hätte nur als die natürliche Folge seiner Schuld gegolten. Dank dem Himmel, daß wenigstens das Leben des Forschers nicht länger mehr in Gefahr ist, wenngleich er sich durch Fanatismus und Irrglauben in seinen Untersuchungen noch oft genug gehindert sieht. Das Officiercorps sowohl wie das wissenschaftliche Corps fanden in den hiesigen Kreisen die freundlichste Aufnahme und wo es vielleicht nicht vom Herzen ging, ersetzte die Convenienz und nationaler Ehrgeiz diesen Mangel. Das gelbe Fieber hat zwar in den letzten Wochen noch manche Opfer gefordert und selbst gegenwärtig kommen täglich noch zwei bis drei Fälle vor; allein mit einiger Vorsicht kann man ohne Bedenken die Stadt bewohnen und dies bestimmte den Herrn Commodore, der Mannschaft hier einige Wochen der Ruhe zu gönnen und erst gegen Ende des Monats wieder unter Segel zu gehen. Denn trotz der vortrefflichsten Verproviantirung und der größten Sorge in Bezug auf Reinlichkeit des Körpers sind doch in den letzten Tagen der Seefahrt mehrere Scorbutfälle vorgekommen und deren Zahl würde sich unzweifelhaft noch vermehrt haben, wenn nicht die seither erfolgte Ankunft in Rio alle Mittel an die Hand gäbe, diese so lästige Krankheit wieder los zu werden. Interessant ist der Umstand, daß der Scorbut nicht unter den immer im Freien beschäftigten Matrosen, sondern unter Arbeitern ausbrach, welche sich in den untern Schiffsräumen aufhalten, wenig frische Luft genießen und eine weniger bewegte Lebensweise führen.

Unter den wissenschaftlichen Instituten der Hauptstadt sind es besonders die Mitglieder der historisch-geographischen Gesellschaft, die Herren Dr. Lagos, Dr. Schuch de Capanuna und der Director der Akademie der bildenden Künste, welche sich auf alle mögliche Weise bemühen, dem wissenschaftlichen Corps der Novara-Expedition nützlich und dienstgefällig zu werden. Sie sind selbst im Begriff, zu Anfang des nächsten Jahres das Innere Brasiliens, und zunächst die Provinzen Matto Grosso und Bará auf Kosten der Regierung zu naturwissenschaftlichen Zwecken zu bereisen. Man scheint keine Kosten gescheut zu haben, die Männer, welche sich dieser ehrenvollen, aber ungemein schwierigen Aufgabe unterziehen, durch eine glänzende Ausrüstung an Instrumenten aller Art in ihren

Forſchungen zu unterſtützen. Zwei Mitglieder dieſer Commiſſion zur Durchforſchung des Innern Braſiliens, Herr Gonzalves Dias und Cabalas bereiſen in dieſem Augenblicke die bedeutendſten Städte Europa's und beſorgen perſönlich den Ankauf der noch fehlenden Inſtrumente und Hülfswerke. In zwei Jahren ſoll die Unterſuchung der Provinz Parà's vollendet ſein, grade um die Zeit, wo die Novara-Expedition von ihrer Erdumſeglung zurück wieder in Rio eintreffen dürfte. Das wird ein intereſſantes Begegnen dieſer beiden wiſſenſchaftlichen Commiſſionen ſein, und könnte ſogar manchen Austauſch ihrer Sammlungen zum Nutzen beider Theile zur Folge haben. — Vorgeſtern wurde der Commodore der Fregatte, B. v. Wullerſtorf, der Commandant und Baron Pick und Dr. Scherzer, als Vertreter des wiſſenſchaftlichen Corps, dem Kaiſer und der Kaiſerin von Braſilien durch den öſterreichiſchen Miniſterreſidenten vorgeſtellt.

Aus Griechenland.

Ueber das Wiedererwachen der ſchönen Künſte in Griechenland iſt bereits einige Male öffentlich hin und wieder die Rede geweſen. Es iſt im Allgemeinen erklärlich, wenn in dem ſeit Jahrhunderten verkommenen griechiſchen Volke, in welchem faſt jeder lebendige Kunſtſinn verſchwunden geweſen, vor allen Dingen erſt dieſer Kunſtſinn geweckt und die Kunſtfertigkeit in ihren erſten Anfängen entwickelt werden muß. Dazu dient zunächſt die in Athen ſeit längerer Zeit beſtehende polytechniſche Schule (*Πολυτεχνεῖον*), und ſie iſt auch in der That nicht ohne entſprechende Erfolge geblieben. Die Staatsregierung ſelbſt läßt es an Bemühungen und an den erforderlichen Maßregeln ihrerſeits nicht fehlen, um auf den Eifer und auf die Kunſtfertigkeit der Schüler und Aller derer, welche ſich in Griechenland mit den Künſten, namentlich mit der Architektur, der Malerei und Sculptur beſchäftigen, günſtig einzuwirken. Preisaufgaben, Prämienvertheilungen, öffentliche Ausſtellungen der Arbeiten und Kunſterzeugniſſe ſind zu dieſem Zwecke eingeführt worden und finden alljährlich Statt. Bereits haben auch einzelne reiche Griechen zur Unterſtützung der Künſte und zur Erweckung des Kunſtſinns und des Wetteifers in dieſer Hinſicht nicht unbedeutende Summen hergegeben und geſchenkt; ſo z. B. der im Jahre 1856 verſtorbene Grieche Michael Zoſimas die Summe von 60,090 Drachmen zur Erbauung eines angemeſſenen Gebäudes für die polytechniſche Schule. Auch an andern Geſchenken von auswärts, um auf die Fortſchritte der Kunſt in Griechenland zu wirken, hat man es nicht fehlen laſſen, und unter andern ſind im vorigen Jahre von Frankreich aus mehrere Gypsabdrücke der in Paris befindlichen Sculpturen des Parthenons und anderer altgriechiſcher Kunſtwerke, z. B. der Venusſtatue von Melos, der polytechniſchen Schule in Athen zum Geſchenk gemacht worden. Aehnliches iſt auch von Seiten Englands geſchehen. Die von der Regierung eingeführten Preisaufgaben und die damit verbundenen Belohnungen und Geldunterſtützungen haben einen rühmlichen und erſprießlichen Wetteifer hervorgerufen, und ein vielfach weiter anregendes Beiſpiel in dieſer Beziehung hat der reiche Grieche Kontoſtavlos in Athen dadurch gegeben, daß er vor kurzer Zeit einen Wettkampf unter den Griechen eingeführt und einen Kampfpreis von 2000 Drachmen für das beſte Gemälde und für die beſte Sculpturarbeit ausgeſetzt hat. In dieſer letzteren Hinſicht haben die Statuen zweier Brüder Phytalis nach dem Ausſpruche der Kampfrichter, unter welchen ſelbſt fremde Künſtler in Athen ſich befanden, den Preis davongetragen, und der Eine dieſer letzteren hat dabei die ausdrückliche Erklärung abgegeben, daß dieſe Kunſtarbeiten, wenn ſie in den Kunſthallen von Paris aufgeſtellt würden, ein beſſeres und rühmlicheres Zeugniß von den ſichtbaren Fortſchritten Griechenlands auf dem Gebiete der ſchönen Künſte abzulegen im Stande ſeien, als alle Kritiken der Zeitungsſchreiber.

Skizzen aus New York.

„Alle Welt hat die Stadt verlaſſen" — ſo lauten jetzt die Bülletins der Moniteurs der Faſhion, und die Zeitungen, ſtatt Berichte über New York in die Ferne hinauszuſenden, laſſen ſich von dort Schilderungen des Lebens und Treibens der Sommeremigration ſenden. Jeder elegante Badeort hat ſeinen Chroniker, der mit indiscreter Genauigkeit Perſonen und Vorfälle der Neugierde des Publicums vorführt. Die Schönen der Badewelt werden von ſeiner Feder daguerreotypirt und dem reizenden Porträt werden Namen, Stand, gute Eigenſchaften und — das Vermögen beigefügt, ſo daß die Sammlung dieſer Berichte in der That ein trefflicher Katalog zum Gebrauch heirathsluſtiger Junggeſellen wird. Barnum, der jetzt entthronte König des Humbugs, hatte die Kinderausſtellung erfunden, die Badeplätze ſind durch die Preſſe ein Bazar der amerikaniſchen Schönheiten geworden. Ueberall folgt das Späherauge und das horchende Ohr dieſer Herodote der Faſhion den gefeierten Frauen, kaum rettet vor ihrem Forſchen die verſchloſſene Thür das Geheimniß des Schlafzimmers. Der Tag aber gehört dieſen Argusſen: jedes Wort, jede Bewegung, jeder Blick iſt eingetragen in die Chronik, und die flüchtigen Coquetterien einer Schönen, ſchlau vertheilt unter die Schaar ihrer Anbeter im Hinwirbeln eines Walzers, werden des andern Morgens geſchwätzig von der Preſſe über Stadt und Land hingerufen. Oeffentlichkeit iſt das Princip des hieſigen Lebens, und die Preſſe hat es ſo ausgedehnt, daß hier das ganze Land eine große Schaubühne geworden iſt, auf der man für zwei Cents — der Preis einer Zeitung — täglich die zarteſten Myſterien des Privatlebens aufgeführt ſehen kann.

Bald werden die zahlreichen Touriſten die geheime Geſchichte Europa's in Wahrheit oder Dichtung der neuen Welt erzählen, denn nur

wenige begnügen sich schon jetzt, dort zu wandern und zu sehen. Reiseberichte zu senden, scheint bei Vielen der eigentliche Zweck der Wanderung zu sein. Die Fahrt eines jeden Steamers hat ihren Historiographen. Es bildet sich eine wahre Sommerliteratur, die allerdings weniger Blüthen als dürre Blätter liefert. Haben Europäer mit dem Notizbuch in der Hand die große Republik mit der Blitzesschnelle der Dampfkraft durchflogen, um dann zu Hause ein Phantasiebild aus den aufgerafften Skizzen zu entwerfen, so werden die Amerikaner sich dafür rächen und die alte Dame Europa mit nicht weniger kühner Hand abconterfeien. — Die Sonnenhitze ermattet das Stadtleben bis zu tiefem Schlafe. So hält jetzt die Metropolis ihre Siesta; es herrscht eine solche Stille, und ist ein solcher Mangel an aufregenden Ereignissen, daß man fast sagen möchte, New York ist nicht mehr in New York, sondern zerstreut nach allen Weltgegenden im Inland und Ausland.

Nur die Geschäftswelt bewegt sich fort in ihrem rastlosen Schwunge, und gleich der Ebbe und Fluth wogt die arbeitende Bevölkerung, vom reichen Kaufmann herab bis zum Packträger, Morgens zur Stadt hinunter, des Abends hinauf, und an der Börse, an dem Mauthhause, an den Werften schlägt stets hoch die Brandung des Geschäftes. Die Arbeitsbienen können nicht weg, aber ihre Königinnen und in ihrem Gefolge die Drohnen sind ausgeflogen, und summen fern in erfrischender Ruhe ein frohes Sommerlied.

Die Sehnsucht, das Bedürfniß, während der Sommerhitze aus der Steinwüste der Stadt zu flüchten, ist wohl nirgends größer und allgemeiner, als in New York, und auch nirgends natürlicher und gerechtfertigter. Trotz der günstigen Lage zwischen zwei Flüssen und vor einer weit offenen Bai, bildet sich über der vernachlässigten Metropolis eine malaria, welche auch dem Kräftigsten zuletzt die Brust beengt und ihn angstvoll nach Lebensluft seufzen macht. Die Unglücklichen aber, welche die Pflicht der Arbeit nicht frei läßt, suchen wenigstens für die Nacht zu entfliehen, und so findet jeden Abend eine wahre Völkerwanderung statt. Ueber den Fluß und die Bai hinunter tragen, schwankend unter dem Uebermaße der Last, die Dampfböte eine Menschenmasse, die theils nach ihren Sommerwohnungen heimkehrt, theils nur für wenige Augenblicke mit stärkender Seeluft die erschöpfte Brust erfrischen, oder in den kühlen Meereswogen die Hitze des Tages vergessen will.

Das romantische Staten-Island, das mit seinen waldbedeckten Höhen und freundlichen Landhäusern sich weit in die Bai hinunter erstreckt, ist der beliebteste Sommeraufenthalt besonders der nicht verheiratheten Arbeitsclasse. Coney-Island, ein öder Dünenstrich am Eingange der Bai und bespült von den heranrollenden Wogen des Oceans, wird von der Menge aufgesucht, die weniger noch sich von dem Orte der Arbeit entfernen kann. Es ist eine interessante Scene, die Masse der täglichen Auswanderung sich auf das Schiff drängen zu sehen. Welch ein Gewühl von Männern, Frauen, Kindern; Säuglinge auf den Armen ihrer Mütter, Gepäck und Lebensmittel, Alles sollte glauben machen, es sei eine wilde Flucht vor dem Feinde. Man eilt und ringt um Zulassung auf dem rettenden Dampfer; schon ist das Boot voll, die Glocke läutet zur Abfahrt, aber Hunderte noch stürzen in hoffender Eile aus der glühenden Stadt herbei. Unbarmherzigkeit und Geldverlust wäre es, wollte der Capitän sie getäuscht auf dem Ufer zurücklassen. Also herein und immer herein, bis der letzte Raum, auf dem zwei menschliche Füße stehen können, gefüllt ist. Schwankend und halb sinkend, stöhnend und mühsam zieht dann das Boot durch die Fluthen. Die Menschenmenge, froh, der Stadt entronnen zu sein, schreit, jauchzt, singt und spottet in glücklichem Uebermuthe der Zurückgelassenen, die nachgedrängt am Ufer traurige Blicke dem entschwindenden Dampfboote nachsenden, um dann nach der heißen Stadt ermatteter noch zurückzuschleichen. Und welche Scene bei der Ankunft der Glücklichen am Ufer der Insel! Das Boot ist noch nicht fest, und schon stürzt im Sturmlauf die eingepreßte Menge an's Land, und mit wildem Jauchzen nach dem Badeplatz. Für Wenige nur gibt es da Hütten und Kleidung. Hunderte aber verlangen sehnsuchtsvoll das erfrischende Bad, und in einer Stunde schon fährt das Boot zurück. Kein Badeort der alten und neuen Welt kann daher ein solches Treiben darbieten, wie das kleine Coney-Island. Die im Wettlauf den Preis errungen haben, Männer, Frauen und Kinder tummeln sich mit wilder Lust in den Wogen herum; am Ufer stehen Hunderte, ergötzen sich an dem tollen Treiben und genießen den erquickenden Hauch des Oceans. Dort, unter dem Schutze einer Bretterhütte, nehmen in weiten Kreisen Familien ihr frugales Abendbrot. Es geht bei dem Allen ziemlich derb zu, aber es herrscht eine so wahre, gesunde Fröhlichkeit, daß man nicht bereuen kann, dieses Volksbad besucht zu haben. Auch seinen Spieltisch hat Coney-Island; es ist derselbe allerdings nur ein Pfahl mit einem Brett in den Sand gesteckt, auf dem ein verschmitzter Yankee drei Karten mit gewandter Hand hin und her wirft, und die richtige errathen läßt. Wehe dem „Grünen," der sich von dem scheinbaren Gewinne der zwei Gehülfen dieses Bombiers hinreißen läßt. So sah ich vor einigen Tagen einen Gerupften um zwanzig Dollars leichter von diesem Spielbrett wegschleichen. „Ich hätte besser nicht gewettet" — sagte er in dem gemüthlichen Schwabendialekte, — eine Weisheit, die er nicht zu theuer erkauft hat, wenn er sie auf seine künftige Carriere in Amerika anwendet. —

Coney-Island ist das Ostende der New Yorker Demokratie; dahin führt sie nach kurzer Fahrt die herrliche Bai hinunter täglich mehreremal ein rasches Boot. Eine Stunde Seeluft und Kühle in der Fluth können daher auch den von der Arbeit Gebannten zu Theil werden.

Die Aristokratie ist ferner von der Stadt und setzt in den fashionablen Badeorten in strenger Abgeschlossenheit die Komödie des Salonlebens fort. Beim Beginn dieser Saison hielt der launische New York Herald plötzlich eine Reihe

von Strafpredigten gegen die faſhionablen Badeorte. Er appellirte an den Geſchmack, an die Moral und an den Geldbeutel ſeiner Landsleute, um ſie fern zu halten von dieſen Sammelplätzen des Sommervergnügens, wo ſie für ſchweres Geld nur neues Verderbniß für Geiſt und Herz erkauften.

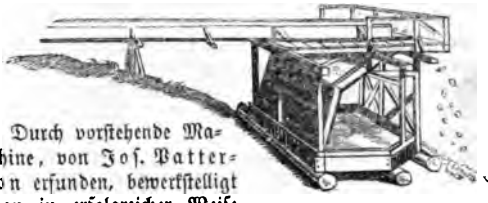
„Nach dem Weſten! Durch die Prärien nach den Bergen und Wäldern!“ — rief er ihnen zu — „dort wird die Natur euch wohlthuend umarmen.“ Dem Beiſpiele des New York Herald folgten noch andre Blätter und es erhob ſich mit Einemmale ein gewaltiger Chorus von Klageliedern über den Unſinn und das Verderbniß der faſhionablen Badeorte. Die Gaſtwirthe fürchteten ſchon zitternd den unvermeidlichen Ruin ihrer Unternehmungen. Die Preſſe, welche Ruhm und Erfolg ſchafft, hatte ſich gegen ſie erklärt, aber die Mode, mächtiger als eine politiſche Partei, ging ruhig ihren Weg fort, und die Badeorte ſind ebenſo beſucht als je. Und warum auch nicht? Die Moralpredigt der Preſſe war nur ein ſo oft vorkommender Verſuch, durch etwas Unerwartetes die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich zu ziehen; ernſtlich war es nicht gemeint. Des Uebels iſt in den hieſigen Badeorten auch nicht mehr, als in jenen von Europa. Monotonie und Langeweile dagegen herrſchen daſelbſt mächtig. In dem ariſtokratiſchen Europa werden dieſe Sammelplätze des Sommervergnügens gewiſſermaßen demokratiſche Lager für die verſchiedenen Claſſen der höheren Welt; die Schranken, welche ſie ſonſt trennt, werden niedriger aufgeſchlagen, ſo daß es nicht unmöglich iſt, darüber hinwegzuſetzen. Im demokratiſchen Amerika erhöht man ſie; man ſondert ſich ſtrenger noch in Cliquen ab, zwiſchen denen kein freundliches Zuſammenkommen auf dem gemeinſamen Felde des Vergnügens, ſondern Scharmützel der Rivalität und Eitelkeit ſtattfinden. Viele kehren verwundet von dieſem Schlachtfelde der Mode zurück, aber der nächſte Sommer führt ſie wieder auf daſſelbe.

Eine Sitte, die mit jedem Jahre allgemeiner wird, iſt der Sommeraufenthalt von Familien auf den Pachthöfen der Umgegend. Bis zu den weniger bemittelten Ständen dringt dieſe Gewohnheit, die eine natürliche Folge des Geiſt und Körper erſchöpfenden Lebens von New York iſt. Ruhe und geſunde Luft für einige Monate zu finden, iſt ein ſo gewaltiges Bedürfniß, daß ihm manches Opfer gebracht werden muß. Wollte man pathetiſch ſein, ſo könnte man ſagen: Es löſt ſelbſt die heiligen Bande der Ehe und trennt, was Gott verbunden. Der Kaufmann kann ſein Comptoir, der Advocat den Gerichtshof, der Geldhändler die Börſe nicht verlaſſen, aber Frau und Kind ſcheiden von hier und laſſen den Vereinſamten in der glühenden Tretmühle des Geſchäftes. Ein trauriger Anblick iſt es, den ſo verlaſſenen Gatten und Vater in dem verödeten Hauſe einherwandeln zu ſehen, und die Zahl dieſer unglücklichen Sommerwittwer iſt groß. Trotz aller Leiden und drückendſten Langeweile murren und klagen ſie nicht. Sie wiſſen, daß Frau und Kind des erfriſchenden Landaufenthaltes bedürfen und mit lobenswerther Aufopferung des eignen Genuſſes verſchaffen ſie ihnen denſelben. Eine ſolche Trennung der Familien möchte wohl den deutſchen Begriff von ehelicher Gemeinſchaft in Freud' und Leid verletzen und zum Glauben veranlaſſen, es herrſche hier nicht innige Liebe zwiſchen den Familiengliedern. Es wäre dies ein irriger Schluß. Der Amerikaner ſtellt die Frau freier und ferner hin von der Laſt des Lebens und glaubt, daß ſie und die Kinder das Recht haben, allein einer ſolchen Sommerruhe zu genießen, wenn auch er ſich dieſelbe verſagen muß.

Wie ſtark übrigens die Sommerauswanderung aus New York iſt, mag der Umſtand andeuten, daß Kirchen in den faſhionablen Stadttheilen geſchloſſen ſind, weil die Heerde der Gläubigen auf andern Gefilden weidet und der Hirte ſelbſt, frei von der Sorge für ihre Seelen, fern im Lande oder in Europa wandert. Oede und todt iſt es überhaupt in den eleganten Stadttheilen. Die verlaſſenen, verſchloſſenen Häuſer, die menſchenleeren Straßen machen den Eindruck, als ſei eine verheerende Seuche durchgezogen und habe alles Lebende weggerafft. Doch des Abends ertönt nicht ſelten aus den unterirdiſchen Küchenräumen Muſik, tobender Lärm und Stampfen von Füßen. Es iſt dies ein Ball der irländiſchen Dienerſchaft, der die Bewahrung des Hauſes von der fernen Herrſchaft überlaſſen iſt und die das Sprichwort bewahrheitet: „Wenn die Katze aus dem Hauſe iſt, tanzen die Mäuſe auf den Tiſchen.“

Für die unglücklichen Zurückbleibenden, Verheirathete wie Unverheirathete, iſt die Sommerzeit in New York eine harte Prüfung. In dieſer Treibhaushitze ſtirbt ſelbſt die Luſt, die Kraft zum Vergnügen. Mattigkeit des Geiſtes und Körpers iſt die allgemeine Sommerkrankheit. Das geſellſchaftliche Geſpräch geht nicht viel über Variationen des Themas: „Wie heiß iſt es!“ — hinaus. Vergebens verſuchen die Theater durch prunkende Verſprechungen großer Talente und durch den Reiz neuer Vergnügen das Publicum anzuziehen. Nur die prachtvollen Säle der Conditoreien füllen ſich. Eis und Sorbets aller Art erfriſchen und laben die Märtyrer der Sonnenhitze. Unſre Landsleute erfreuen ſich mit ungeſtörter deutſcher Luſt Gambrinus' reichlich fließender Gabe; der Amerikaner folgt nicht ſelten ihrem Beiſpiel und verlangt ſein Glas Lagerbier. Ueberhaupt erinnert das deutſche Leben allein etwas an die Sommerfeier in Europa. Trotz des Geſetzes rauſcht am Sonntag in den um die Stadt gelegenen Gärten die deutſche Tanzmuſik und wirbelt unter Geſang, Jauchzen und Gläſerklang der Zechenden das junge Volk munter herum. Mancher Amerikaner ſucht auch dieſe Orte der ausländiſchen Sitte auf, doch ſind es deren nur wenige. Religiöſe Gewohnheit und der gute Ton hält die unendliche Mehrheit fern, und von allen Plagen des Sommers iſt keine größer, als die eines Sonntags.

Goldgräberei und Goldwäsche in Californien.



Durch vorstehende Maschine, von Jos. Patterson erfunden, bewerkstelligt man in erfolgreicher Weise die vortheilhafteste Absonderung des Goldes. Das Steingerölle wird durch eine Vorrichtung über den Rand geschleudert, während die goldhaltige Erde mit dem Wasser nach innen geleitet und dort vermittelst einer ausgezeichneten Siebvorrichtung und durch Anwendung von Quecksilber ausgewaschen werden kann. Auf diese Art werden auch die feinsten Theilchen des Goldes gewonnen, und die Maschine läßt nur sehr geringe Procente vom Goldwerthe verloren gehen.

Oft wird die Erde durch einfaches Waschen vermittelst eines starken, heftig wirkenden Wasserstrahls losgelöst und alsdann sogleich weiter geschwemmt, wobei das eingesprengte Wasser sich zu einem kleinen Strome vereinigt, in welchem die eigentliche Sonderung des Goldes weiter bewirkt wird.

Die Minenarbeiter stehen auch häufig inmitten oder zur Seite einer kleinen kunstlosen Wasserleitung, wobei dann der goldhaltige Grund sogleich, nachdem er aufgelockert ist, von der Strömung weitergeführt und ausgewaschen wird

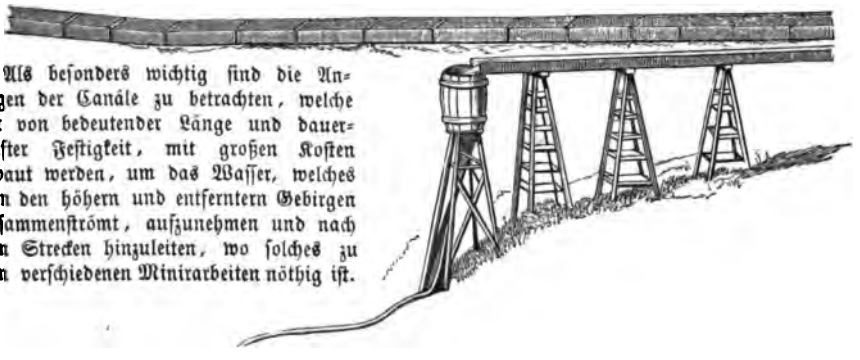
Die Vorarbeiten sind meist sehr schwierig und dabei häufig erfolglos. Wo man Gold vermuthen zu dürfen glaubt, werden sehr tiefe Schachte angelegt, um einestheils die Erde zu untersuchen, ob solche werthvolle Bestandtheile hat, anderntheils Quellen zu entdecken, die der Gegend das nöthige Wasser liefern können.

Da sich nach vorhergegangenen Untersuchungen die Lage der goldhaltigen Erde oft weit im Innern der felsigen Berge hinzieht, so zeigt sich alsdann die Anlage bedeutender Tunnel nothwendig, in welchen einzelne Minenarbeiter beim Scheine der Lampe das Gestein loslösen und andre die ausgegrabene Erde aus den dunkeln Höhlungen mühsam an die Oberfläche befördern.

Auch in nachfolgender Weiſe wird verfahren. Zwei Arbeiter befördern die Erde vermittelſt ihrer Schaufeln in die mit Waſſer gefüllte Leitung, woſelbſt ein dritter dieſelbe umrührt und die größern Felsſtücke auswirft, hierauf ſondert ſich das Gold in einem eiſernen Siebe am untern Ende und ſinkt gereinigt zu Boden.

Die urſprüngliche Art des Goldwaſchens beſtand darin, daß man die goldhaltige Erde durch Waſſer in einem Gefäße umſchüttelte, dann die aufgelöſte Maſſe abgoß, worauf das ſchwere Gold am Boden zurückblieb.

Nachdem die goldhaltige Erde in beſonders conſtruirte Schleuſen oder Rinnen gebracht iſt, wird ſie in denſelben vermittelſt des hindurchſtrömenden Waſſers ausgewaſchen. Das Gold wird in dem ſiebartigen Boden zurückgehalten und die aufgelöſte Erde am Ende der Rinne abgelaſſen.



Als beſonders wichtig ſind die Anlagen der Canäle zu betrachten, welche oft von bedeutender Länge und dauerhafter Feſtigkeit, mit großen Koſten erbaut werden, um das Waſſer, welches von den höhern und entferntern Gebirgen zuſammenſtrömt, aufzunehmen und nach den Strecken hinzuleiten, wo ſolches zu den verſchiedenen Minirarbeiten nöthig iſt.

Einzelne Flüſſe, deren Grund goldhaltig erſcheint, werden durch Geſellſchaften von zehn bis zwanzig Männern abgedämmt, und in ein neugegrabenes Bette geleitet, wonach der trockengelegte Boden alsdann weiter bearbeitet wird.

Die Besteigung des Orizaba und Popocatepetl in Mexico.

Von Baron von Müller.

Eine in Ihrem Juliheste enthaltene kurze Notiz, überschrieben: „Die Besteigung des Popocatepetl in Mexico" (Seite 440) erwähnt meiner mehrfach; da jedoch mehrere unrichtige Angaben in dieselbe übergegangen sind, so wird es Ihnen, im Interesse der Wissenschaft, ebenso angenehm sein wie mir, dieselben berichtigt zu sehen.

Nachstehende bruchstückweise meinem Reise-Journal entnommenen Auszüge werden die Daten meiner Besteigungen feststellen; Details, sowie wissenschaftliche Resultate meiner Arbeiten zu geben, erlaubt mir der Raum nicht, und verweise ich deshalb auf eine demnächst (wahrscheinlich im Auslande) erscheinende ausführlichere Erzählung der Begebenheiten.

Auf die Besteigung des Popocatepetl, welche Herr von Sauſſure gemacht haben will, lege ich keinen großen Werth. Dieselbe hat wenigstens keine wichtigen Resultate zu Tage gefördert, und wurde sowohl vor ihm, wie nach mir öfters ausgeführt. Daß Herr Sumichrast an einer Besteigung Theil nahm, ist möglich, jedenfalls aber that er dies nur als untergeordnete Person, als Ausstopfer der Commission, welche mein Freund und Nachfolger, Herr Sonntag, dirigirt. Nach meiner Bereisung von Canada und den Vereinigten Staaten kam ich am 4. August 1856 in Vera Cruz an...

I. Besteigung des Orizaba.

Am 31. August verließ ich die Stadt Orizaba, um den Vulcan gleiches Namens zu besteigen. Meine Begleiter waren Herr Malmsjö, ein Schwede, in Orizaba wohnend, und mein Secretär und Freund, Herr August Sonntag; Herr Dr. Stamm aus Berlin und Herr Dr. von Carillo nahmen anfänglich an der Reise Theil. Nachdem wir San Juan Coscometepec und den Rancho Jamappa passirt hatten, gelangten wir am 2. September an die Grenze des ewigen Schnees und erbauten uns hier, auf einer Höhe von beiläufig 16,000 Fuß mexic. eine Hütte zum Schutz gegen die Kälte. Am 3. September unternahmen wir die eigentliche Besteigung des Pics, welche jedoch nicht gelang. Nachdem wir während derselben beinahe in einen leicht überdeckten Abgrund gestürzt waren, nachdem uns unsre Führer verlassen hatten, unsre Lebensmittel verloren gegangen waren, und ein Schneesturm uns das Weitergehen unmöglich gemacht hatte, kamen wir Abends wieder zu unsrer Hütte an der Schneegrenze zurück. Meine beiden einzigen Gefährten litten in Folge des starken Lichtreflexes an einer heftigen Augenentzündung und verloren noch in derselben Nacht ihr Augenlicht gänzlich. Glücklicherweise wurde Herr Sonntag später wieder ganz geheilt. Ich brachte die Kranken nach San Andres Chalcicomula und rüstete mich alsbald zu einer neuen Besteigung. Zwei neue muthige Begleiter schlossen sich mir an, Herr Campbell aus Nord-Amerika und Herr de la Huerta von Puebla. Am 8. September verließ ich San Andres und übernachtete denselben Tag in einer Höhle an der Schneegrenze auf der Südseite des Vulcans und am Fuß der Sierra Negra. Am 9. September mit dem frühen Morgen begannen wir die Besteigung. Hier war es, wo ich in Folge der dünnen Luft mehrere Male Blut erbrach (und nicht auf dem Popocatepetl). Um 5 Uhr 40 Minuten Abends stand ich am Rande des Kraters, wo ich bewußtlos niederstürzte; ein Schneesturm hüllte uns wieder ein, doch gelang es mir, eine Reihe von Beobachtungen zu machen. Am 10. September kam ich nach San Andres zurück, wo mich die ganze Stadt und alle Behörden feierlich empfingen. Der Präfect stellte mir ein Document aus, welches Details über die Besteigung enthält und von Herrn Campbell und Herrn de la Huerta eidlich beglaubigt wurde.

Nach meinen Messungen hat der Vulcan von Orizaba eine Höhe von 19,549 Fuß mexic. und ist somit der höchste Berg von Nord- und Central-Amerika, welche Ehre also nicht, wie man bisher annahm und wie Ihr Artikel sagt, dem Popocatepetl zukommt.

II. Besteigung des Popocatepetl.

Dienstag, den 13. Januar 1857, verließ ich Mexico in Begleitung der folgenden Herren: Colonel Francisco Schiaffino, Prinz August Iturbide, der älteste Sohn des verstorbenen Kaisers; Walker, Secretär der amerikanischen Gesandtschaft; Admiral Serman, Dr. Sam. Crawford, von der amerikanischen Armee, und einige untergeordnete Personen und Diener. Die erste Nacht brachten wir in Ayntla zu, den 14. Januar kamen wir nach Ameca und am 15., nachdem wir die Region der Pinien überstiegen hatten, übernachteten wir nahe an der Grenze des ewigen Schnees in dem Rancho Tlamacas (auf einer Höhe von 3,899,$_2$ Metres). Freitag, den 16. Januar, verließen wir (Colonel Schiaffino, Herr Walker, Dr. Crawford und ich) den Rancho zu Pferde und verfolgten unsern Weg bis zum Cruz del Creston (Stand des Green'schen Heber-Barometers 17,672". Thermometer att. 45° F.), welches höher liegt als der Pico del Fraile (5,049,$_9$ Metres) und sandten die Pferde zurück. Um 3 Uhr Nachmittags hatten wir noch nicht die Hälfte des Weges innerhalb der Schneegrenze zurückgelegt. Die Indianer mit unsern Mänteln und dem Mundvorrath waren mit Ausnahme eines Führers durchgegangen und meine Erfahrungen von Orizaba her belehrten mich, daß die Besteigung für dieses Mal verfehlt sei. Unsre Absicht, im Krater zu schlafen, war unausführbar, da wir weder Decken, noch Speisen mehr hatten. In der Nacht aber herabzusteigen, wäre eine, wenn nicht unmögliche, doch höchst gefährliche Sache gewesen. Ich theilte dies meinen Begleitern mit. Schiaffino und Walker gaben mir Recht, Dr. Crawford wollte weiter und wir ließen ihm den Führer. Wir kehrten

zum Rancho zurück, wo auch Crawford, nachdem wir alle Leute zu ſeiner Hülfe ausgeſchickt hatten, ſpät Abends ankam. Samſtag, den 17. Januar, verließen uns Walker und Dr. Crawford. Sonntag, den 18. Januar, unternahmen Schiaffino und ich auf's Neue die Beſteigung und erreichten nach 12 Uhr Mittags den Krater, welchen ich umging, maß und, ſoweit es die Umſtände erlaubten, in denſelben hinabſtieg. Denſelben Abend kamen wir zum Rancho Tlamacas zurück und verließen denſelben am 19., Colonel Schiaffino nach Mexico ziehend, ich meine Reiſe nach dem Süden der Republik über Puebla, Cajaca, Tehuantepec u. ſ. w. fortſetzend.

Nachſtehend gebe ich nun noch einige der von mir gemeſſenen und bereits berechneten Höhen, ſowie die Reſultate einer vollſtändigen Reihe magnetiſcher Beobachtungen.

Höhe von Ameca 8,182′ engl. = 2,493,8 Mtr.
Rancho Tlamacas 12,792′ " = 3,899,2 "

Popocatepetl:
Höchſte Spitze 17,800′ " = 5,240,1 "
Boden d. Kraters 16,795′ " = 5,119,1 "

Oberer Durchmeſſer des Kraters, von der höchſten zur Oſt-Spitze: 2,709′ engl. = 825,7 Mtr.

Richtung dieſes Durchmeſſers: S. 65° 48′ W. aſtr.

Durchmeſſer des Kraters am Boden in ſüdlicher Richtung: 750′ engl. = 228,6 Mtr.

Magnetiſche Beobachtung.

Rancho Tlamacas. Höhe 12,792′ engl.
Geographiſche Breite 19° 0′ 49″
Magnet. Declination 8° 28′ 43″
" Inclination 42° 34′ 27″
Horizontale Intenſität 7° 57′ 25″

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Weſtermann.

(Illuſtrationen aus dem xylographiſchen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.)

Neue hiſtoriſche Romane.

In meinem Verlage ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Günther von Schwarzburg.

Hiſtor. Roman in 2 Bdn. von **Levin Schücking.**
Preis 1 1/3 Thlr. = 2 fl. 21 Kr. rh.

Der rühmlichſt bekannte Verfaſſer bietet hier ein treues hiſtoriſches Gemälde jener Zeit, in welcher die „helle Dämmerung" des Mittelalters dem ſiegenden Gedanken einer neuen Aera wich. Treffende Charakteriſtik, ſpannende Unterhaltung, gewählte und gewandte Eleganz der Sprache zeichnen dieſes Buch beſonders aus.

Ein Jeſuit.

Hiſtor. Roman in 2 Bdn. von **Iſidor Proſchko.**
Preis 1 1/3 Thlr. = 2 fl. 21 Kr. rh.

Im Gegenſatze zu dem ſchlechten Sinne, den unſre Zeit in dieſe Bezeichnung zu legen ſich gewöhnte, iſt der hier vorgeführte „Jeſuit" eine edle, markige Geſtalt, nämlich Georg Plachy, jener treffliche Profeſſor an der Hochſchule Prags, welcher im Jahre 1648 die Prager Studenten anführte und zu Heldenthaten begeiſterte. Das Buch iſt beſonders werthvoll durch die geſchichtlichen Nachrichten, zu denen Ort und Zeit Gelegenheit boten.

Heimath und Ferne.

Hiſtor. Roman in 2 Bdn. v. **Bernd v. Guſeck.**
Preis 1 1/3 Thlr. = 2 fl. 21 Kr. rh.

Ein alter Liebling der deutſchen Leſewelt ſchildert hier die Zeit, wo das Mittelalter zu Grabe ging und deutſche Wehrhaftigkeit, deutſcher Wandertrieb auf fremder Erde ſich ein Feld der Thatkraft und — minder erfolgreich — Glück ſuchte. In den Kampf der heigen Ligue gegen Ludwig XII. führt er uns, wo noch einmal der Glanz der franzöſiſchen Chevalerie auftaucht — er verweilt aber mit Vorliebe nicht auf den Schlachtfeldern, ſondern im Hauſe und am Herd der Familie.

Prag und Leipzig, 1857.

Die Verlagsbuchhandlung **J. L. Kober.**

Soeben erſchien eine neue Auflage der elegantesten und billigsten Ausgabe von:

Mozart's Don Juan.

Vollſtändiger Clavier-Auszug mit deutſchem und italieniſchem Texte. Drittes Tauſend.
Preis: 1 Thaler.

Der verbeſſerte Text von Rochlitz, wie er auf den deutſchen Bühnen eingeführt, die anerkannt tüchtige Clavier-Begleitung, Schönheit und Deutlichkeit der Notentypen, ausgezeichneter Druck auf ſtarkem, beſtem Notenpapier ſind die Vorzüge dieſer Ausgabe.

H. Hartung in Leipzig.

Bei **Otto Meißner** in Hamburg iſt eben erſchienen:

Ludwig Uhland.

Eine Skizze
von **Guſtav Liebert.**
Geheftet 10 Sgr.

Ein mit feinem Verſtändniß geſchriebenes Büchlein, das den Verehrern Uhland's eine willkommene Gabe ſein wird.

Im unterzeichneten Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

DAS ALTE HAUS.

Erzählung

von

Friedrich Gerstäcker.

8. broch. 1½ Thlr.

Narciss.

Ein Trauerspiel

von

A. E. Brachvogel.

Miniatur-Format, elegant brochirt 24 Ngr.

Eleg. geb. mit Goldstempel und Goldschnitt, 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel's Narciss hat seit der kurzen Zeit seines Erscheinens einen **wahren Triumphzug** über die Bühnen Deutschlands und selbst schon des Auslandes gehalten!

Die Kritik hat dies Werk mit **seltener Einstimmigkeit als Product eines wahren Dichters von hervorragendster Genialität** anerkannt. Als solches bezeichneten es die National-Zeitung, die Spener'sche Zeitung, die Berl. Montagspost und viele andere hervorragende Organe der Presse.

Für Leihbibliotheken

wird die **Anschaffung** beider Bücher von **grossem Erfolge** sein.

Leipzig. **Hermann Costenoble,**

Verlagsbuchhandlung.

Gediegene Belletristik.

In meinem Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Noblesse oblige.

Roman in drei Bänden von **Karl v. Holtei.**

Preis 2 Thlr. = 3 fl. 30 Kr. rh.

Diese neueste Gabe des an Geist und Gemüth so reichen Erzählers verbirgt unter dem fremdländischen, schwer übersetzbaren Titel ein lebenstreues Bild der „höhern Stände," einen wirklichen Spiegel des Adels, zu dessen Schilderer Holtei wohl einer der Berufensten ist.

Caritas.

Roman in 3 Bänden von **Ernst Fritze.**

Preis 2 Thlr. = 3 fl. 30 Kr. rh.

Ein Stück echt deutscher Poesie, die Verherrlichung deutscher Tugend und Treue gegenüber französischer Leichtfertigkeit und Treulosigkeit. Die Begebenheiten sind so natürlich, einfach und ungekünstelt, die Menschen so dem Leben entnommen, daß das Ganze wie aus der Wirklichkeit abgeschrieben vor uns steht.

Handwerksburschen.

Bilder aus dem Volksleben v. **Josef Meßner.**

Preis ⅔ Thlr. = 1 fl. 12 Kr. rh.

Diese gemüthvolle Dichtung wird sicherlich überall wahrhaft ergötzen, wo noch Sinn lebt für kerngesunde, aus dem Leben geholte Gestalten, für unverkünstelte, naturwahre Darstellung des „Volkes," wie es leibt und lebt.

Prag und Leipzig, Sept. 1857.

Die Verlagsbuchhandlung

J. L. Kober.

Bei **Otto Meißner** in Hamburg ist eben erschienen:

Die Elemente des Zeichnens

nach körperlichen Gegenständen.

Für Lehrer und zum Selbstunterricht, wie auch für technische Lehranstalten.

Von **Fr. Heimerdinger.**

Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen.

gr. 8. geheftet 15 Sgr.

Der Verfasser, welcher in seiner mehrjährigen Lehrerthätigkeit die günstigsten Erfolge erzielte, überliefert jetzt seine Methode der Oeffentlichkeit, unter deren Anwendung das Zeichnen den übrigen Lehrgegenständen gegenüber bald den Platz einnehmen wird, den es sowohl seinem Werth für formelle Bildung, wie seiner Bedeutung nach für das praktische Leben einzunehmen berechtigt ist. Unter Anwendung der dargelegten Methode wird bald das Vorurtheil, als könne das Zeichnen nach körperlichen Gegenständen nur bei vorhandenen besonderen Anlagen erlernt werden, durchaus beseitigt werden.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Faltin, A., Ueber den Anzeigebeweis in Livland nach der Theorie und Praxis. Preis ½ Thlr.

Ferner in zweiter, unveränderter Auflage:

Ustrjalow, N., Die Schlachten Rußlands von 1700 bis 1831. Mit 45 Schlachtplänen. Preis 1½ Thlr.

Riga.

Fr. v. Böttticher's Verlag.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 14. November 1857.

Erste Abtheilung.

Der Student von Wittenberg.

Von Jakob Corbinus.

Sin swebendez herze daz verswanc;
Sin swimmende fröude ertranc;
. . . . . .
Ein swinde vinster dunreslak
Zerbrach im sinen mitten tak;
Ein trübez wolken unde dik
Bedaht im siner sunnen blik.
(Von dem armen Heinriche.)

Vor dem Fenster der Studirstube des Schulrectors und Scholarchen, Herrn Georg Rollenhagen, in der alten, berühmten Stadt Magdeburg war der Frühling erschienen, schöner und blüthenvoller als ihn das deutsche Land seit langer Zeit geschaut hatte. Grüne Zweige schlugen an die Scheiben, Vöglein sangen in den Bäumen, schmeichelnd und lockend, als wollten und müßten sie Jemanden hinausrufen in die lustige, grünende, blühende Welt. Und doch war es gar still und ruhig in dem kühlen, finstern Rectorhause. Nichts rührte sich drinnen; kein Fußtritt, keine Stimme, kein Laut gab Kunde von dem Leben der Bewohner. Freilich, die Frau Rectorin Magdalene war abwesend und saß im Pfarrhause zu Osterburg am Kindbett ihrer Stieftochter Dorothea, die wie Jedermann weiß, den ehrwürdigen, achtbaren und wohlgelahrten Herrn Christophorum Straus, den Pfarrherrn geehlicht hatte; weder die Stimme der Frau Rectorin, noch das Klirren ihres Schlüsselbundes, noch das Klappern ihrer Pantoffeln konnte also die Stille unterbrechen. Der Rector selbst aber war mit den Söhnen und einer erlesenen Schülerschaar schon hinausgezogen in den grünen Wald, auf des Frühlings Gebot, zur Käfer- und Pflanzenjagd. Magd und Knecht hatten ebenfalls das Weite gesucht; wen oder was also wollten die blühenden Zweige, der Sonnenschein, die Vöglein herauslocken aus dem alten, dunkeln Schulhause? . . .

Da lag schon wochenlang auf dem Schreibtische des Rectors Rollenhagen ein Bündel Papiere mit der Inschrift darauf:

„An Meister Andreas Gehn, Buchdrucker allhier zu Magdeburg."

Das war das Manuscript des Froschmeuseler, welches der alte Gelehrte am 21sten März 1595, — „als am S. Benedictitag, dies Jahr unser Frösch ihr erstes Benedicamus anfingen" — beendet hatte, und welches hier auf den Druck wartete. Das war es, was der Frühling hinausrief in die Welt, allen fröhlichen Gesellen und frommen Jungfrauen zu Lust, Nutz und Ergötzen! . . . . .

Der Fink wiegte sich auf schwankem Zweige nach dem Tacte seines wechselvollen Gesanges; der Kuckuk aber, der subjectivste aller Vögel, vagabondirte im Holz umher und ließ

bald hier bald da, bald nah bald fern, seine Stimme erschallen, und gab einem jungen Mann und Dichter, welcher mit einem Büchlein voll weißen Papieres und einem Kreidestift im Waldschatten lag, ein gar böses, böses Beispiel; denn Kuckuk, Kuckuk! kann wohl Jeder rufen; während der lustig-wehmüthige Finkenschlag wahrlich nicht so leicht nachzuahmen ist! Nun, wir sind im Jahr Eintausend fünfhundert und fünf und neunzig nach der Geburt unsers Herrn Jesus Christus; — da wußten die Leute noch, was sie wollten, und ruhig können wir Herrn Jonas Rollenhagen, einen wackern Studenten der Medicin, seinen poetischen Feriengedanken überlassen. Lag doch der Dichtertrieb in der Familie, und gab es doch in der alten vortrefflichen Stadt Magdeburg eine gewisse Gasse, und in dieser ein gewisses Fensterlein, aus welchem zwei glänzende Augen gar verschämt vorlugten hinter den Gelbveigelein, Basilien und Röslein, jedesmal wenn Herr Jonas, pochenden Herzens, in seinem zierlichen Studentenkleid vorbeischritt.

Eia, reime, Jonas Rollenhagen, einsam im grünen Wald; schlage die Zither nächtlich vor ihrer Thür, sammle die Gesellen zu einem wohlgesetzten Ständchen, im Mondenschein, ihr zu Ehren: die Liebe ist schön im deutschen, treuen Vaterland; schöner als sonst auf Erden; was sie auch sagen mögen vom lustigen Frankreich, vom berühmten Italien, vom stolzen Hispanien! —

Eine anmuthige Stelle hatte sich der junge Student auserwählt unter den letzten Bäumen des Gehölzes, an welchem die große Heerstraße nach der Stadt Magdeburg, deren Thürme in der Ferne ragten, vorbeiführte. Die fruchtbare, hie und da mit Gebüsch bewachsene, mit grünen Wiesen und Kornfeldern bedeckte Ebene flimmerte und schimmerte in der Frühlings-Nachmittagssonne. Da und dort blitzte es auf wie geschmolzenes Silber, das war der Spiegel der Elbe, auf welcher weiße Segel hinauf und hinab zogen. Die Sonne schien durch das junge Grün der Zweige, und das Volk der Waldsänger, Distelfink und Grasmück, Baumheckel und Baumkletterlein, Rothbrüstlein und Zaunschlöpferlein, Schwäderlein und Greiterlein begann bereits wieder seinen Lobgesang, welcher während der heißen Mittagszeit geschwiegen hatte. Auf der Landstraße aber herrschte das fröhlichste Leben; Bundschuh und Bürgerschuh zogen darauf in Handel und Wandel hin und her; denn das deutsche Volk benutzte den letzten friedlichen Athemzug, bevor es nach Gottes Geschick und Fügung in die blutigen Wirbel des dreißigjährigen Krieges gerissen wurde, noch einmal nach Macht und Kraft; bauend, end und genießend. —

Mit einem Ausruf der Freude und Befriedigung sprang der Student in die Höhe. Der Buchfink über ihm brach seinen Gesang ab und flatterte tiefer in den Wald hinein. Mit dem Finger den Tact in der Luft schlagend, las Herr Jonas Rollenhagen noch einmal sein Liedlein leise her; dann aber — — riß er das vollgeschriebene Blättchen aus seinem Taschenbuch heraus und übergab es in vielen kleinen Stückchen dem lauen Windhauch, welcher in den Bäumen und Büschen spielte und die Worte der Liebe scherzend davon trug, hierhin und dorthin, meistens aber in ein murmelndes Bächlein, welches sie lustig weiter schaukelte der Elbe und dem Weltmeer zu: wie es vielleicht ja auch im Liede stand.

Was brauchte Herr Jonas den geschriebenen Buchstaben? Dem Jungfräulein von der Spiegelbrücke ging wahrlich nichts verloren, wenngleich der Bach davon getragen hatte, was — er erlangen konnte! . . .

Fröhliche Menschenstimmen, Lachen, Hundegebell, welche den ganzen Nachmittag über im Walde erklungen waren, näherten sich jetzt; die Wipfel der Büsche bewegten sich, wie die darunterdurch Schreitenden sie auseinander bogen; das welke Laub auf dem Boden rauschte unter den Füßen der Näherkommenden. —

Ein Knäblein von zwölf Jahren, in hellem Wamms und Hosen, ersteres umsäumt mit einem handbreiten Streifen rothen Tuchs, sprang auf die sonnige Lichtung.

„Hei, ich bin der Erste! Victoria!“ rief es jubelnd dem Studenten zu und zurück in das Dickicht, in welchem es jetzt stärker rauschte. Hunde brachen hervor, und im nächsten Augenblick war schon eine ganze Schaar Knaben von allen Größen, und in alle Farben gekleidet, um Herrn Jonas versammelt: alle beladen mit ihrer Beute, Pflanzen, Käfern, Schmetterlingen, alle mit grünen Zweigen auf den Scholarenkappen, alle mit glühenden, schweißglänzenden Gesichtern und lachenden Augen. Eine hoffnungsvolle, lebenskräftige Schaar, die jetzt ebenso fröhlich in den Krieg zog gegen Alles, was da wächst, kreucht und fleucht; wie sie später ergeben, todesmuthig in das Blut und die Flammen des Religions- und Bürgerkrieges sich stürzte; die protestantische Bibel in der Hand, den protestantischen Glauben im Herzen, den Blick nach oben gerichtet — morituri te salutant! . . .

„Falsch, falsch, Philippe!“ ertönte es. „Herr Jonas ist der Erste! Herr Jonas ist der Erste auf dem Platze! Herrn Jonas die Krone! Herrn Jonas die Krone!“

Herr Jonas, der wahrlich nichts dafür konnte, daß er zufällig zuerst, in seinen Träu-

men, auf den allgemeinen Sammelplatz des lustigen Heeres gerathen war, machte ein ziemlich wehmüthiges Gesicht, daß man ihm so sein stilles Plätzchen störte, aber es half ihm nichts. Immer neue Gesichter drängten sich aus dem Grün hervor. Alle Classen der berühmten Schule am Dom zu Magdeburg hatten ihre Vertreter ausgesandt. Winzige Quintaner, windige Quartaner, leichtsinnige Tertianer, zu schnell gewachsene Secundaner, bedächtige Primaner, welche schon in dunklerer Tracht gingen, Bücher in den Schaubentaschen trugen und einen Stift in der Hand, um Anmerkungen zu machen, — waren vertreten.

„Willst Du meinen Federball nun hergeben?"

„Nein, ich hab' ihn ehrlich gewonnen im Kampf!"

„Willst Du ihn nicht hergeben?"

„Nein!"

„Wart'" . . .

„Quo, quo scelesti ruitis?" rief eine kräftige Stimme und ein ältlicher, ansehnlicher Mann, in Schwarz gekleidet, trat von zwei andern Männern begleitet aus dem Gebüsch, und stellte sich trennend zwischen die beiden erhitzten Quartaner, die sich eben in die blonden Locken geriethen. „Ei, ei," fuhr er fort, „wer wird wohl der Natur anmuthigen Lustgarten durch Streit und Kampf entweihen? —"

„Der Herr Rector! Der Herr Rector!" ging es von Mund zu Mund.

„Das hat wahrlich Mühe gekostet!" sagte der Rector Rollenhagen. „Magister Aaron Burckhart, Ihr habt auch einen Fetzen Eueres Gewandes im Gezweig hängen lassen. Ah! . ."

Mit Wohlgefallen streifte das Auge des alten Gelehrten über die lebendige Schaar der Söhne (der Mann an seiner Linken war Gabriel, sein Aeltester, ein wackerer junger Theologe, und unter den Schülern befanden sich David und Caspar, die beiden Jüngsten) und Zöglinge, welche auf der sonnig-schattigen Waldlichtung mit ihren, im Laufe des Nachmittags erbeuteten Naturschätzen ihn umgaben und umjubelten.

„Heda, Gesindel!" rief er, mit dem Sacktüchlein winkend, um sich für einen Augenblick Ruhe zu verschaffen: „Heda, discipuli, sind Alle beisammen, — Hunde und Gelehrte?" Ein allgemeines lustiges Ja und Gebell antworteten ihm.

„Nun denn, die Sonne sinkt; so wollen wir uns unter Gottes Schutz auf den Heimweg machen. Ordnet die Reihen, und stimmet einen lustigen Wald- und Lobgesang an. Vorauf die Hastati, die kleinsten Bürschlein, daß sie den Schritt angeben; darauf die Principes, die Mittelsorte; zuletzt die Triarier der Legion, nach Heeresgebrauch und Gewohnheit! Ach so, — die Hunde, als leichte Reiterei auf den Flügeln, als Kundschafter vorauf und als Nachtrab hinter her! Vorwärts, signa canunt!"

Allgemeines Gelächter der berühmten Schule zu Magdeburg begrüßte diese Anordnung, und schon während man ihr fröhlich nachkam, stimmten einige Kehlen ein Wander- und Schullied an. Als sich aber der Zug gebildet hatte und aus dem Walde herauszog auf die große Landstraße, ertönte es im vollen Chor:

Der Winter ist vergangen,
Jubilate!
Die grünen Felder prangen,
Jubilate!
Ihr Schüler, von den Bänken!
Ihr sollt des Mai's gedenken!
Jubilate! Jubilate!

Auf Gottes Weg und Stegen,
Jubilate!
Dem Maien frisch entgegen,
Jubilate!
Zum grünen Wald voll Gnaden
Hat er Euch eingeladen!
Jubilate! Jubilate!

Grün Zweiglein auf den Kappen,
Jubilate!
Seind Zeichen Euch und Wappen,
Jubilate!
Geschmücket so auf's Beste
Seid Ihr zum Maienfeste.
Jubilate! Jubilate!

Herr Mai, Herr Mai, wir grüßen,
Jubilate! . . .

Das Uebrige machte die Ferne unverständlich, und nur das mit aller Kraft frischer Scholarenkehlen hervorgejubelte Jubilate! drang noch vernehmbar zu den Ohren des alten Rectors, der mit seinen beiden ältesten Söhnen und dem Magister Burckhart eine Zeitlang am Waldrande zurückblieb, dem Zuge der Schüler nach und in die heitere Abendlandschaft hinausschauend.

„Das war wieder einmal ein anmuthiger und nützlicher Tag!" sagte er, sich zu seinen Begleitern wendend.

„Wahrlich, wahrlich!" riefen Herr Gabriel und Jonas, und nur der Magister schauete etwas wehmüthig auf das Loch, welches ihm ein muthwilliger Dornenstrauch in sein schwarzes Schulgewand gerissen hatte.

„Ei, ei, Meister Aaron," sagte der Alte, den Magister gutmüthig auf die Schulter klopfend, „die edle Kräuter- und Thierkunde erfordert viel Mühen und Schweißtropfen von ihren Jüngern, aber sie belohnt auch mit weidlicher Freud' das zerrissene Kleid und die geritzte Hand. Ist's doch im Leben nicht anders: der Weg zum Himmelreich geht auch durch ein dornenvolles Thränenthal; glücklich

der, welcher nur Fetzen vom vergänglichen Erdenkleid zurückläßt und seine unsterbliche Seele ganz und heil behält! — Aber wir verliern unsre fröhliche Heerschaar ganz aus dem Gesicht; wir müssen ihr doch wohl langsam folgen."

Damit setzte der Rector seinen Stab in den Graben und sprang frisch auf die Heerstraße. Die drei Andern folgten seinem Beispiel und stillschweigend schritt die cohors praetoria hinter dem Zug der hohen Schule von Magdeburg, den man in der Ferne mehr hörte als sah, her. Der alte Scholarch war in tiefe Gedanken versunken und seine Begleiter unterhielten sich leise, um ihn nicht zu stören — sie kannten seine Gewohnheit, Reime zu machen im Wandern auf der Landstraße. Aber sie irrten diesmal, — der Rector machte diesmal keine Reime! Plötzlich schauete er auf, und einen Augenblick in die untergehende Sonne; dann wandte er sich an seine Gesellschafter:

„Es liegt mir heute schwer Etwas auf der Seele. Vor langen Jahren begegnete mir einmal ein Ereigniß, das immer wieder auftauchet, und dessen Erinnerung mich wohl nicht loslassen wird bis an mein Grab. Wie kommt es doch, daß sie heut' einmal mit erneuter Macht mich verfolgt? Ach, es hat mir fast den sonnigen Tag verdunkelt. — Ich will Euch die Geschichte erzählen unterwegs. Caput melancholicum est diaboli balneum, saget das lateinische Sprichwort, und es hat Recht! Wahrlich, es ist nicht gut, wenn man aus seinem Herz und Hirn eine Gespensterkammer macht. Horcht, wie die Frau Nachtigall hinter uns im Wald schlägt: ich will Licht in das Dunkel meiner Seele lassen; dadurch verscheucht man die bösen Geister und imaginationes am leichtesten. Wieder einmal ein Stücklein aus meinem Leben, von welchem ich Euch sprechen will, Söhnlein und College! Ihr müsset mich aber nicht unterbrechen; denn Ihr wisset, daß ich Solches nicht leiden kann."

Näher schlossen sich die drei jungen Männer sogleich an den alten Meister, stumm und aufmerksam lauschten sie, und der Rector Rollenhagen begann:

„Als ich Euch zuletzt von meiner Jugend, meinem Vaganten- und Scholarenleben erzählte, hab' ich Euch gesagt, daß ich im Jahr nach der Geburt unsers Herrn 1558 nach Mansfeld kam zu dem Kanzler des Grafen, Herrn Georg Müller, als Pädagog und Informator. Wahrlich, das war ein hart Leben, und erwuchs mir eine ziemliche Gefahr aus dem Streit zwischen Herrn Josias Seidelius und dem Superintendenten, Herrn Coelius, in welchen ich eingriff wie der Aff' in's Feuer und entweichen mußte, ein achtzehnjährig Schülerlein anno domini 1559 aus Haus und Futter. Ei, Söhnlein, die Rollenhagen haben nie zu Hofe gut Glück gehabt, und glaubet mir, es ist gar gut sein sub serto virgineo, unter dem magdeburgischen jungfräulichen Kranz; besser als unter den Löwen und Bären, denn eine Jungfrau, wenn man sie auch etwas erzürnet, lässet sich doch leichter wieder erbitten und versöhnen, als das stolze Wappengethier der Löwen und Bären.

So höret denn, wie ich zum ersten Mal nach Magdeburg kam, und was mir da geschah. Es ist eine seltsamliche, traurige Geschichte; wohl im Stande, den hellsten Sonnentag in die dunkelste Nacht zu verkehren! Nicht allein war ich in das Sudenburger Thor eingezogen, — an einem stürmischen Spätnachmittag im Aprilen, wenige Tage vor meinem Geburtstag — sondern begleitet von einem Wandergenoß, welchen ich in Mansfeld kennen gelernt hatte, und den ich unterwegs wiedergefunden hatte in einer Schenke, wo er den Leuten die Zither schlug. Ein gelehrter Scholar, der in Wittenberg die edle Kunst Medicina, wie Du, Jonas, studirt hatte, und Paulus Halsinger hieß. Von ihm wird das meistens handeln, was ich zu erzählen habe. Ach, es ist ein traurig Ding, — Paul! Paul!

Es war, wie gesagt, gegen Abend, als wir in das Thor einzogen, und der Winter schnitt dem Frühjahr ein bös Gesicht. Der Stadt Landsknechte auf den Wällen mußten sich wacker dem Wind entgegenstemmen, um nicht fortgeblasen zu werden; denn es schnob gewaltiglich und pfiff übel in ihre weiten Pluderhosen. Die Wetterfahnen auf den Giebeln knarrten und knirschten, die ehrsamen Bürgersleute schlossen fürsichtig ihre Laden, und wir beiden armen Schülerlein standen mißmüthiglich an der Ecke des Domplatzes und schauten das Sudenburger Thor an, durch das wir eingezogen waren. Zwar hatte ich ein Empfehlschreiben in der Taschen an Herrn Wigandum, den Pfarrer zu Sanct Ulrich; aber wie sollt' ich die Behausung des ehrwürdigen Herrn finden in der großen Stadt voll Dunkelheit und bösen, lieberlichen Gesindels. Paulus pfiff zwar eine lustige Weise zwischen den Zähnen, aber auch ihm war wahrlich nicht zu warm um's Herz, und sein Zitherlein guckte gar trübselig unter seinem kurzen Scholarmäntelchen vor. Mit wenig nummum in loculo waren wir in weidlicher Herzensangst, wo unser Haupt hinzulegen die Nacht hindurch, und wußten uns nicht zu rathen und zu helfen. Auf dem Breiten Weg war bald kein Mensch mehr zu sehen, und nur aus der Wachtstube unter dem Thor schallte noch ein wüster Gesang herfür, nicht sehr ergötzlich anzuhören. „Wenn ich nur ein Schenkenzeichen sehen könnt', so sollt' uns bald geholfen sein!" sagte mein Paulus, „Halt,

da kommt Jemand; sei's auch der böse Feind, unter Dach und Fach soll er uns bringen." Wirklich stapfte jetzt ein Schritt auf uns zu und drückte ich mich gegen die Mauer, denn ich vernahm das Klirren eines Schwerts auf dem Pflaster und dachte, es sei einer von der Stadt Söldnern, ein wild übermüthig Volk, das noch von der Belagerung her ein weidlich groß Wort hatte. Paul Halsinger aber trat kühnlich dem Nahenden in den Weg, und stellte ihn wackern Muthes. „Hollah," sagte der Fremde, „was ist das, mein Bürschlein? Macht Platz." — „Um Verlaub," sagte mein Paulus, „habet die Güte und weiset uns doch in ein fröhlich Gasthaus; wir frieren, hungern, dursten und sind fremd." — „Ihr seid fremd? So, deshalb wisset Ihr also nit, daß auf eines wohlweisen Raths Verordnung Niemand bei nächtlicher Weile ohne ein Laternlein ausgehen soll, der wüsten Zeiten wegen! Nun, saget mir, wer Ihr seid, und ich will euch in ein lustig Losament führen!" Frisch antwortete Paulus: „Der da ist ein ehrbares Schülerlein, genannt Georgius Rollenhagen, aus Bernau in der Mark, und ich nenne mich Paul Halsinger aus Osterwiek in der Grafschaft Wernigerode." — „Was?!" schrie der Fremde, „heißet Dein Vater Martin Halsinger, Deine Mutter Christina Beltzer?" „Hießen! Mein Vater ist gestorben, vergeben von einer Unhulden und mein Mütterlein ist an der spanischen Seuche verdorben." — „So bin ich Dein lieber Ohm Lamprecht Beltzer, Deiner Mutter Bruder; Bürschlein, wo kommst Du her?" — Heiliger Gott, welch' ein Erstaunen meines Pauli! Faßte ihn der Ohm und drückete ihn an sein Lederkoller, daß ihm schier der Athem ausging.

„Komm, komm!" rief er. „Kommt Beide; also meine Schwester ist todt? Nun, Gottes Will' geschehe! Will Euch aufthauen in Malvasier und was Euer Herz begehrt. Beim großen Christoffel, so was lebt nicht weiter. Ach Christina, Christina! — Paul Halsinger, mein Schwesterkind!" Mit gewaltiger Faust fassete der Ohm Jeden von uns am Kragen und schob uns vor sich her, den Breiten Weg hinab, auf ein Haus zu, aus dessen Fenstern noch ein heller Lichtschein auf die Straße fiel.

„Zu Magdeburgk uf dem Markte
Da stat ein isern Mann,
Und will ihn der Kaiser gewinnen,
Sein' Spanier müssen dran!..."

erscholl es im Chorus daraus herfür.

„Heda, Hollah! Meister Wirth zum Pelikan!" schrie der Ohm in den Gesang hinein und schob uns in das Gaststüblein. „Schaffet schnell ein heiß Biermuß, Meister Idelbalch!" Hörete der Chorus sogleich auf beim Eintritt Lamprecht's, und schaueten Alle gar verwundert auf den wohlbekannten Wachtmeister und uns beide schmächtige, nasse, schwarze, zähnklappernde Schülerlein, welche das Licht blendete, und die in der Wärme nur noch heftiger zu zittern anfingen. „Ei, Herr Rottenführer," piepte eine quäkige Stimme aus dem Winkel, „was habet Ihr da für ein Paar Nachteulen aufgestöbert?" — Aber der Ohm Lamprecht ward gar grimmig. „Haltet Euer loses Maul, Meister Wendehoike! Ist mein Schwestersohn kein Uhu, kein Kauz, kein lumpiger Rattenfänger und Katzenschinder, wie Ihr, Meister Kürschner, sondern ein wohlgelahrter Scholar und Student! Möcht's Euch rathen! — Rückt einmal zu, meine Gesellen," wandte er sich dann an einige bärtige Kriegsleute, die alle der Stadt Wappen — die Jungfrau mit dem freudigen Kränzel über den beiden Thürmen — auf der Brust trugen.

„Nun setzet Euch an's Feuer und wärmet Euch, meine Bürschlein! Ihr schauet ja aus — nehmt's nit übel — wie unsrer Cumpanei welsch' Marketenderweib, die Memma Pozzo, als wir sie mit über die Schneealpen nahmen, nach der Schlachtung im Thiergarten zu Pavien."

Fröhlich kamen wir dem Wort des Ohms nach, setzten uns an's Kamin und begannen bald aufzuthauen. That das Biermuß das Uebrige, und war bald alles Ungemach vergessen. Der Ohm ließ nun auftragen, daß der Tisch knackte, und begannen Paul und der Oheim einander zuzutrinken, daß das Bürgervolk Augen und Mäuler aufsperrte, die Kriegsleute aber wohlgefällig den Beiden zuschaueten. Bald hatte sich auch ein Kreis andächtiger Zuhörer um uns versammelt, denn wunderliche Geschichten gab nun der Paul zum Besten von der großen Universität Wittenberg, von der sie ihn weggejagt hatten, und Ungeheuerliches erzählte der Ohm von seiner Fahrt mit Herrn Georg von Frundsberg, mit dem er als ein freier Knecht gezogen war, ehe er der guten und festen Stadt Magdeburg Diener in Fried' und Fehde ward. Erzählte der Paul, wie ihm sein Väterlein und Mütterlein abgestorben seien, wie er hart studiret habe in Leipzig und Wittenberg, und liefen dem Ohm die hellen Thränen über die Backen, bald vor Weinen, bald vor Lachen, bis er auf einmal, unversehens, in einen wilden Kriegs- und Schlachtgesang ausbrach, in welchen alle Kriegsmänner im Pelikan einstimmten, daß mir der Kopf fast wirbelte, während der Paul weidlich in seinem Element war und mit beiden Fäusten auf dem Tisch den Tact schlug, bis glücklicherweise ein Doppelsöldner kam, den Wachtmeister auf die Wacht an der hohen Pforte zu holen. Da kam das Getös zum Ende, versprach der Ohm vorzusprechen am andern Morgen, und befahl dem Meister Mar-

tin Idelbalch zum Pelikan, uns ein Losament und gut Bett anzuweisen. Dieses geschah, und führte uns der Wirth hinauf in den Erker des Pelikans am Breiten Wege, den Ihr Euch heute noch ansehen könnt, Magister Aaron! Da brachte ich den Paulus zu Bett, betete selbst fröhlich und flugs den Abendsegen und schlief sogleich ermüdet von des Tages Mühen und Drangsalen ein.

Nun ließ Gott es zu, daß ich in dieser selbigen Nacht einen schweren Traum träumete. Stand ich auf einmal am Fuße der Domthürme, die ich am Nachmittage mit Freude und Wunder betrachtet hatte und schaute hinauf nach den Spitzen. Da ward ich plötzlich entrückt und hörete eine Red' von zwei wüsten Gesellen. Auf der Spitze des linken Thurmes, dem die Knospe fehlet — denn nur Gottes Werk ist ganz vollendet — saßen zwo stinkende böse Teufel und ließen die Beine herabhängen und kehrten einander den Rücken zu; denn sie gönnten sich das Höllenfeuer nicht. — „Hui," sagte der Eine, „guck um! Was schaust Du?" — Drehete sich der Andere halb um und blinzte durch die Nacht nach der Gegend, worauf sein Cumpan zeigte: „Was soll's? ich sehe einen Markt und Fackeln. Sie schlagen ein Henkersgerüst auf; ist das Alles?" — „Hei," grinste der Andere, „darauf wollen sie morgen früh meines Fausten Schatz, dem kleinen Gretel das hübsche Hälsel abschneiden! ... Ich hab' ihn nun! Mach's mir nach, wenn Du kannst!" —

Nun hörete ich in diesem Augenblick meinen Schlafgesellen Paulus schwer stöhnen; aber es erweckete mich nicht, und der Traum ging fort.

„Ich bin dabei," sagte der andere Teufel. „Schau durch das Fenster da drunten, das allein noch hell ist und das Kreuz (beide Kobolde schüttelten sich) auf der Straße abmalt. Schau in das Kämmerlein, den mit den blonden Locken hab' ich mir auserwählt." — „Puh, ein arm fahrend Schülerlein!" lachte höhnisch der Erste. — „Kann ein Doctor werden, wie Dein Faust!" schrie kreischend der Andere, entfaltete die höllischen Schwingen und verschwand in der Nacht. Sein Gesell nickte grinsend mit dem Kopf und flog ebenfalls fort, Wittenberg zu. Einen Ruck that's in mir, und stürzte ich hinunter, tief, tief und erwachte mit einem lauten Angstschrei. Da schien die Sonne hell und fröhlich in mein Kämmerlein, und saß ich im Bett auf und schauete nach dem Paulus mit fast besorgtem Blick. Erschrak mich auch fast sehr, als ich sein Lager öd' und leer erblickte; aber mußte über mich selbst lachen, als der Wirth, Meister Idelbalch kam und mir verkündete auf meine Frage, daß der Rottenmeister Lamprecht Beltzer ihn schon vor einer Stunde abgeholt habe nach seiner Behausung auf dem Katzensprung. Darauf betete ich den Morgensegen, zog mich an und ging hinunter in das Gaststüblein, wo alle bösen Nachtgedanken bald verschwanden, als ich hinausschauete auf die Straße und das fröhliche Leben der großen, volkreichen Stadt. Nachdem ich eine Zeitlang vergebens auf den Paulus gewartet hatte, zahlte ich meine Zeche und ging nun auch meinen Sachen und Geschäften fröhlichen Muthes nach, und gelang es mir durch Gottes Gnade ganz nach Herzenswunsch und Willen; denn der Herr Wigand, der Pfarrherr, an den ich ein Brieflein hatte, commendiret mich dem Herrn Sigfrido Sacco, dem damaligen Schulrector (dacht' ich nicht, daß ich noch einmal auf seinem Stuhl sitzen sollt'!), der verschaffte mir ein Hospitium bei Lamprecht Knust, dem wackern Bürger. Da hatt' ich mein Losament und Atzung nach Leibesnothdurft, und ward angestellt als ein privatus praeceptor bei den Werner's von Halberstadt, die bei Herrn Ambrosius Emmen zu Tisch gingen. Ach, wär' doch der Paulus Halsinger auch in so guter Leute Hände gefallen! — Der Ohm Lamprecht Beltzer freilich war ein wackerer Mann, wenn auch ein rauher Kriegesknecht und dem Trunke ein wenig ergeben, wie all das wilde Söldnervolk. Er that dem Paulus nicht viel Schaden, ja, was er konnt', that er dem Schülerlein und wiedergefundenen Schwesterkind zu Gut. Aber der Paulus war im Leben wie ein Verirrter in einem Zaubergarten, wo die lockenden Pfade alle immer tiefer hinabführen in's Verderben. Ein hübscher, lustiger Gesell war er, schlank und wohlgewachsen mit hellen, klaren Augen und krausem Haar, wie Meister Lucas Kranach den heiligen Johannes malt auf seinen Bildtafeln. Niemand konnt' ihm etwas verweigern, wenn er bat, und hatt' ich mich fast sehr vergafft in sein fröhlich' Wesen. Die Zither verstand er zu schlagen wie ein welscher Spielmann, und ein wackerer Scholar war er auch, und wußte seinen Horatius und Virgilius an den Fingern herzusagen. Weh, weh! Was ist aus alledem geworden! Wahrlich, o Söhne und Magister Aaron Burckhart, der Teufel gehet nicht immer umher wie ein brüllender Löwe, quaerens quem devoret; er kann auch seine scharfen bösen Klauen in weiche, weiße Patschhändlein verwandeln und hold blicken und mit den Augen winken, wie die Schlange Empusa in Afrika, die oben ein schön' Weib und unten ein garstiger Wurm ist —

„Lässet sich nit ferner anschauen,
Ohn' so weit sie gleicht einer Frauen —"

locket die jungen, müßigen Gesellen also und zerreißet sie und trinket ihr Herzblut. Weh, was ward aus dem lustigen Studenten und

wackern Gesellen! Muß ich doch heute noch an sein verwüstet Bild mit Schmerzen denken.

„Wie's Feuer das Stroh küßt und anlacht,
Bis daß es Alles zu Aschen macht —"

so hat es auch den armen Paul Halsinger angelacht und geküßt, das Wildfeuer, das der Menschen Herz leer und öde macht, wie eine Kirche Gottes ohne Altar und Orgel, wie eine Kirche, in welcher die Bilderstürmer gehauset haben. — — — In der venedischen Straße hatte sich Paulus ein Gemach gemiethet, da hausete er nun nach seiner Gewohnheit. Ei, sie kannten ihn bald, die Schenkwirthe und tollen Gesellen und Vaganten zu Magdeburg, die Mägdelein und die Stadtschaarwächter! Hing es doch an einem Haar, daß er mich mit hinein gezogen hätte in das wilde Leben, das er führete, hätten mich nicht Herrn Lutheri Wort und meines frommen, todten Mütterleins Ermahnungen und vor Allen ein schön Bild, ein Jungfräulein, fast noch ein Kind, — errettet aus der Gefahr. Euphemia hieß der holde Schutzengel, Magister Burckhart, und sie war die Tochter des damaligen Syndicus, Herrn Pfeil's, und ward auch mein eheliches Gemahl, Jahre lang nachher, als ich hier in dieser selbigen Stadt Magdeburg nach vielen Fahrten ein Conrector geworden war, Rectore D. Edone. Ach, nun ist mir nichts mehr von ihr übrig, als ihr Gedächtniß und mein Töchterlein Dorothea zu Osterburg, Eure Stiefschwester, Jonas und Gabriel, der Gott in ihrer seligen Noth und Angst beistehen möge. Hieß auch meine Mutter Euphemia, meine Schwester Euphemia, und meiner ersten Braut und Frau Euphemia Mutter und Großmutter ebenfalls Euphemia — miro quodam omine! Doch was schweif' ich ab; ging es dem armen Paul wahrlich nicht so gut! Der war ein' Waisf' seit frühesten Jahren und hatte sein Mütterlein gar nicht gekannt, und keine keusche Lieb' hatte ihm ihr seliges Lämplein im Herzen angezündet. Ihn sollt' ein anderes Geschick treffen!

Geschah es eines Tages, daß ich die Staffel zu seinem Stüblein heraufstieg und bei ihm eintrat gegen Abend. Ich hatt' ihn wochenlang nicht gesehen und auch nicht von ihm gehöret, welches mir verwunderlich schien, denn man sprach in der Stadt schon viel von ihm und seinem Treiben. Ich traf ihn lauschend am Fenster im Dunkeln, und er antwortete meinem Gruß nicht, sondern drückte mir die Hand auf den Mund und gebot mir so Schweigen. Da hörete ich über die Gasse einen Klang wie eine Harfe; und eine Frauenstimme, wie ich sie noch nie gehört hatte, sang dazu eine ausländische Weise, in ausländischer Sprache. Auf den Zehen schritt ich ebenfalls zum Fenster hin und lugte hinaus in die dunkle Straße, ob ich nichts von der Sängerin erblicken könne. Da sah ich drüben in einem hohen Hause, welches heute nicht mehr stehet, ein erleuchtetes Fenster mit einem rothen Tuche verhängt, im Mittelstocke, in einem hervorragenden Erker. Ein Schatten fiel dagegen und auf ihn hatte Paul Halsinger den Blick gerichtet, wie ein Hoherpriester auf das Allerheiligste. So lange der Gesang dauerte, blieb er wie versteinert, das Fensterkreuz umklammernd, als habe der böse Geist, den ich einst im Traume sah, Besitz von ihm genommen. Als der Gesang abbrach, seufzte er tief, setzte sich auf einen Schemel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Paul, Paul!" rief ich, „Was ist das? was ist dir?" Er antwortete aber nicht, sondern ließ nur seine Hand leise über die Zither gleiten, die neben ihm lag, und griff wie im Traume einzelne Klänge aus der Weise, welche die Frauenstimme gesungen hatte, darauf nach. Auf einmal bewegte sich drüben der Vorhang und ward zur Seite geschoben, und eine Gestalt beugte sich aus dem offenen Fenster und schaute hinab in die Gasse. Da war Paul wieder auf den Füßen, und zitterte an allen Gliedern und streckte die Hände nach dem Wesen aus, bis der Vorhang wieder fiel, und die Gestalt verschwand. Zuletzt erlosch auch das Licht drüben, und nun kam mein Freund dazu, daß er mir auf meine Fragen nach dem Abenteuer antwortete. Da erzählte er denn, daß da drüben der italische Goldschmied Malco Guarnieri mit seiner Tochter Felicia wohne, und daß diese Felicia sein Lieb werden müsse, wenn er nicht elendiglich verderben und vergehen solle. Ich erschrak heftig, denn schon hatte auch ich mancherlei gehört von dem künstlichen Meister Malco und seiner schönen Tochter, und es gingen böse Gerüchte in der Stadt und schwatzten die Leute mancherlei über den Goldschmied, den die Klügern scheel ansahen als einen Katholiken und Italiener, und der große Hause als einen Katholiken und Zauberer und Goldmacher. Bat ich und beschwor ich den Paul Halsinger, führte ich ihm Gottes Wort und seinen lutherischen Glauben zu Herzen; aber er wollte mich nicht hören und murmelte nur den Namen Felicia und war wie ausgewechselt, daß ich ihn mit Kummer und Angst ließ — denn ich liebte ihn — und betrübten Gemüthes in mein Dachkämmerlein im Hause Herrn Lamprecht Knust's zurückkehrte. Und konnt' ich die ganze Nacht nicht schlafen vor bösen Gedanken und Träumen.

Nun begab es sich, daß ich den Paul wieder viele Tage hindurch nicht zu sehen bekam, bis einmal ein feierlicher Aufzug der

Gewerke in der Stadt war. Es hatten nämlich die Schmiede einen Aufruhr gemacht; die Gesellen hatten den Meistern den Hammer gelegt und die Stadt war voll Lärms und Getümmels. Nun zogen auf des Raths Anstiften die andern Zünfte auf in Wehr und Waffen, mit Fahnen und Pfeifern, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, die Companen zu bändigen.

Da erblickete ich den Paul wieder. Als ein leichtsinniges und leichtfüßiges Bürschlein hatte ich mich auch herausgemacht, das Getümmel zu schauen, und hing an dem Fußgestell des Reiterbildes Kaiser Ottens auf dem Markte. Da spülte eine große Welle Volkes den Scholaren heran. Ich kannte ihn fast nicht wieder! Er war bleich und abgemagert und sein Lockenhaar hing in Unordnung um seine Stirn, seine Lippen waren zusammengepreßt, und ich mußte an das Wort der Offenbarung denken — „sie zerbissen ihre Zungen vor Schmerzen." — Er sah mich nicht; ich griff ihn beim Arm und zog ihn hinauf zu meinem ruhigen Standpunkt. Da wollte ich ihn ausfragen, aber er antwortete nicht, sondern schaute nur stieren Blickes in das Getümmel, wie Einer, der nichts von sich weiß. Plötzlich aber wurden seine Augen weit und starr und seine Hand fassete die meinige, daß ich vor dem Druck fast aufgeschrien hätte. „Da, da!" stöhnete er hervor und wies in die Menge zu unsern Füßen. „Felicia!" — Wie ein Blitz war er hinunter von unserm Standpunkt. Ich erkannte in einem tobenden Volkshaufen den Meister Malco, an dessen Arm sich ängstlich ein verschleiert Weib angeklammert hatte; denn der rohe Haufen hatte sich an die Fremden gehängt, und waren sie in ziemlicher Noth. Wie ein Wüthender war Paul Halsinger zugesprungen, das Volk abzuwehren, und auch ich eilte ihm zu helfen; aber es wäre uns fast übel gegangen, hätte es nicht Gott gefügt, daß in diesem Augenblicke der Ohm Beltzer mit seiner Schaar gezogen kam, der ließ den Meister Malco und die schöne Felicia zwischen die Reihen der Söldner treten, und gelangten wir so glücklich aus dem Aufruhr und der Gefahr heraus auf den Breiten Weg, wo der Ohm uns entließ, indem er mit seiner Manipul nach dem Sudenburger Thor zu zog, während wir die Gasse hinaufschritten, der venedischen Straße zueilend. Der Meister Guarnieri wußte fast nicht, wie er uns seinen Dank aussprechen sollte, und die schöne Felicia hatte ein wenig ihr Schleierlein zurückgeschlagen und lächelte uns so holdselig zu, daß ich nun wohl den Paul zu begreifen anfing. So kamen wir vor das Haus des Meisters Malco, und dieser bestand darauf, daß wir ihn hineinbegleiten sollten. Ich zauderte fast ein wenig, aber ein Blick Felicia's machte allem Verweilen ein Ende, und so stieg ich mit die dunkle steile Treppe hinauf. Von außen sah das Haus schier unansehnlich und verfallen aus, und das Geländer der Staffel war feucht und schwarz, aber wie erstaunte ich, als uns, nachdem wir oben angelangt waren, eine alte Frau die Thür des Wohngemaches öffnete! In eine verwunderliche Pracht schauete ich hinein! Ein herrliches Gemach that sich vor uns auf; rothe goldgestickte Tapeten hingen an den Wänden, ein feurig Licht blitzte durch die gemalten Fensterscheiben, und über einem mit köstlichem Geschirr bedeckten Tische schaukelte sich in einem silbernen Ring ein unbekannter Vogel mit funkelndem Gefieder und begrüßte uns kreischend. Die schöne Felicia war uns entschlüpft, und der Meister sagte in seinem gebrochenen Deutsch, indem er uns zum Sitzen einlud: „Wird mein Töchterlein wohl sogleich wieder erscheinen, wird sich aber wohl erst putzen nach Weibergewohnheit, Ihr wisset ja als gelehrte deutsche Scholaren, dum comuntur, dum moliuntur . . . und wie es weiter heißt, meine Gesellen! Ei, was muß ich Euch danken für Euere Hülfe in der Noth. Wie werd' ich doch erfreut sein, wenn ich erst diese böse Stadt verlassen kann. Aber da ist meine Tochter —"

Ein Vorhang erhob sich — ich hätte fast die Hand auf die Augen drücken müssen, so blendete die Erscheinung, die da herfürtrat im purpurnen Sammetkleide, der Nacken und die milchweißen Aermlein blitzend im Schmuck der köstlichen Steine, das schwarze Haar wie die Nacht herabfallend auf die Schultern. — Seitwärts beobachtete ich, als wir uns erhoben, den Paul. Er stand wie ein Wachsbild, die Augen fest auf die schöne Maid gerichtet; noch kein Wort hatte er gesprochen.

Lächelnd schritt Felicia auf uns zu und redete uns gar freundlich an, und mußte ich mich fast über mich selbst verwundern, daß ich so gut ihr antworten konnte, da ich doch sonst den Frauen gegenüber vor Blödigkeit fast vergehen wollte. Sie kann kein bös Bild sein, dachte ich bei mir, und erstaunte nur immer mehr über den Paul, welcher keinen Laut hervorbrachte, und der doch seinem Lieb gegenübersaß, und sonst bei den Mägdlein gar nicht stumm war.

„Nun wolle es Euch gefallen, einen Imbiß mit uns einzunehmen, den ich hab' herrichten lassen," sagte Felicia, und der Meister Malco schritt uns voran in ein anderes Gemach und führete uns an ein prächtiges Täfelein, da setzeten wir uns; die Maid dem Paul Halsinger gegenüber. Der Goldschmied füllte einen Goldbecher mit funkelndem Wein, reichte ihn der Tochter und sprach: „Credenz ihn doch dem blöden Scholaren da, der vorhin

so ritterlich gestritten und gesprochen hat und jetzt thut, als säß er in einem Collegio, Herrn Melanchthonis oder Herrn Eberi conciones nachschreibend."

Da berührte Felicia mit ihren kirschrothen Lippen den Rand des Bechers, und reichte ihn, sich verneigend, dem Paul, der ihn zitternd nahm und an die Lippen setzete. Unterdessen hatte der Meister auch mir zugetrunken. Strömte mir ein wild unbekannt Feuer durch die Adern, und legte es sich mir vor die Augen wie ein rother Nebel, durch welchen die Aeuglein Felicia's wie die Sterne funkelten.

„Eia, Meisterlein," rief der italische Goldschmied, „Wein von Cypern! Wohl bekomm's und laßt Euch einschenken! So!... Schauet Euch aber, ehe ihr weiter trinket, einmal das Becherlein an; das ist ein Werk des trefflichen Künstler's Benvenuto Cellini, der die Falkaune losbrannte auf der Engelsburg, welche den Connestable niederwarf von der Sturmleiter in den Mauergraben der ewigen Stadt Rom!" Wand sich ein Gewühl nackter Heidengötter und Dirnen, ziegenfüßiger Ungeheuer und wilder Pantherthiere um das Becherlein, und schien's mir fast, als ob das heidnisch' Wesen lebendig sei. Tanzten die Menschlein und schwangen Laubstäbe, sprang das bocksbeinige Ungethier mit Schläuchen auf den Schultern einher, streckten sich die Panther, und wand und schlang das Alles sich durch einander, daß ich beinahe das Gefäßlein hätte fallen lassen, wenn mich nicht das Lachen des Meisters Malco erwecket hätte. Dieses Gelächter galt aber der Tochter, die sich vergeblich bemühete, den erstarrten Paul in ein Gespräch zu ziehen, und drohete der Meister schalkhaft mit dem Finger und sagte! „Wenn das Dein Verlobter Lucio in unsrer schönen Vaterstadt Florenz ahnen könnte! Ei! ei, Töchterlein!" — Da ward die Felicia roth wie ein weißes Röselein, wenn die Sonne aufgeht, und lächelte gar verschämt und glücklich, und ich mußte bei diesem Lächeln an ein Waldbächlein denken, das aus dem dunklen Grün lustig hervorspringt in einen hellen blumigen Wiesengrund.

Weh, weh, was ist aus dem herrlichen Geschöpfe Gottes geworden! ..... Der Paul neigte bei den Worten des alten Meisters das Haupt tief auf die Brust, und die Hand, mit welcher er sein Trinkglas hielt, zitterte gleich einem Laubblatt im Sturmwind: Einen Andern liebte sie und dachte an ihn und hegte sein Bild in ihrem Herzen! — —

Indeß lief die Sanduhr auf dem Nebentische aus, und auf den Thürmen läutete man die Bet- und Türkenglocke; da mußt' ich scheiden, denn man erwartete mich zu Hause. So nahm ich Abschied von dem Meister und der schönen Felicia, die mich liebreich einluden, ferner zu kommen, und ließ ich den Paul zurück in ihrer Mitte. Ging ich fast getröstet fort, denn das holdselige Bild der italischen Jungfrau hatte mich wundersam überzeuget, daß von ihr nichts Böses kommen könne. Wehe, Wehe! Nieder fiel es nach der Fügung Gottes wie ein Donnerschlag, und ich weiß nicht, wer von den drei Unseligen die Schuld auf sich geladen hatte, deren Sühne alle Drei treffen sollte!

Nun ward es Sommer im Land; still und ruhig flossen mir die Tage und Wochen dahin; denn ich arbeitete viel, weil ich im kommenden Jahr 1560 mit Gottes Hülfe nun endlich auch nach Wittenberg gehen wollt', nach dem Ort, wo das heilige Licht des neuen reinen Glaubens zuerst aufgegangen ist und durch des allmächtigen Gnad' noch hell leuchtet. Traf mich oft die rothe Morgensonne über meinen Büchern, und trompetete mich der Hahnenschrei oft genug in's Bettlein, daß ich ganz bleich und mager ward vor vielem Studiren.

Aber leider der Paul Halsinger ward noch viel bleicher als ich, und der Ohm Beltzer klagete mir, daß die Unhuldin, die den Vater des Paul vergeben habe, auch den Scholaren in's Verderben gezaubert haben müsse, und schwor er gräßlich, zu dem nächsten Scheiterhaufen, welchen der Rath der Stadt einer Hexe anzünden ließe, drei Holzscheite mit eigener Hand zuzutragen. Ach, er wußte noch nicht, daß der böse Zauber, welcher den Paul verdarb, in den schwarzen Augen der schönen Felicia in der venedischen Straße liege! Er erfuhr es aber! —

Der Paul selbst vermied mich schier, obgleich er überall war, und ruhelos mit sich selbst sprechend in den Straßen umherirrte, wie ein Verlorener. Die Mägdlein in den Fenstern schüttelten die Häuptlein, und die Begegnenden blieben stehen und schaueten dem Armen verwundert nach und erkundigten sich unter einander nach dem Namen und Wesen des verwüsteten Bildes. Dann hieß es: „Das ist der traurige Student von Wittenberg!" und das Volk beklagte und bedauerte den verzauberten Paul Halsinger. — — —

Der alte Rector Rollenhagen hielt hier seufzend ein, und versank eine Zeitlang in tiefes, trauriges Sinnen, und seine Begleiter schritten stumm, die Häupter auf die Brust gesenkt, neben ihm her. Plötzlich aber schaute der Erzähler auf und fuhr fort:

„Es war der 25. Juli 1559 — der Tag steht mit blutigen Buchstaben in meinem Herzen geschrieben — da brach das Geschick los! Gegen Abend, in der Zeit, wo Tag und Nacht sich vermischen, hatte ich mein Lämplein angezündet, schlug wie gewöhnl das Wort Gottes auf, und neigete mein

Gewerke in der Stadt war. Es hatten nämlich die Schmiede einen Aufruhr gemacht; die Gesellen hatten den Meistern den Hammer gelegt und die Stadt war voll Lärms und Getümmels. Nun zogen auf des Raths Anstiften die andern Zünfte auf in Wehr und Waffen, mit Fahnen und Pfeifern, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit, die Companen zu bändigen.

Da erblickete ich den Paul wieder. Als ein leichtsinniges und leichtfüßiges Bürschlein hatte ich mich auch herausgemacht, das Getümmel zu schauen, und hing an dem Fußgestell des Reiterbildes Kaiser Ottens auf dem Markte. Da spülte eine große Welle Volkes den Scholaren heran. Ich kannte ihn fast nicht wieder! Er war bleich und abgemagert und sein Lockenhaar hing in Unordnung um seine Stirn, seine Lippen waren zusammengepreßt, und ich mußte an das Wort der Offenbarung denken — „sie zerbissen ihre Zungen vor Schmerzen." — Er sah mich nicht; ich griff ihn beim Arm und zog ihn hinauf zu meinem ruhigen Standpunkt. Da wollte ich ihn ausfragen, aber er antwortete nicht, sondern schaute nur stieren Blickes in das Getümmel, wie Einer, der nichts von sich weiß. Plötzlich aber wurden seine Augen weit und starr und seine Hand fassete die meinige, daß ich vor dem Druck fast aufgeschrien hätte. „Da, da!" stöhnete er hervor und wies in die Menge zu unsern Füßen. „Felicia!" — Wie ein Blitz war er hinunter von unserm Standpunkt. Ich erkannte in einem tobenden Volkshaufen den Meister Malco, an dessen Arm sich ängstlich ein verschleiert Weib angeklammert hatte; denn der rohe Haufen hatte sich an die Fremden gehängt, und waren sie in ziemlicher Noth. Wie ein Wüthender war Paul Halsinger zugesprungen, das Volk abzuwehren, und auch ich eilte ihm zu helfen; aber es wäre uns fast übel gegangen, hätte es nicht Gott gefügt, daß in diesem Augenblicke der Ohm Beltzer mit seiner Schaar gezogen kam, der ließ den Meister Malco und die schöne Felicia zwischen die Reihen der Söldner treten, und gelangten wir so glücklich aus dem Aufruhr und der Gefahr heraus auf den Breiten Weg, wo der Ohm uns entließ, indem er mit seiner Manipul nach dem Sudenburger Thor zu zog, während wir die Gasse hinaufschritten, der venedischen Straße zueilend. Der Meister Guarnieri wußte fast nicht, wie er uns seinen Dank aussprechen sollte, und die schöne Felicia hatte ein wenig ihr Schleierlein zurückgeschlagen und lächelte uns so holdselig zu, daß ich nun wohl den Paul zu begreifen anfing. So kamen wir vor das Haus des Meisters Malco, und dieser bestand darauf, daß wir ihn hineinbegleiten sollten. Ich zauderte fast ein wenig, aber ein Blick Felicia's machte allem Verweilen ein Ende, und so stieg ich mit die dunkle steile Treppe hinauf. Von außen sah das Haus schier unansehnlich und verfallen aus, und das Geländer der Staffel war feucht und schwarz, aber wie erstaunte ich, als uns, nachdem wir oben angelangt waren, eine alte Frau die Thür des Wohngemaches öffnete! In eine verwunderliche Pracht schauete ich hinein! Ein herrliches Gemach that sich vor uns auf; rothe goldgestickte Tapeten hingen an den Wänden, ein feurig Licht blitzte durch die gemalten Fensterscheiben, und über einem mit köstlichem Geschirr bedeckten Tische schaukelte sich in einem silbernen Ring ein unbekannter Vogel mit funkelndem Gefieder und begrüßte uns kreischend. Die schöne Felicia war uns entschlüpft, und der Meister sagte in seinem gebrochenen Deutsch, indem er uns zum Sitzen einlud: „Wird mein Töchterlein wohl sogleich wieder erscheinen, wird sich aber wohl erst putzen nach Weibergewohnheit, Ihr wisset ja als gelehrte deutsche Scholaren, dum comuntur, dum moliuntur . . . und wie es weiter heißt, meine Gesellen! Ei, was muß ich Euch danken für Euere Hülfe in der Noth. Wie werd' ich doch erfreut sein, wenn ich erst diese böse Stadt verlassen kann. Aber da ist meine Tochter —"

Ein Vorhang erhob sich — ich hätte fast die Hand auf die Augen drücken müssen, so blendete die Erscheinung, die da herfürtrat im purpurnen Sammetkleide, der Nacken und die milchweißen Aermlein blitzend im Schmuck der köstlichen Steine, das schwarze Haar wie die Nacht herabfallend auf die Schultern. — Seitwärts beobachtete ich, als wir uns erhoben, den Paul. Er stand wie ein Wachsbild, die Augen fest auf die schöne Maid gerichtet; noch kein Wort hatte er gesprochen.

Lächelnd schritt Felicia auf uns zu und redete uns gar freundlich an, und mußte ich mich fast über mich selbst verwundern, daß ich so gut ihr antworten konnte, da ich doch sonst den Frauen gegenüber vor Blödigkeit fast vergehen wollte. Sie kann kein bös Bild sein, dachte ich bei mir, und erstaunte nur immer mehr über den Paul, welcher keinen Laut hervorbrachte, und der doch seinem Lieb gegenübersaß, und sonst bei den Mägdlein gar nicht stumm war.

„Nun wolle es Euch gefallen, einen Imbiß mit uns einzunehmen, den ich hab' herrichten lassen," sagte Felicia, und der Meister Malco schritt uns voran in ein anderes Gemach und führete uns an ein prächtiges Täfelein, da seßeten wir uns; die Maid dem Paul Halsinger gegenüber. Der Goldschmied füllte einen Goldbecher mit funkelndem Wein, reichte ihn der Tochter und sprach: „Credenz ihn doch dem blöden Scholaren da, der vorhin

so ritterlich gestritten und gesprochen hat und jetzt thut, als säß er in einem Collegio, Herrn Melanchthonis oder Herrn Eberi conciones nachschreibend."

Da berührte Felicia mit ihren kirschrothen Lippen den Rand des Bechers, und reichte ihn, sich verneigend, dem Paul, der ihn zitternd nahm und an die Lippen setzete. Unterdessen hatte der Meister auch mir zugetrunken. Strömte mir ein wild unbekannt Feuer durch die Adern, und legte es sich mir vor die Augen wie ein rother Nebel, durch welchen die Aeuglein Felicia's wie die Sterne funkelten.

„Eia, Meisterlein," rief der italische Goldschmied, „Wein von Cypern! Wohl bekomm's und laßt Euch einschenken! So!... Schauet Euch aber, ehe ihr weiter trinket, einmal das Becherlein an; das ist ein Werk des trefflichen Künstler's Benvenuto Cellini, der die Falkaune losbrannte auf der Engelsburg, welche den Connestable niederwarf von der Sturmleiter in den Mauergraben der ewigen Stadt Rom!" Wand sich ein Gewühl nackter Heidengötter und Dirnen, ziegenfüßiger Ungeheuer und wilder Pantherthiere um das Becherlein, und schien's mir fast, als ob das heidnisch' Wesen lebendig sei. Tanzten die Menschlein und schwangen Laubstäbe, sprang das bocksbeinige Ungethier mit Schläuchen auf den Schultern einher, streckten sich die Panther, und wand und schlang das Alles sich durch einander, daß ich beinahe das Gefäßlein hätte fallen lassen, wenn mich nicht das Lachen des Meisters Malco erwecket hätte. Dieses Gelächter galt aber der Tochter, die sich vergeblich bemühete, den erstarrten Paul in ein Gespräch zu ziehen, und drohete der Meister schalkhaft mit dem Finger und sagte! „Wenn das Dein Verlobter Lucio in unsrer schönen Vaterstadt Florenz ahnen könnte! Ei! ei, Töchterlein!" — Da ward die Felicia roth wie ein weißes Röselein, wenn die Sonne aufgeht, und lächelte gar verschämt und glücklich, und ich mußte bei diesem Lächeln an ein Waldbächlein denken, das aus dem dunklen Grün lustig hervorspringt in einen hellen blumigen Wiesengrund.

Weh, weh, was ist aus dem herrlichen Geschöpfe Gottes geworden! ..... Der Paul neigte bei den Worten des alten Meisters das Haupt tief auf die Brust, und die Hand, mit welcher er sein Trinkglas hielt, zitterte gleich einem Laubblatt im Sturmwind: Einen Andern liebte sie und dachte an ihn und hegte sein Bild in ihrem Herzen! — —

Indeß lief die Sanduhr auf dem Nebentische aus, und auf den Thürmen läutete man die Bet- und Türkenglocke; da mußt' ich scheiden, denn man erwartete mich zu Hause. So nahm ich Abschied von dem Meister und der schönen Felicia, die mich liebreich einluden, ferner zu kommen, und ließ ich den Paul zurück in ihrer Mitte. Ging ich fast getröstet fort, denn das holdselige Bild der italischen Jungfrau hatte mich wundersam überzeuget, daß von ihr nichts Böses kommen könne. Wehe, Wehe! Nieder fiel es nach der Fügung Gottes wie ein Donnerschlag, und ich weiß nicht, wer von den drei Unseligen die Schuld auf sich geladen hatte, deren Sühne alle Drei treffen sollte!

Nun ward es Sommer im Land; still und ruhig flossen mir die Tage und Wochen dahin; denn ich arbeitete viel, weil ich im kommenden Jahr 1560 mit Gottes Hülfe nun endlich auch nach Wittenberg gehen wollt', nach dem Ort, wo das heilige Licht des neuen reinen Glaubens zuerst aufgegangen ist und durch des allmächtigen Gnad' noch hell leuchtet. Traf mich oft die rothe Morgensonne über meinen Büchern, und trompetete mich der Hahnenschrei oft genug in's Bettlein, daß ich ganz bleich und mager ward vor vielem Studiren.

Aber leider der Paul Halsinger ward noch viel bleicher als ich, und der Ohm Beltzer klagete mir, daß die Unhuldin, die den Vater des Paul vergeben habe, auch den Scholaren in's Verderben gezaubert haben müsse, und schwor er gräßlich, zu dem nächsten Scheiterhaufen, welchen der Rath der Stadt einer Hexe anzünden ließe, drei Holzscheite mit eigener Hand zuzutragen. Ach, er wußte noch nicht, daß der böse Zauber, welcher den Paul verdarb, in den schwarzen Augen der schönen Felicia in der venedischen Straße liege! Er erfuhr es aber! —

Der Paul selbst vermied mich schier, obgleich er überall war, und ruhelos mit sich selbst sprechend in den Straßen umherirrte, wie ein Verlorener. Die Mägdlein in den Fenstern schüttelten die Häuptlein, und die Begegnenden blieben stehen und schaueten dem Armen verwundert nach und erkundigten sich unter einander nach dem Namen und Wesen des verwüsteten Bildes. Dann hieß es: „Das ist der traurige Student von Wittenberg!" und das Volk beklagte und bedauerte den verzauberten Paul Halsinger. — — —

Der alte Rector Rollenhagen hielt hier seufzend ein, und versank eine Zeitlang in tiefes, trauriges Sinnen, und seine Begleiter schritten stumm, die Häupter auf die Brust gesenkt, neben ihm her. Plötzlich aber schaute der Erzähler auf und fuhr fort:

„Es war der 25. Juli 1559 — der Tag steht mit blutigen Buchstaben in meinem Herzen geschrieben — da brach das Geschick los! Gegen Abend, in der Zeit, wo Tag und Nacht sich vermischen, hatte ich mein Lämplein angezündet, schlug wie gewöhnlich das Wort Gottes auf, und neigete mein Haupt,

den Worten der Heiligen des Herrn nachzugehen und nachzusinnen. Da hörete ich einen Schritt auf der Treppe, die Thür ward aufgerissen — ich drehete mich um — Paul stand vor mir.

Heiliger Gott, wie erschrak ich! Wie sah er aus! — Nur an den Augen merkte man, daß noch Leben in dem Todtenbild sei; aus ihnen blitzte es wie das Sanct Elmsfeuer, aber auch sie waren eingesunken und verschwanden fast in ihren Höhlungen. „Paul! Paul!“ — er antwortete meinen Fragen, meinen Beschwörungen nicht; er sank auf den Stuhl, von welchem ich aufgesprungen war, legete den Kopf auf die Arme und weinete bitterlich. Ich stand da mit gefalteten Händen, und ein Schauder ging mir durch das Herz, wie ich ihn noch nie gefühlet hatte. Es war draußen eine schöne Nacht; der Mond leuchtete so sanften Lichtes, die Sternlein Gottes funkelten so mild und selig, der Rosenbusch in dem Scherblein vor meinem Fenster verströmte seine süßesten Düfte: ich konnte diesen Jammer und dieses Elend da vor mir fast nicht damit zusammenbringen. „Paul, Paul!“ — — Vergeblich suchte ich meinen armen Freund zu beruhigen; leise schluchzte er vor sich hin. Dann richtete er zuletzt das Gesicht in die Höhe und starrte wie im Traum auf die heilige Bibel, die vor ihm aufgeschlagen lag. Da überlief ihn ein Zittern, mit leiser Stimme las er her: „Setze mich wie ein Siegel auf Dein Herz und wie ein Siegel auf Deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn!“ ... Wild sprang er auf und sprach furchtbare, üppige Worte, daß ich in Eifer und Zorn gerieth und das heilige Buch den Händen des Wahnsinnigen entriß; denn er entweihete es mit seinen irdischen Gedanken. Aber er lachte wie ein Toller und mischete Alles durch einander, und klar war nur in seinen verwirrten Worten der eine herzzerreißende Ausruf: „Felicia! Felicia!“ — Urplötzlich aber kam dieser Taumel zu seinem Ende, es war, als ob der böse Geist, der den Paul besaß, ihm einen Augenblick Ruhe ließ, nur um ihn fester und gräulicher packen zu können; — es gelang mir zu erfahren, was vorgefallen war. Da vernahm ich denn, daß es dem unglücklichen Freunde gelungen war, sich der holden Felicia zu nähern, und dem schönen Bild seine Liebesbrunst zu gestehen. Aber die italische Jungfrau hatte das Lockenhaupt geschüttelt und gelächelt, und den Namen Lucio ausgesprochen; und als der Sinnverwirrte sich in Verzweiflung zu ihren Füßen wand, hatte sie ihn zornig fortgestoßen, und der alte Meister, der dazu kam, hatte den unseligen Studenten in wilder Wuth aus dem Hause getrieben. Das erzählte mir Paul, als der böse Geist in ihm sich wieder rührte; abbrechend schrie er auf: „Sie wartet! Sie wartet! Ich komme, ich komme!“ Er riß sich los aus meinen Armen und stürzte fort, wie ein Rasender: „Felicia! Felicia!“ hörte ich ihn wild in der Gasse drunten rufen. — —

Mir war es schier wie ein Traum! Ich ergriff mein Barett und eilte dem Kranken nach; doch als ich hinunter kam, war er bereits verschwunden, und ich blieb in schrecklicher Angst stehen und sann, was nun anzufangen sei. Kein Lüftlein regte sich; wie konnte doch bei solcher Herrlichkeit und Friedlichkeit der Schöpfung Gottes der böse Feind solche Macht haben, die Menschen in's Verderben zu jagen! Die Leute in den Hausthüren sahen mich sonderbar genug an, denn sie wußten, daß ich der Freund des Wahnsinnigen sei, der eben an ihnen vorbeigestürzt war. Sie flüsterten unter einander, und der Name Felicia ging von Mund zu Mund, denn schon hatte sich in der Stadt das Gerücht verbreitet, daß die schöne Welsche Schuld an der Verzauberung des Paul's trage. Selbst die Kinder, die im Mondenschein gespielt hatten, endigten ihre Kurzweil, und kamen mich anzustarren. Was konnte ich thun? Was konnte ich thun? In meiner Angst fiel mir ein, wenigstens den Ohm Beltzer aufzusuchen, um ihn von dem verlorenen Zustande des Verwandten zu benachrichtigen, und eilenden Fußes lief ich nach dem Pelikan, wo der Kriegesmann um diese Zeit zu sitzen pflegete. Als ich vor dem Schenkhaus ankam, fand ich daselbst eine große Menge Volks versammelt und ein wild Geschrei und Getümmel. Den Ohm hört' ich drinnen im Haus gewaltiglich toben, und mit Mühe brach ich durch den Haufen und gelangte in das Gaststüblein, welches angefüllt war mit Söldnern, Handwerksgesellen, Weibern und müßigen Bürgern. Der Wirth, Meister Martin, hatte sich hinter seinen Schenktisch geflüchtet, und der Wachtmeister Lamprecht Beltzer arbeitete sich ab zwischen den Händen einiger Zech- und Kriegscumpane, die ihn hielten, daß er kein Unheil anrichte; denn er war wieder weidlich trunken. Das ganze Haus war voll Geschrei und Getös', und vor der Thür im Mondenschein tobete das böse Gassenvolk aus Leibeskräften.

„Paul, Paul, mein Paul!“ schrie der Wachtmeister, „ich stülpe den Zauberer und die Hexe um, wie zwei Handschuhe, — o, meiner Schwester Söhnlein, mein wackeres Studentlein! Mille millions lutins! wie die welschen Hunde sagen — schafft mir meinen Paul wieder.“ —

„Schütz uns Gott, Herr Rottmeister, wo seid Ihr hingerathen so früh?“ rief der Wirth.

„In's Rößlein, oder in den Schwan, oder in den grünen Kranz — Gott verdamme die Zeichen! Verzeih mir die Sünde." —

„Nirgends gerath' ich hin!" schrie der Ohm in höchster Wuth. „Den Zauberer in der venedischen Straße, und die Teufelshexe, seine Tochter, will ich verbrannt haben. Erzählt doch, Meister Hennig Klockreep, mir geht der Athem aus!" brüllte er einen feisten Büchsenmeister der Stadt, seinen Zechgesellen, an, der neben ihm stand. Dieser aber stieß nur ein unverständliches Gebrumm aus und schien zu tief in die Betrachtung eines gewaltigen Bierkruges, welchen er in der Hand hielt, versunken zu sein, als daß er dem Wunsche des Genossen nachkommen konnte.

„Meister Hennig Klockreep!" schrie der Ohm den Arkeleymeister an, „Meister Hennig Klockreep, wohlbefahrener Büchsenmeister dieser guten Stadt, hab ich nit mit Euch Wacht gehalten auf der hohen Pforte von Elf bis Drei?" — „'S ist so, Lamprecht Beltzer, bei Kugel und Propfen!" — „Hab' ich Euch nit unter den Tisch getrunken von Drei bis Vier?" — Nickte der Büchsenmeister und schaute wieder in seinen Krug. — „Nun denn, Gevatter Klockreep, habt Ihr nit geschnarcht von Vier bis Acht und habt Ihr mir nit dann vier Stadtgulden abgewonnen zum Zeichen Euerer vollständigen Besinnlichkeit?" — „Wahr wie die Bibel, Gevatter Lamprecht, und können's bezeugen Tileke Kron, Lütke Hornscheit und die ganze Wachtcumpanei!" sagte der Büchsenmeister, den die Erinnerung an seinen Gewinn ein wenig aufmunterte. — „Nun dann?" rief der Ohm wieder. — „Und dann — dann ist uns am Sanct Kathrinenkirchhof der Scholar — Euer Verwandter, begegnet, und Ihr — Ihr habt ihn mitnehmen wollen, und, und — er hat mich für die — hahaha — hat mich für die hübsche Felicia aus der venedischen Straße gehalten — und Euch, Gevatter — bei Kugel und Pfropfen, hahaha — für den alten Hexenmeister, den italischen Goldschmied." —

„Der Paul ist vergeben, wie sein Vater vergeben ist!" rief der Wachtmeister, „und das welsche Weib hat ihm den Zauber angethan! Paul, Paul, mein Söhnlein! Ich komme von Sinnen! Vorwärts! Wer seinen christlichen lutherischen Glauben lieb hat, der folge mir nach dem Hexenneste, die Teufelsbrut auszuräuchern. Laßt mich los, Gevatter Schnarcher, oder — herunter die Spieße! Bum bum bidibum, der frummen Landsknechte Trummelschlag! Vorwärts Gesellen, hoch lebe Herr Georg von Frundsberg! Zeigt's den italischen Schuften!"

Ein wildes Geschrei auf der Gasse antwortete dem Trunkenen, Wüthenden; der Haufe draußen zündete schon Fackeln an; ich sah wohlbekannte Bürger von der Goldschmiedebrücke, die den fremden Meister neideten, arglistig und heimtückisch die Flamme des Aufruhrs anblasen. Vergeblich versuchte ich es, den tollen Ohm Lamprecht zurückzuhalten, vergeblich sprach ich ihm Vernunft; er hörte nicht mehr, er sah nicht, wie ein Besessener stürzte er aus dem Haus unter das Volk, welches ihn mit einem wilden Jubel- und Mordgeschrei begrüßte. In grausiger Angst sprang auch ich fort; die schrecklichen Drohungen des wüsten Haufens machten mir das Blut in den Adern erstarren! Ich durcheilte die Straßen, ich fand mich vor dem Hause Guarnieri's, ich zog die Glocke, die alte Dienerin öffnete, ich stürzte die Treppe hinauf; — außer Athem, schwindelnd lehnte ich an dem Pfosten der halbgeöffneten Thür jenes Gemaches, in welches uns der Meister Malco an jenem Tage, wo wir ihn nach Haus begleiteten, zuerst geführt hatte. Eine Lampe brannte auf dem Tische, und Vater und Tochter saßen neben einander, der Meister in einem hohen Lehnstuhl, Felicia auf einem Schemel ihm zur Seite. Es war ein so stilles, schönes, friedliches Bild, — mir schwamm Alles vor den Augen, es sauste mir in den Ohren; ich wollte schreien und konnte keinen Laut hervorbringen. Da hörte ich eine süße Stimme, welche sprach oder las; ich schloß die Augen und horchte. Anfangs vernahm ich nur den holden Klang der Worte, dann aber ordneten sich die Gedanken. So las Felicia:

„Und so pflücke ich denn die Rose und den Lorbeer, und lege Dir von jedem ein Blatt in diesen Brief und flüstere Dein Lob, süße Braut, in das Gemurmel des Arno. Ich bitte für Dich, Felicia! Möge mein Gebet mit dem Marienlied des armen Schiffers unter meinem Fenster aufsteigen zum Throne des Gottes der Schönheit. Wie herrlich die Nacht ist! Das Haupt meiner Bildsäule der Venus Urania funkelt silberweiß im Mondenlicht, und Deine süßen Züge, Felicia, Felicia, sind vor mir, wie ich sie dem Marmor gegeben habe! Ein Johanniswürmchen ist durch das offene Fenster gekommen und steigt langsam, funkelnd an dem Gewande meiner Göttin empor; — o Felicia! Felicia! Ich habe den goldnen Kranz, den mir die Genossen brachten, zu den Füßen Deines Bildes niedergelegt, meine Braut — o komm und nimm ihn auf! komm zurück, komm zurück, Felicia...."

Ein dumpfes, fernes Murren riß mich empor. Ich stürzte in das Gemach; die Jungfrau ließ das Papier fallen, der greise Meister trat mir entgegen. „Rette! Rette!" rief ich. „Sie kommen! Rettet Euch, rettet Euer Kind!"

„Götter! was wollt Ihr, Messire?“ rief der Alte.

„Welche Gefahr drohet uns?“ fragte zitternd Felicia.

„Horcht, horcht! das Volk! Sie sagen, Ihr seiet eine Zauberin —“

Die schöne Felicia trat einen Schritt zurück, und der Meister zog sein Dolchmesser halb aus der Scheide.

„Sie sagen, Ihr habet den Studenten, meinen Freund, verzaubert! Rettet Euch! Rettet Euch!“

Felicia hatte sich hoch aufgerichtet und schauete mir voll in's Gesicht. „Euren Freund verzaubert?“

„Den Studenten dort drüben, den Paulus Halsinger. Sie kommen, sie kommen! Im Namen Gottes, rettet Euch!“

Ein verächtliches Lächeln lief über die Züge der schönen Maid; der alte Meister aber faßte mit eiserner Gewalt meinen Arm: „Ich erdolche Euch, wenn Ihr den Namen meiner Tochter noch einmal mit dem jenes Erbärmlichen zusammenbringt!“ rief er. Ich befreiete mich von seinem Griffe — das Getöse des wüthenden Haufens erschallte bereits näher.

„Und diese Barbaren drohen uns?!“ rief Felicia zitternd, sich an ihren Vater klammernd.

„Mir und meinem unschuldigen Kinde?“ rief der Alte.

„Euch! Euch! Weh', hört Ihr sie?“

„Vater! Vater! O Lucio!“ rief die Jungfrau.

„Laßt uns das Haus verlassen!“ rief der Meister, seinen Dolch ziehend; „noch ist es Zeit!“

Ein rother Schein zuckte in den Mondschein der Gasse hinein. Zu spät! Zu spät! Der mordbrennerische Haufe erfüllte wie eine Sündfluth die Straße.

„Das ist ein Traum! ein böser Traum!“ rief der Goldschmied, die Hände in die Höhe hebend; während Felicia auf den Knieen lag und leise betete und den Namen Lucio und den Namen ihres Vaters murmelte.

Ein Stein zerschmetterte ein Fenster und rollte über den Teppich des Gemaches; im nächsten Augenblick erwartete ich den Mordhaufen im Hause, ich hörte ihn schon an der Thür. Da — urplötzlich trat eine Stille ein, — ich vernahm einen herzzerreißenden Ruf: Felicia! Felicia! An das Fenster sprang ich und schauete hinab auf das wilde Meer von Köpfen drunten. Dicht an dem Hausthore sah ich zwei Männer miteinander ringen, ich sah den Einen zu Boden stürzen; das Wuthgeschrei brach wieder los, Schläge donnerten gegen die Thür — sie brach, der Haufe der Aufrührer erfüllte das Haus!... Nein! nur Einer war eingedrungen. Ich hörte den Thürflügel wieder zufallen, den Riegel vorklirren, ich hörte ein Getöse im Hause, als werde ein schwerer Gegenstand dagegen geworfen; dann kamen Schritte die Treppe herauf, während die Aexte, Brecheisen und Steine von Neuem gegen die Thür schlugen und flogen — — Paul! Paul! Paul Halsinger! .... Vor uns stand er!.... Und der Tod stand auf seiner Stirn geschrieben! — Sein Wamms war zerrissen, aus seinen wirren Locken rieselte Blut aus einer Wunde, die er empfangen hatte, als er eben den wüthenden Haufen zertheilte, der seinetwegen gekommen war. Wie ein Rasender hatte er die Andringenden zurückgeworfen, die Hausthür freigemacht, sie verschlossen und verriegelt und einen Schrein zum Schutz dagegen geworfen. Er trug das Schwert des Ohms, welches er demselben entrissen hatte, in der Hand: — der Meister Malco trat zwischen ihn und seine Tochter. —

„Felicia!“ rief der unselige Scholar. —

„Ich kenne Euch nicht! Fort von mir, Mörder!“ rief die italische Maid. „Lucio, Lucio! rette! rette!“..

Ihre Stimme verlor sich in dem Gebrüll auf der Gasse, welches immer heftiger ward. Ich hörte den Ohm: „Jagt die Hexenbrut in die Spieße! Rettet meinen Paul!“ Die Lampe auf dem Tische ward durch einen Stein zerschmettert, der Mondschein und die Fackeln drunten erleuchteten allein noch das Gemach.

„Was hat Dir mein armes Kind gethan, Satan!“ rief der italische Meister, seine Tochter in den Arm fassend. „Verderben und Fluch über Dich! Verderben und Tod über diese Stadt! o mein Kind, mein Kind!“...

Paul hatte sich zu Boden geworfen, seine Stirn berührte die Erde — er sprach wirre, wahnsinnige Worte — er richtete sich wieder auf, die Hölle schien aus seinen Augen zu leuchten.

„Sei mein! sei mein!“ schrie er. „Sie sollen Dir nichts thun! Ich schwör's bei der heiligen Jungfrau! Ich schwör's bei Dir selbst, Du Selige, Heilige!“

„Paul,“ rief ich entsetzt, „denke an Luther, gieb Deinen protestantischen Glauben nicht auf für irdische Lust und Liebe!“

Er war auf den Füßen — er schlug mich vor die Brust, daß ich zurücktaumelte. „Verräther!“ schrie er, — „was hab' ich mit Dir zu schaffen? Felicia, höre mich!“..

Der Meister Malco stieß den Vorstürzenden zurück: „Fort, Elender — rufe nur Deine Henkersknechte herauf. O, mein armes, armes Kind, muß unser Leben und Glück so zu Ende gehen?“...

„Ruhig, ruhig, Vater!“ schluchzte die Jungfrau, „laß sie kommen, die Wüthenden; aber laß mich nicht in ihre Hände fallen! Tödte mich, tödte mich, mein Vater — meine Mut-

ter winkt aus dem Himmel — Tödte mich — o Lucio! Lucio!" Sie rang die Hände in schrecklicher Angst. — „Tödte mich! Tödte mich!"

„Sie sollen Dir nicht nahen! Bin ich nicht da?" rief Paul wieder. „Fluche mir nicht! Ich habe sie nicht gerufen, — ich habe nichts mit ihnen zu schaffen." —

Da, da! Die Hausthür brach zusammen, das Haus erzitterte unter dem Geschrei der Einbrechenden, — die Treppe erkrachte unter ihren Füßen, — der Ohm Lamprecht mit seinem Gefolge von Bürgern, Landsknechten, Gesellen und wüthenden Weibern drang in das Gemach.

Wie ein Rasender stürzte sich Paul Halsinger ihnen entgegen, das Schwert hoch schwingend.

„Zurück! in der Hölle Namen, zurück!" schrie er, Felicia lag ohnmächtig in den Armen ihres Vaters.

„Da ist sie!" brüllte der Ohm Lamprecht. „Da ist der Hexenmeister! Aus dem Fenster mit ihm in die Spieße! Hierher, zu mir, Paul, mein Söhnlein!"

Er wollte sich des Scholaren bemächtigen, aber dieser, außer sich vor Liebeswuth, Angst und Verzweiflung, stieß ihm den Schwertgriff in das Gesicht, das er blutübergossen, besinnungslos zu Boden stürzte.

„Fluch über Euch!" rief der Student. „Der Erste, der sich nähert, fährt in die Hölle" —

„Greift ihn! Greift ihn!" schrieen die Wüthenden und stürzten vor.

„— Fährt in die Hölle zu seinem Teufelsdiener Luther!" —

„Er lästert den Mann Gottes," brüllte der Haufen. „Greift ihn! Faßt die Hexe! In's Feuer! in's Feuer!"

„Felicia! Felicia!" rief Paul Halsinger. Ich sah sein Schwert durch die Luft funkeln, ein vorspringender Landsknecht stürzte durchbohrt zur Erde. Ich fühlte einen stechenden Schmerz am Haupt, es ward mir dunkel vor den Augen, — noch hörte ich den verzweifelnden Schrei eines Weibes, — Dann verlor ich das Bewußtsein! . . . .

. . . . . .

Der alte Rector Georg Rollenhagen hatte das Barett abgezogen, die Hände darauf gefaltet und betete leise im Gehen. Seine Begleiter schritten bewegt neben ihm her.

„Und dann? und dann?" fragte mit zitternder Stimme der Magister Aaron Burckhart, als er sah, daß der alte Herr sich wieder gefaßt hatte.

„— Als ich wieder erwachte aus meiner Betäubung," sprach der greise Scholarch weiter, „stand der Mond am schwarzen Himmelsgewölb' grad' über mir, und war er das Erste, was ich von diesem irdischen Leben und Jammer wieder zu Gesicht und Gedächtniß bekam. Eine lange Zeit blieb ich liegen, wie ich lag, ohne zu wissen, was mir geschehen sei, ohne zu wissen, wo ich war. Es herrschte ein wirres, dumpfes Getöse in der Stadt, und in der Ferne hört' ich die kurzen, schnellen Schläge einer Sturmglocke; aber um mich her war's still und nur zuweilen vernahm ich einen schnellen Schritt in den Gassen. Ich hatt' die Hände auf der Brust in einander gelegt, vermochte aber kein Glied zu regen, doch fühlt' ich, daß mein Haupt mit einem Tuch verbunden war. So lag ich denn auf dem Rücken und schauete empor zu dem stillen Vollmond, und hatt' ich ein Gefühl, als müsse ich ewig in diesem Schwindel und Vergessen bleiben, solle ich nicht vor Elend und Schreck zu Grunde gehen. So dacht' ich denn an mein Vaterhaus in der fernen Mark, zu Bernau; an meine Mutter Euphemia, an meinen Vater, an meine Geschwister — da hörete ich Stimmen in meiner Nähe und ein Schatten fiel über mich. „Hier, hier!" sagte Jemand, ich schrak zusammen und schloß die Augen, um nicht zu sehen. — „Er ist noch immer ohnmächtig, reiche mir noch einmal das Balsamfläschlein, Euphemia!" sagte dieselbe Stimme. „Euphemia?!" ich zitterte bei diesem Namen zusammen und wollte mich aufrichten. „Er lebt, er lebt! Gelobt sei Gott!" ertönte eine andere süße Stimme. Eine weiche, warme Hand nahm die meinige. „Es wird das Beste sein, wenn wir ihn jetzt fortschaffen, Herr Syndicus," sagte ein Dritter. — „Ja wohl, ehrwürdiger Herr, — da kommt die Bahre schon — welche Nacht! welche Nacht!" — „Man sieht den Feuerschein am Himmel nicht mehr; was hat der Thürmer meiner Ulrichskirche noch Sturm zu läuten?" — „Lasset ihn, Herr Wigandus, schaffen wir zuerst nur unser Schülerlein in mein Haus! Hier Leute, — Euphemia, unterstütze sein Haupt! So." —

Ich ward auf eine Bahre gehoben, die Träger setzten sich in Bewegung, und der Zug ging durch die Straßen. Ich war wie in einem seltsamen Traume. Oft befanden wir uns allein in einer verödeten Gasse, oft wurden wir durch ein wildes Gewühl am Vorschreiten gehindert. Dann sah ich Waffen um mich her blitzen, hörte Trommeln und wildes Geschrei — was war das? was war das? — — Manchmal griff ich einzelne Worte auf. — „Der Student — todt — Der italische Goldschmied — das Haus brennt noch — Alles Asche." —

Ich verlor wieder die Besinnung und diesmal für lange, lange Zeit; denn als ich wieder erwachte zum Licht, waren die Bäume entblättert, und lag Schnee auf den Dächern.

In dem Hause des Herrn Syndicus Pfeil stand mein Schmerzenslager, und das holde Gesicht seines Töchterleins Euphemia war das erste, was ich wieder erkannte nach der langen finstern Nacht der Vergessenheit. In Deinen Rath, Herr Gott, befehlen wir unser Seelenheil, — was vernahm ich, als ich wieder denken konnt'! Wehe, wehe, wie hatte der böse Feind Haus gehalten und mir allein nichts anhaben können! Was hatten mir der Herr Syndicus und der ehrwürdige Herr Wigand von Sanct Ulrich zu erzählen! Alle todt! todt! todt! Die schöne Felicia, der greise Meister Malco Guarnieri! Todt der unselige Paul Halsinger! Todt der Ohm Lamprecht! Ich allein durch Gottes wunderbaren Schutz gerettet aus den Flammen des Hauses in der venedischen Straße! Ich wand mich wie ein Wurm auf meinem Lager, zu dessen Fußende Euphemia weinte.

Ein barmherziger Bürger, der mich kannte, hatte mich Ohnmächtigen aus dem Getümmel und Blut hervorgezogen und auf die Gasse hinabgeschleppt und mich mit Hülfe anderer barmherziger Samaritaner auf dem Katharinenkirchhof niedergeleget. Da hatt' mich der Herr Syndicus, welcher seine Tochter aus dem Hause einer Verwandten in der venedischen Straße errettete, gefunden, und der Pfarrer Wigand ihm geholfen, mich fortzuschaffen. Wehe, wehe! Felicia! Wehe Paul!... Lasset mich, ich kann nicht weiter sprechen — am Tage des jüngsten Gerichtes werden die Menschen solches Herzklopfen haben, wie ich bei dieser Erinnerung!"...

... „Weiter! weiter, ihr Kindlein! singet weiter"...

„Es bricht herein die dunkel' Nacht,
Schütze uns Gott mit Deiner Macht!
Laß leuchten Deine Sternelein,
Sende Deine heiligen Engelein!
Führe uns sicher auf unserm Weg,
Laß uns nit gleiten vom schmalen Steg!
Laß leuchten Deinen Mond,
Send' uns Dein Licht!
Verlaß uns nicht! Verlaß uns nicht!
Schütze uns Gott mit Deiner Macht,
Führ' uns in Dein Reich aus der dunkeln Nacht!"...

erschallte es um die vier tiefbewegten Wanderer. Ohne daß sie es merkten, hatten sie die wackere Schaar der Schüler wieder erreicht, und tiefbewegt vereinigten sie ihre Stimmen mit dem feierlichen Abendgesang der Kinder der Reformation. Bald war das Thor der guten alten Stadt Magdeburg erreicht, die hohe Schule endete ihren Gesang und schritt sittsam und ehrbaren Schrittes über die Zugbrücke, an den bärtigen, wachthaltenden Bürgern vorbei, welche wohlwollenden, schmunzelnden Blickes die wackere Knabenschaar mit ihren grünen Zweigen und Blumensträußen an sich vorbeiziehen ließen und ehrerbietig den Scholarchen und seine ältern Begleiter grüßten. Die Dämmerung ward schon zur Nacht, als die Schule den Johannisberg nach dem Markt zu hinauf zog. An der Bildsäule des großen Kaisers Otto entließ der abbas laetitiae Georg Rollenhagen sein fröhliches Volk und jubelnd zerstreuten sich die Knaben nach allen Seiten hin. Auf der Spiegelbrücke nahm der Magister Abschied, um seine Wohnung an der Ulrichskirche aufzusuchen, und Herr Jonas hatte Zeit, verstohlen nach einem offenen Fenster zu lugen und auf eine Waldrosenknospe in dem Knopfloche seines Mantels zu deuten — welches Zeichen sagen wollte: „Heut' Nacht, Jungfräulein Agathe! Oeffnet Eure feinen Oehrlein! Schlummert nicht zu fest, Jungfrau Agathe!" — Mit vollständiger Dunkelheit gelangte der Rector nebst seinen Söhnen in seiner Behausung an.

„Ein Brief! Ein Brief aus Osterburg, Herr Rectore!" rief Martin, Ofenheizer der hohen Schule zu Magdeburg, Famulus des Scholarchen, Factotum der gestrengen Frau Rectorin Magdalene Rollenhagen.

„Ein Brief! Ein Brief aus Osterburg!" rief Sabina, die Magd, mit der Lampe herbeilaufend.

„Ein Brief aus Osterburg!" rief der alte Gelehrte, mit zitternden Händen das Siegel brechend und die gewaltigen, unsichern Schriftzüge, denen man den Herzensjubel des Schreibenden ansah, überfliegend. „Gabriel! Jonas!... Großvater!... ein feister, gesunder Bursch... schreit gewaltiglich... Gelobt sei Gott, der Herr! — — — Morgen soll Meister Andreas Gehn, der Buchdrucker, mein Manuscriptum haben!"...

Signa, die Seherin.

Von

Theodor Mügge.

(Schluß.)

IV.

Die nächsten Tage waren stürmisch und regnerisch, wie sie sehr häufig an diesen Fjorden sind, wo das Wetter oft im Umsehen wechselt. Schwere Schauer kamen von den Bergen und der Fjord war so dicht umnebelt, daß man ihn mehr hören als sehen konnte. Während dieser Zeit ließ sich das Haus nicht viel verlassen; der Capitän tröstete aber seinen Verwandten damit, daß nach solchen schlimmen Tagen gewöhnlich gutes und beständiges Wetter folge und dies ihm Ent-

schädigung gewähren würde. Das erzwungene häusliche Leben gefiel dem Capitän aber ganz behaglich, denn nicht allein, daß er an seinem Gaste einen Gesellschafter hatte, der ihm viel zu erzählen wußte, eben so gern hörte er zu, wenn Eduard und Emma abwechselnd ihm aus den neuen Büchern vorlasen, die Falkland mitgebracht hatte, und wenn sich beide an das Instrument setzten, um zu spielen und zu singen, war er nicht weniger erfreut darüber. In dem großen Lederstuhl beschaulich ausgestreckt, vergaß er seine schmerzenden Füße über manchen wackeren Gesang und sein hartes Gesicht schmolz dann zuweilen in eine weichere Masse, wenn er die Nationallieder mitbrummte, die Eduard ihm vortrug und deren Klänge seine abgestumpften Nerven erfrischten. Es wird uns ganz weh sein, wenn Du wieder fort bist, rief er mehrmals aus und ich wollte, Du könntest es auf lange Zeit versuchen, bei uns auszuhalten, obwohl bei harter Winterkälte — damit brach er ab und setzte dann hinzu: Nu, man könnte wirklich zuweilen wünschen, Christiania läge uns näher. Versuchen Sie es einmal, zur Winterzeit in Christiania zu leben, sagte Eduard. Bah! brummte Halbart Mare den Kopf schüttelnd, das geschiehet nimmermehr. Hier leb' ich und hier sterb' ich, habe nichts mehr mit der Außenwelt zu schaffen. Nach einer Weile und nachdem er ein halbes Dutzend ungeheure Rauchwolken ausgestoßen, fuhr er dann fort: An Einsamkeit ist Jeder von uns gewöhnt, sie drückt uns darum nicht. Wer sein Haus voll Kinder hat, behält an diesen vielleicht Gesellschaft. Wo aber Eines nur ist, das über lang oder kurz den Vater verläßt, da bleibt nichts übrig für diesen als seinen Brei allein zu essen. Sing ein neues Lied, Mädchen, ein lustiges Frühlingslied; wollen nicht weiter an solche Dinge denken, die nicht zu ändern sind. Ist Zeit genug, wenn sie vor uns stehen. Der harte Mann stampfte mit seinem Stock auf, als wollte er die trüben Gedanken fortjagen und bald waren diese auch vergessen. Er war ein zärtlicher Vater so viel er es sein konnte, war liebreich zu seinem Kinde, das ihn stolz machte, und sah es gern, daß Eduard sich mit Emma beschäftigte. Daß in beiden eine andere Neigung als die verwandtschaftliche und freundschaftliche sein könnte, schien ihm nicht einzufallen. Wenn der Himmel sich aufhellte, schickte er sie hinaus um spazieren zu gehen, oder um Kirschen und andere Früchte im Garten zu pflücken, oder er ermunterte sie, eines der kleinen Seitenthäler zu besuchen, oder ein Stück auf den Fjord zu rudern, wenn Abends der Wind ruhiger geworden war.

Eduard befand sich dabei in keiner angenehmen Lage. Nach jenem Auftritte am Optunbache hatte seine Muhme ihre ruhige Freundlichkeit wieder angenommen und es blieb ihm nichts übrig, als diesem Beispiele zu folgen. Er versuchte es, während ein bittres Gefühl sein Herz füllte, aber nach und nach bildete er sich ein, daß es ihm gar nicht schwer werde, weil es ihm gleichgültig sei, und mit derselben geflissentlichen Selbsttäuschung übertrieb er beinahe seine Höflichkeit und scheinbare Kälte mit der geheimen Genugthuung, sich an Emma dadurch zu rächen, die nicht meinen sollte, daß ihr Befehl ihn unglücklich machte. Erst wenn er allein und unbeachtet war, fiel diese Verstellung ab und mehr als einmal saß er bis spät in die Nacht in dem kleinen Gastzimmer und starrte nach dem Gaardhause hinüber, wo im Obergeschoß noch ein Licht brannte. Dort wohnte Emma. Warum brannte ihr Licht noch so spät? Was hatte sie auch zu wachen? Grimmur Skalden war während dieser Tage nicht gekommen, aber er hatte einen Brief gesandt, einen lustigen Brief, in welchem er sich entschuldigte und von seiner Sehnsucht und seinen Seufzern mit solchem Uebermuthe und solchen Anmerkungen sprach, daß Eduard darin wiederum allerlei Spott auf sich erkannte. Der Brief war an Emma gerichtet, der Capitän hatte ihn jedoch laut gelesen und herzlich darüber gelacht, bis ihn Emma nahm, in die Tasche steckte und hinausging. Was Halbart Mare darauf zu seinem Verwandten äußerte, machte diesem keine geringe Pein. Er sprach voller Lob über Grimmur und obwohl er nicht grade heraus sagte, was er erwartete so war es doch klar genug zu merken. Der Hof von Skalden lag jenseit des Fjord und war ein großes Gut durch Alles, was dazu gehörte. Der junge Gaardherr hatte in diesem Jahre gebaut und aus Bergen viele neue Geräthe mitgebracht, neue Tapeten für seine Gemächer, Teppiche und Polster, was er sonst nimmer gethan. Er hält sein Geld fest, sagte Halbart Mare, gibt wenig auf kostspieligen Tand, ist so recht noch von der alten festen Art, die immer seltener wird, aber keiner steht so fest auf seinen Beinen und hält den Kopf so frei in die Luft. Es ist edel Blut in ihm und es gibt keinen Hof in Sogne, wo ihn die Mädchen nicht gerne kommen sähen. Denn nicht allein, daß mehr Silber in seiner Tasche klappert als bei den Meisten, kann sich auch Keiner mit ihm in dem messen, was Weibern zumeist gefällt. Ist der schmuckste Bursch im Lande und der klügste dazu. Ist es nicht so? Emma muß ihm antworten, denke, es wird ihr nicht sauer werden. Meinst Du nicht, Vetter, er gefällt dir auch? Müssen zusammen nächstens einen frohen Tag haben. Meinst Du nicht? Eduard suchte sich zu hel-

sen, wie es ging, aber sein Gemüth wurde dadurch noch mehr beschwert. Saß Emma Mare jetzt bei ihrem Lichte, um den lockenden Brief zu schreiben, den ihr Vater forderte? Sann sie darüber nach, während er nach ihrem Fenster hinaufstarrte? — Am nächsten Morgen schrieb er selbst an seine Mutter, so kühl als möglich, um sie darauf vorzubereiten, ihn bald zurückkehren zu sehen. Er erzählte von Emma, von ihrem Vater und von seinem freundlichen Empfange so viel als nöthig und in solchen Wendungen, daß die scharfblickende Mutter leicht merken konnte, warum er in einigen Wochen spätestens den Hof von Eide verlassen wollte. Darauf erwähnte er auch mit einigen Worten den jungen Grimmur Skalden und daß dieser ein vertrauter und gern gesehener Freund des Hauses sei. Wenn dieser Brief aber zur Post sollte, mußte er so lange liegen bleiben, bis sich eine Gelegenheit fand, oder wenn er diese nicht erwarten wollte, mußte er drei gute Stunden am Fjord hinab nach einem andern Hofe geschafft werden, von wo aus er nach Solvern hinüber auf die dortige Poststation gelangen konnte. Eduard machte gern selbst den kleinen Ausflug, darum schlug er es jetzt aus, einen Boten abzusenden, auch schlug er ein Pferd aus, das man von den Weiden herunter holen wollte, wo nach nordischer Sitte der gesammte Viehstand des Gutes seine Sommerlust feierte, endlich schlug er auch ein Boot aus, um den Fjord hinabzufahren. Es gab einen Pfad, der über die Felsen und Klippen am Meeresarm hinlief und obwohl beschwerlich, doch auch anziehend genug für einen jungen Romantiker war, der nichts zu versäumen hatte. Der Capitän billigte sein Vorhaben und bedauerte, nicht mitziehen zu können, Emma blieb bei ihrem gleichgültigen Verhalten und als er am frühen Morgen sich aufmachte, lag der Gaard noch im tiefen Schlaf, keine Stimme, die ihm mit einem frohen: Glück auf Deinen Weg! das Geleite gab.

Er hätte am liebsten gar nicht wieder zurückkehren mögen, so lastete die Verstimmung auf seinem Gemüth, aber der Morgen kam sonnigklar, die Nebel verschwanden, das Wetter besserte sich und die Jugend hat meist immer Muth genug, um vom Augenblick zu leben. Bald regte sich auch der Künstler in ihm und was er sah, beschäftigte seine Seele. Da kamen die Wasser rauschend von den Bergen nieder, da gab es manchen prächtigen Anblick in geheimnißvolle finstere Felsenspalten oder in liebliche Gründe neben ungeheuren Felspyramiden oder ein Thal that sich auf, wo man, wie Grimmur es nannte, Idyllen träumen konnte. Es war daher nicht zu verwundern, daß Eduard häufig rastete und mehr als einmal sein Skizzenbuch bereicherte. Es wurde Mittag ehe er den Hof erreichte, wo er seinen Brief befördern konnte und die Sonne stand über Justedals Eishörnern, als er den Rückweg antrat. Da er aber immer noch Zeit genug zu haben meinte, war er nicht eilig und um so weniger strengte er seine Schritte an, je mehr er sich dem Gaard von Eide näherte.

Wer frägt dort viel nach mir, sagte er sich selbst, wer hat Freude an meinem Kommen! Er warf sich unter einem Baum auf einer Klippe am Fjord nieder, widerwilliger Trotz und Spott stritten in ihm. Er mochte gar nicht an Emma denken und doch konnte er die Gedanken nicht los werden. Einen Augenblick lang an jenem Wasserfall hatte sie sich vergessen, als seine Schmeichelworte ihr die alten Gefühle aufweckten, aber es war eben nur ein Augenblick gewesen. Ein Laut in ihrer Nähe reichte hin, ihre Einbildung zu vernichten. Sie glaubte Grimmur's Lachen zu hören und das war genug, um sein Wort zu fordern, nie wieder so zu ihr zu sprechen. Warum sollte sie auch den reichen Gaardherrn von richtigem Sogneblut nicht lieben. War er nicht ein begehrlicher Bissen, nach dem alle Mädchen zehn Meilen in der Runde schnappten und war's nicht ein Kitzel für jeden Hochmuth, von ihm gewählt zu sein? Er lachte verächtlich auf, stützte sich auf seinen Arm und riß die Grashalme aus den Fugen des Gesteins, um sie zu zerstücken und von sich zu schleudern, als er aber auffprang, war die Sonne hinter den Jötunfjellen und über den Fjord breiteten sich dämmernde Abendnebel aus.

Jetzt erst wurden seine Schritte länger, allein in diesen tiefen Felsspalten, die das Meer ausgewühlt hat, kommt die Finsterniß schnell und so war es völlig dunkel geworden, als er endlich die Terrassen und Gartenanlagen seines Vetters erreichte und die Stufen emporstieg, welche ihn in den Hauptgang und zu dem Platze führen sollten, auf welchem das Haus stand. Doch schon nach wenigen Schritten stand er still, denn vor sich erblickte er eine Gestalt und bei der ersten Frage antwortete ihm Emma's Stimme. Sie sind es, Emma? sagte er, indem ihm das Herz schlug. Gott sei Dank! Vetter Eduard, erwiederte sie, daß Sie hier sind, ich, — wir — mein Vater, wir waren in Angst um Sie, denn wie leicht konnten Sie in der Dunkelheit Unglück haben.

Ich finde, antwortete er lebhaft ihre Hand drückend, daß ich in der Dunkelheit glücklicher bin als beim Sonnenschein. Haben Sie mich erwartet, Emma?

Ich wollte sehen, ob Sie nicht in der Nähe wären, sagte Emma Mare stockend, und dann — dann wollte ich Ihnen mit-

theilen, daß — in dem Augenblick fühlte Eduard, daß ihre Hand stärker zitterte und krampfhaft sich zusammenzog, indem sie ihn festhielt.

Sie standen an den letzten Stufen; über ihnen in dem Hauptwege unter den Bäumen wurde gesprochen und Schritte näherten sich. Kein Zweifel, daß Grimmur Skalden der Sprecher war.

Und das ist Alles wahr, was Du mir sagst? fragte der Capitän, der neben ihm ging, rauh und laut.

So wahr, daß meine Augen es bezeugen können, die sich so leicht nicht betrügen lassen.

Er küßte sie und sie litt es?

Sie litt es bis ich hinter dem Steine, wo ich lag, zu lachen anfing. Das hörte sie und sprang auf.

Ich will ein Wort mit ihr reden, sagte Halbart Mare, indem er mit seinem Stock auf einen Stein stieß, der am Wege lag, daß der Eisenstachel Funken schlug.

Das wirst Du nicht thun, Capitän, erwiederte Grimmur.

Wie, zum Teufel! ist es möglich, daß sie mit dem Milchgesicht solche Dinge treiben kann?

Bah! lachte Grimmur, ich habe es geahnet, lange bevor dieser süße Vetter mit seinem Pinselkasten hier ankam. Als der Brief eintraf, der seinen Besuch ankündigte, war ich zugegen und ich sah etwas in ihrem Gesicht, was wohl zu deuten ist, wenn man die Mädchen kennt. Es war eine Freude und eine Unruhe in ihm, die aus dem Herzen kam. In allen Winkeln wurde es drinnen lebendig.

Weiß wohl, Du hast darüber gespottet, erwiederte Halbart Mare, und was ich meinte und dachte, weiß sie auch. Verdammt sei der Bursch und sein Besuch! Verdammt, daß sie jemals nach Christiania geschickt wurde. Hat dort nichts gelernt als Leichtsinn und Thorheit.

Schilt nicht über Dinge, die nicht zu ändern sind, sagte Grimmur. Es lag wohl in den Absichten der Mütter, aus ihren Kindern einmal ein Paar zu machen. Hat Falkland nicht Vermögen?

Hol' der Henker sein Geld! rief Mare zornig, was soll ich mit einem Maler machen, mit dem Sohn eines Deutschen, den unsre weise Regenten in's Land gerufen und zum Professor gemacht haben.

Wenn Du auch nicht weißt, was Du mit ihm machen sollst, spottete Grimmur, Jungfrau Emma wird nicht darum verlegen sein.

Sie soll nicht! Bei Gott's Donner! ich will's ihr austreiben.

Stille! stille! sagte Grimmur, schrei es nicht aus. Wo ist Emma geblieben?

Sie wird nach Küche und Haus sehen, dahin gehört sie, nicht an eines Malers Seite. Verdammt sei alle Malerei! Fort soll er; morgen soll er fort!

Das wäre das Allerschlimmste, was Du thun könntest, Capitän, sagte Grimmur gelassen. Du darfst kein Aufsehen machen. Der Bursch muß bleiben, bis er von selbst seinen Packen schnürt.

Vielleicht bricht er sich heut Abend noch den Hals, murmelte Halbart Mare.

Verloren wäre nichts daran, lachte Grimmur, aber ist es nicht heut, kann's ein ander Mal geschehen. Du mußt Dich in Nichts mischen, Capitän, mußt nichts sehen, nichts merken. Deiner Tochter Herz hängt an diesem Mann, daran ist nicht zu zweifeln, laß uns versuchen, ob es nicht zu ändern ist. Es entstand ein Schweigen, dann sagte Halbart Mare halb laut: Und hast Du ihr nichts zu sagen, Grimmur Skalden, hast Du mir nichts zu sagen? Sprich, wenn es so ist.

Nicht jetzt, erwiederte Grimmur und im stolzen Tone fügte er hinzu: Gezwungen soll kein Weib mir in mein Haus folgen. Ich könnte einen Gang um Leben und Tod ihretwegen thun, ich könnte ihn zu den Haien dort in den Fjord schleudern, oder mit meinem Messer zur Ruhe bringen, aber Zwang soll ihr nimmer geschehen. Ueberlaß das mir, Capitän, sprich Du kein Wort, laß keine üble Laune merken. Diese Sache ist meine Sache, ich will sie schlichten; dann, wenn es Zeit ist, werde ich mein Wort sprechen. Jetzt laß uns gehen und wenn der Bursch nicht bald kommt, will ich einen Kienbrand nehmen und ihn suchen. Er soll sich wundern, wie besorgt ich um sein theures Leben bin.

Sie verließen den Platz, an welchem sie bisher gestanden und ihre Geheimnisse denen mitgetheilt hatten, welche zehn Fuß von ihnen entfernt waren. Eduard hielt seine Muhme an sich gedrückt, bis er plötzlich mit sanftem und innigem Ausdrucke ihr zuflüsterte: Liebe, liebe Emma, was habe ich Alles erfahren. Du hast an mich gedacht, Du hast mich geliebt, ja, ich weiß, es geht gewiß. Grimmur hat Recht. Du liebst mich noch!

Ich muß Dich verlassen, erwiederte sie zitternd und sich leise sträubend. Sie werden mich suchen.

Wenn sie Dich finden, mag es an meinem Herzen sein!

Ach, Eduard! seufzte sie — mein Vater!

Dein Vater wird sich versöhnen lassen. Hast Du nicht gehört, daß Grimmur es auf sich genommen hat, mich fortzuschaffen? Mag er zusehen, ob es ihm gelingt.

Hüte Dich vor ihm — hüte Dich! bat sie ängstlich.

Er möchte einen Gang auf Tod und Leben

machen, fuhr er fort während sein Blut glühte. Dabei kann er mich finden.

Nein, nein! rief sie und ihre Arme um seinen Hals schlingend fügte sie zitternd hinzu: Wage es nicht, ich würde vergehen müssen. Kein Mann ist im Lande, der sich mit Grimmur messen kann.

Sorge nicht, erwiederte er, entzückt von dem Beweise ihrer Zärtlichkeit, ich denke mich vor ihm zu hüten.

Emma! rief Halbart Mare von der Thür seines Hauses und ein Kuß brannte auf Eduard's Lippen. Sei klug, sei treu! flüsterte sie und er stand allein. Unhörbar leise eilte sie durch den Baumweg und verschwand darin.

Nach einiger Zeit flammte helles Licht auf, das den ganzen Vorplatz überstrahlte. Grimmur Skalden kam mit einem langen brennenden Kienspahn und jetzt hielt es Eduard für gerathen, die Stufen herauf und ihm entgegen zu gehen.

Holla! schrie Grimmur, als er ihn erblickte, da ist der verlorene Vetter, so hat denn alle Noth ein Ende. Dem Capitän ist die Pfeife ausgegangen und Fräulein Emma salzt mit ihren Thränen den Eierkuchen. Herein, mein junger Herr, schnell herein. Was ist das für Sitte? Der Eine glaubte, ein Bär hätte Euch verschluckt, der Andere, ein Grundhai im Fjord sei daran satt geworden, oder auf irgend einer Klippe fänden sich Eure zerschmetterten Gebeine.

Keines von Allem, Herr Grimmur, lachte Eduard, auch habe ich nicht die geringste Lust dazu, mich zerschmettern oder verschlucken zu lassen.

So lange Ihr dergleichen unangenehme Momente verhindern könnt, thut Ihr sehr wohl daran, erwiederte Skalden; doch jetzt kommt zu Euren Verwandten, die in großen Sorgen sind und mich fortschickten, nach Euch zu suchen, wie Saul geschickt wurde nach seines Vaters Eselin.

Halbart Mare erschien eben an der Thür und bei seinen Warnungen und besorgten Vorwürfen dachte Eduard daran, wie aufrichtig dieser gütige Vetter wenige Minuten vorher gewünscht hatte, daß er sich den Hals brechen möge; aber er war innerlich erwärmt genug, um für alle Zeichen freundschaftlicher Fürsorge von Herzen zu danken. Auch Emma kam herbei und sie wechselten einige Grüße und Worte so unbefangen und mit solcher Selbstbeherrschung, daß die spähenden Blicke des Capitäns und Grimmur's nichts zu entdecken vermochten. Dann ging es an's Erzählen; Eduard kramte alle seine kleinen Erlebnisse aus, zeigte seine Skizzen, die ihn so lange aufgehalten und Grimmur lobte, erklärte und fragte, bis er endlich das Buch auf den Tisch warf. Was ist das Alles gegen die Scenerie im Hochgebirge! rief er aus, Füße und Arme kreuzend. Ich habe es Ihnen versprochen, Herr Falkland, mit Ihnen hinauf zu steigen und bin gekommen, mein Wort zu halten. Ich muß nach meinen Weiden sehen, wollen Sie mich begleiten?

Eduard sagte es gern zu.

So wollen wir uns morgen früh aufmachen und wenn das Wetter gut bleibt, durchstreifen wir die Fortunfjellen bis zu den Glittertinden. Mancherlei gibt es da zu schauen, auch kann es sein, daß, wenn wir Glück haben, ein Bär uns in den Weg läuft, oder ein paar Tausend wilde Rennthiere, deren Heerden jetzt im Spätsommer aus dem Süden zurückkommen.

Das waren frohe Aussichten, welche viel zu sprechen und zu scherzen gaben. Halbart Mare erzählte Jagdgeschichten und manche waren darunter, die nicht besonders verlockend klangen. Da gab es kühne Jäger, welche niemals wiederkehrten, andere, deren zerfleischte Ueberreste man nach langem Suchen gefunden hatte, wieder andere, die in Schnee und Eisspalten versanken oder in den unermeßlichen Einöden sich verirrt hatten. Aber von dem Allen hast Du nichts zu fürchten, schloß der Capitän seine Mittheilungen, denn wenn Grimmur Skalden bei Dir ist, bist Du so sicher wie ein Mensch auf Klippen und Gletschern immer sein kann. Jetzt setzt Euch an den Tisch und trinkt ein Glas auf gutes Glück. Das geschah nach des Capitäns Geboten und dem ersten Glase folgte eine Reihe anderer nach, bis es endlich spät geworden war und Halbart Mare in seinem Stuhl einnickte. Emma hatte sich längst entfernt. Eduard hatte sich überwunden, sie den ganzen Abend über kaum anzublicken.

V.

Grimmur Skalden schlief mit seinem Nebenbuhler in dem Fremdenhause des Gaards und in demselben Gastzimmer, was Eduard unbehaglich genug deuchte. Denn er fühlte seine freundliche Gesinnung gegen den Mann keineswegs vermehrt, von dem er wußte, was er von ihm zu erwarten hatte. Aber es gab kein anderes Obdach für fremde Gäste im Hof von Eide und Grimmur warf sich ohne Umstände in eines der Betten, neben welchem sein Jagdsack lag und sein langes Gewehr an der Wand hing. Er war auch freundlich und gesprächig, hatte mancherlei noch zu erzählen von der Wanderung, die sie beide morgen machen würden, spottete dabei über des Capitäns schaurige Geschichten und scherzte und lachte, bis er endlich ein-

schlief. Wie aber sein Mund verstummte, öffneten sich um so unruhiger Eduard's Augen und Ohren. Er konnte nicht einschlafen über der Unruhe in seinem Kopf, immer wieder mußte er an das Erlebte denken und was nun folgen werde, sich vorstellen. Die Hoffnungen seiner Liebe stritten sich in ihm mit den Gefahren und Sorgen, welche diese begleiteten und sie zeigten sich ihm in den verschiedensten Gestalten. Er konnte nirgend einen Schluß finden, nirgend waren seine Erwartungen größer als seine Zweifel, denn verbergen konnte er sich nicht, daß die Erfüllung seiner Wünsche mächtige Hindernisse fand. Halbart Mare hatte sich nicht denken können, daß Emma's Herz nicht an dem reichen, stolzen Grimmur hinge, die Blüthe und Krone der männlichen Jugend am Lysterfjord, auf seine Nachgiebigkeit war somit wenig zu rechnen; dennoch kam es Eduard immer noch vor, als wäre eher mit ihm fertig zu werden, als mit diesem übermüthigen, verschlagenen Mann, der gelobt hatte, ihn aus dem Gaard zu vertreiben und die Sache in seiner Weise zu Ende zu bringen. Die Furcht überschlich ihn, welche alles Ungewisse begleitet. Grimmur hatte gesprochen, als sei sein Plan schon fertig, und was wollte er thun? War es seine Absicht, ihn in die wüsten Hochgebirge zu führen, um dort ihm Unglück zu bereiten? Er erinnerte sich der Worte, welche er gehört, und ein so trotziger, auf seine Kraft und Stärke pochender Mann, in diesem Landestheil zumal, wo die Menschen weit zertrennt und einsam wohnen und auf viele Meilen kein Richter und kein Recht zu finden ist, konnte wohl Dinge im Sinne haben, die seinen blutigen Reden entsprachen und dabei gewiß sein, sie ungestraft begehen zu können. Diese Vorstellungen erhitzten Eduard Falkland's Blut so sehr, daß er eine Zeit lang Grimmur's tiefe und ruhige Athemzüge für Verstellung hielt und aufmerksam lauschte, ob er nicht etwa plötzlich aufspringen und eine gefährliche Absicht ausführen werde. Diese Einbildungen verwarf er zwar bald genug, aber er beschäftigte sich mit ihnen doch so lange, bis er endlich darüber einschlief und nicht eher wieder aufwachte, bis er sich an der Schulter gepackt und geschüttelt fühlte.

Erschrocken fuhr er auf und stierte Grimmur an, der halb angekleidet an seinem Lager stand und laut zu lachen begann. Meiner Treu, Herr Falkland, sagte er, Sie haben einen festen Schlaf, man könnte Sie forttragen. Auf Deine Beine, Mann! wir müssen Fortundahlen hinauf, ehe die Sonne kommt; oder haben Sie die Lust verloren, weil das Bett nicht mitgehen will?

Bei dieser Spötterei fuhr Eduard rasch in seine Kleider. Sie sollen sich ferner nicht über meine Lässigkeit beschweren, sagte er, ich werde mein Bestes thun, Ihr Lob zu verdienen.

Und dies geschah in Wahrheit, denn behend wie er war, stand Falkland in demselben Augenblick fertig, wo Grimmur sein sognisch Jagdmesser umschnallte und die schwere Büchse von der Wand nahm.

Sie sind in der That ein flinker Bursch, sagte er, ich denke, wir werden gute Kameraden sein. Doch jetzt vorwärts, Herr Falkland, wir wollen weder Fräulein Emma's süße Morgenträume noch das gemüthliche Schnarchen des Capitäns stören.

Schweigend gingen sie unter dem Gaardhause hin, in welchem noch die tiefste Ruhe zu herrschen schien. Aber als sie den Steig betreten wollten, welcher an der Bergwand aufschlängelte, hörte Eduard Schritte hinter sich. Die alte Hausmagd lief mit einem Päckchen herbei, das einige Vorräthe zum Frühstück enthielt. Dabei hatte der Capitän eine Flasche alten Madeira mitgeschickt, den Grimmur Skalden vergnüglich einsteckte. Als Eduard das Päckchen Speisen in Empfang nahm, fühlte er, daß die alte Kari ihm zugleich ein Zettelchen in die Hände drückte, und sein Herz sagte ihm sogleich, von wem es komme. Er verbarg es unbemerkt und Kari kehrte mit Dankaufträgen und Abschiedsgrüßen zurück. Nachdem er ein Stückchen weiter gegangen war, wandte Eduard sich um und sah, wie hinter einem der oberen geöffneten Fenster Emma stand, die, ihre Hände gefaltet, ihm nachblickte und sie dann warnend oder bittend erhob und nach ihm ausstreckte. Er schwenkte seinen Hut durch die Luft und folgte dann Grimmur, der ein Lied pfiff, während hinter seinem Rücken diese stumme Abschiedsscene aufgeführt wurde.

Die beiden rüstigen Jünglinge hatten bald die erste Höhe erreicht und wanderten nun durch das Waldgebiet des Hofes von Eide in den goldigen Morgen hinein, der sich über die ungeheuren Tinden und Gletscher der Jötunfjellen zu verbreiten begann, welche jenseit des Lysterfjord aus den Nebeln traten. Auch der dampfende Fjord schüttelte seine Nachtmäntel ab und seine Wasser blitzten herauf. Je höher sie stiegen, um so weiter dehnte sich das Panorama aus, um so heller und durchsichtiger wurde die Luft und um so erquicklicher drang ihr frischer Strom durch die Augen in's Herz, weckte den frischen Lebensmuth auf und verblaßte die Sorgen. Es gehörte dies und tüchtige Ausdauer dazu, um Grimmur's elastischen Schritten zu folgen, der so sicher daher schritt, als gehe er auf gehobeltem Fußboden. Sein kräftiger Körper schien von der Beschwerlichkeit des

Steigens nichts zu fühlen und so leicht und geschmeidig zu sein, als wäre er aus Springfedern gemacht. Eduard Falkland mußte ihn bewundern, da er selbst doch nicht ohne ungemeine Kraft und Gelenkigkeit war. Stattlich sah es aus und ein ritterlicher, romantischer Anstrich war darin, wie Grimmur vor ihm her schritt. Sein grauer kurzer Jagdrock war mit grünen Schnüren besetzt, wie dies häufig im Hardanger und im Sognelande getragen wird, an seinem grauen breitkrämpigen Hut steckte ein Büschel weißer Blumen, die der Wind jagte, der mit seinen schwarzen glänzenden Haaren spielte. Um den Leib trug er einen breiten grün gestickten Gurt, an welchem sein Messer in der Lederscheide hing, denn solch ein Messer und solcher Gurt gehören zu jedes Mannes Anzug und die Weiber sind oft kunstfertig genug, um das Leder mit allerlei Arabesken und Blättergewinden zu verzieren. Die schwere Büchse auf seiner Schulter und der Jagdsack an seiner Seite vollendeten das Bild des nordischen Jägers, der in den Hochfjeldern noch einen langen Hirtenstab hinzufügt, welcher beim Klimmen und Hinabgleiten an jähen Klippenwänden ihm gute Dienste leistet.

Als Grimmur Skalden jetzt den Grat der Bergwand erreicht hatte, stand er still und erwartete seinen Gefährten. Nun, rief er ihm entgegen, es geht gut genug mit Ihnen, Herr Falkland, und hier ist ein Ort, wo wir den Schweiß trocknen können. Wie gefällt Ihnen der Platz? Eduard schaute entzückt hinunter. Da lag der Fjord in der Tiefe wie ein schmales Silberband, von ungeheuren Felsenmassen eingerahmt, an denen große und kleine Hütten mit ihren Feldern und Auen festklebten, wie leuchtende grüne Flecke. Landeinwärts aber, dicht zu seinen Füßen zog ein prächtiges Thal, das wie [illegible] in der sonnebeglänzten Fassung [illegible] Kümmer lag, bis hinauf zu hohen, wil[illegible] Felsen, die in tiefer Ferne ihre Häupter [illegible] Wolken umwickelten. Ein breiter [illegible] [illegible] durch diese reizvolle Land[illegible] [illegible] eine ganze Reihe Wasser[illegible] [illegible] den Fjord erreichte. Das Thal [illegible] Auen, seinen Erntefeldern und [illegible] Höfen am Rande des Ba[illegible] [illegible] Höhen, sah so zierlich aus, [illegible] Künstlers Hand geschnitzt, und [illegible], welche darüber hinflogen [illegible] wunderbares Gemisch von Licht und [illegible], vollendeten das Ueber[illegible] Landschaft des Anblicks.

[illegible] [illegible] [illegible] ergriffen davon, Grim[illegible]: Ich konnt' es wohl [illegible] schwärmen würden. [illegible] und der Bach die Fortunelf. Es muß wirklich schön sein, denn selbst unsre Hirten empfinden etwas dabei, wenn sie hier oben stehen und wie in die Zauberlaterne eines Magiers blicken. Aber schöpfen Sie jetzt langen Athem, Herr Falkland, und stehen Sie fest auf Ihren Beinen, denn nun gibt's ein hartes Steigen, bei dem wir sehen wollen, was Sie aushalten können. Was Sie bisher gethan, war doch nichts als Spielerei, die Jungfrau Emma auch zu Stande bringt.

Damit ging er weiter und Eduard wurde bald gewahr, daß seine Ankündigungen nicht eitles Drohen oder Prahlen sein sollten. Eine unermeßliche schwarze Felsenwand schien alles Leben zu beenden, keine Spur eines Steiges ließ sich daran erkennen, wer sollte da hinauf! Er mochte nicht fragen, denn er fürchtete Grimmur's Spott; dieser schritt grade darauf los und bald sah Eduard Falkland, daß allerdings eine Art Pfad daran in die Höhe führte, aber was war es für einer! Hirten und Jäger mochten ihn aus den Vorsprüngen und Kanten des Bergstocks aufgefunden haben und die Hirten und Jäger dieser Gebirge auch allein im Stande sein, ihn zu benutzen. Irgend ein Wagehals hatte ihn zuerst betreten und Andere ihm es dann nachgemacht. Kaum fußbreit hing er an einzelnen Stellen über dem Abgrund und das Auge irrte in eine schaurige Tiefe nieder, wo die Fortunkirche ihr Kreuz als Gotteszeichen mitleidig ausstreckte. Wer irgend zum Schwindel geneigt war, konnte hier nicht gehen; bang fühlte Eduard sein Herz klopfen, denn Grimmur schien seine Schritte zu verdoppeln. Er tanzte gleichsam vor ihm her, als sei es ihm eine Lust, und mit keinem Blicke sah er sich nach seinem Gefährten um, mit keinem Worte des Trostes suchte er ihn zu ermuntern.

Nach einer Reihe zackiger Wendungen des Pfades wurde dieser endlich etwas breiter und bequemer, und vor den Wanderern dehnte sich eine weite zerklüftete Fläche aus, von welcher da und dort ein paar Hütten hervorschauten, deren niedere Dächer mit Erde überschüttet waren.

Hier endlich stand Grimmur still und seine funkelnden Augen betrachteten den keuchenden Kameraden, dessen Brust sich heftig hob und dessen Knie zitterten, während er selbst seinen Athem nicht im Geringsten verloren hatte.

Sagt' ich es Ihnen nicht, daß Sie zu thun haben würden, rief er aus. Es geht hier anders her wie bei einer Promenade auf dem Eggeberg bei Christiania. Ist es nicht so?

Es ist ein fürchterlicher Weg, erwiederte Eduard.

Bah! was nennen Sie fürchterlich, was

glauben Sie für Wunder gethan zu haben? Die Setermädchen kommen von unsern Weiden mit ihren schweren Körben auf den Köpfen alle hier auf dem Fortunensteig herunter, obwohl es einen bequemern Weg für Pferde und Menschen gibt, was ich nicht leugnen will.

Warum haben wir diesen nicht gewählt, Herr Skalden?

Warum nicht? Weil wir in's Fortunthal dann hinabsteigen und einen weiten Umweg machen mußten. Daran bin ich nicht gewöhnt, Herr Falkland, und da Sie die Tinden der Fortunfjellen besuchen wollen, mußt' ich sehen, ob Sie auch nicht an Schwindel leiden.

Ein Verdacht glitt durch Eduard's Kopf und rief einen Strom von Zorn in ihm hervor, der sich in seine Augen drängte, als er diese auf Grimmur festheftete, allein der athletische Mann schien es nicht zu beachten. — Sie sind hier in dem Vorhofe der Eis- und Felsgipfel, welche die Horungerne heißen, sagte er, auf das Amphitheater von hohen, narbigen Mauern deutend, die im weiten Halbkreis nackt und zerklüftet die Fläche einschlossen. Dorthin gehen wir heut' noch nicht, sondern wenn es Ihnen gefällig ist, begleiten Sie mich zunächst zu meinen Weiden und Sennhütten, damit ich sehe, wie es mit meiner Heerde steht. Im Uebrigen, fügte er hinzu, dürfte Ihnen das Hirtenleben auf unsern Alpen auch ziemlich unbekannt sein und Ihre Neugier rege machen; endlich aber finden wir dort ein Obdach für die Nacht, Milch und was die Milchwirthschaft gibt, in Fülle: jedenfalls also ist es behaglicher dort als in der Wüste, welche Sie morgen kennen lernen werden. Und nun lassen Sie uns hier ruhen und untersuchen, was Jungfrau Emma uns nachgeschickt hat, fuhr er auflachend fort, Sie werden, wie ich denke, längst sehnsüchtig Verlangen danach tragen. Und ohne eine Antwort abzuwarten, warf er den Jagdsack auf den einzigen kleinen mit Gras und Halmen überwucherten Fleck, welcher sich im Schutze eines mächtigen Glimmerblocks gebildet hatte und streckte sich daneben aus. In einem Nu waren alle Anstalten zu einem paradiesischen Mahle getroffen, die Flasche mit dem alten Madeira des Capitäns geöffnet und die einladenden Fleisch- und Brotvorräthe von aller Hülle entkleidet. Grimmur zog das scharfe, an der Spitze doppelschneidige Messer aus seiner Lederscheide, zerlegte damit, was vorhanden war und that seiner Eßlust keinen Zwang an. Essen Sie tapfer drauf los, Herr Falkland, sagte er, und spülen Sie die Reste mit Ihres Vetters gutem Trank hinunter. Wir haben noch zwei tüchtige Stunden vor uns, ehe wir die Sennhütten finden, und wer weiß, ob Signa uns alsbald Etwas vorsetzen kann.

Diese Ermunterung gab Eduard Gelegenheit, nach der hübschen Sennerin zu fragen, wobei er unbedenklich erzählte, wo er mit ihr zusammengetroffen sei, aber er erfuhr von Grimmur nicht viel mehr, als er schon wußte. Es kam ihm vor, als wollte dieser Nichts von seiner schönen Hausmeisterin hören und als wollte er auch nicht von ihr sprechen. Nach einigen gleichgültigen kurzen Antworten warf er sich auf den Rücken, schlug die Hände über seinem Kopf zusammen und sah in den Himmel hinauf, ohne weiter auf Eduard's Fragen zu achten, der somit schweigen mußte.

Dafür stützte sich Falkland auf seinen Arm und dachte sein Theil. Es kam ihm Manches in den Sinn, was er sich zusammensetzte und eine ganze Geschichte daraus machte. Die junge Seterin mit den blauen Augen und der kühnen Furchtlosigkeit ihres Wesens war schwerlich immer ein so gleichgültiger Gegenstand für Grimmur Skalden gewesen, wie er jetzt sich den Anschein gab. Eduard hatte das Mädchen von Grimmur in einem Tone und mit einem Ausdruck sprechen hören, daß sich Manches daran knüpfen ließ. Deine Hand ist zu weich für Grimmur, glaub's mir, ich kenne ihn, hatte sie zu Emma gesagt; das fiel ihm jetzt wieder ein und es fiel ihm ein, daß ihre Blicke dabei eigenthümlich wild funkelten. Ihre Hände waren allerdings härter und meinte sie, daß diese dazu gehörten, um einen so ungestümen und unbändigen Mann zu gewinnen? Wollte sie Emma warnen oder ihr zu verstehen geben mit jenem scharfen „ich kenne ihn," daß sie selbst bessere Ansprüche zu machen habe? — Er warf einen Seitenblick auf Grimmur, der noch immer in seiner Lage verharrte und wahrscheinlich eingeschlafen war, dann griff er leise in seine Tasche und holte den Zettel heraus, den die alte Kari ihm zugesteckt hatte. Noch war es ihm unmöglich gewesen, ihn unbemerkt zu lesen. Von Emma's Hand war mit Bleistift darauf geschrieben: Sei auf Deiner Hut, geliebter Eduard! Grimmur führt Böses gegen Dich im Schilde, mir sagt es mein Herz. Gott beschütze Dich und helfe uns Beiden!

Indem er diesen Zettel betrachtete, hörte er ein leichtes Geräusch hinter sich. Grimmur stand auf seinen Beinen, eilig drückte Eduard das Papier in seiner Hand zusammen.

Wir wollen weiter gehen, wenn es Ihnen beliebt, Herr Falkland, sagte Grimmur. Das Weidegebiet und die Seterinnen darin werden Ihnen mehr Vergnügen machen als diese Rast auf hartem Stein.

Wahrscheinlich doch, antwortete Eduard, sprechen Sie aus Erfahrung, Herr Skalden, da Sie mit so manchem hübschen Senner-

mädchen bekannt sind und die schönste von Allen von früh auf Ihre Hausgenossin war.

Sind Sie schon wieder mit ihren Gedanken und Worten bei Signa, lachte Grimmur. Ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr Herz so empfänglich und begehrlich sei. Doch nehmen Sie sich in Acht, Herr, mit diesen Mädchen ist nicht zu spaßen. Manche unter ihnen sind freilich so leichtfertig, wie man es wünschen kann, Andre dagegen bleiben unerbittlich und sind so streng und so tugendhaft wie Nonnen.

Man hat mir gesagt, daß diese Hirtenmädchen sehr treu sind, erwiederte Eduard.

Treu? Alle Mädchen sind treu, wenn sie lieben.

Aber diese sollen mit äußerster Hingebung lieben und ich habe rührende Beispiele erzählen hören, wie sie wohlhabende Freier abweisen, wenn ein Armer von ihnen geliebt wird.

Solche Närrinnen mögen vorkommen, sagte Grimmur, aber die Klugen verstehen überall ihren Vortheil, und Geld, Herr Falkland, Geld ist am Lysterfjord wie überall auf Erden der Magnet, der Alles anzieht.

Aber es gibt immer doch Einige, die weder um Geld ihre Liebe verkaufen mögen, noch sich von andern prächtigen Eigenschaften blenden lassen.

Die sich an Phantasten und Schwachköpfe hängen! rief Grimmur mit einem wilden Gelächter.

Richtig, Herr Skalden; auch das kommt eben so gut vor, wie manche andre Fälle, wo die sich am klügsten und stolzesten Dünkenden von dem Einfältigsten besiegt werden.

Grimmur wandte sich um, sein Gesicht war so dunkel wie eine Wetterwolke, die sich entladen will, aber nach einem Augenblick schüttelte er sein schwarzes Haar und nahm den alten Ausdruck von Spötterei an. Wenn der Einfältige so klug ist, den Klugen zu besiegen, sagte er, so mögen Beide die Titel wechseln, aber lassen Sie uns jetzt nicht mit solchen Wortgefechten die Zeit verderben. Hier geht es in's Weideland hinein, alles Andre wird sich später finden.

Er schritt einer der Felsspalten zu, welche [illegible] in dieser Felsenburg vorstellten und durch welche ein wild schäumender Bach in [illegible] Bett brauste. Nach einiger Zeit [illegible] der düstern Mauern zu beiden Seiten [illegible] denn der Pfad führte ziemlich steil [illegible] und endlich öffnete er sich und vor [illegible] ein weites, zerklüftetes Hochfeld [illegible] mit Moos und mit Grasflächen [illegible] von zwergartigen dichten [illegible] unterbrochen wurden. Da [illegible] die Wasser in klei[illegible] Becken und von den [illegible] eine Gerinne plät[illegible] durch das gebrochene Land. Es sah viel leichter aus, hier vorwärts zu kommen, als es in der That der Fall war. Die Birkenbüsche von Mannshöhe, mit zahllosen scharfspitzigen Aesten und Zweigen in einander gedrängt, bildeten oft undurchdringliche Geflechte, welche umgangen werden mußten, und Grimmur versicherte, daß diese Birkenregion, welche den letzten Baumwuchs auf den nordischen Alpen enthalte, die allerfatalste und gefürchtetste sei. Haut und Haar gingen meist daran verloren, und selbst das Vieh scheue sich vor diesen mänandrischen Gewinden. — Allein es waren nicht allein diese Büsche, welche den Weg beschwerten, der Boden selbst, mit Sumpf durchzogen, wie fast auf allen diesen Hochebenen, enthielt zwischen den Grasbüscheln tiefe Löcher, in welche der strauchelnde Fuß zuweilen in schwarzes Wasser stürzte oder von scharfem Gestein abglitt. Bald war Eduard erhitzt und ermattet, denn jetzt war es fast Mittag geworden, die Sonne brannte glühend herunter und immer noch ließen sich weder Vieh noch Sennhütten sehen. Es war ihm zuweilen, als müßte er stehen bleiben und sich erholen; aber wo war Erholung zu finden? Grimmur Skalden sah sich einige Male nach ihm um und schien dann um so flüchtiger über das Sumpfland zu gleiten. Hollah! schrie er zurück, gehen die Kräfte Euch schon aus, junger Herr? Was soll das werden, wenn wir am Fanarrak oder Glittertind die Eisspalten hinaufsollen, um ein Rennthier zu beschleichen? Vorwärts, Herr Falkland, bald wird der Boden besser; hinter den Birken dort sehen wir die Sennhütten.

Durst und Hitze hinderten Eduard zu antworten, was obenein Nichts helfen konnte. Er strengte sich an, so viel er vermochte, um seinem harten Gefährten nachzufolgen, den er nicht bitten wollte, Nachsicht mit ihm zu haben. Zuweilen bemerkte er, daß Grimmur sich bückte und Etwas abpflückte, und bald ward er inne, daß zahlreiche rothe Beeren an niederen Büschen hier wuchsen, welche den Himbeeren ähnlich sahen. Zugleich fiel ihm ein, daß dies Moorbeeren, oder wie sie in Norwegen heißen, Moltebeeren sein müßten, von deren erfrischendem Geschmack er so viel gehört hatte. Und in der That war es so. Die köstlichen Beeren mit ihrer erfrischenden Säure, das einzige Labsal ermatteter Wanderer in diesen wilden Einöden, stärkten ihn außerordentlich. Seine Schritte wurden schneller, der quälende Durst hörte auf, statt dessen aber fühlte er den heftigsten Unwillen gegen Grimmur, der ihn zwar fortgesetzt zu neuen Anstrengungen angetrieben, aber von der labenden Moltebeere kein Wort gesagt hatte. Grimmur hielt auch nicht eher ein und erwartete ihn, bis er fast mit ihm zugleich den höchsten Theil des

Weidegebietes erreichte, wo nun vor ihnen in einiger Entfernung am Rande eines Gesenkes, in welchem ein Bach brauste, drei oder vier Sennhütten lagen.

Oho! rief er ihm entgegen, wie gefällt Ihnen das, Herr Falkland? Sie danken Ihrem Gott, daß er Sie zu keinem Hofbesitzer am Lysterfjord machte; ist es nicht so?

Ich könnte vielleicht noch Einer werden, Herr Skalden.

Meinen Sie? lachte Grimmur. Dann würden Sie oft hier hinauf müssen. Es ist ein hartes Leben, Herr, unpassend zu weichen Händen und Füßen.

Auch die weichsten Hände können hart werden, antwortete Eduard. Es kommt Alles darauf an, Herr Skalden, ob man entschlossen ist, Beschwerden und Schwielen nicht zu achten.

Und Sie sind dazu entschlossen?

Das bin ich. Entschlossen, was ich will, auszuführen.

Grimmur's düstre Augen loderten auf, es war ein Blick, in welchem sich Verachtung und Spott mischten; aber Eduard ließ sich dadurch nicht irre machen und mit einer Sicherheit, der es nicht an nachhaltigem Ausdruck fehlte, setzte er hinzu: Sie werden sehen, Herr Skalden, daß ich nicht so leicht abzufertigen bin, wie Sie es vielleicht erwartet haben.

Das ist wahr, antwortete Grimmur. Sie sind von zäherem Stoff gemacht, als ich dachte. Aber ich vermuthe, er wird dennoch nicht lange aushalten.

Woher vermuthen Sie das?

Woher? — Sie sollen es bald erfahren. Bei Gott! ich will ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Doch da sind wir bei den Hütten, und somit Friede, Herr. Hollah! fuhr er laut rufend fort, ich dachte es wohl, wir werden leere Kammern finden. Sie sind sämmtlich bei den Thieren, aber wir werden darum doch bekommen, was hier zu haben ist, Herr Falkland. Signa hat uns sicher Alles zurückgelassen, was sie besitzt.

Als sie die Sennhütten erreichten, wiederholte Grimmur seinen Ruf, allein es antwortete Niemand. Es waren vier aus Steinen gebaute Hütten, welche beisammen standen, so daß sie beinahe ein Viereck bildeten. Mit Dächern von Balken versehen, auf welchen eine starke Rasenschicht und schwere Steine lagen, waren sie von dauerhafter Art und ziemlich geräumig, wenigstens von den größten, die man antrifft. Zahlreiche Spuren des Viehes, das während der Nächte um die Hütten lagert, bekundeten, daß Grimmur Skalden keine geringe Heerde besitzen mußte, und er rühmte sich auch dessen, indem er seine Kühe, Ziegen und Schafe zusammenrechnete. Die größte der Hütten war der Heustall, ausgefüllt mit einem reichen Vorrath, den Grimmur mit Wohlgefallen betrachtete. — Das zeugt von der tüchtigen, sorgsamen Wirthschaft, sagte er; denn hier muß während des Sommers auf's Sparsamste und Eifrigste gesorgt werden, daß Heu zusammenkommt, damit die Thiere während des langen Winters nicht verhungern. Heu und trockne Blätter, sogar Fischgräten und Fischköpfe ist Futter für unsre Kühe, Herr Falkland; aber es macht keine geringe Mühe und Arbeit, diese Heuvorräthe in die Thäler hinabzuschaffen, denn nur auf Menschen- und Pferderücken kann es geschehen, und dies ist die Ursache, warum unsre Viehzucht niemals bedeutend vorwärts kommen kann. Handel muß man treiben, der allein bringt Geld. Wer das nicht kann oder mag, wird wie unser Freund, der Capitän, bei großem Landbesitz doch Nichts übrig haben, sondern im besten Falle nur so viel einnehmen, wie er ausgibt.

Halbart Mare, erwiederte Eduard, ist, wie ich aus Ihrer Rede merke, nicht reich.

Gewiß nicht, verlassen Sie sich darauf.

Aber er sammelt für seine Erben.

Wodurch? fragte Grimmur.

Ei nun, lachte Eduard, der schöne Wald von Eide, den er nicht anrühren läßt, muß ein bedeutend Stück Geld werth sein. Sie verstehen das am besten zu würdigen, Herr Skalden.

Grimmur gab keine Antwort. Er ging in die nächste Hütte, wo die Milchwirthschaft betrieben wurde, und betrachtete die Vorräthe von Butter und Käse, welche die Vorrathskammer enthielt.

Signa hat fleißig geschafft, es wird ein gutes Jahr werden, sagte er. Jene dritte Hütte ist für die Mägde und für krankes Vieh bestimmt, das in wilden Nächten Obdach nöthig hat; treten Sie jetzt hier herein, Herr Falkland, das ist das Schloß und Herrenhaus mit der Küche und den Staatszimmern.

Eduard folgte ihm und sie gingen durch eine Vorhalle, welche den Herdstein und die großen Milchkessel enthielt, von dort aber in ein kleineres Seitengemach, das sehr freundlich und reinlich aussah. Die Wände waren mit Brettern ausgeschlagen und mit Tapeten beklebt, der Tisch weiß gescheuert, so auch die Holzstühle. Zwischen den beiden kleinen Fenstern hing ein Spiegel, ein niedriger Schrank stand darunter und auf den Brettern, welche die Wände umgaben, befanden sich viele Gegenstände, alle ordentlich und sauber aufgestellt. Rein und ordentlich sah auch das Bett aus, das in einem Anbau der Steinwand stand.

Hier gefällt es Ihnen, nicht wahr? fragte Grimmur. Machen Sie es sich bequem, Herr

Falkland. Strecken Sie sich auf dem Bett aus, wenn Sie müde sind.

Ich bin nicht müde, Herr Skalden, antwortete Eduard; aber ich freue mich, in dieser Wildniß einen so artigen Ruheort zu finden.

Ja, das ist selten, erwiederte er; gewöhnlich sind die Sennhütten so schmutzig, wie die Seterinnen darin. Aber Signa und ihr Bruder sind überhaupt ein musterhaftes Paar. Es ist altes, gutes Blut in ihnen, Herr Falkland, wir haben schon davon gesprochen. Doch jetzt lassen Sie uns sehen, was wir zu Ihrer Erfrischung auffinden können.

Er ging hinaus, kehrte aber bald zurück und brachte eine große Satte mit Milch, sammt Butter, Käse und Flachbrot, endlich ein Stück geräuchertes Hammelfleisch herein. Das ist meiner Treu Alles, was ich finden kann, lachte er; aber wenn Signa kommt, will sie uns eine Seterfuppe kochen und Sahnenkuchen backen, das wird Ihnen besser gefallen.

Ich bin zufrieden mit dem, was da ist, sagte Eduard, und Beide griffen nun rüstig zu und hielten ein Mahl, bei dem es so lustig als möglich herging. Der Rest des Madeira's aus der Flasche des Capitäns that gute Dienste und Grimmur ließ es nicht an Scherz und Fröhlichkeit fehlen, indem er nach seiner Weise Geschichten erzählte, welche allerlei Seltsamkeiten enthielten, mit denen er seinen Gebieter aufzog, der ihm jedoch Nichts schuldig blieb.

Es vergingen einige Stunden, ohne daß irgend eine Unterbrechung die beiden Männer gestört hätte. Draußen lag das einsame Waldland mit seinen öden Sümpfen und Birkengewinden, welche die fernen Heerden verbargen und drinnen stockte nach und nach die Unterhaltung, bis Grimmur Skalden plötzlich sagte: Das ist unser Leben hier, Herr Falkland. Verzweifelt eintönig, nicht wahr? Verzweifelt langweilig für einen Mann aus der großen Welt und eine Narrheit für Jeden, der nicht dazu geboren wurde, aber dennoch meint, er könnte es ertragen.

Das mag Jeder mit sich selbst ausmachen, Herr Skalden, antwortete Eduard. Ich zum Beispiel möchte den Versuch wagen, ohne an meine Narrheit zu glauben.

In alten Zeiten, sagte Grimmur mit einem häßlichen Lachen, glaubte man an Hexerei, wovon noch ein hübscher Rest Aberglauben in unserm Volk zurückgeblieben ist. Die Trollen spielen noch ihre Rolle bei verliebten Mädchen und Burschen und manche tragen Zauberzettel bei sich zum Schutz gegen alle Gefahren und um ihren Schatzchen treu zu bleiben. Haben Sie nicht auch einen solchen Talismann, Herr Falkland?

Allerdings, Herr Skalden, den habe ich, antwortete Eduard.

Sie bekamen ihn von der alten Kari und lasen ihn zur Stärkung, als wir an den Steinen ausruhten, fuhr Grimmur fort.

Sie haben gut beobachtet, aber es wäre am besten, wenn Sie ihn selbst lasen zu Ihrer Belehrung und zu Ihrem Schutz. Da ist er.

Mit diesen Worten reichte ihm Eduard den Zettel hin und hielt ihn dicht vor Grimmur's Augen, der langsam darnach faßte und dann mit lauter Stimme die Worte wiederholte: Er führt Böses gegen Dich im Schilde — sei auf Deiner Hut, — geliebter Eduard!

Sein Kopf färbte sich dunkelroth, er lachte laut und hohnvoll auf. Geliebter Eduard! ich gratulire, Herr Falkland. Wie das poetisch klingt. Aber was soll ich Böses im Schilde führen, fügte er mit rauher Stimme hinzu. Verdammt! wer das zu behaupten wagt.

Was ist dabei zu wagen, erwiederte Falkland mit überlegener Ruhe. Ist es Gutes etwa, was Sie im Sinne haben? Ich glaube es nicht. Ich stand dicht bei Ihnen, Herr Skalden, Hand in Hand mit Emma, als Sie Halbart Mare erzählten, was sich am Optunbache zugetragen. Wir beide hörten, was Sie sagten, daß es Ihre Sache sei, die Sie in Ihrer Weise ordnen wollten. Was Emma fürchtet, weiß ich nicht, ich aber bin Ihnen gefolgt ohne Furcht und Bangen. Da bin ich nun.

Grimmur stand vor ihm mit flammenden Blicken. Was er hörte, machte einen starken Eindruck. Er sah sich überrascht, und wagte nicht, zu widersprechen. Rasch drehte er sich um und ging der Thür zu.

Sie wollten ein offenes Wort mit mir sprechen, rief ihm Eduard nach. Das ist für uns Alle, wie ich denke, das Beste.

Ich will sprechen, Herr, erwiederte er. Folgen Sie mir.

Wohin? fragte Falkland mißtrauisch.

An einen Ort, wo uns Niemand stört.

Ich will Ihnen folgen, versetzte Eduard stolz. Mögen Sie im Sinne haben, was Sie wollen, ich denke besser von Ihnen.

Mit widerwilliger Geberde schleuderte Grimmur sein Jagdmesser auf den Tisch. Ich will Ihnen einen Wasserfall zeigen, sagte er, den schönsten, den ich kenne. Dorthin führe ich Sie, und dort wollen wir unsre Sache schlichten in meiner Weise.

VI.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er hinaus, Falkland folgte ihm nach und beide stiegen das Fjeld hinauf und verfolgten den Lauf des Baches, der von der Hochfläche her-

unter kam. Niemand sprach. Grimmur schien nicht zu wissen, ob Eduard hinter ihm sei. — Beinahe eine Stunde verging, ehe der Rand der Weideregion erreicht war, welche zuletzt steil aufwärts führte; aber welch wunderbarer Anblick bot sich den Blicken des Wanderers dar, als er die Höhe erreicht hatte. Vor ihm lag eine fürchterliche Wildniß voll zerklüfteter und zerrissener Felsblöcke, Hörner und Spalten. Am fernen Horizont thürmten sich gigantische Gebirgsmassen auf, theils von abenteuerlicher Spitzenbildung, theils Pyramiden oder langgestreckte Bänke, von deren düsteren Rücken ungeheure Kegel in den wolkenlosen Himmel starrten. Schneelager von unabsehbarer Ausdehnung und Eisströme von blauer und grüner Färbung liefen an ihren Seiten nieder und füllten alle Zwischenräume aus. So weit die Blicke reichten, war nichts als diese entsetzliche Wüste zu schauen, nichts als die blendenden Eiskrystalle, auf denen die Sonne ihre funkelnden Strahlen brach.

Das waren, wie Eduard nicht zweifeln konnte, die seltsamen Felsengipfel der Horungerne mit ihren mächtigen Eisfeldern; das war dgs Hochgebirge, von dem er gehört hatte, die Hochfläche von mehr als fünfzig Meilen Länge, gefüllt mit riesigen Gebirgsstöcken, unermeßlichen Gletschern. Kein Ton des Lebens drang in sein Ohr, nur zuweilen glaubte er einen dumpfen Donner zu hören, den Donner ferner Lawinen oder berstender Eismassen, welche von diesen unersteiglichen schrecklichen Pfeilern der Schöpfung hinabstürzten zu eben so schrecklichen Trümmern, welche zu ihren Füßen lagen.

Eine Zeit lang vermochte Falkland seine Augen kaum abzuziehen von diesem erhabenen Gemälde, dann aber fiel ihm Grimmur ein und er sah ihn nicht fern von sich stehen und ihn erwarten. Als er sich ihm näherte, schritt jener weiter, steilen Klippen zu, welche sich aus dem Trümmermeere erhoben. Er wollte nicht mit sich sprechen lassen und Eduard hatte Zeit, seine Lage zu bedenken, als er ihn zwischen dem Gestein verschwinden sah.

Warum führte ihn Grimmur in diese Wüste? Was hatte er hier zu erwarten? Worauf sann er? — War es eine Gewaltthat, die er in Heimlichkeit begehen wollte? Aber er hatte sein Messer mit dem Ausdruck von Abscheu von sich geworfen und Falkland glaubte um so weniger, daß er ein blutiges Ende zu fürchten habe, da immer noch ein Gefühl von Achtung und Bewunderung in ihm war, das den männlichen und kühnen Eigenschaften seines Gegners zu Theil wurde. Mit diesem Gefühl verband sich die Hoffnung, daß er zu einer Versöhnung gelangen könne und es that ihm wohl, daran zu denken, daß es ihm gelingen werde, durch Offenheit und Wahrheit wie durch Vertrauen und Muth Grimmur's feindliche Absichten zu bewältigen.

Mit diesen Vorsätzen folgte er ihm rascher nach, und als er auf den Klippen stand, war er entzückt von dem neuen überraschenden Anblick, der sich hier ihm darbot. Hinter diesen steilen Felsen lag ein Thal ganz umringt von düstern Gebirgsmassen, dennoch aber bedeckt von Blumen, die in den köstlichsten Farben prangten. Weite Felder des purpurrothen Fingerhuts begegneten anderen Feldern der tiefblauen Eisenhüte und alle senkten sich zu einem Grunde hinab, der mit blühenden Gewächsen mannigfacher ähnlicher Art gefüllt war. Von der höchsten Felsenmasse aber fiel ein Wasserstrom nieder und bildete einen prachtvollen Cascadenfall; dann sammelte er sich in einem Becken, um von der düstern Wand niederzurauschen, wie eine ungeheure Schlange von flüssigem Silber, und so gelangte er an die Stelle, wo er mit einem Sprunge in einen tiefen Spalt stürzte, in welchem er verschwand. Aber ein Nebel von Myriaden von Thauperlen stieg aus diesem Schlund auf und bildete eine leuchtende Wolke, welcher die Sonne die wunderbarsten, glänzendsten Farben gab.

Voller Staunen und Entzücken betrachtete Falkland dies edle Kunstwerk der Natur, aber er sah auch, daß Grimmur bei den Blumenfeldern stand und ihm winkte. Kommen Sie näher, sagte er, dies ist der Platz, den ich Ihnen zeigen wollte. Der Bach kommt vom Fanarrakgletscher herunter und vereint sich mit anderen Zuflüssen aus den Skagastöltinden. Daher seine Wassermasse, die nie abnimmt. Nichts läßt sich mit der Majestät dieses Falls vergleichen.

Er ist von entzückender Schönheit, sagte Eduard.

Folgen Sie mir weiter, fuhr Grimmur fort; ich will Sie auf den rechten Standpunkt bringen.

Er ging über ausgewaschene Felsenlager hinunter, die vom ewigen Wasserstaub genäßt waren und sie gelangten beide auf einen Vorsprung, der mit Gras und Blumen bedeckt und wohl an zwanzig Schritte, so lang wie breit war. Hier standen sie dem Falle gegenüber und vor ihnen gähnte der schwarze Abgrund auf, in welchen der kochende Strom hinabstürzte, indem er zwischen den Felsenwänden wüthend und donnernd seinen Gischt zurück und hinauf schleuderte. Ueberall eingefaßt von glatten jähen Felsmassen, blieb nichts als die grüne Terrasse, welche sich wie ein Altan über den Abgrund hinausstreckte. Mit kühnen, festen Schritten ging Grimmur über das schlüpfrige Gras, bis an den äußersten Rand und mit einer Stimme, die das Brausen und Donnern in dem furchtbaren

Kessel übertönte, rief er seinem Gefährten zu, heranzutreten, indem er die Hand nach ihm ausstreckte.

Einen Augenblick stand Falkland zaudernd und bedenkend; ein furchtbarer Gedanke überkam ihn, und Grimmur's Augen rollten, auf seinen Lippen lag der Ausdruck eines wilden, Tod verachtenden Hohns. Hat Ihr Muth Sie verlassen, rief er aus, wagen Sie es nicht, hier hinabzuschauen?

Einer solchen Mahnung bedurfte es, um die Anwandlung zu unterdrücken, welche Falkland empfand. Im nächsten Augenblick stand er neben Grimmur und sah in den Schlund hinab, in welchen die zum Schaum zerschmetterten Wasser unaufhörlich in einem Guß von kochendem Erz niederrauschten, an den Wänden zerschlugen, matter und matter heraufleuchteten und in Nacht und Schrecken verschwanden. Wie von zahllosen Blitzen wurde dieser Abgrund durchkreuzt und die geblendeten Augen suchten vergebens, sich der Schrecken dieses Anblicks zu erwehren, vergebens war es für Eduard Falkland, den Gedanken zu verbannen, daß ein einziges Gleiten seines Fußes, ein geringer Stoß, die Berührung eines Fingers hinreichend sei, ihn hinabzustürzen. Und jetzt wandte sich Grimmur Skalden um, beugte sich zu ihm hin und hob seinen Arm in rascher Bewegung auf, doch eben so schnell war Falkland zurückgesprungen und stand mehre Schritte von ihm auf dem Grasboden.

Mit finsteren stolzen Mienen folgte ihm Grimmur nach und indem er vor ihm stehen blieb und ihn drohend anblickte, sagte er im Tone der Entrüstung und Verachtung: Warum fliehet Ihr vor mir, Herr? Denket Ihr so niedrig von Grimmur Skalden, daß er wie ein Mörder Euch dort hinabschleudern würde? Wollte ich das, bei Gott! Ihr würdet mir nicht entgangen sein. Aber es ist Lüge und Falschheit, wenn Ihr es wagt, Schlechtes und Gemeines von mir zu denken.

Ich habe ein Recht dazu, für mich zu sorgen wie ich kann, antwortete Falkland mit ruhiger Kälte.

Ein Kreis von Falten zog sich auf Grimmur's Stirn zusammen, seine Augen rollten umher, aber er suchte sich zu besänftigen.

Hört an, was ich Euch zu sagen habe, begann er. Es wäre Thorheit, wenn wir leugnen wollten, was wir beide wissen. Wir verlangen Beide nach Emma Mare. Doch nur Einer von uns kann sie besitzen.

Was bezweckt Ihr, um dieser Eine zu sein? fragte Falkland.

Schweigt! erwiederte Grimmur heftig und hört mich zu Ende. Ich habe Euch hier hinauf und bis zu dieser Stelle geführt, damit wir es unter uns ausmachen, wer von uns zu Halbart Mare gehen und ihm sagen soll: Da bin ich, als Freier für Deine Tochter.

Und wie sollen wir das ausmachen, Herr Skalden?

Wie nordische Männer nach unsrer Väter Weise. Es ist Narrheit, wenn Ihr denken wolltet, ich hätte Euch den Fortunensteig hinaufgeführt, damit Ihr hinunterstürzen und zerschmettern möchtet. So viel kannte ich Euch, daß Ihr kein Schwächling und kein Hase seid. Wer um Emma Mare wirbt und zu dem sich ihr Herz neigt, der muß es verdienen. Ja wissen sollt Ihr, Falkland, daß auch ich Euch achte, weil Ihr ein Mann seid, der männlich Wesen an sich trägt.

Habt Dank dafür, erwiederte Eduard, der eine frohe Regung bei diesem Bekenntniß fühlte und erlaubt auch mir, Euch zu sagen, daß ich dasselbe Gefühl von dem Augenblick an hege, wo ich Euch sah.

Er streckte seine Hand aus, Grimmur ergriff diese und hielt sie fest. Wollt Ihr [illegible] sterfjeld verlassen und Emma [illegible] sagte er, so wollen wir Freunde [illegible] und Tod.

Nur wenn Emma will, [illegible] wird es geschehen, versetzte Falkland.

Ich dachte es wohl! [illegible] mit seiner frühern [illegible] Eduard's Hand zurück. [illegible] sich von meinem Großvater erzählt. Er liebte ein Weib, war wie Emma und hatte wie ich ihn habe. [illegible] hieher an diese [illegible] ein, um die Braut [illegible] überwunden am [illegible] Sieger gelänge, [illegible] stürzen. Mein Pl[illegible] tunsfellen frisch [illegible] schenauge hat [illegible] ihm hinaufgeschaut.

Und nun, wie [illegible] machen? fragte [illegible]

Entweder [illegible] zeigt, daß Ihr [illegible] seine verdient [illegible]

Falkland [illegible] über [illegible] seinen [illegible] deutlich [illegible] er fasste [illegible] stattlich [illegible] gebeugt [illegible] schwarz [illegible] Haar [illegible]

Was sagst Du da?! schrie Grimmur. Du willst nicht?!

Ich sage, daß ich kein Rasender sein will, fuhr Eduard fort, und daß ich Besseres von Euch denke.

Weil fremdes, falsches Blut in Dir ist, unterbrach ihn Grimmur, weil Du nicht wagst, wie ein Mann zu thun.

Was Dein Großvater einst gethan, war grausam und roh, antwortete Eduard, und seit jener Zeit sind wohl mehr als fünfzig Jahre verflossen. Solche schreckliche Kämpfe, wie damals geschehen, erregen jetzt den Abscheu aller besseren Menschen; dennoch aber mag Thorkel Skalden bessere Ursache dazu gehabt haben, wie Du sie hast.

Schwatze nicht wie eine Elster! fiel Grimmur ein. Mein Großvater fand einen Mann, der anders dachte wie Du.

Dein Großvater wurde geliebt von dem Mädchen, für das er kämpfte, versetzte Falkland, Du aber wirst nicht geliebt. Und jetzt sage mir bei Deiner Ehre, bei Deinem Gewissen, Grimmur Skalden, hebe Deinen Arm auf und schwöre bei dem Gott, der über uns wacht, ob Du Emma Mare liebst. Ob Du sie liebst mit Deiner Seele Kraft, daß Du nicht von ihr lassen kannst, als mit Deinem Leben. Schwöre, Grimmur! Einer hört uns, der Dich und mich richtet, bei seiner Allmacht schwöre! Dann will ich mit Dir kämpfen. Grimmur stand eine Minute lang, als sei er einer jener Riesen, Kinder der Nacht, die vom Sonnenstrahl getroffen sich in Stein verwandeln. Die Sonne trat eben hinter einer Felsenspitze hervor und überglänzte sein düsteres Gesicht und die trotzende kühne Gestalt. Plötzlich zuckte es um seine Lippen und langsam, als werde er ihm zu schwer, hob er den Arm empor und ließ ihn wie vom Blitz getroffen wieder sinken; denn eine Stimme über ihm, die vom Himmel zu kommen schien, rief laut und klingend: Schwöre nicht, Grimmur! schwöre nicht!

Auch Falkland wandte sich erschrocken um. Da stand auf dem Klippengipfel hinter ihnen Signa, die Seterin, auf ihren langen Hirtenstab gestützt.

Mit wunderbarer Behendigkeit stieg sie an der glatten Wand nieder, als schwebe sie durch die Luft, und nach wenigen Augenblicken sahen die beiden Männer sie zwischen sich, wie eine Erscheinung. Ihr Gesicht lächelte noch muthiger und freundlicher, ihre Augen glänzten stolz und freudig, der gelbe Sonnenschimmer auf ihren reichen blonden Flechten warf goldene Strahlen um ihren Kopf.

Was willst Du schwören, Grimmur? fragte sie, ihre großen Augen auf ihn heftend.

Wie kommst Du hierher, Signa, murmelte er. Geh, verlaß uns!

Nein, sagte sie, nein, Herr! Ich sah Dich mit diesem Fremden und ich folgte Euch nach. Ich stand auf dieser Klippe und hörte, was er von Dir verlangte. Sieh mich an, Grimmur, und dann sage ihm, wen Du liebst. Lügen wirst Du nicht, denn Du bist stolz. Scham und Schande würden über Dich kommen und Du kannst sie nicht ertragen.

Was willst Du, Signa? fragte Grimmur aufblickend.

Was ich will? antwortete sie. Ich will Dir sagen, daß dieser fremde Mann Recht hat, daß Emma Mare vor Dir flieht und daß ein Mann wie Du nicht vor der Thür stehen soll, die ihm verschlossen bleibt.

Meinst Du so, weil Deine Thür mir nicht verschlossen blieb? rief Grimmur rauh.

So meine ich, sagte sie. Meine Thür war Dir nicht verschlossen! mein Herz kam Dir entgegen. Ich gab es Dir und Du nahmst es, willst Du es jetzt von Dir werfen, Grimmur? Du kannst es nicht, denn wisse, auch unter meinem Herzen liegt etwas, was Dir und mir gehört. Sage diesem Fremden nun, Grimmur Skalden, wen Du liebst; sage ihm, was er Emma Mare erzählen soll.

Aber Grimmur sagte nichts. Einige Minuten lang stand er, die Arme über seine Brust gekreuzt, die Augen auf den Schaum des Wasserfalles in den Abgrund gerichtet. In sein bleiches Gesicht stieg das Blut, in seinem Kopfe arbeiteten finstere Gedanken; er rang mit bösen und guten Mächten, die sich in ihm um ihre Beute stritten. Plötzlich aber wendete er sich um, ging mit starken Schritten an Falkland vorüber und stieg über die Felslager hinauf.

Laß uns gehen, murmelte er, fort von dieser Stelle.

Signa lächelte ihm nach. Komm, Grimmur, erwiederte sie, und komm auch Du, fremder Mann, Du wirst Emma Mare gute Nachricht bringen.

Von jenseits des kleinen Thales, wo die Blumenfelder begannen, kam aber jetzt ein Anderer daher, in welchem Falkland den jungen Bauer Halfson, Signa's Bruder, erkannte. Auch Grimmur sah ihn sogleich und blieb stehen bis er bei ihm war. Dann bot er ihm die Hand, ohne etwas dabei zu sagen, doch Halfson nahm sie nicht an.

Ich habe mit Dir etwas zu reden, was meine Schwester Signa betrifft, sagte er, ehe Du mir nicht geantwortet hast, kann ich Deine Hand nicht annehmen.

So gib Du mir Deine Hand, Signa, begann Grimmur und indem er sie nahm, sagte er: Hier sind wir beide, Thorkel Halfson, mein Freund und mein Bruder. Steh uns bei zu aller Zeit, mein Haus sei Dein Haus. Heute in drei Wochen wird Signa mit mir

zur Fortunenkirche gehen. Du sollst die Hochzeitskrone vortragen, die Pfeifer und Fahnenschwenker kannst Du morgen bestellen. Jetzt schlag ein, Thorkel. Was willst Du noch von mir?

Nichts! nichts! schrie Thorkel freudig auf. Du wirst meiner Schwester Ehre geben, wirst sie in Ehren halten. Dein Haus, Dein Herd werden dafür gesegnet sein.

Und Du, fremder Mann! rief Signa Eduard Falkland zu, eile hinab in den Hof von Eide und sage Emma Mare, Signa die Seterin schicke ihr, was ihr Herz begehrt; was aber Signa's sei, das werde sie behalten, und es nimmer und nimmer von sich lassen.

Und zum ersten Male verdunkelten sich die hellen blauen Augen des Hirtenmädchens und während ihre Lippen glückselig lachten, schlang sie beide Arme heftig um Grimmur's Hals, große Thränentropfen fielen auf seine Brust.

Da löste sich der letze Schatten von Grimmur's Seele. Liebe und Freude überstrahlten sein Gesicht. Gute, treue Signa! rief er aus, o! Du hast Recht, Dir allein gehört mein Herz, keiner andern, und wenn es eines Königs Tochter wäre. Gehen Sie, Herr Falkland, seien Sie Signa's Bote an Emma Mare und sagen sie dem Capitän, in drei Wochen würden die Hochzeitslichter in Fortunenskirche brennen, dort hoffte ich ihn und Sie und Emma zu finden.

Der Abend brach herein, als Eduard Falkland den Hof von Eide tief unter sich am Lysterfjord erblickte. Er war den Fortunensteig hinabgekommen, ohne den geringsten Schwindel zu fühlen, obwohl ihm zuweilen war, als gehe er auf eines Seiltänzers Faden, der von einer Thurmspitze herunterführt und die losen Steine unter seinen Füßen rollten in die Tiefe, wo der goldene Knopf der Fortunenkirche die Sonnenblitze fing. Auf die Kirche hefteten sich seine Hoffnungen und noch als er das Ende des steilen Hirtenweges erreicht hatte, warf er ihr einen langen Scheideblick zu. Dann eilte er auf den Waldpfaden weiter und sein Herz fing an zu schlagen, als er Halbart Mare in seinem Garten gehen sah, die hohe gebeugte Gestalt auf seinen Stock gestützt, und seine linke Hand auf Emma's Schulter gelegt. Sie ging neben ihm und er sprach zu ihr, vielleicht von Grimmur und von seinen Plänen. Aber da war nicht zu warten, nicht zu sinnen. Falkland sprang rascher noch über Felsstufen und Baumwurzeln, in wenigen Minuten war er unten und wie er auf den Hofplatz trat, sahen sie ihn beide.

Glühende Röthe bedeckte Emma's Gesicht, es war, als wollte sie ihm entgegen laufen, aber der Capitän drückte ihre Schulter fester zusammen und runzelte seine Stirn.

Wo kommst Du her? rief er seinem jungen Vetter entgegen. Wo ist Grimmur Skalden?

Er ist in seinen Sennhütten geblieben, erwiederte Eduard.

Und warum bliebst Du nicht bei ihm?

Er wünschte, daß ich zu Ihnen zurückkehrte, um zu berichten, was ihm geschah.

Was war es? fragte Halbart Mare rasch. Ist er krank? Verwundet?!

Gesund geworden und geheilt, lachte Eduard.

Antworte deutlich! rief der Capitän mit dem Stocke aufstampfend.

So hören Sie denn, begann Eduard. Grimmur Skalden schickt Ihnen seinen Gruß. Heut' über drei Wochen wird er Hochzeit halten in Fortunenkirchen, dazu ladet er uns Alle ein.

Hochzeit! murmelte Halbart Mare mit starren Blicken. Mit wem?

Mit Signa, der Seterin.

Der Capitän stand vornüber gebeugt, ein grimmiges Hohnlachen in den lederharten Falten seines Mundes. Falkland nahm inzwischen Emma's Hände, zog diese an seine Lippen und flüsterte ihr zu: Glück! Glück! meine Emma, nichts soll uns mehr trennen.

Ein Mann von solchem Blute und ein Setermädchen! murmelte der Capitän verächtlich. — Verdammt mag er sein! aber was kümmert es uns, was habe ich damit zu schaffen? Gut, daß mein Haus rein von ihm ist. Und was wäre es auch gewesen, fuhr er wie mit sich selbst sprechend fort. Emma hatte kein Herz für ihn und ob drei Stunden oder hundert von mir entfernt, es ist zur Winterszeit so ziemlich einerlei. Wenn der Fjord voll Eisschollen treibt, kann das Kind nicht zum Vater kommen. Hei Du! rief er, seinen Kopf aufschnellend, Du, Eduard Falkland, Du möchtest mein Eidam werden?

Ja, theurer Vetter, von Herzen gern.

Und Du, Emma, Du willst ihn haben? Sage ja, wenn's wahr ist.

Ja lieber Vater, ich leugne nichts.

Und wollt Ihr beide wenigstens in jedem Sommer bei dem alten Halbart Mare am Lysterfjord wohnen, so lange ihn Gott leben läßt?

Vater, Vater! rief Emma, ihr Arme um ihn schlingend.

Laß' mich Dein Sohn sei, ich will es verdienen, bat Falkland.

Nun denn, Kinder, sagte Halbart Mare, indem er gewaltsam seine Rührung bezwang, so seht zu, wie ihr es mit ein einander ausmacht, um glücklich zu werden bis an Euer Ende. Doch Grimmur Skalden soll uns nicht vergebens in die Fortunenkirche geladen

haben. Wir werden kommen, Emma, wir werden kommen, Eduard Falkland; unter der Goldkrone, wie es sich gehört, und nach Deinem und meinem Rang, als das erste Paar, das soll uns Niemand streitig machen! —

So geschah es denn auch drei Wochen darauf. Das Fortunenthal wiederhallte von den Hörnern und Flöten der beiden Hochzeiten, und am Altare der kleinen Kirche standen glückselig neben einander Emma Mare von Eide, und Signa, die Seterin.

Aus dem

Jugendleben Johann von Müller's.

(1766 — 1769.)

Von F. Zehender.

Unter dem Namen Collegium humanitatis bestand in der Stadt Schaffhausen bis vor wenig Jahren eine ehrwürdige Anstalt zur Bildung der studirenden Jugend, der Johann von Müller sein Leben lang ein dankbares Andenken bewahrte. Sie verdankte ihre Gründung einer merkwürdigen Frau, die heutzutage kaum ihresgleichen fände. Es lebte in Schaffhausen im siebenzehnten Jahrhundert eine adelige reichbegüterte Dame mit Namen Anna Katharina Peyer, welche von solchem Eifer für die Wissenschaften beseelt war, daß sie den Tacitus las, mit Gelehrten lateinisch correspondirte und unter andern durch ihren Sohn dem berühmten Philologen Bernegger, der in Straßburg lehrte, einen Beitrag von 150 Goldgulden übersandte, um ihn in der Herausgabe des Tacitus zu unterstützen. Daß dieser gelehrten Frau auch die studirende Jugend ihrer Vaterstadt sehr am Herzen lag, bewies sie bei ihrem Tode 1659 dadurch, daß sie die Summe von 4000 Goldgulden zu dem Zwecke vergabte, daß in ihrer Vaterstadt eine Anstalt errichtet würde, in welcher die aus dem Gymnasium austretenden Jünglinge sich vollständig auf die Universität vorbereiten könnten. Ihrem edeln Beispiele folgten der Rath, die Zünfte und viele adelige Geschlechter mit freiwilligen Gaben, welche bis 1685 so hoch angewachsen waren, daß die Anstalt mit vier Professoren eröffnet werden konnte. Man gab ihr den Namen Collegium humanitatis, um anzudeuten, daß alle geistigen Gaben, welche Gott der menschlichen Natur gegeben, darin zur Entwicklung gebracht, also weder gelehrte Stubensitzer, noch bloße Brotstudenten, sondern wahre Menschen darin gebildet werden sollten, die alles Wahre, Gute und Schöne mit Lust und Liebe ergriffen. Im Anfang wurden zwei Stunden für die Religion, zwei für die griechische, zwei für die lateinische Sprache, zwei für die Physik, zwei für die Mathematik, und sechs für die Logik bestimmt (zwei der letztern wurden auf Disputationsübungen verwendet). Später kam noch Geschichte und Naturrecht hinzu und in Latein, Mathematik und Physik wurde die Stundenzahl erhöht. Am Eingang des Saales, welcher für die Anstalt benutzt wurde, stand die Inschrift: *Μελέτη τὸ πᾶν*, Uebung ist Alles. Anderthalb Jahrhunderte arbeiteten an diesem Collegium die gebildetsten Männer der Stadt; auch zu der Zeit, da J. v. Müller reif war, in sie einzutreten, war sie fast von lauter trefflichen mit Liebe zur Jugend erfüllten Lehrern besetzt und bildete dadurch einen Gegensatz zum Gymnasium, welches sich im kläglichsten Zustande befand.

Es war stets ein Fest- und Freudentag für die Stadt Schaffhausen, wenn nach überstandenen Schulprüfungen am Gymnasium öffentlich die Prämien des Fleißes an die würdigen Schüler ausgetheilt wurden. Vieles trug dazu bei, den Glanz des Tages zu erhöhn. Feierlich zogen an einem Montag Nachmittag die Schüler, ihre Lehrer an der Spitze, in die St.-Anna-Capelle neben dem Münster, hier war das Musik-Collegium, aus Herren und Damen bestehend, versammelt, um die Feier einzuleiten und zu schließen, viele Väter und Mütter und mancher gute Bürger, dem sein Herz für die Jugend schlug, füllten die kleine Kirche bis in die hintersten Räume. Da schritt, von seiner festlich geschmückten Familie und Verwandtschaft begleitet, in der Mitte zweier Commilitonen, die ihn von Hause abgeholt hatten, der oberste Schüler der sechsten Classe des Gymnasiums, der nun als Primus eintreten sollte in's Collegium humanitatis, durch's Portal der Capelle herein; kurze Hosen und seidene Strümpfe mit Zwickeln an den Knieen bezeichneten ihn als die hochwichtige Person des Tages: denn er sollte durch eine von der Canzel gesprochene deutsche Rede, die gehörig mit lateinischen Phrasen durchspickt sein mußte, den Eintritt in des Collegiums Hallen und den Titel des Studiosus sich erkaufen. Endlich erschien noch auf den Ehrenplätzen der sogenannte Rath der Scholarchen (Schulrath), die geistlichen Herren darunter, geschmückt mit hohen, ehrwürdigen Perrücken, von denen der Puder stob, wenn sie sich drehten oder erhoben, die weltlichen Mitglieder, Bürgermeister oder Seckelmeister, den vergoldeten Degen zur Seite, das gepuderte Haar in einen zierlichen Zopf gesammelt, die Halskrause im Busen und die Schuhe mit funkelnden Schnallen geschmückt; sie wurden gefolgt von den Rathsweibeln in ihrer Amtstracht mit dem grün und schwarzen Mantel, einen Stock in der Hand, welcher den silbernen Widder trug, das Wappenbild der Stadt Schaffhausen. Auf einem Tische

vor diesen ehrwürdigen Häuptern stand ein Körbchen mit Zetteln, welche die Namen der ausgezeichneten Schüler enthielten und ein Testimonium diligentiae, von dem ersten der Scholarchen unterzeichnet. Nun ertönte die Musik und der Gesang; als ihre Klänge anfingen zu verhallen, betrat der jugendliche Redner klopfenden Herzens die Canzel. Aller Augen richteten sich auf ihn; es galt nun, mit Geistesgegenwart die erste Schüchternheit vor so viel Volks zu überwinden und die „Oration" (so hieß die Rede) frisch und gefaßt vorzutragen; denn je nachdem es ihm gerieth, sprach von ihm nachher die ganze Stadt mit Lob oder Tadel. So stand des Redners junge Ehre auf dem Spiel; Alles trieb ihn, die heiße Viertelstunde muthig zu überstehn. Er schloß mit einer pathetischen Ermahnung an die anwesenden Mitschüler, dann erschollen wieder die Klänge der Musik; hierauf wurden mit lauter Stimme die Namen der Glücklichen verlesen, welche Prämien erhalten sollten und ein Rathsdiener überbrachte feierlich dem Orator seinen Zettel; hierauf nahmen die übrigen, an den Tisch tretend ihre Zettel und die dazu gehörigen Gaben, Schulbücher oder schöne Ausgaben von Classikern, in Empfang und drückten den Scholarchen durch Händedruck ihren Dank aus. Mancher ging ermuthigt und hocherfreut, mancher beschämt und niedergeschlagen aus der Kirche, am leichtesten und fröhlichsten aber war es dem Helden des Tages zu Muth, der nun wieder die Capelle verließ und im feierlichem Zuge entweder dem väterlichen Hause oder einem der geräumigen Zunftgebäude zuwallte, um mit seinen Schulgenossen in heitrer Gesellschaft von Eltern, Großeltern, Onkeln, Tanten, Vettern und Basen den unvergeßlichen Tag festlich zu beschließen. Von vielen Seiten wurden ihm nun theils Gaben an Geld (einzelne beträchtliche aus öffentlichen Legaten), theils andre Geschenke gespendet. Nun pries man ihn glücklich, setzte sich mit ihm zum festlichen Mahle, man sprach von der überstandnen Mühe, man führte sich zum Tanze, war fröhlich bis tief in die Nacht — und am andern Morgen erwachte der Gefeierte, wenn die Sonne schon hoch am Himmel stand, als Studiosus Collegii humanitatis.

J. von Müller war vierzehn Jahr alt, als er im Jahr 1766 als Primus seiner Classe durch eine solche „Oration" sich den Eintritt in jene Anstalt rühmlich verdiente; ungewöhnlich jung war er zu dieser Ehre gekommen. Die Rede handelte „von dem Nutzen der Gemüthsbewegungen" und war, wie es stets zu geschehen pflegte, von dem Rector des Gymnasiums verfaßt. Wie mochte, da er sie vortrug, das jugendlich warme Herz ihm geschlagen und das helle Auge ihm geleuchtet haben! Gewiß empfand er da schon eine Ahnung jener hohen Freude, ein geistiges Gut durch den Zauber des lebendigen Wortes Andern mitzutheilen und sie dadurch zur Liebe der Wahrheit und zu edler Gesinnung zu begeistern! Das war ja in der Jugend schon seines Lebens heißersehntes Ziel, dazu entflammte ihn so manchmal das Lesen der alten Geschichtsschreiber, Dichter und Redner. — Jener Tag war ein Ehrentag für den reichbegabten Knaben und besonders auch für seinen Vater, einen wackern, aber etwas pedantischen Schulmann, der des Sohnes unbändige Wissenslust weniger begriff als die milde, verständige Mutter, die mit ahnungsvollem Verständniß seines Strebens ihm manchmal im Stillen einen Schrank mit alten Büchern öffnete, den der Vater, allem unregelmäßigen Studiren abhold, mit siebenfachem Schloß verriegelt haben würde, hätte er davon etwas gewußt. Jedenfalls bildete für den lebhaften jungen Geist jenes erste Auftreten vor dem Publicum seiner Vaterstadt eine Epoche im Jugendleben; es kann ihm nicht anders ergangen sein als andern tüchtigen Männern, die in spätern Jahren noch mit Freude davon spachen, wie der „Orationstag" einen Funken der Begeisterung in ihre Seele geworfen und einen eigenthümlichen Glanz über die wichtigste Zeit ihres Jugendlebens ausgegossen habe.

In der Anstalt, deren Pforten sich nun dem jungen Studenten eröffnet hatten, wehte eine Luft, in welcher er sich von Anfang an heimisch fühlte, die er darum einathmete mit vollen Zügen. Auch mochte es ihm scheinen, als wäre diese Schule ganz allein für ihn vorhanden; denn bei der geringen Anzahl, welche in Schaffhausen den Studien sich widmeten, traf es sich merkwürdiger Weise, daß er zwei Jahre hindurch der einzige Schüler war von sieben oder acht Lehrern, welche die verschiedenen Fächer: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Rhetorik, Dogmatik, Physik, Mathematik und Philosophie lehrten. Mit seinem brennenden Durst nach Erkenntniß machte er sich im vollsten Maße die herrliche Gelegenheit zur Bildung zu Nutze, die ihm hier geboten wurde. Unauslöschlich drückte sich das Bild der geliebten Lehrer, die ihm ihr Bestes als geistige Speise boten, in seiner Seele ab: dankbar ihrer zu gedenken und ihre Verdienste um seine Entwicklung zu rühmen, war ihm noch in spätern Jahren eine Luft. Da das Collegium nur aus Professor und Student bestand, so ließen sich, wie er selbst erzählt, einige seiner Lehrer mit ihm in die angenehmsten und mannigfaltigsten Gespräche ein. Diese wurden ihm bald die liebsten; er freute sich auf ihre Stunden stets mit unbeschreiblichem Vergnügen, während er nach eigenem Geständniß bei den andern, die nur trockne Vorlesungen hielten,

sich oft des Einschlafens nicht erwehren konnte. Sein lebendiger Geist verlangte von Allem Grund und Ursache zu wissen: es kündigt sich hierin schon die strenge Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit an, mit der er später seine wissenschaftlichen Arbeiten betrieb. Sein Sprachtalent glänzte besonders im griechischen Unterrichte, der von dem spätern Antistes der Schaffhauser-Kirche, Melchior Habicht, ertheilt wurde. Dies war ein liebenswürdiger Mann von vielen Kenntnissen und hellem Verstand; wenn sein Schüler wie im Fluge die aufgegebenen Lectionen durchgenommen hatte, so benutzte er die übrige Zeit, von andern Dingen mit ihm zu reden, „die in keinen Büchern vorkommen und doch zu wissen nöthig sind." — Der beste Jugendlehrer an der Anstalt war der Professor des Lateinischen und der Rhetorik, mit Namen Deggeller, ehrwürdig durch seine grauen Haare und seine vieljährige Wirksamkeit, während welcher er vielen vortrefflichen Männern der Stadt und auch Auswärtigen das Beste ihrer Bildung mitgetheilt hatte. Denn er besaß Bildung im schönsten Sinn des Worts, nicht eine weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, aber eine ganz gründliche Kenntniß dessen, was er lehrte, begleitet von einem richtigen Geschmacke, den er sowohl auf vielen Reisen im Umgang mit der großen Welt, als auch durch Lectüre der Alten und neuerer Schriftsteller sich gebildet hatte. Alles ängstlich gelehrte und kleinliche Wesen haßte er, ebenso sehr auch alle Rohheit und war stets voll Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen seine Schüler. Da dieser Mann besonders auch die Gabe besaß, für die lateinischen Classiker zu begeistern und an ihren schönen Stellen den Geschmack heranzubilden, so war er für Müller's empfänglichen Geist, dem die römischen Alten schon früher so lieb geworden waren, daß er sie, wie er erzählt, an den seltsamsten Orten las, grade der rechte Mann. Bald zogen Lehrer und Schüler sich gegenseitig an; dieser sparte seine Fragen nicht, und jener gab freigebig her, was er an Schätzen des Wissens besaß, sei's aus der altclassischen oder der deutschen Literatur, Regeln des Studirens oder des Geschmackes, oft nur in beiläufigen unterhaltenden Bemerkungen und Notizen, die sein junger Freund begierig und dankbar auffaßte. Dieser treffliche Lehrer war mit Breitinger und Bodmer nahe befreundet; letzterer beklagt sehr seinen 1780 erfolgenden Tod und freut sich in einem im dreiundachtzigsten Jahr geschriebenen Briefe, ihn unter andern alten Freunden im ewigen Leben wiederzusehn. — Noch eine andre ehrwürdige Persönlichkeit ließ in J. v. Müller's Seele einen tiefen Eindruck zurück. In altmodischem Rock, in hoher weißer Alonge-Perrücke, die ein zartes liebliches Gesicht umgab, lehrte mit sanfter Stimme die Mathematik und Philosophie ein hagerer, fast siebenzigjähriger Greis, der einst als Jüngling mit seinem Jugendfreunde, dem berühmten Euler, einen Ruf zu einer einträglichen Stelle in Petersburg erhalten, aber den kärglich besoldeten Dienst im Vaterlande vorgezogen hatte. Neben seiner Professur mußte er sich mit dem Schreib- und Rechnungsunterricht am Gymnasium plagen und bewies in Mußestunden seine mathematischen Talente und seinen eisernen Fleiß durch die Verfertigung eines Erd- und eines Himmelsglobus, auf welche er mit äußerst zierlicher Handschrift und Zeichnung alle geographischen und physikalischen Bestimmungen auftrug. Sie gelangen so gut, daß sie um 1700 Gulden für ein Cabinet in Kopenhagen angekauft wurden. Dieser Mann wirkte auf seine Schüler besonders durch seine ehrwürdige und zugleich liebliche Persönlichkeit. Am liebsten unterhielt sich J. v. Müller mit ihm über Astronomie: sein greises Auge fing an, mit besonderm Glanze zu leuchten, wenn er sprach von der herrlichen Einrichtung des Weltgebäudes, von dem unwandelbar gleichen Lauf der Gestirne, und wenn er daran seine Hoffnungen vom ewigen Leben knüpfte, das ihm des Weltalls wunderbare Geheimnisse enthüllen sollte. In solchen Augenblicken erschien er seinen Schülern halb wie ein Geist aus einer andern Welt; ja, so groß war der Eindruck, den seine immer gleiche Sanftmuth in ihnen zurückließ, daß wenige Wochen nach seinem Tode seine feierliche Gestalt dem jüngern Bruder des Geschichtschreibers, J. Georg Müller, (Verfasser vieler religiösen Schriften), als er sich einst einem besonders starken Ausbruch von Heftigkeit überlassen, mit drohend aufgehobenem Finger im Traume erschien.

Alle diese Männer, die deutlich etwas Außerordentliches in dem lebhaften Knaben erkannten, wünschten dem Vater oftmals Glück dazu, daß er einen solchen Sohn besitze, und hofften, es werde in ihm für die Vaterstadt ein ausgezeichneter Mann heranreifen. Auch die obersten Häupter der kleinen Republik verwunderten sich über seine Talente und erwiesen ihm viele Freundschaft. Er ließ es seinerseits an Anstrengung nicht fehlen, um auch die höchsten Erwartungen zu befriedigen. Gewöhnlich stand er Morgens um 4 Uhr auf und saß oft bis Mitternacht an seinen Büchern, so daß er sich nur 4 — 5 Stunden Schlaf gönnte, ohne daß seine Gesundheit darunter gelitten hätte. Da mußte wohl ein feuriger Eifer in der Seele des 15jährigen Knaben brennen, der ihn zu solcher Ausdauer trieb; zugleich war er aber auch mit einem besonders elastischen Organismus aus-

mädchen bekannt sind und die schönste von Allen von früh auf Ihre Hausgenossin war.

Sind Sie schon wieder mit ihren Gedanken und Worten bei Signa, lachte Grimmur. Ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr Herz so empfänglich und begehrlich sei. Doch nehmen Sie sich in Acht, Herr, mit diesen Mädchen ist nicht zu spaßen. Manche unter ihnen sind freilich so leichtfertig, wie man es wünschen kann, Andre dagegen bleiben unerbittlich und sind so streng und so tugendhaft wie Nonnen.

Man hat mir gesagt, daß diese Hirtenmädchen sehr treu sind, erwiederte Eduard.

Treu? Alle Mädchen sind treu, wenn sie lieben.

Aber diese sollen mit äußerster Hingebung lieben und ich habe rührende Beispiele erzählen hören, wie sie wohlhabende Freier abweisen, wenn ein Armer von ihnen geliebt wird.

Solche Närrinnen mögen vorkommen, sagte Grimmur, aber die Klugen verstehen überall ihren Vortheil, und Geld, Herr Falkland, Geld ist am Lysterfjord wie überall auf Erden der Magnet, der Alles anzieht.

Aber es gibt immer doch Einige, die weder um Geld ihre Liebe verkaufen mögen, noch sich von andern prächtigen Eigenschaften blenden lassen.

Die sich an Phantasten und Schwachköpfe hängen! rief Grimmur mit einem wilden Gelächter.

Richtig, Herr Skalden; auch das kommt eben so gut vor, wie manche andre Fälle, wo die sich am klügsten und stolzesten Dünkenden von dem Einfältigsten besiegt werden.

Grimmur wandte sich um, sein Gesicht war so dunkel wie eine Wetterwolke, die sich entladen will, aber nach einem Augenblick schüttelte er sein schwarzes Haar und nahm den alten Ausdruck von Spötterei an. Wenn der Einfältige so klug ist, den Klugen zu besiegen, sagte er, so mögen Beide die Titel wechseln, aber lassen Sie uns jetzt nicht mit solchen Wortgefechten die Zeit verderben. Hier geht es in's Weideland hinein, alles Andre wird sich später finden.

Er schritt einer der Felsspalten zu, welche die Thore in dieser Felsenburg vorstellten und durch welche ein wild schäumender Bach in seinem tiefen Bett brauste. Nach einiger Zeit wurden die düstern Mauern zu beiden Seiten niedriger, denn der Pfad führte ziemlich steil bergan und endlich öffnete er sich und vor ihnen lag nun ein weites, zerklüftetes Hochfeld des Gebirgs, mit Moos und mit Grasflächen überwachsen, die von zwergartigen dichten Birkengebüschen unterbrochen wurden. Da und dort sammelten sich die Wasser in kleineren und größeren Becken und von den Höhen herab liefen viele kleine Gerinne plätschernd und murmelnd durch das gebrochene Land. Es sah viel leichter aus, hier vorwärts zu kommen, als es in der That der Fall war. Die Birkenbüsche von Mannshöhe, mit zahllosen scharfspitzigen Aesten und Zweigen in einander gedrängt, bildeten oft undurchdringliche Geflechte, welche umgangen werden mußten, und Grimmur versicherte, daß diese Birkenregion, welche den letzten Baumwuchs auf den nordischen Alpen enthalte, die allerfatalste und gefürchtetste sei. Haut und Haar gingen meist daran verloren, und selbst das Vieh scheue sich vor diesen männandrischen Gewinden. — Allein es waren nicht allein diese Büsche, welche den Weg beschwerten, der Boden selbst, mit Sumpf durchzogen, wie fast auf allen diesen Hochebenen, enthielt zwischen den Grasbüscheln tiefe Löcher, in welche der strauchelnde Fuß zuweilen in schwarzes Wasser stürzte oder von scharfem Gestein abglitt. Bald war Eduard erhitzt und ermattet, denn jetzt war es fast Mittag geworden, die Sonne brannte glühend herunter und immer noch ließen sich weder Vieh noch Sennhütten sehen. Es war ihm zuweilen, als müßte er stehen bleiben und sich erholen; aber wo war Erholung zu finden? Grimmur Skalden sah sich einige Male nach ihm um und schien dann um so flüchtiger über das Sumpfland zu gleiten. Hollah! schrie er zurück, gehen die Kräfte Euch schon aus, junger Herr? Was soll das werden, wenn wir am Fanarak oder Glittertind die Eisspalten hinaufsollen, um ein Rennthier zu beschleichen? Vorwärts, Herr Falkland, bald wird der Boden besser; hinter den Birken dort sehen wir die Sennhütten.

Durst und Hitze hinderten Eduard zu antworten, was obenein Nichts helfen konnte. Er strengte sich an, so viel er vermochte, um seinem harten Gefährten nachzufolgen, den er nicht bitten wollte, Nachsicht mit ihm zu haben. Zuweilen bemerkte er, daß Grimmur sich bückte und Etwas abpflückte, und bald ward er inne, daß zahlreiche rothe Beeren an niederen Büschen hier wuchsen, welche den Himbeeren ähnlich sahen. Zugleich fiel ihm ein, daß dies Moorbeeren, oder wie sie in Norwegen heißen, Moltebeeren sein müßten, von deren erfrischendem Geschmack er so viel gehört hatte. Und in der That war es so. Die köstlichen Beeren mit ihrer erfrischenden Säure, das einzige Labsal ermatteter Wanderer in diesen wilden Einöden, stärkten ihn außerordentlich. Seine Schritte wurden schneller, der quälende Durst hörte auf, statt dessen aber fühlte er den heftigsten Unwillen gegen Grimmur, der ihn zwar fortgesetzt zu neuen Anstrengungen angetrieben, aber von der labenden Moltebeere kein Wort gesagt hatte. Grimmur hielt auch nicht eher ein und erwartete ihn, bis er fast mit ihm zugleich den höchsten Theil des

Weidegebietes erreichte, wo nun vor ihnen in einiger Entfernung am Rande eines Gesenkes, in welchem ein Bach brauste, drei oder vier Sennhütten lagen.

Oho! rief er ihm entgegen, wie gefällt Ihnen das, Herr Falkland? Sie danken Ihrem Gott, daß er Sie zu keinem Hofbesitzer am Lysterfjord machte; ist es nicht so?

Ich könnte vielleicht noch Einer werden, Herr Skalden.

Meinen Sie? lachte Grimmur. Dann würden Sie oft hier hinauf müssen. Es ist ein hartes Leben, Herr, unpassend zu weichen Händen und Füßen.

Auch die weichsten Hände können hart werden, antwortete Eduard. Es kommt Alles darauf an, Herr Skalden, ob man entschlossen ist, Beschwerden und Schwielen nicht zu achten.

Und Sie sind dazu entschlossen?

Das bin ich. Entschlossen, was ich will, auszuführen.

Grimmur's düstre Augen loderten auf, es war ein Blick, in welchem sich Verachtung und Spott mischten; aber Eduard ließ sich dadurch nicht irre machen und mit einer Sicherheit, der es nicht an nachhaltigem Ausdruck fehlte, setzte er hinzu: Sie werden sehen, Herr Skalden, daß ich nicht so leicht abzufertigen bin, wie Sie es vielleicht erwartet haben.

Das ist wahr, antwortete Grimmur. Sie sind von zäherem Stoff gemacht, als ich dachte. Aber ich vermuthe, er wird dennoch nicht lange aushalten.

Woher vermuthen Sie das?

Woher? — Sie sollen es bald erfahren. Bei Gott! ich will ein offenes Wort mit Ihnen sprechen. Doch da sind wir bei den Hütten, und somit Friede, Herr. Hollah! fuhr er laut rufend fort, ich dachte es wohl, wir werden leere Kammern finden. Sie sind sämmtlich bei den Thieren, aber wir werden darum doch bekommen, was hier zu haben ist, Herr Falkland. Signa hat uns sicher Alles zurückgelassen, was sie besitzt.

Als sie die Sennhütten erreichten, wiederholte Grimmur seinen Ruf, allein es antwortete Niemand. Es waren vier aus Steinen gebaute Hütten, welche beisammen standen, so daß sie beinahe ein Viereck bildeten. Mit Dächern von Balken versehen, auf welchen eine starke Rasenschicht und schwere Steine lagen, waren sie von dauerhafter Art und ziemlich geräumig, wenigstens von den größten, die man antrifft. Zahlreiche Spuren des Viehes, das während der Nächte um die Hütten lagert, bekundeten, daß Grimmur Skalden keine geringe Heerde besitzen mußte, und er rühmte sich auch dessen, indem er seine Kühe, Ziegen und Schafe zusammenrechnete. Die größte der Hütten war der Heustall, ausgefüllt mit einem reichen Vorrath, den Grimmur mit Wohlgefallen betrachtete. — Das zeugt von der tüchtigen, sorgsamen Wirthschaft, sagte er; denn hier muß während des Sommers auf's Sparsamste und Eifrigste gesorgt werden, daß Heu zusammenkommt, damit die Thiere während des langen Winters nicht verhungern. Heu und trockne Blätter, sogar Fischgräten und Fischköpfe ist Futter für unsre Kühe, Herr Falkland; aber es macht keine geringe Mühe und Arbeit, diese Heuvorräthe in die Thäler hinabzuschaffen, denn nur auf Menschen- und Pferderücken kann es geschehen, und dies ist die Ursache, warum unsre Viehzucht niemals bedeutend vorwärts kommen kann. Handel muß man treiben, der allein bringt Geld. Wer das nicht kann oder mag, wird wie unser Freund, der Capitän, bei großem Landbesitz doch Nichts übrig haben, sondern im besten Falle nur so viel einnehmen, wie er ausgibt.

Halbart Mare, erwiederte Eduard, ist, wie ich aus Ihrer Rede merke, nicht reich.

Gewiß nicht, verlassen Sie sich darauf.

Aber er sammelt für seine Erben.

Wodurch? fragte Grimmur.

Ei nun, lachte Eduard, der schöne Wald von Eide, den er nicht anrühren läßt, muß ein bedeutend Stück Geld werth sein. Sie verstehen das am besten zu würdigen, Herr Skalden.

Grimmur gab keine Antwort. Er ging in die nächste Hütte, wo die Milchwirthschaft betrieben wurde, und betrachtete die Vorräthe von Butter und Käse, welche die Vorrathskammer enthielt.

Signa hat fleißig geschafft, es wird ein gutes Jahr werden, sagte er. Jene dritte Hütte ist für die Mägde und für krankes Vieh bestimmt, das in wilden Nächten Obdach nöthig hat; treten Sie jetzt hier herein, Herr Falkland, das ist das Schloß und Herrenhaus mit der Küche und den Staatszimmern.

Eduard folgte ihm und sie gingen durch eine Vorhalle, welche den Herdstein und die großen Milchkessel enthielt, von dort aber in ein kleineres Seitengemach, das sehr freundlich und reinlich aussah. Die Wände waren mit Brettern ausgeschlagen und mit Tapeten beklebt, der Tisch weiß gescheuert, so auch die Holzstühle. Zwischen den beiden kleinen Fenstern hing ein Spiegel, ein niedriger Schrank stand darunter und auf den Brettern, welche die Wände umgaben, befanden sich viele Gegenstände, alle ordentlich und sauber aufgestellt. Rein und ordentlich sah auch das Bett aus, das in einem Anbau der Steinwand stand.

Hier gefällt es Ihnen, nicht wahr? fragte Grimmur. Machen Sie es sich bequem, Herr

Falkland. Strecken Sie sich auf dem Bett aus, wenn Sie müde sind.

Ich bin nicht müde, Herr Skalden, antwortete Eduard; aber ich freue mich, in dieser Wildniß einen so artigen Ruheort zu finden.

Ja, das ist selten, erwiederte er; gewöhnlich sind die Sennhütten so schmutzig, wie die Seterinnen darin. Aber Signa und ihr Bruder sind überhaupt ein musterhaftes Paar. Es ist altes, gutes Blut in ihnen, Herr Falkland, wir haben schon davon gesprochen. Doch jetzt lassen Sie uns sehen, was wir zu Ihrer Erfrischung auffinden können.

Er ging hinaus, kehrte aber bald zurück und brachte eine große Satte mit Milch, sammt Butter, Käse und Flachbrot, endlich ein Stück geräuchertes Hammelfleisch herein. Das ist meiner Treu Alles, was ich finden kann, lachte er; aber wenn Signa kommt, soll sie uns eine Seterſuppe kochen und Sahnenkuchen backen, das wird Ihnen besser gefallen.

Ich bin zufrieden mit dem, was da ist, sagte Eduard, und Beide griffen nun rüstig zu und hielten ein Mahl, bei dem es so lustig als möglich herging. Der Rest des Madeira's aus der Flasche des Capitäns that gute Dienste und Grimmur ließ es nicht an Scherz und Fröhlichkeit fehlen, indem er nach seiner Weise Geschichten erzählte, welche allerlei Spöttereien enthielten, mit denen er seinen Gefährten aufzog, der ihm jedoch Nichts schuldig blieb.

Es vergingen einige Stunden, ohne daß irgend eine Unterbrechung die beiden Männer gestört hätte. Draußen lag das einsame Weideland mit seinen öden Sümpfen und Birkengewinden, welche die fernen Heerden verbargen und drinnen stockte nach und nach die Unterhaltung, bis Grimmur Skalden plötzlich sagte: Das ist unser Leben hier, Herr Falkland. Verzweifelt eintönig, nicht wahr? Verzweifelt langweilig für einen Mann aus der großen Welt und eine Narrheit für Jeden, der nicht dazu geboren wurde, aber dennoch meint, er könnte es ertragen.

Das mag Jeder mit sich selbst ausmachen, Herr Skalden, antwortete Eduard. Ich zum Beispiel möchte den Versuch wagen, ohne an meine Narrheit zu glauben.

In alten Zeiten, sagte Grimmur mit einem häßlichen Lachen, glaubte man an Hexerei, wovon noch ein hübscher Rest Aberglauben in unserm Volk zurückgeblieben ist. Die Trollen spielen noch ihre Rolle bei verliebten Mädchen und Burschen und manche tragen Zauberzettel bei sich zum Schutz gegen alle Gefahren und um ihren Schätzchen treu zu bleiben. Haben Sie nicht auch einen solchen Talismann, Herr Falkland?

Allerdings, Herr Skalden, den habe ich, antwortete Eduard.

Sie bekamen ihn von der alten Kari und lasen ihn zur Stärkung, als wir an den Steinen ausruhten, fuhr Grimmur fort.

Sie haben gut beobachtet, aber es wäre am besten, wenn Sie ihn selbst läsen zu Ihrer Belehrung und zu Ihrem Schutz. Da ist er.

Mit diesen Worten reichte ihm Eduard den Zettel hin und hielt ihn dicht vor Grimmur's Augen, der langsam darnach faßte und dann mit lauter Stimme die Worte wiederholte: Er führt Böses gegen Dich im Schilde — sei auf Deiner Hut, — geliebter Eduard!

Sein Kopf färbte sich dunkelroth, er lachte laut und hohnvoll auf. Geliebter Eduard! ich gratulire, Herr Falkland. Wie das poetisch klingt. Aber was soll ich Böses im Schilde führen, fügte er mit rauher Stimme hinzu. Verdammt! wer das zu behaupten wagt.

Was ist dabei zu wagen, erwiederte Falkland mit überlegener Ruhe. Ist es Gutes etwa, was Sie im Sinne haben? Ich glaube es nicht. Ich stand dicht bei Ihnen, Herr Skalden, Hand in Hand mit Emma, als Sie Halbart Mare erzählten, was sich am Optunbache zugetragen. Wir beide hörten, was Sie sagten, daß es Ihre Sache sei, die Sie in Ihrer Weise ordnen wollten. Was Emma fürchtet, weiß ich nicht, ich aber bin Ihnen gefolgt ohne Furcht und Bangen. Da bin ich nun.

Grimmur stand vor ihm mit flammenden Blicken. Was er hörte, machte einen starken Eindruck. Er sah sich überrascht, und wagte nicht, zu widersprechen. Rasch drehte er sich um und ging der Thür zu.

Sie wollten ein offenes Wort mit mir sprechen, rief ihm Eduard nach. Das ist für uns Alle, wie ich denke, das Beste.

Ich will sprechen, Herr, erwiederte er. Folgen Sie mir.

Wohin? fragte Falkland mißtrauisch.

An einen Ort, wo uns Niemand stört.

Ich will Ihnen folgen, versetzte Eduard stolz. Mögen Sie im Sinne haben, was Sie wollen, ich denke besser von Ihnen.

Mit widerwilliger Geberde schleuderte Grimmur sein Jagdmesser auf den Tisch. Ich will Ihnen einen Wasserfall zeigen, sagte er, den schönsten, den ich kenne. Dorthin führe ich Sie, und dort wollen wir unsre Sache schlichten in meiner Weise.

VI.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schritt er hinaus, Falkland folgte ihm nach und beide stiegen das Fjeld hinauf und verfolgten den Lauf des Baches, der von der Hochfläche her-

unter kam. Niemand sprach. Grimmur schien nicht zu wissen, ob Eduard hinter ihm sei. — Beinahe eine Stunde verging, ehe der Rand der Weideregion erreicht war, welche zuletzt steil aufwärts führte; aber welch wunderbarer Anblick bot sich den Blicken des Wanderers dar, als er die Höhe erreicht hatte. Vor ihm lag eine fürchterliche Wildniß voll zerklüfteter und zerrissener Felsblöcke, Hörner und Spalten. Am fernen Horizont thürmten sich gigantische Gebirgsmassen auf, theils von abenteuerlicher Spitzenbildung, theils Pyramiden oder langgestreckte Bänke, von deren düsteren Rücken ungeheure Kegel in den wolkenlosen Himmel starrten. Schneelager von unabsehbarer Ausdehnung und Eisströme von blauer und grüner Färbung liefen an ihren Seiten nieder und füllten alle Zwischenräume aus. So weit die Blicke reichten, war nichts als diese entsetzliche Wüste zu schauen, nichts als die blendenden Eiskrystalle, auf denen die Sonne ihre funkelnden Strahlen brach.

Das waren, wie Eduard nicht zweifeln konnte, die seltsamen Felsengipfel der Horungerne mit ihren mächtigen Eisfeldern; das war das Hochgebirge, von dem er gehört hatte, die Hochfläche von mehr als fünfzig Meilen Länge, gefüllt mit riesigen Gebirgsstöcken, unermeßlichen Gletschern. Kein Ton des Lebens drang in sein Ohr, nur zuweilen glaubte er einen dumpfen Donner zu hören, den Donner ferner Lawinen oder berstender Eismassen, welche von diesen unersteiglichen schrecklichen Pfeilern der Schöpfung hinabstürzten zu eben so schrecklichen Trümmern, welche zu ihren Füßen lagen.

Eine Zeit lang vermochte Falkland seine Augen kaum abzuziehen von diesem erhabenen Gemälde, dann aber fiel ihm Grimmur ein und er sah ihn nicht fern von sich stehen und ihn erwarten. Als er sich ihm näherte, schritt jener weiter, steilen Klippen zu, welche sich aus dem Trümmermeere erhoben. Er wollte nicht mit sich sprechen lassen und Eduard hatte Zeit, seine Lage zu bedenken, als er ihn zwischen dem Gestein verschwinden sah.

Warum führte ihn Grimmur in diese Wüste? Was hatte er hier zu erwarten? Worauf sann er? — War es eine Gewaltthat, die er in Heimlichkeit begehen wollte? Aber er hatte sein Messer mit dem Ausdruck von Abscheu von sich geworfen und Falkland glaubte um so weniger, daß er ein blutiges Ende zu fürchten habe, da immer noch ein Gefühl von Achtung und Bewunderung in ihm war, das den männlichen und kühnen Eigenschaften seines Gegners zu Theil wurde. Mit diesem Gefühl verband sich die Hoffnung, daß er zu einer Versöhnung gelangen könne und es that ihm wohl, daran zu denken, daß es ihm gelingen werde, durch Offenheit und Wahrheit wie durch Vertrauen und Muth Grimmur's feindliche Absichten zu bewältigen.

Mit diesen Vorsätzen folgte er ihm rascher nach, und als er auf den Klippen stand, war er entzückt von dem neuen überraschenden Anblick, der sich hier ihm darbot. Hinter diesen steilen Felsen lag ein Thal ganz umringt von düstern Gebirgsmassen, dennoch aber bedeckt von Blumen, die in den köstlichsten Farben prangten. Weite Felder des purpurrothen Fingerhuts begegneten anderen Feldern der tiefblauen Eisenhüte und alle senkten sich zu einem Grunde hinab, der mit blühenden Gewächsen mannigfacher ähnlicher Art gefüllt war. Von der höchsten Felsenmasse aber fiel ein Wasserstrom nieder und bildete einen prachtvollen Cascadenfall; dann sammelte er sich in einem Becken, um von der düstern Wand niederzurauschen, wie eine ungeheure Schlange von flüssigem Silber, und so gelangte er an die Stelle, wo er mit einem Sprunge in einen tiefen Spalt stürzte, in welchem er verschwand. Aber ein Nebel von Myriaden von Thauperlen stieg aus diesem Schlund auf und bildete eine leuchtende Wolke, welcher die Sonne die wunderbarsten, glänzendsten Farben gab.

Voller Staunen und Entzücken betrachtete Falkland dies edle Kunstwerk der Natur, aber er sah auch, daß Grimmur bei den Blumenfeldern stand und ihm winkte. Kommen Sie näher, sagte er, dies ist der Platz, den ich Ihnen zeigen wollte. Der Bach kommt vom Fanarrakgletscher herunter und vereint sich mit anderen Zuflüssen aus den Skagastöltinden. Daher seine Wassermasse, die nie abnimmt. Nichts läßt sich mit der Majestät dieses Falls vergleichen.

Er ist von entzückender Schönheit, sagte Eduard.

Folgen Sie mir weiter, fuhr Grimmur fort; ich will Sie auf den rechten Standpunkt bringen.

Er ging über ausgewaschene Felsenlager hinunter, die vom ewigen Wasserstaub genäßt waren und sie gelangten beide auf einen Vorsprung, der mit Gras und Blumen bedeckt und wohl an zwanzig Schritte, so lang wie breit war. Hier standen sie dem Falle gegenüber und vor ihnen gähnte der schwarze Abgrund auf, in welchen der kochende Strom hinabstürzte, indem er zwischen den Felsenwänden wüthend und donnernd seinen Gischt zurück und hinauf schleuderte. Ueberall eingefaßt von glatten jähen Felsmassen, blieb nichts als die grüne Terrasse, welche sich wie ein Altan über den Abgrund hinausstreckte. Mit kühnen, festen Schritten ging Grimmur über das schlüpfrige Gras, bis an den äußersten Rand und mit einer Stimme, die das Brausen und Donnern in dem furchtbaren

Kessel übertönte, rief er seinem Gefährten zu, heranzutreten, indem er die Hand nach ihm ausstreckte.

Einen Augenblick stand Falkland zaudernd und bedenkend; ein furchtbarer Gedanke überkam ihn, und Grimmur's Augen rollten, auf seinen Lippen lag der Ausdruck eines wilden, Tod verachtenden Hohns. Hat Ihr Muth Sie verlassen, rief er aus, wagen Sie es nicht, hier hinabzuschauen?

Einer solchen Mahnung bedurfte es, um die Anwandlung zu unterdrücken, welche Falkland empfand. Im nächsten Augenblick stand er neben Grimmur und sah in den Schlund hinab, in welchen die zum Schaum zerschmetterten Wasser unaufhörlich in einem Guß von kochendem Erz niederrauschten, an den Wänden zerschlugen, matter und matter heraufleuchteten und in Nacht und Schrecken verschwanden. Wie von zahllosen Blitzen wurde dieser Abgrund durchkreuzt und die geblendeten Augen suchten vergebens, sich der Schrecken dieses Anblicks zu erwehren, vergebens war es für Eduard Falkland, den Gedanken zu verbannen, daß ein einziges Gleiten seines Fußes, ein geringer Stoß, die Berührung eines Fingers hinreichend sei, ihn hinabzustürzen. Und jetzt wandte sich Grimmur Skalden um, beugte sich zu ihm hin und hob seinen Arm in rascher Bewegung auf, doch eben so schnell war Falkland zurückgesprungen und stand mehre Schritte von ihm auf dem Grasboden.

Mit finsteren stolzen Mienen folgte ihm Grimmur nach und indem er vor ihm stehen blieb und ihn drohend anblickte, sagte er im Tone der Entrüstung und Verachtung: Warum fliehet Ihr vor mir, Herr? Denket Ihr so niedrig von Grimmur Skalden, daß er wie ein Mörder Euch dort hinabschleudern würde? Wollte ich das, bei Gott! Ihr würdet mir nicht entgangen sein. Aber es ist Lüge und Falschheit, wenn Ihr es wagt, Schlechtes und Gemeines von mir zu denken.

Ich habe ein Recht dazu, für mich zu sorgen wie ich kann, antwortete Falkland mit ruhiger Kälte.

Ein Kreis von Falten zog sich auf Grimmur's Stirn zusammen, seine Augen rollten umher, aber er suchte sich zu besänftigen.

Hört an, was ich Euch zu sagen habe, begann er. Es wäre Thorheit, wenn wir leugnen wollten, was wir beide wissen. Wir verlangen Beide nach Emma Mare. Doch nur Einer von uns kann sie besitzen.

Was bezweckt Ihr, um dieser Eine zu sein? fragte Falkland.

Schweigt! erwiederte Grimmur heftig und hört mich zu Ende. Ich habe Euch hier hinauf und bis zu dieser Stelle geführt, damit wir es unter uns ausmachen, wer von uns zu Halbart Mare gehen und ihm sagen soll: Da bin ich, als Freier für Deine Tochter.

Und wie sollen wir das ausmachen, Herr Skalden?

Wie nordische Männer nach unsrer Väter Weise. Es ist Narrheit, wenn Ihr denken wolltet, ich hätte Euch den Fortunensteig hinaufgeführt, damit Ihr hinunterstürzen und zerschmettern möchtet. So viel kannte ich Euch, daß Ihr kein Schwächling und kein Hase seid. Wer um Emma Mare wirbt und zu dem sich ihr Herz neigt, der muß es verdienen. Ja wissen sollt Ihr, Falkland, daß auch ich Euch achte, weil Ihr ein Mann seid, der männlich Wesen an sich trägt.

Habt Dank dafür, erwiederte Eduard, der eine frohe Regung bei diesem Bekenntniß fühlte, und erlaubt auch mir, Euch zu sagen, daß ich dasselbe Gefühl von dem Augenblick an hegte, wo ich Euch sah.

Er streckte seine Hand aus, Grimmur nahm diese und hielt sie fest. Wollt Ihr den Lysterfield verlassen und Emma Mare vergessen, sagte er, so wollen wir Freunde sein in Noth und Tod.

Nur wenn Emma will, daß ich gehen soll, wird es geschehen, versetzte Falkland.

Ich dachte es wohl! rief Grimmur und mit seiner frühern Heftigkeit schleuderte er Eduard's Hand zurück. Hört an, was man sich von meinem Großvater Thorkel Skalden erzählt. Er liebte ein Mädchen, das so schön war wie Emma und hatte einen Nebenbuhler, wie ich ihn habe. Da ging er mit diesem hieher an diese Stelle und sie kamen überein, um die Braut zu kämpfen, bis der Eine überwunden am Boden liege und es dem Sieger gelänge, seinen Feind dort hinabzustürzen. Mein Großvater kam von den Fortunfjellen frisch und stolz herunter; kein Menschenauge hat je den wiedergesehen, der mit ihm hinaufgegangen war.

Und das, meint Ihr, sollen wir eben so machen? fragte Eduard entsetzt.

Entweder verlaßt den Hof von Eide, oder zeigt, daß Ihr ein Mann seid! schrie Grimmur, seine nervigen Arme vor sich ausstreckend.

Falkland regte sich nicht. Seine Blicke flogen über den fürchterlichen Schlund, dann auf seinen Gegner, dessen Gesicht und Gestalt ihn deutlich erkennen ließen, daß er zu Allem, was er gesagt, entschlossen sei. Er hatte seinen Hut abgeworfen, das lange schwarze Haar flatterte um seinen Kopf; seine Fäuste waren geballt, alle Muskeln zusammengezogen, in seinen Augen ein ingrimmiger Zorn, wie in den Feueraugen des Luchses, der sich auf seine Beute stürzen will.

Es ist Thorheit! Es ist Wahnsinn! rief Falkland empört.

Was sagst Du da?! schrie Grimmur. Du willst nicht?!

Ich sage, daß ich kein Rasender sein will, fuhr Eduard fort, und daß ich Besseres von Euch denke.

Weil fremdes, falsches Blut in Dir ist, unterbrach ihn Grimmur, weil Du nicht wagst, wie ein Mann zu thun.

Was Dein Großvater einst gethan, war grausam und roh, antwortete Eduard, und seit jener Zeit sind wohl mehr als fünfzig Jahre verflossen. Solche schreckliche Kämpfe, wie damals geschehen, erregen jetzt den Abscheu aller besseren Menschen; dennoch aber mag Thorkel Skalden bessere Ursache dazu gehabt haben, wie Du sie hast.

Schwatze nicht wie eine Elster! fiel Grimmur ein. Mein Großvater fand einen Mann, der anders dachte wie Du.

Dein Großvater wurde geliebt von dem Mädchen, für das er kämpfte, versetzte Falkland, Du aber wirst nicht geliebt. Und jetzt sage mir bei Deiner Ehre, bei Deinem Gewissen, Grimmur Skalden, hebe Deinen Arm auf und schwöre bei dem Gott, der über uns wacht, ob Du Emma Mare liebst. Ob Du sie liebst mit Deiner Seele Kraft, daß Du nicht von ihr lassen kannst, als mit Deinem Leben. Schwöre, Grimmur! Einer hört uns, der Dich und mich richtet, bei seiner Allmacht schwöre! Dann will ich mit Dir kämpfen. Grimmur stand eine Minute lang, als sei er einer jener Riesen, Kinder der Nacht, die vom Sonnenstrahl getroffen sich in Stein verwandeln. Die Sonne trat eben hinter einer Felsenspitze hervor und überglänzte sein düsteres Gesicht und die trotzende kühne Gestalt. Plötzlich zuckte es um seine Lippen und langsam, als werde er ihm zu schwer, hob er den Arm empor und ließ ihn wie vom Blitz getroffen wieder sinken; denn eine Stimme über ihm, die vom Himmel zu kommen schien, rief laut und klingend: Schwöre nicht, Grimmur! schwöre nicht!

Auch Falkland wandte sich erschrocken um. Da stand auf dem Klippengipfel hinter ihnen Signa, die Seterin, auf ihren langen Hirtenstab gestützt.

Mit wunderbarer Behendigkeit stieg sie an der glatten Wand nieder, als schwebe sie durch die Luft, und nach wenigen Augenblicken sahen die beiden Männer sie zwischen sich, wie eine Erscheinung. Ihr Gesicht lächelte noch muthiger und freundlicher, ihre Augen glänzten stolz und freudig, der gelbe Sonnenschimmer auf ihren reichen blonden Flechten warf goldene Strahlen um ihren Kopf.

Was willst Du schwören, Grimmur? fragte sie, ihre großen Augen auf ihn heftend.

Wie kommst Du hierher, Signa, murmelte er. Geh, verlaß uns!

Nein, sagte sie, nein, Herr! Ich sah Dich mit diesem Fremden und ich folgte Euch nach. Ich stand auf dieser Klippe und hörte, was er von Dir verlangte. Sieh mich an, Grimmur, und dann sage ihm, wen Du liebst. Lügen wirst Du nicht, denn Du bist stolz. Scham und Schande würden über Dich kommen und Du kannst sie nicht ertragen.

Was willst Du, Signa? fragte Grimmur aufblickend.

Was ich will? antwortete sie. Ich will Dir sagen, daß dieser fremde Mann Recht hat, daß Emma Mare vor Dir flieht und daß ein Mann wie Du nicht vor der Thür stehen soll, die ihm verschlossen bleibt.

Meinst Du so, weil Deine Thür mir nicht verschlossen blieb? rief Grimmur rauh.

So meine ich, sagte sie. Meine Thür war Dir nicht verschlossen! mein Herz kam Dir entgegen. Ich gab es Dir und Du nahmst es, willst Du es jetzt von Dir werfen, Grimmur? Du kannst es nicht, denn wisse, auch unter meinem Herzen liegt etwas, was Dir und mir gehört. Sage diesem Fremden nun, Grimmur Skalden, wen Du liebst; sage ihm, was er Emma Mare erzählen soll.

Aber Grimmur sagte nichts. Einige Minuten lang stand er, die Arme über seine Brust gekreuzt, die Augen auf den Schaum des Wasserfalles in den Abgrund gerichtet. In sein bleiches Gesicht stieg das Blut, in seinem Kopfe arbeiteten finstere Gedanken; er rang mit bösen und guten Mächten, die sich in ihm um ihre Beute stritten. Plötzlich aber wendete er sich um, ging mit starken Schritten an Falkland vorüber und stieg über die Felslager hinauf.

Laß uns gehen, murmelte er, fort von dieser Stelle.

Signa lächelte ihm nach. Komm, Grimmur, erwiederte sie, und komm auch Du, fremder Mann, Du wirst Emma Mare gute Nachricht bringen.

Von jenseits des kleinen Thales, wo die Blumenfelder begannen, kam aber jetzt ein Anderer daher, in welchem Falkland den jungen Bauer Halfson, Signa's Bruder, erkannte. Auch Grimmur sah ihn sogleich und blieb stehen bis er bei ihm war. Dann bot er ihm die Hand, ohne etwas dabei zu sagen, doch Halfson nahm sie nicht an.

Ich habe mit Dir etwas zu reden, was meine Schwester Signa betrifft, sagte er, ehe Du mir nicht geantwortet hast, kann ich Deine Hand nicht annehmen.

So gib Du mir Deine Hand, Signa, begann Grimmur und indem er sie nahm, sagte er: Hier sind wir beide, Thorkel Halfson, mein Freund und mein Bruder. Steh uns bei zu aller Zeit, mein Haus sei Dein Haus. Heute in drei Wochen wird Signa mit mir

zur Fortunenkirche gehen. Du sollst die Hochzeitskrone vortragen, die Pfeifer und Fahnenschwenker kannst Du morgen bestellen. Jetzt schlag ein, Thorkel. Was willst Du noch von mir?

Nichts! nichts! schrie Thorkel freudig auf. Du wirst meiner Schwester Ehre geben, wirst sie in Ehren halten. Dein Haus, Dein Herd werden dafür gesegnet sein.

Und Du, fremder Mann! rief Signa Eduard Falkland zu, eile hinab in den Hof von Eide und sage Emma Mare, Signa die Seterin schicke ihr, was ihr Herz begehrt; was aber Signa's sei, das werde sie behalten, und es nimmer und nimmer von sich lassen.

Und zum ersten Male verdunkelten sich die hellen blauen Augen des Hirtenmädchens und während ihre Lippen glückselig lachten, schlang sie beide Arme heftig um Grimmur's Hals, große Thränentropfen fielen auf seine Brust.

Da löste sich der letze Schatten von Grimmur's Seele. Liebe und Freude überstrahlten sein Gesicht. Gute, treue Signa! rief er aus, o! Du hast Recht, Dir allein gehört mein Herz, keiner andern, und wenn es eines Königs Tochter wäre. Gehen Sie, Herr Falkland, seien Sie Signa's Bote an Emma Mare und sagen sie dem Capitän, in drei Wochen würden die Hochzeitslichter in Fortunenskirche brennen, dort hoffte ich ihn und Sie und Emma zu finden.

Der Abend brach herein, als Eduard Falkland den Hof von Eide tief unter sich am Lysterfjord erblickte. Er war den Fortunensteig hinabgekommen, ohne den geringsten Schwindel zu fühlen, obwohl ihm zuweilen war, als gehe er auf eines Seiltänzers Faden, der von einer Thurmspitze herunterführt und die losen Steine unter seinen Füßen rollten in die Tiefe, wo der goldene Knopf der Fortunenkirche die Sonnenblitze fing. Auf die Kirche hefteten sich seine Hoffnungen und noch als er das Ende des steilen Hirtenweges erreicht hatte, warf er ihr einen langen Scheideblick zu. Dann eilte er auf den Waldpfaden weiter und sein Herz fing an zu schlagen, als er Halbart Mare in seinem Garten gehen sah, die hohe gebeugte Gestalt auf seinen Stock gestützt, und seine linke Hand auf Emma's Schulter gelegt. Sie ging neben ihm und er sprach zu ihr, vielleicht von Grimmur und von seinen Plänen. Aber da war nicht zu warten, nicht zu sinnen. Falkland sprang rascher noch über Felsstufen und Baumwurzeln, in wenigen Minuten war er unten und wie er auf den Hofplatz trat, sahen sie ihn beide.

Glühende Röthe bedeckte Emma's Gesicht, es war, als wollte sie ihm entgegen laufen, aber der Capitän drückte ihre Schulter fester zusammen und runzelte seine Stirn.

Wo kommst Du her? rief er seinem jungen Vetter entgegen. Wo ist Grimmur Skalden?

Er ist in seinen Sennhütten geblieben, erwiederte Eduard.

Und warum bliebst Du nicht bei ihm?

Er wünschte, daß ich zu Ihnen zurückkehrte, um zu berichten, was ihm geschah.

Was war es? fragte Halbart Mare rasch. Ist er krank? Verwundet?!

Gesund geworden und geheilt, lachte Eduard.

Antworte deutlich! rief der Capitän mit dem Stocke aufstampfend.

So hören Sie denn, begann Eduard. Grimmur Skalden schickt Ihnen seinen Gruß. Heut' über drei Wochen wird er Hochzeit halten in Fortunenkirchen, dazu ladet er uns Alle ein.

Hochzeit! murmelte Halbart Mare mit starren Blicken. Mit wem?

Mit Signa, der Seterin.

Der Capitän stand vornüber gebeugt, ein grimmiges Hohnlachen in den lederharten Falten seines Mundes. Falkland nahm inzwischen Emma's Hände, zog diese an seine Lippen und flüsterte ihr zu: Glück! Glück! meine Emma, nichts soll uns mehr trennen.

Ein Mann von solchem Blute und ein Setermädchen! murmelte der Capitän verächtlich. — Verdammt mag er sein! aber was kümmert es uns, was habe ich damit zu schaffen? Gut, daß mein Haus rein von ihm ist. Und was wäre es auch gewesen, fuhr er wie mit sich selbst sprechend fort. Emma hatte kein Herz für ihn und ob drei Stunden oder hundert von mir entfernt, es ist zur Winterszeit so ziemlich einerlei. Wenn der Fjord voll Eisschollen treibt, kann das Kind nicht zum Vater kommen. Hei Du! rief er, seinen Kopf aufschnellend, Du, Eduard Falkland, Du möchtest mein Eidam werden?

Ja, theurer Vetter, von Herzen gern.

Und Du, Emma, Du willst ihn haben? Sage ja, wenn's wahr ist.

Ja lieber Vater, ich leugne nichts.

Und wollt Ihr beide wenigstens in jedem Sommer bei dem alten Halbart Mare am Lysterfjord wohnen, so lange ihn Gott leben läßt?

Vater, Vater! rief Emma, ihr Arme um ihn schlingend.

Laß' mich Dein Sohn sei, ich will es verdienen, bat Falkland.

Nun denn, Kinder, sagte Halbart Mare, indem er gewaltsam seine Rührung bezwang, so seht zu, wie ihr es mit ein einander ausmacht, um glücklich zu werden bis an Euer Ende. Doch Grimmur Skalden soll uns nicht vergebens in die Fortunenkirche geladen

haben. Wir werden kommen, Emma, wir werden kommen, Eduard Falkland; unter der Goldkrone, wie es sich gehört, und nach Deinem und meinem Rang, als das erste Paar, das soll uns Niemand streitig machen! —

So geschah es denn auch drei Wochen darauf. Das Fortunenthal wiederhallte von den Hörnern und Flöten der beiden Hochzeiten, und am Altare der kleinen Kirche standen glückselig neben einander Emma Mare von Eide, und Signa, die Seterin.

Aus dem

Jugendleben Johann von Müller's.

(1766 — 1769.)

Von F. Zehender.

Unter dem Namen Collegium humanitatis bestand in der Stadt Schaffhausen bis vor wenig Jahren eine ehrwürdige Anstalt zur Bildung der studirenden Jugend, der Johann von Müller sein Leben lang ein dankbares Andenken bewahrte. Sie verdankte ihre Gründung einer merkwürdigen Frau, die heutzutage kaum ihresgleichen fände. Es lebte in Schaffhausen im siebenzehnten Jahrhundert eine adelige reichbegüterte Dame mit Namen Anna Katharina Peyer, welche von solchem Eifer für die Wissenschaften beseelt war, daß sie den Tacitus las, mit Gelehrten lateinisch correspondirte und unter andern durch ihren Sohn dem berühmten Philologen Bernegger, der in Straßburg lehrte, einen Beitrag von 150 Goldgulden übersandte, um ihn in der Herausgabe des Tacitus zu unterstützen. Daß dieser gelehrten Frau auch die studirende Jugend ihrer Vaterstadt sehr am Herzen lag, bewies sie bei ihrem Tode 1659 dadurch, daß sie die Summe von 4000 Goldgulden zu dem Zwecke vergabte, daß in ihrer Vaterstadt eine Anstalt errichtet würde, in welcher die aus dem Gymnasium austretenden Jünglinge sich vollständig auf die Universität vorbereiten könnten. Ihrem edeln Beispiele folgten der Rath, die Zünfte und viele adelige Geschlechter mit freiwilligen Gaben, welche bis 1685 so hoch angewachsen waren, daß die Anstalt mit vier Professoren eröffnet werden konnte. Man gab ihr den Namen Collegium humanitatis, um anzudeuten, daß alle geistigen Gaben, welche Gott der menschlichen Natur gegeben, darin zur Entwicklung gebracht, also weder gelehrte Stubensitzer, noch bloße Brotstudenten, sondern wahre Menschen darin gebildet werden sollten, die alles Wahre, Gute und Schöne mit Lust und Liebe ergriffen. Im Anfang wurden zwei Stunden für die Religion, zwei für die griechische, zwei für die lateinische Sprache, zwei für die Physik, zwei für die Mathematik, und sechs für die Logik bestimmt (zwei der letztern wurden auf Disputationsübungen verwendet). Später kam noch Geschichte und Naturrecht hinzu und in Latein, Mathematik und Physik wurde die Stundenzahl erhöht. Am Eingang des Saales, welcher für die Anstalt benutzt wurde, stand die Inschrift: *Μελέτη τὸ πᾶν*, Uebung ist Alles. Anderthalb Jahrhunderte arbeiteten an diesem Collegium die gebildetsten Männer der Stadt; auch zu der Zeit, da J. v. Müller reif war, in sie einzutreten, war sie fast von lauter trefflichen mit Liebe zur Jugend erfüllten Lehrern besetzt und bildete dadurch einen Gegensatz zum Gymnasium, welches sich im kläglichsten Zustande befand.

Es war stets ein Fest- und Freudentag für die Stadt Schaffhausen, wenn nach überstandenen Schulprüfungen am Gymnasium öffentlich die Prämien des Fleißes an die würdigen Schüler ausgetheilt wurden. Vieles trug dazu bei, den Glanz des Tages zu erhöhn. Feierlich zogen an einem Montag Nachmittag die Schüler, ihre Lehrer an der Spitze, in die St.-Anna-Capelle neben dem Münster, hier war das Musik-Collegium, aus Herren und Damen bestehend, versammelt, um die Feier einzuleiten und zu schließen, viele Väter und Mütter und mancher gute Bürger, dem sein Herz für die Jugend schlug, füllten die kleine Kirche bis in die hintersten Räume. Da schritt, von seiner festlich geschmückten Familie und Verwandtschaft begleitet, in der Mitte zweier Commilitonen, die ihn von Hause abgeholt hatten, der oberste Schüler der sechsten Classe des Gymnasiums, der nun als Primus eintreten sollte in's Collegium humanitatis, durch's Portal der Capelle herein; kurze Hosen und seidene Strümpfe mit Zwickeln an den Knieen bezeichneten ihn als die hochwichtige Person des Tages: denn er sollte durch eine von der Canzel gesprochene deutsche Rede, die gehörig mit lateinischen Phrasen durchspickt sein mußte, den Eintritt in des Collegiums Hallen und den Titel des Studiosus sich erkaufen. Endlich erschien noch auf den Ehrenplätzen der sogenannte Rath der Scholarchen (Schulrath), die geistlichen Herren darunter, geschmückt mit hohen, ehrwürdigen Perrücken, von denen der Puder stob, wenn sie sich drehten oder erhoben, die weltlichen Mitglieder, Bürgermeister oder Seckelmeister, den vergoldeten Degen zur Seite, das gepuderte Haar in einen zierlichen Zopf gesammelt, die Halskrause im Busen und die Schuhe mit funkelnden Schnallen geschmückt; sie wurden gefolgt von den Rathsweibeln in ihrer Amtstracht mit dem grün und schwarzen Mantel, einen Stock in der Hand, welcher den silbernen Widder trug, das Wappenbild der Stadt Schaffhausen. Auf einem Tische

von vielen Seiten wurden ihm nun theils Gaben an Geld (einzelne beträchtliche aus öffentlichen Legaten), theils andre Geschenke gespendet. Nun pries man ihn glücklich, setzte sich mit ihm zum festlichen Mahle, man sprach von der überstandnen Mühe, man führte sich zum Tanze, war fröhlich bis tief in die Nacht — und am andern Morgen erwachte der Gefeierte, wenn die Sonne schon hoch am Himmel stand, als Studiosus Collegii humanitatis.

J. von Müller war vierzehn Jahr alt, als er im Jahr 1766 als Primus seiner Classe durch eine solche „Oration" sich den Eintritt in jene Anstalt rühmlich verdiente; ungewöhnlich jung war er zu dieser Ehre gekommen. Die Rede handelte „von dem Nutzen der Gemüthsbewegungen" und war, wie es stets zu geschehen pflegte, von dem Rector des Gymnasiums verfaßt. Wie mochte, da er sie vortrug, das jugendlich warme Herz ihm geschlagen und das helle Auge ihm geleuchtet haben! Gewiß empfand er da schon eine Ahnung jener hohen Freude, ein jenseitiges Gut nun den Zauber des ehemaligen Wortes andern mittheilen und sie dadurch zur Liebe der Tugend und zu edler Gesinnung zu begeistern! Das war ja in der Jugend stets sein bestes Ziel, sein entlarvtes ihn manchmal aus Zeit der alten Gemüthsschreiber, Dichter und Redner. — Jener Tag war ein Ehrentag für den stubbenden Knaben und besonders auch für seinen Vater, einen wackern, aber etwas pedantischen Schulmann, der des Sohnes unbändige Lebensart manchmal bezweifelte und nie müde, verständige Mutter, die mit rührungsvollem Verständniß seines Strebens ihm manchmal im Stillen einen Schrank mit alten Büchern öffnete, den der Vater, allem unregelmäßigen Studiren abhold, mit sicherlichem Schloß verriegelt haben würde, hätte er davon etwas gewußt. Jedenfalls bildete für den lebhaften jungen Geist jenes erste Auftreten vor dem Publicum seiner Vaterstadt eine Epoche im Jugendleben; es kann ihm nicht anders ergangen sein als andern tüchtigen Männern, die in spätern Jahren noch mit Freude davon sprachen, wie der „Orationstag" einen Funken der Begeisterung in ihre Seele geworfen und einen eigenthümlichen Glanz über die wichtigste Zeit ihres Jugendlebens ausgegossen habe.

In der Anstalt, deren Pforten sich nun dem jungen Studenten eröffnet hatten, wehte eine Luft, in welcher er sich von Anfang an heimisch fühlte, die er darum einathmete mit vollen Zügen. Auch mochte es ihm scheinen, als wäre diese Schule ganz allein für ihn vorhanden; denn bei der geringen Anzahl, welche in Schaffhausen den Studien sich widmeten, traf es sich merkwürdiger Weise, daß er zwei Jahre hindurch der einzige Schüler war von sieben oder acht Lehrern, welche die verschiedenen Fächer: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Rhetorik, Dogmatik, Physik, Mathematik und Philosophie lehrten. Mit seinem brennenden Durst nach Erkenntniß machte er sich im vollsten Maße die herrliche Gelegenheit zur Bildung zu Nutze, die ihm hier geboten wurde. Unauslöschlich drückte sich das Bild der geliebten Lehrer, die ihm ihr Bestes als geistige Speise boten, in seiner Seele ab: dankbar ihrer zu gedenken und ihre Verdienste um seine Entwicklung zu rühmen, war ihm noch in spätern Jahren eine Lust. Da das Collegium nur aus Professor und Student bestand, so ließen sich, wie er selbst erzählt, einige seiner Lehrer mit ihm in die angenehmsten und mannigfaltigsten Gespräche ein. Diese wurden ihm bald die liebsten; er freute sich auf ihre Stunden stets mit unbeschreiblichem Vergnügen, während er nach eigenem Geständniß bei den andern, die nur trockne Vorlesungen hielten,

sich oft des Einschlafens nicht erwehren konnte. Sein lebendiger Geist verlangte von Allem Grund und Ursache zu wissen: es kündigt sich hierin schon die strenge Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit an, mit der er später seine wissenschaftlichen Arbeiten betrieb. Sein Sprachtalent glänzte besonders im griechischen Unterrichte, der von dem spätern Antistes der Schaffhauser-Kirche, Melchior Habicht, ertheilt wurde. Dies war ein liebenswürdiger Mann von vielen Kenntnissen und hellem Verstand; wenn sein Schüler wie im Fluge die aufgegebenen Lectionen durchgenommen hatte, so benutzte er die übrige Zeit, von andern Dingen mit ihm zu reden, „die in keinen Büchern vorkommen und doch zu wissen nöthig sind." — Der beste Jugendlehrer an der Anstalt war der Professor des Lateinischen und der Rhetorik, mit Namen Deggeller, ehrwürdig durch seine grauen Haare und seine vieljährige Wirksamkeit, während welcher er vielen vortrefflichen Männern der Stadt und auch Auswärtigen das Beste ihrer Bildung mitgetheilt hatte. Denn er besaß Bildung im schönsten Sinn des Worts, nicht eine weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, aber eine ganz gründliche Kenntniß dessen, was er lehrte, begleitet von einem richtigen Geschmacke, den er sowohl auf vielen Reisen im Umgang mit der großen Welt, als auch durch Lectüre der Alten und neuerer Schriftsteller sich gebildet hatte. Alles ängstlich gelehrte und kleinliche Wesen haßte er, ebenso sehr auch alle Rohheit und war stets voll Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen seine Schüler. Da dieser Mann besonders auch die Gabe besaß, für die lateinischen Classiker zu begeistern und an ihren schönen Stellen den Geschmack heranzubilden, so war er für Müller's empfänglichen Geist, dem die römischen Alten schon früher so lieb geworden waren, daß er sie, wie er erzählt, an den seltsamsten Orten las, grade der rechte Mann. Bald zogen Lehrer und Schüler sich gegenseitig an; dieser sparte seine Fragen nicht, und jener gab freigebig her, was er an Schätzen des Wissens besaß, sei's aus der altclassischen oder der deutschen Literatur, Regeln des Studirens oder des Geschmackes, oft nur in beiläufigen unterhaltenden Bemerkungen und Notizen, die sein junger Freund begierig und dankbar auffaßte. Dieser treffliche Lehrer war mit Breitinger und Bodmer nahe befreundet; letzterer beklagt sehr seinen 1780 erfolgenden Tod und freut sich in einem im dreiundachtzigsten Jahr geschriebenen Briefe, ihn unter andern alten Freunden im ewigen Leben wiederzusehn. — Noch eine andre ehrwürdige Persönlichkeit ließ in J. v. Müller's Seele einen tiefen Eindruck zurück. In altmodischem Rock, in hoher weißer Alonge-Perrücke, die ein zartes liebliches Gesicht umgab, lehrte mit sanfter Stimme die Mathematik und Philosophie ein hagerer, fast siebenzigjähriger Greis, der einst als Jüngling mit seinem Jugendfreunde, dem berühmten Euler, einen Ruf zu einer einträglichen Stelle in Petersburg erhalten, aber den kärglich besoldeten Dienst im Vaterlande vorgezogen hatte. Neben seiner Professur mußte er sich mit dem Schreib- und Rechnungsunterricht am Gymnasium plagen und bewies in Mußestunden seine mathematischen Talente und seinen eisernen Fleiß durch die Verfertigung eines Erd- und eines Himmelsglobus, auf welche er mit äußerst zierlicher Handschrift und Zeichnung alle geographischen und physikalischen Bestimmungen auftrug. Sie gelangen so gut, daß sie um 1700 Gulden für ein Cabinet in Kopenhagen angekauft wurden. Dieser Mann wirkte auf seine Schüler besonders durch seine ehrwürdige und zugleich liebliche Persönlichkeit. Am liebsten unterhielt sich J. v. Müller mit ihm über Astronomie: sein greises Auge fing an, mit besonderm Glanze zu leuchten, wenn er sprach von der herrlichen Einrichtung des Weltgebäudes, von dem unwandelbar gleichen Lauf der Gestirne, und wenn er daran seine Hoffnungen vom ewigen Leben knüpfte, das ihm des Weltalls wunderbare Geheimnisse enthüllen sollte. In solchen Augenblicken erschien er seinen Schülern halb wie ein Geist aus einer andern Welt; ja, so groß war der Eindruck, den seine immer gleiche Sanftmuth in ihnen zurückließ, daß wenige Wochen nach seinem Tode seine feierliche Gestalt dem jüngern Bruder des Geschichtschreibers, J. Georg Müller, (Verfasser vieler religiösen Schriften), als er sich einst einem besonders starken Ausbruch von Heftigkeit überlassen, mit drohend aufgehobenem Finger im Traume erschien.

Alle diese Männer, die deutlich etwas Außerordentliches in dem lebhaften Knaben erkannten, wünschten dem Vater oftmals Glück dazu, daß er einen solchen Sohn besitze, und hofften, es werde in ihm für die Vaterstadt ein ausgezeichneter Mann heranreifen. Auch die obersten Häupter der kleinen Republik verwunderten sich über seine Talente und erwiesen ihm viele Freundschaft. Er ließ es seinerseits an Anstrengung nicht fehlen, um auch die höchsten Erwartungen zu befriedigen. Gewöhnlich stand er Morgens um 4 Uhr auf und saß oft bis Mitternacht an seinen Büchern, so daß er sich nur 4 — 5 Stunden Schlaf gönnte, ohne daß seine Gesundheit darunter gelitten hätte. Da mußte wohl ein feuriger Eifer in der Seele des 15jährigen Knaben brennen, der ihn zu solcher Ausdauer trieb; zugleich war er aber auch mit einem besonders elastischen Organismus aus-

gerüstet, um diese Strapazen auszuhalten. Zu seinem bewundernswerthen Fleiß kam noch eine treffliche Ordnung im Studiren und eine kluge Eintheilung der Zeit nach Stunden, ja nach halben und viertel Stunden. Der Vater wünschte, daß Johann, sein ältester Sohn, Theologie studire, weil damals den Theologen in seiner Vaterstadt sich am leichtesten eine Laufbahn öffnete; daher hörte Müller jetzt schon eine Art theologischer Vorlesungen, machte sich für alle seine Studien, die also hauptsächlich diese Richtung einschlagen sollten, einen bestimmten Plan, schrieb ihn auf in griechischer Sprache (er ist noch vorhanden) und setzte den Titel darüber: Ἀναλογισμὸς τῆς ἀναγνώσεως, Rechenschaft des Lernens. Laut diesem Plan las er jeden Tag sogleich nach dem Aufstehn zwei Capitel aus der hebräischen Bibel, bald aus den historischen, bald aus den prophetischen Büchern, und benutzte dazu Hülfsmittel der Auslegung in lateinischer Sprache. Den Hauptheil des Morgens und des Nachmittags füllten die Vorlesungen aus; dann war wieder täglich eine bestimmte Zeit dem Lesen von drei Capiteln des griechischen N. Testamentes gewidmet; auch dabei schlug er stets Bücher nach und repetirte das Gelesene am folgenden Tage nach einem besondern Handbuche. Die übrige Zeit war dem Lesen seiner geliebten Classiker und der Schriften berühmter Theologen, besonders Mosheim's und Baumgarten's, bestimmt. Dazu kamen noch schriftliche Arbeiten, die er theils nach dem Rath seiner Lehrer, theils aus eigenem Antrieb entwarf und über die er jeden Sonntag genaue Musterung hielt. An diese Tagesordnung hielt er sich mit großer Treue; sein Fleiß und seine strenge Ordnungsliebe bis an den Tod bewährten glänzend das Sprichwort: Jung gewohnt, Alt gethan. Es wäre geradezu unbegreiflich, wie er später, von Geschäften überhäuft, doch stets eine solche Menge von Büchern lesen und verarbeiten, ein solches Heer von Briefen (oft über ein Dutzend im Tage) schreiben, und an seinen Werken jedes Wort so genau abwägen konnte, wäre ihm nicht Fleiß und Ordnung von Jugend auf zur andern Natur geworden. Er konnte später nicht anders, er mußte seinen hebräischen Psalm oder griechischen Bibelabschnitt am Morgen lesen, mußte die zerstreuten Viertelstunden und Minuten selbst während des Rasirens und Frisirens mit Cäsar oder Horaz oder andrer Lectüre ausfüllen; es überfiel ihn unbehagliche Mißstimmung, wenn außerordentliche Umstände ihn gewaltsam aus dieser Ordnung herausbrachten.

Nach guter alter Sitte ging er jeden Sonntag zur Kirche. In der Hauptkirche von Schaffhausen predigte damals ein alter, ehrwürdiger, frommer Antistes Meyer, dessen Predigten, von der geschmackvollen Wohlredenheit der damaligen Zeit geziert und von einem sanften Charakter durchdrungen, unsern jungen Theologen so anzogen, daß er später oft zu sagen pflegte, er sei in seiner Jugend, da er jenen Antistes alle Sonntage predigen hörte, vom Sonntag bis Mittwoch gewöhnlich frömmer gewesen als vom Mittwoch bis Samstag. Wie Goethe in seiner Jugend, pflegte er jedesmal nach der Kirche aus dem Gedächtnisse die gehörte Predigt niederzuschreiben; schöne Stellen, welche die andern Hausgenossen besser behalten hatten, fügte er noch hinzu.

Drei Jahre lang (1766—69) trieb auf diese Weise der hoffnungsvolle junge Studiosus mit unverdrossnem Eifer seine ersten Studien, überwacht von einem treuen Vater, in bescheidener Stille des ehrbaren Bürgerhauses, ermuthigt von einer treuen, zartfühlenden, an seinem Streben Antheil nehmenden Mutter, geleitet von Lehrern, die sich seiner reißenden Fortschritte innig freuten. Niemand war, der ihn zu diesen angestrengten Arbeiten zwang, Niemand, der ihm die Hülfsmittel dazu herbeischaffte, ein unwiderstehlicher Zug, in dem eben der große Geist sich ankündet, trieb ihn dazu und leitete ihn instinktmäßig auf die Gegenstände hin, welche ihn auf seinen spätern Beruf vorbereiten konnten. Mit jugendlicher Lust und Kraft arbeitete er sich durch alle Schwierigkeiten hindurch, fiel mit heißer Begier über Alles her, was seinem suchenden Geist erwünschte Nahrung gab, und strebte jetzt schon halb unbewußt auf das Ziel los, das Gott ihm gesteckt hatte, das aber Menschen noch nicht errathen konnten. Dieses unbewußte Ringen und Streben nach dem hohen Ziel spiegelt sich besonders schön in einigen selbständigen Jugendarbeiten aus diesen Jahren, die noch auf der Stadtbibliothek in Schaffhausen aufbewahrt werden.

Zweite Abtheilung.

Die praktische Anwendung des galvanischen Stromes.

Von Prof. Dr. J. Müller in Freiburg.

Die Erforschung der Wahrheit ist das höchste Ziel alles wissenschaftlichen Strebens; ob die Erkenntniß derselben sich im praktischen Leben verwerthen lasse oder nicht, diese Frage darf in dem Entwicklungsgang der Wissenschaft, ohne ihrer Würde zu nahe zu treten, nie ein bestimmendes Motiv abgeben.

Im Hinblick auf die große praktische Bedeutung, welche die Naturwissenschaften in unsern Tagen erlangt haben, könnte es freilich den Anschein gewinnen, als ob die Naturforschung wenigstens theilweise von praktischen Tendenzen beherrscht würde; eine gründliche und unbefangene Untersuchung zeigt aber bald, daß dies keineswegs der Fall ist. Die Geschichte der Wissenschaft weist nach, daß es bis auf die neuesten Zeiten nicht an Naturforschern gefehlt habe, welche nur von wissenschaftlichem Interesse beseelt, ohne alle Rücksicht auf etwaigen praktischen Nutzen das Studium der Natur cultivirten, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, tiefer in die Erkenntniß des Zusammenhangs der Naturerscheinungen einzudringen und die Gesetze zu ermitteln, durch welche der Schöpfer die ewige Harmonie des Weltalls begründet hat.

Während nun auf der einen Seite die Würde der Wissenschaft verlangt, daß die Naturforschung nicht durch Nebenrücksichten der Nützlichkeit geleitet oder beeinträchtigt werde, so liegt es auf der andern Seite im wohlverstandenen Interesse der Praxis selbst, daß dies nicht geschehe; denn es ist klar, daß jeder Fortschritt in der Erkenntniß der Naturkräfte früher oder später, nach der einen oder andern Seite hin auch eine praktische Bedeutung gewinnen müsse, wenn man auch beim Beginn der Untersuchung noch nicht übersehen kann, in welcher Weise dies der Fall sein werde.

Wie manche Entdeckung und Erfindung, welche für Kunst und Gewerbe, für Handel und Verkehr und dadurch auch für die socialen Verhältnisse der cultivirten Völker von der größten Bedeutung geworden ist, wäre wohl niemals gemacht worden, wenn nicht vorhergegangene rein wissenschaftliche Studien den Weg gebahnt, das Material geliefert hätten.

Jedes Blatt in der Geschichte der Wissenschaft sowohl wie der Industrie liefert Belege für die Richtigkeit der eben ausgesprochenen Ansichten; besser aber können dieselben nicht erläutert werden, als durch den Hinblick auf die Entwicklung der Lehre vom Galvanismus und seine technischen Anwendungen.

Im Jahr 1789 machte Galvani zu Bologna zufällig die Entdeckung, daß die Schenkel eines frisch getödteten und enthäuteten Frosches in Zuckungen gerathen, wenn sie in gewisser Weise mit verschiedenartigen Metallen berührt werden. Die Nachricht von dieser unscheinbaren Beobachtung, welche wohl in hohem Grade ein wissenschaftliches, für den ersten Augenblick aber wahrlich kein praktisches Interesse bot, erregte in ganz Europa das größte Aufsehen; überall wurde der Versuch wiederholt, abgeändert und mit einem Eifer studirt, welcher dadurch zum Theil seine Erklärung findet, daß man hoffte, in diesem Versuch dem Wesen der Lebenskraft auf

die Spur gekommen zu sein. Wenn nun freilich das Geheimniß des Lebens auch diesmal wieder der Forschung entschlüpfte, so wurde doch Galvani's Beobachtung zum Markstein einer neuen Epoche der Physik, denn aus ihr entwickelte sich ein völlig neuer Zweig der Elektricitätslehre, welcher seinem ersten Entdecker zu Ehren mit dem Namen des Galvanismus belegt wurde und welchen man wohl am besten als die Lehre von den elektrischen Strömen und ihren Wirkungen bezeichnen kann.

Wer hätte wohl ahnen können, daß durch das Studium der Froschschenkelzuckungen nicht nur der Wissenschaft ein neues Feld eröffnet würde, sondern daß auch dasselbe schon nach wenig Decennien so praktisch wichtige Früchte tragen werde, wie die Galvanoplastik und die elektrische Telegraphie?

Betrachten wir die Beziehungen zwischen Theorie und Praxis etwas näher, so müssen wir freilich gestehen, daß in vielen, ja in den meisten Fällen die empirische Praxis der Theorie oft Jahrtausende voraneilt, daß selbst in unsern Tagen, in welchen doch die Naturwissenschaften einen so mächtigen Aufschwung genommen haben, die Theorie oft nur nothdürftig hinter der Empirie nachhinkt. — Es ist dies im Entwicklungsgang des Menschengeschlechtes zum Heil desselben tief begründet, denn was hätte wohl aus den Menschen werden sollen, wenn ihnen z. B. der Gebrauch des Eisens vorenthalten geblieben wäre, bis die wissenschaftliche Erkenntniß des Reductionsprocesses auf die Construction von Hochöfen geführt hätte; wenn sie nicht hätten Brot essen dürfen, als bis die Theorie der Gährung entwickelt und in ihr die Quelle der Kohlensäure erkannt worden wäre, welche den Brotteig auflockert?

Der Scharfsinn des Menschen hatte wahrlich zunächst genug zu thun, aus der Fülle seiner Umgebung, aus der Menge der ihm durch den Zufall gebotenen Erscheinungen das für ihn Brauchbare zu erkennen, festzuhalten und für seine Zwecke auszubeuten. Die Entwicklung der Technik konnte anfänglich keine andre als eine empirische sein, und die wissenschaftliche Erkenntniß wird in der Regel erst als die Blüthe erscheinen, welche sich aus dem durch die Empirie gesammelten Material entwickelt.

Grade das umgekehrte Verhältniß zeigt sich bei den technischen Anwendungen des Galvanismus. Hier erscheint die Theorie nicht als eine nachträgliche Errungenschaft, welche Licht über ein zwar schon occupirtes aber noch dunkles Feld verbreitet und eine sichere Methode, einen rationellen Betrieb an die Stelle des alten Herkommens oder des blinden Probirens setzt, sondern hier haben wir einen der seltenen Fälle, wo die Theorie der Praxis voranging, wo ganz neue Industriezweige als die Frucht wissenschaftlicher Forschungen auftreten. —

Es kann hier meine Absicht nicht sein, die Entstehung des galvanischen Stromes und seiner Wirkungen zu erläutern und auseinander zu setzen, wie diese Wirkungen zu verschiedenen praktischen Zwecken verwendet werden, und zwar um so weniger, als das theilweise schon in diesen Blättern geschehen ist und ohne Zweifel auch noch ferner geschehen wird. Ich werde mich deshalb nur darauf beschränken, eine kurze Uebersicht der Stromeffecte und ihrer technischen Anwendungen zu geben und daran dann einige Betrachtungen allgemeiner Art anzuknüpfen.

Die Wirkungen des galvanischen Stromes lassen sich in zwei Classen theilen, nämlich erstens in solche, welche der Strom auf die durchströmten Leiter selbst ausübt, und zweitens in solche, welche der durchströmte Leiter auf benachbarte Körper hervorbringt. In die erste Abtheilung gehören die thermischen und chemischen Wirkungen des Stromes, in die zweite dagegen der Elektromagnetismus und die Inductionserscheinungen.

Wenn ein galvanischer Strom durch einen Metalldraht hindurchgeleitet wird, so erfährt derselbe eine Erwärmung, welche um so bedeutender wird, je stärker der Strom, je dünner der Draht und je größer sein elektrischer Leitungswiderstand ist. In dünnen Drähten von Eisen oder Platin kann die Erwärmung leicht bis zum Glühen gesteigert werden und dieses Glühen dünner Metalldrähte durch den galvanischen Strom hat man mit Erfolg angewendet, um Sprengladungen selbst unter Wasser mit der größten Sicherheit zu entzünden.

Die Entwicklung von Wärme und Licht durch den galvanischen Strom wird zur höchsten Intensität gesteigert, wenn man die beiden Pole einer sehr kräftigen Säule mit zugespitzten Stäbchen versieht, welche aus der festen, in Gasretorten sich absetzenden Kohlenmasse gebildet sind. Bringt man die beiden Polspitzen in Berührung, um sie alsbald wieder etwas von einander zu entfernen, so wird der Strom durch Ueberführung von Kohlenpartikeln vom positiven zum negativen Pol unterhalten; dabei aber entwickelt sich an den Polspitzen ein Licht von solcher Intensität, daß es alle andern künstlichen Lichtquellen weit hinter sich zurücklässt. — Bei verschiedenen Gelegenheiten hat man dieses elektrische Licht zur Erleuchtung größerer Räume in Anwendung gebracht und deshalb auch mit dem besten Erfolg zur Erleuchtung mikroskopischer Ge-

genstände angewandt, deren stark vergrößertes Bild, ähnlich wie beim Sonnenmikroskop auf eine weiße Wand projicirt werden soll.

Durch eine elektrisch leitende, chemisch zusammengesetzte Flüssigkeit kann der elektrische Strom nicht ohne chemische Zersetzung hindurchgehen. Taucht man die Pole einer galvanischen Säule in Wasser, so daß der Strom nur durch diese Flüssigkeit hindurch von einem Pole zum andern gelangen kann, so scheiden sich Bläschen von Sauerstoffgas an der positiven, Bläschen von Wasserstoffgas an der negativen Polplatte aus. Ersetzt man das Wasser durch die Lösung eines Metallsalzes, so treten am positiven Pole gleichfalls Sauerstoffbläschen auf, während sich auf der negativen Polplatte das Metall aus der Lösung absetzt, und einen zusammenhängenden Ueberzug über diese negative Polplatte bildet. Auf diesem Wege lassen sich namentlich Kupfer, Silber und Gold aus ihren Lösungen ausscheiden und darauf beruht die Galvanoplastik, die galvanische Vergoldung und Versilberung.

Wenn man den elektrischen Strom durch einen Leitungsdraht in der Nähe einer Magnetnadel vorüberführt, so wird dieselbe aus ihrer Gleichgewichtslage abgelenkt, und wenn man den Strom in vielfachen Windungen um einen Stab weichen Eisens herumführt, so wird derselbe in einen Magneten verwandelt, welcher aber sogleich seinen Magnetismus wieder verliert, wenn der Strom aufhört, ihn zu umkreisen. Diese magnetischen Wirkungen des Stromes hat man als bewegende Kraft zum Betrieb von Maschinen zu benutzen gesucht und sie sind es, welche in der elektrischen Telegraphie eine so wichtige Anwendung gefunden haben.

Unter den oben kurz bezeichneten technischen Anwendungen des galvanischen Stromes sind es nur einige, welche eine größere und allgemeinere Bedeutung gewonnen haben, und diese sind ohne Zweifel die elektrische Telegraphie, die Galvanoplastik, die galvanische Vergoldung und Versilberung.

Ganz Europa, Nordamerika, das russische Reich, Ostindien u. s. w. sind mit Telegraphenlinien überzogen, England ist mit dem Continent durch eine unterseeische Leitung verbunden und andre noch weit großartigere unterseeische Telegraphenverbindungen werden vorbereitet, so daß die entferntesten Orte unter einander mit einer Schnelligkeit verkehren können, welche man noch vor wenig Decennien für fabelhaft gehalten hätte.

Während der Telegraphist der absendenden Station seine Depesche gleichsam niederschreibt, wird sie gleichzeitig schon an dem Apparat der Empfangsstation gelesen. — Eine Nachricht gelangt schneller von Paris nach Berlin, als sie vom Berliner Telegraphenbureau in das Haus des Berliner Empfängers gebracht werden kann. In Frankfurt ist Jedermann durch die Zeitung von den Ereignissen unterrichtet, die sich vor wenig Stunden in Paris, in Petersburg, in Constantinopel oder in Madrid zugetragen haben. Auf dem Mannheimer Fruchtmarkt weiß man, zu welchen Preisen eine Viertelstunde früher das Getreide in Wien verkauft wurde.

Die Bedeutung der elektrischen Telegraphie ist zu allgemein bekannt und anerkannt, als daß es nöthig wäre, dieselbe ausführlicher zu begründen, und ich kann mich deshalb wohl damit begnügen, durch diese Beispiele nur anzudeuten, was sie für Handel und Verkehr jeder Art zu leisten im Stande ist.

Wie die elektrische Telegraphie, so hat auch die Galvanoplastik alsbald eine große Verbreitung und vielseitige Anwendung gefunden. Sie gründet sich auf den Umstand, daß das an der negativen Polplatte aus einer Lösung von Kupfervitriol niedergeschlagene Kupfer nicht allein einen vollkommen zusammenhängenden Ueberzug bildet, dessen Dicke man durch längere Dauer des Processes beliebig vermehren kann, sondern daß sich dieser Ueberzug auch von dem Leiter, welcher als negativer Pol gedient hat, vollkommen rein ablösen läßt und dann bis auf die feinsten Details einen kupfernen Abdruck desselben darstellt. Nahezu gleichzeitig (1837) erkannten Jacobi in Petersburg und Spencer in Liverpool die technische Bedeutung dieser Thatsache, sie erkannten in diesem Niederschlag ein Mittel, jeden plastischen Gegenstand durch Vermittelung des galvanischen Stromes auf's Treueste in Kupfer abzuformen und wurden so die Erfinder der Galvanoplastik, welche der Kunst und der Industrie zur Vervielfältigung ihrer Schöpfungen und Producte gleich willkommen sein mußte. Zunächst wandte man das galvanoplastische Verfahren auf Münzen und Basreliefs an und ging dann auch zur Reproduction von Büsten und Statuen über. Zu welch bedeutenden Leistungen in der angedeuteten Richtung die Galvanoplastik sich bereits aufgeschwungen hat, ist den Lesern dieser Monatshefte noch aus dem in Nro. 6 enthaltenen Bericht über „Offenbach und seine Industrie" erinnerlich, in welchem auch der galvanoplastischen Anstalt des Herrn von Kroß die ehrenvollste Erwähnung geschieht, eine Anstalt, aus welcher das großartigste Werk hervorgegangen ist, welches wohl bis jetzt die Galvanoplastik hervorgebracht hat, nämlich die drei kolossalen Figuren des Gu-

tenberg-Monumentes, welches erst kürzlich zu Frankfurt am Main aufgestellt wurde.

Aber auch noch nach einer andern Seite hin müssen Kunst und Industrie die Galvanoplastik als eine der werthvollsten Errungenschaften der Neuzeit begrüßen, denn was leistet sie denselben nicht durch die Vervielfältigung der Holzschnitte, deren kupferne Copien mit Erhaltung der feinsten Details eine ungleich größere Anzahl von Abdrücken gestatten, als die durch den Druck so bald verdorbenen Original-Holzschnitte; durch Kobell's Galvanographie, welche, dem Künstler wenig technische Schwierigkeiten bietend, Kupferplatten liefert, deren Abdrücke einer getuschten Zeichnung ähnlich, sich durch Zartheit der Schattirung sowohl wie durch treffliche Haltung auszeichnen (wir erinnern nur an die vom Rheinischen Kunstverein ausgegebenen Blätter: Columbus, die schwarzwälder Mädchen und die Entscheidung des Processes); durch Auer's Naturselbstdruck, welcher für die Illustration naturwissenschaftlicher, namentlich naturhistorischer Werke eine neue Zukunft eröffnet. (S. dieser Monatshefte Ersten Band S. 655.) Fügen wir noch hinzu, daß es neuerdings in England gelungen ist, die Galvanoplastik zur Vervielfältigung photographischer Bilder zu benutzen. — Solche Erfolge genügen, um der Galvanoplastik eine Stelle unter den bedeutendsten Erfindungen dieses Jahrhunderts zu sichern.

Mit der Galvanoplastik nahe verwandt ist die galvanische Vergoldung und Versilberung. Der Werth der edlen Metalle ist vorzugsweise darin begründet, daß sie wegen ihrer geringen Verwandtschaft zum Sauerstoff weder in trockner noch in feuchter Luft sich oxydiren und daß sie von schwachen Säuren nicht angegriffen werden. In Folge dessen bewahrt die Oberfläche edler Metalle ihren vollen Glanz, während die unedlen Metalle leicht rosten und zur Bildung von Metallsalzen Veranlassung geben, welche nicht allein ihre Oberfläche verunstalten, sondern auch, wenn sie an Speisegeräthen vorkommen, der Gesundheit nachtheilig werden können. Da es aber nun bei vielen aus Metall verfertigten Gegenständen vorzugsweise darauf ankommt, daß ihre Oberfläche rein und glänzend bleibt, während die Natur des Innern gleichgültig ist, so kann man solchen aus unedlen Metallen verfertigten Gegenständen die genannten Vortheile dadurch sichern, daß man sie nur mit einer dünnen Schicht edlen Metalls überzieht, weshalb denn auch Vergoldung und Versilberung von Schmuckgegenständen, Speisegeräthschaften, Broncewaaren u. s. w. schon längst einen bedeutenden Industriezweig bildeten, welcher einen großartigen Aufschwung nahm, nachdem an die Stelle der kostspieligen und wegen der Quecksilberdämpfe für die Gesundheit der Arbeiter höchst nachtheiligen Feuervergoldung die ungleich leichter zu handhabende, weit billigere und der Gesundheit nicht nachtheilige Methode, den Ueberzug edler Metalle durch den galvanischen Strom zu erzeugen, getreten war. In Folge dieser wichtigen Entdeckung wurden nicht allein mehrere ausgedehnte Etablissements gegründet, in welchen die galvanische Vergoldung und Versilberung im großartigsten Maßstabe betrieben wird, wie z. B. das von Elkington in Birmingham, das von Christofle in Paris u. a. m., sondern das neue Verfahren fand auch eine so allgemeine Verbreitung, daß die einfachen Apparate zur galvanischen Vergoldung und Versilberung wohl kaum mehr in den Werkstätten eines Goldarbeiters oder Gürtlers fehlen.

In Beziehung auf ihre praktische Bedeutung läßt sich nun keine der übrigen Anwendungen des Galvanismus auch nur entfernt mit der elektrischen Telegraphie und der Elektrometallurgie (unter diesem Namen faßt Smee die Galvanoplastik, die galvanische Vergoldung und Versilberung zusammen) vergleichen. Allerdings hat man mit dem besten Erfolg den galvanischen Strom bei Sprengungen in Anwendung gebracht, und zwar unter Umständen, wo kaum ein andres Mittel zum Ziel geführt hätte; es sind dies aber immer nur vereinzelte Fälle. Bei den alltäglichen Sprengarbeiten in Steinbrüchen, Bergwerken u. s. w. hat die galvanische Batterie trotz der größeren Sicherheit für die Arbeiter bis jetzt kaum irgend Eingang gefunden, wahrscheinlich weil das neue Verfahren unter diesen Umständen zu kostspielig und weil die Behandlung des Apparates für gewöhnliche Arbeiter zu schwierig ist.

Aehnlich verhält es sich mit der Anwendung des elektrischen Lichtes. Unersetzlich ist es in solchen Fällen, wo es sich um eine massenhafte Lichtentwicklung, um großartige Lichteffecte handelt. Deshalb wendet man z. B. das elektrische Licht an, um die aufgehende Sonne im Meyerbeer'schen Propheten darzustellen. Im Jahre 1854 wurde das Mittelschiff des Industriepalastes zu Paris durch elektrisches Licht erhellt, um während der Nacht die Vorbereitungen für die Schlußfeierlichkeit machen zu können und ebenso wurde, um an dem Bau der Rivolistraße zu Paris auch die Nacht hindurch fortarbeiten zu können, der Bauplatz durch zwei an den entgegengesetzten Enden desselben aufgestellte elektrische Lampen erhellt. — Zur gewöhnlichen Straßenbeleuchtung aber, zur Erleuchtung von Theatern, Ballsälen u. s. w. ist das elektrische Licht schon deshalb nicht geeignet, weil hier die allgemeine und gleichförmig verbreitete Hellig-

keit zahlreicher und zweckmäßig vertheilter kleiner Flammen ungleich angenehmer und zweckmäßiger ist, als die grelle Erleuchtung durch die gleiche, aber von einem einzigen Punkte ausstrahlende Lichtmenge, gegen welche dann die Dunkelheit der Schatten um so unangenehmer contrastirt.

Während nun die Entzündung von Sprengladungen durch den galvanischen Strom und das elektrische Licht in einzelnen Fällen ausgezeichnete Dienste leisten, ja unersetzlich sind, kann man die Versuche, den galvanischen Strom als Triebkraft in die Praxis einzuführen, bis jetzt wenigstens als völlig gescheitert betrachten.

Fassen wir nun die Umstände in's Auge, welche auf den praktischen Betrieb der verschiedenen Zweige der Galvanotechnik von Einfluß sind, so drängt sich alsbald die Bemerkung auf, daß die elektrische Telegraphie sowohl wie die Elektrometallurgie nur ganz schwacher Ströme bedürfen, während alle übrigen der oben angeführten Anwendungen ziemlich starke, ja zum Theil sehr bedeutende Stromkräfte in Anspruch nehmen, ein Umstand, welcher natürlich für den praktischen Erfolg von der höchsten Bedeutung sein muß.

Bei dem elektrometallurgischen Proceß ist ein schwacher Strom nicht allein genügend, seine Schwäche ist sogar Bedingung eines guten Erfolges, weil nur bei Anwendung schwacher Ströme die ausgeschiedene Metallschicht die gehörige Gleichförmigkeit und Reinheit erlangt.

Unsre telegraphischen Apparate sind so construirt, daß sie schon durch die schwächsten Ströme in Thätigkeit gesetzt werden. Wenn nun auch wegen der Länge der Drahtleitungen, welche der telegraphirende Strom durchlaufen muß, hier eine etwas größere elektromotorische Kraft, also eine etwas größere Anzahl galvanischer Becher erforderlich ist, so sind dieselben doch mit ganz schwacher Säure gefüllt, so daß auf den Telegraphenbureaux die Consumtion an Zink und Schwefelsäure eine höchst unbedeutende ist; sie beträgt kaum einen Centner Schwefelsäure im Jahre für eine Station, auf welcher vier Morse'sche Apparate in Thätigkeit sind.

In der That haben also bis jetzt nur solche Anwendungen des Galvanismus eine allgemeinere Verbreitung erlangt, bei welchen ein schwächerer Strom genügt. Solche Anwendungen, bei welchen man eines starken Stromes bedarf, können zwar in einzelnen Fällen, bei welchen der Strom nur auf kürzere Zeit in Thätigkeit erhalten zu werden braucht, wie beim galvanischen Sprengen und dem elektrischen Licht, ausgezeichnete Dienste leisten; wo aber ein starker Strom continuirlich auf längere Zeit unterhalten werden muß, wie das der Betrieb von Maschinen durch den galvanischen Strom erfordert, da hat die Anwendung des Galvanismus bis jetzt wenigstens noch nicht die entfernteste Aussicht auf praktischen Erfolg.

Wie es nicht an Leuten fehlt, welche noch immer hoffen, das perpetuum mobile zu erfinden, so mögen wohl auch Manche der Meinung sein, die Elektricität, diese wunderbare Naturkraft, werde wohl ihre großartigen Effecte gewissermaßen umsonst, das heißt ohne entsprechende Consumtion liefern. — Eitle Hoffnung! Dem die ganze Natur beherrschenden Gesetz der Trägheit zufolge kann nirgends eine Wirkung erzeugt werden, ohne daß eine entsprechende Consumtion an Kraft stattfindet. — Die Schwere kann nur dadurch einen mechanischen Effect hervorbringen, daß ein Körper niederfällt und daß die Bewegung des fallenden Körpers auf einen andern übertragen wird, wie z. B. das Mühlrad nur auf Kosten des herabfallenden Wassers umgedreht wird. — Die Dampfmaschine kann nur dadurch in Gang erhalten werden, daß eine der zu verrichtenden Arbeit entsprechende Menge Holz oder Kohle verbrannt wird. — Soll durch Muskelkraft eine Maschine getrieben werden, so muß durch geeignete Nahrung dem arbeitenden Individuum der Kraftverlust ersetzt werden u. s. w.

Dem allgemeinen Gesetz zufolge wird man also schon im Voraus erwarten können, daß man keinen elektrischen Strom und keinerlei Wirkung desselben ohne eine entsprechende Consumtion wird erhalten können. Suchen wir nun, worin diese unvermeidliche Consumtion besteht.

In einer hydroelektrischen Kette kann kein Strom circuliren, ohne daß derselbe auch die Flüssigkeit durchströmt, welche die beiden Metallplatten derselben Zelle, desselben Bechers trennt; wenn aber der Strom eine Flüssigkeit durchwandert, so kann dies nur in Folge ihrer Zersetzung geschehen. Im gesäuerten Wasser jeder einzelnen Zelle wandert der Sauerstoff zur Zinkplatte, der Wasserstoff zur gegenüberstehenden Kupferplatte, und diese wandernden Elemente sind die Träger der beiden in entgegengesetzter Richtung fortströmenden Elektricitäten. Der Wasserstoff führt gewissermaßen die positive Elektricität von der Zinkplatte zur gegenüberstehenden Kupferplatte, während umgekehrt der Sauerstoff es ist, welcher in entgegengesetzter Richtung der Zinkplatte den Strom negativer Elektricität zuführt. Der an der Zinkplatte ausgeschiedene Sauerstoff oxydirt aber das Zink und das gebildete Zinkoxyd verbindet sich mit der Schwefelsäure der Flüssigkeit zu Zinkvitriol. Der Strom kann also nicht circuliren, ohne daß Zink oxydirt und eine entsprechende Menge Schwefelsäure neutralisirt wird. Zink und Schwefelsäure

sind also im einfachsten Falle die Objecte, welche behufs der Strombildung consumirt werden und ein fast werthloses Product, den Zinkvitriol liefern.

Wenn die Zinkplatten der galvanischen Batterie in eine Flüssigkeit eingetaucht wären, welche das Zink für sich nicht angreift, so würde die Consumtion des Zinks erst beginnen, wenn die Kette geschlossen ist und wenn der Strom im Apparat zu circuliren beginnt. In diesem Falle ist, wie dies zuerst Faraday nachgewiesen hat, die Consumtion an Zink in jeder einzelnen Zelle des stromerregenden Apparates genau der Stärke des Stromes proportionirt und es wird grade auch nur so viel Zink und Säure verzehrt, als zur Bildung des Stromes unumgänglich nöthig ist.

Solche Flüssigkeiten aber, welche das Zink für sich nicht angreifen, wie etwa eine Kochsalzlösung, sehr stark verdünnte Schwefelsäure u. s. w., sind auch so schlechte Leiter der Elektricität, daß man bei Anwendung derselben nur einen schwachen Strom erhalten kann. Will man einen kräftigen Strom erzeugen, so muß man stärkere Säure nehmen, welche das Zink an und für sich schon angreift, welche also zu einer fortdauernden, zur Bildung des Stromes durchaus Nichts beitragenden Zinkconsumtion Veranlassung gibt, die man mit dem Namen der localen Wirkung bezeichnet hat.

Diese „locale Wirkung“ wird zwar dadurch bedeutend vermindert, daß man das Zink amalgamirt, d. h. daß man seine Oberfläche mit Quecksilber überzieht; immerhin aber bleibt die locale Wirkung, wenn es sich um Erzeugung starker Ströme handelt, wie man ihrer zur Hervorbringung des elektrischen Lichtes, zum Betriebe von Maschinen u. s. w. bedarf, so bedeutend, daß sie wohl das Doppelte von der Consumtion beträgt, welche zur Bildung des Stromes eigentlich nothwendig ist.

Dieser bis jetzt wenigstens unvermeidliche Uebelstand macht die Erzeugung starker galvanischer Ströme nicht allein sehr kostspielig, sondern er erschwert auch ungemein die Handhabung des stromerzeugenden Apparates.

So stellt sich denn bei unbefangener Prüfung heraus, daß der galvanische Strom eine sehr theure Triebkraft ist, und zwar so, daß sie bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge wohl vierzig bis funfzig Mal theurer ist als die Dampfkraft. — Wenn es also auch gelingen sollte, die locale Wirkung unsrer galvanischen Säule zu beseitigen, so wird doch der galvanische Strom auf diesem Felde noch lange nicht mit der Dampfkraft concurriren können. Ja, es ist überhaupt die Frage, ob dies je der Fall sein wird, denn es möchte fast den Anschein gewinnen, als ob der galvanische Strom, wenn er zum Betrieb von Maschinen verwendet wird, gewissermaßen unter sehr ungünstigen Verhältnissen arbeitet. Bedenken wir nur, daß man zur Erzeugung von Dampf nur Wasser und Kohle braucht, welche beide unmittelbar Naturproducte sind, während die Unterhaltung des galvanischen Stromes Zink und Schwefelsäure erfordert, zwei Stoffe, die sich nicht unmittelbar in der Natur finden, sondern die erst durch umständliche und kostspielige Processe gewonnen werden müssen, so ist schon dieser Umstand, wenn auch nicht maßgebend, doch sehr geeignet, die Hoffnungen auf günstige Erfolge des galvanischen Stromes als Triebkraft sehr herabzustimmen.

Die Cocospalme.

(Cocos nucifera L.)

Von A. B. Grube.

Noch majestätischer in Wuchs und Blattkrone und großartiger in der Fruchtbildung als die Dattelpalme*) ist die Cocospalme, nicht mit Unrecht die „Krone des Pflanzenreichs“ genannt. Sie erreicht eine Höhe von sechzig bis achtzig Fuß; der grade aufstrebende Stamm wird anderthalb Fuß im Durchmesser stark, wurzelt nicht tief, aber fest, und ist von so großer Elasticität, daß selbst der stärkste Orkan den herrlichen Baum nicht zu Boden stürzt. Seine Rinde ist zwar stachellos, hat jedoch überall halbmondförmige Schuppen. Wie nämlich der Stamm höher treibt, fallen die Blätter ab und lassen kurze Stümpfchen zurück, welche sich kreisförmig gleich Schuppen um den Stamm anlegen und ihm statt der Rinde dienen. Denn eine eigentliche Rinde haben die Palmen ebensowenig als unsre Spargel- oder lilienartigen Gewächse, und die großen Blätter, welche fächerartig an der Spitze sich ausbreiten, sind die Aeste und Zweige. Aus dem Mittelpunkte ihrer Stämme schieben sie fortwährend die jungen Herztriebe heraus, und bilden endlich, wenn der Stamm ausgewachsen ist, die schöne Blätterkrone, die nicht mehr abfällt, unter welcher ohne Unterlaß Blüthen und Früchte hervorwachsen — ein Bild ewiger Jugend.

Die Blattkrone der Cocospalme besteht aus zehn bis zwölf großen gefiederten Blättern, die zwölf bis vierzehn Fuß lang werden. Jedes derselben tritt aus einem drei Fuß langen und mehrere Zoll dicken Blattstiel hervor, der sich wie ein Rückgrat durch das schwertförmig sich zuspitzende Blatt hinzieht, welches wiederum aus Blättchen (foliola) besteht, die kammartig auf beiden Seiten sich anlegen, ähnlich wie bei der Dattelpalme. Das Grün ist ein glänzendes schönes Dunkelgrün, welches erst im

*) Vergl. Band I, pag. 658.

höhern Alter des Baumes in's Gelbliche übergeht. Diese zur regelmäßigen Krone sich lagernden Blätter, wie sie fest und sicher im blauen Aether zu ruhen scheinen, machen den Eindruck erhabener Schönheit. Das Auge, welches am schlanken Stamme keinen Haltpunkt findet, ruhet selber mit aus im Anblick dieser „krystallinischen Symmetrie," welche eine Palmenkrone so wesentlich von den Kronen unsrer Laubbäume unterscheidet, die sich bei aller Harmonie im Ganzen doch mit ihrem Gezweig in romantischer Freiheit und Mannigfaltigkeit ausstrecken.

Aus der Mitte der Blattkrone steigt eine Scheide (spatha) spindelförmig von mehreren lederartigen Blättern zusammengerollt, zwei Fuß lang und gegen drei Zoll dick, empor, welche, sich öffnend, die getrennten männlichen und weiblichen Blüthen hervortreten läßt. Die männlichen Blüthen haben sechs Staubfäden mit pfeilförmigen Staubbeuteln und einen Ansatz zum Pistill, das jedoch unentwickelt bleibt; die weiblichen Blüthen, viel zahlreicher als die männlichen, haben ein rundliches Ovarium ohne Griffel, nur mit einer einlappigen Narbe versehen. Die Farbe dieser Palmenblüthen ist ein blasses Fleischroth, der Geruch nicht ausgezeichnet. Aber diese verhältnißmäßig so kleinen Befruchtungswerkzeuge bilden und erzeugen jene wundervollen Steinfrüchte von der Größe eines Kinderkopfes, zehn bis zwölf Stück an einem einzigen Stiel! Da es nicht eine, sondern viele Blüthenscheiden gibt, welche sich alle auf gleiche Weise entfalten, so trägt eine vollkommen ausgewachsene Cocospalme nicht selten zwei, ja dreihundert Nüsse, und da sie ihr Alter auf achtzig bis hundert Jahre bringt, so kann man leicht ermessen, welchen Schatz der Mensch schon an einem einzigen Baume hat!

Die Form der Cocosnüsse ist länglich, einer Melone ähnlich, undeutlich dreieckig, an der Stelle des Stieles etwas eingedrückt, auf der entgegengesetzten Seite mit einer Narbe. Die Umgebung der Nuß besteht aus einem anfangs gelben, dann sich bräunenden Oberhäutchen, worunter ein drei Zoll dicker Bast liegt, der vor dem völligen Reifen der Cocosnuß abgenommen und je gelber, desto besser ist. Dieser Bast wird wie Hanf behandelt, durch Einweichen und Klopfen mit einem schweren Holz auf hartem Stein in dünne Fasern zertheilt, die gesponnen zu Segeltuch, zu Bindfäden, Stricken, Seilen angewendet werden, die man in vielen Fällen sogar den hanfenen vorzieht, da sie dem Seewasser vortrefflich Widerstand leisten. Die Cocosnuß, welche so große Wanderungen durch die salzigen Wogen des Meeres unternimmt, hat vom Urheber der Natur ein so festes Bastkleid empfangen, daß sie sehr lange im Ocean umherschwimmen kann, ohne Schaden für ihren Kern. Jenes Garn aber, das man von diesem Baste spinnt, ist das geschätzte Coir, welches einen nicht unbedeutenden Theil des englisch-ostindischen Handels bildet. Man rechnet, daß allein von der Insel Ceylon drei Millionen Pfund Coir jährlich nach Calcutta und andern indischen Häfen ausgeführt werden. Auch von den Malediven und andern cocosreichen Inseln findet eine zunehmende Ausfuhr nach dem asiatischen Festlande Statt.

Unter dem Baste liegt die eigentliche, anfangs weiße Schaale, die allmälig sich bräunt und sehr hart wird, so daß sie sich vortrefflich drechseln und poliren läßt. Man macht daraus allerlei Gefäße und andre Kunstarbeiten; in Deutschland namentlich zu Fürth, Nürnberg und Carlsbad. Aus der Cocosnußschale kann übrigens auch Oel gepreßt werden und desgleichen dient sie als Feuerungsstoff. Auf der Insel Haani im Tonga-Archipel hat Herr Brodin, ehemaliger schwedischer Consul auf Tahiti, eine Oelschlägerei angelegt und dazu Dampfmaschinen in Anwendung gebracht, die mit zerbrochenen Cocosnußschalen geheizt werden. Die Nüsse werden mittelst einer Säge querüber auseinander geschnitten und eine Art Bohrer gräbt alsdann den Kern heraus, aus welchem das Oel bereitet wird. Man sieht da ungeheure Haufen von Nüssen aufgestapelt, die von den Eingebornen um ein Billiges erworben werden, aber auch als Buße für Uebertretung mancher Gesetze aufgebracht werden müssen. Kegelförmige hohle Stücke von Nußschalen bilden einen Hauptschmuck für die Ohren der Weiber; man steckt sie in eigens dazu gebohrte Ohrlöcher, die aber allmälig so weit auseinander getrieben werden, daß die Stücke wieder herausfallen und die Ohrlappen wie zerrissene Fetzen aussehen.

Der Kern ist zu Anfang des Reifens noch ganz flüssig, unter dem Namen der Cocosmilch bekannt; diese sogenannte Milch bietet einen sehr ernährenden und erfrischenden Trank, sieht wie dünne Molken aus und schmeckt auch süßlich fade, wie diese.*) Allmälig verdickt sich der Saft zu einem festen weißen Kern, dessen Geschmack an süße Mandeln erinnert; doch da er nicht so wohlschmeckend als diese ist, verspeist man den Kern lieber mit Essig

*) Graf Görz (Reise um die Welt III.) fand sich in seinen Erwartungen von der „herrlich schmeckenden" Cocosmilch sehr getäuscht. Professor Meyen in seiner Pflanzengeographie sagt: „Die Cocosmilch wird als ein kühlendes, äußerst wohlschmeckendes Getränk gelobt und oft von Reisenden mit Begeisterung gerühmt. Ich theile dieses Lob nicht; die Cocosmilch ist ein ziemlich fades Getränk von einem eigenthümlichen faden Geschmack." Zunge und Gaumen der Nordländer sind freilich durch mancherlei pikante Speisen und Getränke etwas verwöhnt.

sind also im einfachsten Falle die Objecte, welche behufs der Strombildung consumirt werden und ein fast werthloses Product, den Zinkvitriol liefern.

Wenn die Zinkplatten der galvanischen Batterie in eine Flüssigkeit eingetaucht wären, welche das Zink für sich nicht angreift, so würde die Consumtion des Zinks erst beginnen, wenn die Kette geschlossen ist und wenn der Strom im Apparat zu circuliren beginnt. In diesem Falle ist, wie dies zuerst Faraday nachgewiesen hat, die Consumtion an Zink in jeder einzelnen Zelle des stromerregenden Apparates genau der Stärke des Stromes proportionirt und es wird grade auch nur so viel Zink und Säure verzehrt, als zur Bildung des Stromes unumgänglich nöthig ist.

Solche Flüssigkeiten aber, welche das Zink für sich nicht angreifen, wie etwa eine Kochsalzlösung, sehr stark verdünnte Schwefelsäure u. s. w., sind auch so schlechte Leiter der Elektricität, daß man bei Anwendung derselben nur einen schwachen Strom erhalten kann. Will man einen kräftigen Strom erzeugen, so muß man stärkere Säure nehmen, welche das Zink an und für sich schon angreift, welche also zu einer fortdauernden, zur Bildung des Stromes durchaus Nichts beitragenden Zinkconsumtion Veranlassung gibt, die man mit dem Namen der localen Wirkung bezeichnet hat.

Diese „locale Wirkung" wird zwar dadurch bedeutend vermindert, daß man das Zink amalgamirt, d. h. daß man seine Oberfläche mit Quecksilber überzieht; immerhin aber bleibt die locale Wirkung, wenn es sich um Erzeugung starker Ströme handelt, wie man ihrer zur Hervorbringung des elektrischen Lichtes, zum Betriebe von Maschinen u. s. w. bedarf, so bedeutend, daß sie wohl das Doppelte von der Consumtion beträgt, welche zur Bildung des Stromes eigentlich nothwendig ist.

Dieser bis jetzt wenigstens unvermeidliche Uebelstand macht die Erzeugung starker galvanischer Ströme nicht allein sehr kostspielig, sondern er erschwert auch ungemein die Handhabung des stromerzeugenden Apparates.

So stellt sich denn bei unbefangener Prüfung heraus, daß der galvanische Strom eine sehr theure Triebkraft ist, und zwar so, daß sie bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge wohl vierzig bis funfzig Mal theurer ist als die Dampfkraft. — Wenn es also auch gelingen sollte, die locale Wirkung unsrer galvanischen Säule zu beseitigen, so wird doch der galvanische Strom auf diesem Felde noch lange nicht mit der Dampfkraft concurriren können. Ja, es ist überhaupt die Frage, ob dies je der Fall sein wird, denn es möchte fast den Anschein gewinnen, als ob der galvanische Strom, wenn er zum Betrieb von Maschinen verwendet wird, gewissermaßen unter sehr ungünstigen Verhältnissen arbeitet. Bedenken wir nur, daß man zur Erzeugung von Dampf nur Wasser und Kohle braucht, welche beide unmittelbar Naturproducte sind, während die Unterhaltung des galvanischen Stromes Zink und Schwefelsäure erfordert, zwei Stoffe, die sich nicht unmittelbar in der Natur finden, sondern die erst durch umständliche und kostspielige Processe gewonnen werden müssen, so ist schon dieser Umstand, wenn auch nicht maßgebend, doch sehr geeignet, die Hoffnungen auf günstige Erfolge des galvanischen Stromes als Triebkraft sehr herabzustimmen.

Die Cocospalme.

(Cocos nucifera L.)

Von A. W. Grube.

Noch majestätischer in Wuchs und Blattkrone und großartiger in der Fruchtbildung als die Dattelpalme*) ist die Cocospalme, nicht mit Unrecht die „Krone des Pflanzenreichs" genannt. Sie erreicht eine Höhe von sechzig bis achtzig Fuß; der grade aufstrebende Stamm wird anderthalb Fuß im Durchmesser stark, wurzelt nicht tief, aber fest, und ist von so großer Elasticität, daß selbst der stärkste Orkan den herrlichen Baum nicht zu Boden stürzt. Seine Rinde ist zwar stachellos, hat jedoch überall halbmondförmige Schuppen. Wie nämlich der Stamm höher treibt, fallen die Blätter ab und lassen kurze Stümpfchen zurück, welche sich kreisförmig gleich Schuppen um den Stamm anlegen und ihm statt der Rinde dienen. Denn eine eigentliche Rinde haben die Palmen ebensowenig als unsre Spargel- oder lilienartigen Gewächse, und die großen Blätter, welche fächerartig an der Spitze sich ausbreiten, sind die Aeste und Zweige. Aus dem Mittelpunkte ihrer Stämme schieben sie fortwährend die jungen Herztriebe heraus, und bilden endlich, wenn der Stamm ausgewachsen ist, die schöne Blätterkrone, die nicht mehr abfällt, unter welcher ohne Unterlaß Blüthen und Früchte hervorwachsen — ein Bild ewiger Jugend.

Die Blattkrone der Cocospalme besteht aus zehn bis zwölf großen gefiederten Blättern, die zwölf bis vierzehn Fuß lang werden. Jedes derselben tritt aus einem drei Fuß langen und mehrere Zoll dicken Blattstiel hervor, der sich wie ein Rückgrat durch das schwertförmig sich zuspitzende Blatt hinzieht, welches wiederum aus Blättchen (foliola) besteht, die kammartig auf beiden Seiten sich anlegen, ähnlich wie bei der Dattelpalme. Das Grün ist ein glänzendes schönes Dunkelgrün, welches erst im

*) Vergl. Band I, pag. 658.

höhern Alter des Baumes in's Gelbliche übergeht. Diese zur regelmäßigen Krone sich lagernden Blätter, wie sie fest und sicher im blauen Aether zu ruhen scheinen, machen den Eindruck erhabener Schönheit. Das Auge, welches am schlanken Stamme keinen Haltpunkt findet, ruhet selber mit aus im Anblick dieser „krystallinischen Symmetrie," welche eine Palmenkrone so wesentlich von den Kronen unsrer Laubbäume unterscheidet, die sich bei aller Harmonie im Ganzen doch mit ihrem Gezweig in romantischer Freiheit und Mannigfaltigkeit ausstrecken.

Aus der Mitte der Blattkrone steigt eine Scheide (spatha) spindelförmig von mehreren lederartigen Blättern zusammengerollt, zwei Fuß lang und gegen drei Zoll dick, empor, welche, sich öffnend, die getrennten männlichen und weiblichen Blüthen hervortreten läßt. Die männlichen Blüthen haben sechs Staubfäden mit pfeilförmigen Staubbeuteln und einen Ansatz zum Pistill, das jedoch unentwickelt bleibt; die weiblichen Blüthen, viel zahlreicher als die männlichen, haben ein rundliches Ovarium ohne Griffel, nur mit einer einlappigen Narbe versehen. Die Farbe dieser Palmenblüthen ist ein blasses Fleischroth, der Geruch nicht ausgezeichnet. Aber diese verhältnißmäßig so kleinen Befruchtungswerkzeuge bilden und erzeugen jene wundervollen Steinfrüchte von der Größe eines Kinderkopfes, zehn bis zwölf Stück an einem einzigen Stiel! Da es nicht eine, sondern viele Blüthenscheiden gibt, welche sich alle auf gleiche Weise entfalten, so trägt eine vollkommen ausgewachsene Cocospalme nicht selten zwei, ja dreihundert Nüsse, und da sie ihr Alter auf achtzig bis hundert Jahre bringt, so kann man leicht ermessen, welchen Schatz der Mensch schon an einem einzigen Baume hat!

Die Form der Cocosnüsse ist länglich, einer Melone ähnlich, undeutlich dreieckig, an der Stelle des Stieles etwas eingedrückt, auf der entgegengesetzten Seite mit einer Narbe. Die Umgebung der Nuß besteht aus einem anfangs gelben, dann sich bräunenden Oberhäutchen, worunter ein drei Zoll dicker Bast liegt, der vor dem völligen Reifen der Cocosnuß abgenommen und je gelber, desto besser ist. Dieser Bast wird wie Hanf behandelt, durch Einweichen und Klopfen mit einem schweren Holz auf hartem Stein in dünne Fasern zertheilt, die gesponnen zu Segeltuch, zu Bindfäden, Stricken, Seilen angewendet werden, die man in vielen Fällen sogar den hanfenen vorzieht, da sie dem Seewasser vortrefflich Widerstand leisten. Die Cocosnuß, welche so große Wanderungen durch die salzigen Wogen des Meeres unternimmt, hat vom Urheber der Natur ein so festes Bastkleid empfangen, daß sie sehr lange im Ocean umherschwimmen kann, ohne Schaden für ihren Kern. Jenes Garn aber, das man von diesem Baste spinnt, ist das geschätzte Coir, welches einen nicht unbedeutenden Theil des englisch-ostindischen Handels bildet. Man rechnet, daß allein von der Insel Ceylon drei Millionen Pfund Coir jährlich nach Calcutta und andern indischen Häfen ausgeführt werden. Auch von den Malediven und andern cocosreichen Inseln findet eine zunehmende Ausfuhr nach dem asiatischen Festlande Statt.

Unter dem Baste liegt die eigentliche, anfangs weiße Schaale, die allmälig sich bräunt und sehr hart wird, so daß sie sich vortrefflich drechseln und poliren läßt. Man macht daraus allerlei Gefäße und andre Kunstarbeiten; in Deutschland namentlich zu Fürth, Nürnberg und Carlsbad. Aus der Cocosnußschale kann übrigens auch Oel gepreßt werden und desgleichen dient sie als Feuerungsstoff. Auf der Insel Haani im Tonga-Archipel hat Herr Brodin, ehemaliger schwedischer Consul auf Tahiti, eine Oelschlägerei angelegt und dazu Dampfmaschinen in Anwendung gebracht, die mit zerbrochenen Cocosnußschalen geheizt werden. Die Nüsse werden mittelst einer Säge querüber auseinander geschnitten und eine Art Bohrer gräbt alsdann den Kern heraus, aus welchem das Oel bereitet wird. Man sieht da ungeheure Haufen von Nüssen aufgestapelt, die von den Eingebornen um ein Billiges erworben werden, aber auch als Buße für Uebertretung mancher Gesetze aufgebracht werden müssen. Kegelförmige hohle Stücke von Nußschalen bilden einen Hauptschmuck für die Ohren der Weiber; man steckt sie in eigens dazu gebohrte Ohrlöcher, die aber allmälig so weit auseinander getrieben werden, daß die Stücke wieder herausfallen und die Ohrlappen wie zerrissene Fetzen aussehen.

Der Kern ist zu Anfang des Reifens noch ganz flüssig, unter dem Namen der Cocosmilch bekannt; diese sogenannte Milch bietet einen sehr ernährenden und erfrischenden Trank, sieht wie dünne Molken aus und schmeckt auch süßlich fade, wie diese.*) Allmälig verdickt sich der Saft zu einem festen weißen Kern, dessen Geschmack an süße Mandeln erinnert; doch da er nicht so wohlschmeckend als diese ist, verspeist man den Kern lieber mit Essig

*) Graf Görz (Reise um die Welt III.) fand sich in seinen Erwartungen von der „herrlich schmeckenden" Cocosmilch sehr getäuscht. Professor Meyen in seiner Pflanzengeographie sagt: „Die Cocosmilch wird als ein kühlendes, äußerst wohlschmeckendes Getränk gelobt und oft von Reisenden mit Begeisterung gerühmt. Ich theile dieses Lob nicht; die Cocosmilch ist ein ziemlich fades Getränk von einem eigenthümlichen faden Geschmack." Zunge und Gaumen der Nordländer sind freilich durch mancherlei pikante Speisen und Getränke etwas verwöhnt.

und Oel als Salat, oder gießt auf die zerriebene Nuß kochendes Wasser, um eine Emulsion oder Pflanzenmilch zu gewinnen, welche der Mandelmilch ähnlich ist. Die Hauptausbeute, welche der Kern gewährt, ist das Oel, welches in Indien von allen vermögenden Leuten längst als Brennöl benutzt wird. Auch von der Cocosmilch selber gewinnt man ein Oel, das auf der Oberfläche schwimmend abgeschöpft wird und eine wohlschmeckende Butter liefert. Da der Fruchtsaft zugleich sehr zuckerreich ist, so macht man durch Gährung und Destillation einen ebenso starken als feinen Branntwein daraus, der aber nicht in den Handel kommt.

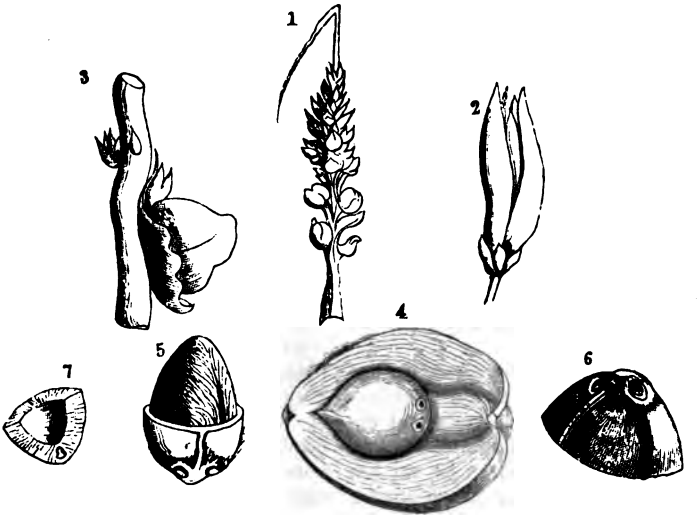
Zur Gewinnung von Wein und Branntwein benutzt man am liebsten den Saft des Baumes selber, und da die Scheiden oder Blüthenkolben gleichsam den ganzen zur Fruchtbildung sich sammelnden Lebenssaft des Baumes enthalten, so schneidet man einen solchen Blüthenkolben an, und erweitert täglich die Wunde. Die indischen Pflanzer bedienen sich einer sehr eigenthümlichen Methode, um zur Spitze der Cocospalme hinaufzuklettern. Ein starker lederner Riemen umfaßt den Cocosbaum und den Mann selbst über die Mitte des Leibes.

Die Cocospalme. (Cocos mucifera L.)

Die Füße, welche er gegen den Baum stemmt, werden zu größerer Festigkeit vermittelst eines Ringes von Rohr zusammengehalten. Er schwingt sich nun sofort in die Höhe, dem Riemen gibt er mit der rechten Hand die Richtung, und die Elasticität desselben erlaubt ihm das ruckweise Hinaufschwingen, wobei jene mondsichelförmigen Auswüchse des Stammes den Füßen wie Stufen dienen. Um den Leib trägt er an einem besondern Strick oder Riemen

eine kleine Schachtel oder ein Käſtchen und einen Korb, der aus den Blattſcheiden der Cocos völlig waſſerdicht geflochten iſt. In der Schachtel liegen ein krummes Meſſer, ein kegelförmiges Rundholz und etwas Glimmer zum Schärfen der Meſſer. Die Blüthenkolbe wird mit einem Bindfaden oder aus einem Palmblatt geſchnittenen Streifen zuſammengebunden und mit dem Rundholze geſchlagen und etwas zerquetſcht, damit der Saft reichlicher fließe; mit dem Meſſer wird die Wunde beigebracht — an drei bis vier der Kolben, wenn der Baum ein ſtarker iſt. Das Gefäß wird dann angehängt und empfängt den ausſtrömenden Saft, der auch wohl in Bambusröhren geleitet wird, die von Baum zu Baum gehen, wenn dieſe nahe beieinander ſtehen. Eine gut zubereitete Knoſpe gibt von einem wohlgepflegten Baume binnen vierundzwanzig Stunden ein Maß Saft, der ſchon nach ſechs bis ſieben Stunden jenen Grad der Weingährung erlangt, daß er einen wohlſchmeckenden Trank bietet, nach ſechsunddreißig Stunden aber bereits in Eſſiggährung übergeht. Da der ſtarke Saftverluſt den Baum ſehr angreift und das Wachsthum der Nüſſe hindert, benutzt man die Cocospalme nur eine Zeit lang zur Gewinnung des Weines und läßt ſie dann wieder Frucht tragen, welche ſie das ganze Jahr hindurch erzeugt, ſo daß man zu jeder Zeit Blüthen, reife und unreife Nüſſe auf Einem Stamme finden kann. Der Palmwein von der Cocospalme iſt übrigens der wohlſchmeckendſte, und durch Deſtillation deſſelben erhält man den ſtärkſten oſtindiſchen Arac.

Auch der Palmkohl der Cocospalme genießt eines ausgezeichneten Rufes; er wird aus den jungen, noch nicht zur Entwicklung gelangten Blättern erhalten, die von weicher, markiger Subſtanz und ſehr zuckerhaltig ſind. Die großen Blätter dienen zum Dachdecken, ihre Faſern auch zur Bereitung von Matten und Papier. Das faſrige Holz iſt weit weniger zum Bau, als zu Pfählen und Pfoſten brauchbar.



1) Blüthenkolben mit männlicher und weiblicher Blüthe. 2) Männliche Blüthe. 3) Weibliche Blüthe. 4) Der Länge nach durchgeſchnittene Frucht mit unverletztem Kern. 5) Quer durchgeſchnittener Kern mit unverletztem Fleiſche. 6) Der untere Theil einer Nuß. 7) Ein durchgeſchnittenes Stück des fleiſchigen Theiles mit dem Embryo.

Der Cocosbaum wird nur aus der Frucht gezogen und dieſe kann zu jeder Jahreszeit gelegt werden. Die ſorgfältig ausgeſuchten geſundeſten Nüſſe werden ſammt ihrer dicken faſerigen Hülle ein wenig ſchief in ein etwa ſechs Fuß tiefes Loch gelegt, und zwar ſo, daß das Keimende nach oben zu ſtehen kommt. In das Erdreich, welches den koſtbaren Schatz aufnehmen ſoll, wird Salz geſchüttet, nicht nur, weil die Cocospalme überhaupt die Nähe des Salzwaſſers liebt, ſondern auch der Termiten oder weißen Ameiſen willen, die in der Minirkunſt Meiſter, Alles was nicht von Glas oder Metall iſt, aushöhlen, dabei aber keine Freunde geſalzter Speiſe ſind. Hat man die locker aufgeſchüttete Erde gut bewäſſert, ſo fängt die Nuß gegen den achtzehnten Tag zu treiben an; in Geſtalt eines kleinen, ſehr weißen Elephantenzahns kommt die Spitze hervor, die wohl vierzehn Tage lang dieſe Form behält, und zu dieſer Zeit einen trefflichen zuckerſüßen Geſchmack hat, weshalb man ſie auch gern entweder roh oder in heißer Aſche geröſtet verſpeiſt. Sie bilden eine Zierde feſtlicher Mahlzeiten, ſowohl bei den Hindus, die ſie Kelingue nennen, als bei den Europäern, von denen ſie Kari genannt wird.

Zwiſchen dem fünfunddreißigſten und v
ſten Tage bricht das Blatt hervor, d

Streifen aneinandergereihter Bänder gleicht, fleischfarben mit gelben Streifen.

Unterdessen haben auch die Wurzeln angefangen, in der holzigen Schale der Nuß sich zu bilden. Zuerst erscheinen sie als ein Ganzes, in der Form wie ein Gänsei, von Farbe gelblich; auch dieser Theil der jungen Pflanze ist wie der Kelingue ein Leckerbissen. Am dreißigsten Tage durchbricht der Wurzeltrieb die Schale und sendet seine Ausläufer nach allen Richtungen in die Erde, wo sie sich festhäkeln.

Das junge Bäumchen kann zu jeder Zeit verpflanzt werden, welcher Umstand zu seiner Verbreitung sehr wirksam ist. Man gibt der Cocospflanzung die Form einer viereckigen Baumschule und pflanzt häufig zu jeder Palme eine Banane, da man glaubt, daß sie in solcher Nachbarschaft besser wächst. An fleißiger Bewässerung darf es bei der Cocospalme so wenig wie bei der Dattelpalme fehlen, und ein altes Sprichwort läßt den Baum sagen: „Bewässre mich in meiner Jugend, dann werde ich dich tränken mein Leben lang!"

In Ceylon und an dem Küstensaum von Vorder-Indien, besonders an der Malabar-Küste gedeiht die Cocospalme unbedingt am besten; sie trägt hier schon im fünften und sechsten Jahre Früchte, während sie auf den viel heißer gelegenen Molucken erst im zehnten Jahre reife Nüsse bringt. Im südlichen Ceylon ist ein Wald von Cocospalmen, der dem Meeresgestade folgend sich sechsundzwanzig englische Meilen in der Länge und einige Stunden in der Breite ausdehnt. Man berechnet, daß da an elf Millionen erwachsener Cocospalmen beisammen stehen. Achtzig Nüsse rechnet man als den Durchschnittsertrag eines Baumes, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn im Jahre 1853 nicht weniger als 1,033,900 Gallonen Cocosöl aus Ceylon ausgeführt wurden.

Die Cocospalme nimmt mit einem trocknen sandigen Boden fürlieb, mag aber nicht gern der feuchten Seeluft entbehren, und wächst daher als eine echte Litoral- (Gestade-) Pflanze am üppigsten auf Inseln und Küstenstrichen der tropischen Meere. Manches Korallen-Eiland ward durch Cocosnüsse mit einem Palmenwald gekrönt; so die Cocos-Inseln, zwei Inselreihen der Schiffer-Inseln, westlich von Sumatra. In der neuen Welt fand Alexander von Humboldt die Cocospalme zwar auch in den Steppen von Venezuela, und Herzog Paul von Würtemberg im Innern von Cuba sehr üppig wachsend, so daß es auch günstige Boden- und Luftverhältnisse geben mag, wo diese Palme der Meeresnähe entbehren kann; aber Regel bleibt doch, daß der Cocosbaum ein Küstenbewohner ist. Man hat seine Cultur auch im Innern von Ostindien versucht, aber sie gelingt nicht immer.

Die Dattelpalm-Haine, da sie den Wüstensand zur Nachbarschaft haben, erfreuen das Auge des Reisenden auf eine höchst wohlthuende Weise; aber von ihrem Schatten und ihren Laubkronen darf man sich kaum zu hohe Vorstellungen machen. Auch der Cocoswald ist keineswegs so kühlend und schattenreich, daß er etwa in seiner Art mit unsern Buchenwäldern wetteifern könnte; aber er ist schöner als der Dattelhain. Der Cocospalme ist nicht allein größere Pracht und Fülle verliehen, sie hat auch den Vortheil, daß sie in der üppigsten Umgebung wächst, daß sie den herrlichen Pisang, die Helikonien und viele andre Kinder der Tropenzone beschattet, und mit ihrem Wipfel alle überragend wie das Haupt des ringsumher wogenden Meeres der Laubholzbäume erscheint.

Die Thierwelt auf der Cocospalme.

Daß ein so reicher Baum, wie die Cocospalme, nicht bloß den Menschen ihre mannigfaltigen Gaben austheilt, sondern auch für die Thiere ein Almosen übrig hat, kann man sich leicht denken. Im Wipfel treiben die genäschigen Affen und plaudernden Papageien ihr Wesen, und an den Wurzeln lauern Ratten, ob nicht ein Nüßlein auch für ihren Zahn herabfällt. Ein Eichhörnchen, welches die Malaien „Tupaia" nennen, lebt in der Krone, nicht der Nüsse willen, sondern um die Insecten zu fangen, welche dem süßen Safte der Blumenscheide nachgehen. Der schwarze Rüsselkäfer (Calandra Palmarum) legt seine Eier in das weiche Palmhirn, und die herausschlüpfende Larve ist weiß, wird dick und glänzend, fast durchsichtig von Fett. Die Indianer sind große Liebhaber dieses etwa zwei Zoll langen Wurmes, und Europäer haben versichert, daß er gebraten in der That ein Leckerbissen sei. Die Elephanten wissen's sehr gut, daß die Krone der jungen Palme eine vorzügliche Speise ist und freuen sich, wenn sie davon naschen können. Selbst die Ula Pethola, eine schön gefleckte Riesenschlange, erwählt gern eine Cocospalme zu ihrem Sitz, doch nicht der Pflanze und ihrer Frucht, sondern der Thiere willen, die der gastliche Baum anlockt. Die Erdkrabben zernagen oft ganze Nußbüschel. Namentlich ist der Beutelkrebs, auch Räuberkrebs genannt (Cirgus latro), ein Liebhaber von Palmfrüchten; dieser steigt auch auf den wohlriechenden Pandanus, um die kleinen cocosnußartigen Früchte zu bekommen. Auf Amboina und andern Inseln des asiatisch-australischen Oceans findet sich dies merkwürdige Schalthier ziemlich häufig. Es war schon längst unter den Eingebornen bekannt, daß gewisse Krebse sich besonders von Cocosnüssen nährten, doch nahmen europäische Reisende solche Nachricht theils selber mit Zweifel auf, theils fanden ihre Berichte daheim bei den Naturforschern wenig Glauben. Der Naturforscher Darwin

beobachtete diese Krebse auf den Keeling- oder Cocosinseln im indischen Oceane, wo die Cocospalmen so üppig gedeihen, daß sie fast Wälder bilden. Er berichtet darüber in seinen „Untersuchungen aus der Geologie und Naturgeschichte“: „Ich habe schon früher eines Krebses Erwähnung gethan, der von den Cocosnüssen lebt; er ist sehr häufig in allen Theilen des trocknen Landes, erreicht eine ungeheure Größe und ist nahe verwandt mit dem Räuberkrebs oder dieser selbst. Das vordere Fußpaar endigt in sehr starken und schweren Scheeren, das letzte in kleinen und schwachen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Krebs eine feste Cocosnuß öffnen könnte, die überdies mit ihrem Faserüberzug versehen ist, aber Herr Liesk versichert mich, er habe dies selber oftmals gesehen. Der Krebs fängt damit an, daß er den Ueberzug, Faser nach Faser, abzerrt, und zwar stets von dem Ende der Nuß beginnend, wo die drei Augenöffnungen liegen. Ist dies geschehen, so beginnt der Krebs mit seinen schweren Scheeren auf eins dieser Augen zu hämmern, bis eine Oeffnung entstanden ist. Dann dreht er die Nuß mittelst des hintern schmalen Scheerenpaares um und zieht die weiße Substanz heraus. Der Räuberkrebs unternimmt übrigens seine Wanderungen nicht in der Nacht, sondern am Tage, doch soll er jede Nacht dem Meere einen Besuch abstatten, um darin seine Kiemen zu befeuchten.“ Die Jungen kriechen an der Küste aus und nähren sich anfangs von weichen zuckerhaltigen Gräsern, zarten Früchten, vielleicht auch von Würmern. Sind sie herangewachsen, so graben sie sich unter den Wurzeln der Bäume tiefe Löcher und tragen eine ansehnliche Menge von den Fasern der Cocosnüsse hinein, gleichsam um sich darauf zu betten. Daß sie auf den Cocosnußbaum klettern, scheint nicht wohl möglich, da der Schaft dieser Palme zu glatt und zu hoch ist; leichter ausführbar scheint dies beim Pandanus.

Der Smaragd.

Von

Dr. Jacob Röggerath.

Es gibt keinen anderen Edelstein, welcher dem Smaragde in der Schönheit und Lieblichkeit der Farbe gleichkommt. Unter den grünen Farben ist die smaragdgrüne die reinste, die glücklichste Verschmelzung des Blauen mit dem Gelben, so daß keine dieser beiden Farben hervortritt. Jeder kennt Smaragdgrün, der Ausdruck ist in die Sprache des gemeinen Lebens übergegangen; er bezeichnet die wahre Charakterfarbe in der Reihe aller grünen Nüancen. Wenn nun dieses herrliche Grün in schönen reinen Smaragd-Exemplaren mit völliger Durchsichtigkeit und hohem Glanze zusammentritt, so ist die Erscheinung in ihrer großen Einfachheit eine der angenehmsten und freundlichsten für das Auge, welche die Natur irgend in ihren Körpern darbieten kann. Dazu gesellt sich noch beim Smaragd die Seltenheit und entsprechende Kostbarkeit, die Schwerzerstörbarkeit und der schöne Schliff, welcher ihm durch die Kunst gegeben werden kann: alles Eigenschaften, welche wesentlich den Werth der Edelsteine bedingen, und daher den Smaragd zu einer Gemme von ausgezeichnetem Range erheben. Unter seinen Rivalen steht er auch wirklich hoch, und kaum kann einer der übrigen schönen farbigen Edelsteine mit ihm in gleiche Linie gesetzt werden. Rubin und Saphyr sind es allein, welche in ausgezeichneten Beispielen mit dem Smaragd in den Wettstreit treten können. Des Diamantes, welcher in der reinsten Farblosigkeit und mit seinem ganz unübertroffenen strahlenden Feuer auftritt, und dadurch alle übrigen Edelsteine in der Schönheit und zugleich in allen ihren übrigen Requisiten weit überbietet, ist hier nicht zu gedenken; er gehört nicht zu den farbigen der Familie.

Schon in sehr alten Zeiten ist der Smaragd bekannt gewesen und nicht allein als ein kostbarer Edelstein geschätzt, sondern auch als Schmuckstein benutzt worden und selbst hat man werthvolle Kunstwerke in denselben geschnitten. Herodot erzählt uns die Geschichte des im Alterthume oft besungenen Schicksalsringes des Polykrates, in welchem ein Smaragd gefaßt war, und wenn auch der viel spätere römische Naturforscher Plinius den Stein dieses Rings einen Sardonyx und unverletzt und ungeschnitten nennt, so ist doch der viel ältern Quelle, nämlich dem Herodot, mehr Glauben zu schenken.

Aus dem Werthe, welchen Polykrates auf seinen Ring legte, darf man umsomehr folgern, daß dieser nicht allein auf der Schätzung des bloßen Edelsteins, sondern mehr auf derjenigen der darin geschnittenen künstlerischen Darstellung beruhte, als Herodot den Ring ausdrücklich als das Werk des Samiers Theodoros bezeichnet, und dieses auch von dem spätern Pausanias mit dem Zusatze erwähnt wird, daß der genannte Künstler das Gebilde des Smaragds in jenem Ringe gearbeitet habe.

Man könnte dieser sehr bestimmten Angabe entgegensetzen, daß uns Plinius erzählt, man sei darin übereingekommen, den Smaragd zu schonen und schneide daher nach allgemeinem Einverständniß nicht in diesen Stein. auch wären die scythischen und

Smaragde so hart, daß man sie nicht verletzen könne. Auf diese Aeußerung des Plinius ist aber durchaus kein Gewicht zu legen, da er an einer andern Stelle einen auf der Insel Kypros für sechs Gold-Denare feil gebotenen Smaragd erwähnt, auf welchem eine Amymone eingeschnitten war; auch ferner noch mittheilt, daß man im Zeitalter des Ismenias Smaragde geschnitten habe. Die Anführung, daß der Smaragd nicht geschnitten werde, ist daher bloß eine Metapher zum Ruhme seiner Härte und seiner Kostbarkeit, wie dieses denn auch die in unsern Gemmen-Sammlungen aufbewahrten antiken Intaglios von Smaragd beweisen, wenn dergleichen auch grade nicht sehr gemein sind. Es ist begreiflich, daß man einen so kostbaren Edelstein nicht oft zum Eingraviren benutzte, weil er an sich selbst und ungeschnitten schon schön genug war. Plinius bespricht noch besonders den Werth des Smaragds, und gibt ihn wenigstens relativ an. Dem Diamant läßt er die erste Stelle, dann folgen die Perlen, und an dritte Stelle setzt er den Smaragd. Kein Edelstein, fährt er fort, habe eine so liebliche Farbe. Grüne Gläser und grünes Laub schaueten wir mit Vergnügen, aber mit noch größerm den Smaragd, denn von so ausgezeichneter grüner Farbe kenne man keinen andern Körper; sein Anblick erfülle zwar das Auge, sättige es aber nicht. Das Gesicht würde sogar durch den Smaragd erquickt, wenn es durch Anstrengung ermattet sei. Für die Steinschneider sei er die angenehmste Stärkung der Augen, die sein sanftes Grün erquicke. Den Smaragden werde gewöhnlich eine ausgehöhlte Gestalt gegeben, um die Lichtstrahlen zu sammeln. Große Smaragde gäben gleich einem Spiegel ein Bild. Nero habe die Gladiatoren-Kämpfe in einem Smaragd-Spiegel angeschauet.

Manche dieser Mittheilungen tragen allerdings den Charakter wenig ausgebildeter physikalischer Grundbegriffe und sind halb poetische Auffassungen im Geiste der alten Römer. So mag es auch mit dem smaragdnen Spiegel des Nero nicht grade wörtlich zu nehmen sein. Nero kann sich freilich eines Smaragdes zum Hindurchsehen, gleich einer grünen Conservations-Lorgnette, bedient haben. Auch kann diese concav oder convex geschliffen gewesen sein, je nachdem dieser Kaiser weitsichtig oder kurzsichtig war. Jene Plinianische Stelle hat zu sehr ausführlichen antiquarischen Abhandlungen Veranlassung gegeben; Lessing läßt den Nero weitsichtig sein und gibt seinem Smaragd eine convexe Schleifung, während Graf von Veltheim diesen römischen Kaiser kurzsichtig macht, und seinen Smaragd für concav geschliffen hält. Noch führen wir gerne an, daß der gegen Plinius viel ältere Theophrast (etwa 225 Jahre vor Christus) schon anführte, daß der Smaragd heilsam für die Augen sei, und daß man aus ihm Scheiben schneide, um dadurch zu sehen. Es waren dies also in jedem Falle Brillen-Scheiben, wenn vielleicht auch bloß conservatorische.

Von dem strahlenden, sich weit verbreitenden Glanze des Smaragds gibt Plinius noch folgende Erzählung. Auf der Insel Kypros befand sich auf dem Grabmal des Königs Hermias ein Löwe aus Marmor mit Augen von Smaragd, welche so stark auf das benachbarte Meer strahlten, daß die Thunfische davon erschreckt zurückflohen, bis endlich Fischer, welche diesen ihnen nachtheiligen Umstand lange bewundert hatten, andere edle Steine in die Augen des Löwen setzten, worauf jene Erscheinung aufhörte.

In den egyptischen Gräbern kommen echte Smaragde als Schmuck der Mumien vor. Ich habe durchbohrte antike Smaragdsäulchen gesehen, welche an der Oberfläche nur wenig abgeschliffen waren, so daß die ursprüngliche Gestalt der Krystalle sich erhalten hatte. Sie mochten wohl zu einem an eine Schnur gereiheten Schmuck gedient haben.

Die Alten waren überhaupt im Besitze sehr vieler echter Smaragde, man findet sie nicht selten in den Ruinen des alten Roms, und hat deren auch in den Verschüttungen von Herculanum und Pompeji getroffen.

Es ist nach den Angaben des Theophrast und Plinius, selbst nach einigen von letzterem angeführten Fundorten der Smaragde, gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Alten unter diesem Namen denselben Edelstein begriffen haben, den wir auch noch Smaragd nennen; aber gewiß war nicht Alles echter und wahrhafter Smaragd, was die Griechen und Römer so nannten. Unter die zwölf Arten des Smaragds, welche Plinius erwähnt, gehörten noch andere grüne Steine, die man bei den sehr mangelhaften Nachrichten nicht genau mehr bestimmen kann. So finden wir beim Theophrast die aus Lebensbeschreibungen egyptischer Könige entnommene Nachricht, daß ein babylonischer König einen Smaragd von vier Ellen Länge und drei Ellen Breite zum Geschenke eingesandt habe; ferner sagt er, daß aus dem Stein Tanos, den Plinius zu den Smaragden rechnet, die große Kuppel am Tempel des Herkules zu Tyrus bestehe. Der besondere Name Tanos deutet schon auf eine andere Steinart hin. Plinius erzählt noch, daß im egyptischen Labyrinth ein neun Ellen hoher Serapis aus Smaragd stehe. Diese sogenannten Smaragde können nur schöne polirfähige Felsarten, Marmor, Serpentin, Diorite oder dergleichen gewesen sein. Es ist

Sibirischer Smaragdkrystall — natürliche Größe.

ebenfalls ungewiß, ob es echte Smaragde waren, mit welchen, nach Lucanus Zeugniß, die Schildkrötenverzierungen an den Thüren im Palaste der Kleopatra, worin sie Julius Cäsar bewirthete, besetzt gewesen sind, obgleich dieses doch immer denkbar wäre. Wahrscheinlich hat der alte griechische Name Smaragdos einen sprachlichen Zusammenhang mit dem arabischen Zammarut, welches ebenfalls Smaragd heißt. Mit diesem Worte wird

sich aber schwerlich das hebräische Sohem zusammenbringen lassen. Die Ableitung des italienischen Smeraldo, des englischen Emarald, des spanischen Esmaralda und des französischen Eméraude von Smaragdos liegt aber nahe.

Wir finden die Smaragde in den Kirchenschätzen des achten und neunten Jahrhunderts, als Verzierung von Reliquienkasten und dergleichen. Gewöhnlich sind diese Steine wenig und schlecht geschliffen, oft hat man die ursprünglichen sechsseitigen Säulen des Edelsteins nur der Länge nach durchgeschnitten und sie so in der Form halber Cylinder abgeschliffen, mit der flachen Seite eingefaßt. Auch in der Tiara des Papstes befindet sich ein Smaragd von einem Zoll Länge und 3/4 Zoll Dicke, welcher bereits zur Zeit des Papstes Julius des Zweiten in Rom war; er ist als Cylinder geschliffen und von geringer Durchsichtigkeit. Die schönste Gruppe (Druse) von Smaragd-Krystallen soll sich in dem Schatze zu Loretto befinden und aus fünfzig Säulen bestehen, welche, bei einer Dicke von einem Zoll, zwei Zoll hoch sind, und auf einem mit silberweißem Glimmer gemengten Quarze, also auf Glimmerschiefer, aufsitzen. Es ist wahrscheinlich, daß auch diese sämmtlichen Smaragde ursprünglich schon im Besitze der alten Egypter, Griechen und Römer, geschliffen oder roh, gewesen sind, denn im Mittelalter waren die alten Smaragdgruben in Egypten und in Sibirien nicht mehr bekannt.*) Es ist überhaupt nicht ungewöhnlich, unter den christlichen Kirchenschätzen echte antike Gemmen zu finden, welche als Kameen oder Intaglios mythologische und geschichtliche Bildwerke aus dem Alterthume darstellen, die oft seltsam genug gegen die heutige Bestimmung dieser Steine contrastiren. Die mit kostbaren Gemmen gezierte Tumba der drei Weisen aus Morgenland im Dom zu Cöln gibt davon ein ausgezeichnetes Beispiel. Sogar viele der kostbarsten Smaragde, welche noch gegenwärtig in dem Schmucke der Kaiser und Könige und unsrer Damen glänzen, stammen ursprünglich aus dem Alterthum her. Es ist ihnen nur meist in neuern Zeiten eine schönere Schleifung gegeben worden. Unter den Kirchenschätzen aus Smaragd wird auch wohl das Sacro Catino (der Graal) aufgeführt, welches in der Sacristei der Kathedrale zu St. Lorenzo zu Genua aufbewahrt wird.

Es ist dieses eine tiefe, fast becherartige, sechsseitige Schüssel, angeblich von Smaragd, aber sie dürfte nur aus einem schönen grünen Glase bestehen; Luftblasen sollen darin bemerkbar sein. Sie wird für die Schüssel gehalten, aus welcher Christus das Osterlamm genossen habe. Das Werk ist jedenfalls wegen seiner Schönheit und seines Alters denkwürdig. Es wurde im Jahre 1101 von den Kreuzfahrern mitgebracht. Schon bei seiner Verfertigung scheint es die Absicht gewesen zu sein, damit zu täuschen; die regelmäßige sechsseitige Form sollte wahrscheinlich machen, daß das Gefäß aus einer sechsseitigen Smaragd-Säule gearbeitet wäre. Es werden von anderwärts noch mehrere größere Kirchengefäße aus Smaragd angeführt; sie mögen alle von gleicher Art mit dem genuesischen sein.

Im Alterthume sowohl als in dem Mittelalter knüpfte man allerlei geheime Kräfte an die Edelsteine. In dieser Beziehung finden wir auch Wunderdinge von dem Smaragd erzählt. Selbst der gelehrte Agricola, der erste systematische Mineraloge nach der Reformation, berichtet unter andern abergläubischen Sachen von dem Smaragd: „Mit der Epilepsie kämpft er, wie mit einem Todfeinde, so lange bis er entweder siegt, oder besiegt wird. Im erstern Falle bleibt er (im Ringe gefaßt getragen) unbeschädigt oder unzerbrochen, im zweiten zerspringt er in mehrere Stücke. Könige und reiche Leute hängen ihren Kindern einen Smaragd um den Hals, sie selbst tragen ihn als Ringstein, um durch seine Kräfte das schreckliche Uebel der Epilepsie wo möglich zu verbannen.“ Ein deutsches Gedicht aus dem fünfzehnten Jahrhundert, welches von den Kräften der Edelsteine handelt, erzählt noch, daß die Anschauung des Smaragds Gut und Ehre bringe, daß er unsteten Sinn vertreibe und bei der Vertheidigung gut sei. Er war sogar officinell, und wurde meist in Pulverform verschrieben, er sollte das Herz stärken und das Gemüth beruhigen. Die ältern Aerzte bereiteten zu medicinischem Gebrauche sogar eine Tinctura smaragdina, wozu Smaragd verwendet wurde. In alten Apotheken findet man unter der Aufschrift Smaragd meist nur grünen Flußspath aufbewahrt.

Mineralogisch wird der Smaragd mit einem Edelstein von geringerem Werthe, dem Beryll, mit Recht als wesentlich identisch gehalten. Nur die Farbe sondert den Smaragd von dem Beryll. Der Beryll ist hauptsächlich von meergrüner Farbe, welche sich einerseits stark in's Blaue, andrerseits in's Gelbe verläuft, und daher nennen ihn die Edelsteinhändler auch Aquamarin. Grade das färbende Princip ist es auch, welches chemisch den Smaragd von dem Beryll unterscheidet, sonst stimmen beide Mineralien in

*) Ob die kostbaren Smaragde, von der Größe eines Zolles, welche das über 160 Pfund schwere Evangelienbuch, das größte in der Welt, in der Kathedrale zu Moskau verzieren, auch antike Steine sind, wissen wir nicht bestimmt. Der Einband desselben ist auf das Reichste mit Gold und Edelsteinen bedeckt und soll 1,200,000 Rubel gekostet haben.

ihren Bestandtheilen überein. Beide bestehen aus Kieselsäure, Thonerde und der von dem Chemiker Vauquelin zuerst in dem Beryll entdeckten Beryllerde; es sind ganz gleichartige Beryllerde-Thonerde-Silicate, in welche beim Smaragde noch bis 3½ Procent Chromoxyd hinzutritt, beim Beryll aber bis ein Procent Eisenoxyd. Von fast gleicher schöner Farbe des Smaragds kennen wir im Mineralreiche nur noch eine Substanz; es ist der Uwarowit, eine Abänderung des Granats, welcher man diesen Namen gegeben hat. Auch bei ihm ist ein Chromoxyd-Gehalt die Ursache seiner schönen, etwas dunkeln smaragdgrünen Farbe. Am meisten sonst in der Farbe dem Smaragd genähert, auch mit einiger Durchsichtigkeit begabt, ist noch der seltene Dioptas oder Kupfer-Smaragd aus dem Kirgisenlande; er ist aber ein Kupferoxyd-Silicat, und gestaltet nach allen übrigen Kennzeichen ein von dem Smaragd sehr verschiedenes und ganz eigenthümliches Mineral.

Die chromhaltigen Smaragde unterscheiden sich leicht von den bloß eisenhaltigen Beryllen, wenn man sie vor dem Löthrohre mit Flußspath schmilzt, welches leicht geschieht; die Smaragde liefern dann eine undurchsichtige, türkisartige Emailperle, während die Beryllе von jeder Farben-Nuance stets eine milchweiße, undurchsichtige Perle geben. Diese entscheidende Probe hat der russische Chemiker von Wörth ermittelt.

Der Smaragd krystallisirt in sechsseitigen Säulen, und wenn auch zuweilen noch andere Flächen an diesen vorkommen, so sind doch diejenigen dieser Säule meist sehr vorwaltend. Zuweilen sind nämlich noch die Endkanten, einfach oder zweifach, auch wohl die Ecken abgestumpft und durch Facetten ersetzt. Die complicirteren Krystalle kommen vorzüglich aus Peru, von welchen das Hof-Mineraliencabinet zu Wien, und die Sammlungen des Jardin des plantes und der Ecole des mines zu Paris sehr schöne Exemplare aufzuweisen haben. Die größten und stärksten dieser peruanischen Smaragdsäulen sind zweiundzwanzig Linien lang und zwanzig Linien dick. Eine solche Smaragdsäule befindet sich im Besitze des Herzogs von Devonshire und hat 500 Lstrlg. gekostet. Dagegen erscheinen aber die Pracht-Exemplare von Smaragd, welche im Jahre 1831 in Sibirien, zwölf Meilen von Katharinenburg, aufgefunden wurden, als wahrhafte und einzige Riesen ihres Geschlechts. Wir geben vorstehend eine Zeichnung desjenigen Smaragd-Krystalls von jenem Fundorte, welcher sich in dem russisch-kaiserlichen Mineralien-Cabinet befindet, ganz absichtlich in natürlicher Größe, um die genau richtige Anschauung den Lesern zu verschaffen, wobei wir freilich bitten müssen, dem Bilde die Hauptsache, nämlich die prächtige smaragdgrüne Farbe und die Durchsichtigkeit, noch in Gedanken beizufügen. Der Krystall ist sieben Zoll lang, nach einer Richtung vier, nach der andern fünf Zoll dick, und wiegt mit dem ansitzenden Glimmer etwa 5½ Pfund.

Ein anderes in derselben Sammlung befindliches Pracht-Exemplar besteht in einer großen Smaragd-Druse auf Glimmerschiefer. Sie enthält zwanzig Krystalle von einem halben bis zu fünf Zoll Länge; viele darunter haben eine Dicke von einem bis zwei Zoll. Sie breiten sich strahlenförmig aus, und sind von feinschuppigem braunen Glimmer umgeben. — Welche Seltenheiten einzig in ihrer Art!

Als Gemme hat der Smaragd keine sehr große Härte. — Seine specifische Schwere ist auch im Verhältniß zu den übrigen Edelsteinen geringe, nur 2,7, wie üblich die Schwere des Wassers zu Eins angenommen.

Es ist schon oben berührt worden, daß die Smaragdgruben, aus welchen die Griechen und Römer die Steine hatten, in den spätern Jahrhunderten nicht mehr bekannt waren. Plinius nennt insbesondere die scythischen, die baktrianischen und die egyptischen Smaragde, und nach seinen Anführungen kann man annehmen, daß diese sämmtlich echte gewesen sind.

In neuerer Zeit sind die alten egyptischen Smaragdgruben wieder aufgefunden worden, und zwar bei den rothen Bergen in dem Gebirge Zabarah, zwischen dem Nil und dem rothen Meere, in ziemlich übereinstimmender geographischer Lage mit den Angaben der alten griechischen Schriftsteller. Hier entdeckte sie der französische Reisende Friederich Caillaud, und beschrieb den interessanten Fund in dem prachtvollen Werke: Voyage à l'Oasis de Thèbes situés à l'orient et à l'occident de la Thébaide, fait pendant les années 1815, 1816, 1817. Paris, 1821. Imperial-Folio. Caillaud fand die großen unterirdischen bergmännischen Arbeiten fast noch ganz in dem Zustande, wie sie unter den ptolemäischen Königen verlassen waren; das bergmännische Arbeitsgeräth, Seilwerk, Körbe, die Grubenlampen u. s. w. der Alten waren noch vorhanden.

Dieser Fund der alten Smaragdgruben ist genugsam constatirt, und die Sammlung des Jardin des plantes zu Paris enthält dort gefundene Smaragde. Indeß hat man doch später Zweifel über die große Bedeutung dieses Vorkommens geäußert. Vielleicht sind die besten Schätze, die größten und schönsten Steine, noch nicht wieder aufgefunden. Es fehlen uns genaue Nachrichten über den neuen Betrieb jener Gruben.

Die von Plinius erwähnten schönen scythischen Smaragde mögen leicht diejenigen großen prachtvollen Krystalle sein, welche in

der Gegend von Katharinenburg in Sibirien aufgefunden worden sind. Die erste Lagerstätte derselben wurde im Jahre 1831 von Bauern entdeckt, welche sich mit Theerbrennen beschäftigten, und nach weitern Schürfungen im Jahre 1834 fand sich ein zweites Vorkommen, zehn Werst von jener entfernt. Beide Punkte liegen im Glimmerschiefer. Geschliffene Smaragde von achtzig Karat Gewicht von diesen Fundorten sind zu 80,000 Rubel geschätzt worden.

Bei der Entdeckung von Peru fanden die Spanier eine Menge sehr schöner Smaragde bei den Eingebornen. Der größte Smaragd von der Größe eines Straußeneies war als der vornehmste Gott im Tempel aufgestellt und die übrigen kleinen, welche jenem geopfert waren, um ihn her, als seine Kinder. Die Spanier zerschlugen indeß im blinden Religionseifer den Vater mit seinen Söhnen. Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert bezog Spanien aber noch große Smaragdmengen aus Peru. Acosta, welcher zweiter Pater Provinzial in Peru war, erzählt, daß die Flotte, auf welcher er nach Spanien zurückkehrte, mehr als einen Centner Smaragde mit sich geführt habe. Den Spaniern wollte es nie gelingen, die Smaragdgruben wieder aufzufinden, obgleich man wußte, daß sie im Thale Manta bei Porto-Viojo gelegen sind und die Gegend und der Fluß noch Esmaraldas heißt. Man vermuthet, die Gruben seien von Indianern verschüttet worden, oder sie hätten sie geheim gehalten, aus Furcht, darin mühsam arbeiten zu müssen. Jene Smaragde waren von besonderer Schönheit, und im Edelsteinhandel bezeichnet man sie besonders mit dem Namen „Emérаudes de vieille roche."

Gegenwärtig kommen die meisten schönen Smaragde von einem andern peruanischen Fundorte, aus dem Tunka-Thale in der Statthalterschaft Santa Fe, zwischen den Gebirgen von Granada und Popayan. Sie finden sich hier auf Drusenräumen in Gängen, welche Thonschiefer, Hornblendeschiefer und Granit durchsetzen, und zwar in schönen Krystallen von besonderer Reinheit, von Kalkspath, Eisenkies und Quarz begleitet; selten auch in losen, abgerundeten Stücken. Im Edelsteinhandel bezeichnet man im Allgemeinen die schönen Smaragde als „Emérаudes nobles ou de Pérou." Diese Benennung wird eben so wenig immer genau geographisch richtig sein, als die sonst ziemlich durchgreifende Unterscheidung aller Edelsteine bei den Juwelieren in orientalische und occidentalische, welche ohne Rücksicht auf die Herkunft nur die schönen Edelsteine gleicher Art von den geringeren trennt. In ähnlicher Weise unterschieden die Alten männliche und weibliche Steine; die ersten waren diejenigen von den schönern Farben und größerer Durchsichtigkeit.

Man gibt auch noch Ostindien, nämlich das Reich der Birmanen, und zwar die Gegend von Ava als Fundort des Smaragds an, wo er mit gediegenem Golde und Spinell im Sande kleiner Flüsse vorkommen soll.

Von keinem andern Edelstein läßt sich so wenig genau Bestimmendes über den Werth sagen, als beim Smaragd; so viel kommt bei ihm auf Reinheit und Schönheit der Farbe, auf lebhaften Glanz und Größe des Steins an. Vor der Entdeckung von Amerika waren die Smaragde sehr theuer, welches seinen Grund in der verloren gegangenen Kenntniß der Smaragdgruben der Alten hatte, und die Smaragde, welche damals zum Schmucke dienten, waren antike. Später fielen die Preise, als man sie aus Peru häufig erhielt. In neuerer Zeit sind sie wieder theurer geworden; Amerika soll wenig Smaragde mehr liefern.

Folgende Werthzahlen des Smaragds sind nur ungefähre. Ein Smaragd von mittlerer Schönheit, aber von etwas heller Farbe, eine Karat schwer, kostet 18 bis 24 Gulden. Ist die Farbe sehr satt, der Stein fehlerfrei und vom ersten Wasser (vollkommene Durchsichtigkeit), so kann ein Stein

von	4	Grän	50 Gulden,
=	8	=	110 =
=	16	=	500 =
=	24	=	800 =
=	48	=	1000 =

werth gehalten werden. Ganz besonders schöne und große Steine stehen aber auch wohl auf das Doppelte dieser Preise.

Bei der verhältnißmäßig geringen Härte des Smaragds ist das Schleifen desselben nicht schwierig. Mit Smirgel zersägt man ihn und schleift ihn auf einer kupfernen Scheibe. Das Poliren geschieht auf einer zinnernen Scheibe mit Trippel, Bimsstein oder Zinnasche und Wasser.

Die Edelsteine überhaupt werden jetzt in Paris ganz ungemein schön nachgemacht (Pierres fines d'imitation), und unter diesen sind die Smaragde am ausgezeichnetsten und täuschendsten. Die künstlichen Steine dieser Art, welche zum herrlichsten Schmuck gefaßt in den Gewölben zum Verkaufe ausgestellt sind und in geringen Preisen stehen, erscheinen nur gegen natürliche gar zu schön, man wird nicht leicht solche ganz fehlerfreie Garnituren von echten Smaragden zusammenbringen. Die Fabrication der Edelsteine in Paris hat übrigens einen sehr bedeutenden Umfang gewonnen, und in den geschätzten Fabriken sieht man centnerschwere Blöcke, aus denen Diamanten, Smaragde u. s. w. grosweise geschnitten werden.

Der Canal von Suez.

Von Fr. Steger.

Suez.

Zwei Halbinseln sind die nördlichen und südlichen Ausläufer des asiatischen Continents. Die nördliche, die mit dem Cap Tscheljuskin endet, geht über den 70. Breitengrad hinaus, die südliche, die von Malaka, reicht bis in die Nähe des Gleichers. Etwa in der Mitte dieser ungeheuren Längenausdehnung wird Asien durch ein schmales Erdband dem afrikanischen Continent verbunden. Einst — die Bodenbildung des Isthmus beweist es — ist hier eine Meerenge, eine Verbindung des Mittelmeeres und des rothen Meeres, gewesen. Die Fluthen der beiden Wasserbecken haben sie durch Ablagerungen von Geröll und Sand geschlossen. Dies ist in vorhistorischen Zeiten geschehen, denn unsre ältesten Geschichtsquellen wissen von keiner Meerenge, sondern von einer Landbrücke zwischen den beiden Continenten, auf der die Eroberer, zuerst die mächtigen Pharaonen Egyptens, dann die Herrscher der mittelasiatischen Weltreiche, hin und her gezogen sind. Aber die Landenge war nicht bloß eine verbindende Brücke, sie war auch eine trennende Schranke, deren Durchbrechung große Vortheile für die Schifffahrt versprach.

Ob Ramses II., den die Griechen gewöhnlich Sesostris nennen, oder Nechos, der Sohn des Psammetich, den Plan einer Canalisirung auffaßte, läßt sich bei dem Widerspruch, der zwischen Aristoteles, Strabo und dem älteren Plinius auf der einen und Herodot auf der andern Seite besteht, nicht ermitteln. Wenn alle egyptischen Inschriften entziffert sind, werden wir über diesen Punkt vielleicht Aufschluß erhalten. Wer auch den Canal begonnen haben mag, die Arbeiten blieben liegen, weil der Erbauer „für die Barbaren thätig zu sein fürchtete." Darius führte das Begonnene durch. Sein Canal begann am Nil etwas über Bubastos und mündete im erythräischen Meer. Herodot, der Egypten dreißig Jahre später bereiste, fand diese künstliche Wasserstraße so breit, daß zwei Triremen neben einander rudern konnten. Zur Zeit Philipp's von Macedonien war der Canal längst verfallen und außer Gebrauch, so daß Aristoteles entschuldigt ist, wenn er annimmt, Darius habe wie die Pharaonen vor ihm den Bau nicht vollendet. Ptolemäus Philadelphus öffnete den Canal wieder. Nach den Mittheilungen von Diodor und Strabo, die beide Egypten besuchten, wurde eine Erfindung angewendet, die man in der Regel den italienischen Meistern der Wasserbaukunst zuschreibt. „Ptolemäus, der zweite des Namens," sagt Diodor, „vollendete den Canal und brachte an der günstigsten Stelle eine künstlich gebaute Scheidewand an; man öffnete, wenn man durchschiffen wollte, und schloß dann sogleich wieder." Nach Strabo befand sich diese Schleuse — denn was könnte anders gemeint sein? — an der Ausmündung des Canals in's Meer, „so daß man nach freier Willkür und ohne Hinderniß in das äußere Meer einlaufen und in den Canal zurückkehren konnte."

So bestimmt diese Zeugnisse lauten, hat

man doch von einer Thatsache, die Plutarch erzählt, auf die Nichtexistenz eines bis zum rothen Meer reichenden Canals geschlossen. Wie dieser alte Schriftsteller wissen will, war Cleopatra, nach der Schlacht von Actium bloß um die Rettung ihres Lebens besorgt, bei der Rückkehr des Antonius nach Alexandrien damit beschäftigt, ihre Flotte über die Landenge in's rothe Meer zu schaffen. Würde sie an ein so riesenhaftes, abenteuerliches Unternehmen gedacht haben, wenn ein Canal, breit genug für zwei Triremen neben einander, vorhanden gewesen wäre? Wie es scheint, müssen wir Diodor und Strabo der Lüge zeihen, denn Beide sprechen als Augenzeugen, und war der Canal 60 vor Christi Geburt, als Diodor ihn sah, und 20 vor Christi Geburt, als Strabo in Egypten reiste, da, so müßte er auch 31 vor Christi Geburt, als Antonius bei Actium erlag, da gewesen sein. Er war in der That da, aber Cleopatra konnte ihn für ihre Schiffe nicht benutzen. Als sie kurz vor der Rückkehr ihres Geliebten den Gedanken einer Flucht in's rothe Meer faßte, war die Zeit des niedrigsten Wasserstandes im Nil, während der der Canal nicht befahren werden konnte. Wegen dieser Unterbrechung der Schifffahrt, die in jedem Jahre vier bis fünf Monate dauerte, etwa vom Februar bis zum Juni, ließ Trajan nicht den alten Canal ausbessern, sondern einen neuen ausgraben, der bei Babylon, in der Nähe des heutigen Kairo, seinen Ausgangspunkt hatte. Durch dieses Hinausschieben des Canals am Nil erhielt man mehr Fall und mehr Wasser.

Aus einer in Syene gefundenen Inschrift wird geschlossen, daß der Canal Trajan's bereits im Jahre 205 unsrer Zeitrechnung versandet gewesen sei. Seine Wiedereröffnung erfolgte unter dem zweiten Khalifen Omar, dem Eroberer Egyptens. Die Arbeiten nahmen nicht mehr als ein Jahr in Anspruch, und die Schifffahrt bestand ununterbrochen bis zum Khalifen Almansor, der den Canal zuschütten ließ, damit der Rebell Mohamed Ben Abdullah keine Lebensmittel zugeführt erhalte. Es war nämlich die hauptsächliche Bestimmung des Canals, den arabischen Markt mit Korn zu versorgen. Dazu diente er auch unter den Ptolemäern, während die Waaren des südlichen Arabiens, der afrikanischen Ostküste und Indiens nach Berenice gingen, von wo eine vortreffliche, in zwölf Stationen eingetheilte und mit Cisternen und Brunnen versehene Straße nach Koptos (Kest) am Nil lief.*)

*) Eine zweite Straße, die von Albus Portus (Kosseir) nach Koptos führte, hat Kiepert in der Zeitschrift für Erdkunde Bd. IV. Heft 6 beschrieben. Diese Straße ist sehr alt, Lepsius hat dort Königsschilder der Dynastie, zu der Sesostris gehörte, gefunden.

Dieser große Verkehr nahm übrigens erst dann einen gewissen Aufschwung, als Hippalus am arabischen Cap Syagrus auf einen regelmäßigen Wind, den indischen Monsun, stieß, sich mit großer Kühnheit ihm anvertraute und so in gerader Richtung nach der Küste von Malabar gelangte.

Nach der Verschüttung des Canals im Jahre 145 oder 150 der Hedschra (762 oder 767 unsrer Zeitrechnung) ist derselbe nie wieder eröffnet worden. Lange Zeit machte der indische Handel den weiten Umweg über das kaspische und schwarze Meer, oder benutzte auch wohl Ormuz und die Euphratstraße. Unter der Herrschaft der Mamelucken wurde das rothe Meer wieder belebter und trug schließlich über die concurrirenden Linien den vollständigsten Sieg davon. Im zehnten Jahrhundert hatte der Handel, der damals in den Händen israelitischer Kaufleute war, Suez benutzt, jetzt wendete er sich nach der alten Nilstraße von Kosseir. Dieser Verkehr war ein umständlicher und unbeholfener; viermal wurden die Waaren umgeladen. Die großen indischen Schiffe gingen bloß bis Aden, wo sie ihre Ladung an Küstenfahrer abgaben. Von Kosseir transportirte man mit Kameelen, am Nil fand die dritte, in Alexandrien die vierte Umladung statt. Aber dieser so unbequeme Handel machte Egypten reich und blühend. In Kairo zählte man 12,000 Wasserträger und 30,000 Vermiether von Lastthieren, auf dem Nil fuhren 36,000 Schiffe, an seinen Ufern lagen 2000 Ortschaften, und die Lehnserträgnisse ganz Egyptens beliefen sich auf dreißig Millionen Gulden unsers Geldes.

Die gewöhnliche Annahme, daß die Entdeckung des Seewegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung durch die Portugiesen den Zwischenhandel Egyptens vernichtet habe, ist nicht ganz richtig. Ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen führte dieses Resultat herbei: schlechte Herrscher, die ihren leeren Schatz durch Erpressungen füllten und den abendländischen Handel willkürlich bedrückten, die Verbreitung der wichtigsten Handelspflanzen, deren Producte man früher über den Nil bezog, des Zuckerrohrs und der Baumwollenstaude, nach andern Ländern, die Auffindung werthvoller Stapelartikel Indiens, des Elfenbeins, der Malaqueta (Paradieskörner), des Pfeffers an der westafrikanischen Küste und zuletzt die Eroberung Egyptens durch die Türken (1517). Schon 1501, als Vasco da Gama's Entdeckung noch nicht den geringsten Einfluß üben konnte, fand der spanische Gesandte Peter Martyr ab Angleria in Alexandrien, wo früher alle Völker des Abendlandes, Russen und Polen nicht ausgenommen, zusammengeströmt waren, nur noch 4000 Häuser bewohnt. „Ich beklagte die Stadt," schreibt er, „welche zerrüttet,

Aden.

verfallen und zum größten Theil verlassen, ein beklagenswerthes Schauspiel bot." In den Straßen nisteten die Vögel, der Nil war von Schiffen leer, und an seinen Ufern, deren Kranz von 2000 Dörfern verschwunden war, streiften räuberische Beduinen.

Die Türken ließen es bei einem einzigen Versuche bewenden, den Portugiesen die Herrschaft über den indischen Handel zu entreißen. Sie schickten ein mit 20,000 Mann bemanntes Geschwader nach Indien und begannen jene Belagerung von Diu, die Barros in seiner Asia mit solcher Meisterschaft geschildert hat. Ihrerseits scheiterten die Portugiesen mit ihren Versuchen, an den Küsten des rothen Meeres festen Fuß zu fassen. Wie würde der Glaubenseifer der Zeit triumphirt haben, wenn es gelungen wäre, über Dschidda nach Mekka und Medina vorzudringen! Aber Dschidda war so stark befestigt, daß Soares Nichts zu unternehmen wagte. Außer einigen Küstenfahrern, die furchtsam an den Ufern hinkrochen, sah das rothe Meer mehr als zwei Jahrhunderte hindurch keine Schiffe mehr.

Für die Türken unterlag es keinem Zweifel, daß das rothe Meer die einzige Bestimmung habe, fromme Pilger nach Dschidda zu führen. Als 1774 das erste englische Segel in den heiligen Gewässern erschien, gerieth der Sultan in einen gewaltigen Zorn. „Du sollst fortan

Medina.

nicht gestatten," schrieb er dem Pascha von Egypten, „daß Schiffe der Ungläubigen nach Suez kommen. Meine Macht ist groß, und dies ist mein kaiserlicher Befehl. Ich erkäre, daß das Meer von Suez den Pilgern vorbehalten ist, welche nach Mekka wallfahren. Der Hafen von Suez gehört den beiden heiligen Städten, von welchen das Licht der Wahrheit und die Fackel des Gesetzes ausströmt, das der Prophet gegeben hat. Ich befehle, daß die Christen, welche es wagen, zu diesen Städten zu kommen, in's Gefängniß geworfen werden. Man soll ihnen wegnehmen, was sie bei sich haben, denn sie sind Feinde und Rebellen, denen ganz recht geschieht, wenn sie Habe und Freiheit einbüßen."

Vierundzwanzig Jahre später eroberte Bonaparte trotz der „großen Macht" des Sultans Egypten. Für diesen genialen Mann, dessen Entwürfe freilich nicht alle den Prüfstein der kalten Vernunft vertragen, war Egypten weiter nichts, als der erste Haltpunkt auf dem Marsche nach Indien. Die Canalisirung der Landenge oder die Wiedereröffnung des alten Canals würde seine Pläne erleichtert haben, und er ließ daher vorbereitende Arbeiten unternehmen. Auf seinen Befehl führte Lepere eine Nivellirung der Landenge aus. Diese Arbeit hat mehr geschadet als genützt. Aristoteles hat durch seine Angaben (Meteorologie Bd. 1, Cap. 14, §. 27) die Tradition veranlaßt, daß das Niveau des rothen Meeres bedeutend höher sei, als jenes des Mittelmeeres. In derselben Ansicht befangen, maß Lepere mit vier Unterbrechungen, oft von Arabern gestört und unter andern ungünstigen Umständen mehr, flüchtig und schnell — in einem einzigen Tage zwei deutsche Meilen! — und kam zu dem durchaus falschen Ergebnisse, daß das rothe Meer 30 Fuß 6 Zoll oder $9{,}_{908}^{m}$ höher als das Mittelmeer liege. Er mißtraute seinem Urtheil übrigens selbst und ließ in seinen Bericht die Worte einfließen, „man dürfe nicht staunen, wenn seine geschickten Ingenieure, die unter so ungewöhnlichen Umständen gearbeitet hätten, zu ungewissen Resultaten gelangt wären."

Messungen, die der Hauptmann Chesney (jetzt Generalmajor) im Jahre 1830 ausführte, bewiesen das Irrthümliche von Lepere's Behauptungen. Man benutzte die neue und bessere Kenntniß der Landenge indessen nicht, um darauf den Plan einer Canalisirung zu gründen. Obgleich man Briefe und Depeschen aus und nach Indien über Suez zu befördern anfing, gab man in der nächsten Zeit der Euphratstraße den Vorzug. Chesney erforschte dieselbe 1835 und berichtete ungünstig. Einige der vorhandenen Hindernisse ließen sich vielleicht durch einen Canal, der bei Bagdad vom Euphrat zum Tigris oder auch quer durch die Sümpfe von Lemlun gezogen werden konnte, beseitigen, aber die schlechte Beschaffenheit des Landwegs durch Syrien und der wilde Charakter der Völkerschaften, die an den Ufern der beiden mesopotamischen Ströme umherschweifen, waren Nachtheile, gegen welche die englische Regierung Nichts vermochte. Nothgedrungen kehrte man zum rothen Meere zurück.

1837 übernahm Lieutenant Thomas Waghorn die Dampfschifffahrt nach Ostindien mit Schiffen der ostindischen Gesellschaft. In derselben Zeit schloß die englische Regierung mit Mehemed Ali einen Vertrag über die sichere Beförderung von Reisenden, Depeschen und Briefen. 1839 benutzte man eine Streitigkeit mit den Arabern von Aden, um diese wichtige Stadt in Besitz zu nehmen und sie als Station für das rothe Meer einzurichten. In diesem Jahre übernahm die Peninsular and Oriental Company die Beförderung der Post nach Alexandrien und richtete bis 1843 den indischen und chinesischen Dienst ein. 1846 hatte der unermüdliche Waghorn die Schnelligkeit der Fahrten so vermehrt, daß Depeschen aus Bombay über Triest nach dreißig Tagen London erreichten.

Anderson, Director der eben genannten Schifffahrtsgesellschaft, vereinigte sich 1841 mit dem egyptischen Ingenieur Linant-Bey zur Stiftung einer Gesellschaft, die den alten Wasserweg wieder eröffne. Beide Männer fanden eine mächtige Stütze in der Theilnahme, welche der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich der Canalfrage zu Theil werden ließ. Er näherte sich zugleich Frankreich und Egypten und beantragte die Ausführung eines Canals, „welcher im Besitz und unter der Garantie aller europäischen Regierungen stehe, damit Egypten vor einer Gefährdung durch irgend welche einzelne Macht gesichert werde." Beide Mächte nahmen die Eröffnungen des Kanzlers sehr freundlich auf, Frankreich, um aus seiner Isolirung herauszukommen, Egypten, um sich im engen Anschluß an zwei Großmächte von seiner syrischen Katastrophe zu erholen. 1846 waren die Verhandlungen so weit gediehen, daß man in Paris eine Société d'Etudes du Canal de Suez bilden konnte, die zunächst eine vollständige Nivellirung erstrebte. Wie man in jeder Beziehung die wichtigsten Nationalitäten gleichzustellen suchte, so übertrug man auch die Arbeiten an eine deutsche, französische und englische Gruppe, repräsentirt durch die berühmten Namen Negrelli, Paulin Talabot und Stephenson.

Bourdaloue übernahm, von Linant-Bey unterstützt, die Nivellirung der Landenge. Er hatte die besten Arbeiter, die besten Instrumente und verfuhr mit einer Sorgfalt, welche am besten dadurch bewiesen wird, daß er seine

Messungen von Tineh nach Suez und von Suez nach Tineh sechs verschiedenen Prüfungen unterwarf. Bis 1856 haben noch andre Nivellirungen stattgefunden, so daß man jetzt im Ganzen acht zählt, fünf auf dem directen Wege zwischen dem Golfe von Pelusium und dem rothen Meere, und drei von Rosette und Damiette über Kairo nach Suez. Alle haben zu demselben Resultat geführt, daß der

Bombay.

Niveauunterschied zwischen dem rothen und mittelländischen Meere weit geringer ist, als Lepere ihn angegeben hat. In ihrer mittleren Höhe stehen die Gewässer des rothen Meeres noch nicht zwei Fuß (68 Centimeter) über denen des Mittelmeeres. Je nach den Winden und Fluthen kann die größere Höhe des südlichen Wasserspiegels bis auf sieben Pariser Fuß steigen, aber zu andern Zeiten sinkt er auf Null, und wenn bei Suez die tiefste Ebbe der Tag- und Nachtgleiche eingetreten ist, steht das Meer von Tineh um anderthalb Pariser Fuß höher.

Die deutsche und französische Gruppe waren zu Anfang 1848 mit ihren Arbeiten fertig, die englische hatte es erst bis zur Ansammlung von schätzbarem Material, von Karten und Plänen, gebracht. Ohne die Februarrevolution, die Alles stocken ließ, würden jetzt drei Oberingenieure an Ort und Stelle über den Beginn der Arbeiten verfügt haben. England benutzte diese Unterbrechung, um seinen Plan einer egyptischen Eisenbahn zu fördern. Abbas Pascha gab der Peninsular and Oriental Company die geforderte Erlaubniß, und man ging mit englischem Gelde und egyptischen Arbeitern so schnell an's Werk, daß im Juli 1854 die Strecke von Alexandrien bis zum Nil, 1855 die Bahn auf ihrer ganzen Länge bis Kairo fertig war, worauf die egyptische Regierung sogleich, dieses Mal mit eigenem Gelde, die Bahn von Kairo nach Suez in Angriff nahm. Inzwischen war aber Said Pascha zur Regierung gelangt, der keine einseitige Begünstigung englischer Pläne und Interessen wollte, und mit ihm schloß Ferdinand von Lesseps, ein ebenso gewandter als patriotischer französischer Diplomat, einen Vertrag über den Canal.

Dieser Vertrag ist vom 30. November 1854 datirt und enthält folgende Bestimmungen. Die Compagnie universelle du canal maritime de Suez, gebildet von Capitalisten aller Nationen, wird von Meer zu Meer einen für große Schiffe fahrbaren Canal herstellen und hüben und drüben für genügende Eingänge, wie für einen oder zwei Häfen sorgen. Die egyptische Regierung wählt den Director, wo möglich unter den Mitgliedern, welche im Besitz der meisten Actien sind. Die Concession gilt für neunundneunzig Jahre, die von der Eröffnung des Canals an gerechnet werden. Der Staat tritt der Gesellschaft den Boden, der ihm gehört, ohne Entschädigung ab, ertheilt ihr die Vollmacht zu Expropriationen und leistet ihr bei allen Arbeiten, die lediglich auf ihre Kosten ausgeführt werden, eine thätige Beihülfe (concours bon et loyal). Der Canalzoll, der nach einem mit der egyptischen Regierung vereinbarten Tarif erhoben wird, muß für alle Nationen derselbe sein. Die Genehmigung der Pforte ist vorbehalten. Von der Reineinnahme erhalten:

Die egyptische Regierung . .	15%
= Gründer	10%
= Gesellschaft	75%
	100%.

Findet die egyptische Regierung Befestigungen

für nöthig, so hat sie die Arbeiten auf ihre Kosten auszuführen. Der Canal bleibt stets neutral.

Die Nachricht von dem Abschlusse des Vertrags wurde nicht ohne Einwände gegen die Ausführbarkeit des Canals aufgenommen. Um diese zu widerlegen, ließ sich Lesseps die Bildung eines Vereins von Technikern, der sogenannten internationalen Commission, angelegen sein. Die Mitglieder dieser Commission sind für Deutschland Negrelli, Generalinspector der österreichischen Eisenbahnen, und Lentze, preußischer Oberingenieur der hydraulischen Arbeiten, für Frankreich Lieussou, Ingenieur-Hydrograph der Marine, Renaud, Oberingenieur der öffentlichen Bauten, der Gegenadmiral Rigault de Genouilly und der Schiffscapitän Jaures, für England die Hafen-Ingenieure Rendel und Mac Clean, Charles Manby, Schriftführer der Gesellschaft der Civilingenieure, und der Schiffscapitän Harris, den siebenzig Fahrten zwischen Ostindien und Suez empfahlen, für Holland Conrad, Oberingenieur des Waterstaats (der hydraulischen Arbeiten), für Sardinien Paleocapa, Minister der öffentlichen Arbeiten, für Spanien Cipriano Segondo, Generaldirector der öffentlichen Arbeiten, für Egypten die Bey's Linant und Mougel. Die Commission theilte sich in zwei Abtheilungen, von denen die eine in Paris ihren Sitz nahm, um das Canalproject der genauesten Prüfung zu unterwerfen, die zweite zu einer letzten Untersuchung des Bodens sich an Ort und Stelle begab. Diese zweite Abtheilung (Negrelli, Lieussou, Renaud, Conrad und Mac Clean) hat vom November 1855 an die Oertlichkeiten 2½ Monate lang untersucht. Was sie ermittelt hat, bildet den Hauptinhalt des dritten Bandes von Lesseps' Werk: Percement de l'Isthme de Suez (Rapport et projet de la Commission internationale).

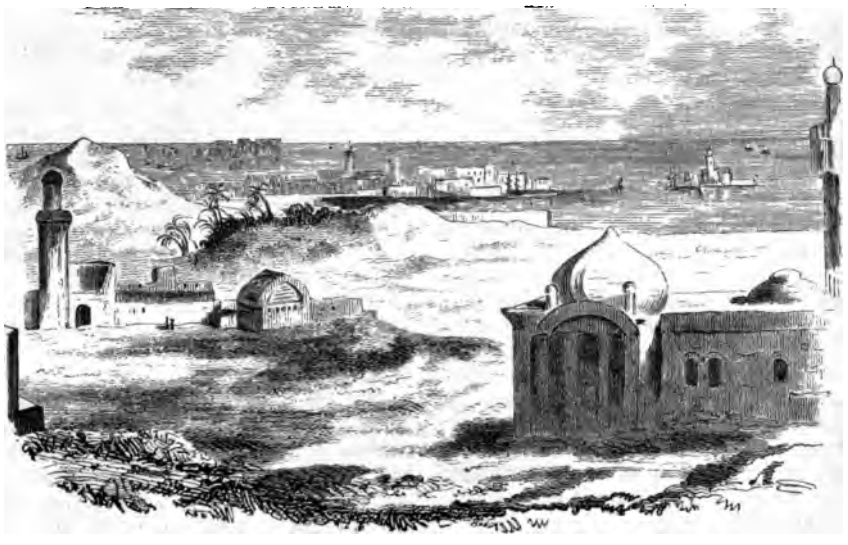
Nach so vielen und gründlichen Untersuchungen würde es schwer sein, einen Erdenfleck zu bezeichnen, der genauer bekannt wäre, als die Oertlichkeiten, durch die der Canal gezogen werden soll. Die allgemeine Gestaltung von Egypten kann als bekannt vorausgesetzt werden. Der Nil durchströmt ein tiefes Längenthal, das östlich und westlich von Gebirgsketten eingefaßt wird und im oberen und mittleren Egypten bei einer Ausdehnung von 200 Stunden eine Breite von nur drei bis vier Stunden hat. Anfänglich laufen beide Gebirgsketten parallel von Süden nach Norden, später treten sie in nordwestlicher und nordöstlicher Richtung auseinander und lassen zwischen Kairo, Alexandrien und Pelusium Raum für eine große dreieckige Ebene, die unteregyptische, welche drei Provinzen begreift, in der Mitte das eigentliche Nildelta, westlich das Behereh, östlich das Cherkieh. In der Höhe von Kairo und Suez senkt sich die östliche jener beiden Gebirgsketten, der Begleiter des Nils, zu Kalkhügeln herab, die in der Gegend des Sees Menzaleh in einer Spitze enden, welche in vorhistorischer Zeit ein zwischen dem rothen Meer und dem Mittelmeer vorspringendes Cap gebildet haben wird.

Unterhalb Kairo's, an der Stelle, wo Mehemed Ali seinen großen Steindamm von Saidieh zu bauen begann, theilt sich der Nil in zwei Arme, nach den Mündungsorten Arme von Rosette und von Damiette genannt. Von ihnen gehen die Canäle aus, welche zur Befruchtung des Landes dienen und sich bis zu der Lagunenreihe zwischen Pelusium und Alexandrien erstrecken. In der Zeit der Ueberschwemmung, die in den ersten Tagen des Juli beginnt und in der letzten Woche des Septembers den höchsten Stand erreicht, sind die meisten dieser Canäle schiffbar, doch dient nur einer, der Mahmudieh, von Mehemed Ali zwischen Alexandrien und dem Nil erbaut, zu Handelszwecken.

Die niedrigen Kalkhügel, die als Fortsetzung der östlichen Kette zum Mittelmeer ziehen, trennen das Nilthal von dem Gebiet der Landenge, das nichts als eine Wüste ist. Diese Trennung ist indessen keine so vollständige, daß das Nilwasser nicht bei großen Ueberschwemmungen in den Isthmus eindränge. Dieses Eindringen erfolgt auf zwei Wegen, im Norden mittelst des Sees Menzaleh und in der Mitte der Landenge mittelst des Wadi Tumilat, einer leichten Einsenkung zwischen den Kalkhügeln und der Sand- und Kiesfläche.

Ohne in Egypten einen einzigen Zufluß zu empfangen, bewegt sich der Nil ruhig und ohne Einbuchtungen mit einer mittleren Breite von 3600 Fuß in Ober- und Mittelegypten und von 1800 Fuß nach seiner Theilung in zwei Arme gegen das Meer. Seine Uferlandschaft hat von den Katarakten bis Kairo eine Neigung von einem Meter auf das Kilometer (ungefähr drei Fuß auf eine Viertelstunde), von Kairo bis zum Meer von einem halben Meter. Beim niedrigsten Wasserstande erhebt sich der Spiegel des Flusses bei Kairo um 42 Fuß über das Meer, beim höchsten Stande der Ueberschwemmung um 24 Fuß mehr. Während der ersten Zeit ergießt der Nil täglich 50 Millionen, während der letzten Zeit 800 Millionen Kubikmeter in's Meer. Der Schlamm, den er mit sich führt, dient zur Befruchtung des Landes. Unter dieser fruchtbaren Erde, deren Dicke mit der Entfernung der Ländereien vom Nil regelmäßig abnimmt, liegt immer eine Sandschicht, geschwängert mit Salzen, die unter Begünstigung der Sommerhitze und des Drucks, den das Nilwasser bei hohem Stande übt, nach

oben bringen. Dieſes Salz würde den Boden unfruchtbar machen, wenn das ſüße in den Canälen aufſteigende Waſſer es nicht alljährlich auflöſte. Der Sand des Nils erreicht das Meer weniger als der Schlamm. Die Mündungen bei Damiette und Roſette haben beide Sandbarren, auf denen der Schiffer nur drei bis neun Fuß Waſſer findet, im



Alexandria.

Meere ſelbſt beſtehen die Ablagerungen des Fluſſes faſt ausſchließlich aus Schlamm.

Die Breitendifferenz zwiſchen Suez und Tineh beträgt 1° 5′, die Entfernung beider Orte von einander nicht ganz ſechzehn deutſche Meilen. Zwiſchen dem rothen Meer und dem Golf von Peluſium zieht eine deutlich erkennbare Bodenſenkung, in der die Bittern Seen, jetzt ausgetrocknet, und der See Timſah liegen. Von Suez bis zum See Menzaleh, der durch mehrere Mündungen mit dem Mittelmeer in Verbindung ſteht, iſt dieſe Einſenkung bis auf zwei kurze Schwellen von ſechsunddreißig bis fünfundvierzig Fuß Höhe zwiſchen den Bittern Seen und dem Timſah und zwiſchen dieſem und dem Menzaleh ein faſt horizontaler Thalweg. Das Wadi Tumilat ſtößt auf ihn beim Timſah im rechten Winkel. Man hält dieſes Thal, das bis Belbeis (Bubaſte) verfolgt werden kann, für das Land Goſen der Bibel.

Auf dieſe Bodenverhältniſſe müſſen die Canaliſirungspläne Rückſicht nehmen. Der älteſte derſelben ſtammt von Lepere (Mémoire sur la communication de la Mer des Indes à la Mediterranée par la Mer rouge et l'Isthme de Suez, 168 Seiten in Folio). So weit dieſer Plan, den Lepere in fünf Jahren mit höchſtens dreißig Millionen Franken auszuführen verſprach, praktiſch iſt, hat er in dem Project Paulin Talabot's Berückſichtigung gefunden, und wir übergehen ihn daher. Talabot (Revue des Deux Mondes, Lieferung vom 1. Mai 1855) läßt ſeinen Canal von Suez ausgehen, dem Wadi Tumilat folgen, oberhalb des Dammes von Saidieh den Nil erreichen und von dort nach dem alten Hafen von Alexandrien laufen. Die Länge dieſes Canals würde hundert franzöſiſche Stunden betragen.

Leſſeps hat die Unausführbarkeit dieſes Plans unwiderleglich nachgewieſen. Wie will man die großen Seeſchiffe, auf die jeder interoceaniſche Canal Bedacht nehmen muß, durch den eine Viertelſtunde breiten Nil bringen, wo das Waſſer bei niedrigem Stande, d. h. vier bis fünf Monate jährlich, nicht tiefer als $3^4/_5$ Fuß iſt? Man braucht acht Meter, und wenn der Damm von Saidieh die Waſſertiefe, wie Mehemed Ali berechnete, wirklich auf ſechs Meter dreißig Centimeter brächte, ſo fehlen immer noch ein Meter ſiebzig Centimeter. Talabot geſteht ſelbſt, „die Erhaltung einer ſolchen Tiefe biete Schwierigkeiten, deren Löſung noch nie gelungen, ja nicht einmal verſucht worden ſei," und ſchlägt daher eine Waſſerleitung (pont-canal) quer über den Nil vor. Dieſe Leitung müßte achtunddreißig Meter breit und dreißig Meter hoch über der Marke des niedrigſten Waſſers liegen. Man braucht auf jeder Seite des Nils mindeſtens vierzehn Schleuſen, alſo viel Geld, von dem Zeitverluſt für die Schiffe zu

schweigen. Woher nähme man das Wasser? Da der Josephscanal längs der libyschen Gebirgskette, den Talabot zur Speisung eines großen Wasserbeckens benutzen will, während eines Theils des Jahres trocken ist, so bliebe nichts übrig, als das Nilwasser mit Dampfmaschinen von zusammen 4000 Pferdekraft in den Canal zu heben. Erwüchsen schon hieraus unverhältnißmäßige Kosten, so wären ferner noch zwei Millionen Franken jährlich aufzuwenden, um die 2,738,000 Kubikmeter Nilschlamm, die mit dem Wasser zugleich in den Canal gehoben würden, durch Ausbaggerung zu entfernen. Diese Kosten alle hätten die Schiffe zu tragen, die sich noch dazu von Pferden (Dampfschlepper schlösse der Schleusenbau aus) ziehen lassen müßten, wofür auf der ganzen Strecke zwölf Franken von der Tonne zu entrichten wären. Der Hauptnachtheil würde darin bestehen, daß der Talabot'sche Canal alle die Bewässerungs- und Ueberschwemmungs-Canäle durchschnitte, auf denen die Fruchtbarkeit der Provinzen Cherkieh und Behereh beruht. Man müßte das hydraulische System Egyptens von Grund aus umändern und eine Menge der schwierigsten, mit endlosen Streitigkeiten verknüpften Bauten vornehmen. Alle diese Schwierigkeiten sind so groß, daß es unnöthig ist, noch der Einwände zu gedenken, die man gegen den alten Hafen von Alexandrien erhebt.

Alexis und Emile Barrault stellen einen zweiten Plan auf (Revue des Deux Mondes, Lieferung vom 1. Januar 1856). Die beiden Ingenieure verlegen den Canal von der Spitze des Delta's an dessen Basis. Sie wollen von Suez direct nach dem See Menzaleh bauen, diesen in seiner ganzen Länge durchschneiden und weiterhin dem Ufer des Meers in geringer Entfernung, die beiden Nilarme von Rosette und Damiette durchschneidend, bis zum neuen Hafen von Alexandrien folgen. Auch dieser Plan stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Auf eine Tiefe von $8^1/_2$ Meter berechnet, soll der Canal sein Wasser theils unmittelbar aus den beiden Nilarmen, theils durch einen im Wadi Tumilat abwärts gehenden Canal erhalten. Zu dem ersten Behuf sind Schleusen nöthig, von denen es mehr als zweifelhaft ist, ob sie beim höchsten Wasserstande, wenn der Nil sechzehnmal mehr Wasser als in der trocknen Zeit mit einer Geschwindigkeit von drei Fuß in der Secunde fortwälzt, Widerstand leisten könnten. In den Seen wäre der Canal einzudeichen, und sein Wasserstand müßte permanent drei Fuß über dem des Mittelmeers erhalten werden. Wie könnte da das Wasser der unteregyptischen Canäle abfließen? Dieser Canal würde das bewunderungswürdige hydraulische System Unteregyptens auf die radicalste Weise vernichten, außerdem aber wegen der vielen in dem lockern und schlammigen Boden nöthig werdenden Arbeiten eben so viel kosten, als Talabot's riesenhafte Bauten.

Entweder muß man den Bau ganz fallen lassen, oder man hat sich für den graden Weg von Suez nach Pelusium zu entscheiden. Bis auf die neueste Zeit machte man gegen diesen kürzesten Weg die Beschaffenheit des Meers im Norden der Landenge geltend. Die Schlammmassen des Nils, sagte man, werden durch eine Strömung, die längs der afrikanischen Küste von Westen gegen Osten läuft, dem Busen von Pelusium zugeführt und lagern dort ab. Zu diesen Ablagerungen kommen noch die der Schlammwolke, die man vor den Mündungen bis auf eine weite Strecke in's Meer hinein wahrnimmt, denn die etesischen Winde treiben diese trüben Gewässer gegen die Küste zurück. In der Nähe des Ufers sind die Schlammbänke so zahlreich und die allgemeine Tiefe des Meers ist eine so geringe, daß man, wollte man den Canal hier münden lassen, einen Hafen im Meer, drei volle Stunden von dem Küstenrande entfernt, bauen müßte. Um für die Schiffe tiefes Wasser zu gewinnen, hätte man von diesem modernen Venedig nach der Küste mitten durch ein Meer von Schlamm einen Canal zu führen und natürlich schiffbar zu erhalten. Diese Aufgabe ist eine unlösbare, denn der Nilschlamm setzt sein Werk unaufhörlich fort und oft würde ein einziger ungünstiger Tag die Arbeit von Jahren zerstören.

Genaue und häufige Sondirungen, von Lieussou und Larousse ausgeführt, haben ganz andre Verhältnisse nachgewiesen. Der Golf von Pelusium erstreckt sich von der Damiette-Spitze westlich bis zum Cap Casius östlich. Er besteht aus zwei Baien, die durch einen etwas vortretenden Theil des Ufers von einander getrennt werden. Der östliche Theil dieser Doppelbucht ist die Bai von Pelusium im engern Sinne, der westliche ist die Bai von Dibeh. In beiden Theilen macht sich die von Westen nach Osten gehende Strömung, abgelenkt durch die Richtung der Küste bei Alexandrien und durch die mit Macht einströmenden Gewässer des Nils, bloß an den vorspringendsten Caps bemerklich. Fänden die starken Ablagerungen statt, von denen man spricht, so müßten sie an der Küste bemerklich werden. Aber diese setzt nicht an; Pelusium liegt noch in derselben Entfernung vom Meer, die Strabo angibt, und an verschiedenen Stellen hat das Meer sogar Eingriffe in das Land gemacht. In dem östlichen Theile der Doppelbucht findet man allerdings erst in größerer Entfernung vom Ufer hinreichende Tiefen, aber im westlichen Theile hat man auf einer Uferlänge von fünf Stunden bereits

mit 6900 Fuß Entfernung vierundzwanzig Fuß und auf der Höhe des alten Sais in einer Entfernung von 9000 Fuß dreißig Fuß Wasser. Bis zu dieser Tiefe bemerkt man gar keinen Schlamm, sondern bloß einen reinen und feinen Sand. Um diese Tiefe zu erreichen, sind zwei Hafendämme nöthig, der eine (der westliche) von 9000, der andre (der östliche) von 7500 Fuß Länge. Solche Arbeiten sind nicht ungewöhnlich, beim Hafen von Malamocco hat man größere ausgeführt.

Auf diese Sondirungen sich stützend, durch die der wichtigste Einwand gegen einen directen Canal von Suez nach Pelusium entkräftet wird, will Lesseps diesen kürzesten Weg wählen lassen. Sein directer Canal hat mit den andern Vorschlägen den südlichen Ausgangspunkt Suez gemein. Der dortige Hafen ist geräumig und sicher. Die englische Corvette Zenobia, die als Kohlenschiff der englischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft seit drei Jahren dort liegt, hat ihre Anker nie weichen sehen und ist Tag für Tag in Verbindung mit dem Lande geblieben. Aber das Meer ist nach dem Lande zu seicht, und darum werden auch hier zwei Hafendämme, von 2000 und von 1800 Meter Länge, nöthig. Das Material dazu werden zwei nahe Berge, der Ataka auf der afrikanischen und der M'Salem auf der arabischen Seite, liefern. Eine von dem ersteren Berge gebildete Bucht kann als gute Rhede benutzt werden.

Schleusen sind weder bei Suez noch auf der andern Seite nöthig. Die Verhältnisse erlauben, der Schifffahrt alle Vortheile eines freien Bosporus zu gewähren. Von Suez läuft der Canal nach den fünf Stunden entfernten Bittern Seen, die tiefer als das rothe Meer liegen, und sich daher mit Wasser füllen werden. Die südliche Strömung, die auf diese Weise hervorgerufen wird, ist den von Pelusium kommenden Schiffen, da die Nordwinde vorherrschend sind, nicht hinderlich, und hilft den von Suez auffegelnden Schiffen diese Winde besiegen.

Mit dem Wasser des rothen Meeres gefüllt, sind die Bittern Seen so tief, daß man auf einer Strecke von 4½ Stunde gar keiner Canalarbeiten bedarf. Von hier durchschneidet der Canal eine Bodenerhebung, die in den französischen Berichten nach einem Monument, das übrigens den persischen Eroberern zugeschrieben wird, den Namen der „Schwelle des Serapeums" führt. Jenseit dieser Schwelle gelangt man zum See Timsah, der wichtigsten Stelle des Binnenlandes.

Der Timsah, gegenwärtig größtentheils trocken, hat etwa 2000 Hectaren Umfang, und sein Boden liegt zwölf bis funfzehn Fuß unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres. Dieses große Becken läßt sich ohne bedenkliche Schwierigkeiten mit Wasser füllen, wie schon der Umstand beweist, daß die Gewässer des Nils bei großen Ueberschwemmungen den Timsah erreichen. Um diese jetzt periodische Verbindung des Sees mit dem Nil dauernd zu machen, genügt ein Canal, bei dem man die älteren Arbeiten der Römer und die neueren Mehemed Ali's benutzen kann. Oberhalb des Punktes, wo das Wadi Tumilat in den Timsah mündet, will man zwei kleinere Canäle, zur Bewässerung des Landes bestimmt, südlich und nördlich, parallel mit dem großen Verbindungscanal, abzweigen. Durch diese Arbeiten erreicht man mehrere wichtige Zwecke. Die 2000 Hectaren des Timsah liefern einen geräumigen Binnenhafen, in dem die Schiffe aus dem Mittelmeer Wasser und Kohlen einnehmen, die von Indien, China und Australien Ausbesserungen vornehmen können. Durch den Süßwassercanal des Wadi Tumilat verbindet man die egyptische Binnenschifffahrt mit dem Meer, und verschafft dem Nilthal den zu allen Zeiten erstrebten bequemen und wohlfeilen Absatz seines Korns nach den arabischen Märkten. Durch die beiden Bewässerungscanäle endlich erweckt man die alte Fruchtbarkeit der Landenge, für welche die Bibel und tausend noch vorhandene Spuren Zeugniß ablegen. Die Landenge ist zur Wüste geworden, weil und seit sie kein Wasser mehr hat; mit diesem Lebenselement versehen wird sie wie einst Felder und Dörfer tragen und der neuen Meerstraße frische Lebensmittel liefern.

Im Norden des Timsah's wendet sich der Canal, die höchste Bodenerhebung der Enge, die „Schwelle von El-Guisr" durchschneidend und das Bett des Nechos-Canals überschreitend, in nordwestlicher Richtung zum See Menzaleh. Er durchzieht diesen gegen Westen und mündet in der Nähe der alten tanitischen Mündung in's Meer, wo der schon erwähnte Hafen angelegt werden soll, den Lesseps der alten Stadt Sais und dem jetzt regierenden Vicekönig zu Ehren Said zu nennen vorschlägt. Zwischen den beiden Hafendämmen gewinnt man einen Hafen von 176 Hectaren Umfang, und dieser ganze Theil der pelusischen Bucht kann als Rhede benutzt werden. Als die Küstenschifffahrt zwischen Egypten und Syrien noch nicht vom Dampfe aus dem Felde geschlagen worden war, suchten und fanden die Segelschiffe an diesem westlichen Theile der Bucht Schutz gegen die herrschenden Westnordwestwinde.

Da häufig behauptet worden war, daß der Boden der Landenge aus einem feinen Sande bestehe, in dem dauerhafte Arbeiten nicht auszuführen seien, und der, durch Winde und Stürme gehoben, Verschüttungen herbeiführen werde, so widmeten die Ingenieure der inter-

nationalen Commission diesen Verhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit. Sie führten von Meer zu Meer neunzehn Bohrungen aus, mit denen sie zum Theil achtundvierzig bis einundsiebzig Fuß tief gingen. Dabei zeigte sich, daß von Suez bis zu den Bittern Seen Thon, von dort bis zum Mittelmeer fester Sand vorherrscht. Auf große Schwierigkeiten bei der Ausgrabung und Erhaltung des Canals wird man nirgends stoßen; die schlimmste Stelle ist in der Nähe von Suez, wo ein zusammengeballter, fast steinharter Sand vorkommt. Der bewegliche, im Winde treibende Sand, von dem man geträumt hat, existirt nicht. Theils werden die Sandschichten durch aufliegenden Kies, theils durch die Vegetation festgehalten. Im Nilthale sind viele der alten Monumente unter dem Sande vergraben, auf der Landenge sieht man die alten Canaldämme noch funfzehn bis achtzehn Fuß emporragen. In der ausgedehnten Einsenkung der Bittern Seen hat keine Verwehung stattgefunden, und eben so wenig in den ausgetrockneten Theilen des Timsah's. Am schlagendsten ist vielleicht die Thatsache, daß in einem Lager, das die französischen Ingenieure in der Nähe des alten Migdol aufgeschlagen hatten, ein Jahr später die kleinen Erderhöhungen, die man um die Zelte aufzuwerfen pflegt, ihre reinen Ränder und Böschungen behalten hatten.

Für die größten Schiffe, die zwischen Indien und Europa segeln, z. B. für Klipper von 3000 Tonnen, genügt eine Canaltiefe von vierundzwanzig Fuß (acht Meter). Für zwei Linien hin- und hersegelnder Schiffe, für eine dritte Linie, die aus irgend einem Grunde unterwegs Halt machte, und für die freie Bewegung aller dieser Fahrzeuge braucht man eine Canalbreite von 240 Fuß. Diese Verhältnisse haben denn die Ingenieure auch angenommen, und nach ihnen richteten sich ihre Kostenanschläge. Lesseps berechnet die Kosten wie folgt:

der Canal zwisch. d. bb. Meeren	84,308,838 Fr.
= = des Wadi Tumilat	9,000,000 =
= Hafen Said	21,059,075 =
= = Timsah	1,589,120 =
= = Suez	8,649,562 =
Leuchtthürme, Magazine u. s. w.	2,335,000 =
Nebenarbeiten	15,850,000 =
Verwaltungskosten 2% v. Cap.	3,578,164 =
Unfälle u. Unvorhergesehenes	14,570,241 =
	162,000,000 Fr.

Da das Gesellschaftscapital zu 200 Millionen Franken festgesetzt ist, so bleiben noch 38 Millionen übrig, die man theils zu Werken und Anstalten, welche eine Steigerung der Einnahmen erwarten lassen, theils zur Bezahlung von fünf Procent Zinsen während der Dauer der Canalarbeiten an die Mitglieder der Gesellschaft verwenden will.

Die Kostenanschläge — man findet sie detaillirt aufgezählt im Percement de l'Isthme, Vol. 3 p. 199 — 230 — sind von Mougel-Bey gemacht worden, einem französischen Ingenieur, der seit langer Zeit in Egypten lebt, über zwanzig Jahre im Dienst des Vicekönigs große öffentliche Arbeiten ausgeführt hat, und daher die Vortheile der umfassendsten Sachkenntniß und der reifsten Erfahrung besitzt. Doch es handelt sich hier um Erd- und Wasserbauten, bei denen eine Garantie gegen die Ueberschreitung der Voranschläge nicht gut denkbar ist.

Die erste Frage, die sich uns nach dieser Darstellung der Verhältnisse aufdrängt, ist die: Wird der Canal die Kosten decken und einen Mehrgewinn für die Unternehmer liefern? Man will jedes durchsegelnde Schiff zehn Franken Canalgebühr für die Tonne bezahlen lassen, und rechnet bei diesem mäßigen Satze auf einen Reingewinn von mindestens vier Procent. Talabot spricht von einer Bruttoeinnahme von zehn Millionen Thalern, oder nach Abzug aller Kosten von 12 Procent. Vor der Dubliner Handelskammer wurde jüngst (Ende Mai) die Behauptung aufgestellt, daß täglich bloß zwei Schiffe, jedes zu 2500 Tonnen, den Canal zu benutzen brauchten, um Kosten und Interessen zu decken.

Die Zukunft des Suezcanals hängt von einer solchen Menge politischer, nautischer und commercieller Verhältnisse ab, daß wir von einer auf Alles eingehenden Kritik absehen müssen. Die Hauptfactoren, die über das Plus oder Minus der Rechnung entscheiden, zu bezeichnen und kurz zu besprechen, können wir nicht umgehen.

Der Suezcanal ist für den örtlichen Verkehr und für den Weltverkehr bestimmt, und wird von beiden Einnahmen ziehen. Was den ersteren betrifft, so braucht die Bedeutung Egyptens als Productions- und Handelsland nicht besonders hervorgehoben zu werden; sie ist weltbekannt. Diese Bedeutung hat sich in den letzten Jahren ungemein gehoben. Der Umsatz des Hafens Alexandriens betrug im Jahre 1841 schon 81,173,000 Franken, und stieg 1851 auf 103,000,000, 1852 auf 121,000,000, 1854 auf 123,261,964 und 1855 auf 168,301,886 Franken. 1854 und 1855 wurden an Hauptartikeln aus Alexandrien ausgeführt:

Korn	1854	2,106,122	Ctr.
	1855	3,471,963	=
Baumwolle	1854	477,900	Hectol.
	1855	520,886	=
Gummi	1854	80,599	=
	1855	111,120	=

Bohnen	1854	651,410 Hectol.
	1855	745,331 "
Hülsenfrüchte	1854	625,043 "
	1855	830,714 "
Samen aller Art	1854	200,102 "
	1855	277,084 "

England und Oesterreich sind bei dieser Handelsbewegung Alexandriens am meisten betheiligt, aber auch Frankreich steht mit dem egyptischen Handelsplatze in regem Verkehr. Es geschieht nicht selten, daß bei Nordwest in einem einzigen Tage sechzig bis achtzig Schiffe in Alexandrien einlaufen.

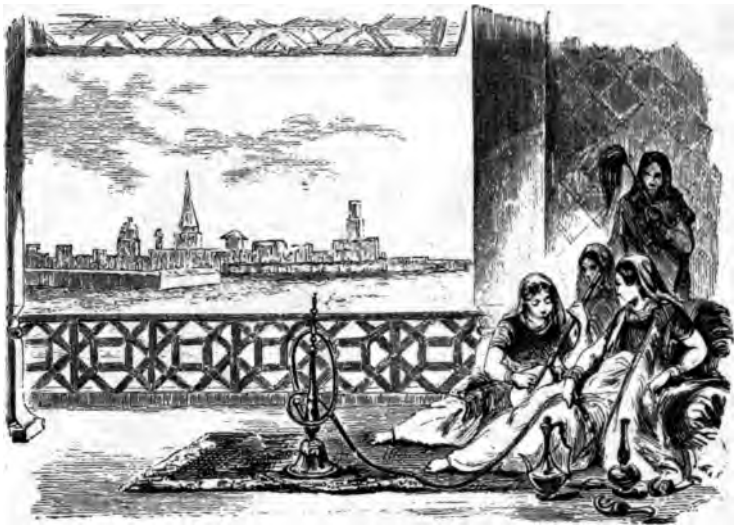
Denselben Aufschwung nehmen wir auf der egyptischen Eisenbahn (Alexandrien = Kairo) wahr. Sie hatte im ersten Jahre eine Roheinnahme von 3,750,000, im zweiten, die bedeutenden Personen- und Materialtransporte der Regierung nicht mitgerechnet, von 5,400,000 Franken. Den größten Theil des Ertrags liefern die Fellahs, die in der dritten Classe zehn Franken bezahlen. Die Fortsetzung dieser Bahn von Kairo nach Suez wird mit einer Umsicht und einer Energie getrieben, die den Arbeiten am Suezcanal das günstigste Prognostikon stellen. Im April dieses Jahres waren über 18 Stunden Erdarbeiten fertig und auf einer Strecke von mehr als 14 Stunden lagen die Schienen.

Suez steht mit Kairo und dem rothen Meer in Verbindung. 1849 trugen 70,000 Kameele Waaren von Kairo nach Suez, 1852 waren es 91,000 dieser Lastthiere und 1855 etwa 120,000. Da das Kameel durchschnittlich 250 Kilogramm oder 500 Pfund trägt, so kann man den Umfang dieses Handels zu 600,000 Zollcentnern annehmen. Ein großer Theil dieser Waaren wird auf dem rothen Meere nach Arabien verschifft. Arabische Küstenfahrer betreiben diesen Handel mit Schiffen, die noch eben so plump gebaut sind, wie vor einigen hundert Jahren. Sie halten sich möglichst dicht an der Küste, legen in jeder Nacht bei und scheitern dennoch häufig. Tamisier, der Verfasser eines guten Buchs über Arabien, erzählt von einem Steuermann, der ihm dadurch eine gute Meinung von seiner Geschicklichkeit beibringen wollte, daß er prahlte, er habe bereits sechs Schiffe unter seinen Füßen untergehen sehen. Auch die Pilger, die über Suez nach Mekka gehen, tragen zur Belebung des Handels bei. In dieser Beziehung ist übrigens Kosseir, das von der großen Sudankarawane gewählt wird, bevorzugt. Im Jahre 1852 schifften sich in Kosseir 10,455 Mekkapilger ein und in Suez bloß 4300. Alles in Allem ist der Handel von Suez auf 40 Millionen Franken jährlich zu veranschlagen.

Der für uns interessanteste Verkehr, der in Suez stattfindet, ist der, welcher sich an das Unternehmen der englischen Transitgesellschaft anknüpft. Nach dem sechzehnten Jahresberichte der Directoren bestand die Flotte der Gesellschaft am 30. September 1856 aus 52 Schiffen, darunter 45 Dampfboote, meistens Schraubenschiffe, und hatte eine Totalstärke von 67,934 Tonnen und 15,190 Pferdekraft. Das größte Schiff war der Simla von 2600 Tonnen und 600 Pferdekraft. Die sieben Segelschiffe dienen zum Transport der Vorräthe, namentlich der Kohlen, nach den verschiedenen Lagerplätzen der Gesellschaft in Gibraltar, Alexandrien, Suez, Aden u. s. w. Das Capital der Gesellschaft belief sich am 30. September 1856 auf 2,591,674 Pfd. St. und der reine Ertrag erreichte 8 %. Die Ueberfahrtspreise sind vom 1. Januar 1857 an auf ziemlich allen Linien um 15 Pfd. herabgesetzt, und man bezahlt gegenwärtig von Southampton nach Hongkong 130 Pfd. Die Linien, auf denen die Gesellschaft den Dienst besorgt, umfassen einen großen Theil der indischen Handelsplätze und werden mit jedem Jahre zahlreicher. So ist z. B. 1857 eine australische Dampfschifffahrt eingerichtet und mit der Suezstraße in Verbindung gesetzt worden. Aus den ostindischen Häfen gehen in jedem Monat zwei Schiffe ab, das eine von Bombay, das andere von Calcutta. Ceylon ist der Sammelplatz für diese Dampfer und die andern, welche von Madras, Karadschi und Rangun kommen und dort die Dampfer aus Hongkong, die Labuan und Singapur berühren, erwarten. Einmal monatlich kommt ein Schiff aus Mauritius nach Ceylon und seit diesem Jahre schließt sich die australische Linie an. Im Jahre 1855 legten bei Suez 52 Gesellschaftsschiffe an, die von 5503 Reisenden benutzt wurden. Außer Passagieren führen die Dampfer auch Depeschen, Briefe und Waaren von geringem Gewicht und großem Werth. Die egyptische Regierung hat die Beförderung der Reisenden zu Lande übernommen. Sie erfolgt, bis die Kairo-Suez-Bahn vollendet ist, durch die Wüste auf einer vortrefflichen Straße, die Linant Bey angelegt hat, und von Kairo bis Alexandrien auf der Eisenbahn. Von Kairo bis zum rothen Meer sind sechzehn Stationen, die man in zehn bis zwölf Stunden zurücklegt.

Es ist darauf zu rechnen, daß der örtliche Verkehr Egyptens, den wir als bedeutend und im Wachsen begriffen dargestellt haben, dem Canal theilweise zu gut kommen wird. Der Heranziehung dieses Verkehrs wird der Südwassercanal des Wadi Tumilat Vorschub leisten. Ein noch größerer Aufschwung Egyptens, als die oben mitgetheilten Zahlen ihn nachweisen, hängt nicht von der Fortdauer

der abnormen Verhältnisse des europäischen Getreidemarkts ab, sondern von der Fortsetzung der bisherigen innern Politik Said Pascha's. Aus der Ausdehnung der Abschaffung der Regierungsmonopole und der Binnenzölle auf die fünf Provinzen des Sudans, die im Januar 1857 erfolgt ist, läßt sich in dieser Beziehung das Günstigste folgern. Freilich sind die örtlichen Verkehrsverhältnisse bei dem Canal Nebensache, er will eine Weltstraße sein, und ob oder in welchem Grade er dies werden kann, ist der Cardinalpunkt.



Madras.

Die Zahl der Freunde des Suezcanals ist ungleich größer, als die der Gegner. Wie wir durch die Blätter der erstern erfahren, sind von den erforderlichen Summen wenige Monate nach dem Zusammentreten der internationalen Commission bereits fünf Millionen Pfund gezeichnet gewesen, und alle Regierungen, mit alleiniger Ausnahme der englischen, haben sich günstig ausgesprochen. Dem englischen Widerstande ist die Verzögerung der Einwilligung des Sultans als Oberlehnsherrn von Egypten zuzuschreiben, eine Verzögerung, die um so leichter auf einen fremden Einfluß zurückzuführen ist, als Abd-ul-Meschid im vorigen Jahre in einem Schreiben an Said Pascha ganz andere Gesinnungen ausgesprochen hat. Der englische Einfluß ist zur Zeit am Bosporus allgebietend. Englische Capitalisten haben im Januar und Februar dieses Jahres von der Pforte Schlag auf Schlag fünf große Concessionen erlangt, zu einer Bank, zu einem unterseeischen Telegraphen und zu drei Eisenbahnen, von Rustschuk an der Donau zum Meerbusen von Soros, nordwestlich der Dardanellen, die an Layard, das Mitglied für Ninive, vergeben worden ist, von Smyrna nach Aidin, deren Concessionär Wilkins ist, und von Suedieh (Seleukia) bis Bassorah mit dem Zwischenpunkte Bir. Die letzte ist die vielbesprochene Euphratbahn, und Generalmajor Chesney hat die Commission für eine englische Gesellschaft erhalten.

Die Euphratbahn hat die hauptsächliche und vielleicht einzige Bestimmung, den Plan des Suezcanals in den Hintergrund zu drängen. Diese Eisenbahn würde eine Länge von 1200 bis 1500 Kilometern haben und 300 bis 400 Millionen Franken kosten. Eine große Strecke weit müßte sie durch die Wüste geführt werden, wo es an Wasser fehlt und wo umherstreifende Horden wohnen, die zu unterwerfen oder nur nothdürftig im Zaume zu halten der türkischen Regierung noch nie gelungen ist. Ihre Herrschaft über das Paschalik Bagdad ist wenig mehr als eine nominelle. In wie weit der Schat el Arab von Bassorah aus für große Seeschiffe benutzbar gemacht werden könnte, ist so wenig ermittelt worden, als man mit Gewißheit weiß, welche Terrainverhältnisse auf der ganzen Bahnlinie zu erwarten sind. Waaren, die mit der Euphratbahn gingen, müßten ferner zwei- bis dreimal umgeladen werden und hätten unter der Voraussetzung, daß man sich mit dem Tarif der französischen Bahnen, 0,10 Fr. für Tonne und Kilometer, begnügen könnte, 120 Franken von der Tonne zu entrichten. Das ist 110 Franken theurer, als der Suezcanal befördern will, und so hoch ist der Vortheil der geringeren Ent-

fernung des persischen Meerbusens von Indien nicht anzuschlagen, daß dieser enorme Mehrbetrag an Kosten ausgeglichen würde.

Dieser Widerstand der englischen Regierung stellt im Grunde dem praktischen Werthe des Canals das günstigste Zeugniß aus. Mögen die Bedenken nun von Leadenhall oder vom auswärtigen Amt ausgehen, mögen sie die Machtstellung oder die Handelsstellung Englands zum Gegenstande haben, immer beweisen sie, daß man den Suezcanal fürchtet, und was keine Zukunft hat, erregt keine Furcht.

Die französischen Patrone des Canals sind kräftig bemüht, die englische Eifersucht durch ihre sanguinischen Prophezeiungen von den ungeheuren Erfolgen des Suezcanals zu nähren. Sie haben in Verbindung mit ihren italienischen Genossen zwei eigne Journale gegründet, das Journal de l'Isthme de Suez und das Bolletino dell' istmo de Suez. Außerdem bearbeiten sie die Presse aller Länder unermüdlich, und in diesem Augenblicke bereist Lesseps persönlich England, um Propaganda zu machen. Er erfreut sich des besten Erfolgs, wie es scheint, denn bereits haben sich die Handelskammern von Liverpool, Manchester, Dublin, Cork, Belfast und Glasgow für ihn ausgesprochen. Vorher schon hatte der größere Theil der englischen Presse für den Canal Partei genommen, von Fachzeitschriften namentlich die Shipping and Mercantile Gazette, das Mining Journal und die Railway Times. Von den dem Prospect freundlich gesinnten Flugschriften sind die bedeutendsten Kenney's: The gates of the East und die anonym in Glasgow erschienene: British Interests in the Canalisation.

Die Freunde des Canals haben die Ersparung an Zeit, die ihr Project dem Schiffer in Aussicht stelle, zu ihrem Hauptargument erhoben. Man hat darüber verschiedene Berechnungen angestellt, von denen eine von der französischen Akademie (Comptes rendus, T. XLIV, No. 9) herrührt, die aber nicht zuverlässig zu sein scheint, da wir wenigstens keinen Grund zu sehen vermögen, weshalb ein Stockholmer Schiffer auf dem Wege über Suez 340 Seemeilen mehr ersparen sollte, als ein Petersburger. Wir theilen die von Gessier, Ingenieur hydrographe en chef entworfene Tabelle mit. Sie nennt in Seemeilen (60 auf den Grad) die verschiedenen Entfernungen, welche die Schiffe von den nachbenannten Häfen bis zur Insel Ceylon auf dem Wege über das atlantische und über das rothe Meer zurückzulegen haben.

Von	Nach Ceylon. Atlant. Ocean.	Rothes Meer.	Abkürzung der Reise.
Petersburg	15,660	8620	7040
Stockholm	15,330	8290	7040
Danzig	15,240	8200	7040
Hamburg	14,650	7610	7040
Amsterdam	14,460	7420	7040
London	14,340	7300	7040
Havre	14,130	7090	7040
Lissabon	13,500	6190	7310
Barcelona	14,330	5500	8830
Marseille	14,500	5490	9010
Genua	14,690	5440	9250
Triest	15,480	5220	10,260
Constantinopel	15,630	4750	10,880
Odessa	15,960	5080	10,880

Die Franzosen haben nicht Unrecht, wenn sie, auf diese und ähnliche Berechnungen gestützt, von einer Abkürzung der Fahrt um die volle Hälfte sprechen. Die Schiffe der Ostsee werden nach ihren Annahmen auf 100 Tage 46 ersparen, die des atlantischen Oceans 50, die des Mittelmeers 65.

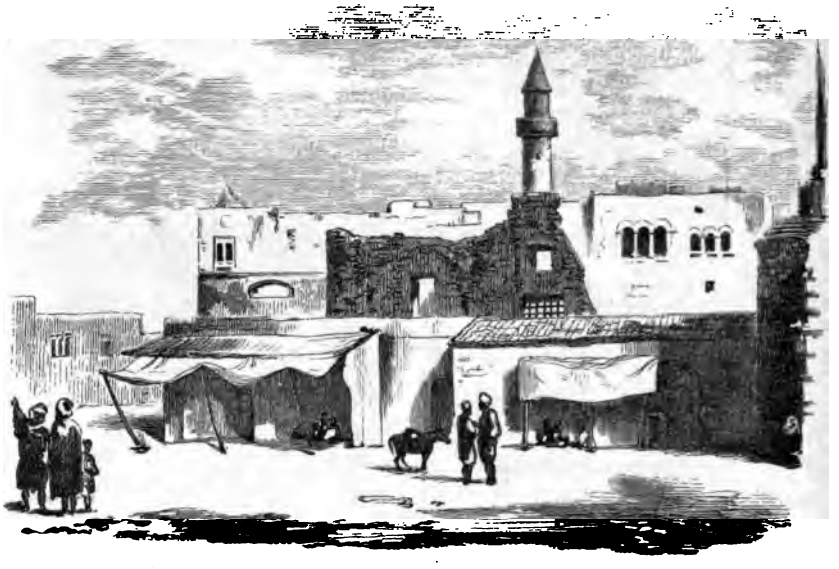
Diese bedeutende Abkürzung, meint man, werde dem Canal von Suez alle die Schiffe zuführen, welche gegenwärtig noch um das Vorgebirge der guten Hoffnung segeln. Den Handel der europäischen Colonialstaaten mit ihren Niederlassungen in den indischen Meeren kennt man genau aus officiellen Bekanntmachungen, den englischen aus den dem Parlament vorgelegten Nachweisen, den holländischen aus der Statistick van den Handel en de Scheepvart van het Koningrijk der Neerlanden, den französischen aus den Tableaux du Commerce de la France avec l'étranger et avec les colonies, den spanischen aus dem Quadro general del comercio de Espana con sos possessiones ultramarinas y potencias estrangeras. Nach diesen amtlichen Documenten ist die Handelsbewegung der indischen Colonien in den nachbenannten Jahren folgende gewesen:

		Schiffe.	Tonnen.
England	1853	2578	1,330,655
"	1854	—	1,370,000
"	1855	—	1,590,407
"	1856	—	1,771,871
Holland	1852	505	286,151
Frankreich	1853	434	139,792
Spanien	1850	25	11,517

In dieser Tabelle fehlen verschiedene Zahlen, z. B. des ganzen portugiesischen Verkehrs, des holländischen Handels mit China, endlich der Bewegung aller fremden Schiffe, welche nach einer Colonie gesegelt sind, ohne das Mutterland berührt zu haben. Wie man sieht, überwiegt der englische Handel ganz unverhältnißmäßig; er nimmt 4/5 des indischen Güterver-

kehrs für sich und hat sich in den beiden letzten Jahren um 400,000 Tonnen vermehrt.

Die Kritiken der französischen Vorausberechnungen (Edinburgh Review, Ausland und Karl Andree in den Wissenschaftlichen Beilagen der Leipziger Zeitung 82—85 vom Jahre 1856) bekämpfen die Annahme, daß Royal Charter, der 1855 in der beispiellos kurzen Zeit von neunundfunfzig Tagen von Plymouth nach Melbourne gelangte, bediente sich der Schraube vierzehn Tage lang. Wie viel mehr würde er gebraucht haben, wenn dieses Hülfsmittel ihn nicht gegen ungünstige Winde unterstützt und nicht rasch durch das



Straße zu Joddan (Dschidda).

der indische Verkehr insgesammt von der alten Straße zum Canal übergehen werde. Alle drei gehen von dem Satze aus: Zur See ist der kürzeste Weg nicht immer der beste, sicherste und wohlfeilste. Da der Schiffer auf dem atlantischen Wege, so wird von dieser Seite behauptet, seine Fahrstraße je nach den Strömungen und Winden völlig frei wählen könne, während er auf der Canalstraße an Meerengen und das schmale Längenthal des rothen Meeres gebunden sei, so sei der Fall denkbar und in der That mehrfach dagewesen, daß ein Schiff die indischen Meere um das Cap der guten Hoffnung in derselben Zeit erreicht habe, die man für den Suezcanal berechne. Für diese Behauptung, die ihre eigenen Verfechter auch nur für die atlantischen, nicht für die Mittelmeerhäfen aufstellen, werden indessen nur einzelne besonders günstige Fahrten als Belege angeführt, und nicht alle diese Fahrten sind als Beweismittel gegen die Suez-Straße gültig. So sind die Schiffe, mit denen man Parade macht, um zu zeigen, mit welcher Schnelligkeit Segelschiffe um das Cap gelangen, Klipper mit einer Auxiliarschraube. Der breite Gebiet der atlantischen Calmen geführt hätte.

Begründeter sind die Bedenken, die sich an das rothe Meer knüpfen. In der Nothwendigkeit, daß die den Canal befahrenden Schiffe dieses halb geschlossene Becken benutzen müssen, liegt in der That der schwächste Punkt des Projects. Das rothe Meer bildet eine verhältnißmäßig schmale Straße von 362 Meilen Länge und einer durchschnittlichen Breite von nur 45 Meilen. Die Korallenriffe, die an jedem der beiden Ufer in eine Parallellinie ziehen, haben das Meer in drei verschiedene Canäle getheilt. Der mittelste ist der breiteste und hat eine Tiefe, die durchschnittlich hundert Faden beträgt, aber gegen Suez hin bedeutend abnimmt. In der Straße Bab el Mandeb beträgt die Breite des Meeres von einem Ufer zum andern nicht mehr als 2½ Meile, und selbst dieser Raum verringert sich noch durch die Insel Perim, welche das Wasser in zwei Ströme theilt.

Durch diese Meerenge dringt eine Strömung ein, die dem rothen Meere eine beträchtliche Wassermenge zuführt. Ohne sie würde das Meer bald austrocknen, denn die

Verdunstung des Wassers ist in diesen niederen Breiten eine enorme. Man berechnet sie auf einen Viertelzoll täglich, und kein einmündender Fluß ersetzt sie. Die Strömung geht von Nord nach Süd im Sinne der Längenachse. Indessen treten auch starke Gegenströmungen auf, die im Norden vermuthlich am Grunde des Meeres ziehen und erst weiter südlich im Kampfe mit der Hauptströmung von Süden nach Norden beobachtet werden.

Im Norden des rothen Meeres sind acht Monate lang, vom April bis zum December, Nordwestwinde vorherrschend. Vom December bis zum April treten abwechselnd südliche Winde ein. Im Süden des Meeres folgt die Luftströmung ganz anderen Gesetzen. Der indische Nordostmonsun, der regelmäßig vom October bis zum Mai die Herrschaft hat, dreht sich an der Straße Bab el Mandeb fast im rechten Winkel und weht als Südost das rothe Meer hinauf. Er reicht jedoch in der Regel nur bis Dschidda, ausnahmsweise aber in der oben angegebenen Zeit bis nach Suez. Gefährlich wird das rothe Meer, wie Moresby Wellstead und andere Nautiker nachgewiesen haben, durch diese Winde nicht. In den sechzehn Jahren des Bestehens der Transitgesellschaft ist nicht ein einziger Unglücksfall vorgekommen. Wie viele Schiffe mögen nicht in derselben Zeit bei der Fahrt um das Cap versegelt sein.

Die entgegengesetzte Richtung der Winde oben und unten, im Norden und im Süden, ist für Segelschiffe ein offenbarer Nachtheil. Die Vertheidiger des Suezcanals stellen auch nicht in Abrede, daß ein solches Schiff in den acht Monaten der Nordwestwinde oberhalb Dschidda's, bis wohin es vom indischen Monsun geführt wird, eine sehr schwierige Fahrt haben wird. Der französische Consul Fontaine (Voyage dans l'Inde) berechnet, daß Segelschiffe in dieser ungünstigen Zeit von Bab el Mandeb nach Suez mindestens dreißig Tage brauchen, während zur Rückfahrt sieben bis acht Tage genügen. Segelschiffe werden sich daher nach den Windverhältnissen richten müssen, wozu sie ja auch bei der Fahrt um das Cap genöthigt sind. Das nordamerikanische **Nautical Magazine** — auch eine dem Canal günstige Fachzeitung — gibt Anweisungen dazu.

Für Dampfschiffe existiren jene Hindernisse der Schifffahrt natürlich nicht. Sie brauchen nicht zu fragen, welche Winde sie bei Suez treffen werden, und welche bei Bab el Madeb; die Auxiliarschraube hilft ihnen hier wie dort. Zur Zeit ist die Zahl der reinen und gemischten (mit Segel und Dampf fahrenden) Dampfschiffe keine große, aber sie ist im Zunehmen begriffen und nach dem Vorgange der Kriegsmarine zu urtheilen, wird der Dampf in nicht ferner Zeit das Segel verdrängen. „Unter den Marineofficieren der internationalen Commission," sagt Lesseps, „sprach sich einstimmig die Meinung aus, daß noch vor Vollendung des Canals die Handelsmarine den Uebergang vom Segel zum Dampf, der im Einzelnen bereits tägliche Fortschritte macht, vollzogen haben werde."

Augenblicklich repräsentiren die nach Egypten, Indien und Australien fahrenden Segelschiffe noch einen Gehalt von 842,838, und die Dampfschiffe von nur 39,444 Tonnen. Das Verhältniß des Dampfes zum Segel ist daher wie 1000 zu 21,350 Tonnen. Zu Anfang des Jahres 1854 war in England der gesammte Tonnengehalt der Segelschiffe 3,915,076 und der der Dampfer 305,255. Aber durch die Neubauten jenes Jahres vermehrte sich der Tonnengehalt der Segelschiffe um 132,687 und jener der Dampfer um 64,255. Diese Zahlen documentiren die Schnelligkeit des Umschwungs, von dessen baldigem Vollzuge die Marineofficiere der internationalen Commission sich überzeugt erklärten. Bei den alten Schiffen war das Verhältniß des Dampfes zum Segel wie 1 zu 13, bei den neuen stellte es sich fast wie 1 zu 2. Hängt die Zukunft des Suezcanals wirklich von dem Siege des Dampfes ab, so ist für sie kaum etwas zu fürchten.

Sind unsre Leser uns muthig durch Monsune und Nordwester gefolgt, so mögen sie uns nun zu den Ufern jenes bald erschlossenen Meeres begleiten, das von der Farbe seiner über Korallenriffen fluthenden Gewässer den Namen des rothen erhalten hat, aber wegen seiner Verkehrsverhältnisse besser das stille genannt würde. Vom Zauberstabe des Weltverkehrs berührt, wird dieser öde Winkel sich beleben. Der erste Schritt ist geschehen: am 29. November 1856 ist in Egypten eine Dampfschifffahrtsgesellschaft für das rothe Meer mit einem Capital von 160,000 Beuteln oder achtzig Millionen Piaster, vertheilt auf 40,000 Actien zu 100 Talaris (Marietheresienthaler), concessionirt worden.

An der arabischen Küste ist Tor der erste Hafen, der auf Suez folgt. Vier Stunden vom Sinai entfernt, hat der Ort in 40 Häusern 150 Einwohner, welche vom Dattelhandel leben. Jambo liegt größtentheils in Trümmern, und der Hafen ist offen und unsicher. Dschidda, die Hafenstadt von Mekka, liegt auf einer ausgedehnten sandigen Ebene und muß sein Trinkwasser auf Kameelen herbeischaffen lassen. Die Stadt ist eng und schlecht gebaut, hat Mauern mit Thürmen und eine türkische Besatzung, die in der Regel monatelang keinen Sold erhält, was zur Sicherheit des Orts und der Umgegend nicht beiträgt. Der Hafen kann nur von kleineren Schiffen benutzt wer-

Mokka.

den, größere Fahrzeuge ankern auf der Rhede. Der Handel mit Indien, Arabien, Egypten und dem übrigen Afrika ist sehr lebhaft. Von europäischen Waaren empfängt Dschidda, das mit Einschluß der Vorstädte von 100,000 Menschen bewohnt wird, Glassachen aller Art, Messerschmiedewaaren, Seife, Tuch, Seide und Baumwollenwaaren, und gibt dafür Gummi, Weihrauch, Essenzen, Medicinalpflanzen, Schildkrötenschaalen und Kaffee. Hodeida, das durch seine vielen Moscheekuppeln und Minarets ein sehr stattliches Ansehn erhält, hatte einen lebhaften Aufschwung genommen, ist gegenwärtig aber wieder sehr gesunken. Als 1855 ein Angriff benachbarter Stämme drohte, erinnerte sich der türkische Befehlshaber der Traditionen der europäischen Kriegskunst und ließ den Theil der Stadt, den er nicht vertheidigen zu können glaubte, in Asche legen. Die erschreckten Einwohner flüchteten sich auf eine kleine Insel, worauf die türkische Besatzung die Stadt als herrenloses Gut betrachtete und sie rein ausplünderte. Mokka, dessen Schutzheiliger, Scheikh Schadeli den Gebrauch des Kaffees verbreitet haben soll, war noch vor dreißig Jahren die schönste Stadt am rothen Meere und im Besitz des reichsten Handels. Gegenwärtig hat sich der Handel anderswohin gewendet, und die Zahl der Einwohner übersteigt nicht 5000. Der echte Mokkakaffee kommt aus den bewaldeten Hügeln des Innern, die beste Art von Beit el Fakih.

Halt von Arabern.

Christliche Krieger in Schoa.

Von Mokka bis zum Bab el Mandeb hat man noch ungefähr zehn Meilen. Aden liegt bereits jenseits der Straße und fünfundzwanzig Meilen von ihr entfernt. Der eine seiner beiden Häfen ist der beste Arabiens und zu allen Zeiten zugänglich. Als die Engländer 1839 Aden in Besitz nahmen, war der Ort ein Trümmerhaufen, der einigen hundert armseligen Arabern zum Schlupfwinkel diente. 1845 waren hier bereits 20,000 Menschen versammelt, Araber, Hindu, Somali, Chinesen, Malayen, Perser, Afghanen und Juden, alle angelockt durch den Handel, der sich von den andern arabischen Hafenplätzen nach Aden gezogen hatte.

Die gegenüberliegende afrikanische Küste ist

Abyssinische Krieger mit ihrem Häuptling.

der Befruchtung durch europäischen Verkehr noch bedürftiger als die arabische. Auf der Linie von Norden nach Süden ist der nubische Hafen Suakin der erste. Die Schiffer finden hier einen selbst für große Fahrzeuge zugänglichen Hafen und können sich mit Straußfedern, Gold, Elfenbein, Salz und Hirse versehen. Der überlegene Concurrent von Suez und Suakin in Beförderung der Mekkapilger, Kosseir, breitet seine von 2000 Menschen bewohnten Lehmhütten in einer wasserarmen Wüste aus. Massaua, der abyssinische Hafen, steht mit dem ganzen Küstensaume unter türkischer Herrschaft. Der zweite abyssinische Hafen, Amphila, ist nur für Abyssinien wichtig, da er an die große Salzebene grenzt, in der das Stücksalz gebrochen wird, das im Innern als Münze umläuft.

Für Abyssinien, Schoa und die Hinterländer wird die Oeffnung der Landenge einen neuen Tag heraufführen. Die politischen, religiösen und Handelsverhältnisse Ostafrika's verschlingen sich bis Härrar und zur Somaliküste abwärts in einander und reichen weit in's Innere. Die Karawanen aus dem Süden, die auf einem weiten Umwege westlich von Schoa über Gondar nach Massaua gehen, beladen mit den kostbarsten Producten, mit Gold, Moschus der Zibethkatze, Elfenbein und den braunen überaus feinen und seidenartig glänzenden Fellen der großen Leoparden von Enarea, könnten manchen Aufschluß über innere afrikanische Geographie geben. Wenn von irgendwo, so ist das Innere von hieraus zugänglich. Schoa und Abyssinien besitzen gesunde Tafelländer, in Abyssinien kennt man außer dem Bandwurm und einer gefahrlosen Ophthalmie wenige Krankheiten. Beide Länder haben europäische Reisende freundlich aufgenommen und sich sogar zu Verträgen mit christlichen Reichen geneigt gezeigt. Die Herrscher der abyssinischen Reiche und Schoas sind selbst Christen.

Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts gewannen die Portugiesen in Habesch einen Einfluß, der sich zu förmlicher Herrschaft ausbildete und eben darum bald ein Ende nahm (1632). Von dieser Zeit an ist Abyssinien in Verfall gerathen. Bürgerkriege und Kämpfe mit den Gallas bilden den traurigen Inhalt seiner Geschichte. Die mohamedanischen Gallas sind kräftiger als ihre christlichen Feinde von Schoa und Habesch. Sie sind ein Reitervolk und fechten, gedeckt durch einen Schild aus der Haut des Flußpferdes, mit stark gekrümmten Säbeln und hellebardenartigen Lanzen, nie mit Feuergewehren, selten mit Pfeil und Bogen. In der Bewaffnung und Kriegführung haben sich die Bewohner von Habesch und Schoa den Gallas angepaßt, nur daß sie mehr Ordnung halten. Dies erhält sie, obgleich ihre Lage durch ihre Schuld zur traurigsten geworden ist. „Heute," klagt Schimper, „ist Abyssinien eine stets an Umfang zunehmende dornenreiche Wildniß, welche die verwilderten und sich selbst zerstörenden Bewohner in immer engere Grenzen bannt. Auch die wilden Thiere nehmen so überhand, daß bald ein förmlicher Krieg zwischen ihnen und den Menschen in Aussicht steht."

Die Vegetation dieses verwahrlosten Landes ist so schön, daß es nach Schimper's Ausdruck menschlicher Phantasie unmöglich ist, sich das Paradies herrlicher vorzustellen. Auf den Gebirgen findet man hochstämmige Waldungen und Cedern, Eisenholz, Tamarinden, Citronen, Orangen, Granatbäume und zwölf verschiedene Feigenarten wachsen überall wild, auch die Dattelpalme gedeiht ohne alle Pflege. In der Gegend von Schire wächst Baumwolle, besser als die indische, im Süden bildet der Kaffeebaum, der hier (in der Provinz Kaffa) seine eigentliche Heimath zu haben scheint, ganze Waldungen. Die Unsicherheit des Küstenlandes und der Mangel an Straßen im Hochlande lassen den Handel jetzt nicht aufkommen. Würden diese Hindernisse, die man noch in jedem neuen Lande vorgefunden hat, für Europäer abschreckend sein, oder brauchten die europäischen Waffen die krummen Säbel und Hellebarden der Gallas zu fürchten?

Es ist nicht lange her, daß Abyssinien und Schoa den Wetteifer zweier großer Nationen erweckten. Die Franzosen Combes, Tamisier, Ferret, Galinier, die beiden Abbadie und Lefevre, die Engländer Salt und Cosine haben in Abyssinien, die Engländer Harris und Beeke und der Franzose Rocher d'Hericourt in Schoa politische und Handelszwecke verfolgt. Es ist in diesem Wetteifer einmal so weit gekommen, daß der französische Gesandte, als der Sultan das Samhar, den abyssinischen Küstenstrich, in Besitz genommen, in Constantinopel erklärt hat, „Frankreich würde jeden türkischen Angriff auf das christliche Abyssinien als casus belli betrachten" (1847). Dieser Drohung ist von keiner Seite Folge gegeben worden. Frankreich läßt die Pforte im Besitz, und England findet es in seiner Furcht vor der Canalisirung seinem Interesse angemessen, seine alten Pläne auf Ostafrika ruhen zu lassen.

Wie die englisch-französische Nebenbuhlerschaft auch bei dem Canalisirungproject spielt und welche Hindernisse durch sie entstehen, wurde bereits erwähnt. Je nachdem französische oder englische Interessen wach gerufen werden, hört man von der Zukunft des Canals das Günstigste oder das Nachtheiligste. Wie uns scheinen will, muß eine unparteiische Untersuchung zu den folgenden Resultaten gelangen: Der Canal ist ausführbar; der neue Weg wird Dampfern und gemischten Schiffen

verschiedene Vortheile bieten; in wieweit er den großen indischen Verkehr an sich ziehen wird, ist abzuwarten; er ist als neu hinzutretendes Civilisationselement für die Entwicklung der orientalischen Völker, als weitgeöffnete Pforte zu Ostafrika und seinen Binnenländern von unberechenbarer culturhistorischer Wichtigkeit. Man lasse ihn und wo möglich auch die Euphratbahn fertig sein, und ehe ein Menschenalter vergangen ist, haben die Länder südlich und östlich von Egypten und seiner Suezstraße eine völlig veränderte Gestalt angenommen.

Daß dieser Canal wirklich ausgeführt werden wird, zweifeln wir keinen Augenblick. Es ist richtig, daß England sein ganzes Gewicht gegen ihn in die Wagschale legt, und daß Lord Palmerston, selbst nachdem er die Insel Perim hat besetzen lassen, selbst ein indirectes Zugeständniß der Wichtigkeit des Canals in dem Grade vermeidet, daß er die nach Indien bestimmten Verstärkungen um das Cap gehen läßt. Aber alle andern Regierungen sind für den Canal, und dem vereinigten Europa wird Lord Palmerston um so weniger widerstehen können, als ein großer und einflußreicher Theil der englischen Bevölkerung dem Project günstig ist.*)

*) Wir werden von Zeit zu Zeit auf die Canalisirung der Landenge von Suez, einem Projecte von welthistorischer Bedeutung, zurückkommen.
Die Redaction.

Costüm der reichen Frauen in Kairo.

Warum

bei den Pflanzen der Stengel nach oben, die Wurzel nach unten wächst.

In allen Zweigen der Naturwissenschaften gibt es Erscheinungen, die von Anfang an Jedermann bekannt, außerordentlich spät erst auf dem Gebiete der Naturforschung erschienen sind, und deren dort gefundene Bedingungen und Ursachen erst noch viel später zum Gemeingut werden, obwohl grade solche Erscheinungen durch allgemeine Verbreitung am meisten die Gedanken jedes Menschen auf sich ziehen sollten.

So weiß Jeder, daß die Wurzel einer Pflanze nach unten, der Stengel nach oben wächst, in welcher Lage man auch den Samen in die Erde bringen mag; über die Gründe dieser Erscheinung aber ist wohl grade ihres allgemeinen Auftretens wegen sehr wenig nachgedacht. Oft hat man gemeint, daß das Licht es sei, das den Stengel zu sich lenke und an jeder Blume vor dem Fenster ist es ja zu sehen, daß der Stengel nicht grade in die Höhe schießt, sondern sich und besonders seine Blätter der lieblichen Quelle des Lichtes zuneigt. Doch Duhamel und de Candolle haben nachgewiesen, daß das Licht nicht die Ursache der verschiedenen Richtung der Wurzel und des Stammes sein könnte, daß auch im völlig dunkeln Raum und im überall gleichmäßig hellen, stets die Wurzel nach unten, der Stamm nach oben wächst; und nur wenn ein kleiner aber heller Lichtbündel in einen sonst ganz dunkeln Raum geleitet wird, gelingt es nach H. v. Mohl, den Stengel ganz in die Richtung dieses Lichtbündels zu zwängen und wenn dies von unten eintritt, also den Stengel nach unten wachsen zu machen. Aber in der freien Natur gibt es nicht solche beschränkte von einem Punkte in einen sonst dunkeln Raum einfallende Lichtbündel; das Licht der einzigen Lichtquelle, der Sonne, wird durch die Atmosphäre und die Gegenstände auf der Erde in allen Richtungen zurückgeworfen, und die Pflanzen werden von zerstreutem Licht beleuchtet.

Erst der ausgezeichnete englische Pflanzenphysiolog Chr. Andr. Knight, dessen Scharfsinn in physiologischen Versuchen wohl nur noch von seinem Landsmanne Stephan Hales übertroffen wird, gab den Grund dieser Erscheinung an, den man wohl mit Sicherheit als den richtigen ansehen darf; und wie die Erscheinung bekannt ist, verdiente auch der Name des geistreichen Erklärers bekannt zu sein.

Knight faßte die Idee, daß die Schwerkraft es sei, die die Richtung des Stengels und

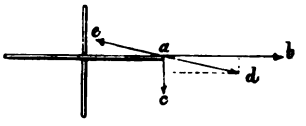
der Wurzel bedinge und seine ungewöhnlich interessanten Versuche, welche die Richtigkeit dieser Idee begründeten, legte er 1806 in einem Brief an den berühmten Sir J. Banks der Royal Society in London vor.

Durch seinen Garten in Elton rieselte ein Bächlein und mit Hülfe seines Gärtners construirte sich Knight ein Rad von 11 Zoll Durchmesser, welches das Wasser in schnellen Umlauf setzte. An den Umfang dieses Rades band er Gartenbohnen, die grade keimen wollten, und in der feuchten Atmosphäre des Rades leicht fortfahren sich zu entwickeln. Das Rädchen drehte sich an 150 Mal in einer Minute um seine Axe und nach einigen Tagen, während deren Knight mit ängstlich-frohem Gemüthe seinen schönen Versuch überwachte, sah er, daß die Würzelchen sich alle vom Rade abwandten in der Richtung der Schwungkraft nach außen, die Stengelchen aber der Schwungkraft entgegen den Speichen des Rades entlang wuchsen, welches auch die anfängliche Stellung der Würzelchen und Stengelchen gewesen sein mochte. Waren nach einiger Zeit nun die Stengel an der Axe des Rades angekommen, was bei Knight's Versuche mit dreien seiner Pflänzchen der Fall war, so blieben sie so zu sagen rathlos stehen, wären sie grade aus weiter gewachsen, so wäre dies ja in der Richtung der Schwungkraft geschehen, sie wandten sich also um und liefen rückwärts um die Axe herum oder an dieser entlang.

In diesem Versuche kennt man, wie man sieht, die Bedingungen, unter denen jene Wachsthums-Richtungen eintreten: die Schwungkraft ist das Bedingende und der Einfluß der Schwerkraft der Erde ist gänzlich aufgehoben, da die Keime mit den Umdrehungen des Rades in jedem Augenblicke eine andere Lage, und mit jeder einzelnen eine entgegengesetzte, zur Richtung derselben haben.

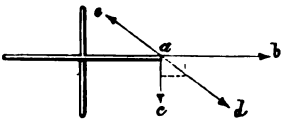
Knight stellte aber noch einen andern Versuch an, bei dem die Keime beiden Kräften, der Schwungkraft und der Schwerkraft ausgesetzt waren, so daß der Einfluß beider in der Wachsthums-Richtung der Keime sich kundgeben mußte. Knight erreichte dies durch ein horizontales Rad ebenfalls von 11 Zoll Durchmesser, das er durch sein erstes Wasserrädchen in raschen Umlauf setzte. Die keimenden Bohnen befestigte er wie bei seinem ersten Versuche. Machte das Rad nun etwa 250 Umdrehungen in einer Minute, so wuchs das Würzelchen nicht grade in der Richtung der Schwungkraft nach außen, sondern neigte sich unter 10° dem Boden zu und das Stengelchen wuchs etwa 10° zur Ebene des Rades über dieselbe der Axe zu. Von dem Keime bei a, Figur 1, wuchs das Würzelchen in der Richtung ad, das Stengelchen in

Figur 1.



der Richtung ae. Drehte sich das Rad aber nur etwa 80 Mal in einer Minute um seine Axe, so neigte sich das Würzelchen unter 45° nach unten und das Stengelchen unter 45° nach oben von der Ebene des Rades, wie Figur 2 diese Richtungen zeigt.

Figur 2.



Hier wirkte die Schwerkraft in der Richtung ac, die Schwungkraft in der Richtung ab, und das Wachsthum mußte also in einer mittleren Richtung von ad erfolgen, um so mehr in Richtung von ab, je mehr die Schwungkraft die Schwerkraft überwog.

Vergleichen wir die Bedingungen dieser Versuche mit den bei dem freien Wachsthum der Pflanzen vorkommenden, so sehen wir, daß die Schwungkraft der Erde, da sie unter dem Aequator, wo sie am stärksten ist, nur etwa $^1/_{289}$ von der dort wirkenden Schwerkraft der Erde ausmacht, nicht in Betracht kommen und daß nur die Schwerkraft das Wachsthum der Wurzel nach unten, in ihrer Richtung bedingen kann.

Wie allerdings die Schwerkraft diesen Erfolg erzeugt, das ist nicht aufgeklärt und es würde nicht angemessen sein, wollte ich hier die vielen Hypothesen, die man in dieser Hinsicht ausgedacht hat, anführen; allein es ist doch ein unendlich großer Schritt, daß man das lebendige Wachsthum der Pflanzen der den Lauf der Welten regelnden todten Kraft unterworfen hat.

Dritte Abtheilung.

Das neue Museum in Dresden.

Von Ernst Förster.

II.

Ich wende mich noch zu einigen andern Bildern Paolo Veronese's, obschon sie nicht in diesem Saale aufgestellt sind. Der „Hauptmann zu Capernaum vor Christus“ (282) freilich ist gar zu flüchtig in Composition, Zeichnung, Farbe und Ausführung, als daß ich lange dabei verweilen möchte, zumal da nebenan das köstliche Gemälde von der „Findung Mosis“ (283) steht. Mit wie glücklichem, von der feinsten Ironie durchwürztem, wahrhaft Wielandischem Humor hat der Künstler die Scene aufgefaßt! Das ist kein Blatt aus der Heiligengeschichte. Mit keinem Pinselstrich wird auf die über das auserwählte Volk ausgebreitete Hand der Vorsehung gedeutet, selbst Egypten fällt Einem kaum im Traume ein. Es ist eine Geschichte, wie sie im Roman oder im Mährchen, oder wie sie alle Tage und überall vorfallen kann — nur wird sie von einem feinfühlenden, poetischen Erzähler vorgetragen. Ihre Hoheit die Prinzessin ist sichtlich erfreut über den Fund, doch nicht mehr und nicht lebhafter, als sich für eine Prinzessin schickt; sie ist nicht abgeneigt, das Kind mit nach Hause zu nehmen, belächelt aber zugleich den Einfall, ihrem Vater, dem Hofe und der Welt ein so unerwartetes Präsent und eine so schickliche Gelegenheit zu unschicklichen Gedanken zu geben. Zugleich ist es dem Künstler ein wahres Vergnügen, die Hoheit mit so viel Hofapparat, Zwergen, Hofdamen, Wachen, Hunden und Eunuchen zu umgeben, als nur die sorglichste Etikette von einer so hochgestellten Dame verlangen kann, wenn sie geruht, unter offenem Himmel ein Flußbad zu nehmen. Auch strahlt sie nicht allein von Jugend, Anmuth und Prinzessinnen-Würde, sondern auch von Gold, Perlen und Seide, und der lichteste Tag ist über sie und das Bild ausgegossen. Es ist neben der Hochzeit (und dem Raub der Europa in Venedig) das heiterste der Gemälde Paolo's, was noch mehr hervortreten würde, wenn es von den rußigen Zuthaten der Zeit gereinigt werden könnte.

Sehr in Paolo's Geist gedacht ist das Gemälde von der Darbringung im Tempel (290); namentlich erinnern die aus dem Leben gegriffenen, zur Handlung selbst nicht gehörigen Gruppen der Kinder und Hunde sehr an ihn; allein das Machwerk ist allerdings so gering, daß man auf einen Nachahmer, wo nicht auf eine Copie rathen möchte. Dagegen lege ich einen ganz besondern Werth auf ein Bild, das von Seiten der Galerie-Commission weniger geachtet zu sein scheint; denn es hat einen offenbar sehr ungünstigen Platz im letzten Zimmer, dem Fenster gegenüber, angewiesen erhalten. Das ist Christus mit den Jüngern in Emaus (287). Wir befinden uns in einem einfachen Bürgerhause, in welchem das Leben seinen gewöhnlichen Gang geht und Nichts auf ein besonderes oder gar wunderbares Erlebniß deutet. Die Hausfrau ist mit der Dienerin beschäftigt, für die Bewirthung der Gäste zu sorgen, ihr kleines Töchterchen vertreibt sich inzwischen die Zeit mit einem Hündchen; während dessen aber bricht der eine am Tische sitzende Gast das Brot und die Jünger erkennen in ihm plötzlich den auferstandenen Herrn und Meister, und sinken erschreckt und anstaunend in's Knie. Neben dieser eindrucks-

vollen Verbindung des Großen und Kleinen, des Alltäglichen und ganz Außerordentlichen ist das Bild noch ausgezeichnet durch den lebendigen Ausdruck der Gestalten, namentlich des feierlich aufblickenden Christus, für welchen der Künstler nicht von seiner Auffassung und Charakteristik in der Hochzeit abgewichen ist. Einige Mißgriffe in den Proportionen muß man übersehen, hier wie sonst.

Wir kommen nun zu Tizian, und zwar zu dem Votivgemälde (203), auf welchem zwischen den Heiligen Hieronymus, Paulus und Johannes Baptista eine vornehme Venetianerin als Maria Magdalena vor dem Thron der Madonna erscheint. Es ist, als knüpfe sich an dieses Bild eine in's Tragische spielende Geschichte; denn die Dame ist unverkennbar auf dem Wege Mutter zu werden und ihr niedergeschlagenes Auge, die tiefe Wehmuth in ihren Zügen gehören einer Büßenden, die nur die Merkmale der neutestamentlichen Büßerin angenommen hat, um auch der Vergebung theilhaftig zu werden, die diese erlangt hat. — Das Bild fordert noch zu einer andern Betrachtung auf. Wir finden auch hier die weiter oben bei Paolo Veronese bezeichnete Profilstellung der Madonna mit dem Kinde. Noch mehr als hierdurch ist der kirchliche Charakter der Darstellung abgeschwächt durch die Art, wie das Kind genommen ist. In den Altarbildern der alten Kunst ertheilt das Kind den Segen oder thut sonst irgend Etwas, gibt z. B. der heiligen Katharina den Ring u. s. w. Das hört allmälig auf und hier äußert es auf keine andre Weise sein Leben, als daß es auf dem Schooß der Mutter steht und sich wie ein andres Kind, das noch nicht ganz sicher auf den Füßen ist, halten läßt. Auch die übrigen Heiligen sind durch keine sprechenderen Charakterzüge ausgezeichnet und namentlich hat Paulus eine so gedrungene, breite Gestalt und so gepreßte Mienen, daß man eher an einen Anachoreten, als an den kühnen und klugen Sturmapostel mit dem Schwert der Rede denken möchte. Dagegen liegt eine Pracht der Farbe auf diesem Bilde, daß es in eine Gluth getaucht zu sein scheint, die auch im tiefen Dunkel leuchtet, und die alle Gegensätze in Eine große Harmonie verbindet, und bei allem Kraftaufwand doch wie die mildeste Rede oder sanfteste Musik zu uns spricht, wozu ohne Zweifel die großartige, breite Behandlung wesentlich beigetragen.

Tizian ist nicht immer gleich vorzüglich. Das Votivgemälde des Herzogs Alfonso I. von Ferrara (204) mit seiner Gemahlin Lucrezia Borgia und seinem Sohne, dazu Maria auf dem Throne, zeichnet sich, obschon es gewiß echt ist, durch keine hervorstechenden Tizianischen Tugenden aus. Unter den einzelnen Bildnissen, welche die Sammlung von Tizian hat, ist auch keins von durchschlagender Wirkung, mit Ausnahme etwa des jungen Mädchens im weißen Kleide (210), das — ich weiß nicht mit welchem Rechte — Tizian's Geliebte genannt wird. Das Bildniß des Dichters Pietro Aretino (208) stimmt weder mit dem gleichnamigen Münchener, noch viel weniger mit dem alten Kupferstich überein, den wir vom Gesicht jenes merkwürdigen Mannes haben, dessen Gedichte sammt den geistreichen von Marc Anton gestochenen Illustrationen Giulio Romano's ihrer Zeit der schärfsten geistlichen Censur verfallen sind.

Wie viel in dieser Richtung dennoch gestattet war, das bezeugen uns die vielen sogenannten Venusgestalten Tizian's, von denen die Galerie vier besitzt, welche schwerlich alle die Censur des heutigen Schicklichkeitsgefühls passiren dürften. Bleiben wir bei der einen (209), die vor allen Andern sich Ruhm und den Namen Tizian's erworben und bisher behauptet hat. Es ist, wie man deutlich sieht, ein Bildniß und die Ueberlieferung nennt dabei den Namen Sennora Laura, Geliebte Philipp's II. von Spanien, welcher Laute spielend und abgewendet am Fußende des Lagers sitzt, auf welchem die entkleidete Schöne liegt und von einem Liebesgott zu ihren Häupten mit Rosen bekränzt wird. Die Composition ist von unvergleichlicher Schönheit, und enthüllt uns die Anmuth und den Liebreiz des weiblichen Körpers in der höchsten Vollendung, ohne die Sinne zu beunruhigen oder die Geister niederer Leidenschaften wach zu rufen. Selbst der Lichtton der Carnation, der sich nirgend zu einem wirklichen Schatten herabstimmt, wirkt wesentlich verklärend auf die übrigens in der ganzen Fülle der Jugend prangenden und blühenden Formen, so daß mit diesem Bilde das Höchste erreicht scheint, was auf dem Wege der Naturnachahmung ein poetischer Sinn und edler Geschmack überhaupt erreichen kann. Dennoch ist grade dieses Gemälde neuerer Zeit besonders angegriffen und angezweifelt worden. In der That, unterwirft man die Ausführung einer nur etwas strengen Prüfung, so kann man die Flauheit der Zeichnung unmöglich übersehen. Die Formen des Körpers fließen unbestimmt in einander über und es will wenig verfangen — dem Namen Tizian's gegenüber — daß sie an Bestimmtheit gewinnen, je weiter man zurücktritt. Kein Schienbein ist ausgeprägt, keine Knöchel in den Gelenken sind zu sehen, die Hände (vornehmlich die linke) gleichen Handschuhen u. s. w. Demzufolge hat man an der Echtheit gezweifelt, um so mehr als zwischen der lichtvollen, ganz durchsichtigen Carnation des Frauenkörpers und dem dunkeln Colorit des angeblichen Philipp sowie den tief-

kräftigen Farben der Landschaft des Hintergrundes keine Vermittelung besteht. Einen besondern Halt gewinnt der Zweifel an der Echtheit durch die (erst durch den neuen Katalog bekannt gegebene) Thatsache, daß das Bild, ehedem in der kurfürstlichen Kunstkammer, im Inventar von 1722 als Copie verzeichnet ist. Gewiß sind die Fälle sehr selten, daß in solchen Verzeichnissen Originale für Copien aufgeführt sind, während umgekehrt Copien sehr häufig für Originale gekauft und registrirt werden, wie die Venusgestalten 212, 213, 216. Wie dem nun auch sei, die Composition ist jedenfalls von Tizian, da kein Zweiter in solcher Vollkommenheit und mit solcher Feinheit die Natur erfaßt hat, als in dieser Composition geschehen; ist das Bild aber eine Copie, so ist sie von hochachtungswerther Meisterhand, wie wir sie etwa dem Paris Bordone zuschreiben, und steht uns jedenfalls, bis sich ein Andres als Original findet und ausweist, für dieses mit gutem Erfolge ein.

Wenn von dem Triumphe der Kunst Tizian's, mithin der venetianischen Schule überhaupt die Rede ist, so nennt man allgemein die „Assunta" der akademischen Galerie zu Venedig. Ich glaube, mit Recht, sobald das Wesen dieser Schule in die Kraft und Harmonie der Farben gesetzt wird, welche dort bis zu einer gradezu überirdischen Wirkung gesteigert sind. Zu einem andern Ergebniß kommen wir, wenn wir das Wesen dieser Schule in der Verherrlichung der Natur oder der Wirklichkeit durch sich selbst sehen. Wenn die andern Schulen größtentheils einer idealen Anschauungsweise folgen und unter dem mehr oder minder überwiegenden Einfluß von Phantasie und Geschmack ihre Charaktere bilden, die Handlung darstellen, die Gruppen ordnen, und sich dabei der Natur nur bedienen, um ihrer idealen Welt mit dem Schein der Realität einen bereitwilligeren Glauben zu erwirken, so haben die Venetianer vorzugsweise, und in ihren größten Meistern mit der größten Entschiedenheit, die Wirklichkeit zur Grundlage ihrer Anschauungen, und bei Allem, was sie etwa an Gedanken, an Geist und Belebung, an Kunst und Geschmackmitteln dazu thaten, die Wahrheit zur Grundbedingung gemacht. Bei einer solchen Auffassung verschwindet auch der Gottesschein, den die alte Kunst und der alte Glaube um das Haupt des Erlösers gelegt und Christus erscheint, er mag lehren, trösten und helfen oder strafen, als des Menschen Sohn, wie er in Jerusalem in That und Wahrheit gewandelt hat. Es ist leicht ersichtlich, daß eine solche Auffassungsweise nur durch möglichst hohe Vergeistigung des Lebens vor der Verirrung in das Gewöhnliche oder in die trockne Prosa des zersetzenden Verstandes sich bewahren kann und daß sie deshalb mit Glück grade solche Stellen aufsucht, wo sie sich in größter Unbefangenheit äußern und darum ihre ganze Stärke zeigen kann. Muß man dahin schon Cima's lehrenden Christus (195) rechnen, auf den ich später zurückzukommen beabsichtige, so ist der „Zinsgroschen" Tizian's (il Cristo della moneta, 202) das vollkommenste Denkmal dieser ganzen Kunstrichtung und demnach (in der angegebenen Beziehung) der venetianischen Malerschule überhaupt. Ein verschmitzter Pharisäer tritt mit heuchlerischer Miene, die Belehrung sucht, während sie auf Ueberlistung sinnt, zum Heiland heran und weist ihm die kaiserliche Münze mit der bekannten Frage; und Christus antwortet ohne den Mund zu öffnen mit einem Fingerzeig und einem Blick, vor denen Lüge und Verrath zusammenbrechen, ohne daß eine übermenschliche Kraft in Bewegung gesetzt wird. Es ist eine alte Sage, Tizian habe dies Bild gemalt zur Zeit als Albrecht Dürer in Venedig war und mit seinem „Rosenkranzfest" alle Welt in Erstaunen setzte, um zu zeigen, daß auch er, wenn er wolle, in deutscher Manier malen könne. Nun, wollte Gott, wir könnten uns dieser Manier rühmen! Allerdings haben unsre Meister, und Dürer vornehmlich, in das wirkliche Leben gegriffen, wenn sie Personen und Ereignisse vergangener Zeiten darstellen, oder religiöse Stoffe bearbeiten wollten; aber freilich griffen sie in der Regel so tief, daß das Edle, ohne welches die Wahrheit machtlos, ja selbst unwahr wird, ihnen weder vor das Auge noch in die Hand kam. Tizian ist vollkommen wahr und appellirt mit seinem herrlichen Werk an keinen Wunderglauben, aber zu der geistigen Größe fügt er auch Schönheit, Adel und Würde. — Etwas Anderes übrigens könnte mit der ganz hübschen anekdotenhaften Sage gemeint sein, das beim Anblick des „Zinsgroschens" deutlich in die Augen fällt. Die italienischen Meister der Zeit hatten bereits eine ziemlich breite Behandlungsweise angenommen, während Dürer noch mit Anwendung spitzer Pinsel und mit sorgfältiger Schonung strenger Contouren seine Gemälde sehr fein ausführte. Mehr als irgend ein anderes Bild Tizian's ist der „Zinsgroschen" nach der strengern Weise der alten Kunst ausgeführt, und das könnte er (oder man) „Deutsche Manier" genannt haben. Zu unsern jetzigen Deutschen aber, welche in Tizian's Manier zu malen glauben, wenn sie mit Vernachlässigung von Gedanken, Charakter, Ausdruck, Zeichnung und Geschmack nur einer möglichst kräftigen, auch harmonischen Farbenwirkung nachgehen, redet das Bild vom Zinsgroschen ein ernstes, vernehmliches und sehr klares Wort: daß nur der vom Geist durchdrungene Natu-

ralismus Werth und Wirkung hat, während ohne ihn die Wirklichkeit selbst nichts als todte Materie ist.

Die naturalistische Richtung der ältern venetianischen Schule tritt wohl bei keinem Meister so entschieden, aber auch so eigenthümlich zu Tage, als bei Giorgione. Er kann nur Weniges für Kirchen gemalt haben, da die sich dadurch unterscheidet, daß er seine Personen, Zustände und Handlungen ganz allgemein faßt, ohne persönliche oder geschichtliche Merkmale, die keinen Zweifel über die bestimmte Absicht der Darstellung zulassen, so möchte man Giorgione's Bild ein großes Genrebild nennen; denn in der That sehen wir im Vordergrund einer weiten Landschaft, deren

Tizian.

unter seinem Namen jetzt in Sammlungen aufgestellten Bilder offenbar nur zum Schmuck von Wohn- oder Gesellschaftsräumen angefertigt worden sind. Poetische Gedanken, wie die verschiedenen Menschenalter, oder Lebensbilder, wie liebende oder musicirende Paare und dergleichen führte er nach sorgfältigen Naturstudien und mit einer großen Vorliebe für eine möglichst reiche, landschaftliche Umgebung aus, so daß er dieser beinahe Gleichberechtigung mit den menschlichen Figuren zugestand. Ein Zeugniß dieser Sinnesrichtung ist auch das große Gemälde von Jacob und Rahel in der Dresdner Galerie (197). Wenn der Genre in der Malerei von der Historie Mitte von großen Schafheerden eingenommen ist, nichts als einen jungen Hirten und eine junge Hirtin (in moderner Tracht) sich freundschaftlich begrüßen. Was aber dennoch diesem Gemälde seinen höhern Rang sichert, ist der der italienischen Kunst überhaupt eigne Schwung der Darstellung, die Anmuth der Linien und Bewegungen, die außerordentliche Naivetät und Wahrheit in der Begrüßung, die kindliche, fast noch unbeholfene Freude an der Natur, die sich in den Thieren und der Landschaft zeigt und ihre Verherrlichung in einer über das Ganze ausgegossenen Farbengluth findet.

Dem Giorgione sehr nahe steht ein anderer

gleichzeitiger Venetianer, Palma Vecchio, der inzwischen vorzugsweis historische Bilder gemalt hat. Die Bilder seiner Hand in der Dresdner Galerie werden fast allgemein zu seinen vorzüglichsten gerechnet; eine Ansicht, der ich mich nicht anschließen kann. Ja, beruhte das Wesen der Malerei, wie man so oft hört, wirklich nur im Malen, in der Bethätigung eines ausgebildeten Farbensinnes, so hätte man wenigstens bei zweien der genannten Bilder Recht; denn eine gleich wohlthuende, kräftig-milde Farbengebung und Zusammenstellung als bei den drei Schwestern (223) und der heiligen Familie (225) kann man sich kaum denken, nicht gerechnet, daß der Farbenauftrag wie gegossen ist. Dagegen läßt die Composition mit ihren spitzwinklig gegen einander gestellten Köpfen, der gezwungenen Augenrichtung u. s. w., vor Allem aber die sehr mangelhafte Zeichnung mit ihren schief gestellten Gesichtstheilen und den geradezu lächerlichen Verstößen gegen die Proportionen gar Vieles zu wünschen übrig. Dennoch liegt über diesen Arbeiten Palma's ein Ernst ausgebreitet, und die Liebe, mit der sie ausgeführt sind, spricht so unverkennbar aus ihnen, daß man die Fehler gar nicht bemerkt oder wenigstens leicht vergibt. Weniger heimisch ist Palma in dem beliebten Thema der Venetianer, der Venus auf dem Ruhebette (224). Bei dieser, unnatürlich auf der Hüfte liegenden Gestalt, mit welcher Lage die Haltung des Kopfes im scharfen Widerspruche steht, tritt Palma's Mangel an Gefühl für Schönheit und Fluß der Linien etwas zu grell hervor und wird nicht einmal durch eine blühende Färbung gedeckt, so daß wir die Göttin ziemlich gleichgültig auf ihrem Lager sehen.

Die einseitige Verfolgung s. g. malerischer Zwecke tritt mit noch viel ungünstigern Erfolgen bei Paris Bordone auf. Wo Maler, wie er, im Bereich des Bildnisses bleiben, können sie Unvergleichliches leisten; bei historischen Gemälden aber läßt sich Schwäche der Composition, des Formensinns, der Zeichnung, Unsicherheit oder Verkehrtheit der Darstellung durch keine Pracht der Farben ersetzen oder verdecken. Die heilige Familie (237), die seinen Namen trägt, und die wenigstens den andern gleichnamigen (234, 235, 236) nicht nachsteht, kann als Beleg für das, was ich sagte, genommen werden.

Theilweis findet das Gesagte eine weitere Bestätigung in dem Bildniß des Dogen von Venedig aus dem Hause Cicogna von Leandro Bassano (261). Zwar der Tadel fehlerhafter Zeichnung trifft ihn nicht, wenn er auch nicht ein Meister in der Composition genannt werden kann. Allein daß er im Bildniß sich neben die Ersten und Größten des Fachs stellen kann, hat er mit dem genannten Dogenbilde gezeigt. Große, breite Zeichnung, sprechender Charakter und Ausdruck, volle Naturwahrheit in der Farbe, ohne Zerstörung einheitlicher Wirkung durch kleine Tinten, würdevolle Anordnung und vollendete Ausführung bei höchst genialer und freier, sicherer Behandlung. Auffallend schwach, ja wie von Copistenhand, erscheint daneben das Bildniß der Dogaressa. Von den sechs Bildern Tintoretto's (265—270) ist keines recht geeignet, uns mit den besondern Gaben dieses Meisters bekannt zu machen; auch Morone findet man anderwärts (z. B. in München) besser vertreten als hier mit dem Bildniß eines Mannes in mittleren Jahren (245).

Wir treten nun ein in den Saal des Correggio, zu Werken, welche unter den ersten und glänzendsten der Sammlung sowohl als der italienischen Malerei überhaupt genannt werden müssen. Es ist nicht leicht, in die Gedanken des bildenden Künstlers einzudringen, zumal sie in seiner Seele selten die Form des Gedankens annehmen, und er mehr aus Eingebung, aus Instinkt handelt, der unbewußte Träger des Zeitgeistes ist und dessen geheimste Regungen verräth. Correggio ist auf die verschiedenartigste Weise aufgefaßt und beurtheilt worden,*) bald als Maler der Grazie, oder des Helldunkels, der schönen Linien oder der blühenden Farben, bald aber auch als Manierist in Composition und Zeichnung; die Einen können sich an seinen Heiligen erbauen, die Andern empören sich wider sie. Dazu wird er selbst in ein mythisches Dunkel von Armuth, Trübsal und Edelmuth gehüllt, ja die Sage, die so gern einen Heiligen aus ihm machen möchte, läßt ihn sterbend sein für ihn betendes Kind als „letzten Engel" malen und — verscheiden, was einen verwirrenden Schein über seine wirklichen Kunstschöpfungen wie über die Kunst überhaupt werfen muß.

Correggio hatte das zweifelhafte Glück, der jüngere Zeitgenosse des größten Malers der christlichen Kunst zu sein und mit ihm zugleich an einer Grenzscheide der religiösen Weltanschauung zu stehen. Wenn aber Rafael seiner Sinnesweise und Bildung nach noch der alten Zeit und Kunst angehört, so daß deren Gedanken und Bestrebungen in ihm ihre letzte Vollendung finden und von der neuen Bewegung gleichsam nur äußerlich betroffen werden, so hat Correggio entschieden mit der Vergangenheit gebrochen und beginnt eine neue Laufbahn, wie er selbst glauben mochte auf eigne Faust, in der That aber getrieben und getragen von dem Geiste der Zeit, welcher im Allgemeinen in der Verweltlichung christlicher

*) Vasari rühmt vor und nach Allem an ihm die Kunst, Haare zu malen, und Lanzi nennt als den Grundzug seiner Kunst: die Verkürzungen.

Anschauungen sich kund gab, so daß zwischen ihnen und denen des Heidenthums ein wesentlicher Unterschied nicht mehr bestand, wie denn das am gemeinverständlichsten in der Architektur der Zeit, der sogenannten Renaissance zu Tage tritt, die die Bauformen des heidnischen Tempels in die christliche Kirche trägt. Correggio hat in seinem bekannten Ausruf vor den Werken Rafael's, „Anch' io son' pittore!" diesen Unterschied klar hervorgehoben. „Wir gehen zwar sehr verschiedene Wege, aber der meinige ist auch einer!" Je nachdem man nun selbst auf einem der beiden Wege sich befindet, wird man von Correggio's Werken unmittelbar angezogen oder abgestoßen werden; der günstigste Standpunkt aber zur Beurtheilung dürfte über beiden sich befinden. Suchen wir diesen zu gewinnen, wenn wir damit auch nicht zu der Wärme des Mitgefühls oder der Entrüstung kommen sollten!

Das Hauptthema der christlichen Malerei, soweit sie für die Ausschmückung der Altäre in Anspruch genommen wurde, ist die Madonna mit dem Christuskind und Heiligen, mit etwaigen Erweiterungen zur Darstellung der Geburt, Anbetung u. s. w. Dies Thema wurde der Feierlichkeit des Orts und des kirchlichen Ritus entsprechend von der alten Kunst in feierlichster Weise genommen und unbeschadet derselben tausendfach variirt. An eine Realität der Erscheinung dabei zu denken, konnte Niemandem einfallen, da weder St. Franz noch St. Ursula noch wer sonst gewöhnlich am Thron der Himmelskönigin erscheint, Zeitgenosse von Christus gewesen, noch Christus im Himmel als Kind gedacht werden kann. Inzwischen war die Kunst in ihrer Entwicklung von allen Seiten (durch Studium der Formen, der Farbe, der Perspective u. s. w.) auf den realistischen Weg gedrängt worden, so daß die Gestalten Fleisch und Blut gewinnen und folgerichtig in eine natürliche Beziehung zu einander treten mußten. In erhabenster und erhebendster Weise hatte diese Aufgabe Rafael gelöst; in mehr gemüthlicher Tizian mit seinen venetianischen Kunstgenossen; sollte ein Genius von der Stärke des Correggio dasselbe Thema aufnehmen, so mußte ihm eine ganz neue Seite abzugewinnen sein. Correggio fand sie, geleitet von dem in ihm wohnenden, gleichsam mit seinem Namen Allegri ihm gegebenen und durch seinen gleichbedeutenden Zunamen Lieti verstärkten Geiste des Humors, und unterstützt durch die allgemein verbreitete Abschwächung des traditionellen Christenthums und die weitverbreitete Vorliebe für das Heiden- oder Alterthum, die so weit ging, daß man kein Bedenken fand, Nonnenklöster mit mythologischen Bildern ausschmücken zu lassen, wie das in St. Paolo zu Parma geschehen ist. Correggio mag das bloße Kirchenleben, den ritualen Ernst einer ceremoniellen Repräsentation in herkömmlicher Ausschließlichkeit der Heiligen des Himmels nicht allein für unbequem und langweilig, sondern geradezu für unmöglich gehalten haben. Nach so vielen Jahren würdevoller Anstrengungen sollten ihnen auch heitere Stunden und gute Tage gegönnt sein. Die Dresdner Sammlung läßt uns in drei verschiedenen Werken den Gedankengang des Künstlers vom Anfang bis zu seinen äußersten Consequenzen deutlich verfolgen. In dem ersten und ältesten der drei gedachten Altarbilder, der Madonna des heiligen Franciscus (132) tritt der neue Geist mit großer Mäßigung auf. Die über das ganze Bild ausgegossene Heiterkeit wird noch durch die strenge, der alten Kunst entnommene Anordnung in Schranken gehalten; aber die Engelknaben, denen die Natur die zum Fliegen unerläßlichen Gliedmaßen, die Flügel, versagt hat, wissen sich zu helfen und schwimmen lustig durch die Luft um den Thron. Süßigkeit ist der vorherrschende Ausdruck der Heiligen, der sich bei St. Franz zu sehr sentimentalen Regungen steigert, welche Maria noch sanft zu beschwichtigen sucht. Im Christuskind verräth sich am deutlichsten die Wendung, welche Allegri's Kunst nimmt: noch hat es das Händchen in herkömmlicher Weise zum Segnen erhoben; aber es weiß kaum davon und seine Augen sind nach einer ganz andern Seite gerichtet als der Segen. — Im nächsten Bilde schon, wo die Madonna auf Wolken thront, und die Heiligen Rochus, Sebastian und Geminianus unter ihr sind, fällt es dem Kind gar nicht mehr ein, den alten Segen zu spenden; es langt nach dem Modell der Kirche, das St. Geminianus mitgebracht, als nach einer hübschen Unterhaltung; die Engel aber, sonst immer mit Musik und Anbetung beschäftigt, machen sich das Vergnügen, auf den Wolken zu reiten und kopfüber Purzelbäume zu schießen. — Ein so heiteres, bis zur Ausgelassenheit lustiges Leben kann unter Personen verschiedenen Geschlechts nicht fortgeführt werden, ohne daß das Herz in Bewegung kommt und der Liebesgott seine Rechte geltend macht. Natürlich wird der christliche Himmel damit vollkommen mythologisirt; Maria wird, wie wir im Bilde des heiligen Georg (136) erkennen, der durchaus nicht unempfängliche Gegenstand allgemeiner zärtlicher Zuneigung, wobei der vorzugsweis Begünstigte sich wenig um die schwächlichen Nebenbuhler kümmert und die zu Liebesgöttern gewordenen Engel wie der alte Kriegsgott mit seinen Waffen und Kampftrophäen sich erlustigen läßt. Den verwegenen Gedanken aber, die Kirche als Spielzeug zu bezeichnen, nimmt Correggio hier noch einmal auf, läßt aber nun das Kind, völlig unbekümmert um die Heiligen und um

die Welt, in gesteigerter Hast mit beiden Händen danach greifen.

Daß bei einer solchen Auffassung nicht an Charakteristik der Gestalten, weder in den Gesichtszügen noch in Haltung und Bewegung zu denken ist, versteht sich von selbst; ja es reißt die Lust am Lustigen den Künstler, wenn er die Schranken niedergerissen oder übersprungen hat, mit solcher Gewalt fort, daß er es gar nicht merkt, wenn unter seiner Hand die Figuren sich immer wunderlicher drehen und ein ernster Johannes, der Prediger in der Wüste, als junger Faun mit lachender Geberde an den Thron der Madonna sich stellt.

Es würde nun sehr schwer für uns sein, so weit uns nämlich der christliche Himmel noch nicht in die Ferne des griechischen gerückt ist, auf derartigen Bildern mit Vergnügen zu weilen, wenn nicht eine Macht in ihnen waltete, die unwiderstehlich Alles anzieht und Alles beherrscht, die Macht des Genies. Sie tritt uns entgegen in der Unbefangenheit, mit welcher Personen und Handlungen dargestellt sind, als könnte es nicht anders sein, in der blühenden, leuchtenden, einer weit über der irdischen Wirklichkeit erhabenen, verklärten Welt entnommenen Farbe, in der Leichtigkeit der meisterhaftesten Ausführung, in der wunderbar harmonischen Gesammtwirkung, bei welcher die Kraft und Klarheit des Helldunkels die Entscheidung gibt.

Man kann das Wort „Helldunkel" kaum aussprechen, ohne an Correggio zu denken: so ausschließlich besitzt er den Ruhm, Meister zu sein in der Kunst, das Licht im Finstern wirken zu lassen, ohne doch die Dunkelheit damit ganz aufzuheben. Sei es diesem besondern Talent zu lieb, sei es in Folge des Triebes nach einer neuen und eigenthümlichen Auffassung eines unsäglich oft behandelten und damit fast abgenutzten Gegenstandes: kurz Correggio kam auf den Gedanken, die Geburt Christi so darzustellen, daß man das Kind bei nächtlicher Weile im Stall zu Bethlehem sieht als einen Lichtkörper, der einen glänzenden Schein um sich verbreitet. Auf eine biblische oder natürliche Begründung dieser Darstellung brauchte es ihm um so weniger anzukommen, als die heiligen Geschichten mehr und mehr mit der Mythe auf die gleiche Stufe gestellt wurden. Dafür aber fand sein Humor mit glücklichem Griff in der gewählten Darstellweise das Mittel zu einer witzigen Anspielung auf die Worte der Schrift: „Das Licht schien in die Finsterniß; aber die Finsterniße begriffen's nicht." Denn indem er die vom heiligen Geist erfüllte Mutter des Kindes in der Wonne des Anblicks ihres lichtstrahlenden Kindes wahrhaft schwelgen läßt, zeigt er die Hirten, die sich an die Krippe gedrängt, wenigstens zum Theil so geblendet von dem Glanz, daß man den Gegensatz nicht übersehen oder für zufällig halten kann, sondern sie als die Repräsentanten jener Menschen ansehen muß, die der Evangelist als die Nichtbegreifenden bezeichnet. Noch fordert uns das Bild durch die eigenthümliche Anwendung des Lichtes zu einer vergleichenden Betrachtung der Farbengebung Correggio's auf. Wir sehen ihn im heiligen Franciscus durchaus kräftige, gesättigte Farben anwenden; im „Rochus" und „Georg" sind sie schon so von Licht durchdrungen, daß sie ihre halbe Wirkung an dieses abgegeben haben, bis sie in der „Nacht" ganz zu Licht werden und mithin im Gegensatz von Licht und Schatten nahebei untergehen.

Correggio, der dieses weltberühmte, jetzt mit keinem Geldpreis mehr aufzuwiegende Bild im Jahre 1522 um die Summe von 208 Lire (etwa 140 Thlr.) für einen Altar der Kirche St. Prospero zu Reggio gemalt, hat von seinen Zeitgenossen viel bittere Bemerkungen darüber hinnehmen müssen, indem man sich in die neue, regellose Weise zu componiren nicht finden konnte. Die scheinbare Unordnung der Linien faßte man als Unfähigkeit und Talentlosigkeit auf und so konnte man hier wie bei der Himmelfahrt Mariä im Dom zu Parma, die in der Höhe schwebende, gleichsam im Licht schwimmende Engelsgruppe wegen der allen Zusammenhang verdeckenden oder in Frage stellenden Verschiebung und Verkürzung der Körpertheile gradezu als „Froschragout" bezeichnen. Und doch war es von jeher das Vorrecht (weil das Bedürfniß) des Humors, in Sprüngen abzuweichen von der graden Straße; die strengen Formen und ruhigen Linien widerstehen ihm so gut als die feierliche Anordnung, und dem Witz, der Laune, der Lust wird sogar etwas Manier zu Gute gehalten. Dafür zeigt er uns an entscheidenden Stellen, daß er ein Herz hat, so warm als das andächtigste, und daß er Schmerz und Freude gleich tief und gleich wahr empfindet. In der neben das Lager des Kindes hingestreckten Mutter, wie sie sich, es leise und innig umfassend zu ihm niederbeugt, ist eine Seligkeit ausgesprochen, die keine noch so hochgehende Kunst herrlicher offenbaren kann.

Noch zwei Bilder besitzt die Galerie von Correggio's Hand, die als Perlen ersten Ranges gelten, die heilige Magdalena in der Wüste und ein männliches Bildniß. Bei dem ersten begegnet es gar Vielen, die es zum ersten Male sehen, daß sie den Ruhm nicht begreifen, den es in der Welt genießt, noch viel weniger den Preis (von 27000 Speciesthalern), um den es angekauft worden. Ein kleines Bild, eine einzige Figur, von der fast nichts in voller Körperentwickelung zu sehen

ist, der Kopf und die entblößte Brust im Schatten! Worin liegt denn der Zauber? — Es ist vielleicht gefährlich, dem Künstler bis in die letzten Winkel seiner Gedanken zu folgen und auch dort würde er vielleicht ein Doppelgesicht machen, je nach dem Gesicht, das ihm folgte.

Es fehlt nicht an Leuten, die in diesem Bilde die verklärte Andacht und Frömmigkeit sehen. Ich gehöre nicht zu ihnen. Vor diesen vollen, sanft umschatteten, halbgeöffneten Augen erscheinen keine heilige Gestalten, um diese süß schwellenden Lippen schweben keine Worte der Buße, und kein Zeichen des Schmerzes verräth uns die quälenden Gedanken der Reue. Ist Magdalena die reizende Sünderin aus Liebe, ist sie in der Fülle ihrer Jugend und Anmuth in sich und in die Wüste gegangen, so mußten sich ihr zwischen die Bilder der Ewigkeit und die Gebete um den einstigen Eintritt in das himmlische Paradies Erinnerungen drängen an Entzückungen eines irdischen, denen sie sich einst mit ganzer Seele hingegeben und denen für immer zu entsagen auch noch nicht ihr unwiderruflicher Entschluß ist. Und wie nun die Finger in den schwellenden Locken des reichherabwallenden Haares und Heiterkeit und stille Lust um die Lippen spielen, während die Augen auf den Blättern eines großen Andachtbuches, das sie am Boden liegend vor sich ausgebreitet hat, leicht herumschweifen, spürt man deutlich, daß für die frommen Gedanken nun eine Zeit der Ruhe eingetreten und daß nur holde Erinnerungen und vielleicht ihnen verwandte Hoffnungen das Herz bewegen.

Kein Mensch wird in Abrede stellen, daß solche Momente, und wenn sie noch so flüchtig sind, in dem Leben selbst der Heiligen mit Nothwendigkeit eintreten, und der Künstler, der sich in der Auffindung von Contrasten gefällt und dabei überhaupt der heiteren Sinnlichkeit große Vollmachten einräumt, wird sie mit Vorliebe wählen. Aber mit dem ihm eignen Feingefühl läßt uns Correggio über seine eigentlichen Gedanken im Ungewissen, und stellt grade die sprechenden Theile seiner Gestalt, das Antlitz, das sie im Sonnenlicht verrathen würde, so in Schatten, daß die scharfe Bestimmtheit der Züge verschwindet und die Phantasie in den unmerklichen Uebergängen des Helldunkels ein freies Spiel nach allen Seiten erhält.

Endlich betrachten wir auch das sechste der Bilder Correggio's, die sämmtlich durch den Ankauf der herzoglichen Sammlung von Modena im Jahre 1746 nach Dresden gekommen, „das Bildniß des Arztes Grillenzoni" (137). Es ist mir nicht bekannt, auf wessen Autorität hin dieses vortreffliche Gemälde dem Correggio zugeschrieben wird; weder Vasari noch Lanzi sprechen davon und der Katalog macht wenigstens bei der Benennung ein Fragezeichen. So viel wird Jedermann selbst ohne große Kunststudien wahrnehmen, daß der Unterschied dieses Bildes in Betreff der Zeichnung, Färbung und Malweise von den andern der Sammlung, die Correggio's Namen tragen, so groß ist, das man von diesen aus nach keinem Bilde Tizian's oder Pordenone's einen weitern Weg zurückzulegen hat. Weder im strengen Styl der Madonna de St. Francesco, noch im freien und breiten des St. Georg findet sich eine Verwandtschaft mit der alle Formen klar ausprägenden Zeichnung, noch mit der fast miniaturartigen Behandlung des Bildnisses. Dennoch habe ich bis jetzt noch keinen Zweifel an der Urheberschaft Correggio's bei diesem Bildniß erhoben gefunden. Pungileoni, der drei starke Bände über den großen Künstler geschrieben, setzt die Wahrheit der Angabe unbedingt voraus und will nur statt des Namens Grillenzoni den des Dr. Lombardi stellen, weil ein Buch existirt, in welchem der Name Lombardi's mit der Jahrzahl 1488 und der des Antonius Allegri mit der Jahrzahl 1513 auf einem und demselben Blatte eingeschrieben sind. Für den Namen Grillenzoni spricht nichts, als daß Vasari von ihm sagt, er sei der Besitzer der Vermählung der heiligen Catharina von Correggio gewesen.

An rechter Stelle ein entschiedener Gegensatz ist von großer und guter Wirkung; so in der Dresdner Galerie der Christus von Cima da Conegliano (195) zwischen den Bildern Correggio's, ein Denkmal der ernsten, strengen, von der Wahrheit und beseligenden Kraft des Christenthums zeugenden Kunst zwischen den fast leichtfertigen Werken der „bella maniera moderna." Dennoch steht auch das Christusbild, trotz der feierlichen Haltung und der fast trocknen Zeichnung der wie in Erz gegossenen Formen nicht in der Reihe herkömmlicher Kirchenbilder. Schon ein „Christus als Lehrer" ist in dieser eine überraschende, fast vereinzelte Erscheinung; und wie viel mehr, wenn er ohne alles mystische Wunderbeiwerk auftritt. Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, die Richtung der Venetianer auf eine möglichst naturgemäße Darstellung zu beachten und als vollendetste Leistung auf diesem Wege Tizian's Christus mit dem Zinsgroschen erkannt. Auf demselben Wege ist auch Cima's „Christus" entstanden; auch er gehört mit allen Zügen der Wirklichkeit, ja sogar dem Stamme Juda an und eine übernatürliche Eigenschaft ist mit keinem Striche angedeutet. Dafür liegt in der Haltung und Bewegung der Gestalt eine solche Würde, in dem Antlitz ein so heiliger Ausdruck, in der ganzen Erscheinung eine so zwin-

gende Gewalt, daß wir, wo sie uns im Leben entgegentreten würde, sicher unbedingt und gläubig ihr folgten. — Das Bild trug früher den Namen des Giovanni Bellini, ist aber neurer Zeit — ich weiß nicht auf wessen Veranlassung — seinem Schüler Cima zugetheilt worden. Schon Vasari bemerkt, daß Beider Arbeiten häufig verwechselt werden, und so werden wir uns gefaßt halten, daß eines Tages vielleicht der alte Name wiederkehrt.

Noch ein zweites Bild unterliegt demselben Geschick, den Taufnamen des ältern Katalogs, G. Bellini, gegen den neueren des Cima haben austauschen zu müssen, der erste Tempelgang Mariä (196). An diesem Bilde, das neben großen Schönheiten (z. B. der naiv und keck auffsteigenden Maria, dem sehr gut gezeichneten weißbärtigen Vater Joachim, dem lieblichen Mädchen im weißen Turban) ganz unbegreifliche Schwächen (z. B. in der Zeichnung der Hände ꝛc.) enthält, hängt das besondere Interesse, daß es nicht nur den venetianischen Prachtstyl mit großer, raumausfüllender Architektur und seltenen Costümen in seiner Kindheit zeigt, sondern daß es gradezu die Anordnung und die Hauptmotive jenes überaus herrlichen, durch Farbe und Naturwahrheit beinahe blendenden Werkes von Tizian in sich hat, das als eine der Hauptschätze der akademischen Galerie in Venedig bewundert wird. (Forts. folgt.)

Aus Gleim's Leben.

Von Heinrich Pröhle.

Die große Literaturbewegung vom Ende des vorigen Jahrhunderts läßt sich in drei Dichterkreise zerlegen: in den Weimarschen, Göttinger und Halberstädter Kreis. Für den Weimarschen Kreis wird das Verständniß immer mehr auf jegliche Art eröffnet. Der Göttinger Kreis ist unserm Bewußtsein durch eine einzige übersichtliche Darstellung sehr nahe gerückt, während die Quellen bisher nicht überreich flossen.*) Für den Halberstädter Kreis gibt es in jeder Weise noch Lücken auszufüllen. Der Grund dieser bisherigen Vernachlässigung scheint darin zu liegen, daß der Schwerpunkt dieses Kreises gänzlich in Gleim's Persönlichkeit liegt, die Bedingungen und theilweise auch die unmittelbare Fortdauer der Wirkungen dieser Persönlichkeit aber fast allzusehr auf localem Boden gesucht werden müssen, so daß zu seiner Würdigung sehr Vieles zu erwägen ist. Wird doch Gleim jetzt beschuldigt, daß er den Dom zu Halberstadt betrogen habe, um die deutschen Dichter unterstützen zu können, während der Sachverhalt im Wesentlichen nur der ist, daß er die Verpachtung der Domgüter leitete und bei Erneuerung der Pachtcontracte von den reichen Pächtern ansehnliche Summen für sich erhielt, was zwar nicht löblich war, jedoch auf einem bestimmten Herkommen beruhte, welches Jeder sich zu Nutze machte, obgleich nur der Eine Gleim den Gewinn so vorzüglich anzuwenden wußte. Gleim lebt in Halberstadt fort in seinen Stiftungen, unter denen der Preis für ein Gedicht zu Ehren des verstorbenen Domdechanten Spiegel die merkwürdigste ist. Im Frühlinge jedes Jahres fordert nämlich jetzt der Magistrat der Stadt Halberstadt die „vaterländischen Dichter" auf, ihn mit einigen Gedichten zu versehen, unter denen das Beste aus Gleimschen Mitteln durch zwei Friedrichsdor bezahlt und an Spiegel's Todestage, 22. Mai, vor seinem Begräbniß auf den Spiegelsbergen, dem beliebtesten Vergnügungsorte der Halberstädter, welchen er selbst geschaffen hat, von Kindern gesungen wird. Die wichtigste Bestimmung des Gleim'schen Testamentes aber bestand darin, daß eine Humanitätsschule in Halberstadt errichtet werden sollte. Herder, der durch seine Humanitätsbriefe den Gedanken angeregt haben mag, sollte die Ausführung leiten, war aber, als diese möglich wurde, selbst nicht mehr am Leben. Es wurde daher nach einer gleichfalls im Testamente enthaltenen Bestimmung die Einrichtung der Humanitätsanstalt zum Gegenstande einer Preisfrage gemacht. Die gekrönte Abhandlung sollte nun testamentarisch eine Norm geben. Zu Beurtheilern der Preisschriften ernannte Gleim sieben Gelehrte, darunter den Ephorus der Domschule, den Sagensammler Nachtigal (Otmar), in deren Hand, wie es sich zeigte, damit Alles gelegt war. Sie krönten nämlich eine Schrift von Koch, welche die Humanitätsschule mit dem Domgymnasium vereinigt wissen wollte. Damit erlangte das Domgymnasium die Hauptansprüche auf die nicht durch Gleim allein, sondern auch von zweien seiner Brüder begründete Familienstiftung. So wurde die Humanitätsschule endlich als oberste Classe dem Domgymnasium aufgesetzt und zählt in der Regel etwa drei bis vier Zöglinge, welche als die anscheinend vorzüglichsten aus den Primanern ausgesondert und hauptsächlich von dem Director der Schule, jetzt Theodor Schmid, dem trefflichen Biographen von Johann Heinrich Voß und Herausgeber horazischer Episteln, unterrichtet werden. Man

*) Seit dieses niedergeschrieben wurde, ist der Verfasser dieses Aufsatzes selbst von höchst achtbarer Seite, zunächst auf Veranlassung von Bürger's Leben, um die Herausgabe eines Briefwechsels ersucht worden, der unsre Detailkenntniß von dem Göttinger Kreise wesentlich aufhellen würde.

erzählt jetzt, daß Gleim, der von den Schülern oft nicht gegrüßt worden, durch die Errichtung der Humanitätsschule eine edle Rache an ihnen habe nehmen wollen. Zum lebenslänglichen Director der Humanitätsschule war von Gleim sein Neffe Körte ernannt und dieser bezog als solcher eine Pension — wennn wir nicht irren, tausend Thaler. Als zur westphälischen Zeit die Fideicommisse aufgehoben wurden, suchten die Erben das Gleim'sche Testament als Fideicommiß umzustoßen. Ihre Eingabe kam jedoch dem verstorbenen Augustin in Halberstadt zu Handen und dieser arbeitete zunächst selbst eine Abhandlung aus, worin er behauptete, daß das Gleim'schen Testament kein Fideicomiß sei, weil dieses nur adlige Begründer haben dürfe und ein bürgerliches Fideicomiß nicht zu denken sei. Diese Auffassung siegte und wurde sodann einer juristischen Entgegnung zu Grunde gelegt.

Abgesehen von den localen Schwierigkeiten einer Würdigung Gleim's mochte auch darum die Beschäftigung mit ihm wenig lockend erscheinen, weil seine Bedeutung hauptsächlich auf dem frühen Beginn seiner Thätigkeit und auf Anregungen beruht, aber nicht in oft wiederholten augenscheinlich großen Wirkungen. Weil seine Production auf die unerquicklichste Art in die Breite ging, wurde vergessen, über welche Mittel er geboten hatte und dem Publicum wenigstens ist es jetzt nicht mehr zuzumuthen, daß es sich aus den sieben Bänden seiner fast nur lyrische Ergüsse enthaltenden sämmtlichen Werke die, wenn ich die Zahl im Augenblicke richtig schätze, fünfzig bis hundert noch immer lesenswerthen Gedichte heraussucht, welche das literarische Resultat seines Lebens sind. Ohnehin neigte sich Gleim ungebührlich zu einer gewissen Verschwommenheit und der Herausgeber seiner Werke, anstatt grade das Charaktervollere noch möglichst hervorzuheben, begünstigte, vielleicht von falschen ästhetischen Vorstellungen geleitet, grade das Molluskenartige in Gleim's Wesen. Gewiß hat er viel Unnützes in Gleim's Werke aufgenommen, aber was er ausgelassen hat, sollte nicht immer fehlen und schon aus diesem Grunde würde Gervinus im Rechte sein, wenn er darauf aufmerksam macht, daß man zu einer umfassenderen Darstellung von Gleim's literarischer Thätigkeit auf die Originalausgaben zurückgehen muß. Diese aber sind, wie Gervinus gleichfalls schon bemerkt, zum Theil sehr selten geworden: in der mit dem Dom vereinigten Gleim'schen Bibliothek findet sich jetzt fast gar nichts mehr davon. Gleim gab, in späterer Zeit wenigstens, das Meiste im Selbstverlage heraus, um es dann zunächst in dem Freundeskreise zu vertheilen, den er sich zu seinem Publicum erweitert hatte. Einige solche Gleim'sche Schriftlager, die sich in der Grafschaft Wernigerode gefunden, haben mir selbst einen frischeren Eindruck von Gleim's Wirken verschafft. Soldatenlieder, patriotische, erotische und Gelegenheitsgedichte streute er bunt durch einander und die Fülle der letzteren kann zu seiner Charakteristik nicht unbenutzt gelassen werden. Die Freundschaft zweier, auch dem Dom zu Halberstadt vorgesetzter adliger Häuser, Spiegel und Stolberg, brachte die Gelegenheitsdichterei zur höchsten Blüthe und bei Festen des Domes mußte Alles reimen, so daß die wirklich begabteren Dichter hier nur den höchsten Ausgangspunkt bilden. Auf das Domstift und die Protection seiner Spiegel und Stolberg hin, gab Clamer Schmidt den beschwerlicheren Staatsdienst auf, und sie ließen ihn nicht im Stich. Man besang aber nicht nur die Grafen und Herrn des Domes, sondern die Mitglieder des engeren Dichterkreises wurden auch niemals fertig, sich gegenseitig anzusingen. Einer dieser Poeten spricht es selbst aus, daß es zwar weise sei, seinen Geburtstag zu verschweigen, aber noch weiser, ihn zu nennen und dadurch zu kleinen festlichen Huldigungen Anlaß zu geben. Gleim selbst verflachte sich hierbei so sehr, daß zuletzt die unparteiischeren Beobachter dieses Kreises allen Glauben an sein Talent verloren hatten. Indessen waren, wie schon erwähnt, von Gleim doch sehr bedeutende literarische Anregungen ausgegangen. Die Kriegslieder verlangen eine eigne Besprechung. Von seinen Romanzen wird bald die Rede sein. Schon hier aber wollen wir aus der Zahl seiner Verdienste folgendes herausgreifen. In dem für die Entwicklung der deutschen Literatur überaus wichtigen Jahre 1773, wo Bürger's Leonore entstand, veröffentlichte Gleim zu einem wohlthätigen Zwecke auf fünf Bogen in Berlin: „Gedichte nach den Minnesingern, dem Kaiser Heinrich, dem König Wenzel von Böheim, dem Markgrafen Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, dem Herzoge von Anhalt, dem Herzoge Johans von Brabant, dem Herzoge Heinrich von Pressela und andern." Bodmer und die Manesse'sche Sammlung gaben ihm Anregung und Quellen. Mit Benutzung seines Büchleins von den Minnesingern veröffentlichte Gleim dann noch 1779 „Gedichte von Walther von der Vogelweide." Seine Beschäftigung mit diesen Dingen zeigte, wie der Pulsschlag der nationalen Entwicklung durch seine Dichterseele ging; sie muß, wenn auch die Bearbeitungen als solche wenig Werth haben, höher geschätzt werden, als sein Neffe Körte, der Herausgeber seiner Werke, sie schätzte, der unter den „Nachahmungen" im zweiten Bande von Gleim's Werken zu wenig und nicht mit glücklicher Wahl daraus mittheilt, ohnehin aber durch Weglassung der Vorrede der Minnesinger, der Dichternamen und der beigefügten

Originale jeden Eindruck von dem Eifer verwischt, mit dem Gleim nationale Muster für die damalige Literatur aufsuchen half und mit dem er außerdem für das Studium der älteren deutschen Literatur, die er schon 1764 in einer Anmerkung der petrarchischen Lieder empfohlen hatte, das Wort ergriff. Gleim stellte nämlich siebzehn, die ältere deutsche Literatur betreffende, Fragen an Akademien mit der lebhaft kund gegebenen Absicht, die germanistischen Studien zu beleben. Die erste Frage lautetete, ob wir in jenen älteren Zeiten nicht vielleicht schon unsern Homer gehabt hätten? Eine andere: Was für Mittel sich fänden, die älteste deutsche Sprache zu lernen und zu studiren? Eine andere: Warum von Opitz bis auf Bodmer und Wideburg, und von diesen bis auf Lessing und Rambach die Aufmunterung zum Studiren des alten deutschen Geistes und Herzens bei deutschen Gelehrten so wenig Eingang gefunden? Eine andere: Warum die deutschen Kaiser und Könige seit den Zeiten der Minnesinger den vaterländischen Musen abgeneigt gewesen wären? Er wollte ferner wissen, wie es mit der Aufbewahrung dieser Geistesschätze in Stiftern und Klöstern stände, und damit auch ein echt Gleim'scher Einfall nicht fehle, so sollten die Mönchswissenschaften aus den Klöstern verbannt werden und die Mönche sich hauptsächlich mit vaterländischen Alterthümern und „schönen Wissenschaften" beschäftigen.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Betrachtungen über den Dichter jetzt seinem Leben zu, von dem wir für jetzt nur die Jugend und das Mannesalter bis zum siebenjährigen Kriege in's Auge fassen. Der Name Gleim als Dichtername kommt mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim nicht zum ersten Male vor. Es ist eine kleine Schrift vorhanden: „Joannis Gleimii carmina latina. E bibliotheka Stephanei [das ist des Doms zu Halberstadt] seorsim edita." Die Herausgabe wurde 1784 zu Halberstadt vom Rector Nathanael Fischer, einem eifrigen Halberstädtischen Poeten, besorgt. Der lateinische Dichter war im siebzehnten Jahrhundert Prediger an der Blasiuskirche zu Braunschweig. — Johann Ludwig Gleim wurde geboren am 2. April 1719, am Sonntage Palmarum, Morgens vier Uhr im Zeichen der Jungfrauen zu Ermsleben an der Selke, wo sein Vater Obereinnehmer des Ermslebischen Kreises war. So viel wir wissen, stammte die Gleim'sche Familie aus Kurhessen, des Dichters Mutter aber aus dem Holländischen. Sie war eine gar fromme Frau und betete so oft für Mann und Kinder, daß ihre Knie ganz hart davon waren. Zu jener Zeit waren in Preußen alle Söhne geborene Soldaten, und so brachte auch dem Vater des Dichters ein Rittmeister (wie Körte erzählt, dem wir überhaupt hier vielfach folgen müssen) für seine sechs Söhne eines Tages die gewöhnlichen Pässe, wonach sie Cürassiere in dem zu Aschersleben in Garnison liegenden Regiment waren. Er legte seine Pässe auf den Tisch und ging davon. Doch sagte ihm der Vater des Dichters: „Sie sollen sie schon wieder abholen." Wirklich erreichte er durch einen augenblicklich an Friedrich Wilhelm I. gerichteten Brief, des Inhalts, daß er sechs Söhne habe, die er zu guten Bürgern des Vaterlandes erziehen wolle, was ihm nicht glücken könne, wenn sie zu früh den Soldatenstand in den Kopf bekämen, daß alle sechs Gleim vom Militär frei wurden und der Rittmeister den Befehl zur Zurücknahme der Pässe erhielt. Im zehnten Lebensjahre wurde Johann Wilhelm Ludwig, der Dichter, zum Pastor Clamer Zabel in Ober-Börnecke in Pension gethan. In seiner zu Wernigerode gehaltenen lateinischen Abschiedsrede nennt er Zabel einen sehr gelehrten Mann, der einige Jahre hindurch auf seinen Unterricht großen Fleiß verwendet habe.

Wie die benachbarte Stadt Halberstadt, jedoch im geringeren Maaße, erlebte auch die Stadt Wernigerode während des vorigen Jahrhunderts eine literarische Blüthenzeit, und auch in Wernigerode ist der Name Gleim von ihr unzertrennlich. Die spätere literarische Bedeutung von Wernigerode bestand wesentlich in dem Wiederschein, den das Treiben der Halberstädter Nachbaren auf diese Stadt warf. Gleim's Schulzeit (1734—1738) fiel unter die Regierung des trefflichen Grafen Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode, ein Umstand, der seine Entwickelung offenbar begünstigte. Das literarische Leben in Wernigerode lehnte sich damals noch ganz an das Lyceum an; gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hin (schon 1780 kam Johann Lorenz Benzler, ein treuer Freund Gleim's, als gräflicher Bibliothekar und Rath nach Wernigerode) *) mehr direct an das Schloß und etwa an die Bibliothek. Zu Gleim's Zeit war die Seele der Schule zu Wernigerode und somit auch des damaligen literarischen Lebens die Gelehrtenfamilie Schütze, oder wie sie sich früher genannt hatte: Sagittarius.

Als Rector fand Gleim 1734 in Wernigerode Eustasius Friedrich Schütze vor. 1688, am 13. April, war er zu Heina im Stolbergischen geboren, hatte zu Jena und Halle studirt und war 1713 Conrector, 1715 aber Rector des Lyceums geworden. Sein Sohn war Gottfried Schütze, geboren am 17. Mai 1719 zu Wernigerode (gestorben am 2. Juli 1784 als Professor des Gymnasiums zu Ham-

*) Benzler's Briefwechsel befindet sich jetzt größtentheils in meinen Händen.

burg), der als Schüler des Lyceums zu Gleim's vertrautesten Freunden gehörte. Er wurde nachmals ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Einst begleitete er Gleim in einem Carriol, dessen Pferd Gottfried lenkte, über Quedlinburg nach Ermsleben zu, als der Vater des Dichters im Sterben lag, was diesem selbst ursprünglich hatte verheimlicht werden sollen. Unweit Radisleben zerbrach ein Rad an dem zweirädrigen Wagen, und Wilhelm Gleim verließ den Begleiter, um gradeswegs auf den weißen Thurm von Ermsleben loszueilen. Als er gegen Abend erst in dem Dorfe Sinsleben ankam, hörte er zu Ermsleben die Glocken läuten und erfuhr, daß dies zum Begräbnisse des Obereinnehmers Gleim geschehe. Der Knabe lief, sah bald die Straße, dann sein Vaterhaus, eine Menge Volks und eine Menge Laternen, — lief und fand den Vater auf der Bahre stehend noch im Hause. Die Mutter umarmte ihn, er ging in die Kammer, weinte sich satt, weigerte sich standhaft in dem für ihn geöffneten Sarge die Leiche zu sehen und als dieser wieder zugeschlagen war, ging er ernsthaft nachdenkend und nicht mehr weinend hinter dem Leichenzuge her; zu Hause tröstete er die Mutter, die jedoch dem Vater bald folgte. Als Grund von seines Vaters Tode gibt Gleim selbst an, daß der Rittmeister, der die Soldatenpässe hatte zurücknehmen müssen, um sich an der Familie zu rächen, seinen Schwager auf eine Weise verfolgte, die dem Vater ein Gallenfieber zuzog, den Schwiegersohn aber gänzlich ruinirt haben würde, wenn nicht Friedrich der Große als damaliger Kronprinz ihm den vom Könige nicht zugestandenen Schutz gewährt hätte, indem er ihn zu seinem Pächter machte. Die Gleim'sche Familie trat dadurch zu dem Kronprinzen einigermaßen in geschäftliche Beziehung und man kann wohl annehmen, daß der Edelmuth des Kronprinzen hier zuerst den Keim der Liebe und Ehrfurcht in Gleim's Herz pflanzte, die später so viel zur Verherrlichung des großen Königs wirkten, wobei er zunächst ganz von einer rein persönlichen Hochschätzung für Friedrich ausging.

Bei Ermsleben aber sei auch noch eines etwas früheren Vorfalles gedacht. Als nämlich Gleim einmal die Osterferien dort zubrachte, ging er mit seinen Brüdern auf Besuch zu dem Prediger Limburg in Sinsleben. Die später von Gleim besungene Selke war damals so sehr angeschwollen, daß statt einer neuen steinernen Brücke, welche sie hinweggerissen hatte, ein Baum hingelegt worden war. Der Dichter faßte seinen jüngsten dreijährigen Bruder Franz bei der Hand, um ihn hinüberzuführen. Auf der Mitte des Baumes aber fiel er hinab, während das Kind glücklich auf's andere Ufer gelangte. Die jenseits des Wassers stehenden Brüder riefen: Wilhelm! Wilhelm! aber unaufhaltsam wurde er fortgerissen bis an einen in die Selke gestürzten Weidenbaum. Ein vorübergehender alter Mann wagte sich in den Strom, zog ihn als todt heraus und trug den Dichter zu dem Prediger Limburg in Sinsleben. Der Name des Braven ist nicht bekannt geworden.

Nachdem Eustasius Friedrich Schütze, welcher für den bedeutenderen der beiden Brüder gilt, 1738 als Professor der Theologie und erster Director des akademischen Gymnasiums nach Altona berufen war, wo er 1758 als Geistlicher und Assessor des Consistoriums starb, wurde sein Bruder, der bisherige Conrector am Lyceum, Heinrich Carl Schütze, geboren am 31. August 1700 zu Heina im Stolbergischen, gestorben erst 1779 zu Wernigerode, zum Rector des Lyceums ernannt. Gleim wohnte in seinem Hause. Seine bekannteste Schrift sind seine „Vernunft- und schriftmäßigen Abhandlungen vom Aberglauben," die, wie es mit solchen Schriften aus der Aufklärungs-Periode der Fall zu sein pflegt, nicht durch die Bekämpfung des Aberglaubens, aber durch die gelegentliche, jedoch sehr sparsame Auffassung dieses oder jenes bestimmten damaligen Volksglaubens noch jetzt einigen Werth hat. Ein gewissenhafter Lehrer, ein fleißiger, für alles Gute warm empfindender, wenn gleich in mancher Beziehung pedantischer Mann war nächst dem Bruder er es hauptsächlich, der die geistige Blüthezeit von Wernigerode heraufführte, an der überhaupt die damaligen begabteren Schüler, welche sich mitunter in seiner Nähe wie auf einer Universität vorkommen mochten, thätigen Antheil nahmen. Dies beweisen die noch jetzt vorhandenen Folianten mit Abhandlungen und Gedichten damaliger Schüler, die er der Aufbewahrung für würdig hielt. Schütze's Geist ist über diese ganzen Folianten ausgebreitet. Die Abhandlungen betreffen wissenschaftliche und moralische Gegenstände, welche dem Rector selbst besonders nahe lagen. Er hat selbst zu einem der Folianten, in denen die Reden gesammelt sind, eine lateinische Inschrift gemacht, worin er sagt, daß er auf ihre Verbesserung allen Fleiß verwandt habe, und nur insofern nicht für den Inhalt einstehen könne, als er bei seinem Mangel an Zeit sich nicht von der Richtigkeit der Abschriften zu überzeugen vermöge.

Die Gedichte enthalten nach seiner Anleitung Versuche in allen möglichen Formen. Die damals gültigen Muster der deutschen Poesie wurden von dem Rector in Ehren gehalten und er merkte nicht, wie seine Schüler, wenigstens Gleim, sie schon übertrafen. Noch mehr aber stand auch hier die französische Literatur in Ehren, von der Gleim in seiner lateinischen Abschiedsrede, worin er besonders

Molière rühmt, sagt, daß sie viele und große Geister erzeugt habe, welche fast in allen Gattungen der Poesie sich ausgezeichnet hätten.

Von Gleim wurde auf der Schule außer einem Gedicht auf seines Vaters Tod (1735) auch ein sehr künstliches, merkwürdiges Gedicht gedruckt, das schon eine außerordentliche Gewandtheit und Leichtigkeit in der Handhabung des Metrums zeigt, die ihn auch später charakterisirt, wenngleich er leider später zu wenig für seine Ausbildung in der künstlerischen Form gethan hat. Bei dem Tode seines Mitschülers Randolf wurde ein ganzer kleiner Wernigerödischer Musenalmanach mit Schüler-Gedichten auf dessen Tod gedruckt. Gleim's Gedicht, das auf die traurige Lage des verwaisten Dichterknaben anzuspielen scheint, trägt gleichsam als Thema an den vier Seiten die schwermüthige Umschrift:

Bestelle bald dein Haus,
Der Seiger ist schon aus.
Wohl dem, deß Stunden-Glas nur erst ist ausgelaufen,
Ja, dessen Seele bei den auserwählten Haufen.

Gleim's eigentliches Leichencarmen, das er einen Bilderreim nennt, ist in der Form einer Sanduhr gedruckt und jede einzelne Zeile ist mit Sternen eingefaßt. Es lautet wie folgt:

Erwäget man die Zeit des Lebens wohl,
Wie denn ein wahrer Christ ja billig soll,
So gleicht dieselbige oft einer Uhr,
Die da beständig läuft durch eine Spur,
Sie läufet gar geschwinde aus;
Also ist's auch mit unserm Leben.
Es ist ein Kummer-volles Haus,
Darinnen wir nur schweben
In Furcht und Ungemach.
Wohl! wenn der Tag
Des Todes da,
Und Jesu nah.
Wohl dem, der so wie Du,
Mein Freund, geht in die Ruh.
Du hast erlangt,
Womit man prangt
Dort bei des Himmels Freuden,
Wo weder Kreuz noch Leiden.
Du stehest nun vor Andern schon
Mit einer Kron' bekrönet
Vor Gott, des Allerhöchsten, Thron,
Wornach ein wahrer Christ sich sehnet.
So ruhe denn, mein Freund, recht sanft und fein,
Und schlafe wohl in Deinem Kämmerlein.
Wir Hinterlass'ne warten, bis uns Gott
Der Welt entreißt und aller Angst und Noth.

Wenn dies Gedicht, wie so viele spätere Gedichte Gleim's Empfindungen der Freundschaft, diesmal auf eine nicht gemeine Weise ausspricht, so offenbaren auch seine prosaischen Schul-Arbeiten ganz jene Wärme und jenen Ungestüm edler Empfindungen, der ihn später auszeichnete. Noch auffallender aber zeigten sich die Keime von Gleim's späterem Wesen schon in einem Lobgedichte auf Rüdiger und Reinhart, die sich, nachdem er verwaist war, seiner besonders angenommen hatten und deren stets unverdrossene Gönnerschaft er wahrscheinlich durch einen an sie gerichteten Brief erworben hatte. Nachdem Gleim seine lateinische Abschiedsrede zu Wernigerode am elften November 1738 gehalten, trat er nämlich noch mit dem in Alexandrinern abgefaßten Gedicht auf, welches einen jener Folianten eröffnet, wo es dreizehn Seiten füllt und folgende Ueberschrift trägt: „Lob- und Dank-Rede, welche bey seinem Abzuge auf die hällische (sic) Universität den 11. November 1738 gleich nach gehaltener lateinischer Abschiedsrede recitirt Johann Wilhelm Ludwig Gleim, bürtig von Ermsleben im Halberstädtischen." Das Gedicht ist darum so merkwürdig, weil es zeigt, wie bei Gleim durch die Hülfe, deren er selbst als Schüler bedürftig war, die Vorstellung von einem Mäcenatenthum sich bildete, nach dessen Grundsätzen er später planmäßig handelte, so daß er als Mann mit vollen Händen zurückgab, was ihm als Knaben Gutes geschehen war. Das Ganze ist ein für Gleim's Biographie und Charakteristik außerordentlich wichtiges Lehrgedicht. Namentlich mit Hinweisung auf das classische Alterthum wird darin etwas oberflächlich, wie es in einem Gedichte nicht anders sein kann, der Gedanke ausgeführt, daß die Musen des Schutzes bedürfen und daß nur auf diese Weise eine Blüthezeit der Wissenschaften und Künste erzeugt werden könne, welche sich jedoch der Erfahrung nach nichts weniger als undankbar zu zeigen pflegten.*)

Die Undankbarkeit zumal gegen Lehrer machte Gleim auch zum Gegenstande einer eigenen Rede. Vielleicht hat der Rector Schütze den Ungestüm des Gleim'schen Edelmuthes, welchem nachzuhelfen er hier schwerlich nöthig hatte, benutzt, um einmal undankbaren Schülern den Text lesen zu lassen. Die betreffende deutsche Rede ist überschrieben: „Oratio in ingratum" und sechsunddreißig Folioseiten stark. Sie schließt mit dem Wunsche, daß man von der Undankbarkeit auf dem Lyceum möge sagen können: abiit, excessit, evasit, erupit.

Es war nun nicht zu verwundern, wenn sich ein an Gleim bei so viel vorzüglichen Eigenschaften nicht ungerechtfertigtes Selbstgefühl schon damals zeigte. Er gab davon vor seinem Abgange von Wernigerode einen auffallenden Beweis. Einer seiner Lehrer hatte die wunderliche Grille, keinen seiner Schüler ungeschlagen zu entlassen. Gleim's lebhaftes

*) Dieses Gedicht findet man vollständig, andre Gleim'sche Schularbeiten zum Theil nur im Auszuge mitgetheilt in meiner Schrift: „Gleim auf der Schule. Aus dem Programm der Louisenstädtischen Realschule. Berlin 1857. Gebauer'sche Buchhandlung." Die Schrift ist wesentlich eine Zusammenstellung von Actenstücken zu dem vorliegenden Aufsatze.

Ehrgefühl hatte ihn daher zu einem wahrhaft musterhaften Betragen in den Stunden dieses Lehrers veranlaßt. Dennoch trat am Ende seiner Schuljahre durch falsche Aussagen einiger Mitschüler einmal der Fall ein, daß der Lehrer sich triumphirend mit seinem Scepter zur Züchtigung anschickte. Allein Gleim entsprang und fand Schutz bei seinem mächtigen Gönner, dem Geheimrath Reinhart, den er mit Rüdiger in dem Abschiedsgedichte besang. Dieser ließ die Angelegenheit förmlich untersuchen und da dem Jünglinge nichts zur Last gelegt werden konnte, so brauchte er auf Reinhart's Befehl an den Schulstunden nicht mehr Theil zu nehmen, ja sein Gönner schenkte ihm einen Degen, den er noch vor der Abreise zur Universität vor den Augen seines Lehrers tragen durfte. Gleim spielte daher während des noch übrigen Vierteljahres in Wernigerode eine fast große Rolle und triumphirte wie ein Fahnenträger der jungen Literatur.

Trotz aller Freundschaft und Liebe für seinen Schüler versäumte aber der ehrliche Rector Schütze nicht, ihn zur Bescheidenheit zu ermahnen und ihn für diese Ueberhebung zu strafen, denn höchst wahrscheinlich war es nur eine ihm auferlegte Buße, daß der schon mit dem Degen einherstolzirende Dichter bei seinem Abgange zur Universität eine sechsundzwanzig Folioseiten füllende, zum Theil vielleicht ihm octroyirte Rede über den Weisheitsdünkel (oratio valedictoria de δοκησισοφία sive eruditione imaginaria) hielt, welcher einem sonst gut gearteten Talente mehr Schaden thue, wie dem Odysseus der Becher der Circe und der Gesang der Sirenen. Während Gleim's prosaische Schularbeiten sonst in ihrer sprunghaften Art wenig Lob verdienen, wie er denn auch später nur als Dichter aufgetreten ist, so deutet das gegen den Weisheitsdünkel aufgefahrene wohlgeordnete Geschütz unverkennbar auf einen philosophischen Schützen hin, der besonders die Schwächen der Jugend kannte und in der Pädagogik wohl erfahren war. Klagt doch Gleim in dieser Rede sogar, daß er wohl auch unter seinen Mitschülern solche auffinden könnte, welche sich für weiser hielten als ihre Lehrer. Auch schrieb der Rector dem Schüler ein Stammbuchblatt, von dem schon Körte weiß, und das unter andern folgenden Bibelvers enthält: „So spricht der Herr Zebaoth: die Fasten des vierten, fünften, siebten und zehnten Monats sollen dem Hause Juda zur Freude und Wonne und zu fröhlichen Jahresfesten werden, — allein liebet Wahrheit und Frieden." Ob nun damit der brave Mann wirklich, außer auf den stolzen Degen des Jünglings, der drei Jahre lang sein Hausgenosse gewesen war, auch auf seine eigene, Schütze's, Dürftigkeit anspielen wollte, wie Körte meint, lassen wir dahin gestellt sein; vielleicht geschah es aber von Gleim selbst mit Hindeutung auf dies Stammbuchblatt, daß er seinem Rector in dessen letzten Lebensjahren, wie Körte schreibt, „oft ein Faß Wein in die Schulstube geschickt, und ihm die Fasten in Feste verwandelt, auf daß auch an seinem Theil die Worte des Propheten erfüllt würden."

Schön und rührend ist der eigentliche Abschied, den Gleim in jener lateinischen Rede nimmt, nachdem er die bittere Pille über den Weisheitsdünkel verschluckt hat; man sieht hier recht das edle kindliche Herz, dessen Wärme bei ihm noch im höchsten Alter nicht erkaltete. „Es blühe auch," heißt es unter Anderm, „unter göttlichem Schutze das ruhmreiche Haus der Grafen Stolberg. Insonderheit segne Gottes Güte den regierenden Grafen Christian Ernst, damit er Vielen helfe, Allen wohlthue und, was grade mir besonders am Herzen liegt, wie er thut, das Studium der Wissenschaften immer begünstige und sein Name der Unsterblichkeit angehören möge."

Der Ephorus des Lyceums, Gutjahr, wird nicht vergessen. Der Rector Schütze soll als Gegengabe für seine Wohlthaten so viel Dank haben, als beim ersten Froste im Herbste Blätter zur Erde fallen, und auch seines nicht mehr in Wernigerode anwesenden dominus frater wird gedacht. „Lebewohl," ruft Gleim dem Rector zu, „geliebter Lehrer, lebewohl und höre nicht auf, mich zu lieben." Dann wendet er sich an alle Uebrigen und ruft, wie einer der sich nicht loßzureißen vermag: „Lebt wohl am Leibe, lebt wohl an der Seele, und haltet mich nicht für unwürdig Eurer Gunst und Eurer Liebe. Lebt wohl alle Ihr Guten! Lebt wohl, sage ich, lange Zeit hindurch und glücklich!"

So konnte man denn von Gleim's Aufenthalt in Wernigerode, namentlich mit Rücksicht auf das Lobgedicht für Rüdiger und Reinhart gewiß sagen, was Goethe im Tasso sagt:

„Denn es ist vortheilhaft den Genius
Bewirthen; gibst Du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er Dir ein größeres zurück."

Gleim ging im Frühjahrr 1738 auf die Universität Halle, wo er sehr dürftig von etwa sechzig Thalern jährlicher Einnahme lebte. Aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes, wo er mit Götz und Rudnik studirte, stammte seine Freundschaft mit Uz; er hielt mit diesem und Andern zur Bodmer'schen Schule. Auch späterhin, als er schon eine Geltung in der Literatur hatte, begünstigte er die aufstrebende schweizerische Richtung, und vermittelte den Druck von Streitschriften, wenn er sich auch, da er selbst jeder literarischen Fehde aus dem Wege ging, und nicht ohne Grund den härtesten Angriffen auf seine Person durch Ant-

worten nur eine größere Verbreitung zu geben glaubte, nicht unmittelbar einmischte, und mit Gottsched mehr als billig in gutem Vernehmen erhielt. — Schon 1740 (was zur Erklärung einer gewissen Oberflächlichkeit bei Gleim nicht unwichtig ist, da damit seine Universitätsstudien wohl kaum als völlig beendet betrachtet werden können) wurde er dänischer Secretär. Allein der besungene wernigerödische Gönner, der ihm den stolzen Degen geschenkt hatte, und dem er nun beigegeben war, Reinhart, starb damals in Folge von Händeln mit einem Herrn von Rössing. Gleim ging daher, ohne jene Stelle angetreten zu haben, nach Berlin, dann nach Potsdam als Hauslehrer des Obersten von Schulz, welcher die Königliche Leibgarde befehligte. Sodann trat er in die Dienste des menschenfreundlichen Prinzen Wilhelm, Sohnes des Markgrafen von Schwedt. Damals war es, wo er einen im Duell tödtlich verwundeten Officier besuchte, ihm Bücher brachte, Gedichte vorlas und ihm das Leben rettete durch ein gewisses scherzhaftes Lied, welches den preußischen Officier so zum Lachen nöthigte, daß eine Pulsader aufsprang. Der kranke preußische Officier aber war Niemand anders als der nachmalige Sänger des Frühlings, Ewald von Kleist. Gleim sagte später von seiner Muse: Keinen Cäsar, aber einen Kleist habe sie ihm ersungen. Kleist, Hirzel und Gleim bildeten von nun an in Potsdam ein Kleeblatt. Wer Potsdam kennt mit seiner nachdenklichen Stille, und dabei mit dem charakteristisch ausgeprägten Royalismus seines ganzen Wesens, kann nicht bezweifeln, daß Gleim's Aufenthalt daselbst auf die Bildung seiner politischen Poesie von Einfluß gewesen ist. *)

Im Jahre 1744, wo Friedrich der Große seinen zweiten schlesischen Krieg führte, erhielt Prinz Wilhelm Befehl zum Marsche. Gleim sollte zu Hause bleiben, doch erlangte der nachmalige „preußische Grenadier" durch ein Gesuch das Gegentheil. Er zog also in seiner Stellung mit zu Felde, und auf dem weißen Berge bei Prag kochte er seinem Kleist in einem Brattiegel eine Suppe aus Commisbrot, Wasser und ein wenig Butter. Eines Tages aber kam der Prinz in das Zelt des Geheimschreibers, und befahl ihm, ihn zu begleiten. Sie waren im Gefolge des Königs, als dieser aus dem Lager ging, den Feind zu beobachten, der Prinz aber, der nahe hinter dem Könige stand, wurde von einer sechspfündigen Kanonenkugel an der Schläfe berührt, und war todt. Vergebens suchten darauf im Zelte des Schreibers die Brüder des Königs, diesen zu trösten. Er holte den Leichnam seines guten Herrn und die Kugel in's Lager und weinte, wurde auf der Kaisermühle fast von einer Bombe zerschmettert, als er dort weinend beim Sarge des Prinzen saß, und hörte nicht auf zu weinen, während er den todten Prinzen nach Berlin begleitete. Auch ließ er ein Gedicht auf seinen Tod drucken.

1745 wurde Gleim Stabssecretär des alten Dessauer. Bei diesem aber wurde ihm so unheimlich, daß er zu seinem Verwandten, dem Professor Ludolf in Berlin, floh. In Ludolf's Hause wohnte er zugleich mit dem Tribunals-Rath von Berg, der Domherr in Halberstadt war, und ihn 1747 zunächst zum substituirten Domsecretär vorschlug. Er erhielt nicht allein die Stelle, sondern wurde auch sehr bald wirklicher Domsecretär. —

In Halberstadt dachte nach einiger Zeit auch Gleim selbst an seine Verheirathung, und verlobte sich am 15. März 1753 mit einer Blankenburgerin. Wenn nun dies Verhältniß noch vor der Trauung ohne jede merkbare Schuld von beiden Seiten, angeblich wegen einer bloßen Laune, weil nemlich der Vater der Braut sich nun von dieser nicht mehr genug geliebt glaubte, trotz des Frühlingssängers Ewald von Kleist Dazwischenkunft, unabänderlich wieder gelöst wurde, so wird man genöthigt, nach einer tiefer liegenden Ursache für die Möglichkeit eines solchen raschen Zerwürfnisses zu suchen. Man wird dabei nicht ausreichen mit dem, was man aus den zugänglicheren Quellen über Gleim weiß, sondern seinen Charakter einer etwas tieferen Prüfung unterwerfen müssen. Wie liebenswürdig Gleim auch in einem weit hin- und hergesandten Briefwechsel erschien, so war er doch gewohnt, Diejenigen, die sich in seiner Nähe befanden, nicht wenig zu tyranniſiren, und nicht minder herrschsüchtig, als er in der Freundschaft war, mochte er in der Liebe sein. Hatte er nun anfangs von seiner Auserkornen völlige Hingebung erlangt, so mag doch diese, nur in nächster Nähe bemerkliche, unliebenswürdige Seite seines Wesens, nach der er selbst der entschiedensten Grobheit fähig war, zu Conflicten geführt haben, welche seinem häuslichen Glücke vielleicht schon deshalb in den Weg traten, weil sie überhaupt Zweifel gegen ihn erregt haben mögen. Weniger wollen wir die Gründe in der oberflächlichen Natur des Dichters suchen, der früher schon, ohne jede bestimmt hervortretende Neigung oder gar Leidenschaft, eine große Anzahl verliebter Lieder geschrieben hatte, die bloß in Ton und Haltung der damaligen Gesellschaft zu wurzeln scheinen, und hie

*) Vergl. meinen in der Singakademie zu Berlin gehaltenen Vortrag: „Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Leipzig. Gustav Mayer. 1857."

und da neue Formen der Poesie anbahnen sollten, welche sich erst später durch Bürger und Goethe mit mehr, wenn auch nicht immer mit dem rechten Inhalt erfüllten. Nach dem Blankenburger Verhältnisse sang Gleim:

Sophie liebte mich, seitdem kenn' ich die Schönen,
Seitdem besing' ich sie nicht mehr!

Am 6. Februar 1787 schrieb er an die Karschin,*) von einer Verlobung berichtend: „Mir ist es nicht so gut geworden in meiner Jugend, wie Freund Schwarzen — die Mädchen in meiner Jugend ließen mich sein und kehrten sich an nichts." Außer dem Verhältnisse zu Sophie sind uns bestimmte Liebesverhältnisse von Gleim nicht bekannt.

Die frühere angenehme Tändelei verwandelte sich nach dieser Verlobung größtentheils in Bitterkeit gegen das weibliche Geschlecht, in Verstimmung und Hohn, wo der nun immer angesehener und auch immer wohlhäbiger gewordene Mann eine Annäherung zu bemerken glaubte. Dazu prägte sich sein Wesen immer mehr aus, und seine Liebe zu den Musen, sein Wohlthätigkeitssinn, sein Briefverkehr und seine Schwärmerei für lebende und todte Freunde ergoß sich immer mehr in einen, wenn auch nicht unbehaglichen, Cölibat. Flüchtig hat man ihn wohl noch im Verdacht eines Einverständnisses mit seiner Nichte Gleminde. Sie hielt ihm Haus, und uns liegt ein kußliches Lied vor, das sie dem Oheim 1773 zum Geburtstage widmete. — Gleim wurde eine Art von Literaturmönch in seinem Hüttchen zu Halberstadt am jetzt sogenannten Poetengange. Wunderlich war es, wie er die Karschin, die er im Sommer 1761 in Berlin persönlich kennen lernte, nach Halberstadt zu sich einlud. Er bemächtigte sich ihrer und ihres ganzen Lebens; sie besangen sich gegenseitig als Thyrsis und Sappho, ganz Halberstadt huldigte mit Gleim dieser Muse, und auf den Spiegelsbergen steht noch jetzt an einer reizenden Stelle das Denkmal der deutschen Sappho. Sie brachte ein heiteres Leben, wohin sie trat. Oft sah man sie und die Becher in den Gesellschaften, welche sie besuchte, mit Myrthen und Lorbeer bekränzt. Nach ihrem vierwöchentlichen Aufenthalte in Halberstadt bedurfte es brieflicher Erörterungen von Gleim, der nun bis an ihr Ende für sie sorgte, um dem Verhältnisse wieder die rein literarischen Grenzen anzuweisen, wobei er auch leise andeutet, daß beinahe seines Kleist's Manen Grund zur Eifersucht auf sie hätten. In Liedern und größern Gedichten, schreibt er ihr, „z. B. in der Tragödie" könne die Liebe nicht heftig genug dargestellt werden; „aber im Herzen, wertheste Freundin, wollen wir jener sanften den Vorzug geben, und ganz voll von derselben bin ich unveränderlich Ihr getreuester Freund." Von jener Bitterkeit gegen das weibliche Geschlecht aber gibt am meisten das Gedicht: „An unsre reichste junge Wittwe" Zeugniß, welches wir zuerst in seinen „Epoden" finden, und welches beginnt:

Dein Kleid ist bunter als der Pfauen Schwanz,
Geschmückteste der Frauen!

Jedoch damit auch hier das Versöhnende nicht fehle, möge nicht unerwähnt bleiben ein schönes bewegtes Gedicht, „Das Mädchen vom Lande," das Gleim noch 1794 im fünfundsiebzigsten Lebensjahre sang, und worin eine herzliche Neigung mit einer anmuthigen Auffassung weiblichen Wesens Hand in Hand geht, so daß er von der Besungenen rühmt:

Wie faßt' es die Schale,
Wie liebt' es den Kern;
Wie las es im Sirach
Und Paulus so gern!

Das erste, was Gleim geschrieben hatte, war sein „Versuch in scherzhaften Liedern." Sie entstanden im Wesentlichen schon in dem Hallischen Kreise, zur Zeit wo Bodmer's Discurse der Maler erschienen waren, und Pyra den Tempel der Dichtkunst und die Ode an Lange herausgab. Gleim las damals mit seinen Freunden den Anakreon', und ging darauf aus, durch die scherzhaften Lieder die Deutschen für den bloßen Rhythmus der Griechen und Römer empfänglich zu machen. Jedoch wurden die Lieder nachmals bis zu den funfziger Jahren hin vermehrt. Diese Versuche, den Reim bei uns zu verdrängen, für welche besonders Herder sich in's Gewicht gelegt hat, haben einen dauerhaften Erfolg bekanntlich nicht gehabt; unter Gleim's scherzhaften Liedern jedoch, die im Ganzen jetzt nicht mehr lesbar sind, finden sich einige recht artige, z. B. „Das Möpschen," „Geheime Sprache" und „Der Tausch."

An die scherzhaften Lieder schließen sich in der Ausgabe der Gleim'schen Werke von Dr. Wilhelm Körte die „Lieder" an. Nach den hie und da beigefügten Jahreszahlen enthalten sie Lieder von 1743 bis 1772, also von den Universitätsjahren an bis zu einer Zeit, wo die Gleim'sche Muse sich längst als Friedrich's Herold mehr Nachdruck gegeben hatte, und Gleim dadurch eine Stufe höher an dem deutschen Parnasse emporgeklommen war. Auch diese Lieder sind daher, im Ganzen genommen, nachdrücklicher und gediegener als die scherzhaften. Einiges davon haben unsre Großväter zum Clavier gesungen, und auch in unserm Ohr sind diese charakteristischen Aufforderungen zum Lebensgenusse noch nicht ganz verklungen. Wer kennt nicht von Gleim das anakreontische:

*) Varnhagen von Ense theilte mir den Brief handschriftlich zur Einsicht mit.

Den flüchtigen Tagen
Wehrt keine Gewalt;
Die Räder am Wagen
Entfliehn nicht so bald!

das uns hiermit die Vergänglichkeit der Zeit in einem so anschaulichen Bilde vorgeführt hat, und dann also schließt:

Wie Blitze verfliegen,
So sind sie dahin;
Ich will mich vergnügen,
So lang ich noch bin.

Hierher gehört auch mit seinem Rathe „hurtig" zu leben, zu trinken, zu küssen, weil Morgen nicht Heute und die Zeit flüchtig ist, das Lied „An Leukon": Rosen pflücken, Rosen blühn, das wir zuerst in den „Neuen Liedern von dem Verfasser der Lieder nach dem Anakreon" (Berlin 1767) finden. In anderer Weise hat sich erhalten, und wird, seiner ironischen Wendung beraubt und daher arg vergröbert, zum Theil in Zecherkreisen wohl noch jetzt gesungen das gleichfalls in diesen neuen Liedern zuerst gedruckte satirische Lied: „An den gelehrten Duns:"

Laß uns die Vernunft vertrinken,
Grundgelehrter Duns!
Laß uns die Vernunft vertrinken;
Denn was nützt sie uns? u. s. w.

Um hier das Erheblichste über Gleim's poetische Arbeiten bis zu seiner zweiten, mit dem siebenjährigen Kriege beginnenden Periode zusammenzufassen, gedenke ich auch des Gedichts „Die Schäferwelt" (1743) und „Die Bürgerwelt" (1744). Beide sind Producte einer bittern Weltstimmung, von denen das letztere in der Ausgabe der Gleim'schen Werke von Körte nur fragmentarisch abgedruckt ist. — In der dramatischen Poesie war damals die Zeit, wo man Schäferspiele machte, die man mit Recht hätte Schweinehirtenspiele nennen können. So schrieb wenigstens Gleim 1746 an Uz, und durch diese Betrachtung scheint er selbst, ohne alles eigentlich dramatische Talent, schon 1743 zu seinem ersten, in Alexandrinern geschriebenen dramatischen Versuche „Der blöde Schäfer" angeregt zu sein, dessen Held sich vor lauter Blödigkeit erschießen will, aber noch auf den letzten Seiten glücklich gerettet wird. Es liegt uns von diesem wunderlichen Drama ein Abdruck vor von 1767, mit Vignetten und einer Vorrede voll Freundschaftsschwärmerei von Salomon Geßner. (Zürich, bei Orell, Geßner und Comp.)

1755 erschienen zu Halberstadt: „Die goldnen Sprüche des Pythagoras", von denen uns auch eine Ausgabe von 1786 mit dem Titel: „Die goldnen Sprüche des Pythagoras, aus dem Griechischen, nebst Anhang, von Gleim" vorliegt. Alsdann erschien sein erstes Hauptwerk: Die Fabeln. Im Jahre 1754 zeigte der junge Prinz von Preußen, dessen Erziehung damals unter Andern in den Händen Sulzers und in denen einer Cousine von Gleim war, Gleim Kupferstiche zu den Fabeln des Lafontaine, dem Gleim später in seinen Fabeln vielfach folgte. Er fragte ihn dabei, ob er Fabeln machen könne. „Nein," antwortete der Dichter, „es ist nichts Schwereres, als eine Fabel machen." In der That scheint ihn der Gedanke an die Fabel schon sehr lange, doch erfolglos, beschäftigt zu haben, da er bereits in seinen Schulabhandlungen gern den Aesop erwähnt. Seit aber die Sache auf diese Art angeregt war, mißlangen ihm Fabeln nicht mehr. Schon im Jahre 1755 erschienen deren fünfundzwanzig. Späterhin vermehrten sie sich, Uebersetzungen ungerechnet, auf zweiundneunzig. Manches wahrhaft Lehrreiche ist darin enthalten. Es sind bekannte Stoffe, die Gleim vorträgt, doch ist durch die Erzählungsweise oft der Nagel auf den Kopf getroffen und einem verständigen Einfalle ein treffender Ausdruck gegeben, so daß um so mehr Alles sich leicht einprägt, was bei manchen Fabeln schon durch ihre große Einfachheit der Fall ist. Gleim's Lieblingsgedanke, den er durch vielfache Beobachtungen belegt, ist ein zwar sehr verdienstlicher, aber doch nur einseitiger, wie denn überhaupt die Summe der einer harmonischen Jugendbildung entsprechenden Lehren keineswegs in der Sammlung gefunden wird, sondern nur diejenigen Lehren vorkommen, die dem Dichter besonders am Herzen lagen und die grade er auch dem Prinzen einzuprägen wünschte. Wie es nun sehr verführerisch ist, sich durch Einmischung des Zufälligen oder gar Persönlichen in Dichtungen gleichsam über die Dichtungsgattung zu überheben, so theilt Gleim sogar in diesen für Kinder bestimmten Fabeln offenbare Seitenhiebe aus, hat aber, wenn er auch seinen Zweck, so weit er der Verstimmung nachgibt, auf eine nachdrückliche Weise erreicht, doch jedesmal für das Gedicht selbst seinen Lohn dahin. Jedoch ist auch in diesen hier zunächst gemeinten Fabeln Einzelnes so typisch, daß es wenigstens allgemein bekannt geworden ist.

An die Fabeln schließen sich die „Erzählungen," die auch noch viele Uebersetzungen aus Lafontaine enthalten, noch an. Sie sind etwas höher gefaßt als die Fabeln und durchgehends recht wacker und würdig. Auch hier heimelt uns wieder manches Bekannte gar sehr an. Auf der Original-Ausgabe, die 1783 erschien, und nur aus sechs Nummern besteht (in den sämmtlichen Werken fünfzehn), bezeichnet Gleim diese „Erzählungen" ausdrücklich als Geschenk für Kinder.

Gleim's größte literarische That vor den Kriegsliedern waren seine Romanzen. Gleim konnte sich nicht ohne einigen Grund gradezu

als den Schöpfer der deutschen Romanze betrachten: daß er den Namen, den er in einem französischen Lehrbuche gefunden, nach Deutschland übertrug, kann ihm Niemand streitig machen und jedenfalls war sein Versuch zwischen Günther, dem trotz aller Volksthümlichkeit das erzählende Element gänzlich fehlt, und Bürger von der größten Bedeutung.

Die Gleim'sche Romanze ging hervor aus der Nachahmung des französischen Dichters Moncrif. Es liegt uns auch, jedoch nicht grade Romanzen enthaltend, eine Uebersetzung vor: „Der Vater Nebenbuhler seines Sohnes, und Magdalis, die eine Stiftsdame ward, zwei Gedichte nach dem Französischen des Ranchin und des Moncrif." Als Manuscript für Freunde, freilich ohne Ort, Jahr und Verfasser, jedoch von Gleim erst im Jahre 1769 herausgegeben. Im Allgemeinen bildete sich Gleim nach dem Moncrif seine Romanzen-Poesie in der Art, daß er die Erregung starker Leidenschaften vermied, wie man in der Vorrede der Romanzen in Gleim's sämmtlichen Werken wohl mit seinen eigenen Worten liest, weil sie der menschlichen Gesellschaft schädlich seien, in Wahrheit aber gewiß, weil er derselben nicht fähig war. So entstanden unter Gleim's Händen die ersten Romanzen der deutschen Literatur. Sie sollten eben nur sanft erregen, und ein etwa gleichzeitiger Beurtheiler sagte, es herrsche in ihnen ein abenteuerliches Wunderbare, mit einer possierlichen Traurigkeit vermischt. Kurz, wie es allen Gattungen der Volkspoesie zu ergehen pflegt, wenn sie zuerst der eigentlichen Literatur einverleibt werden, so ist auch von Gleim zunächst die Romanze mit Ironie behandelt worden; in der Volkspoesie, auch der deutschen, waren, wie noch jetzt, dergleichen Romanzen ohne Zweifel vorhanden. In der später nicht wieder aufgenommenen „Nachricht" am Schlusse der Original-Ausgabe seiner Romanzen sagt Gleim: „Die Spanier sind vermuthlich die ersten Erfinder der Romanzen, weil Eifersucht oder Ritterschaft, chevalerie, bei ihnen mehr traurige Begebenheiten hervorbringen mag, als bei andern Völkern, wo die Schönen tugendhafter, oder die Männer versöhnlicher, und ritterliche Thaten keine Eigenschaften eines Liebhabers sind. In der Erzählung vorstehender Geschichten hat man versuchen wollen, ob die, vorlängst bei den Spaniern, und neuerlich bei den Franzosen, zu den romanzischen Liedern gebrauchte Schreibart, auch im Deutschen gefallen könne. Je öfter dieser Versuch, von den rühmlichen Virtuosen mit Stäben in der Hand, künftig gesungen wird, desto mehr wird der Verfasser glauben, daß er die rechte Sprache dieser Dichtart getroffen habe" u. s. w. — Charakteristisch ist sogleich der Titel seiner ersten Romanze: „Traurige und betrübte Folgen der schädlichen Eifersucht, wie auch heilsamer Unterricht, daß Eltern, die ihre Kinder lieben, sie zu keiner Heirath zwingen, sondern ihnen ihren freien Willen lassen sollen: enthalten in der Geschichte Isaac Velten's, der sich am 11. April 1756 zu Berlin eigenhändig umgebracht, nachdem er seine getreue Ehegattin Marianne und derselben unschuldigen Liebhaber jämmerlich ermordet." Wiewohl Gleim grade dieses Gedicht ganz besonders als Nachbildung eines ähnlichen bei Moncrif kenntlich gemacht hat, so ist es doch ohne allen Witz, der seiner zweiten Romanze nicht fehlt. Diese ist betitelt: „Wundervolle, doch wahrhafte Abenteuer Herrn Schout by Nachts, Cornelius van der Tyt, vornehmen Bürgers und Gastwirths im Wallfisch zu Hamburg, wie er solche seinen Gästen selbst erzählet."

In der sehr hübschen Romanze „Der Ritterschlag" bringt Gleim Plattdeutsch an, aber wie er die Romanze selbst durch den hervorgehobenen Contrast mit der Bildung seiner Zeit verändert, wird auch der Dialekt nicht treu und wahr, sondern nur mit Anhäufung von Curiositäten aus verschiedenen Dialekten gegeben, obgleich nicht ohne ein sinniges Verständniß für manche herzige Wendungen der Volkssprache. Im Ganzen gibt Gleim achtzehn Romanzen. Romanzen und Balladen wurden von dieser Zeit an in Deutschland sehr beliebt und man muß zur Erklärung der ganz außerordentlichen Wirkungen, welche Bürger's Lenore zu ihrer Zeit hervorrief, die Neuheit der Gattung neben der Schönheit des Gedichts im Auge behalten. Bürger fand in der älteren deutschen und in der altenglischen Volksballade bessere Muster als Gleim, dessen Ideal hier das Bänkelsängerlied war. Bürger reinigte daher die Gattung wieder und man braucht nur die erste Strophe der Lenore mit Aufmerksamkeit zu lesen, um sich zu überzeugen, daß er, wie noch mehr z. B. in dem Gedicht von der Prinzessin Europa, schon in dessen Ueberschrift, in der That von demselben leiernden Tone wie Gleim ausging, daß aber die Dichtungsart sich unter seinen Händen schon erstaunlich veredelt und, wir dürfen hinzufügen, daß sie sich jetzt zu ihrem Höhenpunkte hinaufgeschwungen hatte. Aus dem Vortritte der Gleim'schen Romanzen aber ist es leicht zu erklären, daß Bürger's Balladen die Kürze und Leidenschaftlichkeit des Entwurfs fehlte, welche er allerdings in englischen und auch in deutschen Volksballaden als charakteristisches Merkmal vorfand und für die er durch mehr classisches Ausmalen reichlichen Ersatz geboten hat.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Tagebuch einer Reise vom Missisippi nach den Küsten der Südsee, von Balduin Möllhausen, nebst einem Vorwort von Alexander von Humboldt und vielen Illustrationen in Farben- und Tondruck, Holzschnitten und einer Karte.

Die gebildete Welt darf es mit Recht als ein Ereigniß ansehen, wenn der größte, gefeierteste Mann der Wissenschaft, der älteste und doch noch berühmteste Reisende, der Verfasser des Kosmos, ein Werk für würdig hält, es einzuführen. Wir könnten hier füglich unsre Besprechung schließen, wenn wir nur das vorliegende Werk dem Publicum empfehlen wollten, doch das ist nicht allein unsre Absicht, sondern wir wünschen auch die Neugier ein wenig zu reizen, und deshalb gehen wir auf den Inhalt dieses Werkes näher ein. Herr Möllhausen, Custos der Bibliotheken in den Schlössern des Königs von Preußen zu Potsdam, machte als Zeichner und Naturforscher eine der Expeditionen mit, die von der amerikanischen Regierung ausgeschickt wurden, um die geeignetste Straße zur Anlegung einer Eisenbahn, welche die östlichen Culturstaaten mit dem fernen Westen und dem Stillen Ocean verbinden sollte, aufzufinden. Unser Reisender gehörte der südlichsten, durch den Capitän Whipple geleiteten Expedition an. Ihre Aufgabe war, den fünfunddreißigsten Grad nördlicher Breite zu verfolgen und zu dem eben ausgesprochenen Zweck zu untersuchen. Das Tagebuch des Herrn Möllhausen ist kein wissenschaftliches Werk, sondern ein allgemein belehrendes und unterhaltendes. Herr Möllhausen hat es verstanden, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, er weiß uns prächtige und großartig anziehende Landschaftsbilder vor die Seele zu zaubern, hat mit den Rothhäuten (Indianern) sich befreundet, sie studirt, und versteht es, in Worten und mit dem Pinsel — wie die schönen, wahrhaften Kunstbeilagen zeigen — ihre Sitten, Gebräuche und Trachten auszumalen. Wir werden bald an Catlin bald an Cooper erinnert, indem wir seiner höchst interessanten Erzählung folgen. Die Sprache ist einfach, ungesucht, abgerundet und kräftig. Man merkt es dem Verfasser an, daß er mehr in der Natur, als im Zimmer seine Studien gemacht, und das wirkt gleichzeitig wohlthuend und erfrischend auf den Leser. Humboldt sagt in seiner Vorrede: „Alles, was sich in Herrn Möllhausen's Reisebericht auf Ethnographie und auf die physischen und sittlichen Verhältnisse der selten kupferfarbigen, häufiger mehr braunrothen Ureinwohner zwischen dem Missouri und den Rocky Mountains, zwischen dem Rio Colorado und dem Littoral der Südsee bezieht, ist auf zwiefache Weise anziehend. Es berührt entweder allgemeine Betrachtungen über die bald fortschreitende, bald in ihrem Fortschritt gehemmte Cultur; oder besondere, locale, mit historischen Erinnerungen zusammenhängende Verhältnisse. Bei Verallgemeinerung der Ansicht reizen die mannigfaltigen Stufen unentwickelter Intelligenz in dem Urzustande der Horden, welche man so unbestimmt und oft so unpassend Wilde (Indios bravos) nennt, die Einbildungskraft dazu an, aus der eng begrenzten Räumlichkeit der Gegenwart zu einer geheimnißvollen Vergangenheit, zu der Zeit aufzusteigen, wo ein großer Theil des Menschengeschlechts, der jetzt sich einer hohen Blüthe der Cultur in Wissenschaft und bildender Kunst erfreut, in eben solcher Rohheit der Sitte lebte."

Die Expedition ging vom Fort Smith aus, im Thale des Canadian aufwärts bis zum Gr. Tucumcari, einem Nebenfluß des oberen Canadian, überschritt dann den Gallinas und den Rio Pecos. Der Rio del Norte wurde bei Albuquerque überschritten. Ueber die Sierra Madre drang die Expedition in das Flußgebiet des Rio Colorado, ging über diesen Fluß einige dreißig Meilen oberhalb des Bill Williams Fork, drang dann durch das Thal des Mohahve River über den Cajon Paß nach Puerto San Pedro am Stillen Ocean vor.

Sehr bedeutende Kräfte sind thätig, das Werk

zu einem wahren Prachtwerk zu stempeln. Die schönen Original-Aquarellen Möllhausen's sind durch ganz vorzüglich gelungene Lithographien in den Ateliers von Winkelmann Söhne und Storch und Kramer in Berlin wiedergegeben worden. Die Karte, entworfen und gezeichnet von Henry Lange, wird in Brockhaus' geographisch-artistischer Anstalt lithographirt. Das Titelbild, „Colorado River und Bill Williams Fork," vom Professor Eduard Hildebrand gemalt, wird von Eduard Kretzschmar in Leipzig in Holz geschnitten.

Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle von Philipp van Mökern. Deutsche Originalausgabe. Zwei Bände. Leipzig bei Costenoble. 1857.

Man könnte geneigt sein, in dem angezeigten Werke eine buchhändlerische Speculation zu vermuthen. Die jüngsten Ereignisse am Indus und Ganges haben im hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; die literarische Industrie liebt es, neu auftauchende Interessen im eignen Interesse rasch auszubeuten. Ein erster Blick indeß in das Buch stellt die Annahme als unbegründet heraus. Nicht die Vorgänge des Tages beschäftigen den Verfasser, nicht an sie wird geknüpft; die Vergangenheit ist Inhalt und Vorwurf dieser Studien, Beziehungen auf die unmittelbare Gegenwart sind durchweg vermieden. Herr van Mökern hat die Materialien zu seiner Arbeit während eines mehr als funfzigjährigen Aufenthalts in Indien gesammelt. Kaufmann und zeitweise Militär hatte er während des langen Zeitraums zu mannigfachen und reichen Beobachtungen Gelegenheit. Er hebt es oft und wiederholt hervor, mit unverkennbarer Ostentation zu dem Zwecke, um die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit seiner Aufzeichnungen dem Leser recht fühlbar zu machen, daß die Urtheile in dem Werke auf Autopsie beruhen, die ein halbes Jahrhundert gewährt. Die wiederholte Versicherung hat uns lebhaft an den Vers aus Tasso gemahnt: „Denn es ist von einem guten Werke nicht die Zeit das Maß." Nicht als ob wir ohne Weiteres den Stab über die Arbeit brächen, sie besitzt manche Vorzüge und empfehlende Eigenschaften, aber dieselben werden durch Mängel stark beeinträchtigt, welche man nicht umhin kann, als sehr wesentliche zu bezeichnen. Nicht eine wissenschaftliche Vornehmthuerei, die ebenso lächerlich als übel angebracht wäre, die kritische Gerechtigkeit erfordert den Ausspruch: die Leistung ist die Leistung eines Dilettanten mit den gewöhnlichen Fehlern der Dilettantenversuche. An sich ist gegen den leitenden Gesichtspunkt, von welchem der Autor ausgegangen, nicht das Mindeste einzuwenden. Sein Aufenthalt in Indien hat ihm die Ueberzeugung gegeben, daß in Dem, was über Ostindien in Europa in gelehrten Geschichtsbüchern und Reisebeschreibungen niedergeschrieben wurde, Vieles mit der realen Wirklichkeit nicht in Uebereinstimmung gebracht werden kann und der Correctur bedarf. Die Erkenntniß bestimmte ihn zur Abfassung einer Geschichte jenes Landes, „nicht nach literarischen Quellen und historischen Büchern, sondern nach der eignen Beobachtung und Wahrnehmung an den Plätzen der Begebenheit selbst. Ein solches Unternehmen erschien dem Verfasser verdienstvoll und der Leserwelt willkommen. „Ich dachte mir, daß es dem Publicum auch einmal von Interesse sein dürfte, eine Darstellung über Ostindien zu lesen, die ein Resultat kunstloser, ruhiger Beobachtung, ohne nationale Parteilichkeit, politische Beschönigung und gelehrte Auslegung ist, und die Ereignisse und Zustände so darstellt, wie ein unbefangener Sinn sie aus unmittelbarer Ueberlieferung empfängt und wie man in Indien die Dinge erfährt." Hätte Mökern sich begnügt, seine persönlichen Erfahrungen und individuellen Wahrnehmungen als subjective Beobachtungen mitzutheilen, hätte er seine Erlebnisse und Betrachtungen ohne die Prätension der historischen Objectivität und der Untrüglichkeit vorgetragen, hätte er nicht mit Atrocität an dem Princip festgehalten, daß Alles falsch und Alles der Correctur bedürftig, was vor ihm über Indien gesagt, hätte er endlich nicht systematisch und consequent die Ergebnisse früherer Forschungen und Studien ignorirt und verachtet: man würde von ihm ein Memoire erhalten haben, welches sich zwar in der geschichtlichen Literatur keine hervorragende Stelle erobert hätte, das aber eine unterhaltende Autobiographie gewesen wäre. Wie das Buch jetzt gehalten, schwächt die polemische und tendenziöse Richtung, die überall durchbricht, Wirkung und Werth der Lecture wesentlich ab. Man fühlt sich verstimmt durch diese eingebildete Vornehmthuerei und Selbstüberschätzung, um so mehr, als in der Darstellung die mangelhafte und unzureichende Vorbildung, das lückenhafte dilettantische Wissen Mökern's nur zu oft bemerkbar wird. Wohl finden sich in dem Werke zahlreiche Stellen, welche neue Einblicke in das indische Culturleben gestatten, der Verfasser hat Viel gesehen und nicht selten mit klarem offenen Blick, sein Urtheil ist im Großen und Ganzen von nationalen und vorgefaßten Sympathien und Antipathien frei, er erzählt durchweg lebhaft und spannend: dennoch finden wir uns immer nur zum Theil befriedigt. Wir fühlen es heraus, der Stoff hat den Verfasser angezogen und interessirt, aber er beherrscht ihn nicht, er versteht ihn weder zu überwältigen, noch zu gruppiren, seine Folgerungen und Schlüsse sind einseitig, weil er sich gegen festgestellte Resultate der Wissenschaft hartnäckig verstockt. Wie dürftig und oberflächlich, wie seicht und ungenügend sind z. B. die Reflexionen über den indischen Cultus und die Religionsphilosophie der Hindus, welches Armuthszeugniß stellt sich der Verfasser durch seine ästhetischen und kritischen Streifzüge auf den Gebieten der altindischen Kunst- und Literaturgeschichte aus, welche Unkenntniß der politischen Geschichte documentiren einzelne Partien!

Wie bereits bemerkt, hat der Verfasser den gegenwärtigen Zustand Indiens nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Die Mittheilungen reichen bis in die ersten Jahre unsers neunzehnten Jahrhunderts; die Schilderung der Ereignisse aus der neuesten Zeit ist einer spä-

teren Fortsetzung vorbehalten. Auf jeden der beiden Bände vertheilen sich sechzehn Capitel. Als Ausgangspunkt ist der Zustand Indiens um die Zeit der Befreiung vor der griechischen Herrschaft nach Alexander's Tode gewählt. Die Benutzung von Droysen hätte Mökern bei der Behandlung dieses Gegenstandes vor Irrthümern und Wunderlichkeiten bewahrt, die ebenso zahlreich als seltsam. In den folgenden sechs Capiteln wird die Geschichte Indiens bis auf die Gründung der englischen Handelscompagnie sehr ungleichartig und ohne wissenschaftliche Methode fortgeführt, indem der Verfasser häufig untergeordnete und accidentielle Momente massig und breitspurig abhandelt, das Hauptsächliche dagegen und Wichtigere nur vorübergehend und sprunghaft skizzirt. Eingehend und mit vieler Sachkenntniß ist das achte Capitel, „Die Geschichte der holländisch-ostindischen Handelscompagnie bis zur Gründung Batavia's" geschrieben. Die drei nächsten Capitel beschäftigen sich mit der Geschichte Indiens bis zum Jahre 1688. Bei dieser Epoche beliebt Mökern ein Halt. Die weitere historische Entwicklung wird durch die Einlage von feuilletonistischen Genrebildern, die sich durch vier Capitel hindurchziehen, retardirt. Diese Genres, „Der Hindu und sein Leben," und „Die Maharattenregierung in Hindostan," „Die Muselmänner in Hindostan," „Die Seiks," sind gut, und kein Journal, kein Feuilleton dürfte sich ihrer schämen. Der zweite Theil gibt die Geschichte der englischen Herrschaft in Indien bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Die vollkommen unwissenschaftliche Methode wird hier noch evidenter als in dem ersten Bande; Episoden und Skizzen, Genres und Silhouetten unterbrechen die historische Entwicklung fortwährend, Arabesken und Ranken überwuchern in maßloser Fülle. Damit soll nicht geleugnet sein, daß sich einzelne Capitel vortheilhaft auszeichnen. Wir haben niemals eine bessere Charakteristik Hyder Ali's und Tippo Saib's gelesen, als sie uns von Mökern im achtzehnten Capitel geboten wird; Capitel zwanzig enthält eine vorzügliche Auseinandersetzung der französischen Colonisation in Ostindien, und das Nämliche gilt vom Capitel vierundzwanzig, der Geschichte des Krieges der Engländer mit den Maharatten. Unter den Genrebildern verdienen Capitel sechsundzwanzig und siebenundzwanzig „Ostindisches Jagdleben" und „Indischer Försterluxus" mit aller Achtung und Anerkennung hervorgehoben zu werden. Bloßes Flickwerk und Lückenbüßer scheinen uns Capitel einunddreißig und zweiunddreißig unter der Aufschrift „Eine Prinzessin von Neu-Seeland in Indien" und „Ein Schiffbrüchiger;" vermuthlich war der Verfasser in Verlegenheit, auch in dem zweiten Bande wie in dem ersten sechzehn Capitel herzustellen.

Dramen aus und nach dem Spanischen. Von Ludwig Braunfels. Zwei Theile. XX. und 279, und 249 Seiten.

Die vier Stücke, welche diese Sammlung bietet, sind meisterhaft übersetzt. Die poetische Kraft mag unter den neuern Dichtern im Abnehmen begriffen sein, aber die Gewandtheit, Erzeugnisse andrer Völker in unsre Sprache zu übertragen, wächst mit jedem Jahre. Schlechte Uebersetzungen sind jetzt ebenso selten, als vor hundert Jahren gute.

Wir erhalten hier vier Stücke: Don Juan von Tirso de Molina; Gräfin und Zofe, ein Lustspiel nach Lope de Vega; Das unmöglichste Ding, Lustspiel von Lope de Vega; Belsazar, biblisches Frohnleichnamsspiel von Calderon. Unsrer Anschauung am fernsten liegt der Belsazar; aber er zieht an durch die Sicherheit, mit welcher der Gegenstand behandelt ist, und durch Gedankenreichthum. In den Lustspielen herrscht viel Leben und ein moderner Ton; bei dem einen hat Herr Braunfels die Rolle des Uebersetzers mit der des Umdichters vertauscht aus Gründen, die er in der Vorrede gut auseinandersetzt. Am meisten Interesse muß das alte Schauspiel vom Don Juan erregen, oder wie es hier heißt „El Burdalor de Sevilla ó El Convidado de Piedra, der Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast." Don Juan ist durch Mozart's unsterbliches Werk gleich Faust und Hamlet ein Gattungsname, Eigenthum des Volks und aller Völker geworden; selbst künstlerisch werthlose Quellen über ihn würden die Veröffentlichung ebenso wenig zu scheuen haben, als die albernen Büchlein und Reime vom Dr. Faust aus dem sechzehnten Jahrhundert, wie viel weniger gegenwärtiges Drama, das nächst der Oper das Bedeutendste bildet, was die Kunst aus diesem Helden gemacht hat! „Die Sage von Don Juan Tenorio," sagt der Uebersetzer, „lebt noch heute in seiner Vaterstadt Sevilla, wo das Volk nicht müde wird, die liebenswürdigen Schurkenstreiche des berühmten Verführers in hausbackenen Romanzen zur Guitarre abzusingen." Einen dem Don Juan ähnlichen Charakter haben schon andere bedeutende und unbedeutende Dichter vor Tirso de Molina in ernsten oder muntern Stücken behandelt, doch verstand erst Gabriel Tellez (ein Pfaffe, der seine Mönchskapuze unter dem Namen Tirso de Molina zu verstecken pflegte), ihn im Geiste der Sage allgemein verständlich auszubilden. Tirso de Molina ist unter den spanischen Dramatikern ein großer Meister; Don Juan ist freilich nicht sein bestes Werk, es ist in wenigen Tagen eilfertig zusammengeschrieben und hat seine Mängel; doch ist die Charakteristik des Helden vortrefflich, man hat den Don Juan wie er leibt und lebt, und die Lectüre dieses Schauspiels muß Jedem, der die Oper einmal gehört hat, das größte Vergnügen machen.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze, von Dr. M. Lazarus. Zweiter Band. Berlin. Heinrich Schindler.

Die allgemeine Anerkennung, welche sich bereits dem ersten Bande dieses interessanten Werkes zuwendete, kann durch den nun erschienenen zweiten Band nur gesteigert werden. Daß der Verfasser mit seltenem psychologischen Scharfblicke jeden Gegenstand zu durchdringen weiß, verleiht allen seinen Schriften das Gepräge einer gründlichen Gediegenheit, und seine Behandlung würde daher an sich selbst schon

wissenschaftliche Bedeutung verleihen; daß er jedoch auch durch die vortreffliche Wahl der Fragen, welche seinen Abhandlungen zu Grunde liegen, sein philosophisches Denken auf allgemein zweckdienliche Weise anwendet und dadurch für weitere Kreise nutzbar macht, verdient vorzugsweise an ihm gerühmt zu werden. Lazarus zeigt durch seine Schriften den allein richtigen Weg, den die Wissenschaft in unsrer Zeit einschlagen muß, wenn sie fruchtbringend sein will, und indem er die höchsten geistigen Aeußerungen des menschlichen Lebens sich zum Vorwurf gewählt hat und sie in ernster und dabei anziehender Form behandelt, gibt er das Beispiel, wie alle Erscheinungen der Wirklichkeit durchgeistigt und zu höherer Anschauung gebracht werden sollen. Hoffen wir, daß er uns noch recht oft Gelegenheit geben wird, die Anwendung seiner vortrefflichen Methode bei ihm selbst zu bewundern. Um nun auf das vorliegende Buch näher einzugehen, geben wir zuerst kurz die Eintheilung desselben. Es zerfällt in drei Hauptabtheilungen: die erste ist „Geist und Sprache," die zweite „Der Tact," und die dritte „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste" genannt; alle drei behandeln also wichtige Aufgaben der Psychologie, von denen jede gleich schwierige und gleich interessante Gesichtspunkte gewährt.

Die erste und bei Weitem umfangreichste dieser Abhandlungen geht nach einer trefflichen Einleitung über das Wesen der Sprache überhaupt, auf die Wechselwirkung zwischen Seele und Leib und somit auf den Zusammenhang dieser Wechselwirkung mit der Lautvorstellung ein. Die Betrachtung der Entwicklung des Geistes bis zur Sprache führt alsdann auf den Ursprung der letzteren, und nachdem die verschiedenen Verhältnisse der Seelenthätigkeit mit der sprachlichen Aeußerung verglichen sind, gelangen wir auf das Göttliche und Menschliche, Freie und Nothwendige in der Schöpfung der Sprache, woran dann deren Fortbildung und Erlernung sich anschließt. Der Einfluß der Sprache auf den Geist und die Congruenz von Geist und Sprache führen hierauf zur Betrachtung des Menschen als geschichtliches Wesen und zum Schlusse auf die individuellen Spracheigenthümlichkeiten.

Als besonders anziehend dürfte die zweite Abhandlung, „Der Tact" bezeichnet werden. Lazarus faßt das Wesen des Tactes mit den Worten zusammen: Der Tact ist die schnelle, unreflectirte Anwendung ethischer und sittlicher Ideen; er ist ferner die Diagonale im Parallelogramme der idealen Triebkräfte. „Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste" ist vorzugsweise desbalb von hoher Wichtigkeit, weil dabei Erscheinungen und Anschauungen berücksichtigt werden konnten, die z. B. Lessing noch nicht kannte, weil sie eben vollständig der Gegenwart angehören. Wenn wir nun schließlich noch die fesselnde und überall an die hervorragendsten Fragen der Gegenwart anknüpfende Behandlungsweise, sowie den musterhaft schönen Stil des Werkes hervorheben, so glauben wir damit genugsam dargethan zu haben, daß wir demselben im Interesse der Leser die größtmögliche Verbreitung wünschen.

Gedichte und Lascia passare, von Robert Waldmüller. Hamburg. Otto Meißner.

Zwei Gedichtsammlungen, bei deren Beurtheilung man in einen eigenthümlichen Conflict geräth. Ueberall tritt das ernste Streben des Verfassers nach strenger Reinheit der Form, überall der tiefsittliche Gehalt wohlthuend und Achtung gebietend entgegen, aber fast nirgend bricht die unwiderstehliche Gewalt des eigentlichen Genius bewältigend hervor; man fühlt sich angeregt, mitunter erhoben, aber ein eigentliches Gefühl der Begeisterung wird nicht geweckt. Am wirksamsten erschien uns das Gebiet der Schilderung in diesen Sammlungen vertreten, und zwar nicht nur in Bezug auf die Schilderung äußerer Wahrnehmungen, sondern auch auf die Darlegung innerer Anschauungen. Die Reflexion, die mitunter wie im „Rückblick" von ergreifender Wirkung ist, wiegt vor; von wirklich lyrischem Schwung ist uns dagegen wenig bemerklich geworden. Viele dieser Gedichte würden als Theile eines größeren Epos von trefflicher Wirkung sein, während es ihnen an poetischer Bedeutung fehlt, um selbständig einen Zweck ganz zu erfüllen. Unter den meist zerfahrenen Productionen unsrer zahllosen neueren Lyriker haben diese beiden, von wahrhaft sittlicher Würde des Dichters zeugenden Sammlungen unstreitig auf Anerkennung Anspruch. Die Ausstattung der beiden Bändchen ist sehr elegant.

Von dem bei Kober in Prag und Leipzig erscheinenden Werke „Das Haus Rothschild" sind bis jetzt fünf Lieferungen versandt worden. Nachdem in den früheren Heften die Entwicklung des Hauses Rothschild geschildert wurde, enthält das zuletzt ausgegebene Heft Näheres über die Etablissements in London, Paris, Wien und Neapel.

Bei Otto Meißner in Hamburg erschien kürzlich unter dem Titel Ludwig Uhland, Skizze von Gustav Liebert, eine treffliche kurze Charakteristik des greisen Sängers im Schwabenlande. Wir dürfen dem kleinen Werke, neben der anziehenden, allgemein verständlichen Schreibweise große Sicherheit im Erfassen und Klarheit in der Behandlung des Gegenstandes nachrühmen. Die treffenden Worte, mit denen gelegentlich Platen's gedacht wird, sind ein ehrendes Zeugniß für des Verfassers gründliche philosophische Einsicht, die überhaupt der ganzen Abhandlung zum besonderen Vorzug gereicht.

Der erste Band der gesammelten Erzählungen von Robert Heller, welche in Frankfurt a. M. bei Meidinger und Sohn erscheinen, ist kürzlich ausgegeben worden, und enthält die Novelle auf geschichtlichem Hintergrunde: „Der Reichspostreiter von Ludwigsburg."

Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Allgemeiner Rückblick
auf die letztverflossenen Wochen.

In wie naher Beziehung auch Politik und Volkswirthschaft zu einander stehen mögen, ein Grundzug wird immer die Ereignisse auf dem einen Gebiet von denen auf dem andern unterscheiden. In der Politik herrscht das trennende, in der Volkswirthschaft das einigende Element vor. Selbst wo in ersterer Einheitsbestrebungen zersplitterter Zweige desselben Volksstammes, derselben staatlichen oder kirchlichen Partei auftreten, gilt es doch vornehmlich die Kräftigung des Gleichartigen oder Gleichgesinnten zum Zweck einer um so entschiedenern Abtrennung vom Ungleichartigen oder Widerstrebenden; denn was Natur durch Ausprägung der körperlichen Erscheinung, der Sprache, der Lebensweise, was historische Verhältnisse durch Ausbildung der Sitte und Denkungsart unverkennbar gesondert, das strebt — wenn auch des Zieles sich unbewußt — jedes auf seinem Wege dahin, durch Darstellung der Mannigfaltigkeit in der Einheit das Gesammtbild der Menschheit, sowohl mit seinen Licht-, wie mit seinen Schattenseiten, vervollständigen zu helfen.

Eine ganz andere Grundfärbung offenbart uns dagegen ein Blick auf die Ereignisse im Bereich der Volkswirthschaft. Ursprünglich unleugbar von Selbstsucht und Eigennutz getrieben, aber durch gleichartige Zwecke unwillkürlich gleichartigem Streben verbunden, sehen wir hier die Völker der Erde gern und immer eifriger sich die Hände reichen zum gemeinsamen Werke, zum Schaffen und Veredeln der Güter, die das Leben ermöglichen, erleichtern und verschönern, sowie zum wechselseitigen Austausch derselben. Jedes neuerworbene Mittel zur Verwirklichung volkswirthschaftlicher Zwecke, jede Vervollkommnung des Verkehrswesens, jeder Zuwachs nationalen Reichthums wird bald Gemeingut auch aller übrigen Nationen. Je stärker aber diese Interessen vorwiegen im Leben der Völker, um so weiter wird das Abstoßende und Verletzende, das jede neue Gruppirung auf politischem Gebiet hervorzurufen pflegt, in den Hintergrund gedrängt; die Völker lernen sich gegenseitig achten, indem sie gegenseitig ihre Eigenthümlichkeiten und deren Bedeutung für die Gesammtheit besser würdigen lernen, und das Schwert — Vorkämpfer mehr noch als Bekämpfer der Barbarei — wird immer seltener, bald hoffentlich nur noch zur Abwehr uncivilisirter Horden gezogen werden. Sind es doch hauptsächlich volkswirthschaftliche Rücksichten, welche dahin geführt haben, daß kein noch so ruhmwürdiger Kriegsheld in unsern Tagen sein Heer lediglich für einen Eroberungskrieg zu begeistern vermöchte, ja daß die verfängliche Frage der Armeereduction — eine Mimose auf dem Felde der Diplomatie — bereits zu einer Forderung der Nothwendigkeit formulirt, von den Großmächten Europa's ernstlich in Berathung gezogen wird. Hatte der Präsident Louis Napoleon den lebhaften Aufschwung der Industrie im Auge, zu dem er später als Kaiser den Anstoß gegeben, so durfte er mit Recht behaupten: „L'empire c'est la paix!“ Denn die gesteigerte Entwicklung volkswirthschaftlicher Thätigkeit mit ihren tausend und aber tausend ineinandergreifenden Beziehungen und Interessen legt den Nationen eine solidarische Verpflichtung auf — nicht etwa zu feiger Nachgiebigkeit, aber zur Achtung gegenseitiger Rechte, mithin zum Vermeiden politischer Conflicte, deren Lösung nur durch das Schwert möglich sein würde. Fordern dennoch Recht und Ehre, Gewalt mit Gewalt abzuweisen, so werden selbst dann noch volkswirthschaftliche Rücksichten, als treue Wächter der Civilisation, sich stark genug beweisen, maßloses Ueberschreiten der Grenzen äußerster Nothwendigkeit zu verhüten. So vermag auch die Sorge um das materielle

Wohl, obgleich ausschließlich die endliche Natur des Menschen umfassend, ewige Interessen zur Geltung zu bringen! Forderungen der Volkswirthschaft wecken in uns das Bedürfniß derjenigen Güter, die Religion, Philosophie und Humanität uns längst als aneignungswerth in der Ferne gezeigt hatten, aber:

„Nichts wird," sagt ein neuerer Dichter*) sehr wahr,
„dem Menschen je gegeben,
Wenn das Bedürfniß er dazu nicht fühlt;
Es muß ein Streben sein aus tiefster Seele,
Das nach Befried'gung lechzt und sie sich sucht."

Jenem Streben nach Einheit in der Mannigfaltigkeit, das wir in Vorstehendem charakterisirt, wird neuerdings durch die sich mehrenden internationalen Versammlungen ein legitimer Ausdruck verliehen. Nicht nur Fragen der Religion, der Wissenschaft oder Kunst, die längst unbestritten als Gemeingut der ganzen Menschheit anerkannt sind, finden gegenwärtig ihr internationales Forum, sondern auch volkswirthschaftliche Fragen, die bisher jede Nation, ja jeder kleine Staat und jedes kleine Städtchen nach eigenem Ermessen zu lösen oder ungelöst zu lassen gewohnt war. Die erste Anregung zu dieser, unsrer Zeit ganz eigenthümlichen Bewegung mag die Versammlung der amerikanischen und englischen Friedensfreunde zu London im Jahre 1843 gegeben haben, welcher bekanntlich 1848 der erste internationale Friedenscongreß zu Brüssel, 1849 der zweite zu Paris und 1850 der dritte zu Frankfurt a. M. folgte. In Beziehung auf den speciellen Zweck des Friedenscongresses läßt sich das Resultat dieser Zusammenkünfte nicht besonders hoch anschlagen, um so höher dagegen der moralische Gewinn, welcher der Civilisation aus dem erstmaligen freien Zusammenwirken verschiedener Nationalitäten zu einem gemeinsamen, wenn auch als vag und imaginär verschrieenen Zwecke erwuchs. Als zweiter und wichtigerer Motor in der angedeuteten Richtung ist ohne Zweifel die Londoner Weltausstellung im Jahre 1851 zu betrachten, sowie nicht minder ihre vier Jahre jüngere Pariser Schwester. Eine Frucht beider war das sich immer weiter verbreitende Verständniß jener solidarischen Verpflichtung aller Nationen zum Schutz einer ungestörten Entwicklung der industriellen und commerciellen Interessen. Die internationalen Wanderversammlungen der letzten Jahre endlich bilden eine dritte hoffnungsreiche Blüthe für den Siegerkranz des künftigen Völkerfriedens. In den von uns hier zu besprechenden Zeitraum fallen zwei solcher Versammlungen, die wegen ihrer Beziehung zur Volkswirthschaft für uns eine besondere Bedeutung haben: wir meinen den statistischen Congreß in Wien und den internationalen Congreß für Wohlthätigkeit in Frankfurt a. M.

Der erstere, am 31. August eröffnet, zählte unter seinen 487 Mitgliedern Vertreter fast sämmtlicher europäischer Staaten. Auch waren die meisten Regierungen (mit Ausnahme von Preußen, Neapel, Sardinien, Griechenland, dem Kirchenstaat, den beiden Hessen, Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg) durch officielle Delegirte repräsentirt, unter diesen selbst die Türkei, die in ihrem Repräsentanten Davoud Effendi (mit seinem Familiennamen Davoud Oghlou, dem gelehrten Verfasser einer Jakob Grimm gewidmeten deutschen Rechtsgeschichte) eine sehr glückliche Wahl getroffen hatte. Eine Vereinbarung über die oft schroff divergirenden Methoden, nach welchen in den verschiedenen Ländern statistische Nachweise zusammengestellt und daraus die für alle Zweige des Staatswesens wichtigen Resultate gezogen werden, sowie der gegenseitige lebendige Austausch dieser Resultate kann nur von den wohlthätigsten Folgen für sämmtliche daran theilnehmenden Staaten sein. Unter allen ähnlichen Versammlungen ist deshalb auch keiner von so weittragendem praktischen Einfluß, wie der statistische Congreß; derselbe hat in diesem Jahre seine dritte Versammlung gehalten.

Auf minder scharf abgegrenztem Boden steht der Wohlthätigkeitscongreß, der die verschiedensten, die öffentliche Wohlfahrt betreffenden Fragen in den Kreis seiner Berathung zieht. Das diesjährige Programm hatte drei verschiedene Rubriken aufgestellt: öffentliche Wohlthätigkeit, Erziehungswesen und Gefängnißwesen, deren Unterabtheilungen aber viel zu zahlreich waren, um sämmtlich zur Besprechung gebracht werden zu können. Das Streben dieser Versammlung kann, obwohl auch für sie jedes Mal officielle Repräsentanten einzelner Regierungen delegirt waren, vorerst nur dahin gehen, gefunden Principien gewissermaßen eine moralische Stütze zu verleihen, indem sie sich für dieselben ausspricht. Diesem Zweck aber trat — bei ihrer Berathung in Frankfurt wenigstens — der Ausschluß der Oeffentlichkeit und der hohe Eintrittspreis (20 Fr. die Karte) hindernd in den Weg. Praktischen Einfluß wird sich dieselbe erst noch im Laufe der Zeit zu erwerben haben. Viel hat übrigens nicht gefehlt, daß schon die diesjährige Versammlung eine praktische Bedeutung erlangt hätte, freilich eine wenig beneidenswerthe, vor der ein guter Genius sie glücklicherweise bewahrt hat. Die auf dem Congreß mit ihren hervorragendsten Kräften vertretene klerikale Partei der belgischen Kammer führte nämlich nichts Geringeres im Schilde, als die Versammlung zur Adoption gewisser in dem bekannten belgischen Wohlthätigkeitsgesetz ausgesprochener (an sich durchaus unverfänglicher) Grundsätze zu bestimmen, um so gleichsam durch die Sanction eines europäischen Areopags ihren Bestrebungen eine gewichtige Stütze zu verschaffen. Noch am Abend vor der Eröffnung beschloß deshalb das Vorbereitungscomité einige dahin bezügliche (die Grenzen der öffentlichen und Privat-Wohlthätigkeit betreffende) Fragen aus dem bereits am 1. August aufgestellten Programm zu streichen. Ein Antrag auf Wiederherstellung derselben wurde ebenfalls glücklich beseitigt. — Auch dieser Congreß tagte schon zum dritten Male. Die erste Versammlung hatte 1855 zu Paris, die zweite 1856 zu Brüssel stattgefunden.

Ein anderes wichtiges Moment gegenseitiger Annäherung der Völker zeigt sich in der ansehnlichen Zahl von internationalen Verträgen, die neuerdings auf immer liberalerer Basis abgeschlossen werden. Unter den Handels- und Schifffahrtsverträgen sind es namentlich die von

*) Henrik Hertz: König Rene's Tochter.

einer ganzen Reihe europäischer Staaten mit Persien vereinbarten Tractate, welche dieses Land dem Handel des Abendlandes zugänglich machen und der in vielen Zweigen übermäßig gesteigerten Industrie einen neuen bedeutenden Markt öffnen werden. Auch die mit anerkennenswerther Consequenz eingeleiteten Maßregeln Frankreichs zum internationalen Schutz des literarischen und künstlerischen Eigenthumsrechts sind hieher zu zählen, wenngleich der Gewinn aus denselben zunächst hauptsächlich Frankreich zufällt, das in neuester Zeit einen ähnlichen Vertrag mit dem Großherzogthum Baden zum internationalen Schutz der Fabrikstempel und Etiketten abgeschlossen hat. Gegen diesen Letzteren erheben sich jetzt viele Stimmen in benachbarten deutschen Ländern, indem sie eine Stockung in der Fabrication gewisser Waaren, wie Schaumweine, Seidenstoffe u. A. befürchten, die bisher stets unter französischer Etikette auf den Markt gebracht wurden. Vom allgemein volkswirthschaftlichen und nationalen Standpunkte aus können jene Verträge nur mit Befriedigung aufgenommen werden. Fast jede Neuerung im Gewerbewesen hat bei ihrer Einführung in einem oder dem andern Zweige der Industrie Stockungen oder Krisen hervorgerufen, ja die größten gewerblichen Fortschritte (wir erinnern nur an die Einführung der Dampfmaschine) sind noch immer mit den größten Opfern erkauft worden. Am wenigsten schwer aber, meinen wir, dürften jene Opfer wiegen, welche die nationale Ehre erfordert. Durch langjährige Gewohnheit üblich geworden, ist deshalb der Mißbrauch, welcher bei deutschen Waaren mit fremdländischen Etiketten getrieben wird, nicht minder verächtlich, und zuletzt wird es doch immer die Güte der Waare sein und nicht die Etikette, welche dem Absatz Dauer und Regelmäßigkeit verleiht.

Die gedrückten Verhältnisse des Geldmarktes, schon in unsrer Uebersicht vom Monat Juli dieses Jahres mit einigen Worten erwähnt, haben sich seit jener Zeit in mancher Hinsicht noch verschlimmert. Noch immer drückt denselben die ungeheure Last der in den letzten Jahren, namentlich 1856, durch eine allzu lebhafte Unternehmungslust und einen wahrhaft stürmischen Speculationseifer neugeschaffenen Werthe, auf deren enormen Betrag bis jetzt nur ein verhältnißmäßig geringes Bruchtheil eingezahlt worden ist. Bei jeder weiter erforderlichen Einzahlung sehen sich viele Actienbesitzer, die ihre Capitalien zu stark in Anspruch genommen haben, genöthigt, einen Theil ihrer Papiere loszuschlagen, sei es nun, um sich baares Geld zur Erfüllung jener Verbindlichkeiten zu verschaffen, sei es, um dieser letztern gänzlich überhoben zu werden. Eine natürliche Folge davon ist das Sinken der Werthe und das Steigen des Disconto.*) Zu diesen Nachwehen des vorigen Jahres kommen aber auch noch neue Begebenheiten hinzu, welche die Lage der Börsen nur schwieriger zu machen geeignet sind. Hierher gehören der Aufstand im britischen Indien und die Geschäftskrisis in Nordamerika. Der erstere hat die Geldverhältnisse Englands, das genöthigt ist, weit beträchtlichere Baarsendungen als bisher nach Indien zu expediren, derart gespannt, daß selbst das Ausbleiben einer einzigen, freilich sehr belangreichen Goldfracht aus Californien, verursacht durch den verhängnißvollen Untergang des Postdampfers „Central-Amerika," sich an der Börse auf das Empfindlichste fühlbar machte. Die Reihe namhafter Fallimente mehrt sich in England wie auf dem Continent von Woche zu Woche. Hier haben besonders Frankreich und Oesterreich ein nicht geringes Contingent zu der wahrhaft erschreckenden Menge gefallener Größen gestellt, deren Manche überdies noch traurige Beiträge zu einer Sittenschilderung unsrer Zeit geliefert haben; wir errinnern u. A. nur an den Proceß Thurneyssen in Paris, der in den letzten Wochen das Interesse des Zeitungspublicums so lebhaft in Anspruch nahm.

Die unter solchen Umständen neu auftauchenden gewerblichen Unternehmungen, deren Zahl übrigens noch immer nicht gering zu nennen ist, haben ihre Geldbedürfnisse gewöhnlich schon zum größten Theil im Privatwege gedeckt, bevor sie mit ihrem Project vor das Publicum treten. Gerechtfertigt sind sie, namentlich die in Deutschland gegründeten, entweder durch einen imposanten Bodenreichthum oder durch einen besonders lebhaften Aufschwung in dem betreffenden Gewerbzweige. Unter die ersteren rechnen wir eine ganze Reihe neugebildeter Bergbaugesellschaften, von denen uns die folgenden vorzugsweise erwähnenswerth erscheinen: die Gesellschaft „Ida-Hoffnungshütte" zu Gleiwitz in Ober-Schlesien, deren Besitz an Brauneisensteinfeldern sich über 3000 Morgen erstreckt. Ihr Stammcapital ist vorerst auf 600,000 Thlr. limitirt. Nach der im Voranschlag aufgestellten Rentabilitätsberechnung würde sich der Reingewinn dieser, durch großen Erzreichthum und leichte Förderung begünstigten Unternehmung auf mehr als siebenundzwanzig Procent vom Anlagecapital belaufen. Ebenfalls mit großem Grundbesitz von mehr als 3000 Scheffel Landes in der Gegend von Hohenstein im Königreich Sachsen, hat sich zu Leipzig am 16. Septbr. eine „Sächsische Steinkohlen-Compagnie" constituirt. Im Bielathale bei Brüx in Böhmen hat sich eine „Actiengesellschaft für Industrie und Bergbau" mit einem Capital von zwei Millionen Gulden gebildet, die verschiedene mit dem Kohlenbergbau verbundene Industriezweige, eine Glasfabrik, eine Dampfmühle und Aehnliches zu betreiben bezweckt und ihren Reingewinn voraussichtlich auf zwanzig Procent vom Capital berechnet. In Wien hat sich am 21. Sept. eine ähnliche Gesellschaft gebildet zur Betreibung der Berg- und Hüttenwerke bei Tergove an der kroatischen Militärgrenze.

Von neugegründeten Unternehmungen auf dem Gebiete der Industrie im engeren Sinne sind als die bedeutendsten zu erwähnen: eine Gesellschaft zur Herstellung landwirthschaftlich-chemischer Fabricate, namentlich künstlicher Düngmittel und Cement. Das Grundcapital ist auf eine Million Gulden festgestellt, der Reingewinn im Voranschlag auf funfzehn Procent berechnet. Die Fabrik wird in Rosenheim in Baiern errichtet werden, die Gesellschaft aber ihren Sitz in München haben. Ein anderes, ebenfalls

*) Disconto = Preis des baaren Geldes.

München angehörendes Unternehmen ist die in Mittenwald zu errichtende Asphalt- und Paraffinfabrik. Auch dem in letzterem Orte seit langen Jahren eingebürgerten Gewerbe der Saiteninstrumentenmacher soll im Fabrikwege ein neuer Aufschwung gegeben werden. Eine größere Eisengießerei zur Verarbeitung der reichen Eisenschätze des Harzgebirgs wurde in Hannover gegründet, einer schon bestehenden Maschinenfabrik in St. Petersburg durch Umwandlung in eine Actiengesellschaft mit einem Capital von 1,500,000 S.-R. eine sehr beträchtliche Ausdehnung verliehen. Dieselbe Umwandlung hat eine ähnliche große Maschinenfabrik zu Triest erfahren, welche von jetzt an unter dem Namen „Stabilimento tecnico triestino" weiter betrieben wird. Auch eine neue Baumwollenspinnerei und Weberei, ein Industriezweig, der auf dem Continent, insbesondere im Zollverein, noch immer auf einen ergiebigen Markt zu rechnen hat, ist in Offenburg im Großherzogthum Baden im Entstehen begriffen. Eine Zuckerraffinerie mit einem Actiencapital von 500,000 Thlr. wurde in Braunschweig, Rübenzuckerfabriken in Eversloh bei Hannover und in Lependorf bei Köthen errichtet. Als ein neues Beispiel weitverzweigter Arbeitstheilung verdient die kürzlich in Brüssel in großartigstem Maßstabe in's Leben getretene Schraubenfabrik genannt zu werden. Alle Arten und Größen von Schrauben werden hier bei Weitem sorgfältiger, rascher und billiger verfertigt, als dies bei dem bisherigen Verfahren möglich war. Eine ähnliche Fabrik, deren erstes Muster in Nordamerika zu suchen, ist übrigens schon längere Zeit zu Salford bei Manchester in Betrieb. Das voraussichtlich reiche Ergebniß der diesjährigen Weinlese ruft an vielen Orten Glashütten hervor zur Fabrication von Flaschen, unter diesen eine von größerer Bedeutung zu Niederrad bei Frankfurt a. M. Als bisher unbekannte oder doch nicht im Fabrikwege betriebene Gewerbzweige nennen wir noch eine Unternehmung in Süd-Rußland zur Verwerthung thierischer Stoffe, einschließlich solcher, die als Abfälle in Schlächtereien und Gerbereien bisher unbenutzt zu bleiben pflegten. Die Begründer derselben, zum Theil Russen aus den höheren Ständen, zum Theil Franzosen, wollen in der Nähe des schwarzen Meeres große Schlachthöfe, Anstalten zum Einsalzen von Fleisch, zum Ausschmelzen von Talg, Gerbereien und ähnliche Etablissements errichten und haben schon ein Schiff mit Maschinen, Material und Arbeitern aus Marseille nach Rostow am Don kommen lassen. Das Capital dieser Gesellschaft beträgt drei Millionen Silber-Rubel. Ebenfalls neu in ihrer Art ist die Corsettenfabrik in Stuttgart, vor Kurzem mit einem Capital von 400,000 fl. auf Grund der schon seit einigen Jahren bestehenden d'Ambly'schen Fabrik gegründet. Wir erinnern uns noch sehr wohl einer Zeit, wo die öffentliche Meinung mit Energie gegen dies der weiblichen Jugend so verderbliche Toilettenrequisit (denn ein Kleidungsstück können wir es doch nicht nennen) zu Felde zog. Wir wollen damit nicht etwa auf das Wartburgfest zurückgreifen, wo bekanntlich neben Zopf und Corporalstock auch ein Corsett den Flammen übergeben wurde; wir meinen vielmehr die Zeit, wo in mehreren deutschen Städten, u. A. in Berlin Frauen, die den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörten, sich gegenseitig zur Abschaffung des Corsetts das Wort gegeben hatten. Ob diese Damen sämmtlich ihrem heroischen Entschluß treu geblieben — wer vermag das zu sagen; so viel nur ist mit Sicherheit nachzuweisen, daß diese einzige Fabrik, von der wir hier reden, im vorigen Jahre, als sie ihren Geschäftsbetrieb also noch nicht durch Umwandlung in eine Actiengesellschaft so weit ausgedehnt, wie gegenwärtig, schon einen jährlichen Umsatz von 700,000 fl. aufzuweisen hatte. Sapienti sat!

Von Hülfsanstalten für Handel und Gewerbe, zu denen wir Versicherungs- und Bankinstitute rechnen, sind in jüngster Zeit ebenfalls eine für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht geringe Zahl neu entstanden. Unter diesen nennen wir eine Versicherungsgesellschaft in Oldenburg, eine Rückversicherungsgesellschaft in Frankfurt a. M.* In Florenz ist eine Nationalbank auf Anregung der Regierung in der Gründung begriffen, in Lemberg die Errichtung einer Hypothekenbank vorbereitet. Ein kaiserlicher Ukas vom 25. August ordnet das gesammte Creditwesen im russischen Reich, ein anderer Erlaß von früherem Datum veröffentlicht die Bedingungen, unter welchen städtische Banken in Rußland errichtet werden sollen. Der Enthusiasmus für die Erfindung des Herrn Pereire in Paris, der noch im vorigen Jahre Europa von einem Ende bis zum andern durchzuckte, durch seine Ueberschwänglichkeit aber nunmehr das Wort „Credit" fast in Verruf gebracht hat, scheint erst in den letzten Monaten über die Scheren der norwegischen Küste hinausgedrungen zu sein. Ein schwacher Wiederhall jener Bewegung tönt jetzt von dort zu uns herüber, wo in jüngster Zeit zu Christiania eine Creditbank in's Leben getreten, für welche in wenigen Tagen 640,000 Speciesthaler gezeichnet wurden.

Der

Handwerker auf der Zeitenscheide.

Von August Lammers.

Wem es in hinlänglich starken und leibhaftigen Zügen vor Augen steht, was der deutsche Handwerker für ein träumerisches, zaghaftes, arbeitsscheues und genußsüchtiges Wesen im Vergleich zu seinen angelsächsischen Berufsgenossen hüben oder drüben vom atlantischen Ocean ist, der wird ihm sein Mitleid nicht versagen, wenn er ihn auf der Scheide zweier grundverschiedener Zeiten noch durchgehends ziemlich rathlos schwanken und das Alte mit dem Neuen unfruchtbar mischen sieht. Denn was hat ihn seinen vollen Theil an den Träumereien der großen deutschen Nation hinnehmen lassen? Was hat verhindert, daß er muthig sein Geschick bezwingen lerne? Was hat ihn bewogen, sorgloser mit der Arbeit und zärtlicher mit dem Genusse

umzugehen, als zu seinem Gedeihen diente? Es ist das alte ererbte Kleid, das zur Zwangsjacke geworden ist, seitdem die Nachbaren in ungleich leichtern Gewändern den freudigen Wettlauf des Erwerbs anstellen. Außer Stande, sich länger in diesem Kleide zu bewegen, zieht der deutsche Handwerker in seiner Anhänglichkeit an das Gewohnte es dennoch nur zögernd und mit ehrlicher Wehmuth aus.

Es würde ihm den Wechsel, von dem seine fernere Gesundheit abhängt, nicht wenig, wie es scheint, erleichtern, wenn er niemals gelehrt worden wäre, die goldene Zeit seines Standes in der Vergangenheit zu suchen. Sogar wenn sie dort zu finden wäre, könnte ein weiser Arzt bedeutende Zweifel nähren, ob eine derartige Richtung der Phantasie hervorzubringen und zu befördern wäre. Nach rückwärts blicken, ist jedenfalls ein schlechtes Mittel um vorwärts zu kommen. Nun aber ist die Stelle sogar leer. Eine bloße Luftspiegelung, veranlaßt durch die dicke Wolkenschicht von Einbildungen, welche in Ermangelung klarer Einsicht zwischen uns und jenen früheren Tagen schwebte, hat die Vorstellung eingebürgert, im späteren Mittelalter sei die städtische Bevölkerung und namentlich der Handwerkerstand besser daran gewesen, als jetzt. Die Culturgeschichte ist da, um diese Fabel aus den Geschichtsbüchern und aus den Zeitungen zu verjagen. Die mittlere Lebensdauer war damals erheblich kürzer als jetzt. Die roheren Bedürfnisse hatten durchgehends das Uebergewicht über die edleren. Der Zufall hatte größern Spielraum wider Menschenglück; die Beherrschung der außermenschlichen Natur stand noch in ihren Anfängen, und die feindliche Herrschaft des Menschen über den Menschen feierte dafür täglich ihre unseligen Triumphe. Der letzte Schuhmacher von heute, der schon mit einem Fuß im Armenhaus steht, würde nicht mit dem vornehmsten Gildemeister vom Jahre 1400 tauschen. Ein Insasse des Armenhauses hat jetzt an einem Tage mehr Genüsse, als so ein alter Bürgermeister von Braunschweig oder von Lübeck in einer Woche. An der Behauptung, daß das Handwerk dazumal geblüht habe, ist daher nur soviel wahr, daß es nicht lange vorher überall erst entstand, und daß es damals in den Lebensverhältnissen des niedern Volks eine Ungleichheit gab, von der man nun Gottlob schon lange nichts mehr weiß. Wenn ein armer Teufel von Schuhmacher oder Schneider seine heutige Noth mit dem anscheinenden Glanze seines Berufsgenossen zur Zeit von Hans Sachs vergleicht, so ist das etwa derselbe Irrthum, als wenn Jemand das Brunswik des Jahres 1457 für wohlthäbiger ansehen wollte, als das Braunschweig von 1857. Es ist nur im Verhältniß zu Leibeigenen und Bettlern, daß die alten Handwerker so gut gebettet erscheinen. Im Verhältniß zu ihren heute lebenden Nachfolgern beim Leisten und bei der Hobelbank waren sie nicht viel glücklicher gestellt als Bettler und Leibeigne.

Von diesem geschichtlichen Vorurtheil erlöst, bleibt unser Handwerker befangen von einem andern schädlichen Trugschluß. Die Freiheit, wähnt er, sei das hohle Nichts. Falle die Zunftverfassung in sich zusammen, so sei es aus mit Gesellschaft und Vereinigung. Die Selbstsucht kenne dann keine Schranken mehr. Hereinbreche die finstere Zeit des Krieges Aller gegen Alle, in dem nur der auf Sieg und Beute hoffen dürfe, der in seinem Kreise der Stärkere sei, wo nicht durch Muskelkraft, so doch durch Fülle des Capitals. Diese traurigen Besorgnisse sind so grundlos, daß grade das Gegentheil der Fall ist. Die Zünfte sind eben so viele wohlverwahrte Nester, in denen Selbstsucht und Neid gehätschelt, groß gezogen werden. Ihre einzige Lebensäußerung wird bald die immer schwieriger werdende Aufrechterhaltung ungerechter und gehässiger Vorrechte sein. Ihre Bedeutung steht und fällt mit dem Zwang, der Tausenden von Kunden zu Gunsten von wenigen Gewerbsgenossen auferlegt wird. Sie fallen denn; und nichts ist aus der Welt hinweg, als die auf äußerer Gewalt beruhende Ordnung. Indem aber diese gesetzliche Ordnung aufgelöst wird, entsteht Raum, daß eine Ordnung höheren Ranges hervortrete, die nicht mehr auf Zwang, nicht mehr auf Vorrechten ruht, sondern dem freien Willen entspringt und Jedermann gleiche Rechte gewährleistet, damit so aus friedlichem und befreundetem Zusammenwirken aller Einzelkräfte das höchste mögliche Maß von gerecht vertheiltem Glück hervorgehe.

Das ist denn die Wahl, die der Handwerker sowohl als Einzelwesen, wie als Stand zu treffen hat. Entweder er „eilt den alten Göttern zu," wie wir es 1848 von ihm erlebten; oder er wendet „Auge und Herz dem Morgen entgegen," wie die hannoverschen Gewerbevereine ihm eben in diesem Jahre das Beispiel geben, indem sie den gesetzlichen Rückschritt von 1848 gutgemacht zu sehen wünschen. Sie sind für solche Strömungen der Meinung grade das rechte Gefäß. Alles was Handwerker heißt, empfindet nachgrade schwächer oder bestimmter die gewaltige Gährung der Zeit; die herannahende Befreiung sendet ihre Dämmerschatten ahnungsvoll vor sich her. Nur ist der gewöhnliche Handwerker zu wenig im Stande, über die nächste Noth des Tages hinauszusehen, als daß er sich das Unausbleibliche hinlänglich zum Bewußtsein bringen und danach für sich handeln sollte. Ihm die Zeichen der Zeit zu entziffern, müssen günstiger gestellte Freunde übernehmen. Die Stätte dieser unschätzbaren Vermittlung ist der Gewerbeverein. Die Theilnahme der sogenannten Gelehrten an den Gewerbevereinen, so sehr sie auch die hannoverschen Zunftmänner mit Mißtrauen und Zorn erfüllt hat, ist aus diesem Grunde weit entfernt, die Handwerker zu stören, vielmehr das entscheidende Mittel, sie aufzuklären und zu rettenden Thaten zu ermuthigen. Der Gelehrte macht sich vermöge des Gewerbevereins zu Ohr und Auge des Handwerkers, um die Fortschritte der äußern Welt rechtzeitig zu seiner Kenntniß zu bringen. Ohne jemals den kostbaren Schatz anzugreifen, der in unabhängiger Selbsthülfe steckt, sorgt der Gelehrte doch für des Handwerkers Bestes mit ebenso großer Hingebung, wie für den Bauer ein wohlgesinnter Beamter.

Wo die Gewerbevereine im Sinne dieser ihrer edlen Aufgabe eingerichtet sind, da sind sie bald wahre Hebammen des Vereinswesens für den

bedrängten Stand der Handwerker geworden. Ohne die hohen Ansprüche der Credit-Mobiliers erfüllen sie, was jene meist erfolglos wollten, und das in einer zwar niedriger gelegenen, aber in einer zahlreichern, und vielleicht auch in einer wichtigern Schicht der Gesellschaft. Vereine der verschiedensten Art entstehen rasch hinter einander auf ihrer Spur. Der Gewerbeverein wird sich freilich, wenn weise geleitet, hüten, sein eigenes Schicksal unmittelbar an das irgend einer andern Schöpfung zu knüpfen. Es ist ihm genug, auf die von ihm entdeckte Lücke des öffentlichen Lebens soviel geistiges Licht zu werfen, daß die Umwohner die Gefahr erkennen und das Loch stopfen können. Ist dieser Zweck erreicht, so überläßt er die leichtere Sorge der Ausführung denen, die es angeht, und schreitet fort zu neuen Bewährungen seines scharfen Blicks und seiner wachsamen Stimme.

Aber die Gewerbevereine dieser gesunden Art sind noch sehr jung; und viele Anstalten von denen, welche sie einem Ort zu verschaffen pflegen, sind vor ihnen schon auf dem härteren Boden der Vereinzelung hier oder dort entstanden. Eine rasche, schwerlich vollständige Uebersicht über sie, den Gattungen, nicht den einzelnen Exemplaren nach, wird von der Fruchtbarkeit der Freiheit einen bessern Begriff geben, als ihn die meisten Menschen hegen. Halte der Leser im Geiste nur immer die entsprechenden Leistungen der Zunftverfassung daneben.

Genossenschaften für den Verbrauch, leichter zu bilden und gedeihlicher zu leiten als Genossenschaften für den Erwerb, sind während des letzten Jahrzehnts auch in Deutschland vielerwärts mit Glück gestiftet worden. Namentlich war es die 1854 auftretende Steigerung der Lebensmittelpreise, was im südlichen Deutschland und in der Schweiz mehrere Consumvereine entstehen ließ. Eine Association, die der bekannte Kaufmann Krackrügge in Erfurt hervorgerufen hat, ließ neulich einen sehr günstig lautenden Rechenschaftsbericht durch die Zeitungen gehen. Großartigere Versuche sind in England gemacht worden. Unter dem Druck der unerträglichen Theurung von 1847 wurde in Leeds die sogenannte Volksmühle von ein paar hundert Arbeitern unter verständiger Führung gestiftet, und versorgt jetzt bereits den zwanzigsten Theil der Bevölkerung jener volkreichen Fabrikstadt mit Mehl. Dieses Mehl hat den gewichtigen Vorzug, unverfälscht zu sein; ja was mehr ist, es hat, weniger vielleicht auf den freiwilligen hochherzigen Nachahmungseifer, als auf den Absatz der übrigen Mühlen wirkend, das Mehlgeschäft der Stadt Leeds durchweg von der früher dort wie anderswo in England stark betriebenen Fälschung gesäubert. Um räumlichen und gesetzlichen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, schloß die Volksmühle nach und nach mit nicht weniger als achtundvierzig in der ganzen Stadt zerstreut wohnenden Mehlhändlern Verträge ab, wonach diese den Vertrieb des Mehls übernahmen, und es seitdem an die Vereinsgenossen gegen Blechmarken, die nicht theurer sind, als die entsprechende Menge Mehl in der Mühle selbst kostet, an Andre zum Tagespreis abgeben. Für reines Mehl bürgt der Verein, der sich seinerseits von jedem seiner Mehlhändler zehn Pfund Sterling Bürgschaft stellen läßt. Der Reingewinn wird, um Mitglieder zu werben und das Geschäft zu befördern, nach dem Verhältniß der Mehlabnahme vertheilt. Er betrug vom October 1847 bis zum Juli 1854 zusammen 7539 Pfund Sterling; davon fallen aber gegen 600 Pfund in die letzteren Jahre, denn zwei Jahre lang hatte der Verein mit Verlusten zu kämpfen, anstatt Gewinn auszutheilen. Das jährliche Geschäft stieg von 22,000 auf 69,500 Pfund Sterling. Augenblicklich ist der neunjährige Reinertrag auf 8830 Pfund, die Mitgliederzahl auf 5000, die Zahl der Agenten auf sechsundfünfzig gestiegen, und man faßt bereits die Möglichkeit in's Auge, seinen Weizen auf eigenem Grund und Boden zu ernten.

Wir haben aus W. A. Huber's Mittheilungen über englische Handwerkergenossenschaften hier grade die Volksmühle von Leeds herausgehoben, weil sie die eigenthümliche Wirkungskraft der Vereine für den Verbrauch unsers Erachtens nach am deutlichsten darstellt. Auf den ersten Blick enthüllt sich, daß die tausend Pfund durchschnittlichen jährlichen Reingewinns durchaus nicht die Hauptsache sind. Auf die mittelbaren Wirkungen kommt es an. Hätte die Volksmühle es auch niemals zu reinen Erträgen gebracht, hätte sie ihre Geschäfte deswegen längst wieder einstellen müssen, so würde sie immer, einem wohlthätigen Gewitter gleich, auf lange hin das wichtige Geschäft des Mehlhandels in ihrer Stadt von Uebertheurung und Fälschung gereinigt haben. Vergleichsweise leicht zu bilden, scheinen die Verbrauchsvereine dafür auch nur zu vorübergehenden Erfolgen bestimmt zu sein, indem sie eine zufällige Stockung oder Verwirrung des alltäglichen Marktverkehrs durch unmittelbares Eingreifen der mündig gewordenen Kunden überwinden. Es kann kaum anders sein. Der Dienst, welchen solche Vereine ihren Theilnehmern und weiterhin der ganzen Bevölkerung zu leisten vermögen, ist kein neuer oder auf andere Weise etwa nicht zu leistender. Was in Ausnahmsfällen solche Vereine thun, das ist unter regelmäßigen Verhältnissen das Geschäft des Kleinhändlers mit Lebensmitteln aller Art. Oder wäre dieser Mittelsmann ganz und gar überflüssig? Das wird schon durch die Allgemeinheit und die Zähigkeit seines Daseins widerlegt; und Verbrauchsgenossenschaften, die den Beweis seiner Entbehrlichkeit etwa durch die Einsetzung unentgeltlicher Dienstleistungen bei ihrem eigenen Verkaufsgeschäft führen möchten, würden in mehr als einem Fall unter zweien bald entweder durch träge oder gar durch betrügerische Beamte belehrt werden, daß Detailliren kein beiläufiges Vergnügen, sondern ein gutes ehrliches Geschäft mit vollem Anrecht auf Lohn ist. Es wäre daher thöricht zu erwarten, daß Verbrauchsvereine eines Tags die Regel werden, die manchem Menschenfreunde so verhaßte Gestalt des Krämers oder des Hökers aus dem Leben verdrängen würden. Ganz im Gegentheil werden sie diese Mittelspersonen erst durch das Fegefeuer scharfen Mitbewerbs jagen und dann zu allen bürgerlichen Ehren erheben. Nur wo örtlich einmal Mitbewerb mangelt, oder wenn einmal zu irgend einer Zeit die Welt-

handelsverhältnisse einen Umschwung erfahren, dem der Kleinhandel eines Orts zu träge folgt, entsteht die sociale Lücke, in welche Consumvereine gleich der Erfurter Association und der Volksmühle zu Leeds bequem hineinpassen. Für gewöhnliche Umstände und Zeiten wird ihnen ihre Verwaltung entweder eben soviel kosten, als der Kleinhändler auf den Einkaufspreis seiner Waaren schlägt; oder sie verlassen sich auf die trügerische Sicherheit von ganz oder theilweise unentgeltlichen Diensten. In dieser Begrenzung ihres gesellschaftlichen Berufs werden die Verbrauchsvereine den Vorwürfen ausweichen, welche sie bisher von strengen Wirthschaftsgelehrten erfahren haben. Hervorragende Mitglieder der wirthschaftlichen Gesellschaft zu Paris machen sich mitunter lustig über Vereine, die den collectiven Kleinhändler spielen und in dieser Jacke der Massenverarmung gewachsen zu sein wähnen. Sie werden indessen wohl die Berechtigung von Vereinen nicht leugnen, welche mit einem geringen Aufwande von Kräften überall da geschwind einspringen, wo in dem wundervollen Räderwerk des Tausches zufällig ein Rad stehen geblieben ist, oder wo der Aufseher, der menschliche Geist, einem einzelnen Rade aus Irrthum eine verkehrte Richtung gegeben hat.

Doch läßt sich noch eine andere Art von Verbrauchsvereinen denken. Wenn die Stadt Leeds durch ihre Volksmühle vor Mehlfälschung bewahrt werden mußte, so ist das nur ein einzelner unter hundert überall vorkommenden schlimmen Fällen. Seitdem der europäische Waarenhandel in ungeheuren Ziffern sich bewegt, ist es in manchen Mittelpunkten des Umsatzes ein lohnendes Geschäft geworden, diesen oder jenen dafür bequemen Stoff fälschend zu versetzen. Dagegen vermag die Polizei, wie viele Augen sie anstellen, wie scharfe Brillen sie auch aufsetzen möge, das Publicum allein nicht genügend zu schützen. Erst wenn über jeder Hand, die sich verlangend nach irgend einer Waare ausstreckt, zwei gute Augen wachen, wird man ihr nichts mehr bieten, als was sie haben und bezahlen will. Da hierüber aber noch mancher Tag hingehen möchte, so dient es vielleicht zur Einschüchterung der Falschmünzer und zur Entdeckung ihrer gefälschten Stücke, wenn wenigstens in größern Städten Aerzte, Chemiker und andere Waarenkenner sich im Interesse der verbrauchenden Tausende zur Ueberwachung solcher sträflichen Versuche zusammenfinden. Gegen diese jüngere Gattung von Verbrauchsvereinen hat, hoffen wir, die gestrenge Wissenschaft der Wirthschaftslehre noch weniger als gegen die ältere einzuwenden.

Den Vereinen für den Verbrauch zuzuzählen sind die zahlreich überall vorhandenen Cassen für den Fall von Krankheit, hülflosem Alter und Tod, die jedoch ihrer wirthschaftlichen Grundlage nach, da sie die Abwehr von Zufällen bezwecken, dem Versicherungswesen angehören. Ihr Geschäft muß einerseits deshalb auf statistische Wahrscheinlichkeitsrechnung, andrerseits gleich dem aller Handwerksgenossenschaften auf Selbsthülfe gegründet werden. Man sollte sie niemals von oben herab in's Leben rufen. Wenigstens zeigen die Freundschaftsvereine Englands gegenüber den französischen Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe und den preußischen Unterstützungscassen, wie leicht die Einmischung des Staats oder überhaupt nur der höheren Stände hier das Spiel verdirbt. In Frankreich hat die Regierung durch den theilnahmvollen Erlaß vom 26. März 1852 das Ihrige gethan, um die zwei bis dreitausend Gesellschaften dieser Art aus gesunden Geschäftsverbindungen zu Almosencassen herabzuwürdigen, was die Anbetung des allmächtigen Staats und damit die Gährung im niedern Volk verewigen heißt. Leider hat die preußische Regierung der Lockung dieses bedenklichen Beispiels nicht ganz widerstanden. Sie hat hinsichtlich der Fabrikarbeiter gesetzliche Maßregeln ergreifen lassen, welche gegen anscheinende Wohlthaten von Geldeswerth die kostbare Selbständigkeit des Arbeiterstandes nicht wenig verkümmern. Indem sie nun die Fabrikherren allmälig alle zu bedeutenden Beiträgen für die Krankencassen ihrer Arbeiter heranzieht, bestimmt sie lediglich wider Wunsch und bessere Einsicht einen Theil der Löhnung in einer Form zu verabreichen, welche den hülfsbedürftigen Arbeiter ganz unnöthiger Weise sittlich und wirthschaftlich herunterdrückt. Die Unterstützungsvereine haben aber nur genau in dem Maße wahren Werth, in welchem sie auf ehrlicher Gegenseitigkeit beruhen; das heißt, in welchem Maße sie Niemanden zu geben zwingen, der nicht vorkommenden Falls auch seinerseits das Entsprechende empfinge.

Derselbe Prüfstein kommt zur Anwendung bei einer andern Gattung von Vereinen, die sich mit dem Credit des Handwerkers beschäftigen und deshalb den Vereinen zu gemeinschaftlichem Erwerb schon näher stehen. Die Sparcassen, eine ziemlich alte Einrichtung, sind nur rohe und einseitig wirkende Banken. Indem sie Handwerker, Tagelöhner und Dienstboten in dem edlen Triebe der Sparsamkeit ermuthigen, ihnen ihr zurückgelegtes Geld anzuvertrauen, das sie dann auf Hypotheken oder Staatspapiere wieder ausleihen, entziehen sie dem alltäglichen Marktverkehr Capital und Umlaufsmittel zugleich. Es gilt sie daher zu bestimmen, daß sie auf Ebbe auch Fluth folgen lassen und hübsch zurückgeben was sie so eifrig hinnahmen. Das geschieht vermöge der seit 1848 gar vielfach und vielartig entstandenen Vorschußcassen. Wenn die Sparcassen aber nicht von Amts- oder Gemeindewegen in's Leben gerufen sind, so entsprangen die Vorschußcassen dem in der eigentlichen Armenpflege leider nicht hinlänglich befriedigten Wohlthätigkeitssinn der begüterten Stände. Unverzinsliche Actien stellten das Betriebscapital her, unentgeltlich arbeitende Beamten übernahmen die Geschäfte, und die Vorschüsse boten sich zu gar keinem oder zu höchst geringem Zins jedem halbwegs bedürftigen Mitbürger an. Die nothwendige Folge war auf der einen Seite Lässigkeit und Betrug bei der Zurückbezahlung, auf der andern zunehmend erschlaffender Eifer der Verwaltung und abnehmende Zuflüsse der Casse. So drängte sich die innere Nothwendigkeit einer Umgestaltung nach gesunden wirthschaftlichen Geschäftsgrundsätzen bald allenthalben auf. Aus den Vorschußcassen des Mitleidens wurden kaufmännisch betriebene Vorschußvereine. Anstatt daß

die Reichen den Armen vorschossen, verbanden sich nun selbständige Schicksalsgenossen zu gemeinsamer Fürsorge für ihren Capitalbedarf. Die beiden Seiten des Bankkredits, Zurücklegen und Entleihen, verschmolzen auch für den letzten Kleinbürger zu einem immer bereiten Beistand, der sein Mannesbewußtsein nicht mehr dadurch kränkte, daß geschenkte Dienste das Ganze oder einen Theil von ihm ausmachten. Noch bevor die Staaten sich durchgehends zur Aufhebung der schmachvollen Wuchergesetze entschließen konnten, befreiten die Vorschußvereine vieler Orten von der thatsächlichen Herrschaft des Wuchers die, welche bis dahin trotz aller polizeilichen Fürsorge am erbärmlichsten unter seinem Joch geschmachtet hatten.

Um eigentliche Erwerbsvereine arbeiten zu sehen, müssen wir über den Rhein oder über die Nordsee blicken. Bis vor zwei Jahren hatte die englische Genossenschaftsbewegung, deren Ursprung in das dritte und vierte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zurückreicht, ihr eigenes Blatt, das seitdem indessen eingegangen ist, ebenso wie man auch die Versuche einer Zusammenfassung der einzelnen Genossenschaften seit 1854 nicht wieder erneuert hat. Daher kommt es, daß in England so ein Ding wie die Genossenschaftsbewegung fast in keinem Gespräche, auf keiner Zeitungsspalte mehr erscheint. Desto sicherer aber schreitet die Bewegung im Stillen durch ihre eigene Nothwendigkeit fort. Die Zahl der ihr zuzurechnenden Vereine ist im unaufhörlichen Wachsen. Wenn es 1854 unter 250 gewerblichen Genossenschaften 50 zu förmlichen Erwerbszwecken mit je 50 bis 3000 Mitgliedern und je 1000 bis 60,000 Pfund Sterling die einzelne gab, so ist nach Hubers' Schätzung die Zahl jetzt 300. Allen voran gedeihen die tapfern „Pioniere von Rochdale," die ihren anspruchsvollen Namen durch die That sich zu verdienen suchen. Sie wollten 1844 bei einer Arbeitseinstellung von Flanellwebern den Knoten durch die Begründung einer eigenen Fabrik auf gemeinschaftliche Rechnung und Gefahr lösen; allein es fehlte ihnen dermaßen an Capital und Credit, daß sie sich begnügen mußten, einen Verein für wohlfeilen Hausbedarf auf die Beine zu bringen. Dieser Gedanke hat sie das furchtbare Nothjahr 1847 glücklicher als die meisten ihrer Brüder bestehen lassen. Rasch aber hat er nach dieser ersten harten Probe größere Umrisse angenommen, denn die Gesellschaft besitzt jetzt außer ihrem noch bestehenden Vorrathshaus Mühle, Schlachterei, Tuchhandlung, Schuster- und Schneiderwerkstätte, Holzschuhmacherei, und Waarenlager zum Großverkauf. Ihr Absatz betrug im vorigen Jahre 63,198 Pfd. St. anstatt 30,000 Pfd. St. im Jahre 1854, und der Reingewinn war 3921 Pfd. Das Vermögen hat seit 1854 um 1888 Pfd. St. zugenommen; der Mitglieder sind 1900 aus 911 geworden. In diesem Jahre ist noch eine Tuch- und Baumwollweberei dazu eröffnet. Die Pioniere von Rochdale besitzen ihre eigenen Lese- und Gesellschaftsräume, fünfzehnhundert Bände Büchersammlung, und werfen vom Reingewinn bestimmte nicht zu kleine Summen für Unterrichtszwecke aus. Will Jemand behaupten, in dieser Ueberkraft des Schaffens stecke Ungesundheit? schlichte Arbeiter dürften sich nicht unterfangen, den Fabrikherrn zu spielen, Clubs zu gründen, für den Unterricht ihrer Kinder zu sorgen, weil für alle diese Aufgaben die Kinder einer höher gestellten Classe geboren und erzogen und vom Staate beauftragt würden? Wollte Gott, es würde Niemand für eine andere Aufgabe als die Arbeit erzogen und Niemandes Arbeit Anderen wider ihren Willen aufgedrängt. Aber was die Pioniere von Rochdale für ihr eigenes Glück und das der Gesellschaft thun durften, ohne irgend eine Behörde um Erlaubniß zu bitten, das wird freilich in Deutschland erst am Ende jener großen und zusammengesetzten Maßregeln der Befreiung geschehen können, deren erste in diesem Augenblick aller Orten auf der Tagesordnung stehen.

Die bisher angestellten Versuche zu gemeinschaftlichem Erwerb beschränken sich daher auf die einfachsten Formen. Möbel- oder Schuh-Magazine sind ihr ältester Zweig; aber da sie sich meistens eng an die Zunftgruppen angeschlossen haben, so sind sie in vielen Fällen dem aus der Zunft dringenden Geiste des Neides und des Mißtrauens zur Beute geworden. Nicht von den Zünften ausgegangen, und deswegen mit Erfolg unternommen sind die Vereine zum gemeinschaftlichen Einkauf der Rohstoffe, die vor Allen den Schuhmachern, nächstdem auch Schneidern und Tischlern gelegen kommen. Der kleine Handwerker ist fast durchgehends ein Mann ohne Credit. Wenn er Schuhe macht, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er seinem Lohgerber tief in der Kreide sitzt, und deswegen mit solchem Leder zufrieden sein muß, wie der Lohgerber ihm zuschickt. Wen er bedient, dem drückt dafür oder platzt vor der Zeit der Schuh. Dem Schuster und seinen Kunden kann nur dadurch geholfen werden, daß er Capital oder Credit genug in die Hände bekömmt, um mit dem Lohgerber auf dem Fuße der Gleichheit zu unterhandeln. Das erreicht er zugleich mit Hunderten in der nämlichen Lage durch die Genossenschaft, welche nach den Grundsätzen der gesellschaftlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung alsbald dem Capital gegenüber ein geeigneter Empfänger von Credit wird. Hundert arme Arbeiter brauchen sich nur gehörig zu vereinigen, um den Beweis zu liefern, daß in wirthschaftlichen Dingen hundertmal Null Etwas macht. Nun leihen sie, so oft ein Ledermarkt in's Land rückt, zu mäßigen Zinsen eine Summe Geldes auf; sie schicken den erfahrensten Lederkenner aus ihrer Mitte damit aus, daß er für den nächsten Zeitraum ihrer Berufsthätigkeit Stoff einkaufe; und Niemand ist auf dem Ledermarkte ein beliebterer Käufer als er, denn er nimmt viel und von allen Sorten, und er bezahlt Alles baar. Seine Genossen aber verfügen von diesem Augenblick an, ohne über Nacht Capitalisten geworden zu sein, über reichlichen, preiswürdigen und guten Rohstoff. Was von den Schuhmachern wahr ist, das ist schwerlich falsch von Bäckern und Schneidern.

Der Urheber der besten Form solcher Vereinigungen ist der vortreffliche Schulze-Delitzsch; ein Mann, der mit seinem eigenen Namen denjenigen seiner bescheidenen kleinen Vaterstadt an die Spitze der wirthschaftlichen Vorwärtsbewegung Deutschlands geschoben hat. Zu einer

andern Art von Vereinigung hat der jetzige Leiter der Weimarer Zeitung, Professor Karl Biedermann, das Zeichen gegeben. Sie richtet sich gegen die Verwirrung desjenigen Credits, welchen die Handwerker geben. Das Uebel der langen Rechnungen soll sie bekämpfen. Vereinigung mit Leidensgefährten kann in diesem Falle den Muth ersetzen, den der Einzelne selten hat: den Muth, einem eingewurzelten Unrecht die Geduld aufzusagen. So verabreden die Handwerker sich erst zu kürzeren Zahlungsfristen als der herkömmlichen zwölfmonatlichen; theilen sich dann die Namen schlechter Bezahler zur Warnung mit; übertragen ferner einem einzigen Geschäftsführer die Sorge, für sie alle fällige Posten gerichtlich einzutreiben; und werden vielleicht damit endigen, daß sie eine Versicherungsgesellschaft stiften, welche gegen feste Prämien die Gefahr uneintreiblicher Geschäftsausstände auf ihre Casse nimmt.

Die Magazine einzelner Zünfte sind nicht zu verachten. Aber sicherer, ihrem Zweck zu genügen, sind Gewerbehallen, die dem großen Publicum erlauben, ganze Aussteuern und Ausstattungen unter einem Dache zusammenzukaufen. Mit ihnen verbinden sich leicht die schon erwähnten Vorschußvereine, die, wenn sie den Personalcredit der Creditlosen organisiren sollen, einer vorläufigen Stütze des Vertrauens bloß auf die Persönlichkeit nicht entbehren können, die sie dann entweder im Bürgen oder im Pfande finden.

Die Krone dieser ganzen vereinstiftenden Bewegung ist und bleibt aber nach dem Muster der braven Pioniere von Rochdale und ähnlicher französischer oder englischer Gesellschaften die Verbindung zu gemeinschaftlicher Arbeit in derselben oder in mehrern Werkstätten, die dem selbständigen Handwerker alle Vortheile des Fabrikbetriebes in Erreichbarkeit rückt; die, um zahlreich zu entstehen, um englische Erfolge in Deutschland zu wiederholen und wo möglich zu übertreffen, allerdings zuvor die Hinwegräumung aller Zunftschranken bedarf, wie sie auf der andern Seite jedenfalls am überzeugendsten darthut, daß es des hergebrachten traurigen Zwanges nicht bedarf, um fleißige und geschickte Meister zum Erwerb so gut wie zum Verbrauch den Segen vereinter Kräfte erproben zu lassen.

Allein die Fesseln der Zunftverfassung drücken nicht bloß auf den Nacken der verbrauchenden Tausende. Sie schneiden auch tief in das Fleisch der hervorbringenden Hunderte ein, und gleichen so für beide Theile bei ihrem Fortbestande wie bei ihrer Aufhebung die Rechnung aus. Wie sie dem Handwerker eine nichtige und verkehrt wirkende Bürgschaft für seinen Erwerb zu gewähren in der Welt sind, so bürden sie ihm andrerseits Pflichten auf, die dem Publicum eine Bürgschaft für gute Bedienung leisten sollen und in Wirklichkeit nicht leisten. Weit entfernt, nur vom Publicum Opfer zu verlangen, verspricht die großmüthige Zunft ihm lauter ausgebildete Meister ohne Beimischung von Pfuschern zur Verfügung zu stellen. Es willige nur ein, von keinem Andern als den Söhnen der Zunft zu kaufen, so soll es die Sorge der Zunft sein, ihre Söhne zu befähigen, die besten und billigsten Dienste zu leisten. Auch macht es sich die Zunft mit dieser ihrer Aufgabe gar nicht leicht. Sie weiß vortrefflich zu verhüten, daß unreife Knaben ein selbständiges Geschäft anfangen, oder daß ein wetterwendischer Kopf bald dieses, bald jenes Gewerbe betreibe. Um der Vordringlichkeit werdender Meister einen Damm zu ziehen, reißt sie das kurze Leben des Mannes in drei streng geschiedene Stufen auseinander, in Lehrjahre, Wanderjahre, und die Jahre des eigenen Herdes. Der Lehrjahre setzt sie vier bis fünf, damit der künftige Familienvater sich bei Zeiten an die mehr nützliche als angenehme Beschäftigung Kinder zu warten gewöhne, und über der fortwährenden Richtung auf sein Gewerbe nicht einseitig werde. Der Wanderjahre müssen mindestens zwei sein. Denn die Welt ist weit, die Heimath mit Zunftmeistern zur Genüge besetzt; und reicht der väterliche Beutel nicht in die Weite, oder liebt der junge Bursch die Arbeit nicht glühender als Studenten pflegen, so ist das Fechten ja eine erlaubte Hülfe und die Zunft hegt es durch regelmäßige Geschenke. Den endlich heimkehrenden Gesellen empfängt an der Schwelle ehrlichen selbständigen Erwerbs, daß er sie nicht allzubehende Schritts überhüpfe, das vortrefflich ausgesonnene Mittel des Meisterstücks, über dem die bisherigen Pächter der Ortskundschaft entscheiden, ob noch ein Liebhaber zu gleichem Mitbewerbe zugelassen werden möge. Glücklich hereingeschlüpft in die enge Pforte seiner Zunft, sieht der junge Meister sie sogleich auch hinter sich zufallen, daß zum Entweichen diesseits des Grabes keine Aussicht bleibt. Mit der einmal erwählten Genossenschaft muß er blühen oder verderben, wie das Schicksal ihr die Würfel wirft.

Die Zunft ist also nicht der Sattel, der auf der unabsehbaren Rennbahn des Lebens den einzelnen Reiter fest und sicher auf seinem Sitz erhielte; sie gleicht den Banden, mit welchen Mazeppa auf den rasenden Renner geschmiedet wurde, unfähig sich zu rühren und jedem schrecklichen Zufall hülflos preisgegeben. Ihr Schutz ist seit dem Anbruch des heutigen Weltverkehrs völlig unwirksam geworden. Ihre Hemmnisse und Ungerechtigkeiten, einst durch jenen vielleicht entschuldigt, überleben ihn und dauern peinlicher fort. Mit gleicher Wucht ziehen sie hier den Handwerker, dort des Handwerkers Kunden zu Boden, so daß ein neuer Aufschwung unsers Gewerbfleißes wie unsers öffentlichen Wohlstandes von dem Tage anheben wird, wo die deutschen Staaten sich entschließen, den Handwerker mündig zu sprechen. Kein Zweifel, daß jeder tüchtige, jeder arbeitsame und geschickte Handwerksmann diesem Tage sehnsüchtig entgegenharrt. Je besser er seine Kraft fühlt, desto ernstlicher wünscht er, sie frei gebrauchen zu können, und desto freudiger vertraut er, daß auch ohne Gewalt und Zwang da, wo die Kräfte des Einzelnen erlahmen, freie und gleiche Vereinigung der Genossen sich bilden wird. Nicht einmal für den Unterricht der Unmündigen oder für die Ausbildung der noch nicht reifen Nachkommen wird er Zwang wünschen. Denn er ist selbst im Bewußtsein seiner Vaterpflichten zu stolz, als daß er sich in seines Sohnes Erziehung von irgend wem hineinreden lassen möchte; er hat zu

wohl erfahren, wie sicher das Leben durch Strafen und Belohnen die Verantwortlichkeit freier Männer hervorruft, als daß er ohne Schulzwang, Lehrjahre, Wanderjahre, Meisterstück um die fachmäßige und gemein menschliche Bildung des Nachwuchses im mindesten besorgt sein sollte. Vollkommene Freiheit! in diesem Ruf beginnen die Vordersten des großen Handwerkerheeres den handelnden Abgesandten der Wissenschaften immer entschiedener, immer vertrauensvoller zu begegnen.

Die Industrie und die Atmosphäre.

Von Prof. Gottlieb.

Wenn wir unsern Lesern mittheilen, daß die Atmosphäre der Erde ein Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff, zwei gasförmigen Elementen, ist, welchen sich in der Luft noch Wasserdampf und relativ geringe Quantitäten Kohlensäure, Ammoniak, sowie Salpetersäure als Normalbestandtheile, zudem aber auch zufällig und in schwankenden Verhältnissen zahlreiche andere, jedoch immer nur höchst spärlich auftretende Massen beigemischt finden, so beabsichtigen wir damit keineswegs, etwas Neues und Unerwartetes zu erzählen, sondern lediglich diese Thatsachen den Lesern wieder in Erinnerung zu bringen, da wir in den folgenden Zeilen den Zusammenhang besprechen wollen, in welchem die Atmosphäre mit der emsigen Thätigkeit des Menschen und seinem unternehmenden Gewerbfleiße steht.

Das Luftmeer, welches unsern Planeten gleichförmig umgibt, schließt bekanntlich eine der wichtigsten Bedingungen alles organischen Lebens ein und bildet insbesondere die Grundlage der chemischen Lebensvorgänge, welche ohne Ausnahme nur unter Vermittlung der Luftbestandtheile vor sich gehen können. Die so unendlich mannigfaltigen organischen Stoffe, aus welchen die Pflanzen und Thiere zusammengesetzt sind, verdanken ihren Ursprung der Luft und kehren nach einer großen Reihe der verschiedenartigsten Umwandlungen wieder in dieselbe zurück.

Wir haben es uns nicht zur Aufgabe gemacht, hier über die so außerordentlich zahlreichen Producte der Lebensthätigkeit in den Organismen zu berichten und namentlich ihre Beschaffenheit näher zu beleuchten, doch können wir nicht umhin, daran zu erinnern, daß alle Substanzen, welche wir wegen ihres ausschließlichen Vorkommens in den lebenden Wesen als organische Körper im engeren Sinne zu bezeichnen pflegen, trotz der überaus großen Mannigfaltigkeit ihrer Beschaffenheit, aus verhältnißmäßig nur sehr wenigen Elementen zusammengefügt sind, denn während wir bis jetzt überhaupt zweiundsechzig einfache, chemisch unzerlegliche Stoffe kennen, nehmen davon nur vier und zwar selten alle gleichzeitig an der Zusammensetzung der organischen Verbindungen Theil. Es sind dies der Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. In wenigen bekannten Fällen gesellt sich noch Schwefel hinzu. Wenn es nun auch gelungen ist, künstlich, ohne Vermittlung lebender Organismen oder ihrer Keime, manche Verbindung in den Laboratorien zu erzeugen, welche mit solchen identisch sind, die wir als Producte der Lebensthätigkeit in Pflanzen oder Thieren aufgefunden haben, so ist doch der überwiegend größte Theil der organischen Stoffe in seiner Entstehung vorläufig an die lebenden Wesen geknüpft und die moderne Chemie beschäftigt sich vorzüglich mit der Frage, wie die organischen Verbindungen entstehen und welche Umwandlungen sie während des Lebens der Organismen erleiden.

Obwohl wir noch weit davon entfernt sind, diesfalls ein klares, zusammenhängendes Bild geben zu können, so hat die neuere Wissenschaft dennoch schon manches wichtige Resultat errungen, und darunter ist ohne Zweifel das hervorragendste die unzweifelhafte Feststellung der Thatsache, daß die Organismen das Material, aus welchem sie der Hauptsache nach bestehen, der Atmosphäre entnehmen und dieses nach dem Absterben der Organismen wieder in die Atmosphäre zurückkehrt. — Dieser Kreislauf einer gegebenen Menge der oben erwähnten Elemente wird durch die Pflanzenwelt vermittelt. Die Pflanzen allein sind im Stande, aus einigen wenigen Verbindungen die Elemente zu entlehnen, sie zu organischen Stoffen zu vereinigen und daraus die ebenso mannigfaltigen als zahlreichen Gebilde und Stoffe hervorzubringen, welche in ihrer Gesammtheit den Pflanzenleib ausmachen. Die Materialien, welche ihnen dabei dienen, sind die Kohlensäure, das Wasser, Ammoniak, die Salpetersäure und vielleicht auch der in der Luft vorfindliche unverbundene Stickstoff. Trotz sehr sorgfältiger Untersuchungen ist letzterer Punkt bisher noch nicht erledigt.

Betrachten wir die Zusammensetzung der erwähnten Verbindungen, so ergibt sich zunächst, daß sowohl die Kohlensäure wie das Wasser und die Salpetersäure Sauerstoff enthalten. Erstere besteht aus Kohlenstoff und Sauerstoff, das Wasser enthält Wasserstoff und Sauerstoff, die Salpetersäure endlich Stickstoff und Sauerstoff und zwar sind die genannten die an Sauerstoff reichsten der drei erwähnten Elemente, welche in der Natur vorkommen. Das Ammoniak besteht aus Wasserstoff und Stickstoff.

Durch eine eigenthümliche bis jetzt nicht näher bekannte Thätigkeit der Pflanzen beginnt gleich bei der ersten Entwicklung des Keimes die Aufnahme dieser Verbindungen und ihre entsprechende Umwandlung in organische Stoffe, welche alle ohne Ausnahme, falls sie überhaupt Sauerstoff enthalten, an diesem ärmer sind als die Kohlensäure, Salpetersäure und das Wasser. Der dadurch herbeigeführte Ueberschuß an Sauerstoff findet in den Pflanzen keine Verwendung, sondern wird abgeschieden.

Die Pflanzen hauchen demnach, so lange sie in voller Entwicklung begriffen sind, Sauerstoff aus und dies geschieht namentlich am Tage unter dem Einflusse des Sonnenlichtes. Der für die Entstehung gewisser, zum Theil sehr wichtiger organischer Substanzen unentbehrliche Schwefel wird den Pflanzen in Gestalt von im Boden vorfindlichen schwefelsauren Salzen zugeführt und

kann den Verbindungen gleichfalls nur unter Abscheidung von Sauerstoff einverleibt werden.

Diese, eben kurz angedeutete Fähigkeit, aus Kohlen- und Salpetersäure, Wasser und Ammoniak organische Stoffe hervorzubringen, ist den Pflanzen ausschließlich eigenthümlich. Kein Thier, mag es auf einer noch so niedrigen Stufe der Organisation stehen, ist im Stande, die geschilderte Zerlegung und sie begleitende Abscheidung von Sauerstoff zu vermitteln; es ist von der Natur darauf angewiesen, zur Entwicklung und Erhaltung seines Körpers, die in den Pflanzen vorfindlichen, durch die chemische Lebensthätigkeit derselben erzeugten Stoffe aufzunehmen, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, sich von Pflanzen zu nähren, während die letzteren ihre Nahrung in der Atmosphäre, außer dem Bereiche der organischen Wesen finden.

Dies gilt natürlich auch von den Thieren, welche andere Thiere als Nahrung benutzen. Die letzteren sind dann nur die Vermittler des Ueberganges der in den Pflanzen bereits vorgebildeten organischen Verbindungen in den von andern Thieren lebenden Organismus.

Die als Nahrungsmittel aufgenommenen Pflanzenstoffe erleiden bei ihrer diesfälligen Verwendung sehr verschiedenartige chemische Umwandlungen und wir dürfen keineswegs annehmen, daß die Bestandtheile der Pflanzen unverändert an der Zusammensetzung des thierischen Organismus theilnehmen. Während sich aber die chemische Lebensthätigkeit der Pflanzen hauptsächlich in der unter Abscheidung von Sauerstoff stattfindenden Zusammenfügung der Elemente zu organischen Stoffen äußert und die große Bedeutung der Luft für selbe vorzugsweise in dem Vorkommen der Kohlensäure, des Wassers u. s. w. gesucht werden muß, bietet der thierische Organismus der Wirksamkeit der Atmosphäre ein weit ausgedehnteres Feld, denn in viel höherem Maße als bei den Pflanzen macht sich den Thieren gegenüber die große Verwandtschaft des Sauerstoffs zu den elementaren Bestandtheilen der Organismen geltend und die Thiere sind während der Dauer ihres Lebens in einem beständigen Kampfe gegen den mächtig zerstörenden Einfluß des atmosphärischen Sauerstoffs begriffen, welcher Kampf eben die Lebensthätigkeit der Thiere charakterisirt.

Diese Wechselwirkung äußert sich bei den Thieren und Menschen durch die Respiration, deren Wesen eben in einer geregelten Aufnahme von Sauerstoff besteht. Forschen wir nun nach der Function des mittelst der Respirationsorgane in den Thierkörper gelangenden Sauerstoffs, so kann uns eine große Aehnlichkeit des ganzen Vorganges mit der Verbrennung nicht entgehen. Wie uns die Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens vielseitigst lehren, werden bei hinreichend hoher Temperatur alle organischen Körper an der Luft verbrannt. Sie verschwinden vor unsern Augen unter lebhafter Feuererscheinung, indem der Sauerstoff der Luft sich mit den einzelnen Elementen zu gas- und dampfförmigen Producten vereinigt. Kohlensäure und Wasser, welche, wie wir schon früher erzählten, die Bildung der organischen Verbindungen in den Pflanzen vermitteln, entstehen bei diesem Vorgange von Neuem, der Stickstoff entweicht theils unverbunden, theils in Gestalt von Ammoniak und die beiden letzteren können an der Luft wieder in Salpetersäure übergehen, so daß wir schließlich die wenigen Körper, welche zur Bildung des organischen Stoffes gedient hatten, wieder in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit und einfachen Zusammensetzung aus der durch Verbrennung mit dem atmosphärischen Sauerstoff veranlaßten völligen Zerstörung des wunderbar complicirten organischen Baues hervorgehen sehen. Das Athmen der Thiere und Menschen, mögen die hierzu dienenden Organe was immer für eine Einrichtung besitzen, ist, wie gesagt, im großen Ganzen auch nichts weiter als ein durch den normalen Lebensverlauf geregelter Verbrennungsproceß und liefert theils direct, theils indirect dieselben Producte wie letzterer. Auch die bei der gewöhnlichen Verbrennung so deutliche Temperaturerhöhung stellt sich in allen Thieren ein, welche im Verhältniß zu ihrer Temperaturmasse viel Sauerstoff in der bezeichneten Weise verbrauchen und die sogenannte Lebenswärme verdankt ihren Ursprung vorwiegend den durch den eingeathmeten Sauerstoff veranlaßten, der Verbrennung analogen, chemischen Vorgängen im Organismus selbst. Daraus geht aber hervor, daß die beim Ausathmen den Körper verlassenden Stoffe dieselbe Beschaffenheit zeigen müssen wie die aus der Verbrennung hervorgehenden, und dies ist in der That der Fall, da der unverbraucht wieder ausgeathmeten Luft reichlich Kohlensäure und Wasserdampf beigemischt sind, und auch eine etwas größere Menge Stickstoff austritt als eingeathmet wurde.

Wenn also ein thierischer Organismus sein Leben erhalten soll, so muß er die der erwähnten regelmäßigen langsamen Verbrennung verfallenen organischen Gebilde wieder ersetzen, und dies geschieht durch die Nahrung, welche ihm entweder direct oder indirect die Pflanzen darbieten, denen andererseits, wie wir schon erzählten, in diesem wunderbaren Haushalte die Aufgabe geworden ist, aus den in der Luft, zum Theil in Folge des Respirationsprocesses der Thiere, sich aufhäufenden einfachen Verbindungen (Kohlensäure, Wasser u. s. w.) wieder organische Stoffe zu erzeugen, welche neuerdings als Nahrung der Menschen und Thiere dienen können.

Ein großer Theil der Pflanzen aber entzieht sich, entweder seiner Beschaffenheit wegen oder aus zufälligen Gründen dieser Verwendung. Die in selben sich bildenden ungeheuren Quantitäten organischer Substanzen werden nicht als Nahrungsmittel benutzt, sondern bleiben in dieser Richtung unverwerthet. Sie und die Thiere, welche kein gewaltsames Ende gefunden, schließen den Verlauf ihres Lebensprocesses in längerer oder kürzerer Frist, theils in Folge zufälliger Störungen, theils weil unfehlbar früher oder später in jedem Organismus gewisse, den wichtigsten Lebensfunctionen vorstehende Gebilde für ihren Zweck untauglich werden. Die Folge dessen sind der natürliche Tod der Menschen und Thiere, das Absterben der Pflanzen.

Sobald diese eingetreten, gelangt die Atmosphäre zu ihrer vollen Geltung, es beginnt das Stadium der Verwesung, falls nicht ausnahmsweise der abgestorbene Organismus von der

Luft abgeschlossen oder einer sehr niedrigen Temperatur ausgesetzt bleibt.

Unter Bildung sehr mannigfaltiger, zum größten Theil noch nicht näher gekannter Zwischenproducte verfallen die organischen Stoffe der nun durch den Lebensproceß nicht mehr gehemmten, energischen Wirkung des atmosphärischen Sauerstoffs, und diese äußert sich schließlich in demselben Sinne wie bei der Respiration und Verbrennung. Auch hier bilden sich aus dem Kohlenstoff und Wasserstoff wieder Kohlensäure und Wasser, der Stickstoff entweicht unverbunden oder als Ammoniak, die organischen Gebilde verschwinden und hinterlassen nun die, der mütterlichen Erde entnommenen, salz- und erdartigen Stoffe, welche die Organismen für ihre Lebensvorgänge oder zu Herstellung ihres Baues (Knochen, Schalen und dergl.) benutzt haben. Was der Erde gehörte, bleibt auf derselben zurück, was die Atmosphäre den belebten Wesen geboten, erhält sie wieder, um es neuerdings dem in den verschiedensten Formen und wechselndsten Verhältnissen beginnenden Leben im Ueberflusse darzubieten.

Wenn der Leser dieser kurzen Darstellung des Kreislaufes der von dem Leben unzertrennlichen Stoffe bis hieher zu folgen so freundlich war, wird es ihm nicht entgangen sein, daß hier die Natur in einem Zustande gedacht wurde, wie er in Wirklichkeit nicht besteht, denn wir haben von allen Einflüssen abgesehen, welche die Thätigkeit und Bedürfnisse des Menschen auf den durch die Atmosphäre vermittelten Stoffwechsel auszuüben vermögen und in der That auch ausüben. Diese Zeilen sind einer Erörterung des angedeuteten Einflusses gewidmet und eine solche scheint nicht so ganz alles Interesses baar, wenn wir bedenken, welchen kolossalen Aufschwung die Betriebsamkeit der Völker in den letzten Jahrzehenden genommen und in welchem innigen Zusammenhange zugleich die Industrie so häufig mit der Atmosphäre steht.

Es kann hier nicht die Rede davon sein, alle wichtigeren Industriezweige, welche die eben angedeuteten Verhältnisse darbieten, gleichförmig zu berücksichtigen. Wir halten es im Gegentheile für passend, nur die hervorragendsten und einflußreichsten zu berücksichtigen, und wollen in dem im nächsten Hefte folgenden Abschnitte vorerst uns mit dem wichtigsten Gewerbe unsrer Zeit, mit der Gewinnung des Eisens, etwas eingehender beschäftigen.

Hier aber mögen schließlich noch jene Zahlen Platz finden, welche uns über die Zusammensetzung und Menge der Luft aufklären. Man hat bis jetzt nur in sehr dicht bewohnten oder zu besonderen Zwecken benutzten Räumen weniger als $20,_0$ Volumprocente Sauerstoff auf $79,_1$ Procente Stickstoff in der Luft gefunden. Ueber dem Meere wie auf den höchsten Bergen, in Wäldern und in der Wüste, überall hat sich dieses Verhältniß der beiden Hauptbestandtheile der Atmosphäre ganz unveränderlich und mit nur höchst geringen Abweichungen herausgestellt. Die nach dem Obigen so sehr wichtige Kohlensäure unterliegt hinsichtlich ihrer Menge in der Luft weit größeren Schwankungen. Durchschnittlich kann man in je 10,000 Raumtheilen Luft 4 — 5 Raumtheile Kohlensäure annehmen. In bedeutenden Höhen aber scheint der Kohlensäuregehalt regelmäßig höher zu sein. Am Monte Rosa fanden sich bei 11,000 Fuß Höhe in 10,000 Raumtheilen Luft 8 Theile Kohlensäure und im Monat August wurden zu Santa Fé sogar 47 Theile nachgewiesen. In Räumlichkeiten, wo sich viele Menschen oder Thiere aufhalten, kann die Kohlensäuremenge bis auf das 10fache der zuletzt angegebenen Zahl steigen. Weit spärlicher als die Kohlensäure sind Ammoniak und Salpetersäure in der Luft zu finden. Die Salpetersäure fehlt häufig ganz. Man hat in 1 Million Theilen Luft $1,_2$—$_{17}$ Theile Ammoniak, bei einer anderen Versuchsweise sogar nur 17—31 Theile in 1000 Millionen Theilen Luft nachgewiesen. Hingegen ist die Quantität des Wasserdampfes in der Luft zuweilen sehr bedeutend.

Da theils durch Fäulniß und Verwesung, theils durch die verschiedenartigsten, in den Menschen eingeleiteten chemischen Processe auch sehr zahlreiche und mannigfaltige andere Verbindungen gas- oder dampfförmig in die Atmosphäre gelangen und dort, wenigstens einige Zeit, unverändert verweilen, so müssen diese Stoffe unstreitig auf die Beschaffenheit der Luft einen bestimmten Einfluß ausüben. Wir bemerken einen solchen auch häufig, indem gewisse Gegenden, entweder in Folge von natürlichen oder künstlichen Ursachen, mit Recht als ungesund bezeichnet werden. So deutlich nun diese Verschiedenheit auch an manchen Orten hervortritt, so wenig läßt sie sich durch die chemische Analyse nachweisen, indem alle Verunreinigungen der Luft wegen ihrer relativ höchst geringen Menge sich der Auffindung mittelst der schärfsten bekannten analytischen Methoden entziehen. Es wird uns dies ganz klar, wenn wir versuchen, uns über die absolute Menge der die Erde umgebenden Luftmasse Rechenschaft zu geben.

Nach annähernd gewiß richtigen Bestimmungen nimmt die Atmosphäre einen Raum von 4,050500,000000,000000 Kbkmet. ein. Dies entspricht einem Gew. v. 11,254010,000000,000000 pr. Pfunden. In dieser Masse schwinden 1000 Millionen Centner irgend eines fremdartigen schädlichen Körpers zu einem unnachweisbaren Minimum herab.

Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Die König-Max-Inseln.

So zahlreich die Deutschen sind, die, meistens in fremdem Auftrage und in fremdem Interesse durch kühnes Vordringen in unbekannte Länder unsre geographischen Kenntnisse bereichert haben, so wenig sind Männer unsers Stammes bei den großen nautischen Entdeckungen hervorgetreten. Wir haben keinen Columbus, keinen Cook, und selbst den Scoresby, Palmer, Powelt, Weddell können wir keine Namen gleich glücklicher Walfischfänger und Entdecker in den arktischen und antarktischen Gewässern entgegenstellen. Kotzebue und Bellinghausen gehören als Deutsch-Russen nicht zu uns, und sowohl Chamisso, den wir wohl den Unsern nennen dürfen, als die beiden Forster waren nur die Begleiter von Entdeckern. Zu wichtigen Entdeckungen würden wir wohl zu spät kommen, höchstens können wir noch eine Nachlese halten. In den unermeßlichen Räumen der Südsee ist dazu am meisten Gelegenheit geboten. Ein junger Pfälzer, G. Neumayer, der auf Kosten des Königs von Baiern Australien bereist, hat in den höheren Breiten, welche die Walfischfänger im Suchen nach ihrer immer seltener werdenden Beute in allen Richtungen durchkreuzen, eine Inselgruppe entdeckt und sie nach seinem König Max-Inseln genannt. Die Gruppe erstreckt sich von Süden gegen Norden zehn deutsche Meilen weit, oder von 53° 8′ südlicher Breite bis 53° 47′, und von Ost gegen West etwa zwölf, oder von 72° 24′ östlicher Länge von Greenwich bis 73° 40′. Die Straße, die zwischen den größeren Inseln hindurchführt, hat Neumayer nach dem Schiff, auf dem er sich befand, die La-Rochelle-Straße genannt. Der Breite angemessen sind die Inseln unwirthlich. „Von den Gipfeln der Berge, welche nahe an tausend Fuß hoch gefunden wurden, erstreckten sich die Eismassen bis zum Strand des Meeres, wo sie von den wärmeren Gewässern beleckt und angefressen wurden. Nur hie und da blickte kärgliches Grün durch die Schneeflächen, und außer den Schaaren der Albatros und Pinguine, deren Geschrei die Luft erfüllte, war von Leben keine Spur. Zuweilen wurde das krächzende Geschrei dieser Vögel von dem Sturz der Schneegewässer übertönt, welche von einer Höhe von zweihundert Fuß unmittelbar in die See herabstürzten. Die Straße, in der die La Rochelle fuhr, war voll von Eis.“ Diese Beschreibung des Entdeckers sagt uns, daß die neu aufgefundenen Inseln höchstens den Nutzen bringen werden, den Südpolfahrern in ihren Buchten Schutz gegen Stürme zu gewähren. Neumayer sah die Gruppe am 10. Januar 1857, also in einer Zeit, die in den Sommer der Australländer fällt, und doch war Alles Eis und Schnee.

Neucaledonien.

Auf seiner zweiten Reise um die Welt entdeckte Cook, als er die Neuen Hebriden, in denen er das Heilige-Geist-Land des Spaniers Quiros erkannte, verlassen hatte, am 5. September 1774 Neucaledonien. So sehr Seefahrer geneigt sind, ein Land, das sie nach gefährlichen und mühseligen Fahrten entdecken, mit günstigen Augen anzusehen, verhehlte Cook sich doch nicht, daß Neucaledonien den lieblichen und üppigen Eilanden der Südsee, die er bisher gesehen hatte, sehr unähnlich sei. Die sumpfigen Ebenen mit ihren Mangeldickichten, die dürren Höhen erinnerten ihn an das westlichere Neuholland, selbst die Bäume (Melaleuken) mit loser schneeweißer Rinde und mit schwarzen wie verbrannten Wurzeln, die er an der Küste von Neusüdwales gesehen hatte, fand er hier wieder. Von den Eingebornen entwarf er, und mehr noch Forster, eine so günstige Schilderung, daß man sie nur dadurch gegen die ganz anders lautenden Berichte von d'Entrecasteaux vor dem Makel der Unwahrheit hat bewahren können, daß

man angenommen hat, die ernsten und bescheidenen Wilden, mit denen Cook verkehrte, seien später von roheren Stämmen ausgerottet worden.

Diese Insel hat der Gegenadmiral Fevrier Despointes am 24. und 27. September in Folge eines „Vertrags" mit einem der dortigen Häuptlinge für Frankreich in Besitz genommen. Ein Nutzen hat sich für das Mutterland daraus bis jetzt nicht ergeben. Besitzt die Insel auch zwei gute Häfen, im Nordosten Balade, welches das Port de France der französischen Zeitungen sein wird, und St. Vincent im Südwesten, so wimmelt das umliegende Meer doch dergestallt von Korallenriffen, Inselchen und Sandbänken, und die Stürme, die drei Monate lang wüthen, kommen den chinesischen Typhons so nahe, daß der Schiffer diese gefährlichen Gewässer vermeidet. Um Ansiedler anzulocken, hat man ausgesprengt, daß der Berg „Ophir" und alle Flüsse und Bäche der Insel Gold enthielten, aber der Strom der auswandernden Goldgräber ist in seinem australischen Bette geblieben. Dem Antrage einer englischen Gesellschaft, Neucaledonien pachtweise zum Anbau von Zucker, Taback und Indigo übernehmen zu wollen, hat man keine Folge gegeben, wahrscheinlich um der Colonisationsfähigkeit der Franzosen nicht ein amtliches Armuthszeugniß zu ertheilen. Wie es scheint, weiß man in Paris mit den Südseebesitzungen, obgleich man sie auf die Gefahr eines Krieges mit England hin festgehalten hat, weiter nichts anzufangen, als sie zu Verbrechercolonien zu machen. So war es unter Ludwig Philipp und so ist es auch unter Napoleon III. Der Beschluß ist gefaßt worden und im September durch das Abschicken eines ersten Transports Verurtheilter zur Ausführung gelangt. Neucaledonien eignet sich für den Zweck, zu dem man es ausersehen hat. Thäler, von steilen und mehreren tausend Fuß hohen Bergen umschlossen, eine Bevölkerung von 60,000 Menschenfressern, die den Europäer mit der Lüsternheit von Feinschmeckern betrachten und auf jeden Flüchtling zu culinarischen Zwecken fahnden werden, ein Meer, das von Riffen und Klippen starrt, und eine Küste, deren beide einzige Eingänge eine müheloſe Bewachung gestatten, sind Oertlichkeiten und Bedingungen, die man nicht besser wünschen kann. Die unfreiwilligen Ansiedler werden ihren Unterhalt finden, denn Bananen, Oelbäume, Yams und Pfeilwurzeln, der philippinische Hanf, Ingwer und Zuckerrohr gedeihen gut, doch darf der Regen nicht zu lange ausbleiben, wie es nicht selten der Fall ist.

Es war eine Forderung der Menschlichkeit, daß Cayenne als Strafcolonie aufgegeben werde. Wie Neucaledonien in gesundheitlicher Beziehung sich bewähren wird, muß die Folge lehren. Das Klima soll nicht ungünstig sein. Schießt die senkrecht stehende Sonne glühende Strahlen, die von den vielen kahlen Stellen des Bodens zurückgeworfen werden, so hat auf der andern Seite der kühlende Seewind von allen Seiten Zugang und macht die Luft, wie die katholischen Glaubensboten sagen, mild, gesund und stärkend. Daß unter den Eingebornen zuweilen Seuchen ausbrechen, und daß eine Krankheit, die man mit dem furchtbaren Namen der Pest belegt, 1846 den dritten Theil der Wilden weggerafft hat, kann nicht ohne Weiteres als Widerlegung des günstigen Zeugnisses mehrjähriger Beobachter zugelassen werden. Wo immer Europäer unter wilden Völkerschaften erschienen sind, haben sie die nachtheiligsten physischen und psychischen Veränderungen hervorgerufen.

Artesische Brunnen in der Wüste.

Frankreich besitzt zwei merkwürdige Männer, Paramelle und Gautherot. Der erste ist Geistlicher, der zweite Arbeiter, und beide haben es im Studium der Quellenkunde durch Geduld, Fleiß und Beobachtungsgabe so weit gebracht, daß sie mit nie fehlender Sicherheit angeben, wo man unter der Erde Wasser finden wird, und in welcher Menge. Durch sie sind unzählige Orte ihres Vaterlandes mit Quellen, selbst mit Wasserkräften für große Fabriken beschenkt worden. In guter Stunde hat die Regierung den Entschluß gefaßt, einen von ihnen, Gautherot, nach Algier zu schicken. Er hat dort zuerst in Algier, Mostagaorm, Arzew und Oran gearbeitet, überall mit dem glänzenden Erfolge, daß wahre Riesenquellen zu Tage gefördert worden sind. Gegenwärtig ist er in dem an die Provinz Constantine angrenzenden Theil der Wüste beschäftigt. Es sind dort bis jetzt sechs Brunnen gebohrt worden, die von 108 bis 4300 Litres Wasser in der Minute geben. Der tiefste geht 85 Meter in die Erde, und sein Wasser hat eine Temperatur von + 21° R. Diese Arbeiten sind geeignet, eine wahre gesellschaftliche Umwälzung hervorzurufen. Die dortigen wandernden Stämme, die mit ihren Heerden von Ort zu Ort ziehen und manche Störung hervorrufen, werden sich um jene Quellen versammeln und Ackerbau treiben. Bereits hat ein Theil des Stammes der Selmia Vorbereitungen dazu getroffen. Man wird die Bohrungen tiefer in der Wüste, dem Laufe der Karavanenstraßen folgend, fortsetzen und die Verbindungen mit den östlichen Gebieten und den Sudanländern erleichtern.

Burton und Baikie in Afrika.

Von der neuen Nigerexpedition sind Nachrichten eingetroffen. Sie ist am 29. Juni von Fernando Po nach der Nun-Mündung des Niger abgegangen. Alle Mitglieder und Mannschaften waren gesund und heiter. M. Gregor Laird, der nächst unserm Petermann für die Dampfboot-Expedition von 1854 am meisten thätig gewesen ist, hat diese neue Reise veranstaltet. Er verfolgt abermals die Handelsinteressen, welche zum ersten Mal in den Vordergrund traten, als die beiden Länder mit lockenden Schilderungen von dem Elfenbeinreichthum am Niger und von dem industriellen Sinn der Landschaft Nyffo oder Nyse zurückkehrten. Die Expedition von 1832, an der er selbst Antheil nahm, verlief unglücklich. Von den siebenundvierzig Europäern der beiden Dampfschiffe Quorra und Alburkah blieben

nur acht am Leben. Laird ſelbſt erkrankte und mußte nach Europa zurückkehren, Richard Lander wurde verwundet und ſtarb in Fernando Po, Oldfield entſagte nach dieſem Unfall ferneren Unternehmungen, und Allen war der Einzige, der im Niger weit, bis Rabba vorgedrungen war. Der Erforſchung des großen Fluſſes, den er unterhalb Funda's bemerkte, hat die Expedition von 1854 gegolten. Es iſt der Benue, den man eine Zeit lang Tſchadda genannt hat, weil die früheren Reiſenden glaubten, daß er ein Ausfluß des Tſchad-Sees ſei. Die jetzige Reiſe will M. Gregor Laird dazu benutzen, an gelegenen Uferpunkten Handelsſtationen zur Einſammlung von Butter, Baumwolle und andern Handelserzeugniſſen zu gründen. Mögen dieſem Plane beſſere Sterne leuchten, als jene Muſterwirthſchaft zur Belehrung der Schwarzen, die 1841 der Tſchiddamündung gegenüber gegründet wurde, aber an der Unordnung der Anſiedler und am Klima kläglich zu Grunde ging. Hauptzweck iſt natürlich die Erforſchung des Niger und ſeiner Nebenflüſſe, insbeſondere des Benue, auf dem die letzte Expedition nicht bis zur Einmündung des Faro zu gelangen vermochte.

Der Führer des Ganzen iſt derſelbe Dr. Baikin, der auch die Reiſe von 1854 geleitet hat. Er iſt Arzt und Naturforſcher. Dreizehn Europäer begleiten ihn, unter denen der Naturforſcher May, der Botaniker Davis, Lieutenant Glover, Schiffscapitän Grant und mehrere Ingenieure ſind. Die übrige Beſatzung ſeines Dampfſchiffes Daysſpring bilden fünfzig Krumänner oder Bewohner der Kru-Küſte von Sierra Leona, Holzſchläger, ein athletiſcher, ausdauernder und den Europäern auf eine ſeltene Weiſe ergebener Menſchenſchlag, und fünfundzwanzig Eingeborene aus den Grenzländern des Niger und des Tſchad-Sees. Ob man wirklich in Fernando Po, wie die Admiralität vorgeſchrieben hat, Neger, welche Engliſch leſen und ſchreiben können, als Paſſagiere mitgenommen hat, geht aus den von dem weſtafrikaniſchen Poſtdampfer Gambia überbrachten Nachrichten nicht hervor. Man hoffte durch die Zurückführung freigelaſſener Afrikaner im Innern Elemente der Civiliſation verbreiten zu können.

Die Zeit zur Reiſe iſt gut gewählt. Am 1. Juli beginnt das periodiſche Anſchwellen des Niger und hält fünfundſiebzig Tage an. Abgeſehen davon, daß die Schiffe in dieſer Zeit ein tiefes Fahrwaſſer finden, bleiben die Mannſchaften von den ſchädlichen Ausdünſtungen der Sümpfe und Lachen, die jetzt mit friſchem Waſſer gefüllt ſind, verſchont. Vor Ende Juli kann Dr. Baikin Rabba erreicht haben, wo die bei Jauri beginnende Gebirgskette endet und ein ſchönes und weites Flußbecken ſich öffnet.

Auf der öſtlichen Seite des Continents ſind Speke und Burton (der kühne Reiſende, der nach Mekka und Härrar vorgedrungen iſt) thätig. Sie langten im Januar in Zanzibar an und unternahmen unverzüglich eine Reiſe nach dem Gebirgslande Uſambara. Sie glaubten die Schneeberge erreichen zu können, von denen die deutſchen Glaubensboten erzählt haben, und waren noch etwa zwei Grade von dem Kilimandſcharo entfernt, als ſie in Fuga durch Krankheiten zur Umkehr gezwungen wurden. Nach neueren Nachrichten ſollten ſie nach Kilwa oder Quiloa ſegeln und von dort im Juni aufbrechen, um den Verſuch zu machen, ob ſich der See Niaſſa und der große Binnenſee Ukerewe erreichen laſſe.

Die wiſſenſchaftlichen Reiſen

auf Befehl und mit Unterſtützung des Königs Max von Baiern.

Dr. Neumayer. Dr. J. Roth. Profeſſor Joſeph Müller. Dr. Moritz Wagner. Profeſſor Hofmann.

München, im October 1857.

Sie wünſchen von mir einige nähere Angaben über die gelehrten Reiſenden, welche von Baiern in den letzten Jahren nach verſchiedenen Ländern zu wiſſenſchaftlichen Zwecken ausgegangen ſind. Die ſo mannigfachen projectirten Forſchungen und Arbeiten dieſer Gelehrten, von denen man, ſowohl für Ethnographie und Geſchichte als für Erdkunde und Naturgeſchichte intereſſante und wichtige Beiträge erwarten darf, haben die öffentliche Aufmerkſamkeit und das Intereſſe nicht allein in Deutſchland ſondern auch im Auslande in nicht geringem Grade erregt.

König Maximilian von Baiern, der deutſche Fürſt, welcher ſchon als Kronprinz durch ſeine Vorliebe für den Verkehr mit den hervorragendſten Gelehrten und Denkern Deutſchlands uns eine neue Aera für das wiſſenſchaftliche Leben in Baiern hoffen ließ, hat bekanntlich aus ſeiner Civilliſte eine bedeutende jährliche Summe für die Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Zwecke beſtimmt.

An die hervorragendſten Gelehrten aus allen Fächern des Wiſſens ſind Aufforderungen ergangen, jene Unternehmungen und Arbeiten, deren Ausführung bei dem jetzigen Stand der Forſchung beſonders reichliche und intereſſante Reſultate verſpricht, der königlichen Protection ſpeciell zu bezeichnen. Die Vorſchläge gelangen ſodann zur nähern Prüfung und Empfehlung an eine Commiſſion, unter deren Mitgliedern Thierſch, Liebig, Herrmann, Spruner, Sybel, Löher, Bluntſchli, Namen von gutem Klang, figuriren und an deren Spitze der Cultusminiſter von Zwehl ſteht, ein hochgebildeter Staatsmann, deſſen edle Perſönlichkeit ihm die Hochachtung aller Parteien gewonnen hat.

Zu den verſchiedenen Unternehmungen, welche theils vom Könige ſelbſt theils auf Koſten des Staates und der Akademie in den letzten Jahren angeregt und unterſtützt wurden, ge-

hören auch die wissenschaftlichen Reisen, für die man sich, wie Sie mir schreiben, in Ihrem Leserkreis besonders interessirt. In Baiern selbst erwähne ich als hervorragende Arbeiten dieser Art die Reisen des geistvollen Culturhistorikers Riehl und Friedrich Lentner's für baierische Culturgeschichte und Ethnographie, sodann die Reisen von Prof. Andreas Wagner für Paläontologie, von Dr. Otto Sendtner für Pflanzengeographie, von Prof. Schafhäutl und Bergmeister Gümbel für Geognosie, von Prof. v. Siebold und Dr. von Heßling für Zoologie. Die Resultate der ethnographischen Forschungen des geistvollen und sinnigen, leider frühe verstorbenen Lentner werden wahrscheinlich von Riehl und Dr. Felix Dahn bei dem Prachtwerke „Bavaria" benutzt werden, an dessen Bearbeitung sich eine namhafte Anzahl von baierischen Gelehrten betheiligt.

Unter den wissenschaftlichen Reisen, welche im Auftrage und auf Kosten des Königs in das Ausland für geographische, historische und naturgeschichtliche Forschungen unternommen wurden, erwähne ich vor allen die von Dr. Neumayer nach Australien und den Südseeinseln.*)

Die Reise des Dr. Johannes Roth nach Palästina wurde auf die besondere Empfehlung unsers würdigen hochbejahrten Hofrath Schubert, mit welchem Dr. Roth bereits früher eine Reise nach Syrien und in das heilige Land gemacht, von Sr. Majestät genehmigt. Der sehr unternehmende, kenntnißreiche Zoolog hat später auch Abyssinien und einen Theil Ostindiens im Gefolge einer englischen Expedition durchwandert. Die bedeutenden Sammlungen, die er damals machte, sind leider nach England gekommen. Ein größeres Werk hat Dr. Roth über seine Reisen nicht publicirt, dagegen mehrere sehr interessante kleinere Abhandlungen, die auf Kosten der Akademie der Wissenschaften gedruckt wurden. Seine diesmalige auf die Dauer von zwei Jahren berechnete Reise hatte hauptsächlich die Lösung eines wichtigen geographischen Problems zum Zweck. Dr. Roth wollte das noch ganz unbekannte Gebiet an der Nordostseite des todten Meeres und das obere Jordanthal, besonders das linke Ufer dieses Flusses besuchen. Wäre sein Plan ganz gelungen, so würde unstreitig damit eine bedeutende Bereicherung der Geographie des heiligen Landes gewonnen worden sein und wir hätten wahrscheinlich über die fast ganz unzugänglichen arabischen Stämme jener Gegenden Wichtiges erfahren. Leider scheiterte das kühne Project an jenen unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche der Fanatismus und die Raubsucht der Beduinen noch jedem christlichen Reisenden, der Aehnliches unternehmen wollte, entgegensetzte. Dr. Roth hat dafür im verflossnen Winter eine andere Tour durch die Wüste nach dem rothen Meere unternommen, über welche er ausführliche Details an die Akademie der Wissenschaften berichtet. Auch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, den Ausflug nach dem obern Jordan später noch zu machen. Er weilt gegenwärtig in Jerusalem und bearbeitet dort seine gesammelten Notizen. Es sind von diesem Gelehrten auch interessante naturhistorische Sammlungen zu erwarten, für die er ein ausgezeichnetes Talent und Geschick besitzt.

Professor Joseph Müller, einer der gelehrtesten Orientalisten Europa's, zugleich ein gründlicher Kenner der Geschichte, überhaupt ein Mann von der umfassendsten Bildung, wurde nach Spanien gesandt, um die in der einsamen Escurialbibliothek bisher verborgenen, und so gut wie begrabenen Schätze der arabischen Literatur, besonders aus der Zeit der Maurenherrschaft in Spanien, näher zu untersuchen. Man versichert, daß Baron Schack, der geistvolle Uebersetzer des Firdusi, selbst ein gründlicher Kenner der arabischen Sprache, der auch einstmals als Diplomat längere Zeit Spanien bewohnte, für die wissenschaftliche Mission Müller's besonders eifrig wirkte, und die ihr entgegenstehenden Bedenken glücklich überwand. Die Sendung Müller's wurde nicht allein von allen Kennern und Freunden der arabischen Literatur, sondern auch von dem größten Theil der gebildeten Bevölkerung Münchens mit ganz besonderer Freude begrüßt.*)

Er arbeitet nun seit acht Monaten in der alten Klosterbibliothek des Escurial, die bekanntlich in ziemlicher Entfernung von Madrid einsam in einer öden, traurigen Gegend gelegen, mit einem so energischen Fleiße, wie ihn wenige Forscher besitzen. Eine eiserne Willenskraft und eine unverwüstliche Gesundheit, die aller dortige Mangel an Bequemlichkeit und nahrhafter Kost nicht zu untergraben vermochte, unterstützen ihn dabei. Wenn auch die historische Ausbeute nicht ganz den Erwartungen entsprach, die man von einer nähern Untersuchung der handschriftlichen Escurialschätze, besonders in Bezug auf die Geschichte und Zustände des arabisch-spanischen Reiches, hegte, so ist es doch dem beharrlichen Eifer Müller's gelungen, eine genaue Einsicht

*) Wir geben Näheres pag. 219 in dem Artikel: „Neuestes aus der Ferne."

*) Auch dem berühmten „Fragmentisten" Fallmerayer wurde eine wissenschaftliche Mission nach Kleinasien auf königliche Kosten angeboten, die er jedoch aus Gesundheitsrücksichten ablehnte.

aller vorhandenen Manuscripte zu nehmen, welche den Brand von 1671 überdauerten. Immerhin wird aus seinen Forschungen eine nicht unbedeutende Bereicherung der Geschichte jener denkwürdigen mauro-arabischen Invasion und Herrschaft in West-Europa hervorgehen, obwohl nach Müller's Briefen die arabischen Historiographen damals in einer noch schwülstigern Darstellung, immer auf Kosten der Wahrheit, sich gefielen wie ihre Collegen im Orient. Auch hat ihm oft der Zustand der Manuscripte und die unleserliche Schrift in dem verdorbenen maurisch-arabischen Idiom viele Mühe gemacht. Indessen dürfte der heroische Fleiß des gelehrten Orientalisten über alle Hindernisse triumphiren. Er selbst wird genöthigt sein, die ihm angeborene Scheu vor größeren Publicationen zu überwinden. Müller's zahlreiche Freunde und Verehrer hoffen von ihm als Frucht seines spanischen Aufenthalts ein Werk, das seinen Namen in der gelehrten Literatur auf eine lange Reihe von Generationen erhalten wird. Nach dem Schlusse seines Escurialaufenthalts gedenkt Müller noch Andalusien zu besuchen, und wird anfangs des Jahres 1858 in München zurückerwartet.

Dr. Moritz Wagner, der im Auftrage des Königs die Westküste von Central-Amerika, Ecuador, Neu-Granada und Peru zur Fortsetzung seiner früheren Forschungen besuchen wird, ist durch die Empfehlung Humboldt's und Karl Ritter's zu dieser neuen wissenschaftlichen Mission berufen worden. Die Arbeiten dieses berühmten Reisenden sind bekanntlich seit mehr als zwanzig Jahren der Länder- und Völkerkunde gewidmet und haben in engeren wie in weiteren Kreisen den Beifall gefunden, welchen umfassende Kenntnisse, gründliche und gewissenhafte Forschungen und die Gabe klarer und gediegener Darstellung sowohl im ethnographischen und politisch-historischen Gebiet, als in der physischen Erdkunde und in verschiedenen Fächern der Naturgeschichte ihm zuwandten. Den Gelehrten ist Moritz Wagner durch seine Werke über Nord-Afrika und Armenien, und durch viele kleinere wissenschaftlichen Arbeiten, dem größern Publicum durch seine verschiedenen Reisebeschreibungen über Persien, den Kaukasus, Nord-Amerika, Costa Rica u. s. w. bekannt. Seine Bücher, die auch von wissenschaftlichen Anhängen begleitet sind, haben besonders in England Anerkennung gefunden, wo sie mehrfach übersetzt wurden. Von den gelehrten Mechitaristen Venedig's sind die orientalischen Reisewerke Wagner's auch in das Armenische übersetzt, und weit im Orient verbreitet. Die Leser der Augsburger Allgemeinen Zeitung kennen den unternehmenden Reisenden aus vieljährigen Berichten bereits seit der berühmten französischen Expedition nach Constantine, welche Dr. Wagner 1837 als Mitglied der wissenschaftlichen Commission Frankreichs begleitet hat. Ein damals in München lebender französischer Marquis hat seine Briefe gesammelt und in französischer Uebersetzung herausgegeben.

Die diesmalige Reise führt den eifrigen Forscher zunächst nach dem Isthmus von Panama, von wo er dann nach Guayaquil und Quito zu gehen und die oberen Zuflüsse des Amazonenstromes zu besuchen gedenkt. Er wird später Central-Amerika, wo er schon früher ein bedeutendes Material gesammelt, nochmals besuchen. Wenige beschreibende Naturforscher haben die Kenntniß des Naturcharakters und der Arten in den verschiedenen Welttheilen so bedeutend bereichert wie Moritz Wagner durch seine großen zoologischen, botanischen und paläontologischen Sammlungen, von welchen das meiste in den Museen von London, Paris, Berlin und Wien liegt. Auch die naturhistorischen Staatssammlungen Baierns haben durch ihn viel Neues und Interessantes erhalten. Die geographische Verbreitung der Thiere und Pflanzen ist Wagner's besonderes Studium. Seine zahlreichen Freunde, zu welchen auch Einsender gehört, freuten sich sehr, daß auch ihn die königliche Munificenz in den Stand setzte, noch einmal eine große wissenschaftliche Reise, ausgestattet mit allen nothwendigen Instrumenten, nach dem tropischen Amerika zu unternehmen. Seine früheren Reisen hat er auf eigene Kosten gemacht, oft mit den schwersten Entbehrungen kämpfend. Von seinem diesmaligen Aufenthalt in den Cordilleren sind bei seiner unermüdlichen Thätigkeit besonders interessante Resultate, sowohl in Bezug auf die Ethnographie und die alte Geschichte von Quito und Peru, als hinsichtlich der naturhistorischen Ausbeute, zu erwarten. Wagner, der erst vor Kurzem München verlassen hat, gedenkt zwei Jahre auf diese Reise zu verwenden. *)

*) Nach seiner ausführlichen mündlichen Mittheilung gedenkt Dr. Wagner für den nächsten Winter seinen Aufenthalt auf den Isthmus von Darien und die Provinz Veragua zu beschränken, welche zwar an einer einzigen Stelle von der Eisenbahn zwischen Aspinwall und Panama durchbrochen, aber in Wahrheit seit der Zeit, wo Columbus auf seiner vierten Entdeckungsreise die nördlichen Küstenpunkte berührte und wo der Jesuit Acosta in seiner „historia natural de las Indias“ ihre Naturwunder beschrieb, eine terra incognita geblieben ist. Dort, in den noch unbesuchten Gegenden der Cordillerakette, über deren Form und Depression nur vage Gerüchte verbreitet sind, wünscht Dr. Wagner ebenso wie an den Golfen von Nicoya und Conchagua besonders Höhenmessungen auszuführen und die äußeren Structurverhältnisse des Gebirgslandes zu untersuchen, nachdem bei seinem früheren dortigen Besuch seine hypsometrischen Instrumente sehr gelitten hatten und keine zuverlässigen Resultate mehr lieferten. Von dort gedenkt er seine Reise nach Ecuador

Der fünfte gelehrte Reisende, welchem der edle König Max die Mittel gewährte, zur Bereicherung seiner speciellen Studien fremde Länder zu besuchen, ist unser trefflicher Sprachforscher Professor Hofmann, welchen die von Seiner Majestät ernannte Commission einstimmig zu diesem Zweck empfohlen hat. Seine Forschungen sind besonders auf die romanischen und germanischen Sprachen und ihre Literatur concentrirt, und zeichnen sich ebenso sehr durch Tiefe und Gründlichkeit, wie durch geistvolle, eigenthümliche Auffassung aus. Wenige Gelehrte haben das Wort und die Form in gleicher Weise wie Hofmann in ihrer Gewalt. Die Rede, die er im verflossenen Jahr vor der Akademie über Schmeller's gelehrte Thätigkeit gehalten, riß die ganze Versammlung zur lauten Bewunderung hin. Er ist noch mit den Vorarbeiten zu seiner wissenschaftlichen Reise nach Frankreich, Italien und England beschäftigt, und wird München erst im Laufe des künftigen Jahres verlassen.

Wir erhielten folgende Zuschrift von Herrn John M. Brooke, Lieut. U. S. Navy.

Ueber die verunglückte atlantische Telegraphen-Taulegung.*)

Washington, 14. Sept. 1857.

Geehrtester Herr!

Vor mehreren Monaten habe ich in gedrängter Form einige Bemerkungen über die Ausführbarkeit der Legung des Telegraphentaues zwischen England und Amerika veröffentlicht, und mit Vergnügen gesehen, daß Sie, wie ich wünschte, meinen Aufsatz in die Spalten Ihrer schätzbaren Zeitschrift aufgenommen haben. Da ich nun von unserm Hydrographen, Herrn Knorr, höre, daß dem deutschen Publicum eine weitere Besprechung dieses Gegenstandes nicht unwillkommen sein würde, und da der von der Compagnie gemachte Versuch ein erläuterndes Beispiel der „Tauwellentheorie" darbietet und zugleich beweist, wie nothwendig es ist, auf mehrere, für das Gelingen der Sache wesentliche Punkte zu achten, so beabsichtige ich jetzt, die Vorgänge bei der Operation mit meinen früheren Bemerkungen zu vergleichen. Zu einem leichtern Verständniß der Sache ist zu bemerken, daß das Tau 1800 Pfund per Meile wiegt und gerissen ist, nachdem es auf kurze Distancen und nur unter dem Druck der Atmosphäre mit einem Gewicht von 7000 Pfund belastet worden war.

Eine derartige Probe ist trügerisch, da die Bedingungen, unter welchen sie angestellt wurde, ganz verschieden sind von denen, welche im Verlaufe der Legung eintraten, indem das Tau Formveränderungen ausgesetzt ist, die dasselbe nicht nur schwächer machen, sondern auch Anlaß zum Zerreißen der kupfernen Leitungsdrähte geben können.

In meinem ersten Aufsatze über diesen Gegenstand habe ich mich über die Zusammensetzung des Taues der Atlantischen Telegraphen-Compagnie wörtlich folgendermaßen ausgesprochen:

„Das Tau der Atlantischen Telegraphencompagnie besteht aus sieben kupfernen mit Gutta-Percha überzogenen Leitungsdrähten. Diese bilden den Kern (a core), welcher mit etwa siebzehn gedrehten Strängen von Eisendraht, deren jeder wieder aus mehreren kleineren Drähten besteht, spiralförmig umwunden ist."

„In der Praxis kommt es nun darauf an, ob diese verschiedenen Materialien auf die zweckmäßigste Weise mit einander verbunden sind."

„Angenommen, die Kupfer- und Eisendrähte lägen grade und paralell mit einander, so würde, da die relative Dehnbarkeit beider Metalle sich etwa wie vier zu fünf verhält, der Eisendraht eigentlich die Spannung zu tragen haben und zwar ohne eine Veränderung in der Form des Gutta-Percha-Kerns. In dem Taue aber, welches gegenwärtig angefertigt wird, machen die äußeren Drähte zwei volle Windungen auf den Fuß. Es entsteht also die bedenkliche Frage, ob durch die Spannung oder durch den Druck von fünf- bis sechstausend Pfund auf den Quadratzoll der Kern zusammengedrückt werden oder sonst eine Formveränderung erleiden wird. Das zwischen die Eisendrähte eindringende Wasser wird das Tau von allen Seiten umgeben und auf jeden einzelnen Draht seine Compressionskraft ausüben; wenn die Gutta-Percha nachgibt, werden auch die Eisendrähte lose werden, sich ausdehnen und die grade liegenden Kupferdrähte werden die Spannung zu tragen haben, und wenn auch diese eine Dehnung von zwanzig Procent ihrer Länge aushalten können, ohne zu zerreißen, so ist doch ein solcher Vorgang gefährlich."

„Das Gummi Elasticum ist weniger compressibel als das Wasser, und man darf annehmen, daß die Gutta-Percha ihm hierin, wie in anderen Beziehungen, ähnlich ist. Indessen zeigt sich diese geringe Compressibilität des Gummi Elasticum nur, wenn dasselbe ganz in's Wasser getaucht ist. Nun bleiben aber Theile des Taues über dem Wasser, und da die Gutta-Percha nahezu dasselbe specifische Gewicht hat, wie das Wasser, so wird ihre Ausdehnung in die Länge, auch angenommen, daß sie incompressibel wäre, hauptsächlich durch ihre Adhäsion an die Kupferdrähte gehemmt werden;

---

und Peru fortzusetzen, wo Cuzco, die alte Hauptstadt der Incas, den südlichen Zielpunkt seiner Forschungen bilden soll. Die Illustrirten Deutschen Monatshefte haben aus seiner Feder bereits eine Darstellung des Vulcans Isalco, des Erdbebens von San Salvador und der geographischen Verbreitung der Thiere gegeben. Auch von seiner jetzigen Reise, auf welcher ein talentvoller Maler, Herr Hagen aus Dorpat, ihn begleiten wird, sind den Illustrirten Deutschen Monatsheften derartige Mittheilungen und Reiseskizzen versprochen. Die Redaction.

*) Vergl. Bd. II, 468 u. ff. Bezügliche, die Verständlichkeit des Gegenstandes fördernde Stellen aus dem ersten Artikel sind in dieser neuen Mittheilung wieder angeführt. Die Redaction.

die äußeren Spiraldrähte werden sich in einem gewissen Grade mit der Gutta-Percha verlängern." —

Der Vorfall nun, welcher die Richtigkeit dieser meiner Behauptungen beweist, und seiner Zeit großes Erstaunen erregte, wird folgendermaßen erzählt:

Wir hatten uns kaum von unserm Schrecken über diese Zufälle erholt, als das ganze Schiff abermals in große Aufregung versetzt wurde durch die Nachricht, daß die Continuität der elektrischen Leitung im Tau verschwunden sei, daß dasselbe den elektrischen Strom nicht mehr fortleite, mit einem Worte, daß alle Verbindung zwischen dem Schiffe und der Küste, in Folge irgend eines Unfalles am Kupferdraht, wovon jedoch Niemand die Ursache kannte, aufgehört habe. Drittehalb Stunden blieb die Leitung unterbrochen und wir glaubten nicht anders, als Alles sei aus, die dreihundert und einige Meilen, welche bis jetzt gelegt worden waren, seien umsonst gelegt, und wir würden umkehren müssen, um Bericht von dem Mißlingen des Unternehmens abzustatten, in einem Augenblicke, wo die Augen der ganzen Welt auf uns gerichtet waren und wo wir noch dazu hoffen zu dürfen meinten, daß bei genügender Aufmerksamkeit und Vorsicht der Erfolg in unsern Händen sei. Die Ingenieure, Capitän Hudson und Prof. Morse waren sämmtlich der Ansicht, daß nichts weiter zu machen sei, als das Tau abzuschneiden, um es von der Abwickelmaschine herunterzubringen und auf die zum Aufwickeln bestimmte zu übertragen. Ueber die Möglichkeit des Gelingens dieser Operation, welche ernstlichen und wohlbegründeten Zweifeln unterworfen war, so wie über das beste Verfahren dabei, traten Herr le Sauty, der assistirende Physiker, und Herr Bright mit Prof. Morse in Berathung, und letzterer sprach seine Meinung dahin aus, daß die Spannung, welcher das Tau bei seinem Ablauf von den Wickelrädern unterworfen gewesen, die Gutta-Percha geöffnet und dadurch die Isolirung zerstört habe. Dies schien die einzig mögliche vernünftige Erklärung der Sache und sie wurde allgemein als die richtige angenommen. Es waren seit dem Vorfall etwa zwei Meilen Tau abgewickelt worden, und die einzige Frage, welche noch zu entscheiden blieb, war, ob die Aufwickelmaschine mit Sicherheit angewandt werden könne, um diese Taulänge wieder herauf zu holen. Professor Morse erklärte, daß die Entscheidung hierüber dem Oberingenieur Herrn Bright gebühre und daß nur dieser den Befehl zum Abschneiden des Taues zu geben habe, falls er sich dahin entscheide. Herr Bright entschied sich dahin, und es wurden bereits Anstalten getroffen, seine Befehle zu vollziehen, als Herr le Sauty den Professor Morse benachrichtigte, daß die Leitung wiederhergestellt und die Isolirung nicht zerstört sei. Fünf Minuten später wäre diese Nachricht zu spät gekommen, denn dann wäre das Tau abgeschnitten gewesen und der dadurch von dem Telegraphen getrennte Leitungsdraht hätte kein Zeichen, daß er unversehrt sei, bis zu seinem Endpunkte auf dem Schiffe fortpflanzen können. —

Betrachten wir, mit Rücksicht auf die hierhergehörige Stelle meines oben angeführten Aufsatzes, die Lage eines Taues, welches mit größerer Schnelligkeit sinkt, als das Schiff segelt, so finden wir, daß „die Beschaffenheit der Curve, welche das Tau auf seinem Wege nach dem Meeresgrunde macht, von der Raschheit seines Sinkens und von der Segelschnelligkeit des Schiffes abhängt. Wenn das Tau, nachdem es horizontal auf das Wasser gelegt ist, schneller sinkt, als das Schiff segelt, wird es eine Curve bilden, deren convexe Seite dem Grunde zugekehrt ist; der obere, beinah verticale Theil wird grader, also schneller zu Boden sinken, der untere Theil wird folglich in wellenförmiger Gestalt auf dem Grunde ankommen," und wir gelangen sofort zur Lösung des Problems.

Als im tiefen Wasser eine bedeutende Länge Tau mit vergrößerter Schnelligkeit nach dem Meeresgrunde zu ablief, verursachte die Spannung, welcher das Tau ausgesetzt wurde, um sein Untersinken zu verzögern, daß die Spiralen der äußeren Drähte sich streckten und so die Spannung auf die Gutta-Percha und die verhältnißmäßig grade liegenden kupfernen Leitungsdrähte fiel; die Elasticität der Gutta-Percha machte es auch dieser möglich, sich auszudehnen, die kupfernen Drähte, obwohl sehr dehnbar, konnten doch jener Spannung nicht folgen, zerrissen daher und die Leitung des elektrischen Fluidums war unterbrochen.

Als aber dieser Theil des Taues sich dem Meeresgrunde näherte, wurde er im Laufe der Abwicklung wieder schlaff, die unbeschädigt gebliebene Gutta-Percha zog sich vermöge ihrer Elasticität wieder zusammen und brachte auch die zerrissenen und getrennten Fäden der nunmehr verlängerten kupfernen Leitungsdrähte wieder mit einander in Berührung, und so wurde die Leitung wieder hergestellt.

Es ist ein Glück, daß das Tau nicht vor der Wiederherstellung der Leitung abgeschnitten wurde, sonst würden die Meinungen derjenigen Physiker, welche die Unterbrechung der Leitung lediglich der Abschabung zuschrieben, unverändert und ein Mangel in der Construction unentdeckt geblieben sein. Denn diese Construction wurde zwar als nicht ungefährlich, keineswegs aber als die Herstellung einer elektrischen Leitung gradezu hindernd dargestellt, und es war anzunehmen, daß in den meisten Fällen die Kupferdrähte, wenn sie zerrissen, nach Aufhebung der Spannung wieder zusammenkommen würden. Es ist indessen leicht einzusehen, daß diese Erwartung fehlschlagen oder daß durch solche (nur unvollkommene) Berührungen der zerrissenen Drahtenden der elektrische Strom geschwächt werden kann.

Wir kommen nun zu derjenigen Richtung des Taues bei seinem Untersinken, welche von dem Ingenieur der Wirkung der unteren Strömungen zugeschrieben wurde, eigentlich aber von der Natur der Curve herrührt, die das Tau bei seinem Untersinken beschreibt. Das Tau suchte unstreitig auf dem kürzesten Wege unterzusinken, und wenn man den langsamen Fortgang des Schiffes und den

Widerstand des Wassers gegen die seitliche Abweichung des Taues in Betracht zieht, so ergibt sich, daß seine Curve nahezu cycloidisch (kreisförmig) sein mußte.

Die überflüssig abgelaufene und eingesenkte Taulänge war während der Operation so groß, daß selbst 2500 Meilen Tau nicht hingereicht haben würden, um die Strecke von 1600 Meilen zu überspannen.

Die auf dem Schiffe selbst vorgenommenen tiefen Meeressondirungen, obwohl von einander abweichend und deshalb nicht völlig zuverlässig, deuten nicht auf die Existenz unterer Strömungen hin. Auch braucht man nicht erst nach solchen Ursachen der Abweichung des Taues von seiner graden Richtung zu suchen, da dieselben schon in der Beschaffenheit des Taues selbst liegen.

Das Princip, welches uns in den Stand setzt, gegen den Wind zu segeln durch die Neigung der Oberflächen und folgeweise der Theilung und Wiedervereinigung der Kräfte (decomposition and recomposition of forces), ist ebenso wohl anwendbar auf das sinkende Tau, wie auf das Segelschiff, welches, wie man zu sagen pflegt, „dem Winde gerade in's Gesicht fährt (eats into the eye of the wind).

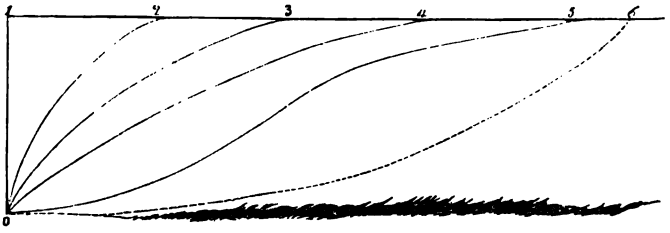
Je größer das specifische Gewicht eines für die Meerestiefe bestimmten Taues ist, desto schneller sollte das mit der Legung desselben betraute Schiff segeln. Das Tau hätte so eingerichtet und die Abwickelungsmaschinerie der Art sein müssen, daß diejenige Schnelligkeit zu erreichen gewesen wäre, welche zur Bildung der „Welle im Tau" nöthig ist. Denn:

„Wenn das Tau, nachdem es horizontal auf das Wasser gelegt ist, schneller sinkt, als das Schiff segelt, wird es eine Curve bilden, deren convexe Seite dem Grunde zugekehrt ist; der obere, beinahe verticale Theil wird grader, also schneller zu Boden sinken; der untere Theil wird folglich in wellenförmiger Gestalt auf dem Grunde ankommen."

„Nehmen wir aber an, daß wir ein Tau haben, welches, wenn horizontal auf das Wasser gelegt, weniger schnell untersinkt, als das Schiff segelt, daß dieses Tau vertical vom Schiffe herunterhängt, wie in obenstehender Figur Pos. 1, daß sein unterer Theil bei 0 auf dem Grunde liegt, daß, zur Vermeidung von Beschädigung, die Abwickelung gemäßigt wird und das Schiff unterdessen mit einer Schnelligkeit von zehn Meilen in der Stunde weiter segelt, so ist klar, daß, da die Ziehkraft des Schiffes in einem rechten Winkel auf das vertical hängende Tau wirkt, dasselbe in Folge des Widerstandes des Wassers eine Curve bilden wird, deren concave Seite dem Grunde zugekehrt ist (02). Bewegt sich nun das Schiff von 2 nach 3 und 4, unter fortgesetztem Festhalten des Taues, so wird der Winkel immer kleiner werden, bis die Ziehkraft des Schiffes beinahe in der Linie des Taues selbst wirkt (04). Wenn hierauf die Schwere des Taues in's Spiel kommt, entsteht am untern Theil eine Curve, deren convexe Seite dem Grunde zugekehrt ist (05), wogegen der obere Theil, da er weniger schnell sinkt als das Schiff segelt, noch seine concave Seite dem Grunde zukehrt (06). Das Tau erhält somit eine wellenförmige Gestalt und diese bleibt — gleichviel ob man, wie vorausgesetzt, mit einem vertical hängenden oder einfach geneigten Tau abfährt — so lange die Abwicklung an Bord gemäßigt wird. Diese Mäßigung aber ist unumgänglich nothwendig, außer wenn das Tau viel leichter wäre als das der Atlantischen Gesellschaft."

„Diese Welle würde unter gewissen Umständen die Intensität der Spannung des Taues bedeutend verändern."

„Würde zum Beispiel die Fahrschnelligkeit des Schiffes, mehr oder weniger plötzlich, so weit vermindert, daß sie geringer wäre als die Schnelligkeit, mit welcher das Tau sinkt, so würde die Tauwelle sich nach dem Schiffe zu bewegen und die Spannung würde um ein Bedeutendes nachlassen; im nächsten Augenblicke aber würde das Tau, durch Annahme der Position 06 eine ungeheure Spannkraft annehmen. Man müßte alsdann die Fahrschnelligkeit des Schiffes vergrößern und das Tau ungehindert ablaufen lassen, bis ein bedeutender Theil in mehr horizontaler Richtung auf dem Wasser läge und die Tauwelle so wieder hergestellt wäre. Erwägt man die große Schnelligkeit, mit welcher ein solcher „running out" vor sich geht, so sind gefährliche Unfälle und überflüssige Anhäufungen des Taues im Meer zu fürchten. Um so wesentlicher ist es daher, einen genauen Intensitätsmesser der Spannung an der Maschinerie anzubringen. Dies kann durch die Anwendung elliptischer Springfedern geschehen, welche so angebracht werden, daß sie die Spannung des Taues von der Axe des Wickelrades erhalten."



Man scheint jedoch eine irrige Theorie befolgt zu haben und vielleicht stand es, als endlich die Schnelligkeit, mit welcher das Tau sank, beunruhigend wurde, nicht mehr in der

Gewalt des Ingenieurs, die „Wellentheorie" in Anwendung zu bringen.

Die Construction der geeigneten Maschinerie ist ziemlich einfach.

Aus den Berichten geht hervor, daß die Schnelligkeit des Schiffes bei seinem Uebergange aus untiefem in tiefes Wasser abnahm, während die Schnelligkeit, mit welcher das Tau sank, zunahm. Vergebens suchte man diese Schnelligkeit zu vermindern. Als zu diesem Zwecke ein Gewicht von 3500 Pfund angewendet wurde, verließ der Ingenieur die Maschine und ein untüchtiger Unterbeamter beschleunigte eine Katastrophe, welche rasch und unvermeidlich herannahete.

Und nun, da meine Prophezeiungen (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) bei der Ausführung eingetroffen sind, wird man mich hoffentlich nicht für anmaßend halten, wenn ich die Meinung ausspreche, daß das Unternehmen unter Umständen mit Erfolg gekrönt werden wird, denn diese Prophezeiung beruht auf gleich gutem Grunde.

Skizzen aus New York.

Von den verschiedenartig eigenthümlichen Zügen, welche sich täglich durch das Gewühl der Beschäftigten und der hin- und herrollenden Wagen winden, fällt keiner dem Fremden mehr auf, als der so mancher Beerdigung. Es ist in Amerika Sitte der Freimaurer und ähnlicher Vereine, im vollen Schmucke ihrer Insignien einen verstorbenen Bruder zu der letzten Ruhestätte zu geleiten. Das zur Schau stellen von Abzeichen, welche in Europa vor der uneingeweihten Menge in heiliges Geheimniß gehüllt werden, ist allein schon genügend, Erstaunen zu erregen. Der bunte Farbenprunk und der bald reiche, bald schäbige Flitter stört für das Gefühl des Europäers die ernste Feierlichkeit eines Leichenzuges und gibt ihm den Anschein einer Maskerade. Nicht selten aber sind derartige Beerdigungen, denn wohl jeder Amerikaner gehört irgend einer Loge an, und selbst zum Begräbniß eines Kindes erscheinen die Logenbrüder des Vaters in vollem Ornate. Obgleich längst gewöhnt an die Eigenthümlichkeit dieser Erscheinung, erregte doch unlängst ein durch die Zahl der Theilnehmenden und besonders prunkendes Auftreten auffallender Zug meine Aufmerksamkeit, und führte meine Gedanken aus dem Toben der lebenden Metropolis hinweg nach dem stillen Orte der ewig Ruhenden. Vor meine Erinnerung trat das Bild eines Tages, den ich vor Jahren mit einem jetzt fernen Freunde zwischen Gräbern und den sie beschattenden Bäumen zugebracht hatte. Von allen jungen Eindrücken der uns beiden damals „Neuen Welt" war der des Begräbnißplatzes von New York der tiefste, der befriedigendste gewesen. Unsere beiderseitigen Irrfahrten hatten uns schon zu den Grabstätten mancher europäischen Stadt geführt. In den Katakomben von Rom und auf dem Campo santo von Pisa hatte mein Freund die düstere Melancholie des Aufenthaltes der Todten gefühlt. Durch das Labyrinth von Père-la-Chaise waren wir beide suchend nach berühmten Monumenten und der Ruhestätte großer Männer geirrt und hatten in dieser Stadt der Todten nur empfunden, was das lebende Paris bereits im Uebermaß gegeben hatte: Befriedigung der Neugierde, Ermüdung des Geistes und im Herzen ein schmerzliches Gefühl. Die Denkmäler der Hingeschiedenen riefen uns da alle Bestrebungen, alle Täuschungen, alle quälenden Leidenschaften der Sterblichen zu; sie sprachen von dem ewig sich erneuenden Kampfe, von dem Weh der ganzen Geschichte der Menschheit.

Aber Vergessenheit des Lebens mit seinen Mühen, tiefe Ruhe des Geistes, süßen Frieden des Herzens und die große Lehre der menschlichen Vergänglichkeit fanden wir beide in dem Haine, welchen New York seinen Hingeschiedenen geweiht hat. Nicht mit unwillkürlichem Schauder gedenkt man da des Ortes, wo man ist. Die Natur mit ihrer ganzen Pracht erfüllt so ganz die Seele, daß der Tod nur als eine Auflösung in sie, als eine Rückkehr zu der ewig wiedergebärenden Mutter erscheint. Kein Volk des Alterthums und der Neuzeit hat seinen Begräbnißplätzen in schönerer, vollständigerer Weise den Charakter einer Ruhestätte gegeben, als die Amerikaner. Das Dogma der Religion pflanzt wohl seine Symbole der Strafe und der Belohnung für ein jenseitiges Leben auf, aber die ewig wahre, sanfte Poesie der Natur legt ihren Alle gleich in Ruhe hüllenden Schleier über die Stätte, wo das, was Staub war, wieder zu Staub wird. Die Silbertöne der kühlen Gewässer und sanft im Laube säuselnde Zephyre senden dem müden Wanderer ein süßes Schlummerlied. „Sein oder Nichtsein" — diese erschreckende Antithese schwindet dahin in ein unbewußtes, schmerz- und furchtloses Auflösen in das All. — So fühlten, so dachten wir. —

Von diesen auflebenden Eindrücken der Vergangenheit erfüllt, folgte ich unbewußt dem Leichenzuge auf seinem Wege nach Greenwood Cemetery, dem mit Recht berühmten und von Jedem besuchten Begräbnißort von New York.

Jenseits des East Rivers hinter Brooklyn, auf einer waldbedeckten Anhöhe von Long-Island legte man vor siebzehn Jahren mit glücklicher Wahl diesen Begräbnißplatz an, als man die Kirchhöfe innerhalb der Stadt nicht mehr fortbestehen lassen wollte. Boston war auf dem Wege dieser Reform vorangegangen, und gab auch zu gleicher Zeit dem Gedanken derselben die ästhetische Form, welche New York und andere Städte bald nachahmten.

Aber weder die Stadt noch irgend eine kirchliche Behörde hat die Gründung der neuen Begräbnißorte unternommen. Wie die Sorge für die Lebenden, so war auch die für die Todten das Werk von Privatpersonen. Gesellschaften bildeten sich zur Anlegung der Grabstätten, wie für die Errichtung eines Gebäudes des öffentlichen Vergnügens. In New York war es ein Civilingenieur, der den Plan betrieb, und ihn trotz des anfänglichen Mangels an Theilnahme und Vertrauens des Publicums so weit in Ausführung brachte, daß der neue Begräbnißort im Jahre 1842 eröffnet wurde, aber

sich auf der den fränkischen Stadtvierteln abgewendeten Fronte, der Sophien-Moschee gegenüber. Eine stattliche Wachtmannschaft in rothen Uniformen, die an die englischen erinnern, ist davor aufmarschirt und gestattet uns den Durchgang. Wir treten in einen weiten äußeren Hof ein, in dem außer mehreren anderen Gebäuden das Zeughaus (die vormalige Irenen-Kirche) und das Münzhotel gelegen sind, und gelangen darnach in einen zweiten Hof, der mit seinen Baumgängen und Buschwerk den Eindruck eines Gartens macht. Hier ist es, wo die Ceremonie des Shawlküssens stattfinden wird, nachdem der Sultan seinen Ritt zur Dschami (Moschee) gehalten. Unter einer Art von Schuppen finden wir eine große Anzahl von türkischen Officieren aller Grade bereits versammelt. Schwarze Tschibuckträger stehen in dichten Haufen umher und sind der Winke ihrer Herren gewärtig, deren Pferde in den langen Baumgängen von in reiche Reitanzüge gekleideten Zees oder Stalldienern auf und niedergeführt werden. Die Paschas machen sich durch ihre reich besetzten Uniformen bemerkbar. Einige derselben sind buchstäblich mit Gold bedeckt und lassen errathen, daß sie in ihrer Schwere keine leichte Bürde auf dem Körper sein können. Inzwischen wird der Kreis der versammelten Militärs immer größer. Auch die höchsten Paschas fanden sich bereits ein. Man erkennt Omer Pascha, den Serdar Okräm an seinem weißen Bart und den zahlreichen von Diamanten schimmernden Orden, die seine Brust bedecken. Er ist zu Fuß und unterredet sich mit einem türkischen Officier, in dem wir einen der Chefs der hiesigen magyarischen Emigration erkennen. Auch mehrere Minister zeigen sich. Der kleine starke Mann in der reichen Uniform, mit dem frischen Gesicht, ist Fethi Achmed Pascha, der Großmeister der Artillerie. Auf einmal erschallen Trompeten und Alles geräth in Bewegung. Die Zees führen die Pferde vor. In einer Seiten-Allee erkennt man im Dämmerlicht den Sultan, umgeben von einer zahlreichen und glänzenden Suite. Die höchsten Paschas schließen sich dem Zuge an, der sich zum Thore der hohen Pforte bewegt und sich durch den Anschluß immer neuer Reiter in's Unendliche verlängert. Dem Padischah voran führt man seine Leibpferde. Sie sind reich geschmückt, mit kostbarsten, von Perlen strotzenden Schabracken bedeckt, und von verschiedenen Corps von Pagen und Hofbedienten umschwärmt, die auf dem At-Meydan (dem alten Renn-Platz) aufgestellten Truppen präsentiren das Gewehr, und in dem Augenblick, wo der Sultan aus der „hohen Pforte" herausreitet, empfangen ihn tosende Vivats, und der laute Ruf: Padischahin schock jaschah pflanzt sich durch die Masse der versammelten muselmanischen Zuschauer fort. Im Gegensatz zu dem strahlenden Glanz der Uniformen, die ihn umgeben, erscheint der Hünkier beinahe einfach. Aber er *scheint* nur so. An seinem Mantel, der im reichen Faltenwurf seine Schultern umgibt, nimmt man nichts von Goldstickerei wahr. Desto reicher ist er mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Unter sich führt der Monarch einen herrlichen Rappen, dessen Fell wie Sammet glänzt, und der, wie er in stolzer Haltung durch das Spalier der Truppen schreitet, es zu wissen scheint, daß er den Herrscher trägt.

Die Truppenaufstellung bis zur Moschee hin, in welcher der Sultan sein Gebet verrichtete, war bei dem diesjährigen Feste weniger massenhaft und imposant wie bei dem vorjährigen. Damals hatte man eine entlegene Dschami, Sultan Mehemeds Moschee erwählt; man verfügte außer drei Ordus oder Armeecorps auch über zehntausend Mann Tunesen und über ein Regiment egyptischer Cüraffiere; über vierzigtausend Mann standen in Linie und senkten die Fahnen vor dem Padischah. Dieses Mal dagegen waren kaum mehr wie elftausend Mann versammelt. Nichtsdestoweniger war die gesammte Garnison von Constantinopel vereinigt. Das Aussehen dieser Truppen würde unsre Militärfreunde im nördlichen Deutschland wenig befriedigen. Die Sauberkeit der Uniformen des gemeinen Mannes und der subalternen Officiere läßt in einem bedeutenden Maße zu wünschen übrig. Außerdem ist die Haltung nicht besonders. Aber diese Truppen haben sich ausgezeichnet geschlagen, und wenn sie besser bewaffnet und geführt wären, würden sie in Hinsicht auf die Haupteigenschaften des Soldaten den besten in der Welt nichts nachgeben.

Nach einer geraumen Zeit kehrt der Padischah durch die „Hohe Pforte" nach dem Serail zurück. Er steigt vom Pferd und begibt sich, nur vom Großvezier und seinen Schwägern geleitet, nach einem kleinen, unter Bäumen gelegenen Kiosk, indeß die anderen Paschas und Officiere in den Baumgängen auf kleinen Schemeln Platz nehmen.

Wie mir scheint, raucht der Hünkier viele Tschibucks, ehe er sich wieder hinunter begibt, um unter einer offenen Veranda den Shawlkuß entgegen zu nehmen. Er nimmt zu diesem Ende auf einem dort aufgestellten brocatenen Divan Platz. Am Ende desselben hängt ein Theil des goldflimmernden Ueberzuges, an dem sich herrliche Quasten befinden, nieder, und in der Reihenfolge nach dem Range naht ein jeder für diese Ceremonie Zugelassene, um dem Sultan eine Verbeugung zu machen und mit den Lippen den Stoff zu berühren. Es ist das ein ziemlich amüsantes Schauspiel. Man lernt eine Menge türkischer Notabilitäten kennen und kann beobachten, wie die osmanischen Minister und sonstigen höchsten Würdenträger untereinander verkehren. Indeß pflegen nur wenige Zuschauer zugelassen zu werden. — Mit dieser Vorstellung hat der ceremonielle Theil des Bairam sein Ende. Die nachfolgenden zwei Tage pflegen nur dem Vergnügen aller Stände gewidmet zu sein. Es ist das die Zeit, in der die türkischen Kutschen selten sind, weil Jedermann sich ihrer zu Spazierfahrten bedienen will. Musikbanden durchziehen die Straßen; allerwärts hört man die Pauke, das Tambourin und die Sackpfeife, und auf den freien Plätzen, den Kirchhöfen und Brandstätten tanzen die Hamals oder Lastträger nach einer einförmigen und melancholischen Weise.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 15. December 1857.

Erste Abtheilung.

Das

Christkindlein bäckt.

Weihnachtsgeschichte.

Von August Becker.

Es war schon spät im Jahre, lange nach Allerheiligen, und dennoch war das Wetter hell und freundlich. Die Sonne glänzte wie um Johanni, und zarte weiße Fäden hingen in der Luft und flogen langsam dahin gleich Blüthenflocken, umspannen Baum und Flur, sowie auch den Bauer, der dort auf der Anhöhe pflügte, wie mit Seide. Der hatte sein Wams ausgezogen, denn es war ihm warm geworden, und öfter, als man es in dieser Jahreszeit zu thun pflegt, mahnte sein lautes „Oh!“ die beiden Ochsen am Pfluge zum Ausruhen. Eben hielt wieder der Bauer an, trocknete den Schweiß von der Stirn und sagte so für sich hin, indem er in das sonnenhelle Feld hineinschaute:

„Ei, ei! das ist einmal ein rechter, ein langer Altweibersommer! Andreastag vorbei und bereits im Advente und noch immer ein Wetter, wie wir's um Jakobi hatten! Wo soll dieses Jahr der Winter herkommen? Noch hat sich keine einzige Schneegans sehen lassen und wir kriegen wohl grüne Weihnachten, aber auch leider dann wohl weiße Ostern.“

Und wirklich könnte man sich in den Frühling hineinträumen, wenn nicht die Nußbäume an der Straße drunten leer wären und die Pappeln auf den Wiesen und am Bache heute ihre letzten gelben Blätter im Sonnenschein fallen ließen, — wenn nicht der einförmige Kiebitzschrei statt der Triller aufsteigender Lerchen und Grasmücken, statt der lustigen Trompeterstückchen rother Finken allein durch das Feld gehallt hätte. Auch der Storch, der alte Dorfpatron, spazierte nicht mehr gravitätisch, im Bewußtsein seiner Würde, auf den Wiesen herum, — er war ja schon lange fort; nur die leidigen Sperlinge lärmten und schrieen auf dem nächsten Nußbaume, und stritten sich heftig herum, während einige Rabenkrähen von den nahen Wasgaubergen krächzend herübergeflogen kamen, um sich keck und kühn auf die frisch gezogenen Ackerfurchen unsers Landmannes zu setzen. Drunten in dem Wiesenthale, das sich von den Bergen bei Klingenmünster in die Ebene herunterzieht, sah man den Rauch einiger Feuerlein hinter den Bachpappeln aufsteigen, denn Kinder, welche dort das Vieh hüteten, hatten sie zu ihrer Belustigung angezündet. Es war ein munteres Treiben auf den sonnigen Wiesen; mitten unter den rosenfarbenen, giftigen Zeitlosen, die da zu Tausenden aufgeschossen waren, ging die Kuhheerde ruhig grasen und hüpften die Kinder, während andere am Feuer saßen und Aepfel, Kartoffeln und Kastanien brieten.

Die Sonne hatte sich schon so ziemlich gegen die Berge hingeneigt. — Der Bauer sah an

dem Rauche, der von seinem Heimathsdorfe in der hinter ihm liegenden Ebene aufstieg und sich mit dem Nebel mischend als blauer Schleier über die Häuser und das Wiesenthal breitete, daß es bald Abend würde. Eben kamen zwei Kinder, ein Bube und ein Mädchen, die sich traulich an der Hand führten, vom Dorfe her. Die schauten jubelnd in die Höhe und sangen, immer wieder von vorn anfangend:

„Schneegänse, Schneegänse!
Bringt eine weiße Windel
Für's Christkindel!"

Lächelnd über den Jubel der Kleinen — denn es waren ja seine eigenen Kinder, die ihren Vater auf dem Felde aufsuchen wollten — schaute der Landmann auch empor. Und siehe, hoch oben in der Luft zeigte sich ein schmaler, langer, beweglicher Haken, der langsam dahinzuschweben schien, — und das waren die ersehnten Wandervögel, die von Norden herziehenden Schneegänse, wie man die wilden Gänse am Oberrhein nennt.

„Schneegänse, Schneegänse!
Bringt eine weiße Windel
Für's Christkindel!"

„Freilich bringen sie eine weiße Windel!" sagte der Vater, indem er die Ochsen anhielt und sich auf den Pflug setzte, um seine Kleinen auf den Schooß zu nehmen. „Es wird bald Schnee geben, denn wenn sich die Vögel da droben sehen lassen, ist der Winter keine Tagereise mehr fern!"

„Ei!" riefen die Kinder freudig: „Ei, dann kommen die Schneeflocken vom Himmel herabgeflogen, weil die Himmelsschäfchen geschoren werden und die Schneegänse sich rupfen lassen! O das ist schön, das ist schön, Vaterle!"

„Gelt, Vater, unsre Mutter, die ja im Himmel ist, hilft dann die Schneegänse rupfen?" fragte das kleine Mädchen. „Die Mutter hat ja, wie sie noch nicht todt war, auch unsre Gänse daheim gerupft und hat den armen Thierchen nie weh dabei gethan, denn das wäre Sünde, hat sie mir oft gesagt, wenn ich so dabei stand."

Ein wehmüthiges Lächeln war die Antwort des Vaters.

„Und ich will einmal Schäfer werden, damit, wenn ich sterbe, ich die Himmelsschäfchen scheeren darf," meinte der Bube.

Indeß waren die Schneegänse in dem Gewölk, das im Südwesten über dem Gebirg aufgestiegen war, verschwunden; die Sonne selbst war zum Neigen gekommen und ein frischer Nordostwind folgte jetzt der Richtung jener Wandervögel und strich immer fühlbarer über das Stoppelfeld. Der Landmann, der sein Tagewerk vollends verrichten wollte, ermahnte die Kinder, sich hinter den kahlen Nußbaum zu stellen und sich an den lustigen Krähen zu erfreuen, die keck vor ihnen auf dem Acker herumtanzten, während er noch einige Furchen umziehen wolle. Indeß waren schon rosenrothe und feuerfarbene Wölkchen vom Gebirge hergezogen. Der Abendhimmel war über den braunen Bergen und Gründen in voller Pracht erglüht, ohne daß es die Kinder bemerkt hätten, bis einer der großen, schwarzen Vögel, die ihnen so viel Spaß machten, plötzlich aufflog und mitten in den Abendglanz hinein. Ihre Augen, welche dem Vogel gefolgt waren, wurden geblendet von dem goldnen und feuerfarbenen Schimmer der sinkenden Sonne.

„Ach, Vaterle! da sieh' her!" jubelten die beiden Kleinen dem Landmann nach, der das Zugvieh wieder angetrieben hatte, und sie zeigten mitten in die Gluth hinein, in welche die Berge ihre dunkeln Häupter reckten und die alte Schloßruine oberhalb Klingenmünster sich scharf abzeichnete. „Was ist denn das, was ist denn das, Vaterle?" riefen die Kinder.

„Das Christkindlein bäckt!" antwortete der Vater, indem er nochmals sich umwandte. „Das Christkindlein bäckt! Wißt Ihr denn nicht, daß bald Weihnachten?! Seht, wenn in der Zeit vor dem Christtage ein so schönes Abendroth ist, so sagen die Kinder, „das Christkindlein bäckt!" und freuen sich und wollen recht brav sein, damit sie auch auf Christtag von all' den guten, süßen Sachen kriegen, welche das Christkindel für brave Kinder bäckt! Seid auch Ihr brav, dann bäckt es auch für Euch!"

Und damit ging er wieder langsam dem Pfluge nach. Die Kinder aber schauten voll Andacht zum Abendhimmel empor und sagten nach einigem Schweigen: „Wir wollen auch recht brav sein!"

Sie meinten bald ganz deutlich des Christkindleins großen Backofen auf den Bergen zu sehen, — sie sahen den aufsteigenden Rauch und in den glühenden Wölkchen, welche zu Tausenden über den westlichen Himmel zerstreut waren, nichts als feurige Kohlen, wie sie im Ofen liegen. Sie konnten sich gar nicht satt sehen und satt träumen von all den Herrlichkeiten, die dort gebacken würden, und bald stieg in ihnen das Verlangen auf, näher dabei zu sein.

„Wir wollen hin zu Christkindleins Backofen!" sagte das Brüderchen und zog einen Apfel aus der Tasche. „Wir lassen uns vom Christkindel einen Apfelkrapfen backen, wie uns die Mutter, die nun im Himmel ist, auch gethan hat!"

„Ja!" meinte zustimmend das Schwesterchen. „Und wir helfen dem Christkindel die Brotkörbchen und Kuchenbleche tragen, wie wir der Mutter selig geholfen haben."

„Komm, wir wollen hin zum Christkindel!"

erwiederte das Brüderchen, und ergriff Schwesterchens Hand. — — —

Der Vater war jetzt mit dem Pfluge am oberen Ende des langen hügeligen Ackers angekommen und konnte somit nicht auf die Stelle hinsehen, wo er die Kinder zurückgelassen hatte. Er hatte so seine eigenen Gedanken in der hereinbrechenden Dämmerung, da er still und langsam dem Pfluge folgte, — diese Gedanken waren auch mehr im Himmel als auf der Erde, denn dort oben hinter den rosenrothen Wölkchen wußte er ja sein treues Weib, die gute fromme Mutter seiner Kinder. Manche Thräne floß dem einfachen Manne die wetterbraune Wange ungesehen herunter, — eine eigenthümliche Sehnsucht hatte ihn ergriffen, und er trieb die beiden Zugthiere stärker an, um desto schneller zu seinen Kindern zu kommen. Aber die Kleinen waren nicht mehr da. Er sah sich um; sie waren nirgends zu sehen! Er rief ihre Namen, sie antworteten ihm nicht. Und nun beruhigte er sich in dem Gedanken, die Kleinen mögen wieder nach Hause gegangen sein. Aber es litt ihn doch die Sorge nicht länger auf dem Felde, und während drüben in dem Klingmünsterer Wiesenthale die Feuerlein der kleinen Buben lustig fortbrannten und durch die dürren Weiden und Pappeln, je mehr es dämmerte, desto heller herüberschimmerten, zog er in möglichster Eile mit seinen Hausthieren dem Heimathsdorfe in der Ebene zu. Aber die Kinder waren nicht daheim und auch nirgends im Dorfe zu erfragen. Niemand wollte sie gesehen haben. Jetzt stieg die sorgenvolle Unruhe des Vaters zur schrecklichen Angst. Wieder lief er in's Feld zurück und rief der Kinder Namen. Vergebens. Er untersuchte in der Verzweiflung den Bach längs seinen Ufern, da die Kinder hineingefallen sein konnten. Aber es zeigte sich keine Spur. Jetzt richtete er seine Schritte das Wiesenthal hinauf gegen Klingenmünster hin und so kam er, da es schon ganz dunkel war, an die Stelle, wo die Feuer der kleinen Kuhhirten gebrannt hatten. Die Kohlen glühten wohl noch fort, aber die Kinder waren schon alle heimgezogen. In gräßlicher, angstvoller Verzweiflung schritt er weiter, — er dachte daran, die beiden Kinder könnten von den oft in der Gegend herumziehenden Zigeunern gestohlen worden sein. Gott möge das verhüten und das arme, gequälte Vaterherz einstweilen stark machen und trösten. Wir aber wollen sehen, was aus den Kleinen geworden ist. —

Es dämmerte bereits, als die Kleinen Hand in Hand und die Augen stets in die Abendgluth gerichtet auf den Pfad lenkten, der in's Wiesenthal führt. Sie freuten sich ungemein darauf, das Christkindlein backen zu sehen und ihm helfen zu können. Vielleicht war ja auch ihre gute Mutter bei dem Christkindlein und wartete schon auf sie. So gingen sie jetzt im Thale zwischen dem leeren Erlen- und Weidengebüsch fort, als sie plötzlich ganz nahe vor sich ein helles Feuer flackern sahen. Kühe und viele, viele Schaafe weideten ruhig auf den Wiesen umher und blökten die beiden Kinder laut an; dort unter den großen Weidenbäumen, wo das Feuer brannte, war ein lustiges Treiben, daß die beiden Kinder meinten, sie wären am Ziele und dem Himmel nahe.

„Sieh," sagte das Brüderchen aufjubelnd, „da sind wir ja schon. Sieh nur, wie die dorten um das Feuer springen und hüpfen! das sind Kinder wie wir, und wollen wohl auch dem Christkindlein backen helfen!"

„Nein, das sind die Engel, von denen uns die Mutter oft erzählte, und die bei dem Christkindlein wohnen!" flüsterte mit einem heiligen Schauer das Schwesterchen.

„Was thun sie denn jetzt? Sieh!" fragte der Knabe.

„Horch!" antwortete das Mädchen, ihr Brüderchen zurückhaltend. „Sei stille, sie singen und erzählen sich Mährlein, wie uns auch die Mutter oft erzählt. Hörst Du, das vom „klugen Hirtenbüblein" und — —"

„Die Andern aber, die dorten vor dem Feuerlein stehen, braten sich Kastanien und Aepfel. Komm, ich laß mir meinen Apfelkrapfen backen!"

„Halt, still! Welches ist denn wohl das Christkindlein?"

„Das Büblein dort im weißen Kittel und den langen Haaren, — das ist's ganz gewiß. Komm, wollen wir es selber fragen!"

Und der Knabe nahm sein zögerndes Schwesterchen fester an der Hand, — die Kinder traten in den Kreis, sich ehrfurchtsvoll umschauend, und wurden dann auch verwundert angestarrt. Endlich nahm sich das Brüderchen ein Herz und fragte das Büblein im weißen Kittel, das von dem Schimmer des Feuers hell beleuchtet war:

„Gelt, Du bist das Christkindel?"

„Ich? Nein!" sagte das Büblein überrascht ob der Frage und der Erscheinung der kleinen Fremdlinge. „Ich bin das Christkindel nicht!"

„Wer ist es denn?" fragte das Brüderchen jetzt kleinlaut.

„Von uns Niemand! Es wohnt ja im Himmel und kommt erst auf Christtag! Warum fragst Du denn so?" ließ sich das Büblein im weißen Kittel vernehmen und sah mit großen Augen nach den kleinen Fremdlingen, während die übrigen schon heimlich kicherten und lachten. Das Brüderchen aber antwortete auf jene Frage:

„Weil wir hingehen wollen, wo das Christkindlein bäckt. Wir wollen ihm helfen dabei und ich will mir davon" — und das Brüderchen zog seinen Apfel wieder aus der Tasche — „einen Apfelkrapfen backen lassen!"

„Ja, das Christkindlein bäckt ja dort oben!" erwiederte der kleine Weißkittel. „Sieh nur, hoch auf den Bergen dort bäckt es für brave Kinder viele süße Sachen auf Weihnachten!"

„Nun so wollen wir dahin, — geh' Du auch mit uns!" entgegnete jetzt das Brüderchen und sein Schwesterchen wiederholte es.

Der Vorschlag leuchtete mir ein, — denn Ihr müßt nur wissen, liebe Leser, daß der kleine Weißkittel Niemand anders war, als der nämliche gute Freund, welcher für Euch diese Weihnachtsgeschichte schreibt. Aber damals war ich noch klein, hatte noch nicht die Furchen auf der Stirn, konnte aber auch kaum erst das Ab:. Wie gesagt, der Vorschlag leuchtete mir ein, denn schon oft wär' ich selber gern näher dabei gewesen, wenn ich das helle Feuer am Abendhimmel sah, in welchem das Christkindlein seine süßen Sachen bäckt.

„Ich geh' mit Euch!" sagte ich und nahm das Mädchen an der Hand, so daß es in unsrer Mitte ging, als wir jetzt die kichernden Buben und das Feuer im Rücken ließen und auf den Wiesen weiter, gegen meine Heimath und die Berge zuschritten. Wenn uns Jemand begegnete und uns fragte, wo wir hinwollten, so sagten wir es, und die Leute lächelten der Einfalt, gingen weiter und hatten keine Sorge um uns, da mich Alle kannten. So kamen wir an den Häusern vorbei über den Bach an den Fuß des Schloßberges.

Mittlerweile war es schon ziemlich dunkel geworden und das Thal und die Häuser lagen ganz in Nebel eingehüllt. Auch ward es schon merklich kühl, ja kalt, — jedoch gab uns der Pfad an dem Berge hinan Wärme, ohne daß wir in Hoffnung des schönen Ziels uns sonderlich müd' gefühlt hätten. Plauderten wir doch ganz selig von den Freuden, die unser warteten, daß wir beschlossen, wenn's uns gefiele, bei dem Christkindlein zu bleiben und ihm stets zu helfen, wenn es für die guten Kinder auf Erden backen wolle.

„Ich halte ihm das Kuchenblech und die Backformen!" sagte das Schwesterchen.

„Und ich trag' ihm die Brotkörbchen zu und gebe Acht auf die Lebkuchen!" setzte ich bei. Das Brüderchen aber zeigte wieder seinen Apfel und sagte:

„Und ich lasse mir einen Apfelkrapfen backen! Ihr beide kriegt auch davon!

Darauf freuten wir uns recht.

Wir gingen jetzt im Walde und hatten einen ebenen Weg erreicht. Es war nun schon recht dunkel, und nach und nach überfiel uns doch einige Müdigkeit. Jedoch durch die Aeste der schwarzen Tannen leuchteten die Flammen und die Gluth der Kohlen des ersehnten Backofens so einladend entgegen, — wir fürchteten uns in dem Walde auch darum gar nicht; und wenn wir jetzt auch schon recht erschöpft waren, so mußten wir doch bald am Ziel sein, denn die Bäume wurden immer lichter, die Gluth schien jetzt ganz nahe, — es war auch hohe Zeit, denn das Schwesterchen konnte bald nicht mehr weiter.

„Ist's noch nicht da!" fragte das Mädchen erschöpft.

„Gleich, gleich sind wir dorten!" sagte ich und wohlgemuth, ja freudig schritten wir weiter. — Nur noch wenige Schritte und der Wald hörte auf. Dort lag nun das Feuer ausgebreitet frei auf den Bergen, — aber es war noch weit dahin und ein dunkles, gähnendes, breites Thal trennte uns von jenen Höhen. Wir waren aus dem Walde kommend mit der Biegung des Weges auf eine freie felsige Berghalde hinausgetreten, vor welcher sich das ganze Gebirgsland des Wasgau's von der Lauter bis zur Queich ausdehnte, mit all seinen Felsgruppen, Thälern und Schluchten. Das merkwürdige Gossersweiler Thal breitete sich in dem Helldunkel der Nacht in vielen Zweigthälern zu unsern Füßen aus; der Abendnebel hüllte dicht die trauten Dörflein unten ein, aus denen kein Laut als der des Abendglöckchens heraufscholl. Ueber die waldigen Berge spannte sich der Himmelsbogen mit seinen Millionen funkelnder Sterne, — — und weit, weit hinter den letzten Bergen des Westrichs am dunkeln Horizonte glühte noch ein grellrother, breiter Streif, der immer schmäler, immer blasser und schwächer ward, wie wenn ein Kohlenfeuer nach und nach erlischt.

Da sahen wir einander an, enttäuscht und traurig. Es war uns eher um's Weinen als um's Lachen, denn wir waren todtmüde und erschöpft und spürten auch Hunger. Damit stellte sich auch die Furcht ein in dieser Oede des Gebirges. Eines um das Andere von uns setzte sich in das Haidekraut, das die Halde bedeckte. Endlich sagte ich zu den beiden Kindern:

„Das Christkindlein ist fertig mit backen, — es hat uns nicht dazu gebraucht."

„Ja, seht nur! Eben macht es den Ofenschalter zu!" meinte mit weinerlicher, kleinlauter Stimme das Mädchen und deutete mit dem kleinen Finger nach Westen, wo die letzten Gluthschimmer so eben hinter aufsteigenden Wolken über dem Felskamme der Schwanheimer Berge verschwanden.

„Jetzt krieg' ich keinen Apfelkrapfen mehr!" sprach das Brüderlein grämlich, indem es den

Apfel schnippsend aus der Tasche holte und in der kleinen Hand wog.

„Jetzt müssen wir ihn ungebacken essen!“ setzte ich hinzu, einen lüsternen Blick nach demselben werfend. Dort im Haidekraut aßen wir drei denn auch zusammen den kleinen Apfel; indem zuerst das Brüderchen ein Stück davon biß, dann das Schwesterchen, dann ich, — und so immer der Reihe nach, bis wir uns noch um den Butzen stritten. Der fiel in das Haidekraut, darauf wir saßen und wir fanden ihn nicht mehr. Das fehlte noch zu unserm Kummer.

Wohl wurde es uns Allen jetzt recht unheimlich in der dunkeln, kalten Nacht im Walde, — es fror uns an allen Gliedern, denn der Wind blies jetzt immer strenger und schärfer um die Bergkante und über die Halde. Das Schwesterchen stimmte bald eine gellende Jeremiade an und dies wirkte auf uns Knaben bald so mächtig, daß wir hingerissen mit einstimmten. Es war ein jämmerliches Terzett und es dauerte geraume Zeit, bis wir nach einander wieder ruhig wurden und nur noch schnippsten oder schluchzten. Da wir wohl einsahen, daß wir nicht mehr heim konnten, duckten wir uns still und traurig unter einen Felsenvorsprung zusammen, um so vor dem schneidenden Winde etwas geschützt zu sein. Dem Schwesterchen waren trotz aller Kälte und Furcht schon die schläfrigen Augen zugefallen, das Brüderchen folgte bald nach und nur ich wachte und horchte dem Schnippsen der Beiden, die es noch im Schlafe fortsetzten, und dem Pfeifen des Windes über dem Felsen oder dem Rauschen der Tannen und Föhren im nahen Walde. — Plötzlich, als ich so in Furcht und Grausen und vor Kälte zitternd vor mich hinstarrte, sah ich in zwei funkelnde Augen, — eine zottige, vierfüßige Gestalt hatte sich vor mich hingestellt, — ich dachte an den Pelzenickel, das Schreckbild der Kinder in meiner Heimath, und stimmte nun mit einmal ein so durchdringendes Zetergeschrei an, daß die beiden Schlafenden aufschreckten und nach allen Kräften einstimmten. Eine rauhe Stimme aber tönte uns entgegen:

„Wetter! Wie kommt denn das Nest voller Schreihälse daher?“

Die Stimme gehörte aber dem Waldhüter, der mit einem Hunde des Weges kam und uns Kinder fand. Er kannte mich, und ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß er uns mitnahm und wechselsweise durch den Wald nach dem Dorfe hinschleppte und trug. In später Stunde kamen wir in meiner Eltern Haus an, wo Alles in größter Verzweiflung nach mir suchte. Auch der fremden Kinder sorgenvoller Vater befand sich im Dorfe und erhielt seine Kinder wieder. — In selbiger Nacht aber fiel der erste Schnee, der uns Kinder wohl im Walde begraben hätte. — Von der Zeit an konnte ich aber recht schön warten, bis das Christkindlein die gebackenen Sachen selbst brachte, — das Brüderchen wollte auch keinen Apfelkrapfen mehr vor der Zeit gebacken haben, und das Schwesterchen sah auch ein, daß das Christkindlein Alles allein machen könne. Wenn aber wieder so ein schönes Abendroth am Himmel glühte, so sprachen wir wohl: „Das Christkindlein bäckt wieder! Aber lassen wir's backen und wollen wir schon warten. Es braucht uns nicht!“

Das Dünendorf.

Ein Strandleben von Heinrich Smidt.

wischen den fruchtbaren Marschstrecken der langen und schmalen Küste und der rollenden See liegt in meilenweiter Ausdehnung die weiß leuchtende, hochgethürmte Düne. Nur einige allmälig ansteigende Flächen sind sparsam mit Sandhafer bewachsen. Die meisten Gipfel bleiben kahl und die Stürme wirbeln die Staubsäulen bis zur unglaublichen Höhe. Mühsam erklimmt der Wanderer dies schützende Bollwerk und steht inmitten einer Wüste, die nichts Lebendes kennt, als die Bergenten, die in tiefen Höhlen nisten. Hierher kommt Niemand, als um Mitternacht der schlaue Schmuggler und der Steuerjäger, der Schritt um Schritt, ein stummer Schatten, mit angelegtem Gewehr seiner Spur folgt.

Da plötzlich öffnet sich in dieser „Welt des Sandes“ ein Thal. Der Wanderer sieht überrascht ein Dorf mit einigen zwanzig Häusern. Es sind eigentlich nur Hütten, allein sauber und wohl erhalten. Bäume gedeihen in der rauhen Seeluft nicht; aber vor jeder Hausthür ist ein grünes Fleckchen und im Hochsommer schaut aus manchem Rasen ein helles Blumenauge zum sonnigen Himmel auf.

Es ist eine Fischercolonie, dies in den Dünensand eingeheimte Dorf. Seine Bewohner,

abgehärtet in Wind und Wetter, in dem Kampf mit den Elementen erstarkt, haben zur Frühjahrs- und Herbstzeit manchen halbverlornen Segler wieder auf den rechten Steuercours gebracht. Aber wenn sie Andern auch das Ihrige erhielten, für sich selbst brachten sie nie Etwas vor sich. Sie sind zufrieden, wenn der für den Winter gesammelte Vorrath reicht, bis der neue Frühling neues Leben in die starren Eismassen bringt, die sich zwischen See und Land aufbauen.

Die Hütten liegen in dem von zwei allmälig ansteigenden Höhen gebildeten Thalkessel. Nur zwei derselben stehen an den entgegengesetzten Enden der Colonie ein Stück Weges die Anhöhe hinauf und sehen, gleichsam als wären sie die gebietenden Herren, vornehm auf das Dörfchen herab. Und doch sind die Bewohner dieser beiden Hütten grade die ärmsten. Wie vor ihrer Thür, die ihrer Lage nach den Seestürmen am meisten ausgesetzt ist, nie ein Grashalm keimt, so hat das Glück nie einen Fuß über die Schwelle dieser Thür gesetzt.

Die beiden Männer vom Berge haben manchen Strauß zur See bestanden und sich bei harter Arbeit an einander gewöhnt. Die Bewohner des Thales halten sich strenge abgeschlossen. Als Jene einst an die eine oder andre Thür klopften, um sich von den heranwachsenden Töchtern eine zum Weibe zu erbitten, wurden sie mit einem Korbe heimgeschickt. Sie blieben unbeweibt. Da sie für Niemand zu sorgen hatten, wurde ihnen das Wenige, was sie besaßen, noch gleichgültiger. Der Regen sickerte durch das Dach ihrer Hütten. Der Wind strich durch die zerbrochenen Fenster.

Sonst mochte es kaum zwei Männer geben, die in einem so engen Verkehr standen und zugleich so unähnlich an Charakter waren. Hans Blacker von der Westerhöhe war mürrisch, finster, in sich gekehrt. Er haderte mit seinem Geschick und grollte mit der ganzen ihm bekannten Welt. Sah er irgendwo das Feuer auf dem Herde heller leuchten, oder den Hausmann seinen Vorrath keuchend heranschleppen, wandte er sich fluchend ab oder rief eine Verwünschung hinter ihm her. Die Leute merkten es bald und gaben es ihm tüchtig heim. Wie sollte das Licht in ein so umdüstertes Leben dringen?

Auf der Osthöhe wohnte Broder Jens, ein stiller, besonnener Mann. Er hatte zwar keine Ursache, seinen Nachbarn besonders dienstfertig zu sein; aber er war freundlich, grüßte Jeden und stand bereitwillig Rede. Er beneidete den Wohlhabenden nicht, sondern sagte nur manchmal kopfschüttelnd, wenn er sein leeres Netz aus der See zog:

„Wunderlich! Die großen Fische kommen nicht zu dem kleinen Mann und für die kleinen sind die Maschen meines Netzes zu groß.“

Manchmal kam es aber doch vor, daß dieser oder jener Fang gelungener ausfiel. Dann gingen die beiden Höhenbewohner in das nächste Bauerndorf, wo sich immer Aufkäufer fanden, die ihnen ihre Waaren abnahmen. So ein Tag war heute gewesen. Sie hatten einige Schillinge in der Tasche, was lange nicht der Fall gewesen war.

Beide waren auf dem Wege zur Schenke, um sich vor dem Heimgange einmal gütlich zu thun. Da traf es sich, daß ein Bauer den Broder Jens im Gespräch aufhielt. Er hatte den armen Dünenfischer bei einer früheren Gelegenheit kennen gelernt und wohl im Gedächtniß behalten. Darum grüßte er ihn jetzt freundlich und meinte, zur Schenke käme er noch früh genug; er solle mit ihm kommen, denn er wolle ihm einen Verdienst nachweisen.

Nach zwei Stunden, als es bereits stark dämmerte, verließ Broder Jens den Bauerhof und ging der Düne zu. Er dachte der Schenke nicht mehr. Die Aussicht auf eine lohnende Arbeit war ihm verheißen und dann hatte er mit dem Bauer eine reichliche Mahlzeit gehalten. Was ihn aber im Herzen fröhlich machte, das waren die guten Eindrücke, die er unter jenem Dache empfangen. Das stille Familienleben hatte ihn angeheimelt. Neidlos, wie er war, sah er das fremde Glück nicht mit giftigen Augen an. Aber eine tiefe Sehnsucht erwachte in seinem Herzen und als er in seine einsame Hütte trat, seufzte er laut.

Hans Blacker war gradeswegs zur Schenke gegangen und schimpfte bei einem Kruge Bier auf den Nachbar, der ihn sitzen lasse. Da er die Zeit nicht hinzubringen wußte, trat er an den nächsten Tisch, wo einige lose Bursche — Strandläufer oder andre Taugenichtse — saßen und doppelten. Nicht lange dauerte es und Hans Blacker saß mitten unter ihnen. Bald waren die wenigen Schillinge hin. Sie reichten nicht einmal, die Trink- und Spielschuld zu decken. Als er dem Wirth nicht gerecht werden konnte, warf ihn dieser, von dem Gelächter der Uebrigen angefeuert, zum Hause hinaus. In dem Zustande der größten Aufregung kam Hans Blacker heim.

Ein furchtbares Unwetter, welches schon während des ganzen Abends gedroht hatte, brach plötzlich los und warf sich mit aller Macht auf die erschrockene See. Der Blitz riß die herabhängenden Wolken auseinander und ließ die See taghell aufleuchten. Der Donner rollte durch die Dünenthäler. Von den einschließenden Höhen stürzte der Regen herab.

Wenn der Donner rollt und der Blitz leuchtet, springt der Küstenbewohner von seinem

Lager auf und eilt dem Strande zu, wo die See ihm die schäumende Brandung in's Gesicht wirft. Sein geübter Blick erspäht, was jedem Binnenländer ein Räthsel bleiben würde.

Aber in dieser Nacht liegt der Schlaf bleiern auf den Bewohnern des Dünendorfes. Es hört Keiner das Heulen des Sturmes, den herabrauschenden Regen, die brandende See. Halb erschreckt fährt wohl Einer aus seinem Traumschlaf empor, sinkt aber gleich darauf, unverständliche Worte murmelnd, auf sein Lager zurück.

Nur auf der Ost- und Westhöhe wird das Unwetter gehört. Beide Bewohner derselben sind von den Erlebnissen des Tages erregt. Der Schlaf flieht sie. Sie stehen in der geöffneten Thür und schauen erwartungsvoll auf die See. Jeder Augenblick kann etwas Unerwartetes bringen, das eines entschlossenen Mannes Beistand erfordert.

„Wenn ein Schiff in diesem Sturm an unser Eiland verschlagen würde!" sprach Hans Blacker vor sich hin. „Vielleicht bei der gelben Düne oder da herum. An ein Loskommen ist nicht zu denken. Da wäre noch ein Fang zu machen."

Hans Blacker dachte an das damals geltende Strandrecht, das eigentlich das schreiendste Unrecht war. Es gab einen gesetzlichen Bergelohn, der dem Geretteten die Haare sträuben machte, und in der Kirche betete man mit Herz und Mund für einen gesegneten Strand.

Der Sturm, so heftig er war, dauerte nicht lange. Bald hatte es abgeweht. Die Wolken verloren sich und der Himmel wurde klar. Wer der wilden Boe entkommen war, fand einen Leitstern, dem er getrost nachsteuern konnte.

„Es ist ein Gang!" sagte Hans Blacker zu sich selbst. „Wenn ich Etwas will, muß ich es gleich wollen, bevor sie unten im Dorfe die Witterung kriegen, oder irgend ein schäbiger Steuerjäger von drüben heraufkommt. Das Volk hat eine feine Nase. Frisch daran. Ich kenne jede Furth und bin mit Tagesanbruch der gelben Düne seitlängs."

Er versah sich mit dem Nothwendigsten und ging hinab zum Strande, wo sein Boot lag. Vorsichtig steuerte er hart am Ufer entlang durch die Binnenlaichen, oft von der schäumenden Brandung überholt, in steter Gefahr, von einer Welle gefaßt und in die See gerissen zu werden. Endlich kam er bis zu der vorspringenden gelben Düne, unter deren Schutz sein Boot wie in einem Teiche lag. Hier war nirgends Etwas zu sehen. Aber der Morgen dämmerte auch kaum.

„Vielleicht da oben!" dachte Hans Blacker, sprang aus seinem Fahrzeuge und stieg die Düne hinan. Oben angelangt, schrie er laut auf. Ein kleines Küstenschiff, halb Schooner, halb Galeas, wie solche in jenen Gewässern häufig gesehen werden, lag, von der Brandung auf die Seite geworfen, in der Nähe des Strandes. Mit Blitzesschnelle war er unten. Da lag auch das gekenterte Boot des gestrandeten Schiffes. Das Ende eines zerrissenen Kabels hing darüber hin. Der kundige Seemann begriff, daß die Mannschaft versucht hatte, eine Verbindung mit dem Schiffe und dem Lande herzustellen. Aber das Kabel riß und das Boot kenterte. Wohin hatte die Fluth die Leichen getrieben? Der vor einer Stunde umsetzende Stromgang hatte sie vielleicht seewärts fortgeschwemmt.

Hans Blacker sah sich nicht weiter darnach um. Er dachte kaum daran. Er hastete sich ab, an Bord zu kommen. Das gekenterte Boot mit den geknickten Rippen war nicht zu flotten. Die Ebbe strömte reichlich ab. Er konnte vielleicht durch die Brandung waten. Das Glück war mit ihm. Der schäumenden See gewohnt, wußte er derselben geschickt auszuweichen und stand bald seitlängs von dem Wrack.

Kaum auf dem Verdeck angelangt, bellte ihn ein Hund an, der mit einem Tau an den Mast gebunden war, damit ihn die See nicht fortspüle. Hans Blacker bekümmerte sich nicht um das Thier und ging gradeswegs in die Cajüte.

Ein erschreckender Anblick bot sich dar. Auf dem Boden lag eine weibliche Leiche. Ein morscher Deckbalken, der bei dem heftigen Stoße brach, hatte ihr im Herabstürzen den Schädel zerschmettert. Einen Augenblick stand er erbleichend vor der Leiche, dann aber wandte er sich ab. Er war, von einer unsichtbaren Macht getrieben, an Bord dieses Schiffes gekommen. Von dem Ausbruche des Sturmes an bis zu dieser Minute hatte es in seinem Innern gesprochen: „Dein Glück blüht! Greife zu, aber schnell!"

„Und das will ich auch," sagte er zu sich selbst, „keine Macht soll mich hindern zu nehmen, was sonst Andern in die Hände fällt, die nach mir kommen. Das da ist eines von den Fahrzeugen, die mit den nordischen Inseln Handel treiben, und wenn sie heimsteuern, ist das Spindje mit guten Silberthalern gefüllt. Da wäre ich auf einmal all' mein Elend los."

Rasch trat er zu den beiden Pfeilern, zwischen denen der Schrank befindlich ist, worin der Capitän sein eignes, sowie das ihm anvertraute Geld, die Schiffspapiere und andre werthvolle Gegenstände aufbewahrt. Die Thür war bald gesprengt. Eine reiche Beute lachte ihm entgegen.

Was Hans Blacker auch immer erhoffte, so weit hatte seine Phantasie sich doch nicht verflogen. Ein großer Beutel mit Thalern stand

friedliches Glück, hatte es sich dagegen unten im Dorfe allmälig gar sehr verändert. Finsteres Unheil senkte sich auf das einsame Dünendorf herab. Und dieses Unglück braute zusammen in der Hütte des Hans Blacker auf der Westerhöhe. Er hatte es den Dörflern geschworen, daß er ihnen die Verachtung, die sie ihm bewiesen, heimzahlen wolle, sobald er könne. Und er hat es gethan, wie ein rechter Teufel, sobald ihm dazu die Macht gegeben ward. „Von Haus und Hof sollen sie mir, so wahr ich das Leben habe," sprach er schon damals in seinem Grimme, als er noch nicht wußte, wie er diese gottlosen Worte wahr machen sollte und er wiederholte sie in jener Nacht, als er den am Fuße der gelben Düne vergrabenen, vom Bord der gestrandeten Schooner-Galeas entwendeten Beutel heimbrachte.

Ein paar Tage nach jenem Ereigniß begab er sich mit großem Geräusch auf die Reise. Ihm war darum zu thun, daß Jedermann erführe, er sei nicht etwa nach dem nächsten Kirchdorfe gewandert, sondern nach der Hafenstadt am Westfiord. Dahin jage ihn ein Traum der letzten Sonntagsnacht und man werde schon erleben, daß er das Glück heimbringe auf die Westerhöhe. Aber dann wolle er von derselben herabkommen, daß Alle zittern und beben sollten.

Das erzählten die Leute einander. Und wie es zu geschehen pflegt, malte der Zweite das Bild mit grelleren Farben als der Erste, und der Dritte ging noch einen Pinselstrich weiter als der Zweite. So wuchs das Gerücht, bis Hans Blacker heimkam, einen Kittel vom besten Tuch auf dem Leibe, große Stiefeln an den Füßen und eine nagelneue Pelzmütze auf dem Kopf: Alles Dinge, die man in dem Dünendorfe nur hier und da an hohen Festtagen und auf Westerhöhe bislang nie sah.

Hans Blacker hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach der Schenke zu gehn und sich in seinem Staate zu zeigen. Als er eintreten wollte, kam Broder Jens grade vom Strande herauf, und der von ihm gerettete Hund sprang bellend vor ihm her. Als dieser den Hans Blacker erblickte, stellte er sich ihm in den Weg und zeigte ihm grimmig fletschend die Zähne. Das Thier schien den Mann wiederzukennen, der erbarmungslos an ihm vorüber ging, als er an dem Mast festgebunden war.

Broder Jens hatte genug zu thun, den Hund an sich zu locken. Sein früherer Maat sah ihn mit einem grimmigen Blicke an und rief höhnisch:

„Thust Dir wohl etwas zu gute auf das Beutestück, das Du Dir von Deiner Strandfahrt mitgebracht hast? Aber so hoch Du Deine Nase auch trägst, ich bringe Dich doch herunter von Deiner Osthöhe, Du Lump."

„Wenn Du über den Lump, den Du in Dir hast, auch einen noch so feinen Kittel ziehst, ist er darum doch deutlich zu erkennen!" entgegnete Broder Jens und wollte noch ein schweres Wort hinzufügen. Da fiel sein Blick auf den Hund, der noch immer unruhig war. Er gedachte des offnen Schranks am Bord der Schooner-Galeas, worin Alles unter und über einander lag. Ihm fiel die todte Frau ein, und das hülflose Kind in der Kammer. Ihn überlief ein Frösteln. Es schnürte ihm die Kehle zusammen, und er vermochte keinen Laut hervorzubringen.

Hans Blacker hatte polternd und scheltend die Schenke betreten, worin ihm nichts gut genug war. Bald nachher erzählte die Wirthin der Nachbarin, Hans Blacker habe drei Nummern geträumt, die er in die Lotterie gesetzt und ein großes Geld gewonnen habe. Ihr Mann sei verschuldet und der Hans Blacker habe ein Gebot auf das Gewesen gethan. Viel werde, wenn die Schuld bezahlt sei, nicht übrig bleiben; aber man komme doch los von den Gläubigern und könne an einem andern Orte von vorn anfangen. Als Hans Blacker später nach Hause ging, war er Herr der Schenke und die seitherigen Besitzer mußten andern Tags abziehen. Das hatte er bei dem Kaufe ausgemacht.

Noch waren nicht drei Wochen in's Land gegangen, da besaß der Bewohner der Westerhöhe noch drei andere Gewesen, die der Schenke zunächst lagen. Er hatte den bisherigen Besitzern ihr Eigenthum abzuschwatzen gewußt, indem er sie in ihren Vorurtheilen bestärkte. Es war nämlich auch bis in diese unwirthliche Gegend die Kunde gekommen von dem großen Glücke, das der deutsche Auswanderer macht, wenn er nach Amerika kommt. Eine große Zahl von Morgen des fettesten Bodens würde für einen Spottpreis und ganz abgabenfrei verkauft und wer eine Hand voll Geld mitbringe, der könne mit leichter Mühe ein großes Glück machen. Das gefiel den Leuten, die hier im steten Kampfe mit der See ein mühevolles Dasein fristeten, und da ihnen die Aussicht auf ein künftiges Herrenleben eröffnet ward, griffen sie mit beiden Händen zu.

Und wie Hans Blacker es mit den Ersten machte, so that er es nach und nach mit den Uebrigen. Man konnte sagen, daß er binnen Jahresfrist Herr des Dorfes ward, denn entweder kaufte er Haus und Land an sich, oder er schoß Geld vor und ließ sich eine Verschreibung geben. Die Häuser der Ausgewanderten vermiethete er an Solche, die als erste Bedingung geloben mußten, sich nach seinem

Gebote zu richten und nichts Anderes zu wollen, als was ihm recht sei. Auf diese Weise gewann er immer größere Macht im Orte und man konnte sagen, er habe seine Drohung wahr gemacht, alles Volk im Dorfe zu zwingen, ihm dienstbar zu sein.

Nur mit Einem vermochte er nichts anzufangen und das war Broder Jens auf der Osthöhe. Darum wuchs sein Groll gegen diesen und er sann Tag und Nacht, wie er ihm ein Bein stelle. Es fiel ihm aber nichts bei, und er konnte nichts thun, als in der Schenke seinen Zorn in Bier und Branntwein zu ersäufen. In dieser Schenke ging es wüst her. Sonst ließen die Dorfleute nur an Sonn- und Festtagen oder wenn die See reiches Strandgut lieferte, Etwas darauf gehen. Jetzt war das anders. Sie hatten Nichts mehr zu verlieren und konnten Nichts mehr gewinnen. Bei harter Arbeit fristeten sie nothdürftig ihr Dasein. Was Wunder, daß sie bei der Flasche Zerstreuung suchten. Da ward getrunken, so lange die sauer erworbenen Pfennige reichten, oder der Wirth borgen wollte. Dazwischen ward gespielt, und das Spiel war der Deckmantel für Lug und Trug. Das gab Anlaß zu harten Worten und empfindlichen Reden. Vom Worte schritt man zur That, und mancher Abend endete mit einer rohen Schlägerei. Anfangs stemmten sich die Weiber dagegen. Als sie aber sahen, daß ihr Ermahnen nichts fruchtete, gingen sie entweder lamentirend zum Dorfe hinaus, oder sie folgten den Männern in die Schenke und ließen es zu Hause gehen, wie es wollte. So stürzte denn der letzte Rest vollends zusammen.

Von all dem Treiben blieb die Osthöhe unberührt. Broder Jens hatte zwar nichts Sonderliches vor sich gebracht, aber er hatte stets einen solchen Verdienst, daß er die drei Pfennige, die einem redlichen Arbeiter zu gönnen sind, immer vorräthig hatte, nämlich den Zehrpfennig, wovon er lebt, den Nothpfennig, zu dem er greifen mag, wenn Krankheit oder andre Trübsal ihn an seinem Herde heimsucht und den Ehrenpfennig, der die Kosten decken muß, wenn ein frohes Ereigniß Einkehr bei ihm hält. Ein solcher Tag war nun auf der Osthöhe noch nicht erschienen; aber Broder Jens behielt guten Muth. Er dachte, indem er einen blanken Thaler zu dem zweiten in der Pappschachtel legte, die in dem Wandschranke stand: „Man kann nicht wissen! Es ist noch nicht aller Tage Abend und was heute nicht ist, geschieht vielleicht morgen."

Und Broder Jens dachte nicht ohne Grund so. Es gab eines Tages ein eiliges Geschäft für ihn. Ein Bauer, der seines Bootes benöthigt war, sandte seinen Sohn auf die Osthöhe. Nun fand der junge Peter Marten zwar den Schiffer nicht zu Hause; aber er traf die Heilwig, über deren Anblick er die ganze Bestellung vergaß, sehr geschämig that, allmälig dreister ward, und zuletzt ein Langes und Breites schwatzte, was eigentlich Niemand verstand, auch die Heilwig nicht. Aber es gefiel ihr gut. Als er ihr zum Abschiede die Hand gab, ward sie über und über roth, und lächelte verlegen, als er hinzusetzte, er werde bald wiederkommen.

„Bald" ist eine längere oder kürzere Frist, je nachdem die Leute sind. Bei Peter Marten dauerte sie drei Tage; das zweite Mal noch einen weniger. Stets hatte er ein Gewerbe und stets vergaß er, es zu bestellen. Und er blieb doch lange genug oben, um sich auf das Vergessene wieder zu besinnen.

Ein wohlhabender Bauernsohn besucht eines armen Fischers Findelkind! Grund genug, die müßigen Weiber im Dorfe aufzuhetzen, die es der armen Heilwig nicht gönnten, daß sie still und ehrbar in dem Hause ihres Pflegevaters lebte, dieweil sie selbst immer tiefer in Noth und Elend versanken. Peter Marten's Vater wußte bald von den Gängen seines Sohnes und wetterte das Blaue vom Himmel herunter. Broder Jens aber sagte zu dem Burschen:

„Von heute ab kommst Du mir nicht wieder. Dein Vater wird eine Heirath nicht zugeben, und daß Du auf etwas Anderes sinnst, will ich nicht hoffen, sonst schlüge ich Dir die Knochen im Leibe entzwei. Du hast hier so viele Gewerbe bestellt, so bestelle nun auch das, was ich Dir sagte, Deinem Vater. Das ist Dein Bescheid und von Morgen ab mußt Du Dir einbilden, der Weg, der aus Deinem Dorfe hier herauf führt, sei durch eine Sturmboe versandet."

Peter Marten ging traurig davon. Aber er mußte sein letztes Gewerbe richtig bestellt haben, denn der Alte sagte nach einiger Zeit zu seinem Gevattersmann:

„Mein Peter thut mir leid, weil er sich so grämt; aber die Betteldirne, die noch obendrein ein Findelkind ist, kann ich ihm doch nicht geben. Die ganze Gemeinde käme in Aufstand. Dem Fischer muß ich es aber nachsagen, daß er ein Einsehen hatte. Er wies dem Jungen die Thür und hat sich für alle künftigen Besuche bedankt."

Mit der Heilwig ging es nicht besser als mit dem Peter. Sie schwieg, aber sie grämte sich im Stillen. Die Dirne lachte nicht mehr. Die rothen Backen bleichten, die Augen standen oft voll Wasser. Ihr Pflegevater grämte sich auch; aber er vermochte es nicht zu ändern und sagte, um sich zu trösten:

„Ich that meine Pflicht. Wie hätte ich bestehen sollen hier und in der Ewigkeit, wenn die Eltern der Dirne vor mich hintreten und

ihr Kind von mir wieder fordern, das der Herrgott in meine Arme legte?"

Wer hätte es gedacht, daß Jemand in der Nähe war, der ein Recht hatte, dies anvertraute Gut zurückzufordern?

Von dem Dünendorfe geht es in einem Augenblicke in die große nordische Königsstadt am Sunde, die einer Perle im Golde gleicht. Ein schwerbeladener Kauffahrer steuert an den Hafenbatterieen vorüber und legte bei der Zollbude an. Und kaum ist der Verkehr hergestellt, als ein ältlicher Mann mit ergrautem Kopfe an das Land eilt, sich in die Knie wirft, den Erdboden küßt und weinend die Hände zum Gebet faltet. Eine dichte Menschenmenge sammelt sich um ihn.

Der Mann ist einer jener Unglücklichen, die sich auf dem Schiffe eines Staates befanden, welcher mit dem Dey von Tunis und Algier keinen Vertrag geschlossen hatte, wodurch ihnen, gegen einen an die Barbaresken zu zahlenden Tribut gestattet wurde, die Mittellandssee zu befahren. Es gab eine solche Zeit, wo christliche Könige sich demüthigten vor den Türken, indem sie mit ihnen solche Verträge schlossen. Diese Zeiten sind Gott sei Dank vorüber. Damals aber bestanden sie noch. Das Schiff, welches keinen Türkenpaß hatte, wurde, wie es in der Seesprache heißt, condemnirt, und die Mannschaft sowie die Passagiere auf dem Sclavenmarkte verkauft. Sie trugen dann diese schmachvollen Ketten so lange, bis es der christlichen Barmherzigkeit gelang, sie loszukaufen und ihnen die Freiheit zurückzugeben.

Ein solches trauriges Geschick hatte dieser Mann viele Jahre ertragen. Jetzt ging er zur Freiheit ein. Er ward mit Jubel bewillkommnet und von einer großen Menschenmenge nach dem Hause geleitet, welches er früher bewohnte; denn er war in der Königsstadt am Sunde geboren.

Aber, wie hatte sich hier Alles verändert. Als der Mann, der Knudson hieß und ein angesehener Handelsmann war, sich von seiner Familie trennte, geschah es, um eine Reise nach der Mittellandssee zu thun, die zwar gefahrvoll, aber auch lohnend war. Knudson that es, um sich die Möglichkeit zu verschaffen, desto eher in unabhängiger Ruhe nur den Seinigen leben zu können. Während seiner Abwesenheit sollte seine Familie bei einigen Verwandten auf dem Festlande leben. Um sie sicher dorthin zu bringen, hatte er selbst eine Schooner-Galeas befrachtet und dem Schiffer Frau und Kind, sowie bedeutende Baarschaften übergeben. Er selbst brachte die Seinigen an Bord und sah sie von der Zollbude abfahren. Tages darauf trat er seine Reise an, die für ihn so verhängnißvoll werden sollte.

Er betrat sein Haus und kannte es nicht wieder. Fremde Menschen wohnten darin, die nichts von ihm wußten. Ein Mann wies ihn achselzuckend an einen Advocaten, der früher die Gerechtsame des verschollenen Knudson vor Gericht aufrecht erhalten haben sollte. Nach vieler Mühe gelang es ihm, mit Hülfe dieses Ehrenmannes, einzelne Trümmer von dem Vermögen zu retten, das ihm gehört hatte. Schwer fiel es ihm auf's Herz, daß in der langen Zeit seiner Abwesenheit sein Weib nicht Schritte gethan hatte, von ihm etwas zu erfahren. Mit großem Eifer, aber auch sehr beklommen, machte er sich daran, sich nach ihr zu erkundigen. Seine Verwandten auf dem Festlande wußten nichts. Man antwortete, die Abreise von Knudson's Frau und Kind sei zwar brieflich gemeldet, aber ihre Ankunft wäre nicht erfolgt. Als man lange genug vergeblich gewartet, sei an Frau Knudson nach Kopenhagen geschrieben. Der Brief kam uneröffnet und mit der Bemerkung zurück, daß die Empfängerin sich nicht mehr alldort befände.

Jetzt wandte sich Herr Knudson an die Schifffahrts-Commission und ließ Tag und Stunde der Abreise, sowie die Namen und die Zahl der Mannschaften und Passagiere, nebst dem Bestande der Ladung, womit die Schooner-Galeas „Soroe" befrachtet war, genau feststellen. Mit diesem Documente begab er sich nach dem Bestimmungsort des Schiffes und überzeugte sich, daß es weder zu der Zeit, da es möglicherweise eintreffen konnte, noch überhaupt angelangt war. So blieb nun nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß es verunglückt sei. Aber wo?

Von hundert Unglücksfällen zur See erhielt er Kunde. Einer ereignete sich an dieser Stelle, der andre an jener. Auch von einer Schooner-Galeas, die nahezu der gelben Düne geblieben, war die Rede. Näheres konnte nicht angegeben werden, da schon Fischersleute am Bord gewesen wären, bevor die Behörde von dem Fall Kenntniß erhalten hätte. Von den Schiffspapieren sei nichts vorgefunden.

Die gelbe Düne! — Dieser Name weckte eine wehmüthige Empfindung in der Brust des vielgeprüften Mannes. Mit unsichtbaren Banden zog es ihn dahin.

Im Dünendorfe trieb Hans Blacker sein Unwesen fort. Die Seefahrer erzählen von der harten Behandlung, welche die Neger auf den Plantagen der westindischen Inseln erdulden müssen. Männer, welche die afrikanische Sclavenkette schleppten, können noch nach Jahrzehnden nicht ohne Thränen von dem Leid erzählen, welches sie ertrugen. Von der Sclaverei in dem Dünendorfe sprach Keiner. Sie war eine freiwillig eingegangene.

„Es ist mein!“ sagte Hans Blacker zu sich selbst und lachte dabei ingrimmig, denn er hatte Niemand, der Freude darüber empfand. Sein Leben bestand darin, wucherische Zinsen einzuziehen, die seine Schuldner ihm zahlen mußten und die mit harter Grausamkeit erpreßten Thaler durch die Gurgel zu jagen. Das trieb er heute wie morgen, bis die Stimme des Gewissens ihn laut mahnend rief. Dann fuhr er von seinem Sitze auf und stürmte ruhelos in den Dünenthälern umher, bis er ermattet zusammenbrach.

Broder Jens lebte in gewohnter Weise daheim. Nur Heilwig's Kummer betrübte ihn. Seit der Trennung von ihrem Geliebten lachte sie nicht mehr. Eben jetzt trat sie zum Vater und meldete mit einiger Erregtheit, daß Peter Marten's Vater, der seit Kurzem das Amt des Bauernvoigts bekleidete, mit einem städtischen Herrn die Osthöhe heraufsteige. Ihre Backen glühten bei dieser Mittheilung und eine Thräne glänzte in den schönen Augen. Der Vater hatte es wohl bemerkt. Er sagte ihr ein freundliches Wort und ging dann dem unerwarteten Besuche entgegen.

Es war Herr Knudson, der in Begleitung des Bauernvoigts kam, um über die am Steert der gelben Düne gestrandete Schooner-Galeas Erkundigungen einzuziehen. Broder Jens erzählte, was er wußte, ohne gleich der Leiche und des geretteten Kindes zu erwähnen und fügte hinzu:

„Auch von den Papieren, die am Bord waren, weiß ich. Es war Alles, was ich in dem Spindje des Capitäns fand. Die Thür desselben war erbrochen; es mußte also schon Jemand vor mir am Bord gewesen sein.“

„Und wo sind diese Papiere geblieben?“ fragte Knudson hastig.

„Die nahm ich mit. Aber was darin stand, weiß ich nicht, denn ich kann nicht lesen. Verlangt hat sie Niemand. Wollte immer damit zum Pastor, oder auf das Amt; ward aber von einem Tage zum andern verschoben und zuletzt habe ich sie gar vergessen. Will aber gleich sehen, wo sie geblieben sind.“

Broder Jens kramte in seiner Truhe und brachte ein Packet halb verwitterter Papiere zum Vorschein. Knudson ergriff sie und rief sie entfaltend:

„Sie sind es! Hier der Baubrief der Schooner-Galeas Soroe; der Meßbrief und die Connoissemente. Und da die Werthpapiere, die ich dem Schiffer anvertraute. Ich hielt sie für verloren und gewinne nun Alles wieder, durch Euch. Aber was rede ich viel von Geld und Gut, da mir doch etwas viel Wichtigeres am Herzen liegt.“

Er hielt inne, als fürchte er sich, weiter zu fragen. Der Hund, den Broder Jens vom Wrack gerettet, war herangekrochen. Das Thier war alt geworden und hatte das Springen längst verlernt. Aber es zeigte eine eigenthümliche Unruhe und hielt sich nahe an Knudson.

„Das war auch einer von der Besatzung der Soroe,“ sagte der Fischer und zeigte auf den Hund, der ein dumpfes Geheul ausstieß. Der Kaufherr betrachtete das Thier aufmerksam und sagte nach einer Pause:

„Herr des Lebens, wenn es nicht gar so wunderbar wäre, würde ich sagen, das ist mein Tiras.“

Bei diesem Namen richtete sich der Hund hoch auf und bellte laut; dann aber sprang er an Knudson auf und klammerte sich fest an diesen.

Der Kaufherr konnte seine Rührung kaum bemeistern. Er sah zu dem Fischer auf und sagte:

„Und Ihr wißt Nichts von den Passagieren, die am Bord gewesen sind?“

„Ich weiß davon, Herr. Aber weil es Euch so nahe angeht...“

„Sagt es nur grade heraus. Weib und Kind, die am Bord waren, sind todt.“

„Zum Theil ist es, wie Ihr sagt, Herr. Ich fand eine Frau, die von einem herabgestürzten Deckbalken erschlagen ward. Sie hat auf der gelben Düne ein christliches Grab bekommen. Was Ihr aber von einem Kinde sagt; ein Mädchen war es doch, Herr?“

„Ja, ein Mädchen. Johanna hieß sie, mein einziges Kind. Wo?...“

Broder Jens reichte dem Erschütterten die Hand und sagte:

„Ich nannte das gefundene Kind Heilwig nach meiner seligen Mutter und habe sie in Gottesfurcht erzogen. — Wohin, Herr? faßt Euch. Ihr sollt Euer Kind sehen. Aber ich muß ihr erst ein Wort sagen. Die Heilwig ist zwar ein starkes Mädchen, aber eine solche Kunde möchte ich ihr doch nicht unvorbereitet bringen. Ich will mit ihr sprechen.“

Er that es. Und als Vater und Tochter sich fest umschlungen hielten, ging er mit dem Bauernvoigt hinaus und sagte:

„Ihr habt groß aufgetrumpft, als Euer Sohn um das arme Fischerkind freite und wolltet von Nichts wissen. Was werdet Ihr nun sagen, wenn der reiche Kaufmann dem Sohne des Marschbauern die Wege weist?“

Knudson hatte seine Tochter wieder. Er hatte das Grab seines Weibes besucht und sagte auf dem Rückwege zu dem Fischer:

„Was ich Euch schuldig ward, werde ich wohl nimmer zahlen können; doch findet sich wohl ein Ausweg, Euch meine Dankbarkeit zu beweisen. Aber noch Eins. Ihr meintet, es sei schon Einer vor Euch auf dem Wrack gewesen, und das muß sein, denn von dem

baaren Gelde, das ich dem Capitän mitgab, habt Ihr nichts mehr gefunden?"

Baares Geld! Wie Schuppen fiel es dem redlichen Fischer von den Augen. Er sah zu der Westerhöhe hinauf und rief als hätte er eine Eingebung: „Hans Blacker!" Dann aber zog er den Kaufherrn mit sich fort und ging geraume Zeit mit ihm am Strande auf und ab.

In jenen Gegenden wechseln Wind und Wetter oft mit der Stunde. So heute. Dichte Wolkenmassen stiegen auf. Der Sturm brauste, die See wogte. Der Donner hallte in den Dünen wieder; Blitze fuhren zischend herab. Hans Blacker saß in seiner Stube hinter dem vollen Kruge. Er war so verhaßt, daß selbst die Strandläufer und Schmuggler nicht mehr mit ihm trinken mochten. Das mehrte seinen Grimm. Schwarze Gedanken reiften allmälig in seinem Hirn. Mit blöden Augen stierte er vor sich hin und entschlummerte mit einem Fluche auf den Lippen.

Da rollte ein langhallender Donner über das Dach seines Hauses hin. Ein Blitzstrahl schlug so dicht vor dem Fenster nieder, daß es in der Stube taghell ward. Dazwischen flammten die Fackeln auf, die man draußen anzündete. Broder Jens mit dem Kaufherrn und dem Bauernvoigt waren auf der Westerhöhe erschienen und traten in die Behausung des Hans Blacker.

Aber dieser sah sie nicht. Die Traumbilder, die ihn in seinem wüsten Schlummer ängstigten, dauerten fort. Er konnte die finstern, formlosen Gestalten, die ihn ängstigten, nicht verjagen; auch wachend trieben sie mit ihm ihr entsetzenvolles Spiel und er fuhr aufschreiend zusammen, als es ihm in die Ohren gellte:

„Steh auf, Hans Blacker. An der gelben Düne liegt ein Wrack!"

Er stöhnte. In seinen Ohren klang es fort:

„Wir waten mit der Ebbe an Bord. Den Hund lassen wir festgebunden, damit er nicht verräth, was wir in der Cajüte thun."

„Hund! weg mit dem Hund!" lallte Hans Blacker. „Will hinunter."

Er wälzte sich stöhnend, während es vernehmlich um und in ihm forttönte:

„Wie viel Goldstücke waren in dem Beutel?"

„Hundert!" antwortete er, auch im Traumschlafe lügend.

„Es waren fünfhundert, Hans Blacker. Und in dem großen Beutel waren tausend Thaler, die Du auch gestohlen hast."

„Nein! Nein!" kreischte er, hoch emporfahrend, und die Stimme rief:

„Nimm Dich in Acht! Du trittst ja die todte Frau mit Füßen."

Da brach er zusammen. Er sank in die Knie und sprach mit bebenden Lippen:

„Ich will Alles bekennen!"

Die Männer, die herbeigekommen waren, traten vollends ein. Hans Blacker war halb von Sinnen. Der Bauernvoigt hatte ein Paar handfeste Bursche bei sich, die während der Nacht das Haus bewachen sollten. Als der Gerichtsdiener früh Morgens erschien, fand er Hans Blacker vom Schlage getroffen.

Ein Jahr war vorübergegangen. Der Bauernvoigt hatte seinen Hof an den Sohn abgegeben und dieser wirthschaftete mit seiner jungen Frau so vergnügt, daß Alle ihre Lust daran hatten. Broder Jens blieb in seiner Hütte, aber er lebte darin mit aller Behaglichkeit. Auch Knudson blieb. Die eigentliche Heimath war ihm entfremdet und er liebte sein Kind über Alles. Auf der Westerhöhe erhob sich an der Stelle, wo die Hütte des wüsten Hans Blacker stand, ein schmuckes Häuschen, worin der Kaufherr manchen Tag zubrachte und Zeuge des Glückes war, was über die Bewohner des Dünendorfes gekommen, seit er die Fesseln brach, womit sie viele Jahre belastet gewesen. Frohe Gesichter schauten aus den Fenstern und vor den Thüren grünten wieder die Rasenplätze, die der Sommer mit duftenden Blumen schmückte.

Kara-Djordje.

Von

Siegfried Kapper.

Die Erscheinung, daß ein Einzelner durch die Außerordentlichkeit seiner Thatkraft die ganze Masse eines Volkes aus der Ruhe gewohnter Zustände, und wären diese noch so unleidliche, bis zum offenen Kampfe gegen das Bestehende mit sich fortreißt, ist stets nur eine ausnahmsweise. Die Regel ist die Entwicklung mächtig umgestaltender Bewegungen aus der Masse selbst, und der Einzelne, den sodann die Wogen der Ereignisse emporheben, ist nur ihr concreter Exponent. Zwischen ihm aber und ihnen besteht hinfort eine verhängnißvolle Wechselwirkung. Denn selbst ein Product der Bewegung, wirkt er durch das Besondre seiner individuellen Natur auf sie wiederum zurück, und wird so zu ihrem Fatum. Ein Beispiel in riesigem Maßstabe ist Napoleon I.; ein interessantes Beispiel in beschränkterem bietet uns die Geschichte jenes Freiheitskampfes, dessen Schauplatz zu Anfang dieses Jahrhunderts das gegenwärtige, der Pforte tributäre Fürstenthum Serbien gewesen.

Zwei Gestalten vorzüglich sind es, welche aus der großen Reihe bemerkenswerther Persönlichkeiten bei diesem Kampfe in den Vorder-

grund treten, und deren eigene Geschicke eben so durch diesen Kampf, wie die Erfolge desselben durch die Einflüsse ihrer persönlichen Naturen entscheidend bedingt wurden: Kara Djordje und Milosch Obrenowitsch. Große Aehnlichkeiten unstreitig walten zwischen diesen beiden Charakteren ob, und doch wieder, durch wie weit auseinandergehende Gegensätze sind sie geschieden! Einer wie der Andre aus der großen Masse des serbischen Volkes hervorgegangen und in seinem Ganzen ein treues Abbild des Charakters desselben, theilen beide das Loos einer unerfreulichen Jugend und des Mangels selbst der nothdürftigsten Vorbildung für die Rollen, welche zu spielen die Geschichte ihres Volkes ihnen vorbehalten. Doch machen an dem Einen die mildernden Einflüsse eines innigeren Familienlebens sich bemerkbar und kann das Beispiel eines ältern Bruders und die miterlebte Geschichte zehn kampferfüllter Jahre wenigstens als eine Schule der Erfahrung gelten, während uns der Andre gleich von Haus aus herber gestimmt erscheint, und keine andre Vorschule als die des Heiduckenthums für sich aufzuweisen hat. Bewundern wir an Beiden einen Grad persönlichen Muthes, der selbst bei einem Volke, dem verwegenste Tapferkeit nationale Tugend ist, zum Vorbilde dienen konnte, so zeigt doch als Stärke des Einen sich vorwiegendes Kriegstalent und insbesondere der Kampf selbst, während die des Andern mehr die kluge Benutzung der Erfolge ist. Die Thaten des Einen kennzeichnet übrigens jähe, wilde Gewaltsamkeit, und wo diese des Schauplatzes entbehrt, unheilvolle Unsicherheit, die des Andern Ueberlegung, Vorbedacht, bis zur List gesteigerte Berechnung und nicht selten eine gewisse angeborne diplomatische Klugheit.

Was aber Einem wie dem Andern abgeht, das ist jener höhere, Bewunderung erregende Schwung, welcher wahrhaft bedeutenden Charakteren es nicht nur möglich, sondern nothwendig sein läßt, mit aufopfernder Hingebung an ihre Mission in der siegreichen Erfüllung derselben oder im Untergange für sie allein ihren Ruhm zu suchen. In manchen Stücken an Cincinnatus erinnernd, fehlt ihnen doch dessen Seelengröße und Kraft der Selbstverleugnung. Sie vertreten die Sache des Vaterlandes, verlieren aber keinen Augenblick darüber ihre eigene aus den Augen. Daß die Consequenz, zu welcher solche Naturen ihr Handeln führt, für sie selbst nur eine tragische sein kann, ist ein Ausfluß jener Gerechtigkeit, welche der Geschichte wie der Poesie gleich eigen ist, und schiene es auch, als sei sie bei dem Einen von Beiden dennoch nicht eingetreten, so wollen wir nur darauf hinweisen, daß es nicht immer grade der physische Tod sei, worin man diese Erfüllung zu suchen hat.

Wie das Geschick seines Vorgängers sich erfüllt, wollen wir in dem Folgenden zu entwickeln versuchen, nachdem wir einen kurzen Rückblick auf die Zustände in Serbien gethan, welche sein Auftreten bedingten.

Ein Theil des großen, aus der Unterjochung der verschiedenartigsten Völkerstämme hervorgegangenen Osmanenreiches hatte Serbien, von dem Augenblicke, da es seine Selbständigkeit an Murad I. eingebüßt, die bittern Geschicke aller jener Provinzen zu theilen gehabt, in welchen mit den ehemaligen staatlichen Verhältnissen nicht auch der christliche Glaube dem Halbmonde gewichen war; die ganzen Jahrhunderte hindurch dem vollen Drucke des zügellosesten Satrapenthums ausgesetzt, war seine nicht mehr unbedeutende Cultur darüber zu Grunde gegangen, hatte von dem entwickelten Gemeindeleben kaum ein kläglicher Schatten sich in den entlegenen Gebirgen zu erhalten vermocht. Seine Höhe jedoch hatte dies Mißgeschick zu Ende des vorigen Jahrhunderts erreicht, als die Erkenntniß der Pforte, neue Bahnen betreten zu müssen, mit dem Widerstande ihrer eigenen bewaffneten Macht in Conflict gerieth. Von ihr, die über die höchsten Aemter im Reiche verfügte und dem Padischah Gesetze vorschrieb, durfte am allerwenigsten der Raja sich der Schonung versehen. Was der Pascha nicht nimmt, nimmt der Bey; was der Bey nicht nimmt, nimmt der Aga; was der Aga nicht nimmt, nehmen die Janitscharen, und was die nicht nehmen, das mag auch der Teufel nicht mehr, galt in Serbien namentlich als Sprichwort. Ja selbst bis in das Innerste des christlichen Familienlebens erstreckte sich diese Insolenz. In den Augen des Kadi aber hatte nie ein Muselmann Unrecht, nie ein „Srbin" Recht.

Wir begreifen, wenn unter diesen Verhältnissen die wehr- und rechtlose serbische Raja vor ihren Bedrückern sich immer mehr zurückzog, schaarenweise Städte und Dörfer verließ, den Pflug zerschmetterte, dafür die Streitaxt in die Faust, das Gewehr über die Schulter, Pistole und Schlitzmesser in den Gurt nahm, sich selbst für vogelfrei erklärte und in den Gebirgen und an den Saumwegen sich einem Leben ergab, das zwischen dem des Guerillero und dem des Räubers die unerfreuliche Mitte hielt. Wir finden es ferner nur folgerichtig, wenn mit dieser nothgedrungenen Selbstausscheidung der Geist der Rachgier, Grausamkeit und List, kurz der Verwilderung unter der serbischen Bevölkerung auf eine schreckenerregende Weise heranwuchs, so daß das Haiduckenthum nicht nur von den Türken, sondern auch von den Christen der benachbarten Länder mit Grauen und Entsetzen angesehen wurde. Die Folgen dieser Anomalie konnten nicht

lange ausbleiben. Je verwegener die Acte der Rache, desto höher stieg die Erbitterung bei den Türken, und desto weniger versäumten diese einen Anlaß, die vollsten Repressalien zu üben. Die Vordersten dabei, weil auch die zumeist gehaßten und angegriffenen, waren stets die Janitscharen. Die Kühnheit dieser, jeder Regel und Mannszucht spottenden Banden ging so weit, daß sie ihre Opfer, die sich vor ihnen auf österreichischen Boden geflüchtet, bis auf den Märkten Syrmiens und des Banats aufsuchten. Als mit eine der Ursachen des Krieges, welchen Kaiser Joseph II. im Vereine mit Katharina II. an die Pforte erklärte, waren Seitens Oesterreichs die von den Janitscharen auf österreichischem Boden verübten Gewaltthätigkeiten angeführt. Zahlreiche Haiducken traten damals als Freiwillige in die österreichische Armee, in welcher man sie als brauchbare Terrainkundige gern willkommen hieß. Zum ersten Male unter diesen begegnen wir auch der Gestalt Kara-Djordje's, Eines wie hundert Andrer, die herüber geeilt waren, und dem es damals wohl eben so wenig Jemand ansah, welche Zukunft seiner noch harrte, als er selbst es ahnen mochte.

Ueber seine Herkunft und früheste Vergangenheit ruht immer noch ein nicht gänzlich gelüfteter Schleier. Nach Erforschungen an Ort und Stelle selbst ist Kara-Djordje nicht lange vor 1770 in Wischnjewzi, einem kleinen Dorfe in der Nahia von Kragujewaz, von Eltern geboren, welche den Ackerbau betrieben. Sein Vater hieß Pero oder Petar, — nicht Petronje, — daher auch sein eigentlicher Abstammungsname Petrowitsch. Den türkischen Beinamen „Kara," schwarz, welcher dem serbischen crn oder crni entspricht, verdankt er seiner, selbst in Serbien ungewöhnlich dunklen Hautfarbe, deren Auffallendes wohl durch die knochige, hagere, durch eine stark vorragende Nase markirte Gesichtsbildung, durch das rabenschwarze Haar und die aus tiefen Höhlen hervorfunkelnden schwarzen Augen noch erhöht werden mochte. Wahrscheinlich vor den Gewaltthätigkeiten der Janitscharen hatte sein Vater sich frühzeitig tiefer in's Gebirge zurückgezogen und in dem sicherer gelegenen Dorfe Topola seinen Wohnsitz genommen. Der in dem jungen Djordje sehr früh zu einer bedeutenden Erbitterung gediehene Türkenhaß steht hiermit in einem ganz wohl erklärlichen Zusammenhang. Man erzählt, daß er, kaum den Knabenjahren entwachsen, schon den Kampf mit den Türken gesucht, deshalb unter die Haiducken gegangen und einen oder mehrere Türken erschlagen habe, und daß dies zunächst die Ursache gewesen sei, warum er sich gezwungen gesehen, nach Oesterreich zu fliehen. Die Art und Weise, wie er (1787 oder 1788) Serbien verließ, die ängstliche Hast, mit welcher er all' seine kleine Habe zusammenraffte und so rasch als möglich das syrmische Ufer zu erreichen bemüht war, macht es allerdings sehr wahrscheinlich, daß er nicht minder Grund gehabt, sich den Türken zu entziehen, als sie, ihm nachzustellen. Als mit dem Blutvergießen auf eine Weise vertraut, vor der wir zurückschaudern, zeigt ihn uns übrigens ein letzter Augenblick auf serbischem Boden, in welchem er den eigenen Vater, da dieser sich weigerte, mit ihm das Land zu verlassen, mit eigener Hand niederschoß. Diese That erschließt einen tiefen Blick in ein eben so starkes als verwildertes und durch die fortwährende Nährung von Haß und Groll an dem, was gut und böse, fast irregewordenes Gemüth. Man hat, um das sonst Unverantwortliche derselben zu mildern, sie grade als einen Act außerordentlicher Kindesliebe zu deuten versucht. Nicht den Türken habe der Sohn den alten Vater in die Hände fallen lassen wollen. Der Gedanke, daß diese ihn qualvoll zu Tode martern würden, habe ihm unerträglicher geschienen, als der, ihn mit eigener Hand zu tödten. Uns scheint nur wie mit einem gewaltigen Striche der ganze Mann der Zukunft ebenso grauenvoll als bezeichnend in ihr hingestellt.

In der Masse seiner Kameraden verlieren wir Djordje Petrowitsch im österreichischen Freicorps aus den Augen. Es läßt sich nur vermuthen, daß er sich irgendwie bemerkbar gemacht haben müsse, da wir ihn nach dem Frieden von Sistow (1791) mit der Charge eines Feldwebels bekleidet, den österreichischen Dienst quittiren und in seine Heimath zurückkehren sehen.

Wiewohl dieser Friede unter Anderm nicht nur die Entfernung sämmtlicher Janitscharen aus Serbien, sondern auch allen Serben, welche gegen die Pforte gefochten, die vollständigste Amnestie stipulirt, sehen wir Kara Djordje dennoch bald wieder in den Gebirgen und in Gesellschaft einer Anzahl Gleichgesinnter den Haiduckenkampf fortsetzen; — vielleicht, weil er den Türken im Bewußtsein mancher seiner früheren Thaten nicht recht traute und für diese durch die Amnestie sich wenig geschützt fühlte. Müde jedoch des Haiduckenlebens, wendet er sich nach Kurzem wieder nach Syrmien, wo er der Verwendung seines ehemaligen Obersten eine Waldhegerstelle in den ärarischen Forsten verdankt. Aber die syrmischen Wälder sind es nicht, in denen er Ruhe finden kann. Immer wieder zieht es ihn nach Serbien zurück, wo unter Hadschi-Mustafa-Pascha's humaner Verwaltung eine Zeit dauernden Friedens erstanden zu sein scheint. Man weiß, daß Kara Djordje damals Nichts so sehr wünschte, als daß dem immer

so bliebe. Er sehnte sich nach der Ruhe eines friedlichen Hauswesens und nach dem Segen eines ehrsamen Gewerbes. So richtete er sich denn in Gemeinschaft mit seinem Bruder Milenko in dem alten Vaterhause zu Topola ein und begann das ehrsamste Gewerbe, das ein serbischer Djaur eben damals unternehmen konnte, — die Mästung von Schweinen und deren Verkauf nach Ungarn.

Die Janitscharen indeß fanden bald einen

Kara-Djordje.

Anlaß, wiederzukehren, und diesmal nicht ohne die ausgesprochene Drohung, für Alles Vergangene die blutigste Rache zu nehmen und ihre alten „Rechte" wieder zur Geltung zu bringen. Plünderung und Todtschlag begannen von Neuem. Die Scene eröffnete der Mord des Knesen von Tamnawa. Den Fortgang bildete der Einbruch in Belgrad und die schmähliche Ermordung Hadschi-Mustafa's selbst, nachdem er, um den zwiefachen Friedensbruch zu rächen und zum abschreckenden Beispiele sechsunddreißig der Schuldigen hatte hinrichten lassen; den Schluß die Selbstproclamirung der Janitscharen zu Herren des Landes, die Vertreibung eines großen Theils selbst der türkischen Grundbesitzer und die Einsetzung einer Art Janitscharenregierung in den Personen von vier der Verwegensten aus ihrer Mitte.

Bedenkt man, daß so etwas in einem Staate von orthodoxestem Absolutismus möglich gewesen, so begreift man in der That nicht, wie nicht schon damals die gesammte Christenheit im osmanischen Staate den Augenblick ersehen, um das ganze faule Gebäude, in dessen dumpfem Kerker man sie zusammengepfercht hielt, und das doch in seinen wichtigsten Fugen gelockert war, wie Ein Mann mit einem kühnen Stoße über den Haufen zu werfen.

Ein Regiment des Schreckens, wie es bisher ohne Beispiel gewesen, begann nun in Serbien. Selbst der letzte Rest der Ordnung war gelöst, der letzte Schein des Rechts verhöhnt. Die am Tage liegende Ohnmacht des Sultans erhöhte nur noch den Stolz der neuen Usurpatoren und mit diesem die jammervolle Lage des Landes. Wieder ließ man den Pflug stehen, brachte die Heerden in die Sicherheit der Wälder, und Männer, die kurz zuvor erst ihr halb räuberisches Waldleben mit den Gewerben des Friedens vertauscht, kehrten wieder zu demselben zurück. Unter ihnen auch Kara-Djordje.

Die Unerträglichkeit eines Zustandes, wie dieser, mußte bald auf Mittel sinnen lassen, wie sich seiner zu entledigen. Den Serben, im Vergleiche mit der Janitscharenwirthschaft, erschien das ehemalige Spahiregiment ein wünschenswerthes. Die Spahi,*) deren eine große Anzahl mit in den Gebirgen und in Oesterreich flüchtig war, vergaßen in den Serben die ehemaligen Untergebenen und erkannten in ihnen nur noch ihre Leidgenossen. Nichts natürlicher, als daß man gegen den gemein-

*) Die türkischen Grundherren.

samen Widersacher einander die Hand bot. Man wollte den Weg des Friedens versuchen, und legte durch eine Deputation die Bitte um Abhülfe dem Padischah zu Füßen; zugleich aber behielt man die Nothwendigkeit der Selbsthülfe im Auge, und setzte sich mit den Freunden in Oesterreich in Verbindung, um einen bewaffneten Aufstand vorzubereiten. Beides schlug fehl. Der Padischah, ohnmächtig wie er war, beschränkte sich darauf, die Janitscharen mit räthselhaften Worten zur Ruhe zu verweisen, die sie als eine Schändung des Islams deuteten; der Inhalt eines aufgefangenen Briefes verrieth den bewaffneten Aufstand. Die Janitscharen zögerten nicht, der von zwei Seiten ihnen drohenden Gefahr mit blutigster Hand zu begegnen und die ersten Tage des Februar 1804 sahen über ganz Serbien ein beispielloses Blutbad verbreitet.

Einer der Ersten, gegen den sich die Vollstrecker des Blutgerichts wandten, weil Einer derjenigen, den man schon von lange her auf der Racheliste hatte, war Kara-Djordje. Heerden und Hof preisgebend flüchtete er unter den Augen seiner Verfolger in die Tiefe der Gebirgswälder. Von der Höhe eines Berges herab sah er sein Haus in Flammen aufgehen, seine Heerde war von den Janitscharen fortgetrieben worden. Nichts war ihm geblieben, als seine Waffen und ein Häuflein Genossen, — Freunde aus seiner ehemaligen und gegenwärtigen Haidukenzeit, und mit diesen war er nun entschlossen, den Rache- und Vernichtungskrieg gegen die Türken auf eigene Faust zu beginnen. Wenige Tage darauf schon sah man in Sibnitza, einem Dorfe in der Nahia Belgrad, das Haus des dortigen von den Janitscharen eingesetzten türkischen Beamten in Flammen aufgehn und den Beamten selbst auf offenem Platze von Kara-Djordje's Leuten den Todtschlag erleiden.

Die Kühnheit dieser That trug Kara-Djordje's Namen mit der Schnelle des Erstaunens durch das halbe Land. Das Signal war gegeben, die Fahne der Tscheta*) ausgesteckt, jede Stunde brachte ihm neue Zuzüge. Niederbrennend was ein Türkenhaus, niedermetzelnd was ein Türke war, zog er von Ort zu Ort, überall zu Gleichem ermuthigend, überall seinen Anhang vermehrend. Zum ersten Male sind in allen Ortschaften, von der Donau zwischen der Kolubara und Morawa aufwärts, Aller Augen auf ihn gerichtet und folgen die Waffenfähigen seinem Rufe. Aber auch an andern Orten hatte man mittlerweile zu den Waffen gegriffen; in den östlichen Bezirken unter Anführung des reichen Milenko Stoikowitsch und seines Freundes Pero Theodorowitsch, — in den westlichen unter der Leitung des Knesen Jakub Menadowitsch und des Popen Luka Lazarewitsch. Bald konnte man sagen, das ganze Land sei im vollsten Aufstand begriffen, und die Janitscharen, statt die Christenausrottung fortzusetzen, mußten vielmehr darauf bedacht sein, ihr eigenes Leben zu sichern. Von Belgrad aus, wohin sie sich zurückgezogen hatten, ließen sie Kara-Djordje zu einer Zusammenkunft unweit Belgrad bitten, um ihm einen Vergleich anzubieten. Außer der Zusage einer bessern Behandlung und der Einstellung aller Willkür spielte unter den Anerbietungen Gold eine Hauptrolle. Vorzüglich den Einflußreichern sollte aller Schaden ersetzt und ihnen überdies noch ein Namhaftes auf die Hand gezählt werden, wogegen sie wieder das Volk beruhigen, den bewaffneten Haufen auseinandergehen heißen sollten. Allein was die Menge verlangte, war die gänzliche und unbedingte Entfernung der Janitscharen aus dem Lande. Kara-Djordje, seinerseits zu einer Aussöhnung am allerwenigsten geneigt, war der Erste, welcher die Unterhandlungen abbrach, und mit den Seinigen in die Waldtiefen der Schumadia sich zurückzog. Die andern Führer sahen sich genöthigt, ihm zu folgen. Hiermit aber auch waren die Würfel gefallen, und der ernstlichste Kampf für beide Theile unausweichlich geworden.

Die Janitscharen ihrerseits wandten sich nun nach Bosnien, Makedonien und Bulgarien um Zuzüge. Da aber eigentlich sie auf dem Boden der Rebellion standen, so konnten sie Beistand nicht von den Pascha's, sondern nur von abenteuernden Gesinnungsgenossen erwarten.

Auch die Serben mußten an Kräftigung denken. Als die Grundbedingung eines erfolgreichen Widerstandes erkannten sie ganz richtig ein enges Aneinanderschließen der bisher unabhängig von einander aufgestandenen Führer. Zwar sollten diese nach wie vor in ihren heimathlichen Nahia's den Aufstand leiten. Die oberste Leitung des Ganzen aber sollte Einer übernehmen. In der Schumadia, der Gegend, wo Kara-Djordje sich erhoben, scheint dieser Gedanke zuerst gefaßt worden zu sein. Hier auch kam man zusammen, um ihn zu verwirklichen. In der That aber war dies nicht ganz leicht. Weder hatte bisher Jemand durch besondere Fähigkeiten sich bemerkbar gemacht, noch sonst ein Uebergewicht erlangt. Zudem war man noch immer weit entfernt, dem ganzen Vorgange, den man lediglich als eine Expedition der Nothwehr betrachtete, eine größere Tragweite beizulegen, und die

*) So heißt im Serbischen der Streifzug sowohl als die Truppe der Streifzügler. Wer eine Tscheta unternehmen wollte, steckte zu diesem Behufe an einer bestimmten Stelle eine Fahne aus, um welche sich die Theilnehmer versammelten.

Angesehenern vor Allem mochten nicht mehr, als unumgänglich nöthig, damit zu schaffen haben. Das blutige Strafgericht, das im Falle des Mißlingens unausbleiblich hereinbrechen mußte, stand ihnen vor Augen. Ein Mann, der ohnehin bereits bloßgestellt wäre, schien ihnen daher der geeignetste. Man dachte sogleich an Kara-Djordje; allein erst nach mancherlei hin- und wieder Vorschlägen kam man auf ihn wieder zurück. Insbesondere Theodosje, Knes von Draschatz, einer der Ansehnlichsten und Einflußreichsten, der jedoch in den Ausgang des Unternehmens grade am allerwenigsten Vertrauen setzte, schlug ihn vor. Ohne Schwierigkeit, meinte er, könne man im Falle des Mißlingens Den preisgeben, während im Falle eines glücklichen Ausgangs seine Vergangenheit verhüten werde, daß er nicht zu sehr erstarke. Kara-Djordje'n entging es nicht, wie man über ihn dachte, und er suchte der Wahl auszuweichen. In der That nahm er sie auch erst nach langem und vielseitigem Zureden an. Der treulose Vorbehalt aber, mit welchem man bei dieser Wahl gegen ihn vorgegangen, ist ihm nie wieder aus der Erinnerung gewichen.

Nunmehr jedoch, mit dem Titel eines „Commandanten in Serbien" bekleidet, warf er sich mit dem ganzen ihm eigenen Kriegseifer auf seine nächste Aufgabe, die darin bestand, die Schaaren von Abenteurern, welche den Janitscharen aus Bosnien und der Bulgarei bereits zu Hülfe zogen, aufzuhalten, und die Janitscharen selbst mit raschen Handschlägen aus den festen Plätzen zu treiben. Der Erfolg war ein vollkommener. Schabatz und Poscharewatz, ohne Entsatz, waren bald gefallen, und mit reicher Beute an Waffen, Kleidern und Pferden konnte er auch schon gegen Belgrad rücken.

In Constantinopel indessen hatte man von diesen Vorfällen nicht ungern vernommen. Galt es ja, den Uebermuth der Janitscharen einmal recht gründlich zu demüthigen. Ja man ertheilte sogar dem Pascha von Bosnien, Bekir, die Weisung, mit einem Theil seiner Truppen die Serben zu unterstützen. Belgrad zu halten, konnten die Janitscharen-Häuptlinge nun nicht denken. Nur die Wasserseite war frei. Sie benutzten daher den Ausweg, räumten auch diese Stadt und flüchteten sich nach Ada-Kaleh, einer kleinen Inselfestung unterhalb Orschowa, wo sie Schutz erwarten durften. Bekir und Kara-Djordje besetzten hierauf Belgrad, mit Ausnahme der Citadelle, welche Guschanaz-Ali, ein Parteigänger der Janitscharen, zu übergeben sich weigerte. Von hier aus erließ Bekir an den Aga von Ada-Kaleh den Befehl, die vier Janitscharen-Häuptlinge den Serben auszuliefern. Sofort aber, da dieser Befehl unbeachtet blieb, drang ein Häuflein Entschlossener nächtlicherweise in die Veste, tödtete die Ueberraschten, und am folgenden Tage schon sah Kara-Djordje deren Köpfe zu seinen Füßen. —

Die Erklärung, die von Bekir hierauf erfolgte, lautete dahin, daß dem Begehren der Serben nun vollständig Genüge gethan sei; sie sollten daher die Waffen niederlegen und friedlich in ihre Wohnsitze zurückkehren. Dieser Aufforderung nachzukommen fanden aber die nun einmal Bewaffneten sich nichts weniger als geneigt. Mit Recht erhob sich die Frage, was man denn eigentlich schon so Großes errungen habe, daß man die Waffen wieder hinlegen dürfe; und die Erhebung fing zuerst an, den Charakter einer Revolution anzunehmen. Ermuthigt durch die günstigen Erfolge, waren mit dieser Wendung wohl auch Diejenigen einverstanden, die früher so sehr gefürchtet hatten, sich zu compromittiren. Allein es schien ihnen auch die höchste Zeit, den Mann zu entfernen, dessen Ansehen bereits größer geworden, als sie es je für möglich gehalten. Ueber sie selbst hinweg ging bereits Kara-Djordje's Einfluß. Auf grabem Wege aber war das kaum zu bewirken. Sie schlossen sich daher der Ansicht Bekir's an, und verlangten von Kara-Djordje, daß er, da vorläufig kein Grund zur Fortsetzung des Kampfes bestehe, das Commando niederlege. Eine Auflösung der Truppen befürchtete man nicht; denn schon war man zu einer neuen Wahl bereit, und mit dem Einzelnen für den Fall eines Widerstandversuches gedachte man leicht fertig zu werden. Am stürmischsten dabei drang Knes Theodosje in den Commandanten, — derselbe, der vor Kurzem erst dessen Wahl so eifrig betrieben. Ja er erklärte ihm offen, daß er in keinem Falle weiter sich dazu verstehen werde, seine Anordnungen zu beachten. „Dann empfange, was dem Meuterer gebührt!" fuhr Kara-Djordje empor, und streckte den Knes, wie einst seinen Vater, mit einem Pistolenschuß zu Boden.

Dieses Widerstandes von einem Manne, in dessen zweifelhaftem Rufe man die sicherste Bürgschaft gegen sein Emporkommen zu besitzen geglaubt, hatte man sich nicht versehen, und statt auseinanderzugehen, — schritt man zur Stelle noch zu den Berathungen, welche die Sachlage erforderte. Denn Bekir-Pascha, bei dieser Haltung der Serben, hatte sich von Belgrad zurückgezogen und war bereits wieder in Bosnien. Man sah ein, daß man ihn jeden Augenblick mit verstärkter Macht von dort zurückerwarten dürfe. Der Beistand einer christlichen Macht schien nothwendig. Von Oesterreich, wie Kara-Djordje mit besonderer Vorliebe dies wohl anstrebte, war Nichts zu erwarten. Bei einer Zusammenkunft, welche man den Serben in Peterwardein zugesagt,

hatte sich wohl Kara-Djordje, österreichischerseits aber Niemand eingefunden. Man glaubte daher, sich lieber nach Petersburg wenden zu sollen, wo eine frühere Deputation (1804) bereits gute Aufnahme gefunden hatte. Allein die Antwort, die man diesmal von dorther erhielt, war eine wenig befriedigende. Sie rieth, sich lediglich der Gnade des Padischah zu unterwerfen. Niemand täuschte sich über die Trostlosigkeit dieses Rathes, und nur um ihn nicht unbefolgt zu lassen, entsandte man neuerdings eine Deputation an den Padischah, um ihm die Wünsche der serbischen Raja zu Füßen zu legen.

Kara-Djordje indeß benutzte die Zeit, um die Türken noch aus einigen festen Plätzen zu werfen, namentlich in den südlichen Gebirgsbezirken, die bis dahin in die Bewegung nur erst wenig hineingezogen waren.

Die Antwort aus Constantinopel war ausgefallen, wie man sie erwartet. Der status quo, wie er vor dem Gewaltregimente der Janitscharen gewesen, sollte wieder hergestellt werden. Uebrigens erhielt Afiz-Pascha den Befehl, von Nissa aufzubrechen und in Serbien mit Gewalt der Waffen diese frühere Ordnung wieder einzuführen.

Noch war die Kriegsmacht, welche Kara-Djordje befehligte, eine sehr geringe; eine Anzahl geschiedener Haufen ohne Kriegskunst und Disciplin, wie sie eben die einzelnen Führer um sich zusammengerufen hatten. Das ganze schwere Geschütz dieser Armee bestand in einer einzigen Kanone, welche überdies noch Privateigenthum des reichen Jakub Nenadowitsch war. Nichtsdestoweniger unternahm er es, mit diesem regellosen Haufen an der Straße von Nissa sich in den Hinterhalt zu legen, und dem Pascha den Einmarsch in Serbien zu verwehren. Afiz versuchte zwar den Marsch zu forciren, und war wirklich bereits über Paratjin hinaus gedrungen, als Kara-Djordje ihn zu umgehen drohte, und so fast ohne Schwertstreich den Rückzug anzutreten zwang. Noch in derselben Nacht war von Afiz das Feld geräumt.

Die moralische Wirkung dieses Erfolges war eine sehr große. Alle Mißgunst schien in dem Taumel der Freude vergessen, und Kara-Djordje, dessen angebornem Feldherrntalente man diesen Sieg verdankte, wurde von den Führern und ihren Truppen einstimmig zum vrhovni vozd, das ist oberster Anführer, erhoben. Auch zur Bildung einer Art oberster Landesbehörde schritt man, welche die innern Angelegenheiten einstweilen leiten, die Kriegsbeisteuern erheben und das Recht pflegen sollte. Die angesehensten und einflußreichsten Männer der einzelnen Bezirke traten in ihr zusammen, und kein bemerkenswerther Ausbruch von Uneinigkeit störte diesen ersten Ansatz zur Verwirklichung des nun immer bewußter hervortretenden Befreiungszweckes.

Auch that diese Einigkeit sehr noth; denn schon hatten die Pascha's Bekir in Bosnien und Ibrahim in Albanien den Befehl, mit ihrer vollzähligen Kriegsmacht die Grenzen des aufrührerischen Gebietes zu überschreiten. Das Erste, worauf Kara-Djordje unter diesen Verhältnissen sah, war die Besetzung der wichtigern Plätze im Süden, die Organisation des Aufstandes in den Grenzbezirken gegen Albanien und die Vertheidigung der Pässe. Wieder, wie unlängst gegen Afiz, übernahm Pero Theodorowitsch die Hauptstraße bei Paratjin, unfern welchen Ortes er ein verschanztes Lager aufschlug; Milenko Stoikowitsch die Donau und Jakub Nenadowitsch im Vereine mit Andern die Grenzmarken gegen Bosnien. Bald gab es auch zu thun. Der Vortrab des bosnischen Expeditionsheeres brach mit dem Frühjahre 1806 ein. In den kleinen Scharmützeln, die es setzte, neigte der Sieg bald auf die eine bald auf die andre Seite. Nun aber erschien die Hauptmacht, die Ortschaften, welche sie berührte, im Sturm unterwerfend, und schonungslos Mord und Feuersbrunst um sich verbreitend. Nenadowitsch mußte weichen, und bald war der halbe Westen in ihrer Gewalt. Hier ergab man sich auf Gnade und Ungnade, dort warf man die Waffen hin und stürzte sich in schreckenverbreitende Flucht. Schon erschienen die ersten Haufen auf dem Wege nach Belgrad. Erhöht noch wurde das allgemeine Entsetzen durch die Botschaft, daß nun auch Ibrahim Pascha vor dem verschanzten Lager Milenko's erschienen sei. Und was das Verzweifelte der Lage auf die Spitze trieb, war der Schrei „Verrath!" der an allen Ecken und Enden über die Anführer erging, und die Schritte dieser vollends lähmte.

Die Wiederunterjochung Serbiens war so viel wie vollzogen. Auf Einem nur noch hafteten Aller Augen — auf Kara-Djordje. Begleitet von Janko Katitsch, einem der heldenmüthigsten jüngern Führer, sehen wir ihn, indeß Stoikowitsch sein verschanztes Lager gegen Ibrahim hält, gegen die Drina aufbrechen. Zwischen Sowljak und Klijenje zuerst gelingt es Katitsch, dem Vordringen der Bosniaken Einhalt zu thun. Er besiegelt den Tag mit seinem Tode. Kara-Djordje wendet sich hierauf gegen Sokol, und drängt den Feind auch von hier über die Drina zurück. Die Jadar überschreitend erscheint er sodann in der Matschwa, — dem Flachland an der Einmündung der Drina in die Save, — um hier den Kern der bosnischen Macht aufzusuchen. Auf dem Felde bei Mischar, hart am Save-Ufer, kommt es zur Schlacht, nach deren dreitägiger Dauer die Truppen Bekir's

sich genöthigt sehen, in wilder Flucht endlich das Land zu räumen. Aber nicht nur von der Drina an allen Punkten, — mit Ausnahme der Festung Schabatz, — ziehen die Türken sich zurück. Auf die Kunde vom Mißlingen der Expedition im Westen räumt auch Ibrahim im Süden das Feld. Die Gefahr ist beschworen und die allgemeine Zuversicht nimmt einen erneuten Aufschwung, als man diesen Letztern auch noch die Initiative zu Friedensvorschlägen ergreifen sieht.

Wie oft getäuscht, gab man diesen dennoch Gehör. In der That auch kam in Constantinopel eine Vereinbarung zu Stande, die geeignet gewesen wäre, den Serben zu genügen und die Ruhe im Lande wieder herzustellen. Allein zur förmlichen Gewährleistung schien die Pforte sich Zeit lassen zu wollen, um sie von dem Ausgange des Krieges abhängig zu machen, mit welchem Rußland ihr eben drohte. So nahm denn Kara-Djordje, der diese Eventualität nicht erst abzuwarten gesonnen war, im Spätherbst des Jahres noch den Krieg wieder auf, und zwar diesmal mit der ausgesprochenen Tendenz einer Diversion zu Gunsten Rußlands, welches wieder einmal der serbischen Erhebung einigen ermunternden Beifall zugenickt, und in der Person des Staatsrathes Rodofin, man weiß nicht recht ob einen Rathgeber oder Ueberwacher ihr zugesandt hatte. Zuvörderst noch vor Einbruch des Winters war es ihm um Belgrad zu thun, in dessen Citadelle noch immer Guschanaz-Ali, der abenteuernde Parteigänger der Janitscharen, saß, während Soliman-Pascha, von Bekir's erster Besetzung zurückgeblieben, die untre Stadt hielt. Noch im December nach einem verzweifelten Widerstande war die Stadt in seinen Händen, und Soliman sah sich genöthigt, mit dem Reste seiner Truppen sich zu Guschanaz-Ali in die Citadelle zu werfen. Allein auch diese, von der Wasserseite umgangen, capitulirte bald unter der Bedingung, daß Guschanaz-Ali freien Abzug haben, und Soliman vor der Hand unangefochten darin bleiben sollte. Doch schon im März 1807 sah dieser aus Mangel an Lebensmitteln sich genöthigt, den freien Abzug zu erbitten, und da inzwischen auch Schabatz gefallen und an der Donau namhafte Vortheile errungen waren, so konnte Kara-Djordje mit Recht sich Herr des Landes nennen.

So verloren die Sache der Serben zu Anfang des Jahres 1806 geschienen, für so gesichert konnte sie nun zu Ende 1807 angesehen werden. Das Verdienst dieses Erfolges war einzig das Kara-Djordje's. In den Tagen der allgemeinen Verzweiflung sah man ihn allein jene kaltblütige Ruhe und jenen sichern Ueberblick bewahren, ohne welche große Kriegserfolge gar nicht zu erringen sind. An seinem unerschütterten Muthe erholte sich der der übrigen Führer; sein persönliches Beispiel schuf aus jedem einzelnen Krieger einen todverachtenden Helden. Denn nicht von ferne, umgeben von einem zahlreichen Generalstabe und einer hastenden Schaar Galoppins war er gewohnt, die Schlachten zu leiten. Nur soweit General, als es die allgemeinen Anordnungen betrifft, sah man ihn vielmehr stets einen der Vordersten in den Reihen, nicht einmal durch den Anzug von seinen Mitkämpfenden unterschieden und nur an der gefürchteten schwarzen Mütze kenntlich, die langröhrige Damascenerflinte in der Rechten, Pistolen und Handjar im Gürtel, in den Feind stürmen. „Haidemo! Udarimo!“ Drauf und dran! waren seine einzigen Commandoworte. Das übrige that das Beispiel seiner hochgewachsenen, breitschultrigen, äußerst gewandten Gestalt, die überall auftauchte, wo es am härtesten herging, und der die Haufen mit Siegesgewißheit nachzudrängen gewohnt waren. Bei Uschitze, zu Fuß kämpfend, machte er persönlich Gefangene. Bei der Einnahme von Belgrad war er im blutigsten Gedränge einer der Ersten auf den Wällen. Die Bewunderung, die ihm das Volk dafür zollte, grenzte aber auch an jene, die es nur für die liedergefeierten Helden des Alterthums zu hegen gewohnt ist, und wäre wohl im Stande gewesen, selbst seine Gegner für immer zu entwaffnen, wenn er selbst nur auch außer des Schlachtfeldes sich über sie zu erheben vermocht hätte. Allein da eben bewaffnete er sie nur noch mehr gegen sich.

Die Gräuelscenen bei der Eroberung von Belgrad, — der capitulationsbrüchige Ueberfall des abziehenden Guschanaz-Ali, — die treulose Verfolgung und Beraubung Solimans, — die drei darauf folgenden Bluttage von Belgrad, fallen ohne Weiters ihm mit zur Last, der nicht den ernsten Willen oder nicht die Fähigkeit gehabt, dergleichen Rückfälle in's Haidukenthum bei Kriegern zu verhüten, die für die Freiheit sich erhoben. Zumal da es grade seine nächsten Freunde und Anhänger waren, die sich die Zügel am freiesten schießen ließen und die Sache der Nation nahe daran brachten, in einen großartigen Beutezug auszuarten, rief er die Stimme seiner alten Widersacher auf's Neue gegen sich wach.

Die Waffenruhe, welche das Jahr 1808 brachte, gab diesen Mißstimmungen die langersehnte Gelegenheit, laut zu werden. Nicht an ihn selbst zwar wagte man sich zuvörderst heran. Sein Ansehen stand zu befestigt, und selbst außer Landes hatte man sich bereits gewöhnt, die Erhebung der ganzen Nation mit seiner Person zu indentificiren. Auch konnte man, außer den wiederholten blutigen

Ausbrüchen seines Jähzornes, gegen ihn selbst nichts Bestimmtes vorbringen. Seine Lebensweise war nach wie vor höchst einfach. Er wohnte in seinem Heimathsdorfe Topola, bebaute hier, wenn er nicht etwa gegen die Türken stand, mit eigenem Arm seine Felder, trieb keinerlei Prunk und liebte selbst den Wein nicht mehr, als irgend einer der andern Wojwoden. Auch nicht der Vorwurf, durch Beutemachen sich mehr als Andre bereichert zu haben, konnte ihn treffen. Wohl aber gegen seine Freunde und Rathgeber trat man auf. Im drückenden Bewußtsein seiner geistigen Unzulänglichkeit gleich von Anbeginn gegen den Senat auf's Höchste argwöhnisch, hatte er, gegen diesen sich zu schützen, sich mit einem Kreis inniger Vertrauter umgeben, dem es nicht schwer ward, bald ihn selbst zu beherrschen. Dazu zählten vornehmlich Mladen Milowanowitsch und Miloje Petrowitsch, beide wie er ehemalige Haiduken, und Iwan Jugowitsch, ein österreichischer Serbe nicht ohne vielseitige Ausbildung, aber von sehr zweifelhaften Grundsätzen, der Secretär des Senates. Endlos waren die Eigenmächtigkeiten und Bedrückungen, welche diese, gestützt auf Kara-Djordje's Gönnerschaft und in seinem Namen sich zu Schulden kommen ließen. Eine Zeitlang tyrannisirten sie selbst den Senat in aller Form. Aber ebenso wenig als die Schüsse, mit welchen der Commandant die Versammlung niederzuschmettern drohte, als diese einmal etwas ihm Mißliebiges beschloß, vermochten die drei Freunde den Senat auf die Dauer einzuschüchtern. Man verlangte von Kara-Djordje ihre Entfernung und er mußte sie sich gefallen lassen. Die Vorbereitung eines neuen Schlages gegen seine Person sah er, und vielleicht nicht mit Unrecht, darin, daß grade seine Gegner im Senate immer entschiedener auf die Herbeiziehung russischer Truppen drangen. Nur ein neuer großer Erfolg im offenen Felde konnte seine Feinde verstummen machen, ihn selbst in diesem kritischen Momente vor dem zugedachten Untergange bewahren. Die Gelegenheit dazu sollte sich bald bieten.

Der Waffenstillstand war abgelaufen und der Ausbruch der Feindseligkeiten Rußlands gegen die Türkei stand bevor. Es ließ sich erwarten, die Pforte werde für's Erste nicht Zeit noch Macht genug haben, um sich mit großer Energie auch gegen Serbien zu wenden, und diese Gunst des Augenblicks, jedoch nicht ohne zuvor die Wiederaufnahme seiner Freunde in den Senat zu erzwingen, nahm er wahr, um einen Plan auszuführen, den er im Stillen ausgebrütet, und der durch seine Kühnheit sowohl als Tragweite uns überrascht. Es galt ihm nämlich nichts Geringeres, als die christliche Bevölkerung Bosniens, der Herzegowina und Albaniens gegen die Pforte zu insurgiren, und zu diesem Behufe mit Montenegro sich in Verbindung zu setzen, welches begeistert dazu die Hand bot. Nachdem er das Commando an der obern Morowa diesmal in die Hände seines Vertrauten Miloje Petrowitsch gelegt, sehen wir ihn auch alsbald, nunmehr mit einer genügenden Anzahl Kanonen versehen, die Gebirge im Südwesten überschreiten, um auf dem kürzesten Wege Montenegro zu erreichen. Ueberall vor ihm weichen die Türken zurück. Von allen Seiten strömen ihm bewaffnete Zuzüge der Christen zu. Und schon hat er in Novipasar, dem entscheidenden Punkte auf diesem Heereszuge, festen Fuß gefaßt, — als die Schreckensnachrichten grade von jenem Punkte, dessen Obhut er seinem treuesten Freunde vertraut, seinem Siegeszug plötzlich ein Ziel setzen. Rußland war durch unvorhergesehene Hindernisse abgehalten worden, den Feldzug zu eröffnen. Die türkische Armee, die in Bulgarien stand, benutzte den Moment, und rückte, wie schon früher, durch das Morawathal in Serbien ein. Pero Theodorowitsch, der heldenmüthige Vertheidiger dieses Postens gegen Ibrahim Pascha, verletzt durch die Zurücksetzung, die er diesmal erfahren, wandte den Rücken. Stevo Sindschelitsch, der Uebermacht allein gegenüberstehend, war zu schwach, um sich zu halten, und Miloje Petrowitsch aus persönlichem Haß überlieferte ihn hülflos den türkischen Säbeln. Stevo, aus Verzweiflung, sprengte mit den Seinigen sich in die Luft, und lieferte so den Türken das grauenhafte Material zu jenem Schädelthurm, den man heute noch, mehr ein Denkmal serbischer Zwietracht als türkischer Barbarei, bei Nissa zeigt. Kara-Djordje flieht in Eilmärschen an die Morawa. Allein es ist zu spät. Das ganze östliche Drittheil des Landes ist verloren. Nur seinem todesverachtenden Auftreten gelingt es, einen Theil der zersprengten Haufen zu sammeln und vorerst wenigstens den Rest des Landes vor der Ueberfluthung durch die türkische Heeresmacht zu bewahren. Aber auch das Verlorne, nachdem zu Anfang des Herbstes endlich die russische Armee unter Bagration die Donau überschritten, gewinnt er wieder.

Zum zweitenmale (1809) hatte Kara-Djordje die Sache der Serben auf dem Schlachtfelde gerettet. Allein der Widerstand, den er nun einmal im Senate gegen sich wach gerufen, sollte damit nicht gebrochen sein. Zu Neujahr 1810, in der Volksversammlung, brach er erst recht aus. Offen trat hier Jakub Nenadowitsch mit der Anklage hervor, der einzige Urheber der erfahrenen Mißgeschicke sei Kara-Djordje, der dem Verlangen der Nation nach dem bewaffneten Beistande Ruß-

lands stets entgegen gewesen sei, — nannte seine Freunde und Rathgeber Feinde des Czaren und das Verderben der Nation, und erklärte die Sache des Vaterlandes für verloren, wenn die usurpirte Gewalt den Uebelgesinnten nicht bei Zeiten entwunden würde. Zu schwere Schuld lastete auf Miloje, als daß Kara-Djordje dessen Verbannung, zu schwere Anklagen erhoben sich gegen Mladen und Iwan, als daß er deren neuerliche Ausschließung aus dem Senate hätte verhindern können. Wieder dachte er daran, sich Oesterreich in die Arme zu werfen. Allein schon war Nenadowitsch zuvorgekommen und eine Deputation nach Bukuresť entsandt, um das Einrücken russischer Truppen zu erbitten. Ein Mitglied dieser Gesandtschaft ging sogar so weit, unterwegs noch seinen offenen Abfall von Kara-Djordje und — vom Senate zu erklären. Es hielt den Augenblick für gekommen, an die Stelle Beider sich selbst zu setzen. Und noch schneller war ein Andrer gewesen, Pero Theodorowitsch, der Beleidigte von der Mowara, der, seit jener Katastrophe flüchtig, in Gesellschaft des russischen Staatsraths Rodofin früher schon in Bukuresť sich eingefunden hatte, und hier auf eigene Faust die Rolle eines Mandatars der serbischen Nation und Anklägers Kara-Djordje's spielte.

Unstreitig ist diese Episode der serbischen Revolution eine der unerquicklichsten. Nie haben unter dem Schilde des Patriotismus persönlicher Haß, Mißgunst, Eitelkeit, Habgier und Angeberei eine häßlichere Rolle gespielt. Im russischen Hauptquartier, wo der Führer der Gesandtschaft, Milan Obrenowitsch, angeblich auf Kara-Djordje's Veranlassung vergiftet, starb, mußte man dies wohl durchschauen. Man versprach zwar den gewünschten Beistand, allein man gedachte dabei ausdrücklich und anerkennend Kara-Djordje's als *obersten Führers* der Nation; — eine Genugthuung, die, klug berechnet von Seiten Rußlands, Kara-Djordje ebensowohl für Rußland zu gewinnen, als seine eignen Gegner niederzuschmettern geeignet war.

Und sogleich, von dieser Seite gesichert, geht er einen Schritt weiter. Er tritt damit auf den Gipfelpunkt seiner Größe, — zugleich aber an den Rand seines Verderbens.

Nur eingeschüchtert sind seine Widersacher, noch nicht vernichtet. Stoikowitsch und Theodorowitsch an der Spitze treten sie zu einer Verschwörung zusammen, deren Ausbruch auf die Zeit der Volksversammlung zu Neujahr 1811 angesetzt ist. Mit der Anklage Mladen's, des wieder zur Macht gelangten, wollte man beginnen, die Verbannung Kara-Djordje's sollte der Schluß sein. Allein Mladen ist auf seiner und auf seines Gönners Hut. Eines entscheidenden Kampfes gewärtig, erscheint Kara-Djordje an der Spitze zahlreicher Bewaffneter in Belgrad. Die Verschwörer jedoch, uneinig unter einander, bleiben aus. Entschlossen ergreift Kara-Djordje den Augenblick, läßt sich von der Volksversammlung zum Haupte der Nation ausrufen, — decretirt eine neue Eintheilung des Landes, durch welche der Einfluß seiner Gegner vollends gebrochen wird, — besetzt die neuen Districte mit seinen Anhängern, und ernennt, unter Mladen's Vorsitz, ein förmliches Ministerium, nicht ohne die Klugheit, auch seinen Gegnern den Eintritt in dasselbe freizustellen. Jakub Nenadowitsch folgt diesem Rufe; Milenko und Pero, da sie sich nicht unterwerfen wollen, gehen in die Verbannung. Miloſch Obrenowitsch, der Erbe Milan's und die letzte Stütze der Verschwörung, beugt sich dem *Gospodaren*.

Der Haiduk der Schumadia steht nun thatsächlich auf dem Gipfel monarchischer Gewalt und an ihm nur liegt es, sich darauf zu behaupten; denn schon ist die verhängnißvolle Probe im Anzuge, in welcher es sich bewähren soll, ob er nicht nur zu erreichen, sondern auch zu besitzen verstehe. Allein es ist nicht zu verkennen, daß von dem Augenblicke an, da er sich auf der Höhe seines Glückes sieht, statt des Muthes der Behauptung die unsäglichste Angst vor dem Verluste sich seiner bemächtigt. Er fühlt es, daß er nicht verstehe, die Macht festzuhalten, und klammert sich deshalb zitternd an sie an; das Bewußtsein geistiger Ungenügendheit, der Mangel höheren Schwunges und die blutigen Erinnerungen seines Vorlebens drücken lähmend auf seiner Seele.

Churschid-Pascha bietet ihm im Namen des Sultans den Fürstentitel und ein souveränes Verhältniß an, ähnlich dem der Donaufürstenthümer. Er hat den Muth nicht, zuzugreifen, und wendet sich, die Sicherheit, die er in sich selbst vermißt, auswärts suchend, an Rußland um die *Erlaubniß* dazu, in dessen Hände er überhaupt, aller Besinnung bar und vollständig resignirt, sein und des ganzen Landes Geschick legt.

Die Concessionen bezüglich Serbiens, über welche die Pforte mit Rußland im Bukarester Frieden übereinkam, überstiegen nicht das Maß des Mindestmöglichen und überlieferten die Serben sowohl als ihr erwähltes Oberhaupt ganz der Barmherzigkeit des Padischah. Allerdings konnte Rußland, in einem Augenblicke, wo es ihm, von Frankreich bedroht, darum zu thun war, mit der Pforte um jeden Preis Frieden zu haben, für seinen Schützling kaum mehr thun. Allein die Enttäuschung Kara-Djordje's war darum nicht minder bitter. Gern nun hätte er den Fürstentitel von der Hand des Sultans auch ohne Rußlands Erlaubniß angenommen; jedoch die

Pforte schrieb nun die Räumung der festen Plätze, die Auslieferung der Waffen und Munitionsvorräthe, und die Wiedereinsetzung der vor Jahren schon verjagten türkischen Grundherrn in ihre alten Besitze und Rechte vor. Hierauf gab es keine andere Antwort, als die vor fünf Jahren: „Kommt, und holt sie!“ Allein — sollte man es glauben, daß der Held vom Miroschfelde bereitwillig nicht nur die Festungen, daß er selbst seine Kanonen anbot? Diese halbe Unterwürfigkeit, um nicht ganz zu fallen, rief ein stummes an sich selbst Irrewerden im ganzen Lande hervor und bildet den tragischen Wendepunkt in Kara-Djordje's Geschick. Schon rücken die Türken statt der Antwort mit aller Heeresmacht an Serbien heran. Es bleibt keine Wahl, es muß wieder zur Damascenerin gegriffen, — die Würfel des Kriegsglücks müssen noch einmal geworfen sein! Und einmal noch leuchtet in Kara-Djordje der geborene Held der Waldgebirge auf. Die festen Plätze und die Ebenen, mit Ausnahme Belgrads, Semedria's und Schabatz', da sie doch nicht zu halten, will er preisgeben, und als ob ein unwiderstehlicher, geheimnißvoller Zug ihn dorthin zurückzöge, woher er ausgegangen, mit concentrirter Macht sich in die unzugänglichen Gebirge werfen. Von hier aus auf verborgenen Waldwegen will er die Türken sodann umzingeln, sie von ihren Depots abschneiden, und ihnen die Wahl lassen, den Unbilden des Hungers und des Winters zu erliegen, oder bei dem Versuche, durch die unwegsamen Päße sich durchzuschlagen, zu verbluten. Und wäre er auch sieglos da gefallen, der Tod in den schneeverwehten Schluchten hätte seinem Dasein wenigstens einen glänzenden Abschluß gegeben! — Allein seine Zuversicht war bereits gebrochen und er zieht den ebenso kühnen als wohlberechneten Plan vor den Vorschlägen seines Unstern's Mladen zurück, der vor Allem nur die Grenzen vertheidigt wissen will. Kara-Djordje sollte zu gleicher Zeit ein Reservecorps im Centrum des Landes zusammenziehen, um sich dorthin zu wenden, wo es nöthig wäre, den Ausschlag zu geben. — Die Folgen dieser unheilvollen Zersplitterung der Kräfte blieben nicht aus. Die einzelnen Führer an den Grenzen fochten wie Spartaner; vornehmlich Weliko an der Donau, ein ehemaliger Haiduk und treuer Anhänger Djordje's. Allein seinen Hülferuf hörte Niemand, und der Erste angegriffen, fällt er mit den Letzten seiner Leute. Ueber seine Leiche hinweg überschwemmen die Türken das Land. Mladen selbst zieht sich vor Churchid ebenso ohne Schwertstreich zurück, wie er es bereits einmal gethan. Den Uebrigen fehlt der Zusammenhang, Einer an dem Andern wird irre, Einer um den Andern verlangt Zuzüge und Befehle von Kara-Djordje: — dieser aber ist weder bei einem Reservecorps noch sonst wo zu finden. Vage Gerüchte gehen über ihn umher; die Einen wollen ihn wie eine fabelhafte Erscheinung in Jagodina gesehen haben, die Andern in Topola, die Dritten in Semendria. Semendria aber ist ebenso gefallen wie die andern Festungen, und als man dem Feinde voran nach Belgrad eilt, um Kara-Djordje möglicherweise doch hier noch zu finden, — hat er (2. October 1813 —) gefolgt von einem Theile seines Anhanges, Serbien bereits verlassen und sich auf einem Kahne nach Oesterreich geflüchtet. Alle Errungenschaften der Freiheitskämpfe von neun Jahren waren preisgegeben, Serbien auf's Neue dem Regimente des Halbmondes überliefert. —

Man hat diese Flucht, welche über Serbien neue Jahre des Elends heraufbeschwor, verschieden zu erklären, wohl auch zu rechtfertigen gesucht. Gegner behaupten, er habe, da er die Sache der Revolution für ferner unhaltbar erkannt, seine Schätze in Sicherheit bringen wollen. Freunde sagen, die Serben selbst, die ihn nicht zu würdigen gewußt, hätten ihn zu diesem Schritte des Ueberdrusses gedrängt. Der unparteiische Beurtheiler muß sich außer Stande erklären, einen Grund der Entschuldigung aufzufinden. Erklären nur läßt sich der unverantwortliche Schritt durch den tragischen Zerfall Kara-Djordje's mit sich selbst. Emporgehoben von der Revolution, verstand er es nicht, sie zu vollenden. Auf dies Verschulden aber ist der Untergang gesetzt.

Von Oesterreich wurde Kara-Djordje lediglich als Revolutionär behandelt und nach Gratz in Sicherheit geschafft, um bald darauf an Rußland, man weiß nicht recht ob freigegeben oder ausgeliefert zu werden. Genug, Bessarabien wurde ihm zum Aufenthalte angewiesen. Zwei Jahre verlebte er hier in unthätiger Zurückgezogenheit, während in Serbien zuerst der ganze Druck der Vorzeit wiederkehren mußte, um das Volk bis zu dem verzweifelten Schritte eines erneuten Aufstandes zu drängen. Noch hat Serbien ihn nicht vergessen, und selbst Milosch Obrenowitsch, nunmehr der einflußreichste unter den Knesen, wünscht ihn wieder an der Spitze der Erhebung zu sehen. Er kommt nicht. In Serbien unterdessen hilft man sich so gut es angeht. Man schlägt unter Milosch's Obrenowitsch Führerschaft einen Mittelweg zwischen bewaffneter und friedlicher Transaction ein, und nicht ohne Erfolg. Da erscheint im Frühjahr 1817 Kara-Djordje, plötzlich und unerwartet, wieder auf serbischem Boden. Man vermuthet, daß er sich der Häterie in die Arme geworfen, zu deren Gunsten er Serbien gegen Zusicherung der erblichen Fürstenwürde zu revoltiren ge-

dachte. Mit einem russischen Passe versehen, taucht er zuerst in den Bädern von Mehadia auf. Von hier eilt er zu dem Wojwoden Wuitza, seinem Gastfreund aus alten Tagen, der in einem kleinem Dorfe unweit Semendria seinen Wohnsitz hat, und den er in sein Vertrauen einweiht, doch nur, um bald zu erkennen, welcher argen Täuschung er sich über die Sachlage in Serbien hingegeben, wo bei der außerordentlichen Vorsicht, mit welcher Milosch Obrenowitsch das Geschick Serbiens zwischen Revolution und ostensibler Loyalität eben zum Ziele zu leiten sich bemühte, an einen erfolgreichen Aufstand nicht zu denken war. Schwerer Trübsinn überfällt ihn, und ein meuchlerischer Anfall, den sein Gastfreund an dem Schlafenden mittelst eines Beils selbst ausführt, macht seinem Leben ein Ende. —

Vielfach ist dieser Tod commentirt worden. Bald hat man die Schuld daran von Milosch Obrenowitsch völlig abzuwälzen, bald sie ihm ganz zuzuschreiben gesucht. Bald heißt es, Maraschli, damals Pascha in Belgrad, habe den Kopf Kara-Djordje's kategorisch verlangt, bald wieder, Milosch Obrenowitsch habe ihn damit überrascht. Thatsache ist, daß Kara-Djordje's Erscheinen mindestens zu hartnäckigen Parteikämpfen in Serbien Anlaß zu werden drohte, und daß Milosch Obrenowitsch ein lebhaftes Interesse hatte, sie hintanzuhalten. Es mag wahr sein, daß er an Wuitza lediglich den Auftrag erlassen, den keineswegs unbeachtenswerthen Rivalen um jeden Preis außer Landes zu schaffen; ferner wahr, daß Wuitza den Auftrag mißverstanden, oder auch an dessen Ausführbarkeit zweifelnd, zu dem sicherern Mittel des Mordes seine Zuflucht genommen habe. Von der Erfüllung des tragischen Geschickes Kara-Djordje's wird die Geschichte den Namen Milosch's Obrenowitsch nie sondern können. Ihm sandte Wuitza den Kopf des Unglücklichen, und von ihm wieder erhielt ihn Maraschli-Pascha, um die ausgestopfte Haut dem Sultan zu senden, der sie mit der Bezeichnung: „Dies ist der Kopf des berüchtigten serbischen Haram-Baschi, genannt Kara-Djordje," an der Pforte des Serails öffentlich ausstellen ließ.

Kara-Djordje's Gebeine und sein Schädel ruhen in der Kirche von Topola, wo sie Milosch-Obrenowitsch feierlich beisetzen und darüber ein Denkmal setzen ließ, welches Kara-Djordje den Befreier Serbiens nennt.

Auf dem Fürstenstuhle dagegen, den Milosch Obrenowitsch in Serbien gründete, sitzt, während Milosch in fremden Landen enttrohnt umherirrt, Kara-Djordje's Sohn Alexander.

Carl Friedrich Gauß.

Von

Carl Bölsche.

Die Monatshefte würden sich einer Unterlassungssünde schuldig machen, wenn sie des Mannes uneingedenk blieben, der von allen Söhnen der berühmten alten Welfenstadt zunächst neben dem Lessingsdenkmale ein ehernes Standbild verdient — der Mitwelt zu Ruhm und Genugthuung, der Nachwelt zur Nacheiferung auf der von ihm gebrochenen Bahn. Ich meine Carl Friedrich Gauß, auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften unstreitig das größte Genie, das in Braunschweig das Licht der Welt erblickte, eine der ersten Zierden deutschen Namens und einer jener gewaltigen Heroen des Geistes, deren Ruf bereits bei jungen Jahren weithin über die heimischen Grenzmarken drang und deren Ruhm wachsen wird, so lange die ewigen Gestirne des Firmamentes den Scharfsinn der Menschen fesseln und so lange der Gedanke auf den Schwingen des Elektromagnetismus den Sturm im Fluge überholen wird. Und dieser geniale Denker war zugleich ein ebenso edler und harmonischer, wie energischer Charakter, sein warmes Herz schlug für alles Echte und Wahre und er war seinem resoluten und zugleich gemessenen Wesen wie seiner rüstigen Erscheinung nach ein biederer echter Mann in des Wortes schönster Bedeutung. Sein auf den 23. Februar fallender Todestag erinnerte mich an die Gelegenheitsschrift, welche W. Sartorius von Waltershausen im vorigen Jahre bei S. Hirzel in Leipzig erscheinen ließ: „Gauß zum Gedächtniß." Manche Züge, die über den merkwürdigen Bildungsgang des großen Mathematikers im Braunschweiger Volke lebten, habe ich zwar hier vermißt und wohl manches Erhebliche wird der künftige Biograph noch berichten können; nichtsdestoweniger aber ist das Sartorius'sche Gedenkbuch reich genug an frappanten Zügen. Dieser emsige Naturforscher, der über seinen angestrengten wissenschaftlichen Untersuchungen über die vulcanischen Erscheinungen auf Island und auf Sicilien die Heimath nicht vergessen, hat zu dem Nachrufe an seinen Lehrer und Freund auch Jugendeindrücke aus dem Braunschweiger Leben mitgebracht. Der Anklang, zu dem es seiner Gediegenheit in Urtheil und Styl wegen Anwartschaft hat, ist bisher dem Gauß'schen Gedenkbuche noch nicht geworden, wohl weil sich auch die Gebildeteren der Nation noch immer viel zu sehr vor den in Hochquart gedruckten Schriften

unsrer Universitätsprofessoren scheuen oder doch wenigstens so lange zu warten pflegen, bis die Journalistik ihnen Anregung bringt. Es ist dies ein Grund mehr für mich, nach dem wohlgetroffenen Sartorius'schen Charakterbilde für Ihre Leser eine kleine Federzeichnung zu unternehmen, wobei ich besonders die Entwickelungsgeschichte berücksichtigen werde. Schon hier zu Anfange aber möchte ich vielen Lesern und Leserinnen das Gedenkbuch empfehlen — sie werden sich reich belohnt finden.

Der Mann, „dem keine Nation in der Gegenwart einen gleichen an die Seite setzen kann," der einer der Marksteine zwischen den Jahrhunderten war, von denen ein neuer Culturzustand unsers Geschlechts ausging, und der Einer des Dreigestirns in der Geschichte der Mathematik ist — „für das Alterthum Archimedes von Syrakus, nach dem Schlusse des Mittelalters Newton und für unsre Tage Gauß" — wurde zu Braunschweig am 20. April 1777 geboren. In dem kleinen Hause auf dem Wendengraben stand seine Wiege.*) Dieses Haus wurde 1804 von Gauß Vater verkauft und dafür ein anderes in der Mühlenstraße erworben, in welchem jedoch Carl Friedrich nicht gewohnt hat, da er in der Zeit vor seinem Rufe nach Göttingen am Steinwege eine bescheidene Wohnung gemiethet hatte.

Gauß' Vater, ein rechtschaffener, achtungswerther und in seinem Kreise wohl gelittener schlichter Bürgersmann trieb in früheren Zeiten in der guten Jahreszeit das Maurerhandwerk, daneben Gärtnerei, in der Meßzeit war er Markthelfer und außerdem Rechnungsführer einer Todtencasse; überhaupt war er in allerlei Nebengeschäften, die später das Hauptgeschäft ganz verdrängten, thätig, wie dies bei seinen Standesgenossen nicht selten zu sein pflegt und in jenen Tagen noch viel häufiger vorkam. Carl Friedrich's Mutter Dorothea, geb. 1742, kam um das Jahr 1769 nach Braunschweig und verheirathete sich daselbst 1776 mit Gauß' Vater, der aus erster Ehe schon einen 1768 gebornen Sohn Georg hatte, der am 7. August 1854 zu Braunschweig starb, nachdem er den Vater in allen Geschäften redlich unterstützt und dessen Amt als Verwalter der Todtencasse bis zu seinem Tode vorgestanden hatte. Frau Dorothea bestätigte die Regel, daß ausgezeichnete Söhne ausgezeichnete Mütter zu haben pflegen, in hohem Grade. Sartorius, der sie in Göttingen noch gekannt haben wird, schreibt über sie sehr treffend: „Sie war eine Frau von natürlichem klugen Verstande, schlichtem, humoristisch heitrem Sinne und festem Charakter; ihr großer Sohn war ihr einziges Kind, ihr Stolz!" Kernig und rüstig und wohlgemuth, wie sie war, erreichte sie das ungewöhnliche Alter von fast 97 Jahren, von denen sie die letzten zweiundzwanzig bei dem Sohne auf der Göttinger Sternwarte zubrachte.

Der Wendengraben war bis in die zwanziger Jahre, wo wir ihn in eine stattliche Straße haben verwandeln sehen, ein offener Abzugskanal, wie sie in den alten Städten, häufig vorkamen und jetzt überall einer besseren Sanitäts- und Bau-Ordnung weichen müssen. In diesem Graben hätte der kleine Carl Friedrich beinahe einen vorzeitigen Tod gefunden, wenigstens war es des Mannes früheste Erinnerung, daß er hier fast schon entseelt aus dem Wasser, an dem er unbeaufsichtigt gespielt hatte, gezogen wurde.

Der Knabe zeigte einen so regen Geist und eine so scharfe Fassungskraft, daß er das Lesen von selbst lernte, indem er sich da und dort bei den Hausgenossen Auskunft erholte; für Zahlenverhältnisse aber entwickelte er schon in der frühesten Jugend eine solche Sicherheit, daß er später oft scherzweise behauptete, „er habe früher rechnen als sprechen können." Bezeichnend ist ein Vorfall, den Gauß oft zu erzählen pflegte, wie sein Vater an einem Sonnabend-Abend seinen Maurer-Gesellen den Wochenlohn auszahlte und nach geschlossener Abrechnung soeben zum Geldbeutel griff, als sich der kaum dreijährige Knabe, welcher der Verhandlung von seinem Lager aus zugehört hatte, erhob und rief: „Vater, die Rechnung ist falsch, es macht . . .," indem er eine bestimmte Summe angab. Der Kleine war als Kopfrechner im Hause bereits so geachtet, daß Vater und Gesellen die Abrechnung noch einmal vornahmen, und der Befund ergab genau die Summe, welche der Knabe angegeben hatte.

Als Gauß sieben Jahre alt war, wurde er in die Catharinen-Schule geschickt, die damals unter Büttner's strengem Regimente stand. Diese Schulstube hatte bei Weitem nicht jene Stattlichkeit, wie die Classen der jetzigen Bürgerschule am Steingraben. Büttner ging in dem niedrigen, von Kindern vollgestopften Zimmer mit der Karwatsche auf und ab, Fluch und Segen ertheilend je nach Leistung der Schüler und nach eigener Stimmung. Der Knabe blieb hier zwei Jahre lang im großen Haufen; erst als er in die Rechenclasse emporrückte, machte sich seine Begabung bemerklich. Büttner ließ die Schüler, welche zuerst fertig waren, ihre Rechentafel zu unterst auf den Tisch mitten in der Classe legen; die Aufschichtung erfolgte je nach der Fertigkeit der einzelnen Schüler bis zum letzten. Gauß war soeben in die Rechenclasse aufgenommen worden, als der Lehrer ein Addirexempel aufgab. Kaum aber war die

*) Gauß' Geburtshaus wurde im Sommer 1857 restaurirt und mit einer Gedenktafel versehen, welche die einfache Inschrift trägt: In diesem Hause wurde Carl Friedrich Gauß am 20. April 1777 geboren.

Zahlenreihe ausgesprochen, als der Knabe schon seine Tafel mit den Worten: „Ligget se!“ (Da liegt sie!) auf den Tisch schob. Als am Schluß der Stunde die Tafeln nachgesehen wurden und viele Schüler mit der Karwatsche von ihren Fehlern überzeugt wurden, fand sich auf der untersten Tafel nur eine Zahl, aber diese war die richtige. Büttner erwies sich jetzt als treuen Lehrer, indem er sich des Knaben warm annahm, sogar ein neues, damals sehr beliebtes Rechenbuch aus Hamburg verschreiben ließ und — als damit sein Latein am Ende war — erklärte, nun könne der Junge bei ihm nichts mehr lernen. Darin hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Nun stand dem Schulmonarchen aber als Gehülfe ein junger Mann zur Seite, der mehr Sinn für mathematische Studien und großen Eifer, sich fortzubilden, besaß. Zwischen Bartels — der im Jahre 1836 als Professor der Mathematik an der Universität Dorpat starb, ein trefflicher Mensch und auch ein tüchtiger Mann in seinem Fache war — und dem damals zehnjährigen Gauß bildete sich nun schnell eine Strebensgenossenschaft, die für Beide gleich wichtig und für die Wissenschaft überhaupt epochemachend werden sollte. Bartels sorgte für mathematische Werke, die dann von Beiden gemeinschaftlich studirt wurden; er war es auch, der dann als Herold des Ruhmes für seinen jungen Freund bei hochstehenden Personen Theilnahme zu wecken wußte. Durch jene Werke kam Gauß in den Besitz des binomischen Lehrsatzes in voller Allgemeinheit und wurde bald mit der Lehre der unendlichen Reihen bekannt, welche ihm den Weg in die höhere Analysis eröffnete; und durch seines Freundes Begeisterung wurde das junge Genie dem bekannten Geographen und Verfasser von Reisebeschreibungen, Geheimen Etatsrath Zimmermann empfohlen und diesem Gönner aller aufstrebenden jungen Leute so nahe gebracht, daß Beide fortan in Beziehungen und Briefwechsel blieben bis an Zimmermann's Tod im Jahre 1815, wo derselbe in dem Augenblicke, als die Leiche des am 16. Juni 1815 bei Quatrebras gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm beigesetzt wurde, so von Jammer erfaßt ward, daß ihn der Schlag rührte. Durch Zimmermann und den Geheimen Rath von Feronce wurde später Herzog Carl Wilhelm Ferdinand auf den jungen Mathematiker aufmerksam gemacht, der ihn sich zum ersten Male im Jahre 1791 vorstellen ließ, ihn mehrfach beschenkte und von 1792 an zur Fortsetzung seiner Studien unterstützte.

Gauß hatte im Jahre 1788 das Catharineum bezogen, sehr gegen den Willen seines Vaters, der höchst rauh und roh sein konnte und an dem Wunderkinde ungleich weniger Gefallen fand, als er an einem handfesten Maurerlehrling gefunden haben würde. Auf dem Gymnasium kam Gauß seiner übrigen bedeutenden Kenntnisse wegen sogleich in die zweite Classe; denn obgleich das Latein und Griechisch auch auf dem Catharineum die Rangstufen bedingte, so haben sich doch von jeher die Lehrer dieser Anstalt durch große Liberalität und durch jenen schönen Sinn für Förderung und Entwicklung von Talenten, die mit äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, ausgezeichnet. Gauß entsprach dem Vertrauen seiner Lehrer in solchem Grade, daß er nach zwei Jahren zur Prima versetzt werden und im Februar 1792 das Collegium Carolinum beziehen konnte. Alte und neue Sprachen, vorzüglich aber schon tiefgehende mathematische Arbeiten füllten hier seine Zeit aus. „Vornehmlich scheint er,“ wie Sartorius vermuthet, „durch die Werke von Euler und Lagrange den Umfang seines Wissens erweitert und aus Newton's Principien den göttlichen Geist geschöpft und der Methode jenes unsterblichen Mathematikers sich bemächtigt zu haben.“ In Newton erkannte Gauß seinen geistigen Ahnherrn, dessen bahnbrechende Mission fortzusetzen schon damals in ihm Vorsatz und freudiges Bewußtsein gewesen ist.

Am 11. October 1795 bezog Gauß die Georgia Augusta, noch unschlüssig, ob er Philologie nicht zu seinem Brotstudium machen solle. Bei Heyne hörte er philologische Vorlesungen, die ihm mehr gefielen als Kästner's mathematische Collegia. Dagegen war er in den Mußestunden, die dann wohl oft den größeren Theil der Zeit in Anspruch nehmen mochten, mit seinen eigenen Untersuchungen und Entdeckungen beschäftigt. Sein Studentenverkehr war unter solchen Verhältnissen natürlich äußerst beschränkt.

Eine Entdeckung, die er 1795 machte und die allein ihm schon einen unsterblichen Namen in der Geschichte der Cultur gesichert haben würde, entschied die bestimmte Richtung seines Lebens für Mathematik. In diesem Jahre nämlich entdeckte Gauß in Göttingen die Methode der kleinsten Quadrate und im folgenden (am 30. März 1796) erfand er die Theorie der Kreistheilung, von welcher die Construction des Siebenzehn-Ecks als ein specieller Fall erscheint.

Nach Vollendung seiner Studienzeit kehrte zu Michaelis 1798 Gauß nach Braunschweig heim, wo er nun sofort zur Herausgabe seiner Disquisitiones arithmeticae schritt. Um die Universitätsbibliothek in Helmstedt zu benutzen, weilte er hin und wieder dort, wo er die Bekanntschaft des Bibliothekars Bruns und des Mathematikers Pfaff machte. Pfaff's Unterricht brauchte Gauß jedoch nicht mehr, „denn alle seine großartigen Forschungen sind aus der innersten Tiefe seines Genius mit solcher

Allgemeinheit, mit solcher Vollendung der Form in's Dasein getreten, daß sie keine Spur eines fremden Einflusses an sich tragen; sie zeigen dieses merkwürdige Gepräge in den ersten Jugendarbeiten des großen Mannes und haben es bewahrt bis zu den Arbeiten seiner letzten Tage, wie dieses später durch seinen wissenschaftlichen Nachlaß in ein klares Licht

Umrisse derselben zu Papier zu bringen. So haben denn die größten Entdeckungen meist über ein Jahrzehnt, selbst über ein halbes Jahrhundert gelegen, ohne daß sie zu einer weiteren Kenntniß des wissenschaftlichen Publicums gelangten." (Sartorius S. 21.)

Im Jahre 1801 wurde ihm die erste der seitdem ihm so zahlreich ertheilten öffentlichen

Gauß' Geburtshaus in Braunschweig.

gesetzt werden wird." (Sartorius S. 19.) — Im Jahre 1801 wurden unter dem Beistande des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand die schon 1795 begonnenen Disquisitiones herausgegeben — ein epochemachendes Werk, mit dessen Erscheinen für die Zahlentheorie ein neuer Zeitraum anhebt. Materiellen Gewinn hatte Gauß dadurch nicht; ein Pariser Buchhändler, dem ein großer Theil der Exemplare in Commission gegeben war, machte Bankrott.

Neben diesem gewaltigen Werke beschäftigte sich Gauß damals mit einer Reihe anderer wichtiger Untersuchungen, die in die verschiedensten Theile der Mathematik, so wie in die theoretische und praktische Astronomie eingreifen und gleichfalls als Bahnbrecher zu betrachten sind. Eine Entdeckung überstürzte in seinem fruchtbaren Geiste die andere, „so daß sich kaum Muße fand, auch nur die äußeren

Ehrenauszeichnungen in der Ernennung zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften in Petersburg zu Theil. Die unsterblichen Lorbeern, welche des jungen Mannes Haupt bereits schmückten, waren allerdings nur den Blicken des kleinen Kreises des tiefer eingeweihten gelehrten Publicums sichtbar; erst Piazzi's am ersten Tage des neuen Jahrhunderts in Palermo gemachte Entdeckung eines kleinen Planeten — des ersten der seitdem bis auf fünfundvierzig gebrachten Asteroidengruppe — machte die Gauß'sche wissenschaftliche Größe auch in weiteren Kreisen bekannt. Als die europäischen Astronomen sich gegen Ende des Sommers vergeblich abmühten, den neuen Stern, der jetzt den Namen Ceres führt, aufzufinden und das Jahr 1801 fast zu Ende gegangen war im vergeblichen Suchen, da machte Zach in seiner monatlichen Correspon-

denz (December 1801) darauf aufmerksam, daß nach den Berechnungen des Dr. Gauß in Braunschweig der Ort am Himmel, wo der Planet wieder zu finden sei, nothwendig um sechs bis sieben Grade weiter als Burkhardt, Olbers und Piazzi berechnet hatten, nach Osten ausgedehnt werden müsse. Und richtig erfolgte nach Gauß' Bemühungen durch Zach am 7. December 1801 und durch Olbers am 1. Januar 1802, also am Jahrestage der ersten Entdeckung, die Wiederauffindung dieses „Sandkörnleins am Meeresstrande" des Himmels, wie Zach sich ausdrückte und hinzufügte: „Die Ceres ist jetzt leicht aufzufinden und kann nun immer wieder verloren gehen, da die Ellipse des Dr. Gauß zur Bewunderung genau mit der Stellung des Planeten übereinkommt." Die Geschichte der Ceres-Wiederentdeckung bietet somit ein interessantes Seitenstück zu der Entdeckung des Neptun nach Leverrier's Berechnungen.

Die Auffindung der Ceres und was sich dabei in der gelehrten Welt ereignet, hatte den Eifer der Astronomen lebhaft angeregt. Am 28. März 1802 erfolgte durch Olbers die Entdeckung der Pallas, um deren Bahnberechnung Gauß sich gleichfalls so hohe Verdienste erwarb, daß ihm dafür im Jahre 1810 vom Institut de France die von Lalande gestiftete goldene Medaille für das beste astronomische Werk oder die merkwürdigste Beobachtung zu Theil wurde.

Durch Olbers' rastlose Bemühungen für seinen jungen Freund gelang es, obwohl erst nach einigen Jahren, Gauß einen Ruf zur Leitung der neuen Sternwarte, welche die hannöversche Regierung für die Georgia Augusta beschlossen hatte, nach Göttingen zu verschaffen. Fast wäre er dem Vaterlande durch die russische Regierung entzogen worden, da diese sich alle Mühe gab, ihn für Petersburg zu gewinnen.

Zur Schließung persönlicher Freundschaft war Gauß am 22. Juni 1802 nach Bremen gereist, wo er drei Wochen bei Olbers wohnte und auch einen Ausflug zu Schröter nach Lilienthal machte. Die Andeutungen, welche Sartorius über das herzliche, innige Einvernehmen zwischen diesen Männern, so wie zwischen Gauß und Zach in Gotha und andern Astronomen jener Zeit gibt, sind ein so reizendes wissenschaftliches Idyll, wie es in jener äußerlich so sturmbewegten Zeit nur

Carl Friedrich Gauß.

etwa noch in Weimar und Jena zu finden war. Bei dem Aufenthalte in Bremen — um nur eine Episode auszuheben — geschah es, daß Olbers eines auf dem Kulenkamp'schen Comptoir in Bremen arbeitenden jungen Mannes Namens Bessel aus Minden erwähnte, der sich Abends in den Feierstunden und auch Nachts eifrig mit Astronomie beschäftige und großes Talent verrathe. Durch Olbers Vermittelung entstand zwischen beiden großen Astronomen ein Verkehr, der zweiundvierzig Jahre — vom December 1804 bis zu Bessel's Tode am 17. März 1846 — dauerte und der Wissenschaft reiche Früchte getragen hat.

Am 22. November 1804 verlobte sich Gauß mit Johanna Osthof zu Braunschweig. „Das Leben steht wie ein ewiger Frühling mit neuen glänzenden Farben vor mir!" schrieb er damals seinem Freunde Bartels. Am 9. October 1805 vermählte er sich mit ihr, aber ach — das Glück sollte nur wenige Jahre dauern. Nachdem Johanna ihm drei Kinder geboren, starb sie an den Folgen der Geburt des jüngsten Sohnes am 11. October 1809 in Göttingen, wohin im Sommer 1807 endlich der

Ruf erfolgt war, so daß Gauß im Herbst dieses Jahres seine dortige Wirksamkeit antreten konnte. Die ersten Göttinger Jahre wurden ihm zu einem wahren Dornenpfade, da die Georgia Augusta dazumal von dem Kaiser Napoleon arg mißhandelt wurde und Gauß z. B. noch gar kein Gehalt bezogen hatte, als ihm bereits zweitausend Francs französischer Kriegscontribution auferlegt wurden. Olbers riß ihn unverhofft aus der Noth, indem er ihm eines Tages die Summe schickte. Gauß ließ das Geld nach Bremen zurückgehen, doch kurz darauf erhielt er auch einen Brief von Laplace, der ihm anzeigte, er habe in Paris bereits für ihn die 2000 Franken eingezahlt. Auch diese Freundlichkeit nahm Gauß nicht an, sondern erstattete nach einiger Zeit Capital und Zinsen; doch verdient dieser Zug verewigt zu werden, da er ein ebenso großer Schandfleck an Napoleon's Ruhmessäule, wie ein schönes Blatt im Lorbeerkranze der drei Astronomen bildet. Auch der Fürst Primas aus Frankfurt schickte Gauß in anonymer Zusendung tausend Gulden und Justus Perthes erwies sich ihm in jener schweren Zeit so verbindlich, daß der Greis noch bei dem Erscheinen von „Friedrich Perthes' Leben" des Verewigten mit warmer Anerkennung gedachte.

In der ersten Göttinger Zeit schrieb Gauß sein unsterbliches Werk: „Theoria motus corporum coelestium in sectionibus conicis solem ambientium." Um auch den Laien einen Begriff von den ungeheuren Erfolgen der Gauß'schen Theorie zu geben, führt Sartorius (S. 41) folgendes merkwürdige Beispiel an: Der berühmte Mathematiker Euler hatte die Bahn des Kometen von 1769 (?) einer Berechnung nach von ihm selbst verbesserten Methoden unterworfen, welche drei volle Tage der angestrengtesten Arbeit erforderte und das Erblinden des ausgezeichneten Mannes nach sich zog. Gauß hat später dieselbe Aufgabe nach seiner Theorie, indem er die Uhr dabei auf den Tisch legte, in Einer Stunde glücklich überwunden! „Freilich," fügte er hinzu, als er dieser Rechnung gelegentlich gedachte, „würde ich auch wohl blind geworden sein, wenn ich drei Tage lang in dieser Weise hätte fortrechnen wollen."

Ich schließe meine kurze Skizze mit diesem Zuge Gauß'scher Genialität; wen ein tieferes Eingehen in die reformatorische Thätigkeit des Mannes interessirt, der findet bei Sartorius manches gute Wort und manches schlagende Urtheil. Nur das sei noch erwähnt, daß im Jahre 1840 die langersehnte allgemeine Theorie des Erdmagnetismus erschien, mit der ein neuer Grundpfeiler in der Physik gelegt ward. „So wie Newton's schaffender Geist die Astronomie auf ein letztes Princip, welches die ganze Wissenschaft beherrscht, zurückgeführt hat, so ist es Gauß in ähnlicher Weise gelungen, das bis dahin verschleierte Problem des Erdmagnetismus glücklich zu überwinden, dessen Lösung bei den verborgen liegendern Erscheinungen und der unvollkommnern Beobachtungsweise etwa zwei Jahrhunderte länger auf sich warten ließ." (Sartorius.)

Wer bis vor fast drei Jahren das Göttinger Museum betrat, der konnte zwischen elf und ein Uhr Mittags regelmäßig im Lesezimmer einem rüstigen Greise begegnen, der mit ungemeiner Regsamkeit und Gewandtheit den Honig aus dem Zeitungs- und Zeitschriften-Walde zu saugen wußte: es war der alte Gauß, der immer rüstige, welcher von der Sternwarte zu Fuß hereinkam, um Leib und Seele zu erfrischen und gelegentlich mit Collegen und Studenten einige freundliche Worte und Blicke zu wechseln. Als wir ihn mit Alexander von Humboldt bei der Jubelfeier der Georgia Augusta Arm in Arm vorausschreiten sahen, da sprachen wir jungen Leute unter einander: „Solch ein Alter — welch ein Glück und welch ein Aufruf für Jeden, sein Talent in seiner Weise so redlich und rastlos zu verwenden."

Ich habe nie ein Wort mit dem Verewigten gesprochen und ich bin nicht dazu angethan, mich in seine Schätze vertiefen zu können, doch seit ich in jungen Jahren in Braunschweig von ihm reden hörte und so oft ich ihn in Göttingen sah, jedesmal überkam mich ein Gefühl erhebender Ehrfurcht und Liebe. Und wie mir ist es wohl Manchem ergangen: so wirkt wahre Größe, selbst ohne es zu ahnen und ohne es zu wollen, veredlend auf junge Gemüther!

Zweite Abtheilung.

Wesen und Ursprung des Höhenrauchs.

Von A. Uhde.

Fast regelmäßig um die Zeit der Obstbaumblüthe, gewöhnlich bei anhaltend trocknem Wetter und oft grade an den sonnigsten Tagen, nicht selten auch später im Jahre, nach Johannis und im Herbste, stellt sich im nordwestlichen Deutschland und in Holland, meistens mit nördlichen Winden ein eigenthümlicher Nebel ein, den man mit dem Namen Höhenrauch, im Westphälischen Haarrauch (Haar oder Hardt bedeutet in der westphälischen Mundart eine mäßige Höhe), und in Holland mit dem Namen Veenrook oder Veendamp bezeichnet. Nach dem mittleren und südlichen Deutschland hinein wird derselbe immer schwächer und immer seltner bemerkt; er erscheint hier gewöhnlich nur als eine mehr oder minder starke Trübung der Luft, welche die Fernsicht verschleiert. Gegen die Nordseeküste hin lagert er sich aber oft so dicht auf die Landschaft, daß schon auf hundert und weniger Schritte kein Gegenstand mehr deutlich durch ihn zu erkennen ist, und daß die Sonne nur noch als gelbrothe Scheibe hindurchscheint, die jedes Auge ungeblendet beschauen kann.

Das ist nicht der feuchte Nebel, der sich in der Morgen- und Abendkühlung heiterer Sommertage wie ein Schleier über frische Wiesengründe hinzieht, nicht der erquickende „Dampf der Thäler," der vor den Strahlen der steigenden Sonne in dem reinen Aether zerfließt; es ist trockner, schwerer Rauch, Höhenrauch, nicht Höhennebel, wie ihn die Sprache des Volks ganz treffend bezeichnet, Rauch, der weder Pflanzen noch Thiere erquickt, der auch der brennendsten Sonne nicht weicht, der ihr Licht nur trübt und röthet, wie ein mit Ruß geschwärztes Glas, aber nicht in Farbenglanz verklärt, wie der feuchte Duft des Morgen- und Abendhimmels. Es ist Rauch, der riecht. Keiner nur einigermaßen empfindlichen Nase wird dieser eigenthümliche brandige Geruch entgehen, zumal da, wo der Höhenrauch noch dichter ist. Und wer jemals den Rauch eines schwälenden Torffeuers gerochen hat, der wird die Verwandtschaft des Höhenrauchs mit dem Rauch des brennenden Torfs nicht leicht verkennen.

In der That für den Bewohner und Anwohner der Hochmoore der norddeutschen und holländischen Niederungen bedarf es des Beweises nicht, daß der Höhenrauch nichts anderes ist als der Qualm seiner brennenden Moore. Er nennt deshalb auch den Höhenrauch seinem Ursprunge gemäß „Moordampf," — holländisch „Veenrook" oder „Veendamp"; „Veene" heißen die Colonien, welche im Torfmoore durch Entwässerung und regelmäßigen Abbau desselben entstehen. Nur in den entfernter liegenden Gegenden, wo man mit den Lebensverhältnissen der Moorcolonisten weniger bekannt ist, kann man über den Ursprung des Höhenrauchs noch zweifelhaft sein. Nur fern von der Heimath konnte dem unwillkommenen Gaste die Ehre widerfahren, von höherer Abkunft gehalten zu werden, — für die Ausgeburt eines ungeborenen „zerplatzten Gewitters," ja wohl gar für „kosmischen Ursprungs." Der oldenburger und der friesische Bauer lächeln, wenn sie hören, was Alles oben im Lande aus ihrem guten Bekannten gemacht wird, und was man ihm

Uebles nachsagt, daß er die Baumblüthe und die Kornblüthe verderbe, und den Regen vertreibe, und die Brustleiden vermehre. Aber man sieht, man braucht nur weit her zu sein, um für was Rechtes zu gelten, im schlimmen wie im guten Sinne, und die gewagtesten Vermuthungen finden willigen Glauben, wenn ihnen der Reiz des Ungewöhnlichen und Geheimnißvollen zur Seite steht.

Der Höhenrauch — so schließt man — ist eine Erscheinung des Luftmeers; er kommt zu gewissen Zeiten, mit gewissen Winden, unter gewissen Witterungsverhältnissen; er ist ein Meteor. Unter ähnlichen Umständen erlebte man sonst wohl ein Gewitter. Drohende Gewitterwolken steigen am Horizonte herauf; sie kommen näher und — lösen sich in trockenen, brenzlich riechenden Nebel auf. Auch wo der Blitz durch ein Gebäude gefahren ist, hinterläßt er einen schwefel- oder phosphorähnlichen Geruch. Selbst schon der elektrische Funke einer kräftigen Elektrisirmaschine verbreitet diesen eigenthümlichen Geruch. Was ist der Höhenrauch anders als ein nicht zur Vollendung gekommenes, — in der Sprache des Volks ein „zerplatztes" oder „krepirtes" Gewitter? der Rückstand oder das Erzeugniß der gefürchteten aber nicht geborenen Blitze?

Wenn ein Wetterbeobachter in der Nähe von London, der aber nie die Riesenstadt selbst gesehen hätte, bemerkte, daß der Wind in gewissen Richtungen ihm regelmäßig einen nebelartigen Rauch zuführte, der seinen Luftkreis trübte und verdüsterte, zu gewissen Tages- und Jahreszeiten stärker oder schwächer, und von gewissen anderen Witterungserscheinungen, als Regen oder Trockniß, Wärme oder Kälte und dergleichen begleitet zu sein pflegte; so würde er zunächst, und zwar anscheinend mit vielem Rechte, behaupten, daß dieser nebelhafte Rauch selbst eine Witterungserscheinung, ein Meteor sei. Wenn er nun aber weiter folgerte, dieser Rauch müsse deshalb auch atmosphärischen Ursprungs, ein Erzeugniß wer weiß welcher Kräfte und Vorgänge im Luftmeer sein, was würde man zu seinen noch so scharfsinnigen oder geistreichen Erklärungsversuchen weiter sagen, als — daß er eben die Schornsteine Londons nicht gesehen habe?

Der berüchtigte Londoner Rauch (London smook) kann mit ebenso gutem Rechte ein Meteor heißen, wie unser Höhenrauch. Wer diesen noch immer aus rein natürlichen Vorgängen unsers Luftmeers, als das Erzeugniß elektrischer oder wer weiß welcher anderen Kräfte, herleiten zu müssen glaubt, oder gar, weil diese nicht ausreichen, den Ursprung desselben jenseits der Atmosphäre in dem ungekannten Weltenraume sucht; der hat eben *unsre brennenden* Haiden und Torfmoore nicht gesehen, die das Räthsel auf die einfachste und natürlichste Weise lösen.

In dem Tieflande längs der Nordseeküste von der Südersee bis zur Niederelbe, in den nördlichen Provinzen Hollands und den Niederungen des Königreichs Hannover und des Großherzogthums Oldenburg zwischen der Ems, Weser und Elbe, liegen ausgedehnte Haiden und Moore, welche lange jeder Acker- und Wiesencultur unzugänglich blieben. Zuerst in Holland, erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland lernte man diesen unfruchtbaren Boden für den Anbau von Buchweizen, Hafer und Roggen ꝛc. tauglich zu machen, durch das sogenannte Moor- und Rasenbrennen.

Die eigentlichen Moore, zum Unterschiede von den tiefer gelegenen, sumpfigen Torfmooren und Brüchern Hochmoore genannt, sind Ablagerungen von Torf auf einer Unterlage von Sand- und Thonschichten, mit einer Decke von Gräsern, Moos und Haide überzogen, die einige Fuß höher liegen, als das angrenzende Land, so daß das Grundwasser aus ihnen dahin abfließen, und wenigstens die obere Decke im Sommer austrocknen kann. Gräben durch das Moor gezogen, erleichtern den Abzug dieses Grundwassers und das Austrocknen an der Oberfläche. Sobald im Frühjahre das Moor bis auf einige Zoll tief trocken geworden ist, wird diese obere Schicht aufgehackt und unter Wind angezündet. Das Feuer glimmt mehr, als es mit Flamme brennt. Es erzeugt sich also ein gewaltiger dicker Qualm. Der Colonist, in Holzschuhen über den glimmenden Boden schreitend, hilft durch Auflockern mit einer langstieligen Hacke nach, um das Feuer gleichmäßig zu verbreiten, und dämpft es durch aufgeworfene feuchte Erde, wenn es bei zu lebhaftem Luftzuge in eine Lohe ausschlagen will. Denn man beabsichtigt mehr ein Verkohlen als ein Verbrennen der Moorerde. In den so durch Kohle und Asche gedüngten Boden, oft wenn er noch heiß ist, streut man die Aussaat, namentlich Buchweizen, der darin oft trefflich gedeiht. Dasselbe Verfahren läßt sich vier bis höchstens acht Jahre auf derselben Stelle wiederholen. Die Ernten werden zuletzt immer spärlicher. Alsdann muß man das gebrannte Moor zwanzig bis dreißig Jahre in Ruhe lassen, bis es wieder ganz mit Gras und Moos überwachsen ist und auf's Neue in derselben Art beackert werden kann.

Die beschriebene Art der Beackerung der Hochmoore ist in Holland erfunden und erst im Jahre 1712 durch den Prediger Bolenius zu Hatshausen in Ostfriesland eingeführt, der zu dem Ende den Veenbauer Jan Kruse aus dem Groningenschen kommen ließ.

Auf Haiden und wüsten Aengern wird das Brennen in der Weise ausgeführt, daß man die Haide- und Rasendecke ein paar Zoll tief abschält, die abgeschälten Stücke, sogenannte Soden oder Plaggen, in Haufen zusammenpackt und anzündet. Die gebrannte, mit Asche und Kohle gemengte Erde wird über den Boden ausgestreut und macht denselben bei weiterer Cultur fruchtbar. In manchen Gegenden werden Haidekraut und Rasen auch ohne weitere Vorbereitung angezündet, um durch die Asche den Boden zu düngen, der alsdann bessere Gräser und Kräuter, insbesondere für Schafweide, erzeugt. Das Rasenbrennen ist in England und Frankreich seit langer Zeit üblich gewesen, erst später in Holland bekannt geworden, von da erst seit dem Jahre 1814 in Ostfriesland eingeführt und seitdem immer weiter verbreitet, über die Celle'sche oder Lüneburger Haide, den Drömling u. s. w. Jetzt ist diese Art der Bodencultur bis auf wenige Meilen nördlich von Braunschweig vorgedrungen und scheint mit jedem Jahre an Ausdehnung zuzunehmen. Auch in vielen Gegenden Westphalens, im Osnabrück'schen und Münster'schen, desgleichen im Siegen'schen, im Sauerlande, in der Eifel, im Westerwalde und an andern Orten ist sie einheimisch geworden.

Das eigentliche Moorbrennen findet im größten Maaßstabe in dem Küstenlande zwischen der Südersee und der Unterweser statt, wo die Hochmoore am dichtesten zusammengedrängt liegen und nahezu ein Viertel der ganzen Bodenfläche einnehmen. Egen berechnet in einer vortrefflichen Abhandlung „über den Ursprung, Erscheinung und Verbreitung des Haarrauchs", welche als Programm der Real- und Gewerbeschule zu Elberfeld vom Jahre 1835 erschienen ist, die Größe des Flächenraums, über welchen die genannten Moore verbreitet sind, zu ungefähr 580 Quadratmeilen, und nach amtlichen Angaben die Fläche der Moore, welche im Jahre 1820 gebrannt sind, zu etwa 3⅛ Quadratmeilen. Man überschätzt gewiß nicht, wenn man nach der Ausdehnung, welche zeither das Moor- und Rasenbrennen gewonnen hat, die Fläche, auf welcher jetzt im nördlichen Holland und im nordwestlichen Deutschland gebrannt wird, auf sechs Quadratmeilen anschlägt. Kann man sich wundern, wenn auf einem so ausgedehnten Feuerherde, wo Tage lang ein nur langsam glimmendes Feuer feuchter Stoffe, wie Torferde und Haidekraut, unterhalten wird, so viel Qualm und Rauch sich erzeugt, daß davon das ganze nördliche und mittlere Deutschland bis zum Süden hin mehr oder minder dicht überzogen wird? Man muß diese dicken Rauchmassen auf den brennenden Mooren selbst gesehen haben, die oft so dicht sind, daß man nicht zehn Schritte weit hindurch sehen kann, ja daß sie den Moorbauer zu ersticken drohen, um ihre weite Verbreitung nicht mehr überraschend zu finden. Wie große Räume durchdringt der Rauch einer einzigen glimmenden Pfeife Tabak oder Cigarre! Wie weit führt der Wind den Rauch eines einzigen brennenden Haufens Kartoffelstroh oder Queken! Und wie wenig nasses Holz oder feuchter Torf, in einem schlecht ziehenden Ofen oder Herde brennend, reicht hin, große Zimmer, ja ein ganzes Haus mit Rauch, der Nase und Augen reizt, zu füllen! Man vergleiche damit die Größe des Feuerherdes auf den Mooren, der an manchen Tagen viele Tausend Morgen beträgt, die Menge der Brennstoffe, die auf einer so ausgedehnten Fläche glimmen, und die Dauer des Brandes, der an langen Sommertagen von Morgens früh bis Abends spät unterhalten wird, und man wird es nicht befremdlich finden, daß die Rauchmassen solcher Moorbrände mehrere hundert Fuß hoch über mehrere hundert Quadratmeilen Fläche sich ausbreiten. Egen führt einzelne Fälle an, wo der Moordampf, von seiner Quelle an durch die unzweideutigsten Beobachtungen verfolgt, an einem Tage eine Ausdehnung von mehr als tausend Quadratmeilen gewann. Er hat Beobachtungen des Höhenrauchs in Tabellen zusammengestellt, nach welchen sich die Fortschritte desselben von Emden und Aurich in Ostfriesland aus an demselben Tage bis Halle und Gotha, bis Elberfeld und Coblenz, bis Amsterdam und Brüssel fast von Stunde zu Stunde verfolgen lassen. Ich selbst erinnere mich, daß in dem heißen und trocknen Sommer 1834, wo wir in Oldenburg, meinem damaligen Wohnorte, gewaltig von dem Moordampfe zu leiden hatten, bei stehendem Nordwinde allemal etwa zwei Tage später in Basel ein ungewöhnlich stark riechender Höhenrauch bemerkt wurde. Im Juni 1854 hatten wir hier in Braunschweig um Mittag einen sehr dicken Höhenrauch und an demselben Abend beobachtete ihn ein Freund von mir in Carlsbad, wo er einem heftigen Gewitter aus Nordwest voraufging. In diesem Jahre (1857), wo die Trockniß des Frühjahrs das gleichzeitige Brennen der Moore begünstigte, wurden wir hier schon in der zweiten Woche des Mai, dann um die Mitte des Juni und auch wieder im Juli vielfach durch sehr dichten Höhenrauch heimgesucht, und um dieselbe Zeit, namentlich im Mai und Juni, während der Wind bei wolkenlosem Himmel unverrückt aus Nord, Nordwest und Nordost blies, wurden vielfach Klagen laut aus Sachsen, Thüringen, Baiern und der Rheingegend, daß der abscheuliche Höhenrauch den schönen Frühling, die Baum- und die Kornblüthe verderbe. Es muß schlimm gekommen sein, da ein Mitglied

des Kreisrathes zu Ansbach sich dadurch zu dem Antrage bewogen gefunden hat, die königlich baierische Regierung zu ersuchen, dahin zu wirken, daß den Moorbauern Niedersachsens das ganz Deutschland belästigende schädliche Moorbrennen verboten werde, das immer mehr als der Ursprung des bösen Höhenrauchs anerkannt werde. — Ein Freund erzählt mir, daß der General von Müffling bei seinen Vermessungen in Westphalen mehr als dreißigmal, wenn der Höhenrauch das Gesichtsfeld seines Fernrohrs verdunkelte, gegen die Windrichtung angeritten sei, bis er die Quelle desselben aufgefunden, und daß er immer ohne Ausnahme einen Moor- oder Rasenbrand angetroffen habe. Von dem großen Gauß habe ich es selbst gehört, daß ihn der Höhenrauch bei seinen Vermessungen des Königreichs Hannover oft behindert habe: daß der Höhenrauch von den Moorbränden der Küstenländer herrühre, galt ihm für eine allbekannte ausgemachte Sache. Ebenso klagte der Vermessungsdirector von Schrenk in Oldenburg bei seinen Vermessungen jenes Herzogthums, daß ihm der Höhenrauch oder Moordampf seine Arbeiten vielfach störe: Moordampf und Höhenrauch sind ihm, wie aller Welt dort, gleichbedeutende Begriffe.

Aber erstaunlich, sagt man, ist doch eine so schnelle Verbreitung des Höhenrauchs oder, wenn er das ist, des Moordampfes über so weite Länderstrecken. — Ich meine nicht. Ein Wind, der sich nur zehn bis zwölf Fuß in der Secunde fortbewegt, also ein sehr mäßiger Wind, führt den Rauch in zwölf Stunden schon zwanzig Meilen weit, in vierundzwanzig Stunden vierzig Meilen. Ein Wind, der in der Secunde dreißig Fuß zurücklegt, ein lebhafter Wind, aber noch lange kein Sturm, trägt Wolken schon in einem Tage über hundert Meilen weit.

Allein wie können die schweren Rauchmassen in der viel leichteren Luft sich so lange schwebend erhalten, ohne zu Boden zu sinken? Denn ist der Höhenrauch wirklich Rauch, so ist er eben fein vertheilte Kohle, und Kohle, schwerer als Wasser, ist wohl über tausend mal schwerer als Luft. — Allerdings würde in völlig ruhiger Luft der schwerere Rauch bald zu Boden sinken. Aber die Kohle ist im Rauch unendlich fein vertheilt; die einzelnen Stäubchen haben verhältnißmäßig zur Masse große Oberfläche und finden deshalb bei ihrer Bewegung in der Luft verhältnißmäßig großen Widerstand; der leiseste Luftzug reicht daher schon hin sie schwimmend zu erhalten. So bestehen Nebel und Wolken aus unzählig vielen Wasserbläschen, die auch viel schwerer sind als Luft. Gleichwohl werden diese Bläschen von bewegter Luft weithin getragen, ohne herabfallen zu können. Erst wenn sie in größeren Massen zusammenfließen, fallen sie als Regentropfen herab. Selbst die viel schwerere und viel weniger fein vertheilte vulcanische Asche wird oft vom Winde viele Meilen weit fortgeführt. So wurde am 1. Mai 1812 die westindische Insel Barbados von einem Aschenregen überschüttet, der von einem Ausbruche des zwanzig Meilen westlich gelegenen Vulcans Morne Garou herrührte, und am 20. Januar 1835 fiel auf Jamaica Asche herab, welche der Vulcan Cosiguina in Nicaragua in Mittelamerika ausgeworfen hatte. — Ein Baumblatt, eine Flaumfeder, ein dünnes Stück Papier, ein Flocken Baumwolle fallen langsam schaukelnd zu Boden und werden von einem mäßigen Luftzuge weithin fortgeweht: zu einem Ballen fest zusammengedrückt fallen sie rasch, mit geringem Widerstande der Luft.

Mit der erhitzten Luft wird der Rauch der brennenden Moore vom Boden in die Höhe gerissen, nach Umständen mehr oder minder hoch, bis zu hundert, auch wohl ein paar hundert Fuß, selten höher und gewiß niemals bis zu der Höhe unsrer Sommerwolken von mehreren tausend Fuß. Der Wind nimmt diese Rauchwolken mit sich fort, allerdings auch über Anhöhen und Berge von mehreren hundert, ja einigen tausend Fuß Höhe. Man beobachtet den Höhenrauch auch auf den höchsten Bergen des Harzes und des Thüringerwaldes, wie auf den Höhen- und Bergzügen Westphalens und des Rheinlandes. Aber der Höhenrauch hebt sich gewiß nur äußerst selten über den Boden, den Wolken gleich, so daß die untere Luftschicht rein und durchsichtig bliebe, sondern er wälzt sich über den Boden hin, als schwere Masse immer zu sinken bestrebt, so daß die untere Luftschicht in der Regel von ihm am dichtesten getrübt ist. Man sieht das am auffallendsten, wenn der Höhenrauch als scharf begrenzte Wolke in die reine Luft vordringt.

Aus der Ferne gesehen haben solche Rauchwolken, wenn sie mit rasch umspringendem Winde am Horizonte heraufziehen, die täuschendste Aehnlichkeit mit den dicken, geballten Haufenwolken, die uns ein nahendes Gewitter verkünden. Sie thürmen sich höher und höher auf, den Himmel verdüsternd; ein brausender Sturm geht ihnen voran und — statt des gehofften labenden Regens mit Blitz und Donner schütten sie glanz- und geräuschlos unerquicklichen trocknen Nebel von häßlich brenzlichem Geruche über uns aus. — Das sind die geplatzten Gewitter, die statt Regen, Blitz und Donner den verhaßten Höhenrauch gebären.

Es ist wohl erklärlich, wie nach solchen Vorgängen die bildlich faßbare Erklärung des-

Höhenrauchs aus dem Platzen eines Gewitters in dem Glauben des Volks sich festsetzen konnte, obwohl dem aufmerksamen Beobachter auch schon in der Form Unterschiede zwischen den Rauch- und den feuchten Gewitterwolken hätten auffallen können. So z. B. die trübere, schmutzigere Farbe der Rauchwolken, und ihre festere, weniger wandelbare Begrenzung, indem die Ränder der wässerigen Haufenwolken bei dem steten Wechsel sich niederschlagender und wieder verflüchtigender Dunstbläschen, aus denen sie bestehen, unaufhörlich ihre Form verändern. Es ist auch verzeihlich, daß selbst Physiker und Physiker von Ruf in der Jugendzeit der Elektricitätslehre, als der große Franklin in dem Blitze nur die höhere Potenz des Funkens seiner Elektrisirmaschine erkannt hatte, den Höhenrauch wie manche andere noch unerklärte Naturerscheinungen aus dem geheimnißvollen Walten dieser überall verborgenen und überall durchblickenden Naturkraft ableiten zu können meinten. Aber wie noch jetzt, nachdem das Gebiet der elektrischen Wirkungen nach vielen Richtungen heller beleuchtet und schärfer begrenzt ist, selbst Männer, die darauf Anspruch machen, den Fortschritten der Naturlehre gefolgt zu sein, immer und immer wieder auf die wunderliche Idee von zerplatzten Gewittern zurückkommen mögen, das ist schwerer begreiflich.

Man weiß, daß ein Gewitter entsteht, wenn eine kältere und eine wärmere Luftschicht sich heftig an einander reiben. Die kältere Luft pflegt zugleich ärmer, die wärmere reicher an Feuchtigkeit zu sein. Bei dem heftigen Einströmen der einen in die andere erzeugt sich zugleich die Elektricität und der Niederschlag der Feuchtigkeit zu Regen oder zu Schnee, Schlossen (Graupeln) oder Hagel, je nachdem die Temperatur der kälteren Luft mehr oder minder tief ist. Die Ausgleichung der erregten hochgespannten Elektricität geschieht im Blitz. Das Gewitter ist also ein Vorgang, ein Proceß im Luftmeer, nicht etwas Fertiges, Gewordenes, Substantielles. Was ist also ein zerplatztes, ein ungeborenes Gewitter? — Ich kann noch immer nicht besser darauf antworten, als ich es den beharrlichen Verfechtern des elektrischen Ursprungs des Höhenrauchs gegenüber schon einmal gethan habe: ein Concert, das nicht gespielt, ein Feuerwerk, das nicht abgebrannt ist.

Man weiß ferner, daß die Elektricität chemische Zersetzungen und chemische Verbindungen wägbarer Stoffe mit großer Kraft einleitet, daß sie aber selbst etwas Unwägbares, vielleicht nur eine Thätigkeit der wägbaren oder eines eigenthümlichen unwägbaren Stoffes ist und sich niemals in einen wägbaren Stoff verwandeln oder wesentlich neue wägbare Stoffe, die nicht aus den vorgefundenen durch Zersetzung oder Verbindung entstehen könnten, erzeugen kann. Wie soll nun die Elektricität das Wasser der Gewitterwolken in einen trockenen staubigen Körper — wir meinen, in feinvertheilten Kohlenstaub verwandeln? Es ist wahr, die Chemie hat noch kein Mittel nachzuweisen, daß der Höhenrauch, wo er so verdünnt ist, daß man über seine Beschaffenheit zweifelhaft sein kann, grade Kohlenstaub ist. Daß er aber eben kein feuchter, nasser, sondern ein trockener Nebel ist, weisen unsre hygroskopischen Instrumente und unsre Kenntnisse von dem Verhalten des Wasserdampfes auf das Bestimmteste nach.

Wie nun, wenn auf den Höhenrauch doch noch Regen, und Regen mit Blitz und Donner, ganz unzweideutige Gewitter folgen? Ich habe aus den letzten Jahren mehrere Fälle angemerkt, den letzten vom 31. Juli d. J., wo es hier in Braunschweig in dichten Höhenrauch recht lustig hinein regnete, blitzte und donnerte. Ist nun das zerplatzte Gewitter wieder neu geboren, oder trotz des Zerplatzens doch noch geboren? Derselbe Nordwestwind brachte den Höhenrauch und wenige Stunden später den Gewitterregen.

Es gibt Leute, die der überzeugenden Kraft der Thatsachen so viel nachgeben, daß sie zugestehen, der Höhenrauch möge in vielen Fällen von den brennenden Mooren und Haiden herstammen, daneben aber noch eine andere Art Höhenrauch kennen wollen, die sie aus, wenn auch noch unerklärten, elektrischen Vorgängen in der Atmosphäre, aus Aushauchungen der Erde oder gar aus Einflüssen von außerhalb der Atmosphäre, kosmischen Einflüssen, ableiten zu müssen glauben. Die Annahme einer von dem Moordampfe verschiedenen Art des Höhenrauchs wollen sie aber damit rechtfertigen, weil es auch Höhenrauch gebe, der nicht rieche, ferner zu allen Zeiten des Jahres, auch dann, wenn kein Moor gebrannt werde, und auch mit Winden, die aus Gegenden kommen, wo entschieden kein Moor oder Rasen gebrannt wird. — Daß es auch Höhenrauch ohne den eigenthümlichen brandigen Geruch gebe, beweist nicht viel. Durch Verdünnung des Rauchs kann sein Geruch leicht so weit abgeschwächt sein, daß er auch von einer empfindlichen Nase nicht mehr wahrgenommen wird, während doch die Trübung der Luft, die er bewirkt, beim Hindurchsehen durch ausgedehnte Massen noch sichtbar bleibt. Ob es zu allen Jahreszeiten, auch in den nassen Wintermonaten, wirklich trocknen Höhenrauch gebe, möchte ich bezweifeln. Vom Frühjahr bis spät in den Herbst hinein werden bei trocknem Wetter Moor und Rasen gebrannt,

im Herbste namentlich für die Cultur von Winterkorn und Raps. Unbefangene Beobachter geben auch nur von dieser Zeit Beobachtungen des Höhenrauchs an, und Egen sagt ausdrücklich, daß er und alle seine Gewährsmänner nur zu solchen Zeiten Höhenrauch bemerkt hätten, wo wirklich Moor oder Rasen gebrannt sein kann. Ob also nicht als angeblich winterlicher Höhenrauch gewöhnlicher feuchter Nebel mit untergelaufen sein mag? Wenn aber zuweilen Höhenrauch mit Winden bemerkt wurde, die aus Gegenden kommen, wo entschieden kein Moor oder Rasen gebrannt sein kann, wie z. B. auf der Nordsee mit nördlichen Winden, so vergesse man doch nicht, daß die Winde nicht selten auf Umwegen zu uns kommen, „meist Lügner sind," wie Dove sagt, weil sie „nicht aus der Gegend kommen, aus welcher sie sagen." So kamen auch die oben angeführten Aschenregen von westlich gelegenen Vulcanen, während unten der entschiedenste Nordost-Passatwind wehete. Der entgegengesetzte obere Passat hatte die Asche mit sich fortgenommen. Kann nicht Aehnliches bei dem häufigen Windwechsel auch in unsern Gegenden vorkommen? Der Fall, daß der Höhenrauch mit Winden in der Richtung von den brennenden Mooren herkommt, bleibt aber immer die Regel, daß er mit Winden aus anderen oder gar entgegengesetzten Richtungen kommt, die Ausnahme. Auf zehn Fälle, in welchen die Regel gilt, kommt ungefähr ein Ausnahmefall. So erscheint der Höhenrauch bei uns in Braunschweig in der Regel mit Nordwest-, oder mit Nord- oder Nordostwind, in Aurich in Ostfriesland fast nur mit südlichen, in Oldenburg mit Ost-, Südost-, Süd- und Südwestwinden, — an jedem Orte mit den Winden, die aus der Gegend der Moorbrände kommen. —

Es möchte danach von den Widersachern unsrer Ansicht erst noch zu beweisen sein, daß es außer dem Höhenrauche, der sich aus den Moor- und Rasenbränden ableiten läßt, auch noch anderen, aber wirklich bestimmt charakterisirten Höhenrauch gebe. Bis dahin wird man wohl thun, der alten Regel der Naturforschung treu zu bleiben: nicht mit Vielerlei zu erklären, wo man mit Wenigem ausreicht. Ueber die ganz haltlosen Vorstellungen, wie sich die Entdecker einer zweiten ganz besondern Art von Höhenrauch dessen Entstehung erklären zu müssen glauben, ist natürlich vorläufig noch gar nicht zu streiten.

Schließlich nur noch ein paar Worte über die Beschuldigungen, die man dem Höhenrauche zur Last legt. Er soll den Regen vertreiben. Es mag damit gehen wie mit dem uralten Glauben, daß der Mondschein Kälte bringe (frigida luna). Weil helle Nächte kälter sind als die mit bedecktem Himmel (wegen der ausstrahlenden Wärme), und nur bei hellen Nächten der Mond scheint, so soll der unschuldige Mond die Kälte bringen. Kämtz freilich scheint zu meinen, daß an dieser Beschuldigung des Höhenrauchs etwas Wahres sein könne. Der Höhenrauch bestehe aus fein vertheiltem Kohlenstaub. Kohle aber sauge als sehr hygroskopischer Körper mit Lebhaftigkeit die Feuchtigkeit, den Wasserdampf der Luft auf. Thatsache sei es, daß bei feuchter Luft der Höhenrauch, durch den aufgesogenen Wasserdampf schwerer gemacht, eher zu Boden sinke. Er könne also immerhin mit dazu beitragen, die Luft trockner zu machen und dadurch die Bildung des Regens zu erschweren. Auch möge der Höhenrauch als guter Leiter der Elektricität unter Umständen die Bildung von Gewittern behindern können. Mir scheint es jedoch, als wäre die Masse der als Höhenrauch in der Luft vertheilten Kohle viel zu gering, um den Feuchtigkeitsgehalt derselben so weit zu vermindern, daß dadurch der Regen aufgehalten werden könnte, wenn nur sonst die Bedingungen zum Regnen vorhanden sind. Auch steigt ja der Höhenrauch selten in die höheren Regionen, wo bei uns im Sommer vorzugsweise die Regenwolken entstehen. Oft genug regnet es auch, wie schon erwähnt, mitten in den Höhenrauch hinein, zuweilen mit Blitz und Donner, und dann hilft uns der Regen meist bald von dem lästigen Gaste befreien. — Die Sache wird sich umgekehrt verhalten. Weil nur bei und nach anhaltend trocknem Wetter, zumal bei den vorherrschend nördlichen Winden im Frühjahr, die Moore und Haiden hinreichend ausgetrocknet sind, um angezündet werden zu können und uns mit Höhenrauch zu versorgen, so gibt man ihm Schuld, was doch nur Schuld an ihm ist.

Es wird eben keine andere Bewandniß mit der andern Anschuldigung haben, daß der Höhenrauch die Baum- und die Kornblüthe verderbe. Wie viel daran Wahres ist, dürfte schwer zu ermitteln sein. Die Erfahrungen dieses Jahres und manches früheren sprechen glänzend zu Gunsten des Höhenrauchs. Wir haben selten grade zur Zeit der Obstbaum- und der Kornblüthe so vielen und so dicken Höhenrauch gehabt — und selten eine so ausgezeichnete Obst- und Kornernte. Die dürre Kälte und die Nachtfröste, welche in andern Jahren zur Blüthezeit den Höhenrauch begleiten, mögen der Blüthe viel verderblicher sein als dieser selbst. Der Kohlenstaub wenigstens ist gewiß nicht schädlich und es müßten schon die übrigen Verbrennungsproducte sein, die mit ihm weit und breit die Luft durchdringen. Aber eben dieser weiten Verbreitung und dadurch bewirkten,

starken Verdünnung wegen werden auch sie dem Pflanzenwuchs nicht sonderlich nachtheilig sein.

Für Engbrüstige und Brustleidende aller Art mag dagegen auch schon dieser geringe Zusatz irrespirabeler Stoffe zu der eingeathmeten Luft lästig und sogar schädlich werden können, so gut wie Tabacks-, Ofen- und Küchenrauch, zumal in der Nähe der Moore, wo der Höhenrauch noch als jugendlicher Moordampf selbst Gesunden oft unerträglich werden kann. Doch hört man in jenen Gegenden darüber weniger klagen, vielleicht weil man dort an den Torfqualm der offenen Herde wenigstens in den Bauerhäusern mehr gewöhnt ist, oder — weil man das Uebel für unvermeidlich hält.

Ich fürchte, der Höhenrauch wird noch lange für uns ein unvermeidliches Uebel bleiben, das wie bisher noch eher zu- als abnehmen wird, trotz aller Beschwerden, mit denen man schon, so lange das Moorbrennen besteht, gegen ihn zu Felde gezogen ist, und trotz der landesherrlichen Verordnungen, mit denen man wiederholt das Moorbrennen wenigstens zu beschränken versucht hat. Eine solche Verordnung ist schon im Jahre 1726, also bald nach Einführung des Moorbrennens vom Herzoge Ernst August für das Osnabrückische, später für Ostfriesland von der hannöverschen Regierung erlassen. Man hat immer von der Durchführung der beschränkenden Verbote wieder absehen müssen. Denn das Interesse, wenn man will, das Gebot der Selbsterhaltung der Moorcolonisten ist immer stärker gewesen als solche Verbote. — Das beste, vielleicht das einzige Mittel, von welchem Abhülfe zu erwarten wäre, möchte sein, daß man eine Culturmethode erfände, welche dem Moorbauer das Moorbrennen ersetzte, ohne die Nachbarn in gleicher Weise zu belästigen.

Das aber hoffe ich noch zu erleben, daß der Höhenrauch aus den Meteorologien, wenn auch nicht aus den Köpfen mancher Wetterbeobachter, als ein Meteor wieder verschwinden wird.

Vom Blute.

Von

Professor Dr. J. Vogel jun.

„Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?
Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft."
Goethe.

Wegen seines innigen Zusammenhanges mit dem thierischen Leben gehörte das Blut von jeher — schon zu einer Zeit, da die exacte Methode als die allein richtige sich noch nicht zur herrschenden in der Erforschung der Natur erhoben — unter die Gegenstände, welche Aerzte, Physiologen und Chemiker mit besonderer Liebe und Theilnahme studirten und bearbeiteten. Nicht jener bisweilen abenteuerlichen Ansichten über die geheimnißvolle Natur und Bedeutung des Blutes wollen wir erwähnen, — jener Ansichten, die der ersten Morgendämmerung der Wissenschaft angehören, ehe sie sich noch des vollen Sonnenaufganges zu erfreuen hatte, — sondern zunächst wollen wir aus dem beinahe unermeßlichen Materiale nur einige wenige Thatsachen hervorheben, wie sie die moderne Wissenschaft mit ihren verfeinerten Aggressivwaffen, dem Mikroskop und chemischen Agentien über diesen „ganz besondern Saft" festgestellt hat. Dabei verachten wir aber nicht die Forschungen einer vergangenen Zeit. Nicht selten trifft es sich, daß die mühsame und langjährige Arbeit eines treumeinenden Forschers nach Kurzem schon durch das glückliche Bemühen eines anderen modificirt, ja verdrängt wird. Wie überall so auch vorzugsweise auf dem Gebiete wissenschaftlicher Erforschung der Natur muß sich der Nachfolger auf die Schultern des Vorgängers schwingen und doch hat Keiner vergeblich gearbeitet, nur durch die Mühe des Einen, ja durch seinen Irrthum vielleicht ist erst das gewonnene Resultat des Anderen möglich geworden und wir können jenem Gelehrten nicht Unrecht geben, der von sich rühmte: „Ich mache Untersuchungen, in denen irren zu können schon eine Ehre ist." Es steht nun einmal nicht zu ändern, der Eine hat die Mühe, der Andere den Lohn. Aehnlich wie wir im Leben von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auf den verflossenen Abschnitt des Daseins wohl mit vornehm bedauerlichen Mienen herabsehen und recht klug geworden zu sein meinen, wenn wir uns in demüthigenden Vorstellungen unsers Zustandes von ehedem über uns selbst erheben, der Gegenwart auf Kosten der Vergangenheit schmeicheln, — so ist es auch in der Wissenschaft. Nur durch redliches Zusammenwirken Vieler nähern wir uns Schritt für Schritt der Wahrheit. Das Wahre der Gegenwart aber ist gleich dem Guten und Schönen stets nur organische Entwicklung aus dem Wahren, Guten und Schönen früherer Perioden und es ist nicht gut, wenn man in der Meinung, die Gegenwart hoch zu ehren, alles Frühere mißachtend daneben in tiefsten Schatten stellt.

In der Naturgeschichte des Blutes gibt es, ungeachtet sich von jeher namhafte Gelehrte mit dieser Substanz beschäftigt haben, noch so manche dunkle Punkte; die Gerinnung, der Geruch, die Menge des Blutes u. s. w. sind immer noch von räthselhaften Begleitern um-

geben; in der neuesten Zeit haben die Arbeiten J. Jones' über mehrere dieser noch nicht aufgeklärten Verhältnisse einiges Licht verbreitet und zwar auf dem Wege der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Dieser Gelehrte hat nämlich bei seinem Aufenthalte in Georgien Gelegenheit gefunden, das Blut verschiedener Thierclassen, von Schlangen, Fischen und anderen kaltblütigen Thieren zu untersuchen, — Thiere, deren Blut theils wegen der Unzugänglichkeit ihrer Aufenthaltsorte, theils wegen der Schwierigkeit, sie sich, außer an Ort und Stelle, lebendig zu verschaffen, schwerlich bis jetzt Gegenstand chemischer Untersuchung geworden ist.

Nur in den allgemeinsten Umrissen wollen wir, was uns theils aus eigener Anschauung, theils aus den neuesten Arbeiten über das Blut grade nahe liegt, mittheilen, so weit es auch für ein größeres gebildetes Publicum verständlich und von Interesse zu sein scheint.

Als erste und wichtige Thatsache ergibt sich, daß das Blut durch das ganze Thierreich hindurch bei gesteigerter Entwicklung auch durchgängig concentrirter erscheint. Das specifische Gewicht des Blutes einer Schlange beträgt z. B. 1036 (das Wasser zu 1000 angenommen), das des Menschen und der warmblütigen Säugethiere überhaupt 1050. Beim Blute des Menschen erfordert das Geschlecht eine Berücksichtigung. Nach R. Wagner ist das Blut der Männer dicker und wenigstens um $^1/_{1000}$ schwerer, als das der Frauen. Das specifische Gewicht des Frauenblutes beträgt nur 1050, das der Männer nie unter 1053, bei robusten Männern kommen die specifischen Gewichte 1058, ja 1059 nicht selten vor. Auch das Lebensalter ist nicht ohne Einfluß auf die Consistenz und das Gewicht des Blutes. In der Jugend finden wir es stets dünner und leichter, als bei Erwachsenen, bei Neugeborenen am dünnsten und leichtesten. Wenn man daher vom leichten Blute der Jugend spricht, so ist dies nicht eine Redensart, die allen tieferen Grundes entbehrend sich nur methaphorisch auf den leichten Sinn der Jugend bezieht, sondern es ist ein sprichwörtlich gewordener Ausdruck, der sich unbewußt auf eine physiologische Wahrheit gründet. Man sagt bekanntlich den Schwaben nach, daß sie erst mit vierzig Jahren gescheut werden, d. h. den Leichtsinn der Jugend ablegen; das hängt doch gewiß mit der Consistenz ihres Blutes zusammen, indem ihr Blut wohl erst im vierzigsten Jahre das gewöhnliche specifische Gewicht der Erwachsenen erreicht. Ueberhaupt wäre es aber bei so manchen wichtigen Vorkommnissen im Leben und im Staatshaushalte, wie z. B. bei Heirathen und Anstellungen nicht übel, wenn man die Blutschwere des Individuums, welches man heirathen oder anstellen will, kennen lernte; daraus ließe sich doch a priori mit Sicherheit ein Schluß ziehen. Zu so ernsthaften höchstwichtigen Ehrenstellen wie Geheimrath, Professor ꝛc. sollten unmaßgeblich nur die Zahlen über 1054 zugelassen werden, während die Individuen unter 1054 zum leichteren Vorpostendienste als Literaten, Journalisten ꝛc. verwendbar wären.

Versuche über die Wirkung des Hungers und Durstes auf die Constitution des Blutes haben gelehrt, daß der Wassergehalt des Blutes sich im Allgemeinen rascher verminderte, als der Gehalt an festen Bestandtheilen. Die Blutkörperchen widerstanden dabei der Resorption ebensowenig, als die übrigen Bestandtheile.

Daß jedes organisch-animalische Wesen seine eigenthümliche Geruchsatmosphäre habe, ist bekannt genug; wir erinnern nur an den Ziegenbock und Verwandte, wissen wir ja auch, daß der Hund seinen Herrn am Geruche erkennt. Diese Gerüche finden jedenfalls, wenn auch nur mittelbar, im Blute ihren Träger, indem immerhin die Secretionen in besonderen Organen durch das Blut vermittelt werden. Durch Zusatz von Schwefelsäure wird aus dem Blute der eigenthümliche Geruch des Individuums deutlich entwickelt. Wenn es auch zu weit gegangen und übertrieben ist, bei gerichtlichen Fällen auf diese Weise durch den Geruch den Ursprung und die Natur eines Blutfleckens ermitteln zu wollen, ob z. B. das Blut von einer Frau, nicht aber von einem Manne herrühre, so kann man doch hierdurch das Blut von einem Carnivoren oder Herbivoren wohl unterscheiden. Auch das getrocknete Blut bewahrt Jahre lang die Eigenschaft, durch Schwefelsäure den der Thiergattung eigenthümlichen Geruch zu entwickeln. In meiner Präparatensammlung befindet sich ein Glas mit der Aufschrift: „Getrocknetes Ochsenblut," welches mit der Universität den Umzug von Landshut nach München gemacht hat, also mindestens dreißig Jahre alt sein muß. Dieses Blut entwickelt bei der Behandlung mit Schwefelsäure einen unverkennbaren Stallgeruch; getrocknetes und Jahre lang aufbewahrtes Fischblut ergibt mit Schwefelsäure übergossen den eigenthümlichen Fischgeruch, das Blut der Carnivoren urinösen Schweißgeruch. Das Klima ist hierauf nicht ohne Einfluß. So besitzt das Blut der Neger, welche bekanntlich eine riechende Hautausdünstung haben, einen starken, eigenthümlich unangenehmen Geruch. Dieß hängt offenbar mit der Erfahrung zusammen, daß der Geruch organischer Körper um so intensiver und auffallender ist, je mehr sie dem Lichte und der Wärme ausgesetzt sind, stärker hervortretend zwischen den Wendekreisen, mehr verschwin-

bend gegen die Pole hin, wie dies am deutlichsten an den Pflanzen der Tropengegenden bemerkt wird.

Ueber die normale Menge des Blutes im menschlichen Körper, sowie überhaupt im Thierkörper ist es schwer, eine allgemein richtige Ansicht zu gewinnen, einmal, weil die Blutmenge nach Alter, Geschlecht, Constitution und Individualität des Organismus eine verschiedene ist, dann aber aus dem Grunde, weil die quantitative Bestimmung des Blutes mit großen Schwierigkeiten verbunden ist und es eigentlich noch an einer genauen Methode dazu bis jetzt gebricht. Einleuchtend ist es, daß man durch das Auffangen des Blutes beim Verbluten oder durch die Gewichtsbestimmung des ganzen Körpers vor und nach der Verblutung die Blutmenge zu gering erhält, indem unter Umständen ein großer Theil des Blutes in der Leiche verbleibt. Wrisberg sammelte bei der Hinrichtung einer Frau vierundzwanzig Pfund Blut, während in einem anderen Falle bei einem durch das Schwert hingerichteten Verbrecher der Unterschied des Körpergewichtes vor und nach der Hinrichtung nicht ganz dreizehn Pfund betrug. Man sieht, die nach dieser Methode gewonnenen Resultate weichen zu weit von einander ab, als daß sie vergleichbar sein könnten. Dagegen muß man durch das vorgeschlagene Zerhacken des ganzen Körpers und sorgfältiges Auswaschen der einzelnen Körpertheile offenbar die Blutmenge zu groß finden, indem zugleich die übrigen Flüssigkeiten des Organismus dem Blute beigemengt mit in Rechnung kommen.

Ohne nun hier auf die mannigfachen, mitunter complicirten Methoden der Blutmengebestimmungen einzugehen, welche indeß alle nach Umständen genaue Resultate ergeben können, will ich nur einer in neuester Zeit angegebenen Untersuchungsmethode erwähnen, welche in den Fällen, wo sie anwendbar ist, auf eine einfache Weise genaue Resultate ergibt. Sie beruht auf der Thatsache, daß unter allen Theilen des Organismus sich nur in der Asche des Blutes und der Haare Eisen befindet. Es wird daher zuvörderst aus einer gewogenen Menge des dem Thiere entzogenen Blutes der Eisengehalt bestimmt, dann der ganze Thierkörper, nachdem er sorgfältig von allen Haaren befreit worden, eingeäschert und in der gesammelten Asche ebenfalls das Eisen bestimmt. Aus der Vergleichung des Eisens in einer gewogenen Blutmenge mit der in der Asche des ganzen Körpers ergibt sich die Blutmenge des Individuums selbst.

Die genauesten Untersuchungen haben auf das Entschiedenste die physiologisch wichtige Thatsache ergeben, daß die Blutmenge in den kaltblütigen Thieren weit geringer ist, als in den warmblütigen; hierin liegt eine interessante Erklärung des Unterschieds zwischen diesen beiden großen Thierclassen.

Ob der Mensch in der That das Vorrecht einer größeren relativen Blutmenge vor allen Thieren besitze, kann noch nicht mit Bestimmtheit behauptet werden. Die gewöhnliche Annahme von einundzwanzig Pfund Blut im Erwachsenen entspricht ungefähr dem achten Theile des ganzen Körpergewichtes, eine neuere auf Versuche gegründete Annahme von neunzehn Pfund dem elften Theile des Körpergewichtes. Nach den vorliegenden zahlreichen Beobachtungen ist im weiblichen Körper die Blutmenge offenbar geringer, als im männlichen.

Ist das Blut aus seiner lebendigen Strömung getreten, so erleidet es bald eine wesentliche Veränderung, es zerfällt in zwei getrennte Theile: in eine feste Masse, den Blutkuchen, und in einen darüber stehenden flüssigen Theil, das Blutwasser. Es ist sehr schwer, dieses Gerinnen des Blutes richtig aufzufassen. Schon in der frühesten Zeit, zur Zeit Hippokrates', war die Ursache, warum das Blut, sobald es aus dem Verbande des lebenden Organismus tritt, gerinnt, der Gegenstand vielfacher und mühsamer Untersuchung. Bald mußte es ungenügend erscheinen, als Ursache dieses Phänomens die Abkühlung des Blutes, die Einwirkung der Atmosphäre, die eintretende Ruhe ꝛc. zu betrachten; so nahm man denn nach dem in der Naturwissenschaft so oft anwendbaren mephistopheliſchen Rathe:

„Im Ganzen — haltet Euch an Worte! —
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

bald einen Verlust der Anziehungskraft der einzelnen Theilchen des Blutes, bald einen Mangel des Nerveneinflusses an, — Redensarten, die natürlich zur Erklärung des dunkeln Vorganges keinen Beitrag liefern. Vielleicht ist es der Chemie vorbehalten, den Schlüssel dieses Räthsels zu finden, d. h. nachzuweisen, welchen Umständen es zuzuschreiben ist, daß der im lebenden Blute flüssige Faserstoff, bald nachdem er aus der Ader geflossen, in festen Zustand übergeht. Zahlreiche Beobachtungen haben gelehrt, daß das Blut um so schneller gerinne, je geschwächter der Organismus ist, dem es entzogen, so daß z. B. die letzten Portionen, die einem beinahe blutleeren Thiere entströmen, weit schneller als die ersten gerinnen: das Blut der Greise gerinnt früher, als jenes von jungen Personen, ebenso das Blut der Frauen immer etwas früher als das der Männer. Daß durch verschiedene innerlich gegebene Arzneistoffe, z. B. durch häufigen Quecksilbergebrauch, das Blut an seiner Gerinnbarkeit verliert, ist bekannt. Ob

die Beobachtung richtig ist, daß Menschenblut Monate lang ungeronnen und unzersetzt im Magen eines gesunden Blutegels und ohne allen Geruch bleiben kann, vermag ich nicht zu entscheiden. Wenn auch diese und ähnliche Beobachtungen nicht dazu berechtigen, in dem Gerinnen und Zerfallen eine Analogie mit dem wirklichen Sterben zu erblicken, so beweisen sie doch, daß der Vorgang der Blutgerinnung mit der eigentlichen Lebensspannung zusammenhängt.

Es erinnert unwillkürlich an den Homunculus in „der innersten Phiole" des Famulus Wagner, jenes „trocknen Schleichers," wenn man von den Bemühungen liest, sogenanntes künstliches Blut zu erzeugen. Man meint, den alten Plinius reden zu hören, und doch war es der berühmte Chemiker Fourcroy, welcher aus den wesentlichsten Theilen, woraus das Thierblut notorisch besteht, mittelst der galvanischen Elektricität eine dem Blute ähnliche Flüssigkeit hervorgebracht haben wollte. Die Blutbildung gehört zu den unnachahmlichen Naturprocessen, die von dem Leben des ganzen Organismus und seiner Theile abhängen; der lebende Organismus allein vermag diesen Lebenssaft hervorzubringen.

In diätetischer Beziehung ist das frische Thierblut, welches der wilde Amerikaner verabscheut, ein wahrer Labetrank für die Isländer und andre rohe Völker, z. B. für die Bischaye in Obereggypten, die vorzüglich das noch warme Blut geschlachteter Schafe gern trinken. Sogar frisches Menschenblut ist als Medicament nicht verschmäht worden. Plinius erzählt, daß die aussätzigen Egyptier sich des frischen, noch warmen Menschenblutes zum Baden bedient, und nach Jonarus sollen die Priester des capitolinischen Jupiter's Constantin dem Großen dasselbe Mittel bei einer ähnlichen Krankheit angerathen haben. Wenn es auch wohl nur eine Sage ist, daß sich bisweilen Tyrannen der Vorzeit, nur um ihre Kräfte zu mehren und zu stählen, im Menschenblute zu baden pflegten, so ist dagegen doch heutzutage noch der Genuß des Blutes von enthaupteten Verbrechern auch von gebildeten Völkern als ein Mittel gegen manche Krankheiten, unter andren gegen Epilepsie im Gebrauche.

Die Transfusion des Blutes, d. h. die directe Ueberführung des Blutes von einem Individuum zum andern wurde zuerst in Frankreich an Verbrechern versucht, damals aber bald wieder gesetzlich untersagt. Sie kömmt, ihres zweifelhaften Erfolges wegen, in der neuern Zeit wohl nur selten zur Anwendung.

Neben der medicinischen Anwendung hat das Blut auch eine Bedeutung in der Technik. In frischem Zustande zum Klären trüber Flüssigkeiten, z. B. in den Zuckerraffinerien; in der Färberei mit Crapp wurde es als desoxydirendes Reductionsmittel von den Armeniern schon längst zur Darstellung der feinsten und dauerhaftesten Farben für nothwendig gehalten. Zum Entfärben wird die Blutkohle wegen ihrer feinen Vertheilung sehr geschätzt.

Da das thierische Leben an den Kreislauf des Blutes geknüpft ist, so wurde schon in den ältesten Zeiten der Sitz des Lebens und der Seele im Blute angenommen. Deshalb wohl war es den Hebräern nach den Urkunden des alten Testaments durchaus nicht erlaubt, Blut allein zu genießen, noch auch Fleisch in seinem Blute, d. h. Fleisch von einem erstickten Thiere, dessen Blut nicht ausgeflossen war: „Ich habe den Kindern Israel gesagt: Ihr sollt keines Leibes Blut essen. Denn des Leibes Leben ist in seinem Blute. Wer es isset, der soll ausgerottet werden. Das Blut ist die Seele, darum sollst Du die Seele nicht mit dem Fleische essen." Da das Bluteſſen bei den Opfern der Heiden gewöhnlich war, so wurde der Gesetzgeber bei diesem strengen Verbote des Bluteſſens nebenbei offenbar von der Absicht geleitet, die Opfer der Israeliten von den heidnischen hiedurch auf das Bestimmteste zu unterscheiden. Uebrigens ist dieses Verbot auch in sanitätspolizeilicher Beziehung ein sehr weises gewesen, namentlich für jenes heiße Klima, da sich aus dem verwesenden Blute bekanntlich ein scharfes Gift entwickelt, welches wir im Wurstgifte als eine rancide Säure kennen gelernt haben.

Es bleibt immer merkwürdig, daß die Sprache der verschiedensten Völker von jeher die Worte „Herz und Blut" mit „Gemüth und Muth" synonym gebraucht hat; sie wurde hier offenbar von einem richtigen Gefühl geleitet, so wie denn auch die Ausdrücke „Kaltblütigkeit, heißes und erhitztes Blut" als Bezeichnungen von Gemüths- und Leidenschaftlichkeitsaffectationen nach verschiedenen Graden schon längst im Munde des Volkes waren, ehe sie die Wissenschaft sanctionirte.

Man weiß aus den Erzählungen Aller, die in der unglücklichen Lage gewesen, das Blut ihres Gegners im Zweikampf zu vergießen, daß das fließende Blut des Feindes die glühendste Rache des Herzens auslöscht; der Anblick des mit dem Leben entströmenden Blutes versöhnt den brennendsten Haß. Bei den Opfern der Juden und Heiden schon war immer das Blut die Hauptsache, in dem fließenden Blute des Opferthieres lag die Kraft der Versöhnung, ohne die Darbringung des Blutes waren alle übrigen Stücke des Versöhnungsamtes vergeblich, — eine Vorbedeutung der versöhnenden, reinigenden und heiligenden Kraft des Blutes, welches zum Heile und zur Erlösung für Alle vergossen worden ist.

Eine Küstenfahrt in Japan.

Reise des Langbootes der Vereinigten Staaten Corvette Vincennes von Simoda nach Hakodade.

Original-Bericht von John Mercer Brooke, Flotten-Lieutenant, und

Ernst Knorr,

Secretär und Kartograph der Vereinigten Staaten-Expedition zur Durchforschung des nördlichen stillen Meeres.

(Schluß von Seite 47.)

So endete unser Besuch in Utsiura. Bei unsrer Rückkehr nach dem Boote fanden wir nicht nur unsern Wasservorrath ergänzt, sondern die Officialen hatten auch aus freien Stücken einige Bündel Brennholz herbeischleppen lassen. Wie überall waren auch sie nicht zu bewegen, die Zahlung, die wir nach unsern Instructionen dafür boten, anzunehmen; so verführerisch glänzende Dollarstücke wir auch

Wallfische in der Nähe des Bootes.

aussuchen mochten, blieben sie doch standhaft. Unsre Leute hatte man weniger streng beobachtet, als uns selbst; unser Coxwain hatte sogar auf Einladung eines Priesters den Tempel besucht und beschreibt ihn ganz ähnlich dem großen Tempel in Simoda. — Nicht nur von dem offenen Briefe hatten die Beamten Abschrift genommen, sondern sie hatten auch eine nach ihrer Weise getreue Zeichnung von dem Boote, von der Kanone und von den verschiedenen Geräthen, die ihnen in's Auge gefallen waren, gefertigt.

Beim Einlaufen in diesen Hafen hatten wir die nöthigen Sondirungen vorgenommen, es blieben aber noch die verschiedenen Landmarken und der Zug der Küste zu bestimmen. Zu diesem Zweck maßen wir eine Basis quer über den Hafen vermittelst einer Patent-Knotenschnur, die sehr richtige Resultate gibt, sobald einem Fahrzeuge nur eine Schnelligkeit von drei bis vier Knoten die Stunde mitgetheilt werden kann. Hierbei kamen wir jedoch ganz unerwartet in nicht geringe Gefahr; wir geriethen nämlich beim Eingange des Hafens in außerordentlich hohe Rollwogen, welche wiederholt den Dahlbord unter Wasser setzten und das Boot fast füllten, da wir das Wettertuch hatten niederlassen müssen, um die Ruder gebrauchen zu können. Wir wandten schnell den Bug zur See, doch bewegte sich kein Lüftchen, welches die Segel hätte füllen können; uns blieben nur die Ruder und erst nach harter Arbeit gelang es uns, die offene See zu erreichen, wo eine sanfte Brise die glasige Fläche des Wassers aufzurühren begann. Auch hier folgten uns die Boote der Japanesen. Sie sahen unsre Gefahr und hielten sich vielleicht in der löblichen Absicht uns so nahe, Hülfe zu leisten, falls wir füllten; ihre eigenen

breiten und flachbodigen Boote glitten leicht über die Roller weg.

Wir passirten eine große Zahl mit Boyen bezeichnete Fischerstationen und konnten an denselben erkennen, daß die Strömung hier eine östliche Richtung nimmt und sich etwa zwei und eine halbe Meile die Stunde fortbewegt. Das Senkblei brachte aus dreiundzweißig Faden gebrochene Muscheln und rundliche Fragmente von Sandstein herauf, Zeichen, daß auch eine starke Strömung am Boden Statt habe.

Da wir das Vorgebirge Daido-Saki nicht ohne astronomische Beobachtungen zu passiren wünschten, refften wir das große Segel und legten unsern von einer Landspitze, die Siebold Kaminoto nennt, das Boot für die Nacht gegen den Wind. Sandsteinlager in parallelen Schichten, die sich etwa zweihundert Fuß hoch fast senkrecht über einander erheben, springen hier weit in die See; von ihnen aus steigt das Land allmälig noch ungefähr dreihundert Fuß auf und bietet in der Ferne das Bild eines rauh gepflügten Feldes, auf welchem Dünghügel in großer Zahl regelmäßig vertheilt sind. Die Cultur scheint sehr gering zu sein.

Während der Nacht hatten wir eine leichte Brise von Südosten; nach und nach verlor sich auch diese und vollständige Windstille fiel ein. Der Mond stieg wie ein großes Silberschild hoch in den klaren Himmel, doch gab er nicht hinreichendes Licht, die Wallfische zu sehen, welche wir während der ganzen Nacht rings um uns hörten. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, in der tiefen Stille der hohen See, die unwillkürlich zum Nachdenken einladet, von dem schweren Athmen eines solchen See-Ungethüms, dem das Rauschen des dicken Wasserstrahles folgt, welchen es hoch in die Luft wirft, aufgeschreckt zu werden. Oft müssen sie uns bis auf hundert Fuß nahe gekommen sein. Am nächsten Morgen sahen wir sie in großer Zahl und zwar ausschließlich von der Art, die der Seemann Buckelfische (humped backs, delphinus orca L.) nennt. —

Erst gegen zehn Uhr des Vormittags war der Wind stark genug, die Segel zu schwellen; er kam von Süden her, war also günstig und bald ließen wir Kaminoto hinter uns zurück. Von diesem Punkte bis etwa zur halben Entfernung von Daido-Saki wird die Küste von einer fortlaufenden Reihe von Sandsteinvorsprüngen unterbrochen, auf dessen nördlichstem eine mächtige Eiche ganz isolirt sich hoch über den Unterbusch erhebt und gleichsam die Hügelkette terminirt, da von hier aus Daido-Saki ein flaches Sandufer in tiefem Bogen einspringt. Auch nördlich von diesem Vorgebirge erreichen die Gebirgsspornen erst bei Daiho-Saki, vor welchem von Siebold irrthümlich eine Insel placirt, das Ufer, bieten aber hier eine ganz eigenthümliche Formation. Wohl zwei Meilen lang erstreckt sich ein etwa hundert Fuß hohes senkrechtes Gestade, das aus zwei scharf geschiedenen gleich hohen Niederlagen besteht, die untere dunkelbraun mit vertical laufenden grauen Linien gezeichnet, die obere von hellbraungelber Farbe ohne Stratification. So regelmäßig und so eben sind diese Bänke, daß sie mehr Werken der Kunst als Gebilden der Natur gleichen. Das Grün, mit dem sie überall gleichmäßig bekleidet sind, läßt sie wie ungeheure Wälle erscheinen, die man, von scharfen, regelmäßigen Wasserrissen getäuscht, mit ausgedehnten Parapeten gekrönt glaubt.

Die Bucht zwischen Daido-Saki und Daiho-Saki ist wohl fünf Meilen tief und von dichtem Walde bekränzt, doch scheint sie ohne Hafen zu sein. Wir sahen während dieses Tages überhaupt nur eine Junke und zwar unter Daido-Saki ziemlich fern vom Ufer ankern, gingen daher nicht tiefer in die Bucht, von der wir vielleicht nicht wieder unter Segeln hätten auslaufen können.

Wir begegneten hier einer großen Zahl von schwarzen Albatrossen; auf einen derselben, der bei der Seite eines todten Seevogels schwamm, schossen wir und obwohl die Kugel dicht bei ihm einschlug, ließ er sich doch in seinem Mahle nicht stören. Ganz bezeichnend nennt der Seemann diesen Vogel den Geier der See: ausgewachsen mißt er von Flügelende zu Flügelende zwölf Fuß; seine Augen erscheinen in dem dunklen Grau der Farbe lauernd und seine Gefräßigkeit ist Ekel erregend. Beliebter, wenn auch kaum minder gefräßig, ist sein weißer Namensgenosse, der Begleiter der Schiffe in den südlichen Seen. Noch größer, wie jener, — wir fingen einen im stillen Meer, der sechzehn Fuß über die Flügel maß — macht seine Farbe ihn freundlicher und hebt sein großes blaues Auge, das sanft, fast menschlich zu blicken scheint, wenn er in großen Bögen das schnellestsegelnde Schiff umkreist und ihm so oft mehrere Tage hindurch folgt, ohne zu rasten; man hat berechnet, daß er tausend englische Meilen in vier und zwanzig Stunden durchfliegen kann. Es ist wahrhaft wunderbar, wie leicht diese großen Thiere in schiefer Fläche über das Wasser dahingleiten, nur hin und wieder sich durch einen Flügelschlag einen neuen Impuls gebend; der untere Flügel scheint fast die See zu berühren, doch sieht man nie dieselbe sich furchen. Man fängt sie leicht an Angelhaken, die man mit Fleisch oder nur mit einem Lappen ködert und dem Schiffe nachschleifen läßt. Merkwürdig genug werden sie auf dem Verdeck stets seekrank, wenigstens erbrechen sie.

Auch können sie sich von demselben nicht wieder erheben; die Elasticität des Wassers muß ihnen helfen, dem schweren Körper den erforderlichen Aufschwung zu geben.

Der Gebirgssporn, welcher das Cap Daiho-Saki bildet, senkt sich gegen Norden zu sehr sanft in das Meer hinab, bis er in niedere Felsen und Brandung ausläuft. An seiner südlichen Seite liegt unter den Baumgruppen eines sandigen Abhanges ein Flecken, gegen welchen wir steuerten, um für die Nacht zu ankern. Als wir indeß sahen, daß schwere Brandung sich hier überall weit in das Meer hineinzog und daß alle Fischerboote sehr hoch auf das Ufer geschleppt waren, wendeten wir uns westlich gegen einen zweiten Flecken, den wir in einer von zwei Vorsprüngen gebildeten Bucht eben erblickt hatten. Doch näher gekommen, fanden wir auch hier keinen einladenden Ankerplatz und steuerten daher wieder in die offene See hinaus. In etwa zwei Meilen Entfernung vom Ufer legten wir uns alsdann unter gerefften Segeln gegen den Wind und suchten unsre Theertücher. Wir hatten während dieses Tages einen namhaften Weg zurückgelegt und recht gute Materialien für eine Karte gewonnen.

Am Morgen des 3. Juni fanden wir uns wieder vier Meilen nordöstlich von Cap Daiho-Saki. Der Boden des Meeres vor diesem niedrigen Küstenstriche ist natürlich ganz verschieden von dem, wo sich Gebirgsmassen plötzlich herabsenken: das Blei zeigte überall geringere Tiefe und brachte feinen braunen oder blauen Sand herauf.

Der stete Wechsel der Formation macht diesen Theil der Ostküste Japans ganz besonders interessant und ohne Zweifel wird die Geologie, wie alle übrigen Zweige der Naturwissenschaften hier reiche Ausbeute finden. Leider war unsre Zeit zu gemessen, um unsre Zwecke nach secundären Richtungen hin irgendwie auszudehnen; unsre Instructionen empfahlen auf das dringendste Eile, da die Vincennes noch in diesem Sommer in das arktische Meer hinaufzugehen hatte und deshalb Peter-Pauls-Hafen in Kamschatka im Anfange des Juli erreichen mußte. Wir konnten nur mit Bedauern auf das undurchforschte geheimnißvolle Land blicken, das in seiner eigenthümlichen Schönheit sich wie ein Panorama vor unsern Augen entrollte.

Nachdem wir die äußerste Spitze von Daiho-Saki in eine südliche Richtung gebracht hatten, legten wir bei, um Längen-Observationen zu machen und die nöthigen Winkel zu messen. Nordwestlich von der Spitze zeigte sich jetzt ein sehr großer Flecken, vor welchem mehrere Junken ankerten. Das Vorgebirge schützte den Ankerplatz vor südöstlichen, das feste Land vor westlichen Winden. Wir sondirten in funfzehn Faden und fanden den Boden aus kleinen runden Kieseln und gebröckelten Kammmuscheln (Venus mercenaria L.) bestehend. Die weißgestrichenen, durchweg geräumigen Häuser des Fleckens, gewiß über fünfhundert an Zahl, boten, von dem Grün der umgebenden Gärten und Baumgruppen gehoben, einen recht freundlichen Anblick. Die Junken lagen dem Anscheine nach in einem Hafen, der von einem Riff gebildet wurde; die See brach vor ihnen. Der Eingang in denselben schien östlich von der Stadt zu sein, wo ein Flüßchen sich in die See ergießt; doch würde ein großes Schiff, auch ohne einzulaufen, wenigstens vor südlichen Winden eine hinreichend geschützte Rhede zwei oder drei Meilen von der Stadt entfernt finden. Dichte Massen von Leuten umstanden den Strand, wahrscheinlich von unsrer Erscheinung herbeigezogen, doch nahte sich uns kein Boot, im Gegentheile eilten die wenigen, die nicht auf das Ufer gezogen waren, auf das Schnellste in den Hafen.

Zehn Meilen nordnordwestlich von Daiho-Saki beginnt eine Sandhügelkette, die sich mehrere Meilen entlang der Küste fortzieht. Das Hochland tritt soweit in das Innere zurück, daß wir es bei klarem Wetter nicht mehr sehen konnten.

Um zehn Uhr Vormittags passirten uns drei große Junken in unbeholfenen Versuchen, südwärts hin zu laviren; mit ihren gewaltigen Segeln sehen diese schwerfälligen Gefäße Ungeheuern der See ähnlich, und selbst die Verzierungen trugen bei, den Anblick seltsamer zu machen; die großen Holzbilder an den Schiffsschnäbeln sollten vielleicht Elephantenrüssel vorstellen.

Gegen Abend waren wir wieder vor einer klippigen Küste, etwa sechs Meilen davon entfernt, auch trat das Hochgebirge wieder näher. Das Senkblei brachte aus vierzig Faden Stücke von Quartz und kleine runde Kieseln. Eine Bucht schnitt auch hier tief in das Land, doch sahen wir überall Brandung und hielten uns daher hier nicht weiter auf, sondern machten alle Segel, um zu einer genaueren Durchforschung der Bai von Sendai, der wir uns jetzt näherten und die für den Handel ganz besonders wichtig ist, Zeit zu gewinnen.

Die Nacht hindurch sammelten sich bei leichtem Winde dunkle Wolken am Horizonte, und mit Tagesanbruch begann Regen zu fallen, der fortwährend heftiger wurde, während der Barometer bedeutend fiel. Wir waren eben vor Kono-Saki, konnten aber auf eine halbe Meile Entfernung kaum die Küstenlinie erkennen. Eine Dening setzte von Südosten ein und bald ging die See so hoch, wie der Mast unsers Bootes. Es gelang uns zwar, das felsige Kono-Saki zu wettern,

aber wir durften es nicht wagen, der Küste nahe zu bleiben, da, soweit wir sehen konnten, die See dort über schwarzen Felsköpfen heftig brach. Die Luft wurde immer dichter und dunkler, bis wir nichts mehr sahen als Nebel und schäumende, haushohe Wellen. Wir mußten wieder die hohe See suchen, doch dort wehte der stets wachsende Wind

Außer gelegentlichen Commandoworten hörte man keinen Laut im Boote; jedes Auge suchte ängstlich in den einander jagenden schwarzen Wolken die Gefahren des nächsten Augenblicks zu lesen.

Plötzlich schoß ganz nahe dem Wetterbug eine Schaumsäule mehrere Ellen in die Höhe. Gewiß lag leewärts vor uns ein Felsen, weit

Das Boot im Sturme.

grade gegen die Breitseite der langen Wogen, die uns zu erdrücken drohten. Klugheit rieth nun, uns wieder den Häfen zu nähern, die wir gestern gesehen hatten, um im Falle der höchsten Noth versuchen zu können, dort einzulaufen. Bei Oaiho-Saki war der nächste derselben, doch lag derselbe bereits achtzig Meilen hinter uns. Uns blieb indeß keine Wahl, wir wendeten uns und lösten alle Segel, die wir einem solchen Winde entgegenzusetzen wagen durften, in der Hoffnung, für die Nacht Oaiho-Saki so nahe beizulegen, daß wir es, sollte es nöthig sein, schnell erreichen konnten.

Die guten Eigenschaften unsers Bootes erfüllten uns bei dieser Gelegenheit in der That mit Bewunderung. Als ob der Gefahren sich bewußt, die es ringsum bedrohten, und dadurch angespannt alle seine Kräfte zu entfalten, senkte es für einen Augenblick seinen Bug unter dem Drucke des großen Segels, hob ihn dann ebenso schnell und flog wie ein Pfeil dahin, einmal bergan und über den Kamm einer mächtigen Welle, und dann wieder bergab in den Kessel, den diese mit der Vorgängerin bildete. Der weiße Schaum seiner Spur verschwand schnell in dem Flugwasser der überstürzenden Rollwogen.

betachirt vom Lande, oder ein Riff, auf welches wir in wenigen Secunden geworfen sein würden. Die Befehle: „Ruder hart nieder," „Segel gesenkt," „bereit zum Reffen" jagten einander, gefolgt von dem scharfen Krachen des Rudergriffes, der in der Hand des Steuermannes brach, und von dem wilden Flattern der Segel, als das Boot sich gegen den Wind umlegte, während Ströme von Wasser über das Leetuch hereinstürzten. Schnell waren zwei Reefe gebunden, und eben wollten wir bei dem Winde daraneilen, als der Ruf: „Ein Wallfisch, ein Wallfisch!" erscholl. Der Quartermeister, dessen scharfe Augen die Gefahr durchspäht hatten, zeigte uns den Strahl, der aus dem Kessel zwischen den Rollern hervorbrach, gefolgt von dem schwarzen Rücken des Ungethüms, das dann, auf einmal das Wasser peitschend, sich in die Tiefe versenkte. Auf ihm hatte die See gebrandet; keine Felsen, kein Riff hatte uns bedroht.

Unser Boot war nun, da es befreit von dem Drucke der Segel gegen die See lag, ganz besonders leicht und lebhaft. Wie eine Ente hob es sich aus dem Schaum, in welchem die gegen seinen Bug brechenden Wellenkämme es jedesmal zu begraben schienen,

und so wohl zufrieden waren wir mit seinen Leistungen, daß wir beschlossen, jetzt beizulegen und nicht weiter südlich zu gehen. Das Segel wurde soweit eingebunden, daß nur die äußerste Spitze eine Fläche bot, der Topmast wurde heruntergenommen, der Klüverbaum eingezogen, überhaupt Alles gesichert. Die Mannschaft legte sich auf die Enden der Wettertücher, um denselben durch das Gewicht ihrer Körper mehr Haltbarkeit zu geben, und, obwohl es noch hoch am Tage war, waren bald die müden Augen der Mehrzahl zugefallen.

Lange werden wir des lustigen Wallfisches gedenken und der Nacht, welche dem Schrecken, den er uns eingejagt, folgte. Rings um uns in tiefster Finsterniß tobten mächtige Roller zu der heulenden Musik des Sturmwindes, und hochaufspritzender Gischt zeigte von Zeit zu Zeit an, daß wir von einem Berg in einen kochenden Kessel hinabschossen. Heftiger Regen fiel die ganze Nacht hindurch und erstarrte mit dem scharfen Norder unsre Glieder, die wir nur theilweise verbergen konnten. Wir sehnten uns nach Licht. Endlich erhob sich der Mond, und gegen vier Uhr ließ auch Wind und Regen nach; schnell konnte sich nun auch die See beruhigen, da die südöstliche Deining eine sehr regelmäßige gewesen war, und ihr nicht die kurze, in allen Richtungen durcheinander laufende Bewegung mitgetheilt hatte, welche so oft die ersten Stunden n a c h dem Sturme gefährlicher macht, als der Sturm selbst.

Bei Tagesanbruch sprang der Wind nach Süden um und verlor sich allmälig ganz. Die warmen Strahlen der Sonne durchbrachen das Gewölk, wir konnten unsre triefenden Kleider ablegen und bei einem lang ersehnten Feuer trocknen. — Fröhliches Gelächter und Scherz machten beim Frühstück die Runde in dem Kreise, der vor wenigen Stunden einem nassen Grabe fern von der theuern Heimath entgegen gesehen hatte; — vorzüglich aber wurde das Boot gepriesen: seine Schnelligkeit, die Art, wie es den Rollern auswich, wie es an den Wind ging (luffte) waren die Themate der Bewunderung, und Jack erklärte, er sei bereit, in ihm die Welt zu umsegeln. In der That hätte selbst die Vincennes nichts Besseres leisten können.

Nach unserm Mahle war die See schon soweit niedergegangen, daß wir im Stande waren, unsre Längenbeobachtungen zu machen und unter Segel zu gehen. Das Wetter begünstigte uns auf jede Weise, und schon gaben wir uns der Hoffnung hin, noch vor Sonnenuntergang die Bai von Sendai zu erreichen, als plötzlich gegen Mittag, wie wir eben unsern gestrigen Wendepunkt wieder gewonnen hatten, der Wind matt wurde und ganz aufhörte. Wir lagen anscheinend bewegungslos auf dem Wasser, wurden aber von der uns günstigen Strömung, wenn auch nur langsam, vorwärts getrieben. Während kein Lüftchen sich bewegte, schien die Sonne von dem wolkenlosen Himmel so brennend herab, daß es nach den Mühen des letzten Tages zu anstrengend gewesen wäre, zu den Rudern zu greifen. Wir benutzten unsre Muße, um die alte Ordnung wieder herzustellen und unsre Waffen zu untersuchen und zu putzen. Kein Segel und selbst kein Vogel war sichtbar. Die tiefe Ruhe wurde nur unterbrochen, wenn ein Wallfisch um uns herumspielte und einen Wasserstrahl in die Luft blies.

Die ganze Nacht hindurch blieb der Wind leicht und unstät, und wir fanden am Morgen des sechsten, daß wir nur einen geringen Fortschritt gemacht hatten; doch erhob sich gleich nach Tagesanbruch von Süden her eine leichte Brise, welche stätig zu bleiben versprach. Wir entdeckten jetzt einen Fischer vor uns und versuchten ihn zu sprechen, allein der gute Mann schien in solchen Schrecken zu gerathen, als wir lufften, daß wir unser Segel wieder füllten, ohne ihn in seinem friedlichen Beruf zu stören.

Gegen zehn Uhr bewegten wir uns mit angenehm frischem Winde, gegen welchen wir alle Segel ausbreiten konnten, mit einer Schnelligkeit von fünf Meilen in einer Stunde. Die Küste südlich vom Cap Kono-Saki krümmt sich einwärts, und ist ein niedriger Sandstrand, häufig von weit vorspringenden Felsmassen unterbrochen, die indeß nirgend Schutz gewähren. Das Vorgebirge selbst wird von einem Bergsattel gebildet, der von einer mehrere tausend Fuß hohen Gebirgskette im Innern ausläuft. Auf seiner Südseite liegen drei Flecken, von denen der südlichste ein künstliches Brechwasser zu haben schien. Eine Anzahl von Junken lag dort vor Anker. Um zwei Uhr hatten wir den scharf zugespitzten äußersten Punkt des Vorgebirges gewettert und steuerten nun wieder der Küste zu, die von hier an sanft zu einer Bank ansteigt, welche weithin in ungefähr hundert Fuß Höhe fortläuft. Wir hatten uns derselben genähert, und segelten nun in geringer Entfernung ihr entlang. In dem Schatten, den sie warf, entdeckten wir vor uns zwei Gegenstände, die Leuchthäusern täuschend ähnlich sahen, die indeß bald sich als Sandsteinsäulen erwiesen, welche irgend ein Phänomen von dem Festlande getrennt und tiefer in das Wasser geschoben hatte. Ein paar Bäume, die in auffallend gleicher Form die Gipfel beider krönten und wie große Laternen erschienen, hatten diese Aehnlichkeit lange bewahrt. Das Land war sehr stark bewaldet

und bot dem Auge ein üppiges Grün. Es fiel allmälig nach Norden hin ab. An manchen Stellen war die obere Stratification der Bank ganz verschwunden, dort aber trat die untere Schicht, die eine gleich ebene Oberfläche hatte, einige hundert Ellen weiter in die See. Die Brandung erlaubte uns nicht zu landen; sie erstreckte sich soweit, daß wir uns eine gute Meile vom Ufer halten mußten, wo wir einen Boden von feinem, braunem Sande fanden, in welchem Glimmerstückchen glänzten. Die Temperatur des Wassers an der Oberfläche war hier 60°, die der Luft 66°.

Der Gesammteindruck, den diese Region machte, war ein sehr gefälliger. Das Land war nicht so gebrochen, als wir es südlicher gesehen hatten; es war wellenförmig, während die Uferbänke vollkommen eben hinliefen, bis sie in weiter Ferne in das Meer zu tauchen schienen. Alles, was das Auge sah, war grün, in allen Schattirungen, von dem Dunkel der fernen Gebirge bis zu dem gelblichen Hell, welches das Meer gürtete.

Unfern vom Lande in offener See lag eine Junk vor Anker, die keine Spur von Leben zeigte. Träge sich an ihrem langen Grastaue wiegend, glich sie einem verlassenen Hause in der Wüste. Wir steuerten ihr zu, und als wir dicht unter ihrem Hintertheile vorbeisegelten, fiel es Herrn Kern, welcher unter den Indianern Amerika's gelebt hatte, ein, durch die tiefe Stille den Angriffsschrei dieser Völker erschallen zu lassen. In wilder Hast wurde augenblicklich eine Luke aufgeschoben, aus der sich das geschorene Haupt eines Japanesen herausbeugte. Der Ausdruck dieses Gesichts wird nie aus unserm Gedächtnisse schwinden; es starrte uns an, als ob es die Todten sähe, welche das Meer aus seiner Tiefe zu Tage gefördert. Kopf an Kopf drängte sich gleich darauf durch alle Oeffnungen, und das Flechtwerk des hohen Hintercastells glich bald einer lebenden Arabeske. Der Wind trieb uns schnell vorüber, doch so lange das Auge sehen, das Glas sie unterscheiden konnte, starrte die Masse von dem braunen Rumpf der Junk uns in lautlosem Staunen nach. Wahrscheinlich hatten sie eben Siesta gehalten, als der Schrei sie aufschreckte und vielleicht hat unser Scherz ihren Sagenkreis mit einem fliegenden Holländer bereichert.

Gegen Abend setzte der günstige Wind nach Nordost um, und um den Verdruß voll zu machen, lagerte sich auch der Nebel so dick, als ihn Neu-Englands Küste nur erzeugen kann, dicht über das Meer. Es blieb uns nichts übrig als beizulegen und der Ruhe zu pflegen. Die Morgensonne vermochte nicht, die dicke Luftmasse ganz zu zertheilen, doch konnten wir die Küste erkennen und, uns gegen dieselbe wendend, ein Fischerboot entdecken, welches dem Lande eiligst zuruderte. Demselben folgend bemühten wir uns, Anzeichen eines Hafens zu entdecken, indeß vergeblich. Der Ort, wohin die Japanesen ihr Boot steuerten, war durch einen Halbzirkel von Riffen bezeichnet, die vor dem zur Zeit trocknen Bette eines Baches zu liegen schienen. Wir sahen eine Anzahl von Junken hoch auf dem Ufersande; die größte schien in einem Sturm gestrandet zu sein, die andern mochte man hinaufgezogen haben, als die See ruhig war. Ein paar finster und arm aussehende Hütten waren zwischen den Bäumen einer Thalschlucht sichtbar. Wir beobachteten den Lauf des Fischerbootes sorgfältig; es wand sich nahe der Küste durch einen schmalen Streifen blauen Wassers, der oft in der Brandung, die von beiden Seiten es mit Flugwasser bedeckte, zu verschwinden schien, bis es sich plötzlich ganz kurz gegen das Land kehrte und bald von den Rollwogen auf den Sand getragen wurde, wo die schnell hinausspringenden Leute es eilig aus dem Bereich derselben schleppten. Da unser Boot für solch ein Manöver zu groß war, legten wir um und wendeten uns von der Küste fort.

Die graue Nebelwolke im Osten hatte sich inzwischen einigermaßen aufgehellt; der Wind war immer noch leicht und die See glatt, so daß wir unsre Ruder mit Vortheil brauchen konnten. Bald füllte auch ein leichter Wind von Osten die Segel und erleichterte die Arbeit der Leute. In Zwischenräumen von ein bis zwei Meilen fanden wir die Uferbänke von mehr oder minder breiten Schluchten durchbrochen, aus denen stets kleine Fischer- oder Bauerndörfer hervorlugten. Ueberall waren die Boote auf das Ufer gezogen. Gegen Mittag passirten wir wiederum eine Junk vor Anker. Allmälig war es so klar geworden, daß wir Mittags-Beobachtungen machen konnten; auch wuchs der Wind und machte das Rudern unnöthig. Gegen Abend wurde es indeß wieder stiller. Wir vermochten kein Landungsplätzchen zu erspähen, wo wir Holz und Wasser, welches knapp geworden war, hätten einnehmen können, und mußten daher versuchen, solches von einer Junk zu erhalten, welche wir erreicht hatten. Eine dichte Masse von Köpfen stierte von dem Bollwerk derselben hervor; sprachloses Entsetzen schien sich Aller zu bemächtigen, als wir beidrehten und dicht neben ihr anlegten. Niemand regte Hand oder Fuß, obwohl wir sie durch Zeichen baten, uns ein Tau zuzuwerfen, um uns daran festzumachen; selbst dann noch bewegte sich Niemand, als unser Corwain die hohe Seite der Junk hinaufkletterte und uns das Ende eines ihrer Ankertaue reichte. In wenigen Augenblicken waren wir fest und stiegen durch die Eingangsluke auf das Verdeck des bezau-

berten Schiffes. Der Anblick von Fleisch und Blut und freundlichen Gesichtern in der Nähe belebte nun auch plötzlich die bisher starre Masse, die sich schnell glücklich zu fühlen schien, die Fremden zu bewirthen. Sie gaben uns Holz, Reis und Soja (eine pikante Sauce, mit der sie fast alle Speisen würzen und die zumeist aus Seetang bereitet wird), auch boten sie uns so viel Wasser, als wir trinken mochten, machten uns aber begreiflich, daß sie nur so viel hätten, als sie selbst nothwendig brauchten. Sie führten uns in die Cajüte und bestürmten uns dort mit solcher Masse von Fragen, daß wir in unsrer beschränkten Zeichensprache unmöglich nur den zehnten Theil beantworten konnten. Wir gaben dem Capitän unser letztes Trinkglas und machten ihn dadurch überaus glücklich; wie hoch er es schätzte, konnten wir an der Eile sehen, mit der er es vor andern habgierigen Blicken in einem Schranke verbarg. Die Junk nahm hier ein Cargo von Reis ein, der in kleinen Flachbooten vom Lande herbeigebracht wurde.

Nachdem wir die Neugierde unsrer Wirthe so weit als thunlich befriedigt und auch unsre Wünsche wenigstens theilweise erfüllt gesehen hatten, boten wir diesen gutmüthigen Leuten Lebewohl, machten uns wieder los und stachen in See, um für die Nacht Raum zu gewinnen, da es frisch zu wehen drohte und es auch bald von Nordost her begann. Wir wagten es nur ein Reff zu nehmen und legten während der Nacht eine so gute Strecke zurück, daß wir bei Tagesanbruch zu unsrer Freude das Hochland erblickten, welches nordwärts die Bai von Sendai terminirt. Doch wieder erstarb der Wind und ehe die Sonne sich einige Grade über den Horizont erhoben hatte, war es ganz windstill. Um unsre Geduld noch mehr zu prüfen, kam gegen zehn Uhr eine Brise grade von dort, wohin wir wollten, und mit ihr derselbe dicke Nebel, der uns gestern belästigt hatte. Wir standen zur Küste hin und lavirten sehr kurz, um irgend einen kleinen Hafen zu finden, während dichter Regen fiel und der Wind von Minute zu Minute wuchs, doch entdeckten wir Nichts als eine einzige Hütte dicht am Strande, mit einem Fahnenstocke, von welchem eine rothe Flagge mit einem Wimpel darüber wehte.

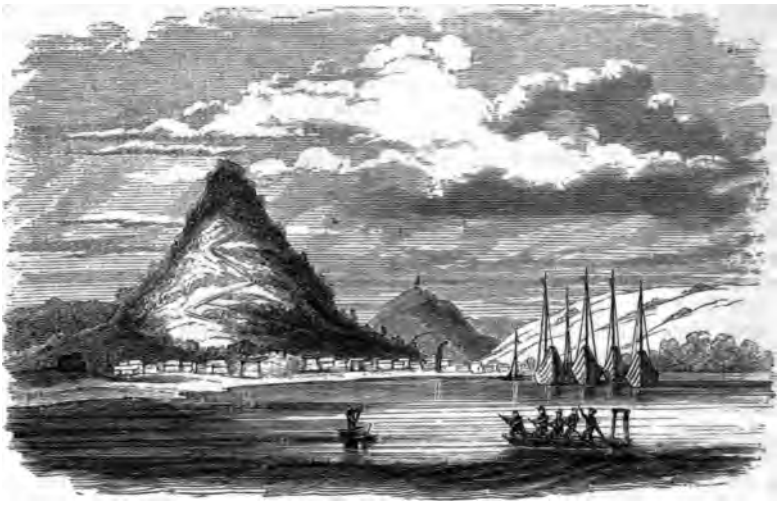
Bei Anbruch der Dämmerung war das Wetter in der That drohend geworden; schwarze Wetterwolken lagerten dicht über der phosphorescirenden See und rings um uns her erschallte das dumpfe Tosen der Brandung. Da eine Leeküste dicht vor uns lag, mußten wir unter doppeltgerefftem Segel bleiben, zogen aber den obersten Mast und den Klüverbaum ein. Zwar setzte gegen Mitternacht der Wind nach Westen um, so daß wir auch das dritte Reff nehmen konnten, allein es hatte allen Anschein, als ob er sich noch weiter nach Süden drehen und in einen heftigen Sturm ausarten würde. Es blieb dies eine höchst unangenehme Nacht; wir hatten kein Mahl kochen können und waren durch und durch naß.

Am Morgen lag das östliche Vorgebirge von Sendai, gegen welches wir den letzten Theil der Nacht unsern Lauf gerichtet hatten, eine imposante Felsenmasse in grottesker Schönheit dicht vor uns; die Wolken zertheilten sich und das helle Morgenlicht, das den Glanz eines Planeten auf dem blauen Himmelsfelde kaum zu erbleichen vermochte, zeigte uns in weiter Ferne die schneeigten Häupter der Gebirge im Innern. Mit dem Eintritt in die Bai begannen wir unsre Arbeiten für eine Recognoscirung derselben. Der Morgen war so schön, die Luft so erfrischend, daß wir das Ungemach des gestrigen Tages schnell vergessen hatten. Das Boot glich bald einer schwimmenden Waschanstalt, wo sich eine Leine anbringen ließ, waren Kleider zum Trocknen aufgehängt; ein freundliches Feuer loderte in der Mitte, und um den Theekessel über demselben drängten sich Alle, ängstlich auf den lang entbehrten wärmenden Trank harrend und durch muntre Scherze auch die letzten Schläfer erweckend. Wir gingen nur langsam voran. Endlich erblickten wir über dem Abhange eines Hügels die Masten einer bedeutenden Zahl von Junken und steuerten auf dieselben los, da unser Holz- und Wasservorrath nun ganz erschöpft war, und wir nothwendig denselben ergänzen mußten, sollten wir auch wieder nur Seefahrer darum ansprechen können. Je mehr wir uns dem Lande näherten, desto stärker wurde die Strömung, welche zur See hinaussetzte; wir mußten die Ruder zur Hülfe nehmen und erreichten erst nach harter Arbeit eine Bank, über welche sich das Wasser eines Flüßchens mit reißender Schnelligkeit ergoß. Da erst sahen wir, daß die Junken in diesem Strome vor einem bedeutenden Städtchen ankerten. Zur Rechten derselben lag ein von starkem Holze quadratförmig gebautes Leuchthaus von ungefähr fünfzig Fuß Höhe, mit überhängendem Dache und einer Kuppel auf demselben, die als Laterne diente. Entlang der ganzen Bank brachen die Wogen und wir mußten uns links halten, wo das Wasser am tiefsten zu sein schien. Am Rande der Fahrstraße, die wir hier fanden, ankerte ein Kanoe mit einem Manne, der hoch über seinem von einem breiträndrigen Hute bedeckten Haupte ein weißes Banner mit einer Inschrift schwang, von der wir vermutheten, daß sie uns den Eingang versagte, weshalb wir dieser Erscheinung gar keine Aufmerksamkeit schenkten, sondern in Ruderlänge ruhig passirten. Eine überraschend schöne Scenerie bot sich unsern

staunenden Augen, nachdem wir eine hügelige Landspitze umrudert und die eigentliche Mündung des hier über hundert Ellen breiten Flusses erreicht hatten. Vor uns konnten wir den ruhigen graden Lauf desselben meilenweit verfolgen. Zu unsrer Rechten stieg unmittelbar vom Ufer aus ein Hügel steil an, und um diesen herum wand sich zwischen Felsblöcken ein Pfad bis zu dem Tempel, welcher unter riesigen Bäumen halb versteckt die Spitze krönte. Am Fuße des Hügels stand ein zweiter Tempel in einem geräumigen, gepflasterten Hofe, der in einem breiten Landungsdamm von gehauenen Steinen in den Fluß hinein auslief. Unmittelbar an diesen schloß sich das Städtchen, das zwar nicht großartige Bauwerke zeigte, aber eben durch Einfachheit und Niedlichkeit das Auge fesselte. Wiesen mit hohem, wogendem Grase waren auf dem rechten Ufer in weiter Ferne von waldigen Hügeln begrenzt. Seite an Seite lag vor dem Flecken eine große Zahl von Junken, einige wohl von vierhundert Tonnen und mehr. Das Ganze war belebt von Tausenden von Gestalten, die in ängstlicher Hast zum Ufer eilten.

Da die Japanesen den Fremden den Eintritt in ihre Tempel eher gestatten, als in andre Gebäude, und solche dem Gaste selbst als Wohnung anweisen, steuerten wir dem erwähnten Landungsdamme zu, geriethen aber auf den Grund, ehe wir ihn erreichen konnten, und mußten unsern Cours ändern.

Inzwischen hatte sich das Ufer mit Japanesen gefüllt. Ein Heer schien aufmarschirt; in einer Strecke von mehr denn hundert Ellen stand Mann an Mann, acht bis zehn Reihen tief. Das Ufer stieg amphitheatralisch; Kopf ragte über Kopf, so daß mehr denn tausend Gesichter uns entgegenstierten. Langsam ruderten wir in einer Entfernung von etwa zehn Ellen diese Linie entlang. Nicht ein Laut war zu hören außer dem dumpfen Summen der staunenden Masse und dem Platschen der Ruder, wenn diese im Tacte in's Wasser fielen. Zudem war es windstill, und die



Bai von Sendai.

Strahlen der Sonne ergossen über das Ganze das hellste Licht. Endlich kam das Commando: „Halt Wasser," das Boot stand still und auch wir blieben einige Minuten lang regungslos, während die Japanesen wie bezaubert auf die Fremden blickten, welche so unerwartet in ihren stillen Strom gedrungen waren. Wir riefen ihnen einen Gruß zu, doch Keiner antwortete oder bewegte sich nur. Erst als wir ein Papier in ihrer Briefform in die Höhe hielten, um dadurch anzudeuten, daß wir mit den Behörden zu sprechen wünschten, traten einige Personen aus der Masse und eilten in die Stadt. In wenigen Minuten erschienen die Beamten in ihrer Amtstracht, von Fahnenträgern und einer großen Zahl ihrer Untergeordneten begleitet. Alle führten die Abzeichen höherer Classen auf der Rückseite ihrer Kleider, die meisten in blauem Felde eine weiße Kugel, umgeben von sieben andern; einige hatten Amtsstäbe oder Gürtel von rother geflochtener Seide mit schweren Troddeln, Alle aber trugen zwei Schwerter. Eilig wurden einige Boote in das Wasser gestoßen und bald lagen diese neben dem unsern. Wir hatten inzwischen eine rothe mexikanische Decke über einige Kästen divanartig gebreitet, und luden nun die beiden Officiere, welche in unser Boot gekommen waren, ein, darauf Platz zu nehmen. Dies thaten sie denn auch, doch offenbar in Ver-

legenheit und selbst in Furcht, namentlich zitterte der Jüngere, der dem Range nach der höchste schien, förmlich fieberhaft. Auf ein Papier hatten wir diejenigen japanischen Schriftzeichen nachgebildet, welche Lebensmittel, Holz und Wasser ausdrücken. Dies überreichten wir dem Chef, der alsbald uns zu verstehen gab, daß wir Alles haben sollten, was wir wünschten. Wir setzten ihnen darauf einigen Kuchen und Branntwein vor, welcher letztere vortrefflich zu munden schien und namentlich seine Wirkung auf den heldenmüthigen Führer nicht verfehlte, denn ebenso zaghaft, als er zuerst erschienen war, ebenso vertrauensvoll und mittheilsam wurde er jetzt, schade nur, daß wir die Ergießungen seines Herzens nicht verstehen und daher nicht genug würdigen konnten. Während sie unsern schon oft erwähnten offenen Brief lasen, nahmen wir Gelegenheit, die beiden Herren näher zu betrachten. Der Chef war klein, doch von intelligentem und gefälligem Aeußern, das vereint mit der Nettigkeit seiner Kleidung von vorn herein den Mann von Position verrieth; sein Gefährte glich dem wohlgenährten, gemüthlichen Inhaber einer fetten Pfründe, der Wohlanständigkeit ebenso zu handhaben weiß, als er bei dem Pocale jovial zu sein versteht. Unser Whisky ließ uns sehr bald diesen Uebergang wahrnehmen, und Klugheit sowohl als sehr nothwendig gewordene Oekonomie riethen uns, es bei einer Flasche bewenden zu lassen.

Wie die Beamten von Sino Hama, hielten auch diese bei wichtigen Perioden des Briefes inne, um sie zu besprechen und ihren Beifall zu erkennen zu geben. Auch sie ließen ihn von ihren Schreibern copiren, als wir uns weigerten, ihnen das schon sehr abgegriffene Papier auf ein paar Stunden mitzugeben.

Inzwischen schienen auch die am Ufer versammelten Massen zu der Einsicht gekommen zu sein, daß wir gefahrlose menschliche Wesen seien. Das Schweigen war allmälig in lautes, fast tolles Treiben übergegangen. Alle Boote waren in das Wasser geschoben worden und hatten sich schnell mit Personen jeden Alters gefüllt, die uns nun förmlich einkeilten. Der Strom bot eine Scene wilder Verwirrung. Boote krachten allaugenblicklich gegen einander, Weiber und Kinder schrieen, Männer sprangen in das Wasser, um sich an unser Dahlbord festzuklammern und so uns näher zu sein, die Junken waren bis zu den Mastspitzen mit Menschen bespickt; wer nicht schwimmen konnte, watete in's Wasser, so weit er es wagen durfte, ja unter diesen war ein völlig blinder Mann, der, mit dem leblosen Gesichte gegen uns gewendet, wohl eine Stunde lang bis über dem Gürtel im Wasser stand, um einen Laut von den Abendländern zu erfassen. Die Polizei, deren lange Bambusstöcke sie erkennbar machte, hatte keine geringe Mühe, wenigstens einige Ordnung zu erhalten, obwohl sie Prügel nicht sparte. Man rieb sich den Kopf, der mit dem Rohre eben Bekanntschaft gemacht hatte, und lärmte und drängte wie früher. Plötzlich fiel ein Pistolenschuß. Für einen Augenblick trat Todtenstille ein, die indeß bald durch ein ohrenzerreißendes Durcheinanderschreien in einem Flachboote dicht neben uns unterbrochen wurde. Dort hineilend sahen wir, wie schnell und energisch japanesische Polizei durchgreift. Unser Corvain war mit einem geladenen Pistol in das Boot hinübergegangen und war unvorsichtig genug gewesen, es einigen Neugierigen in die Hände zu geben. Wie er sagt, hatte es den Befehlen gemäß kein Zündhütchen, dennoch entlud es sich, als einer der Japanesen den Hahn spannte und losdrückte. Wie Tiger stürzten alsbald die überall gegenwärtigen Polizisten über diesen Unglücklichen, obwohl Niemand beschädigt worden war. Augenblicklich war er und sein Nachbar zu Boden geworfen und ihre Hände so straff über dem Rücken gebunden, daß die Adern auf der Stirn schwollen und der Schmerz ihnen Thränen auspreßte. Unsre Fürsprache war vergebens, vielleicht schadete sie im Gegentheile den Armen, da den Polizisten dadurch Gelegenheit gegeben wurde, ihre Wichtigkeit und ihren Amtseifer auch vor uns zu paradiren. Sie wurden in ein kleines Boot geladen und an das Ufer gerudert, sicherlich um dort ihre Neugierde hart genug zu büßen. Zu unserm Vergnügen bemerkten wir, daß wir durch unsre Vermittelung bei der Masse erhöhtes Zutrauen gewonnen hatten.

Nur Personen von Rang wurden in's Boot aufgenommen und diesen zeigten wir Alles, was sie interessiren konnte: Waffen, Instrumente, Bücher u. s. w. Besonders gefielen die Illustrationen zu Cuvier's „Königreich der Thiere"; Löwen, Elephanten und Giraffen riefen ihre Bewunderung hervor, doch am meisten staunten sie das Nilpferd an, das sie an irgend eines der Thiere ihres eigenen Landes erinnern mußte, denn sie hielten sich lange damit auf und stießen wiederholt grunzartige Töne aus. Unter den Abbildungen der Köpfe verschiedener Racen erkannten sie augenblicklich die eines japanischen Kopfes nach Siebold heraus, auch schien das Subject der Abhandlung, zu der diese bildlichen Darstellungen gehörten, ihnen nicht fremd zu sein. Sie fragten bei allen nach dem Lande, das sie repräsentirten, und wir mußten staunen über die Zahl der Namen, die sie kannten. Die Affen, die sie wohl zu kennen schienen, machten ihnen gar viel Spaß, wie sie denn überhaupt sehr gern über Komisches lachen. Herr Kern krähte, als wir zum Hühnerge-

schlecht kamen, wie ein Hahn, und nun mußte er krähen, bis er müde wurde und nicht mehr konnte. Dennoch ließen sie nicht nach mit Bitten, bis nach langer Zeit ein letztes Krähen sie befriedigte.

Nicht allein waren unsre Besucher begierig, Alles zu sehen, sie kosteten auch alles irgend Eßbare, und tauschten Bemerkungen mit einander aus. Wir mußten Manches verborgen halten, weil unser geringer Vorrath so vieles Versuchen nicht gestattete. Zum Scherz und weil sie auf das uns versprochene Wasser sehr lange warten ließen, füllten wir aus einer Ballasttonne ein Glas mit Seewasser und reichten es dem Vornehmsten. Dieser, wahrscheinlich eine kostbare Mischung der Fankwas darin vermuthend, schlürfte gierig einen Mund voll, spie es jedoch schnell aus und sah uns erstaunt an, worauf wir ihm mit kläglichen Gesten begreiflich zu machen suchten, daß wir kein besseres Trinkwasser hätten, und solchen Erfolg hatte diese kleine List, daß wir in einer halben Stunde alle unsre Fässer mit köstlichem Quellwasser gefüllt sahen. Auch schleppte man jetzt Eimer mit Thee und gekochtem Reis herbei, in dessen Bereitung die Morgenländer uns so sehr übertreffen und der grade hier in Japan von vorzüglicher Güte ist. Zugleich aber gab man uns zu verstehen, daß man ohne höheren Befehl uns nur für einen Tag versorgen dürfe. Was man uns öffentlich gab, durfte sich nur eben auf Thee und Reis ausdehnen, denn was besonders Leute niederer Classen uns sonst noch zutrugen, namentlich Eier, brachten sie in Taschen und Aermeln versteckt und gaben es uns mit großer Vorsicht und Heimlichkeit. Unter solchen Umständen mußten wir, um möglichst viel zu erlangen, wieder zur List unsre Zuflucht nehmen. Wir machten unsre Leute mit den ökonomischen Gesetzen unsrer Wirthe bekannt und zeigten ihnen, wie nöthig es sei, den möglichst größten Appetit an den Tag zu legen, wo möglich schon heute Vorrath für morgen zu essen. So setzten sich diese denn auch mit allem Eifer an's Werk, und Eimer nach Eimer wurde leer, bis zum Staunen der nahestehenden Menge auch kein Körnchen Reis mehr vorhanden war. Auf diese Weise durften wir morgen so viel erwarten, als nöthigen Falles für drei bis vier Tage reichen konnte, wenn wir uns auch dadurch, wie wir offenbar sahen, den Ruf von Vielessern aufgeheftet hatten. Der Thee, mit dem wir unser einfaches Mahl hinunterspülten, war vorzüglich; wir fanden ihn besser, als gut gepriesenen chinesischen, obwohl letzterer von Kennern gewöhnlich vorgezogen wird.

Der Tag ging zu Ende, wir mußten uns nach einem ruhigen Plätzchen für die Nacht umschauen, da wir Alle recht herzlich müde waren. Wir deuteten unsern Wirthen an, daß wir die Nacht über im Flusse bleiben würden und ungestört zu sein wünschten, daß wir aber morgen früh aufbrechen würden, sobald man uns mit den versprochenen Vorräthen versorgt haben würde. Wenn wir recht verstanden, ersuchte man uns, drei Tage zu warten, bis Instructionen vom Prinzen des Districts eingeholt wären, daß man sicherlich dann uns Alles, was wir bedürften, im reichsten Maße geben und daß hohe Personen aus dem Innern kommen würden, um mit eigenen Augen zu sehen und mit uns zu verhandeln. Hierauf durften und wollten wir natürlich nicht eingehen und wiederholten unsre feste Absicht, den Hafen morgen zu verlassen. Wir hoben darauf unsern Anker ein und legten uns in einiger Entfernung vom Ufer wieder fest. Ein paar Kanoe's folgten zwar, wurden aber von einem Wachboote abgehalten, uns nahe zu kommen. Der Abend war herrlich; wir hatten alle Aussicht auf eine gute Ruhe. Doch stand uns noch eine Prüfung bevor. Wir hatten kaum ein Viertelstündchen geruht, als die Wache meldete, daß eine Zahl von Booten nahe. Acht oder neun große farbige Papierlaternen bewegten sich über den glatten Wasserspiegel und einförmiger Gesang begleitete den regelmäßigen Fall von Rudern. Bald erkannten wir unsre Freunde, die Beamten, welche so substantiell für die Bedürfnisse des Tages gesorgt hatten, und als sie neben uns anlegten, sahen wir zu unserm Schrecken wieder große Töpfe, angefüllt mit rauchendem Reis, ohne Zweifel um endlich unsern Appetit für den Tag ganz zu befriedigen. Das Gelächter, in welches die Mannschaft unwillkürlich ausbrach, schien man für einen Ausbruch von Freude zu nehmen, es spiegelte sich in den zufriedenen Mienen der gutherzigen Geber wieder, und, wie eine Gutmüthigkeit die andre hervorruft, beschlossen unsre Leute, die ja den Glauben an ihre Unersättlichkeit selber hervorgerufen hatten, sich lieber zum Opfer zu bringen und einen neuen Angriff auf die Töpfe zu machen, als die Freude der Geber zu stören; denn was nicht gegessen werden konnte, mußte, wie man es früher gethan hatte, zurückgenommen werden. Dem gesunden Körper und dem guten Willen gelang das Unglaubliche. Bis auf einen gewaltigen Korb, der auf die Seite geschmuggelt wurde, verschwand Alles, und gegenseitig mit einander wohl zufrieden, trennten wir uns für die Nacht, in der für Manchen von uns ein gehöriges Alpdrücken nicht ausblieb.

Mit dem Grauen des Morgens erschienen wieder unsre Wirthe und der ewige Reis und Thee, doch diesmal mit einer größeren Menge in allen Falten der Kleider verborgener Eier.

Ganz besonders eifrig in der Sorge für unsre Wohlfahrt erwies sich der fette Begleiter des Beamten, der den ersten Besuch gemacht hatte. Die Matrosen hatten ihn schon gestern den alten „Capitän Reis" getauft, und lange wird er als solcher in unsrer Erinnerung leben. Wieder versuchte man uns zu längerem Verweilen zu überreden. So sehr wir aber auch Gelegenheit zu lang entbehrten körperlichen Bewegungen auf dem festen Lande wünschten, mußten wir uns diese doch versagen, da wir hier zu viele Beamte und Soldaten gesehen hatten, um es wagen zu dürfen, unsre kleine Schaar zu vereinzeln. Man mochte uns überhaupt eine Falle stellen wollen, die Freundlichkeit der Leute mochte nur List sein. — Wir bestanden daher fest auf unserm Beschlusse und warteten nicht einmal auf das versprochene Holz. Als wir den Anker hoben, sah man unsern Ernst, und der Verdruß, der eben in den Zügen der Beamten sichtbar wurde, erhöhte unser Mißtrauen. Die Boote eilten schnell zum Ufer und in wenigen Minuten sahen wir einen Mann mit einer Fahne auf der äußersten Landspitze, der uns offenbar durch die Brandung auf der Bank vor dem Eingange in den Fluß dirigiren sollte. Sehr vorsichtig folgten wir seinen Weisungen, bis wir in weniger als sechs Fuß Wasser in heftige Rollwogen geriethen, und beschlossen, uns besser ganz auf unser eigenes Auge zu verlassen. Wir steuerten in ruhigeres Wasser, verloren zwar auf der Bank ein Ruder, passirten dieselbe aber glücklich und waren wieder ungefährdet Herren unsrer Bewegungen.

Bei freundlichem Wetter und gutem Winde segelten wir die Küste entlang, bis wir noch im Laufe des Vormittags eine kleine Insel dicht bei dem Festlande erreichten, welche abgelegen genug schien, um auf ihr mit Sicherheit unsern Füßen für ein paar Stunden Bewegung verstatten zu können. Es war ein niedriger Basaltfelsen, von Cedern und Gesträuch überwuchert, mit einer kleinen Bai. Wir liefen in dieselbe ein und fanden dort unvermuthet ein kleines Dörfchen so versteckt zwischen Felsblöcken, daß wir es erst sahen, als wir auf ein paar hundert Ellen nahe gekommen waren. Schnell hatten uns ein Dutzend kleiner Boote, bis zum Sinken mit Männern, Frauen nnd Kindern gefüllt, umringt, die uns an's Ufer folgten. Wir landeten, machten ein Feuer an und die Leute zerstreuten sich, um Schaalenthiere, Austern und wilde Zwiebeln, die hier in großer Zahl wachsen, zu sammeln. Eine Anzahl schöner Fische wurde für Knöpfe eingehandelt und bald war ein Mahl fertig, so würzig, als wir es lange nicht gehabt hatten. Die um uns versammelten Bewohner des Dörfchens schienen ebenso gutmüthig als arm. Sie konnten uns nichts Anderes geben, als Fische, und mit diesen hätten wir unser Boot volladen können, denn das ganze Ufer entlang waren Bündel zum Trocknen ausgebreitet.

Ein Theil der Leute mußte beim Boote Wache halten, während die übrigen sich ergingen, und die ersteren konnten ihre Zeit nicht besser verwenden, als daß sie Fleisch für mehre Tage brieten, wobei sie sich der Enterpiken als Spieße bedienten. Nicht wenig überraschte diese freie Verwendung der Waffen die Japanesen. Sie hielten die ihrigen sorgfältig in den Scheiden und waren selten zu überreden, uns dieselben näher betrachten zu lassen. Bei ihnen schienen sie mehr Zeichen der Würde und Schmuck zu sein, dafür waren ihre Waffen aber auch weniger dauerhaft, wenn auch von vorzüglichem Stahl. Die Säbel schienen wie Feilen gehärtet zu sein; sie gestatteten kein Biegen.

Nachdem wir die Mittagshöhe der Sonne gemessen hatten, gingen wir wieder zur See, von allen Booten gefolgt. Die starke Strömung zwang uns, die Ruder zu gebrauchen, um nicht gegen vorspringende Felsen getrieben zu werden, aber bald wurde der Wind stärker, wir erreichten die hohe See und verloren unsre Begleiter; doch begegneten wir andern Fischern, welche uns schöne große Fische von hellröthlicher Farbe zuwarfen, ohne dafür etwas zu fordern oder zu erwarten. In einem der Boote, das an das unsre anlegte, saß ein wohlgekleideter Mann, offenbar von hohem Range, der von Isokona zu kommen und uns schon zu kennen schien. Dieser reichte ein schön lackirtes Kästchen, dessen verschiedene Abtheilungen Lebensmittel mit Gewürzen, namentlich auch ein zinnernes Gefäß mit Saki enthielten, unter unsre Leute herum mit der Aufforderung zuzulangen, und nanamentlich dem Letztern brav zuzusprechen, was denn auch so völlig geschah, daß der kleine Vorrath bald verschwunden war; wir füllten das Gefäßchen indessen wieder mit Branntwein aus, bevor wir es zurückreichten.

Inzwischen war ein Unwetter aufgestiegen, die Fischer suchten Schutz und winkten uns zu, ein Gleiches zu thun. Ein paar Boote, die einem Vorsprung zueilten, hinter welchem wir jetzt wieder ein Städtchen erblickten, erboten sich, uns in's Schlepptau zu nehmen, und mehr um zu sehen, ob es ihnen auch Ernst wäre, warfen wir ihnen ein Tau zu. Sogleich machten sie dieses fest, und handhabten mit Eifer ihre mächtigen Ruder. Auch wir blieben nicht müßig, und es begann ein Wettkampf, in welchem unsre größere Kunst den stärkern Muskeln den Sieg nicht streitig machen konnte. Das Tau blieb lose, aber wir gewannen keinen Zoll, obschon wir unsre ganze Kraft aufboten. Der Regen fiel dicht,

als wir unter dem Vorsprunge in einer niedlichen kleinen Bai Anker warfen; wir beeilten uns, unsre Theertücher über uns zu spannen und andre Vorbereitungen für die Nacht zu treffen. Unsre Freunde, die neben uns ankerten, kamen zu uns, wir rauchten unsre Pfeifen und unterhielten uns, so gut Zeichen es den neuen Bekannten erlaubten. Bald ließ der Regen nach, und die milden Strahlen der Abendsonne zeigten uns eine wunderhübsche Landschaft. Die See war durch hohe Vorsprünge vor unsern Blicken ganz ausgeschlossen; rings um uns zog sich ein braungelber Streifen einer Küste von Sand und kleinen Quarzstücken, welcher sanft zu einer grünen Bank anstieg, die von einer steilen Hügelkette hoch überragt wurde. Gruppen majestätischer Cedern bedeckten die Höhen und Abhänge, während in den Tiefen dichter Unterbusch mit einer mittelmäßig hohen Baumart wechselte, die große lilienartige Blumen von weißer und gelber Farbe trug. Herr Berry machte hier wie überall Sammlungen, die das Herbarium des Botanikers bereicherten.

Nach dem Gedränge, das wir in Awa und Isokona um uns zu dulden gehabt hatten, ertrugen wir leicht und gern die Neugierde der kleinen und ordentlichen Zahl von Booten, die sich auch hier um uns versammelte, doch unterließen wir es nicht, gewaltsames Vordrängen mindestens zu beschämen. Einige Personen hatten ohne Erlaubniß unsern Vordertheil erklettert, der vorlauteste derselben sollte nun für Alle büßen. Wir hatten eine kleine Handdruckpumpe, um das Boot von Wasser frei zu halten, die sehr kräftig wirkte; die Mündung derselben richteten wir gegen einen Fuß des nicht wenig erstaunten Japanesen, und sobald er denselben hob, gegen den andern. Unfreiwillig machte er zum Ergötzen unsrer Leute wie der versammelten Menge einige komische Pas, bis er Hals über Kopf, von seinen Genossen gefolgt, in sein Boot sich stürzte. Wir wiesen dann den Schlauch umher und zeigten die Mechanik der Vorrichtung, und fast maßlos war der Spott, der sich nun über den armen, sich fernhaltenden Sünder ergoß. Er war selbst nicht zu bewegen, von dem Branntwein zu kosten, den wir jetzt herumreichten; überhaupt schien man demselben zu mißtrauen. Als aber unser Quartermeister Brown auf unsern Wink einem alten, sehr bedenklichen Herrn das Glas aus der Hand nahm und ihm zeigte, wie man echt seemännisch trinkt, stürzte dieser, ehe Brown einen tüchtigen Zug hatte nehmen können, über ihn her, entriß ihm das Glas und leerte nun den Rest, die bessere Hälfte eines Bierglases, sich umschauend, als wolle er den Spott-Beifall, der ihm wurde, hervorrufen.

Das ganze Boot wurde sorgfältig untersucht und fand denselben Beifall wie überall, vorzüglich gefielen auch hier die Bilderwerke, die wir mit uns führten. Unsre Freundlichkeit erntete den aufrichtigsten Dank, den darzulegen man sich auf jede Weise bemühte. Man steckte uns kleine Nippsachen, die der Japanese besonders liebt und vielfach erzeugt, in die Hand: unter andern kleine metallne Glöckchen von vorzüglichem Tone, hölzerne Götzenbilder und Amuletten. Auch Kupfermünzen gab man uns, und ein Stück Pappe mit Stempelschrift, welches sich später als Papiergeld erwies, das erste und einzige, was wir in Japan gesehen. Nirgend anders hatte man so etwas gewagt.

Der ruhige Genuß, den wir diesen guten Leuten bereiteten, wurde plötzlich durch die Ankunft einiger größerer Boote unterbrochen, und zu unserm Erstaunen war es wieder das complacente Antlitz unsers „Capitän's Reis," der hinter den gewaltigen Reiskörben hervorlugte, die man alsbald in unser Boot schleppte. Der Gute war uns meilenweit gefolgt, vielleicht fürchtend, daß der Ort, wo er uns vermuthete, nicht Reis genug erzeuge, um unsre Riesenmagen zu befriedigen. Wie früher hatte er alle Taschen voll von Eiern, Radieschen und kleinem Backwerk. Für Lieutenant Brooke hatte er ein zierliches Holzkästchen mit Bonbons in verschiedenen Formen, meistens Nachbildungen von Thieren. Wir konnten ihm nur herzlich die Hand schütteln und danken, essen aber konnten wir diesmal nicht mehr, doch ließ er uns den Vorrath zurück. Mit Mühe nur war er zu bereden, einige Kleinigkeiten, Messer, Knöpfe u. s. w. anzunehmen. Wir hatten den Leuten in Ikosona mit unserm Verdacht doch wohl Unrecht gethan; des „Capitän's" Handlung zeugte offenbar von Herzensgüte.

Der größere Theil unsrer Leute hatte den Abend an der Küste, um ein Feuer lagernd, verbracht; jetzt bat man uns, sie zurückzurufen, wahrscheinlich die Waffen fürchtend, ohne welche keiner der Leute das Boot verlassen durfte. Wir gewährten ihnen gern. Man ließ uns früh allein, und die als Wohnung dienenden mit Stroh gedeckten Boote der Fischer hielten sich in solcher Ferne, daß wir nicht gestört wurden.

Mit Tagesanbruch verließen wir diesen freundlichen Hafen, von allen Booten begleitet, die so früh schon bemannt waren. Unser Weg führte uns bei einer permanenten Fischerstation vorbei. Eine Plattform stand fünfzehn bis zwanzig Fuß über dem Wasserspiegel auf Pfählen um einen hohen Pfosten, von welchem Taue zu den äußersten Enden des Gerüstes liefen. Um dasselbe war in einem Kreise von etwa hundertfünfzig Ellen Durchmesser

ein Netz gelegt, getragen von drei bis vier Fuß langen Holzblöcken. Auf der Spitze des Mittelpfahles war wieder eine kleine Plattform von ein paar Fuß Durchmesser, auf welcher einige Personen Wache hielten. Die Fangweise scheint sehr einfach. Man öffnet das Netz und läßt Fische in den Kreis dringen. Die Wächter können von ihrem Sitze

Fischerei.

aus das Netz wieder schließen, sobald sie eine genügende Zahl von Fischen im Kreise sehen; dasselbe wird alsdann zusammengezogen, und die Fische aus den Schlingen, in denen sie sich verwickelt, gelöst. So wenigstens verstanden wir „Capitän Reis," der sich immer noch nicht von uns getrennt hatte. Es muß ein Ueberfluß von Fischen in diesen Gewässern sein, wenn sie sich so leicht fangen lassen; sie scheinen überhaupt nicht hoch im Werthe, denn man war sehr freigebig damit und bestand darauf, sie in unser Boot zu häufen. Der Wind füllte unsre Segel, und es war Zeit, uns nun auch von „Reis" zu trennen, der alle seine Ueberredungslist aufbot, uns zur Rückkehr zu bewegen, um auf den großen Mann vom Innern zu warten, der uns mit Allem, was unser Herz nur wünschte, überschütten würde. Mit Thränen in den Augen gab er uns endlich den letzten Händedruck, und so lange wir sehen konnten, stand er aufrecht in seinem Boote mit emporgehobenen Händen, gleichsam als wolle er uns segnen. Das gute Herz dieses braven Mannes machte selbst das Auge harter Matrosen feucht, als er so für immer unsern Blicken entschwand. Friede sei mit ihm.

Unfern vom östlichen Vorgebirge der Bai von Sendai liegen drei Inseln, die eine von demselben nur durch einen engen Canal getrennt, die anderen weiter gegen die Bai hin. Schon diese gewähren hinreichenden Schutz gegen Winde, die von der See her kommen, doch bessere und geräumigere Ankerplätze finden Schiffe in den reichen Buchten dieser großen Bai, und überall liegen Dörfchen, die Lebensmittel liefern können, sobald der Handel bis hierher sich Eingang verschafft. An Gegenständen des Austausches kann es in einer so angebauten Gegend nicht fehlen, es war dies nächst der Umgegend von Jeddo der reichste Landstrich, den wir gefunden. Die Häuser waren im Allgemeinen geräumig und nett, viele mit Schiefer gedeckt, die Leute gut gekleidet und wohl genährt. Wir hatten sehr häufig gute Pferde und fettes Rindvieh auf den Uferbänken weiden sehen. Ueberall blickte Wohlstand durch.

Das Wetter war schön, der Wind günstig, und immer niedriger erschien der etwa fünfhundert Fuß hohe Basaltfelsen, aus welchem die erwähnte Insel am Ost-Cap besteht. Ebenso schnell verlor die Küste den Anschein der Wohlhabenheit; sie wurde wilder, bot weniger bebaute Flecken, und die Fischerboote, die wir trafen, sahen arm aus. Die Leute in denselben hatten keine Netze, sondern warfen Speere nach den Fischen, die sich an der Oberfläche zeigten; aber auch sie waren gutmüthig und gaben uns von ihrem ärmlichen Vorrathe auserwählte Stücke. Wir legten bis zum Untergang der Sonne nach dem Patent-Log dreiundvierzig Meilen zurück, mußten aber jetzt Segel einziehen und reffen,

da der wachsende Wind das Bugspriet des Bootes in die Wellen drückte und überdies bei zu großer Schnelle unsre Winkelmessungen zu unsicher wurden. Vor Anbruch der Dunkelheit sahen wir die Höhen von Ohosima, und konnten sie wenigstens annähernd mit dem Hochlande von Sendai verbinden.

Der Wind ließ während der Nacht nach und am Morgen hörte er ganz auf. Es war eine so durchsichtige Luft, daß wir die Höhen, welche wir gestern zu verlieren geglaubt, noch immer sahen, obwohl wir neue vierzig Meilen gemacht hatten. Vergeblich warteten wir auf den Wind, der sonst nach Stillen gegen zehn Uhr anzusetzen pflegte; das Wasser blieb spiegelglatt und sein tiefes Blau erhöhte die Schönheit des vor uns aufgerollten Bildes, dessen Hintergrund schneebeladene Gebirgsmassen bildeten, während die Kronen der Basaltfelsen der Küste hochgewachsene Cedern trugen. Bimssteinstücke, über Bord geworfenem Schiffszwieback täuschend ähnlich, trieben in Massen vorüber, von dem vulcanischen Ursprung des Landes zeugend, und zwischen ihnen tanzten Medusen und besonders zahlreich die zartgefärbten portugiesischen Kriegsschiffe, eine Nautilusart. Ein Rudel von Porpoisen erhöhte das Leben der Scene. —

Der Wind blieb aus, und als er endlich in der Nachmittagsstunde aufsprang, kam er von Norden, uns grade entgegen. Es blieb uns nichts übrig, als zu den Rudern zu greifen und einen Platz für die Nacht zu suchen. Wir steuerten der Oeffnung einer der Baien zu, die in großer Zahl in das Land schneiden. Auf unserm Wege passirten wir zwei wohlangebaute Inseln unfern der hier sehr ebenen und gleichfalls gut cultivirten Küste. Auch die Spitze, welche die nördliche Seite der Bai bildet, ist vom Festlande getrennt, doch schien der Canal keine hundert Fuß weit und selbst für unser Boot nicht befahrbar. Ein Dörfchen war auf der Höhe der Felsenbank, welche senkrecht in das Wasser hinabsteigt, sichtbar. Doch zeigte sich nirgends ein Landungsplatz, im Gegentheile sahen wir eben bespülte Riffe und unfahrbares Wasser, soweit wir die Bai übersehen konnten, wir lenkten daher unsern Weg zu der nördlichsten der erwähnten Inseln zurück, um unter dem Schutz derselben zu ankern. Wie alle Vorsprünge, war sie von Basaltarten gebildet, dicht bewachsen, wenn auch kaum dreihundert Ellen in längster Ausdehnung. An einer nördlichen Bucht an der Innenseite lag auf einem gewaltigen Felsstücke, welches ein sehr einfacher Brückensteg mit der grünen Ebene verband, ein Häuschen, von Fischergeräth umgeben, ein andrer Pfad führte zu einem Quell des klarsten Wassers. Ueberall wucherten Moosrosen von seltener Größe und Schönheit unter andern Blumen, die die Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Hunde klafften uns entgegen, als wir die Felsen erklommen, doch keiner der Bewohner ließ sich sehen, und als sie endlich vorsichtig hinter den Büschen erschienen, hielten sie sich in scheuer Ferne. Wir mußten die Felsen mit unsern Scherzen klingen machen, — das sicherste Mittel, um Zutrauen zu erwecken, — ehe sie zu uns kamen und uns behülflich waren, ein Feuer zu machen. Endlich nahmen sie auch gern an unserm einfachen Mahle Theil.

Wir schliefen diese Nacht auf Mutter Erde,

Insel nahe bei der Küste.

und erwachten gestärkter und frischer, denn lange. Die Fischer kehrten eben von ihrer nächtlichen Arbeit zurück und hatten unter andern einen gewaltigen Tintenfisch, von dem wir durchaus etwas zum Frühstück nehmen mußten. Eine ganze Stunde Kochens ließ ihn zähe wie Leder, der Geschmack war rindfleischähnlich. Auch See-Eier (echinus esculentus) drängte man uns auf, allein wir versagten es uns gern, von dieser Delicatesse zu kosten.

Der Wind blies uns auch diesen ganzen Tag über entgegen, und wir mußten hart rudern, ohne viel zu gewinnen; ja, während der Nacht verloren wir sogar mehr als zehn Meilen, wie uns die Landmarken am nächsten Morgen zeigten. Auch am darauffolgenden Tage waren wir wenig mehr begünstigt; wir würden ungeduldig geworden sein, wenn uns nicht die größere Genauigkeit unsrer geometrischen Arbeiten, die dadurch möglich wurde, wenigstens einigermaßen getröstet hätte. Das einzige ungewöhnliche Erlebniß des Tages war die Jagd auf einen riesigen Seelöwen, der dicht bei unserm Boot auftauchte, dann ebenso plötzlich verschwand, um im Kielwasser wieder zu erscheinen und seinen tigerähnlichen Kopf hoch über dem Wasser mit weitoffenem Maule mit uns um die Wette zu schwimmen, bis eine Kugel seinen Kopf streifte und eine zweite ihn in die Tiefe schickte.

Eine andre Entschädigung für unsre harte Arbeit war die pittoreske Schönheit der Küste, der entlang wir uns den Weg gegen die Strömung erkämpften. Mächtige Ueberhänge von gelben und rothen Felsarten drohten allaugenblicklich in die Fluthen zu stürzen, die unermüdet durch Zeit sie weithin untergraben hatten. Aus jedem Spalt derselben wuchsen Bäume von äußerst zierlichen Formen und allen Schattirungen, von schwarzgrün zu roth. Seltsam gestaltete Felsen faßten das Ufer ein, gegen welches die See zischte und kochte. Oft waren es Säulen, alten Ruinen ähnlich, dann minder parallele Stratificationen, die ebenso vielen Dächern nebeneinander glichen. An einer Stelle gurgelte das Wasser tief in eine Höhle hinein, um als Schaumstaub wieder hinausgeworfen zu werden. Wäre es Nacht gewesen, würden wir geglaubt haben, ein Dutzend von Wallfischen suche sich aus Untiefen zu befreien. Eine halbe Meile südlich von einem Vorsprunge, den wir den „rothen Kliff" nannten, fiel eine breite Cascade von hundert Fuß Höhe in die See.

Die Kiefern und Cedern, welche diese Höhen bedecken, liefern Brennmaterial, wie es schien, selbst für ferne Gegenden; wir sahen, wie die Küstenbewohner sie fällten, von den Abhängen auf den Strand hinabstürzten und in Junken verluden.

Nachdem wir eben eine felsige Landspitze auf Ruderlänge umsegelt hatten, führte uns der Cours dem Laufe der Küste entlang, fast südlich. Zu unsrer Rechten erstreckte sich eine geräumige Bai, an deren Strand ein bedeutender Flecken lag, von grünen, fruchtbaren Feldern umgeben. Das Fahrwasser wurde seicht; ein Canal führte uns in eine kleine Bucht, die Sonne ging eben unter, und wir legten unser Boot für die Nacht fest.

Auf Kliffen, welche einen schmalen Sandstrand so weit überhingen, daß man ihren Sturz jeden Augenblick hätte fürchten sollen, standen einige ärmliche Hütten. Durch eine Schlucht brach sich ein lebhaftes Flüßchen seinen Weg zur Küste, und unfern vom Ausflusse sahen wir gleichfalls einige Hütten, die indeß verlassen zu sein schienen. Sie waren verfallen, und Schlingpflanzen rankten um die Pfosten und quer über die Thür, von Singvögeln belebt; ein lichter Fleck, der offenbar zum Garten gedient hatte, wucherte von Unkraut, unter welchem Moosrosen herrlich blühten. Neugierig das liebliche Plätzchen durchsuchend, stießen wir im dichsten Rosengebüsch auf einen Grabhügel, über welchem ein Stab lehnte, der ganz mit Schriftcharakteren bedeckt war, ein Bündel schmaler Cederbrettchen lag zu Füßen, ebenfalls voll von Zeichen, die mit jenem sicher die Geschichte der Familie erzählen sollten, die hier noch vor Kurzem gehaust zu haben schien. Ernst überkam unwillkürlich die kleine Schaar, als das Verständniß der Scene ihr klar wurde. Die Bretter, die der Matrose ergriffen hatte, um damit sein Feuer zu nähren, wurden sorgfältig zurückgelegt und der Stab wieder aufrecht gepflanzt. Die Ruhestätte der Todten ist doppelt heilig dem Seemann, dem sein Beruf in der unergründlichen Tiefe das letzte Bett bereitet.

Entweder war dieses Plätzchen wirklich unbewohnt, oder die Furcht hatte es für den Augenblick so gemacht, denn auch das hohe Feuer, das wir bauten, zog Niemand herbei. Wir waren uns selbst überlassen und konnten uns ungestört den Phantasmagorien hingeben, welche die romantische Scene unwillkürlich dem Halbschlummernden vorführte.

Einer der Leute erklomm die Spitze des nächstgelegenen Felsens und sah über die Kliffe hinweg, welche die Bucht und den Eingang zu derselben umschlossen, die Bai, welche wir schon gestern bemerkt hatten. Er schilderte die Schönheit derselben mit den glühendsten Farben. Sie war ringsum geschützt und der ganze Rand meilenweit auf das Sorgfältigste cultivirt. Zwar sah er kein Städtchen, doch eine Anzahl von Hütten unter Baumgruppen, von denen die üppigen Korn- und Reisfelder oft unterbrochen wurden. Dorthin hatten wir

auch ein größeres Fischerboot segeln sehen, und unzweifelhaft war es ein herrlicher Hafen. Leider war unsre Zeit zu kurz gemessen, als daß wir uns eine nähere Erforschung desselben hätten gestatten können. Nach einer erfrischenden Nachtruhe mußten wir unsern Lauf wieder nach Norden richten.

Wieder war es ein finsterer Morgen, und kaum

Salzwerk.

hatten wir die nördliche Spitze der Bai, deren Eingang etwa eine und eine halbe Meile breit ist, erreicht, als schwerer Regen zu fallen und Nebel das Land auszuschließen begann. Auch die Strömung und der Wind traten uns entgegen; wir konnten unsern Weg nicht sehen und waren gezwungen, Schutz zu suchen. Glücklicherweise war wieder ein kleiner Hafen in der Nähe, wie überhaupt kleinere Küstenfahrer die ganze nordöstliche Küste von Niphon entlang allaugenblicklich eine Zufluchtsstätte finden können. Uns um eine niedrige Spitze von Basaltsteinen, auf welcher zwei Adler horsteten, wendend, gelangten wir in eine breite Schlucht, umringt von hohen Felsen, von denen einer ein kleines Becken abschloß, welches gegen den Wind vollkommen geschützt war, wenn auch die See hin und wieder eine hohe Welle hineinrollte. Wir konnten uns Glück wünschen, so gelegenen Schutz gefunden zu haben, da das Wetter sehr böse werden zu wollen schien.

Das Landen bei so hochgehender See war nicht wenig schwierig; wir mußten bis an den Gürtel in's Wasser springen, um das Boot nicht gegen die Uferfelsen schleudern zu lassen. Wir eilten daher zu einer Häusergruppe unfern des Strandes und traten ohne Umstände in dasjenige, welches durch Rauchwolken ein gutes Feuer verrieth, dessen wir so sehr bedurften. Wohl hundert Personen, meist Männer, in weite Graslinnen-Ueberwürfe gekleidet, die Füße in Flechtwerk von Seetang gehüllt, saßen in weitem Halbkreise hier um einen gewaltigen Ofen, über welchem in einer mächtigen Pfanne Wasser brodelte, das durch eine Röhrenleitung fortwährend frisch zufloß. Es war ein Salzwerk, dessen Wärme sämmtliche Umwohner herbeigezogen zu haben schien. Große Blöcke und selbst kleine Bäume wurden von rüstigen Gesellen unter Leitung einer stämmigen Frau von einem Holzstoße im Winkel des Raumes zum Herde gerollt und mittelst Schaustangen in die Flammengluth gestoßen. Arbeit, die den Schweiß in Strömen rinnen machte und behagliches Nichtsthun sahen einander in die Augen.

Unser unerwarteter Eintritt unterbrach kaum die ersteren, wohl aber sprangen die Müßigen alle auf die Füße, doch erkannte man augenblicklich, welches Bedürfniß uns grade hierher geführt hatte und machte Platz vor dem Feuer. Wenn wir an dem Geschlechte des Wesens, das in dieser plutonischen Werkstatt als Meister wirkte, noch irgend Zweifel haben mochten, wurde dieser durch das echt weibliche Mitleid zerstreut, mit dem sie uns unter ihren besonderen Schutz nahm, doch welche Gewalt sie ausüben konnte, zeigte sich, als sie ohne Ceremonien die ganze Zahl der Müßiggänger mit ihrer Stange hinaustrieb, um die drückende Luft mehr erträglich zu machen. Außer den Schür-

knechten durften nur einige wenige Männer und Knaben bleiben, welche mit Fertigung von Strohsandalen beschäftigt waren. Ungestört konnten wir unsre Kleider trocknen, da weder Meisterin noch Knechte sich viel um uns kümmerten. Bald beschlich uns Langeweile, und da der Regen nachgelassen, suchten wir wieder das Freie, nachdem wir durch einige Knöpfe uns dankbar bewiesen und große Freude bereitet hatten. Zu unsrer Verwunderung hatte sich die Masse zerstreut und die Häuser waren alle verschlossen; man war entweder sehr zurückhaltend oder fürchtete sich vor uns. Zum Boote zurück konnten wir nicht; dasselbe war in der Mitte des Beckens vor Anker gegangen, um nicht von den Riffen vor dem Ufer zu leiden, und die Wache konnte uns weder sehen noch hören, da der Nebel undurchsichtig war und das Toben der See unsre Stimme erstickte. Uns blieb nichts übrig, als den Vorbau eines Hauses, dessen überragendes Dach den Regen abhielt, in Besitz zu nehmen und es uns so bequem zu machen, als einige umherliegende Matten es erlauben wollten. Die Japanesen schienen aus Verstecken uns bewacht zu haben; sie sahen, wir konnten mit dem Boote nicht communiciren, ohne zu demselben zu schwimmen, und brachten uns daher, vielleicht ungern, einige Lebensmittel, Mehlbrei, geröstete Eicheln, Reis und Fische. Essen ist ihre Religion. Sie leben, um Nahrungsmittel zu erzeugen und zu genießen. Einige Fischer kehrten vom Fange heim, während wir hier saßen; sie schienen gemeinschaftlich gearbeitet zu haben, denn die ganze Beute wurde in verschiedene gleiche Haufen getheilt, von denen jeder der Zurückgekehrten einen in Besitz nahm; der letzte gehöre uns, gab man uns zu verstehen. Ein Theil der Fische wurde alsbald vor dem Feuer des Salinenofens mit großer Geschicklichkeit gebraten. Die Eingeweide wurden entfernt und ein Stock durch die Kiemen getrieben und derselbe an der Ofenthür so befestigt, daß der Fisch geneigt gegen die Flammen hing und langsam röstete. Sei diese Methode oder unser guter Appetit die Ursache: Fische haben uns nie feiner geschmeckt. Zu unserm Erstaunen sahen wir bei dieser Gelegenheit, daß die Japanesen den eklen Klumpfisch (letrodon mola) essen.

Unter den Leuten, die sich Nachmittags um uns sammelten, sahen wir auch einige Beamte in wasserdichten Papierröcken, welche uns zwar nicht selbst anredeten, doch Erkundigungen von den Fischern über uns einzuziehen schienen, diese niederschrieben und davoneilten.

Der Regen wurde wieder stärker; wir mußten in der Saline bleiben. Gegen Abend hörten die Arbeiten auf, man breitete Strohmatten vor das Feuer und lud uns ein, darauf zu schlafen. Gern thaten wir dies, doch waren wir vorsichtig genug, abwechselnd Wache zu halten.

Der Anbruch des nächsten Tages brachte klares Wetter und eine reine, erfrischende Luft; wir konnten uns einen kleinen Spaziergang nicht versagen. Rothe und weiße Rosen blühten herrlich zu beiden Seiten des Pfades, den wir einschlugen, und zu unsrer Ueberraschung fanden wir auch ein bedeutendes Feld unsrer Kartoffeln, die ersten, die wir in Japan gesehen; die Pflanzen waren noch jung, kaum sechs Zoll hoch, doch standen sie frisch und versprachen viel. Ein kleiner Bach führte uns zu einem Becken frischen Wassers, unter Bäumen versteckt, in dem wir ein langersehntes Bad nehmen konnten. Bei unsrer Rückkehr war man beschäftigt, das Salz in Strohsäcke von etwa zwei Scheffeln zu verpacken und am Strande aufzuschichten; wir zählten gegen vierzig derselben.

Es war Fluthzeit und die See rollte noch immer so wild, daß wir es nicht wagen durften, unser Boot dem Ufer zu nahe zu bringen; die Japanesen stießen eins ihrer kleinen Boote in's Wasser und setzten uns über; unsern Fischhaufen vergaßen sie nicht.

Die Leute im Boote hatten eine sehr unangenehme Nacht verlebt; durchnäßt, erkältet und ohne warmes Mahl waren sie selbst nicht ohne Besorgniß um die Sicherheit desselben geblieben; sie hatten alle Ursache, ihre glücklichen Gefährten zu beneiden.

Ohne Verzug setzten wir Segel, wenn auch der Wind nicht eben günstig war. Bald zwang uns eine starke Strömung nach Süden zu, zu den Rudern zu greifen und uns der Küste ganz nahe zu halten. Endlich sprang der Wind nach Südost, wir konnten alle unsre Segel ausbreiten und eilten lustig zuerst bei ausgedehntem, gut cultivirtem Tafellande, dann bei einer hügeligen Landschaft vorbei. Gegen ein Uhr Nachmittags passirten wir Cap Kuro-Saki und zwei Stunden später Misaki, von welchem letzteren, etwa eine halbe Meile lang, ein Riff von spitzigen Felsen, oft kaum von Wasser bedeckt, ausläuft. Auf diesem sonnte sich grade eine Anzahl von Seehunden, bewacht von einem gewaltigen Thiere auf der äußersten Spitze; wir blieben so fern, daß sie sich nicht stören ließen.

Während der Nacht zogen wir kein Segel ein und schossen so schnell dahin, daß das Wasser über dem Vordertheile oft hoch aufschäumte. Am Morgen des 17. hatten wir Cap Sirija-Saki erreicht; wir umsegelten es und liefen in die Straßen von Sangar, in welcher Hakodade, das Ziel unsrer Reise, liegt. Auch hier sahen wir wieder auf den niedrigen Felsen, die von Vorgebirgen auslaufen, eine

Heerde von Seehunden von jedem Alter, von acht Fuß bis zu einem halben Fuß herab; wir waren in freudigster Stimmung, hatten nun nicht mehr zu eilen und konnten es uns nicht versagen, zu versuchen, einen dieser Burschen als letzte Trophäe mitzunehmen. Fast wären wir dadurch im Angesicht des Hafens zu Grunde gegangen. Wir schossen mit einer

Das Boot im Strudel.

Schnelligkeit von sieben Meilen die Stunde dahin, alle Augen auf die gehoffte Beute gerichtet, als wir uns plötzlich mitten in einem Riff sahen, über welches das Wasser in wilder Schnelle gurgelte. In demselben Augenblick fiel ein Schuß aus Kern's Büchse, die Seehunde verschwanden, doch Niemand dachte mehr an sie. Schnelle Befehle folgten rasch auf einander, doch wollte das Boot nicht laviren uud die mächtige Strömung trieb es mit der Breitseite gegen Felsenspitzen, die eben aus dem Wasser hervorragten. Es gab nur eine Möglichkeit des Entkommens, und diese war, mitten durch die Gefahr den Weg zu nehmen, wenn auch alle Wahrscheinlichkeit gegen den Erfolg war. Der Befehl „Helm hart darnieder" brachte uns im Nu in den kochenden Strudel, „Steuerbord," „Port," „Grade," wechselten mit einander, wie Fels nach Fels unter dem Wasser sichtbar wurde. Unwillkürlich hoben wir uns in den Sitzen, wie wir jeden Moment erwarteten, aufzustoßen. Athemlose Stille herrschte im Boote, bis endlich ein alter Matrose, der das Wasser dunkel sah, ausrief: „Sie geht durch!" Ein tiefer Zug löste sich aus jeder Brust. Es wäre sicherer Tod für Alle gewesen, einen der Felsen zu berühren, denn der gewaltigen Strömung hätte der stärkste Schwimmer nicht widerstehen können, sie würde ihn unfehlbar in die Tiefe getrieben haben. Ein Ruder oder ein Wasserfaß möchte vielleicht der einzige Schlüssel unsers Geschickes gewesen sein, der unsre Gefährten im nahen Hafen erreicht hätte.

Das Herz gefüllt mit Dank gegen die gütige Vorsehung, die so sichtlich mit uns gewesen war, setzten wir unsern Weg fort. Zu unsrer Linken sprang die Nordküste von Niphon tief zurück, einige geräumige Baien bildend, auf deren grasreichen Hügelabhängen zahlreiche Vieheerden weideten. Rechts trat Jesso immer bestimmter aus der Ferne hervor und dicke Rauchwolken lagerten über dem Vulcane, der die Südspitze bildet. Trotz des günstigen Windes änderten die Landmarken kaum ihre Lagen, die Strömung, die uns grade entgegen kam, war der Kraft des Windes fast gleich. Nur zwischen den Aleuten fanden wir sie später in gleicher Stärke. Schaumlinien bezeichneten den Ort, wo sie mit einem Strom von entgegengesetzter Richtung zusammenstieß. Dorthin lenkten wir unsern Lauf, und kaum hatten wir die Linie überschritten, als Bäume und Hügel vorbeiflogen, und dennoch das Wasser unserm Boote zuvorzueilen schien. Wahrscheinlich hatte die obere Strömung nur

etwa fünf bis sechs Zoll Tiefe, während darunter das Wasser weniger schnell floß.

Unsre Vermessungsarbeiten hatten ein Ende, sobald wir uns an die äußersten Bergspitzen angeschlossen hatten. Wir wußten, daß die Straße von Sangar von den drei Schiffen genauer niedergelegt worden war, als wir es konnten. Ungestört durften wir nach Zeichen forschen, die die Nähe unsrer Genossen verkündeten. Endlich entdeckte das kühne Auge eines Matrosen die dünnen Linien entfernter Schiffsmasten. „Ein Segel!“ erschallte es von seinen Lippen, und schnell wußte man auch, daß es die Vincennes sei.

Sie schien in der Straße zu ankern, denn die niedrige Zunge, welche das Gibraltar ähnliche Vorgebirge, auf dem Hakodade liegt, mit dem Festlande verbindet, war unter dem Horizont, doch bald hob es sich; wir steuerten gegen den Felsen, welcher vor der äußersten Spitze liegt. Auch die Hancock und die Cooper erkannten wir jetzt. Es wurde Nacht und wir befestigten eine Laterne am Maste, um unsre Ankunft zu telegraphiren. Der Wind wurde unstät, wir ließen die Segel nieder und griffen zu den Rudern. Noch einmal geriethen wir in der Dunkelheit auf ein Felsenriff, doch hier war keine Strömung und leicht konnten wir wieder ausweichen. Endlich sahen wir die Lichter des Schiffes, die Leute ruderten mit doppelter Kraft und wenige Minuten brachten uns unter ihre Seite. Der Quartermeister erkannte den Ruderschlag des Bootes eines Kriegsschiffes, und augenblicklich schallte durch alle Räume der alten Vincennes: „Die Launch ist da, die Launch ist da!“

Die

33. Versammlung

Deutscher Naturforscher und Aerzte.

Von Dr. F. Schödler.

Bonn ist das Ziel! — Diese Perle unsrer Universitäten, gefaßt rings in den Smaragdgürtel des Siebengebirgs — durch ein ehernes Band verbunden mit dem herrlichsten Edelstein deutscher Baukunst, mit dem Dom zu Cöln. Welch ein Reichthum, welch eine Fülle des Lieblichen und des Erhabenen, des Anmuthigen und Großen drängt sich in diesen wenigen Worten zusammen. Und Alles dies in einem Jahre, wo eine lang entbehrte Sonne dem mürrisch gewordenen Vater Rhein ein freundliches Gesicht abgewann, wo die Reben nicht bloß, wie der alte Claudius singt, „am Rheine wachsen“ — sondern auch reifen und einen Wein versprechen gleich dem unvergeßlichen Kometentrank von Anno Elf. Dazu Ruhe und Frieden im ganzen großen deutschen Vaterland — nirgends Mißwachs, Cholera und Kartoffelkrankheit, keine Ueberschwemmung blühender Provinzen — keine allgemeine Krise im Kampfe von Hausse und Baisse — keine Panique, keine Sipoys und Galgen — keine — doch genug der Negationen — „Freut Euch des Lebens!“ Auf, nach Bonn!

Wenn das Vorstehende geeignet erscheinen durfte, schon in jeder „fühlenden Brust“ einen Zug nach Bonn zu erregen, so müßte dies um so viel mehr der Fall sein bei den Naturforschern und Aerzten, da zu Bonn's Reizen an und für sich noch die am 18. September begonnene dreiunddreißigste Versammlung dieser gelehrten Wandergesellschaft sich gesellte. Und auch in dieser Beziehung sagen wir, daß ein Jeder sich etwas versprechen dürfte von einem Orte, wo Wissenschaft und Natur sich so förderlich nahe liegen und ergänzen. Sind auch die bedeutenden Errungenschaften der Forschung nirgends isolirt und gebunden, vielmehr durch die Hülfsmacht der Presse und den behenden Verkehr rasch und sicher allerwärts verbreitet, so erscheint doch Manches localisirt und nur am Ort seiner Entstehung, in seiner naturwüchsigen Umgebung recht und ganz verständlich, und es liegt grade hierin mit ein Hauptreiz und Hauptgewinn der gelehrten Wanderungen.

So mußte die Nähe des Siebengebirges mit seinen Trachyten, die Nachbarschaft der Eifel, dieser classische Boden für das Studium erloschener Vulcane und vulcanischer Producte, eine mächtige Anziehungskraft auf Mineralogen, Geologen und Geognosten jeder Schattirung üben, die denn auch in der That höchst zahlreich und gehaltreich vertreten waren. Die Physiker und Chemiker mochten sofort an die trefflichen Mechaniker Fessel*) und Geißler denken, von welchen der erste die sinnreiche Wellenmaschine construirte, während der zweite gewiß als unübertroffener Glasbläser einzig in seiner Art ist. Für Mathematiker und Astronomen mußte sicherlich Arglander's Sternwarte, sowie Dickert's Riesenmodell des Mondes im nahen Poppelsdorf besonderes Interesse versprechen, der Mediciner erinnerte sich, daß von Bonn der Helmholtz'sche Augenspiegel ausgegangen ist, und so war denn schon von vornherein jeglicher Richtung eine lohnende Perspective eröffnet. Kein Wunder also, wenn aus allen Gauen Deutschlands, sowie aus den Nachbarländern in Nord und Süd, Ost und West —

*) Jetzt in Cöln.

und zwar aus letzter Richtung, vom nahen Belgien, Holland und Frankreich ein besonders zahlreicher Zuzug nach dem Versammlungspunkt stattfand. In der That ergibt denn auch die Liste des Tagesblattes die Zahl von 446 Mitgliedern und von 514 Theilnehmern, so daß im Ganzen nahezu 1000 Personen als naturforschender Körper hier vereinigt erscheinen.

Vergleicht man mit dieser Masse die bescheidenen Zahlen, welche die Versammlungen in den ersten zehn Jahren ihrer Entstehung aufweisen, wo die gelehrten Gäste noch nach Dutzenden gezählt werden und erst sehr allmälig zu den Hunderten sich erheben, so muß eine Zahl von tausend Naturforschern, die grade der Stärke eines englischen Infanterieregiments gleichkommt, gewiß einen großartigen Eindruck machen. Und dieser wird noch erhöht, wenn wir hinzufügen, daß wir in diesem Verzeichniß so viele unsrer ausgezeichnetsten Männer, so viele wahre Förderer der Wissenschaft finden. Aber verschweigen wir es nicht — auch sehr viele illustre Größen der Naturwissenschaft „glänzen durch ihre Abwesenheit." Es fehlte der dreiunddreißigsten Versammlung gewiß nicht am lebenerregenden und bewegenden Sauerstoff, aber auch nicht an gehöriger Verdünnung desselben mit anderen Elementen und als ob nicht etwa die Geister allzusehr aufeinander platzen sollten, begegnen wir in den Reihen der Mitglieder und Theilnehmer einer nicht unbeträchtlichen Zahl solcher eingeschaltet, die als Rentner, Particulier, Kaufmann, Notar, Referendar u. s. w. jeder anderen Kategorie eher zu entsprechen scheinen, als dem §. 6 der Statuten: „Beitritt haben Alle, die sich wissenschaftlich mit Naturkunde oder Medicin beschäftigen."

Wir werden später Veranlassung haben, nochmals auf die Zahlenverhältniße und Zusammensetzung der Versammlung zurückzukommen, denn für jetzt, nachdem wir den Schauplatz eröffnet und die Personen eingeführt haben, gilt es, sie auftreten, handeln und sprechen zu lassen. Das Gesammtbild des großen, um uns her sich abspielenden Drama's kann jedoch unmöglich aus einem einzigen Gesichtspunkt erfaßt und überblickt werden, denn es zerfällt wieder in eine Reihe von Gattungen, die nicht weniger mannigfaltig und gemischter Natur sind, als das heroische, das lyrische Drama, das Melodrama, die Komödie, das Vaudeville, bis zu den luftigen Burlesquen, Scherzo's und kleinen Blüetten herab, für welche alle wir Analogien finden — glücklicherweise mit Ausnahme der Tragödie.

Im Ganzen sind es jedoch hauptsächlich vier Formen, in welchen sich Thätigkeit und Genuß der Versammelten offenbaren, nämlich erstens in den allgemeinen Sitzungen, zweitens in den Sectionssitzungen, drittens in den gemeinsamen Festlichkeiten und viertens in dem privaten Verkehr der kleinen Kreise. In reizendem Wechsel lösen sich diese Erscheinungsformen des sechstägigen Versammlungsdaseins theils einander ab, theils laufen sie anmuthig, in einander vermengt und übergehend im großen Ganzen fort. Nicht leicht wird ein Gast erschienen sein, der nicht in der einen oder anderen Weise seine Befriedigung gefunden hätte, und ihr Werth und ihre Rangordnung ist selbstverständlich für jeden Einzelnen ein Besonderes.

Beginnen wir mit den allgemeinen Sitzungen. Es sind dies gewissermaßen die großen Staatsactionen der Versammlung, wo die Redner meist, auf hohem Kothurn einherschreitend, durch ein erhabenes Pathos zu wirken suchen. Sie bilden ohnehin das Alpha und Omega — Anfang und Schluß des Ganzen, und ihr wesentlichster Theil sind die feierlichen Eröffnungsreden von Seiten der Herren Geschäftsführer, die freundlichen Bewillkommnungsreden von Seiten eines Vertreters der Stadt, in welcher die Versammlung tagt und welcher herkömmlicher Weise jedesmal das Beiwort der „gastlichen" beigelegt wird. Hier werden endlich die gerührten Dank- und Abschiedsreden gehalten, untermischt mit den erforderlichen Hochrufen. Zwischen Anfangs- und Schlußsitzung fällt eine weitere allgemeine Sitzung, in welcher die Wahl des künftigen Versammlungsortes entschieden wird, wobei es mitunter zu lebhaften und interessanten Erörterungen kommt. Auch findet sich fast jedesmal eine Veranlassung, wiederholt zu beschließen, daß an der Urverfassung, an den Leipziger Statuten vom Jahre 1822, Nichts geändert werden soll, und die Naturforscher bewähren sich hierdurch gewiß als eine Gesellschaft von höchst conservativem Charakter! Frankreich hat seitdem seine Statuten mehrmals gründlich umgeändert.

Vorstehendes bildet den officiellen Theil der allgemeinen Sitzungen. Außer demselben pflegen hier Vorträge von allgemein wissenschaftlichem Interesse in populärer Form gehalten zu werden, welche namentlich auch bei Nicht-Naturforschern, bei hohen Gönnern, gebildeten Einwohnern der gastlichen Stadt u. a. m. Interesse für Wesen und Personen der Wissenschaft wecken und befördern sollen. Man hält jedoch diese Partie der Zusammenkünfte so ziemlich für ihre schwächste Seite, ja es ist hieraus vielfach die Meinung abgeleitet worden, als ob dem deutschen Gelehrten überhaupt die Fähigkeit abgehe, einen andern als den Katheder ton anzuschlagen, als ob ihm jene Klarheit, Gedrungenheit und

Lebendigkeit gänzlich mangele, die so häufig mit Humor gewürzt den Hauptreiz der Vorträge bei ähnlichen Versammlungen in England bilde, welch letztere zudem in mehrfacher Hinsicht als Muster empfohlen werden. In der That sind wiederholt so verfehlte Vorträge in dieser Richtung vorgekommen, daß für die Bezeichnung derselben alsbald der technische Ausdruck eines „unter fortlaufendem Beifall gehaltenen Vortrages" sich einstellte.

Wer jedoch Gelegenheit hatte, jenen Vorträgen ausgezeichneter Gelehrten beizuwohnen, die nach dem Vorgang von Humboldt und Liebig in Berlin und München für ein nicht gelehrtes Publicum bereits mehrmals sich wiederholten, der wird unsern Männern der Wissenschaft freudig zuerkennen, wie sie die oft schwierigen Ergebnisse und Probleme der Forschung ansprechend und faßlich darzustellen im Stande sind. Auch fehlt es nicht an Beispielen höchst gelungener derartiger Vorträge in allgemeinen Sitzungen der Naturforscherversammlungen; wir erinnern nur an die Vorträge von Dove und Quenstedt, die in Tübingen gehalten und mit größtem Beifall aufgenommen wurden.

Und dennoch werden die „allgemein ansprechenden Vorträge" nie recht prosperiren und ihr Vorkommen wird eine Ausnahme bilden. Der bei Versammlungen in England, sowie in den Auditorien von Berlin und München sich ergebende Erfolg setzt ein Publicum voraus, welches nur kommt, um zu hören, das seinem Redner stille hält, der ohnehin mehr im Stande ist, Zeit, Raum, Oertlichkeit und Stimmung abzuwägen und hiernach sich einzurichten. Bei unsern Naturforscher-Versammlungen ist dies wesentlich verschieden. Hier dünkt sich fast ein Jeder berufen, selbst zu handeln, selbst aufzutreten und zu sprechen, oder doch allermindestens mehr den Kritiker abzugeben, als den Zuhörer. Da ist es unendlich schwieriger, die Menge zu fesseln, zumal wenn durch allzugroße Ausdehnung akustisch ungünstiger Localitäten das Verstehen des Redners ohnehin erschwert wird. War aber bereits eine längere Debatte vorausgegangen, hatte gar schon ein unglücklicher Redner die Ungeduld der Zuhörer erregt, winken endlich im Hintergrund ein Festessen und ein Ausflug — dann wird es kaum der besten Kraft gelingen, Ruhe und Festigkeit in den wankenden Gliedern herzustellen und gar Mancher trägt gerechtes Bedenken, diese Aufgabe zu übernehmen. Daher kommt es, daß die allgemeinen Sitzungen für die Naturforscher selbst mehr ein geschäftliches, als ein wissenschaftliches Interesse haben, welch letzteres sich vielmehr in den Sectionssitzungen concentrirt. Getäuscht fühlt sich freilich der „Beitrag zahlende" Dilettant und Laie, der gar zu gerne grade die berühmtesten Naturforscher gehört hätte, wie sie so recht geistreich über Entstehung und Untergang der Welt — über Kraft und Stoff — über Leib und Seele — und dergleichen mehr, sich vernehmen lassen sollten.

In der ersten allgemeinen Sitzung haben wir vernommen: von Nöggerath (erster Geschäftsführer, Bonn) „Begrüßungsrede;" Kilian (zweiter Geschäftsführer, Bonn) „Geschäftliche Mittheilungen;" Kaufmann (Bürgermeister, Bonn) „Willkomm;" Schultz (von Deidesheim) „Antrag gegen die Vorlesung gedruckter Abhandlungen;" Schultz-Schultzenstein (von Berlin) „Werth der Naturwissenschaften für die menschliche Bildung;" — der Redner spricht sich entschieden zu Gunsten einer in der organischen Welt wirkenden Lebenskraft aus, im Gegensatz zu jener Richtung, die auch hier nur das Resultat allgemein wirkender Kräfte erkennt. — Mädler (von Dorpat) „Ueber die Fixsterne." — Die Annahme einer Centralsonne, um welche die ganze Fixsternwelt sich bewege, sei aufzugeben; vielmehr erscheine der Schwerpunkt des Fixsternsystems als Centrum der Bewegung. — Außerdem wurden noch von Hamel (Petersburg), v. Siebold (Bonn), Drescher (Frankfurt) einige Bemerkungen zur Geschichte der elektrischen Telegraphie mitgetheilt.

In der zweiten Sitzung wurde nach Erledigung mehrerer Geschäftssachen die statutenmäßige Bestimmung des Versammlungsortes für das nächste Jahr vorgenommen. Es konnte der Gesellschaft nur erfreulich sein, daß von nicht weniger als vier Städten hierzu Aufforderungen und Einladungen vorlagen, nämlich von Rostock, Düsseldorf, Ems und Karlsruhe. Für letzteres entschied die Versammlung fast einstimmig und als Geschäftsführer wurden erwählt Professor Eisenlohr und Medicinalrath Boltz. Es sprachen bei dieser Veranlassung Schrötter (Wien), v. Carnall (Breslau), Ruer (Düsseldorf).

Es folgten alsdann einige Vorträge: Schwartz (Sigmaringen) „Ueber Seelenheilkunde;" Helmholtz (Bonn) „Ueber das Sehen mit beiden Augen und in's Besondere über Beurtheilung der Entfernungen." Es machten sich bei diesem höchst interessanten Vortrage die oben angeführten Mißstände des allzugroßen Locales und der Unruhe des ab- und zufluthenden Publicums bedauerlich fühlbar. Von den zur Erläuterung dienenden Apparaten konnten kaum die Nächsten Vortheil ziehen. Es befanden sich darunter zwei Vorrichtungen zur Verbesserung des Fernsehens, insofern, als entfernte Gebirgsreihen und Wände, Wolken- oder Baumpartieen sich gleichsam in ihre hintereinandergerückt erscheinende Bestand-

theile auflösen, so daß man z. B. nicht auf eine zusammengeballte Wolkenmasse, sondern in die Tiefe eines Wolkenhimmels hineinblickt. Hierzu dient vorzüglich das Tele-Stereoskop, welches die Eigenschaft des Fernrohrs und des Stereoskops vereinigt. Auffallend erschien die Bemerkung, daß unsre gewöhnlichen Opernguckläser an einer Unvollkommenheit leiden, wodurch die in Betrachtung genommenen vollen Gesichter etwas platt gedrückt, mongolenartig — die Profile etwas verzogen, vogelkopfartig erscheinen sollen. Im Interesse unsrer Schönen ist es gewiß wünschenswerth, daß diesem Mangel baldigst abgeholfen werde.

Der letzte Redner, Schimper (von Schwetzingen) verbreitete sich darüber, was man bisher beim Erscheinen der Radieschen, rothen Rüben, Erdbeeren, Ananas u. s. w. auf unsern Mittagstafeln Alles hätte beobachten können und sollen, nämlich in Beziehung auf die Structur der Zellhaut und Fruchtbildung. Der unter fortlaufender Theilnahme endigende Vortrag schien jedoch mehr den Appetit zu reizen, als über diese Dinge Aufklärung zu gewähren.

Die dritte allgemeine Sitzung war eine ganz außerordentliche, denn nicht nur, daß sie ausnahmsweise anberaumt war, sondern auch, daß sie eine Geldfrage zur Erörterung vor das Forum der Naturforscher brachte — Beides bisher unerhört und noch niemals dagewesen. In der That kamen die Gemüther schon etwas erregt zur Sitzung, denn nicht Wenige waren verstimmt, daß die ohnehin mehrfach verkümmerten Sectionssitzungen abermals durch eine unfruchtbare Discussion verkürzt werden mußten.

Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als um die Verwendung von 8700 Gulden, die bei der vorjährigen Versammlung in Wien als Ertrag der Eintrittsgelder erübrigt worden waren, da Kaiser Franz Joseph großmüthig alle Kosten übernommen hatte. Im Widerspruch mit dem §. 18 der Statuten, nach welchem die Gesellschaft mit Ausnahme ihres papiernen Archivs „kein Eigenthum" besitzt, war dieselbe unversehens in die Verlegenheit gerathen, über Geld verfügen zu sollen. Aber Geld macht Sorgen, das zeigte sich deutlich. Schon bei der Versammlung in Wien konnte sich keine durchschlagende Meinung für eine sofortige Verwendung dieser Summe bilden und es wurde der Ausweg gewählt, die dortige k. k. Akademie der Wissenschaften zu beauftragen, der diesjährigen Versammlung in dieser Beziehung Vorschläge zu machen, indem dieser die definitive Entscheidung anheimgestellt wurde.

Nach dem von Professor Schrötter, als ständigem Secretär jener Akademie erstatteten Bericht sollte das Capital der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie als Stiftung, mit jährlicher Verwendung der Zinsen nach eigenem Ermessen zugewiesen werden.

Diesem Vorschlag folgte eine lebhafte Discussion, indem die Herren Braun (Berlin), Leubuscher (Jena) und Erlenmeyer für denselben sprachen, während andrerseits Helmholtz (Bonn) mit Eifer darauf drang, daß die Gesellschaft das Geld behalten und die Zinsen durch Belohnung gelöster Preisfragen, zur Unterstützung strebsamer Naturforscher verwenden solle. Auch Wutzer unterstützte diesen Antrag. Bei der endlichen Abstimmung entschieden sich jedoch 118 gegen 58 Stimmen für den Vorschlag der Akademie zu Wien, wonach der Leopoldina das Capital überwiesen wird.

Es ist heutzutage gewiß ein überraschender Fall, eine Gesellschaft zu sehen, die ein so beträchtliches ihr zugefallenes Geschenk von 8700 Gulden ohne Weiteres wieder verschenkt. Wir haben nachträglich manche gereizte Stimme gegen diesen Beschluß sich äußern hören. Allein grade diese Erregtheit bestärkte unsre Ansicht, daß Geldfragen fatale Fragen sind für eine gelehrte Körperschaft. Es wurde die Besorgniß ausgesprochen, daß die hieraus entstehenden Erörterungen stets einen Theil der für wissenschaftliche Verhandlungen bestimmten Zeit und Kraft in Anspruch nehmen, daß sie leicht zu dem in das fröhliche Göttermahl geschleuderten Erisapfel werden möchten.

Professor Helmholtz führte zwar mit Lebhaftigkeit die Versammlungen der englischen Naturforscher als nachahmenswerthe Muster in praktischer Auffassung und Verfolgung ihrer Zwecke auf. Dort würden stets durch die Beiträge zahlreicher „Theilnehmer" namhafte Summen aufgebracht und sofort zu irgend welchen wissenschaftlichen Zwecken bestimmt. Allein vergessen wir nicht, daß in Hinsicht wissenschaftlicher Versammlungen wir Deutschen das Original sind, welchem England nachahmte, unter Modificationen unsrer Praxis, die für jenes Land gewiß als zweckmäßig und förderlich erscheinen. Bei der geringen Zahl von Fachgelehrten in England und der größeren Zahl von Dilettanten, die sich mit der Natur befassen, ist die Heranziehung eines möglichst großen Publicums dort ganz berechtigt. Wir können durchaus nicht in die oft gehörte Klage mit einstimmen, daß in Deutschland zu wenig für Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten und aufstrebender Talente gethan werde. Wir behaupten vielmehr, daß in keinem Lande der Welt in dieser Hinsicht im Ganzen günstigere Verhältnisse vorliegen als bei uns. Zu den zahlreichen, über das ganze Deutschland zerstreuten Universitäten sind neuerdings noch eine große Anzahl höherer technischer Schulen gekommen, gleich jenen mit allen Hülfsmitteln

der Forschung ausgestattet, so daß hierdurch schon ein außerordentlich zahlreiches Personal ex officio auf den Cultus der naturwissenschaftlichen Disciplinen hingewiesen ist. Wem bekannt ist, daß in England und Frankreich noch in jüngster Zeit Männer, die zu Stellung und Ruf sich emporgerungen haben, wie Kane, Gregory, Reignault, Gehrhard, erst nach Ueberwindung der drückendsten Verhältnisse dahin gelangt sind, dem werden die zahlreichen Wege, die in Deutschland dem Strebsamen geöffnet sind, als leicht zu beschreitende Bahnen erscheinen.

Freilich sind die meisten dieser Lehrstellen mit keineswegs glänzendem Einkommen ausgestattet und Professor Helmholtz mochte dies im Sinne haben, als er in voller Versammlung seine Rede mit den Worten eröffnete: „Die deutschen Naturforscher sind arm.“ Es ist Schade, daß nicht sämmtliche Bonner Hotelinhaber Zeuge dieses uns öffentlich ausgestellten Armuthszeugnisses waren, sie würden dann vielleicht in ihren Rechnungen etwas rücksichtsvoller gewesen sein. Diese Herren Gastwirthe schienen gradezu von einer entgegengesetzten Auffassung auszugehen und die Gesellschaft der Naturforscher für eine ihnen bescheerte Nach-Saison anzusehen, für eine Art von Stoppelherbst, der extra scharf gepreßt werden muß. Vielleicht schwebte Denselben Einiges von den glänzenden Verhältnissen ihrer illustren Berliner Landsleute vor, oder sie gedachten des großartigen Festes, welches der allverehrte Nestor der Naturforscher der ganzen Versammlung gab, als dieselbe in Berlin tagte. Genug — die Naturforscher zahlten in Bonn wie Cavaliere!

Noch ein anderer Punkt der Discussion möge kurz berührt werden. Es wurde angeführt, daß aus Mangel an Unterstützung so häufig deutsche wissenschaftliche Entdeckungen in's Ausland wandern müßten, um dort eine praktisch-nützliche Anwendung zu finden. Wir geben zu, daß dieses früher mehrfach der Fall gewesen sein mag. Gegenwärtig ist hierzu sicher kein Grund vorhanden. Wer jetzt etwas wirklich Brauchbares gefunden hat, dem stehen überall Tausende zur technischen Ausbeutung zu Gebote und mit jenen vierhundert Gulden Zinsen würde auf diesem Gebiete überhaupt wenig auszurichten sein. Freuen wir uns, daß grade Deutschland vorzugsweise das Land ist, wo die Wissenschaft noch um ihrer selbst willen cultivirt wird, freuen wir uns aber auch, daß neben den Männern der reinen Wissenschaft allmälig eine Reihe wissenschaftlich gebildeter Techniker auftritt, welche im Stande ist, das zu Tag geförderte edle Erz rasch auszumünzen und in nützlichen Cours zu setzen und die Wissenschaft an die Praxis zu vermitteln.

Aber unser Capital von 8700 Gulden sollte der Leopoldina überlassen werden — das schien denn doch bedenklich. Diese Leopoldina ist nachgerade ein etwas obsoletes Institut geworden, nirgends sichtbar und greifbar als in der Person ihres jeweiligen Präsidenten, dessen Wohnsitz zugleich Sitzpunkt der Akademie ist. Indem dieselbe vorzüglich der naturgeschichtlichen Richtung sich zuwendete, war sie den Vertretern der exacten Wissenschaften ziemlich entfremdet und außer den papiernen Orden, die in Gestalt von Diplomen und Titeln von derselben ertheilt wurden, hörte man wenig von ihrer Existenz. Aber es wurde doch mit großer Wärme hervorgehoben, wie diese unsichtbare Loge schon gar manchem jungen Gelehrten dadurch nützlich geworden ist, daß sie seine Erstlingsarbeiten abdrucken ließ und verbreitete. So wurde ihr denn die Nutznießung und Verwendung der Zinsen überwiesen und wir wollen hoffen, daß diese altehrwürdige Akademie, die grade durch diese belebte Verhandlung einmal recht an's Licht gezogen worden ist, nunmehr auch eine Ehre darin suchen werde, im Geiste echter Wissenschaft über die gebotenen Mittel zu verfügen.

Wir kommen endlich zur vierten und letzten allgemeinen Sitzung. Diese Schlußsitzungen haben viele Aehnlichkeit mit jenem Tanze, der hierzuland der „Kehraus“ genannt wird und den Ball beschließt. Die Reihen sind gelichtet; gar mancher Freund wird vermißt, doch andre halten noch standhaft aus, aber bei Gastgebern und Theilnehmern mischt sich dem Genuß des letzten Augenblicks doch auch das befriedigende Gefühl bei, daß nun bald Alles vorüber ist und süße Ruhe und alte Gewohnheit wieder in ihre Rechte eintreten. Die Stimmung ist weich und recht geeignet, unter gegenseitigem Lob und Dank in Liebe und Freundschaft auseinanderzugehen.

Mit Vorträgen traten in der Schlußsitzung auf: Schaafhausen (Bonn), „Ueber Entwicklung und Einheit des Menschengeschlechts;“ Bialloblotzky (Leipzig), „Ueber die Reisen im inneren Afrika;“ von Siebold (Bonn), „Ueber Japan.“

Auf die Abschiedscomplimente der Herren Geschäftsführer und die Hochrufe für Seine Majestät den Konig von Preußen erwiederte Professor Schrötter aus Wien mit dem Dank der Gesellschaft und einem dreimaligen Hoch für die Naturwissenschaften.

Als zweites Moment, in welchem sich Leben und Wirken der Naturforscherversammlungen offenbare, haben wir im Eingang die Sectionssitzungen bezeichnet. Hier ist es schwerer, dem Nichtbetheiligten ein Bild zu geben, denn in nicht weniger als in zwölf verschiedene

Arme theilt sich der breite Strom der Naturwissenschaften ab, die der Einzelne unmöglich gleichzeitig verfolgen kann. Die meisten Berichte schlüpfen daher auch leicht über diese Partie hinweg und verweisen auf die ausgegebenen Tagblätter, worin ja Alles ausführlich mitgetheilt sei. Aber grade diese Tageblätter gelangen nur in die Hände der anwesenden Naturforscher, für die Abwesenden und das größere Publicum dürften daher aus dem Innern kommende Nachrichten wohl erwünscht sein. Freilich würde ein vollständiges Wiedergeben der Sitzungsberichte über die Thätigkeit aller Sectionen weit die Grenzen überschreiten, welche in dieser Zeitschrift bei größter Liberalität für die Naturwissenschaften in Anspruch genommen werden dürften, selbst wenn dieselbe noch die frühere kleine Druckschrift beibehalten hätte, auf deren Beseitigung wir doch eigenhändig angetragen haben. Eine Auswahl zu treffen, eine Art von Blumen- oder Aehrenlese zu veranstalten ist eine mißliche Sache. Es würde dies einen Berichterstatter erfordern, der in allen Fächern competent wäre und alle Vorträge mit angehört hätte. Wenn wir jedoch im Nachfolgenden alle Diejenigen mit Namen anführen, welche einen Vortrag gehalten haben, und ihren Wohnort und den besprochenen Gegenstand in möglichst kurzer Bezeichnung hinzufügen, so glauben wir doch für viele Leser eine willkommene Mittheilung zu machen. Die Fachmänner begegnen da manchen bekannten Namen und Dingen, aus welchen sie sich ungefähr ein Bild des Waltens in ihrer Section construiren können; die übrigen Leser, auch wenn ihnen die meisten Namen unbekannt sind, wenn sie über die durch Abkürzung oft mangelhaft bezeichneten Gegenstände der Vorträge in der Regel weder Kenntniß noch Urtheil besitzen, sie vermögen doch zu erkennen, wie hier aus allen Theilen Deutschlands, von dem entfernten Ausland die Ideen, die Beobachtungen, die Thatsachen, die Lehrobjecte und Lehrmittel zusammengetragen und lebendig und unmittelbar in Anregung, Austausch und Bewegung gebracht werden. Der Laie, der von den Naturforscherversammlungen gewohnt ist, nur den äußern Apparat, die Festessen und Festpartien und die unergiebigen allgemeinen Sitzungen zu sehen und hiernach geneigt ist, sich nicht immer das günstigste Urtheil über „tant de bruit pour peu de chose“ zu bilden — er wird erstaunt sein über die Fülle des in den einzelnen Sectionssitzungen gebotenen Stoffes. Derselbe wird freilich einwenden, daß in den täglich dafür verwendeten zwei bis drei Stunden diese Fülle eine um so flüchtigere Behandlung bedingen mußte. Allein abgesehen davon, daß grade das Bedeutende und Interessante sich in der kürzesten Zeit zur Geltung bringt, ist es hauptsächlich das Nachklingen der angeschlagenen und das Mitschwingen der verwandten Saiten, worauf es hier ankommt. Nach Schluß jeder Sectionssitzung sieht man, wie da und dort kleine Gruppen sich bilden, die ausgezogenen Fäden weiterspinnend; für die ganze Dauer des Zusammenseins, auf Weg und Steg wird das aus den Sitzungen gekommene Material verarbeitet und ausgenutzt.

Wir stellen der nachfolgenden Aufzählung jedesmal die Namen der Präsidenten voran, welche für die einzelnen Sitzungen von den Mitgliedern der Sectionen aus ihrer Mitte erwählt worden sind. Da diese Auszeichnung den anerkanntesten Männern zu Theil wird, so repräsentiren die Tagespräsidenten, soweit dies ausreicht, die Elite der jeweiligen Versammlung.

Und nun zur Sache!

Section für Geologie, Mineralogie und Paläontologie.

Tagespräsidenten: Nöggerath (Bonn), v. Merian (Basel), G. Rose (Berlin), v. Carnall (Breslau), H. v. Meyer (Frankfurt), v. Dechen (Bonn).

Vorträge: Jäger (Stuttgart): „Entstehung regelmäßiger Formen in den Gebirgsarten.“ Volger (Frankfurt): „Entwicklungsgeschichte der Felsarten; Entstehung der Erdbeben durch Auswaschungen.“ Pichler (Innsbruck): „Geognostische Karte von Tyrol.“ v. Dechen (Bonn): „Geognostische Karte von Rheinland-Westphalen; geognostische Karte von Deutschland.“ Plieninger (Stuttgart): „Zahnbildung vorweltlicher Thiere.“ v. d. Borne (Bochum); „Geologie von Pommern.“ v. Hingenau (Wien): „Die Sandsteinveränderungen in den Karpathen.“ Nauck (Crefeld): „Zinngehalt in Brauneisenstein; Beziehung der Flächenausbildung der Krystalle zu ihrem Fundort.“ v. Strombeck (Braunschweig): „Gliederung des Pläners am Harze.“ G. Rose (Berlin): „Granit und Gneiß des Riesengebirges.“ C. Schimper (Schwetzingen): „Gestaltung der Flußgeschiebe.“ Murchison (London): „Neueste geologische Publicationen in England.“ v. Carnall (Breslau): „Geognostische Karte von Oberschlesien; geognostische Karte der russisch-polnischen Steinkohlengebirge.“ Daubrée (Straßburg): „Bildung des Schwefelkupfers in Plombières.“ v. Abich (St. Petersburg): „Schlammvulcane.“ Beissel (Aachen): „Das Mergelgebirge bei Aachen.“ Gerhard (Leipzig): Bildung von Dolomit und Steinsalz.“ v. Panchuys (Frankfurt): „Geognostische Karte von Limburg.“ v. d. Mark (Hamm): „Versteinerungen der westphälischen

Kreidebildungen." Schnitzler (Cöln): „Veränderung des specifischen Gewichtes bei Krystallbildungen." M. Braun (Altenberg): „Eigenthümlichkeiten im Auftreten der Blende in Schweden und am Rhein." St. Claire-Deville (Paris): „Topographische Karte von Guadeloupe." Römer (Breslau): Untersuchung des jurassischen Wesergebirges." —

Section für Botanik und Pflanzenphysiologie.

Tagespräsidenten: v. Siebold (Bonn), Braun (Berlin), Nägeli (München), W. Schimper (Straßburg), Engelmann (Missouri).

Vorträge: Schultz-Schultzenstein (Berlin): „Ueber Lebenssaftgefäße." Bronner (Wiesloch): „Wilder Wein." Karl Schimper (Schwetzingen): „Beiträge zur Morphologie." Prillieux (Paris): „Das Aufspringen der Samenkapseln der Orchideen." Nägeli: „Pilze in der Krankheit der Seidenraupen; Anordnung der Gefäßbündel in den Stammtheilen." Hoffmann (Gießen): „Keimung der Pilze." Cohn (Breslau): „Keimung einer Volvocinee; Schmarotzender Kernpilz auf Algen." De Bary (Freiburg): „Copulation der Desmidiaceen und Zygnemeen." Focke (Bremen): „Ueber Copulation." Schütz (Calw): „Varietät der Belladonna." Braun (Berlin): „Keimung von Celebogyne; Monographie der Characeen." v. Siebold (Bonn): „Pflanzenkunde in Japan." Casparini (Neapel): „Saugewurzeln und Wurzelauswüchse." Wirtgen (Coblenz): Pflanzengeographie des Coblenz-Neuwieder Beckens." Debey (Aachen): „Fossile Flora der Aachener Kreide." Pringsheim (Berlin): Werth der Florideenfrüchte." Caspary (Bonn): „Stellung der Gattung Chroolepus; Stamm der Nymphäaceen." Cienkowsky (Petersburg): „Ueber Pseudogonidien." Sinning (Düren): „Abnorme Bildung von Pinus sylvestris." De Bary Fructification der Hymenomyceten." —

Section für Zoologie.

Tagespräsidenten: Troschel (Bonn), van Beneden (Löwen), Eversmann (Kasan), van der Hoeven (Leiden), Grube (Breslau), Leukart (Gießen).

Vorträge: Verloren (Utrecht): „Schubart's Zeichnungen von Eingeweidewürmern." Leukart (Gießen): „Eier des Spulwurms; Drohnenbrütigkeit; Verhältniß der Echinodermen zu den Anneliden." Kubinyi (Pesth): „Einrichtung zoologischer Gärten." Sonnenburg (Bonn): „Zoologie des Aristoteles." Förster (Aachen): „Parasitische Hymenopteren." Grube (Breslau): „Bedeutung des Deckels der Schnecken; Lage des Darms der Anneliden." Eversmann (Kasan): „Pflanzen- und Thierwelt südasiatischer Steppen." Bach (Boppard): „Pflanzenbefruchtung vermittelt durch Insecten." Möbius (Hamburg): „Entstehung der Perlen; neue Asteridien." Keber (Insterburg): „Der Bojanus'sche Körper der Najaden." Claus (Cassel): „Bau der Cyklopslarven." Carus (Leipzig): „Ansicht seiner Icones Zootomicae." Jäger (Stuttgart): „Absterben der Zähne." Schaum (Berlin): „Generationswechsel der Blattläuse." van Beneden (Löwen): „Entwicklung von Lumbriconais." Töpffer (Hamburg): „Züchtung der neuen Seidenraupe Bombyx cynthia." Dönhoff (Orsay): „Wärmeentwicklung durch kaltblütige Thiere." Harley (London): „Vorzeigung interessanter Eingeweidewürmer (Pentastoma)." Troschel (Bonn): „Werth des Deckels der Schnecken für die Classification; Mittheilungen über die Gattung Lithophagus." Leonhardi (Prag): „Die Rhoographie als Hülfsmittel systematischer Forschung." Krohn (Bonn): „Actinotrocha und ihre Metamorphosen." Blanchard (Paris): „Vorzeigung seines Werkes: L'organisation du regne animal."

Section für Physik.

Tagespräsidenten: Plücker (Bonn), v. Ettingshausen (Wien), J. Müller (Freiburg), Buys-Ballat (Utrecht), Eisenlohr (Carlsruhe).

Vorträge: Böttger (Frankfurt): „Explodirendes Chlor-Antimon." Beer (Bonn): „Erscheinungen an einer dem Einfluß der Schwerkraft entzogenen Flüssigkeit." Reusch (Tübingen): „Vorrichtungen zur Combination elektrischer Ströme; zur Demonstration der Anziehung und Abstoßung elektrischer Ströme; zur Erzeugung von Ringen mit Tabakrauch; Polarisations-Focometer." Meyerstein (Göttingen): „Erläuterung seines Spektrometers." Dove (Berlin): „Phänomene bei Betrachtung farbiger Zeichnungen durch farbige Gläser; Abstumpfung des Gehörs bei Eindrücken von längerer Dauer; Heberbarometer mit capillarem Verschluß;" Meyer (Bonn): „Schichtung und magnetische Ablenkbarkeit des elektrischen Lichtes." Weiß (Nürnberg): „Neue Formeln aus der analytischen Dioptrik." Prestel (Emden): „Beziehungen zwischen Gewitter, Windesrichtung und Barometerstand; — ferner zwischen Regenmenge und Höhenunterschieden desselben Ortes." Boscha (Leyden): „Mechanische Theorie der Elektrolyse." Buy-Ballot (Utrecht): Regeln für die Abweichungen des Barometers mit dem Regen, der Richtung und Stärke des Windes; die Elektricität ein Bewegungszustand, analog der Wärme. Böttger (Frankfurt): „Optisches Bild durch die Cornea von Aeschna grandis." Althans (Sayner-

hütte): „Temperatur des Sonnenkörpers.“ Plücker (Bonn): „Magnetisches Verhalten der Krystalle; Schichtung des elektrischen Lichtes und Einwirkung des Magneten auf dasselbe.“ Gläsener (Liège): „Telegraphie und elektrische Uhren.“ Greis (Wiesbaden): „Coercitivkraft von Eisen- und Stahlsorten.“ Silbermann: „Hahn für Luftpumpen; Messer der Meerestiefe.“ Helmholtz (Bonn): „Objective Natur der Combinationstöne.“ Geißler (Bonn): „Ueber sein Barometer von neuer Construction.“

Section für Chemie.

Tagespräsidenten: Bergemann (Bonn), Fresenius (Wiesbaden), v. Baumhauer (Amsterdam), Mohr (Coblenz), Kuhlmann (Lille).

Vorträge: Schischkoff (Petersburg): „Neue Derivate aus der Knallsäure.“ Weltzien (Karlsruhe): „Einwirkung wasserfreier Phosphorsäure auf Harnsäure.“ v. Baumhauer (Amsterdam): „Einwirkung von Salpetersäure auf Chlorate und von Salzsäure auf Nitrate; ein neuer Kaliapparat; geruchloser Apparat für Schwefelwasserstoff; Umwandlung des rothen Phosphors in gewöhnlichen.“ C. Mohr (Coblenz): „Einwirkung des Eisenchlorids auf Jodwasserstoff.“ Witting (Haartz): „Das Blut der Crustaceen und Mollusken; Untersuchung der Meeresalgen.“ Wöllner (Cöln): „Fabrication des Kalisalpeters aus Chilisalpeter.“ Abt (Rastadt): „Comprimirte Arzneikräuter.“ Böttger (Frankfurt): „Explodirendes Chlorantimon; Hoch- und Tiefätzung auf Zink; Erlöschung und Hervorrufung des Tons der chemischen Harmonika durch gleiche Töne; Färbung der Flamme im Luftzug einer farbigen Flamme.“ F. Mohr (Coblenz): „Fortschritte in der Maßanalyse.“ Fleitmann (Iserlohn): „Entwicklung von Sauerstoff aus Chlorkalk und Kobaltoxydhydrat.“ Schrötter (Wien): „Darstellung des Caseïns; Umwandlung des rothen Phosphors.“ Volger (Frankfurt): „Bildungsgeschichte des Granits.“ Grahe (Kasan): „Destillationsproducte der echten Chinarinde und ihrer Basen.“ Kuhlmann (Lille): „Fixation der Farben auf Zeugen und bei Anstrichen.“ Marquart (Bonn): „Fabrication des Phosphorchlorids.“ Neubauer (Wiesbaden): „Oxydation des Leucins und der Fettsäuren.“ Schloßberger (Tübingen): „Blut des Fötus; Amniosflüssigkeit.“ Fresenius (Wiesbaden): „Eisencyanür.“ Schwarzenbuch (Würzburg): „Untersuchung der Hyaenanche globosa.“

Section für Mathematik und Astronomie.

Tagespräsidenten: Argelander (Bonn), *Mädler (Dorpat).*

Vorträge: Heiß (Münster): „Die Sternschnuppen — Beobachtung der diesjährigen Augustperiode.“ Cantor (Heidelberg): „Ueber einige Mathematiker des sechzehnten Jahrhunderts.“ Mädler: „Ueber Mondkugeln; Erklärung von Dickert's Mondrelief.“ Argelander: „Ueber den veränderlichen Stern im Schilde.“ Zech (Tübingen): „Vereinbarung für die Berechnung der speciellen Störungen der kleinen Planeten.“ v. Riese (Bonn): „Ueber gewisse Abänderungen in der Anordnung der magnetischen Declinationsbeobachtungen.“

Section für Anatomie und Physiologie.

Tagespräsidenten: Helmholtz (Bonn), Schröder van der Kolk (Utrecht), von Mayer (Bonn), Vrolik (Amsterdam), Donders (Utrecht).

Vorträge: v. Mayer (Bonn): „Vergleichung der Schädel der Botokuden und Chinesen; über Hall's Methode zur Errettung Ertrunkener; über die Structur des Rückenmarkes.“ Harley (London): „Ueber Ausrottung der Nebennieren an Thieren.“ Klob (Wien): „Krankhafte Entartung der Nebennieren; das Foramen ovale cordis.“ Fick (Zürich): „Ueber Endosmose; Einfluß der Muskel auf die Knochenform; Vorzeigung von Milzpräparaten.“ Helmholtz (Bonn): „Endosmose; Bewegung der Gehörknöchelchen; Myographion, Apparat zur Messung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Reizung in den Nerven; über den mechanischen Tetanus.“ Wittich (Königsberg): „Endosmose.“ Donders (Utrecht): „Endosmose; Einfluß der Nerven auf den Entzündungsproceß; über die Natur der Vocale und der Flüsterstimme.“ Gerlach (Erlangen): „Das Auffassungsvermögen thierischer Häute für Farbestoffe; über die Windungen des kleinen Gehirns; über das periphere Umbiegen der Zellenausläufe.“ Schaafhausen (Bonn): „Anwendung der Färbung bei mikroskopischen Beobachtungen; zur Kenntniß der Schädelbildung der ältesten Menschenracen.“ Czermack (Krakau). „Stellung des Gaumens beim Aussprechen der Vocale; über gewisse elektromotorische Erscheinungen bei Muskelzusammenziehung; Einfluß elektrischer Reizung auf Drüsensecretion.“ Bruch (Gießen): „Stellung des Kehlkopfes beim Aussprechen der Vocale.“ Welker (Gießen): „Ganglienzellen und Ausläufer, durch Carmin gefärbt, vorgezeigt.“ Kußmaul (Heidelberg); „Versuch über plötzlich eintretende Gehirn-Anämie.“ Lenhossek (Klausenburg): „Verhalten der Nervenwurzeln zur weißen Substanz.“ Schröder van der Kolk (Amsterdam): „Ueber das verlängerte Mark.“ Böcker (Bonn): „Einfluß der Fettnahrung auf Harnausscheidung.“ Müller (Würzburg): „Entwicklung der Knochensub-

stanz; über Chorda dorsalis und Chamäleon-Augen." Ruete (Leipzig): „Ein neues Ophthalmotrop." Keber (Insterburg): „Zur Beobachtung der Dotter-Rotation des Säugethier-Eies; mikroskopische Beobachtungen an sogenanntem Sonnenstaub." Voigt (Krakau): „Verbreitung der Hautnerven." Heynsius (Amsterdam): „Ueber Harnsecretion." Fuchs (Karlsruhe): „Ueber die Durchschneidung des Vagus."

Fügen wir noch hinzu, daß die in vorstehender Uebersicht in möglichster Kürze angedeuteten Vorträge meist durch Vorzeigung von Objecten, Abbildungen, Modellen, Apparaten, durch Demonstrationen und Versuche erläutert wurden, daß mancherlei Schriften und Gegenstände an die Interessenten vertheilt wurden, so wird gewiß auch der Laie sich eine annähernde Vorstellung machen können von der Fülle wissenschaftlicher Anregung, welche eine solche Naturforscherversammlung nach allen Richtungen gewährt.

Wir erinnern uns eines englischen Werkchens mit dem Titel „little things" — „Kleinigkeiten" — worin für junge Frauen jene kleinlich erscheinenden Dinge aufgeführt und erörtert sind, die in einem Hauswesen eine so große Rolle spielen, die in ihrer Summirung eine solche Bedeutung erhalten, daß von ihrer Beachtung oder Vernachlässigung Wohl und Wehe einer Familie abhängen kann. Solcher „little things" gibt es in den praktischen Wissenschaften unzählige. Sie sind es, die man aus den Büchern nicht lernt, weil kaum Jemand sich die Mühe nimmt, dergleichen zu beschreiben; sie sind es, welche sich bei solchen Zusammenkünften so leicht und weithin vermitteln und verbreiten.

Ueberblicken wir das in den Sectionen zur Verhandlung Gekommene, so läßt sich in mehreren derselben die Strömung erkennen, in welcher ihre Disciplinen in diesem Augenblicke vorzugsweise sich bewegen. In der mineralogischen Section herrschte die geologische Richtung entschieden vor; ganz besonders fällt die allerwärts rege Thätigkeit auf, durch genauere geognostische Karten mehr und mehr ein richtiges Bild von der Zusammensetzung der Erdrinde zu gewinnen. Die unlängst — namentlich in England — fast zur Modesache gewordene Petrefactologie erscheint dagegen mehr in den Hintergrund tretend. In der Botanik und Zoologie sind es vorzüglich die niedersten Stufen, gleichsam die Anfänge der organischen Welt, welche die Aufmerksamkeit der Forscher absorbiren. Die Eingeweidewürmer erfreuen sich dabei einer ganz besonderen Vorliebe. Die Systematik tritt in beiden Fächern weniger hervor. In der Physik behauptet noch immer die Elektricität mit dem verwandten Magnetismus die Präponderanz. Am wenigsten läßt sich in den Verhandlungen der chemischen Section eine vorherrschende Richtung erkennen. Die lebhafteste Anregung wurde hier durch einige eifrige junge Vertreter der französischen Substitutions- und Typenlehre gegeben. In den anatomisch-physiologischen Arbeiten begegnen wir vorherrschend solchen, welche den Erscheinungen der Endosmose sich zugewendet haben, jener merkwürdigen Durchsaugungskraft der structurlosen Häute, welche in den Lebenserscheinungen der Pflanzen und Thiere eine so wichtige Rolle spielt.

Von den allerlei „Kleinigkeiten," die wir zu profitiren Gelegenheit hatten, wollen wir auch dem Leser einige mittheilen, deren Ausführung ihn vielleicht entschädigen wird für seine Mühe, uns bis hierher zu folgen.

Aus sechs Kartenblättern verstehen die Kinder hier zu Lande durch bloßes Umbiegen der schmalen Ränder und Ineinanderschiebung einen hohlen Würfel zu construiren. Wem diese Kunst abgeht, der befestige die Wände durch Siegellack oder sonst ein Bindemittel. Inmitten einer beliebigen Wand schneide man eine kreisrunde Oeffnung etwa von der Größe eines — — oh deutsche Münzvielheit, die hier die Anweisung erschwert — indessen wir bleiben bei dem hier landesüblichen kleinen Kreuzer, welcher drei bis vier Linien im Durchmesser hat. Der Apparat ist jetzt fertig. Ein Tabackraucher bläst nun einige Ladungen Tabackrauch durch die Oeffnung in den Würfel. So oft man nachher an die der Oeffnung gegenüberstehende Seite von außen mit dem Finger leise anschlägt, steigt aus ersterer ein schöner Ring von Rauch empor und wirbelt in die Luft, zum Erstaunen und Ergötzen aller Raucher, die es in ihrem Geschäft noch nicht zu solcher Meisterschaft gebracht haben. Der bekannte Taschenspieler Janchen von Amsterdam pflegte nach einer gelungenen Production hinzuzufügen: „Mit diesem Stück hab' ich viel Geld verdient."

Das zweite Stück erfordert etwas mehr Vorbereitung. Man läßt sich von einem Chemiker oder Apotheker eine sogenannte chemische Harmonika herrichten. Es besteht diese aus einer Flasche, aus welcher Wasserstoffgas durch eine Röhre mit feiner Oeffnung entweicht. Man zündet das Gas an und hält über das Flämmchen eine Glasröhre, die alsbald einen lauten und anhaltenden Harmonikaton erklingen läßt. Durch Auf- und Abschieben der Röhre sucht man genau einen Punkt zu treffen, an welchem der Ton gewissermaßen an dem Grenzpunkt seiner Existenz steht, so daß die geringste weitere Verschiebung sein Erlöschen bewirkt. Die sorgfältige Ermittelung dieses Punktes ist eine

Hauptsache. Wird nun, während die Röhre unter diesen Umständen tönt, genau der ihr eigne Ton von einem Instrument oder von einer menschlichen Stimme angeschlagen, so verstummt die Röhre augenblicklich. Umgekehrt, kann die zum Schweigen gebrachte Röhre durch Anschlagung ihres Tones wieder zum Mitsingen animirt werden. Diese interessanten Erscheinungen finden selbst dann Statt, wenn der angeschlagene Ton aus großer Entfernung kommt. Sie wurden, als vom Grafen Schaffgotsch herrührend, in der chemischen Section ausgeführt, wo es freilich schwer hielt, einen reinen Harmonikaton nachzuahmen, da Tags vorher Lustfahrt nach Stolzenfels mit Einkehr in Coblenz und Remagen stattgefunden hatte.

Wir hätten nun von dem ganzen reichen Bilde der dreiunddreißigsten Naturforscherversammlung, welches im Eingange dieser Beschreibung in vier Einzelblätter zerlegt worden ist, die beiden ersten Blätter vollendet und ständen somit in der Hälfte unsrer Aufgabe. Doch erschrecke nicht, verehrter Leser — die Besprechung der „großen gemeinsamen Festlichkeiten“ wird nur ein kleines Blättchen ausfüllen und die Erlebnisse und Ergebnisse des privaten Verkehrs, der „kleinen Kreise“ bleiben eben Privatsache. Wir näheren uns dem Schluß.

Große Zweckessen, Festbälle, Concerte und Lustfahrten mit den obligaten Reden, Blechmusiken, Illuminationen und Böllerschüssen sind heutzutage etwas so Gewöhnliches, daß hier die Phantasie am leichtesten sich helfen kann, wenn ihr nur einigermaßen die Scenerie geliefert wird. Die Scenerie des Rheines setzen wir aber als bekannt voraus und zu den vielen charmanten und entzückenden Berichten, die über diese Aeußerlichkeiten der Versammlung frisch von der That weg in alle Blätter geflogen sind, wollen wir nur einige Kehrseiten nachliefern, indem wir jenen rosigen Lichtbildern etwas Schatten zusetzen.

Wir erinnern uns keiner Versammlung, die so viel des Gedränges und Getümmels geboten hätte als die diesmalige. Schon dies war ein viel gerügter Mißstand, daß zu jeglicher Festlichkeit eine besondere Karte erobert werden mußte, was mit einem empfindlichen Zeitverlust für die Sectionssitzungen verbunden war. Wir konnten keinen irgend aus dieser scheinbaren Vorsichtsmaßregel entsprungenen Vortheil gewahren und hätten mehrfache Ungelegenheit erspart, wenn, wie sonst üblich, die gelösten Aufnahms-Karten überall als Zugang eröffnender Talismann benutzt worden wären.

Wir verkennen keineswegs die Schwierigkeiten, für große Massen Festlichkeiten anzuordnen und zu leiten, und wissen wohl, daß bei solchen Gelegenheiten auch der gewiegte Mann mitunter ein wenig aus dem Tact kommt. Aber ein solches Zerren wie es diesmal bei den Lustfahrten und insbesondere im Casino zu Cöln um die Erfrischungen vorkam, kann weder für die Theilnehmer, noch für die Festgeber angenehm und erquickend sein.

Um so mehr erscheint es gerathen, die ohnehin mehr und mehr steigende Zahl berechtigter Theilnehmer nicht durch einen maßlos eindringenden Schwarm bloßer Vergnüglinge so anschwellen zu lassen, daß für Alle jeder Genuß verkümmert und die würdige Haltung des Ganzen bedroht wird. In dem Verzeichniß der diesjährig Versammelten zählen wir nahezu 300 specielle Naturforscher, fast 300 Aerzte und 350 Leute gemischter Qualitäten, als Rentner, Kaufleute, Oekonomen, Studenten, Angestellte der verschiedensten Art ꝛc.

Also über ein Drittel der Gesellschaft aus Elementen bestehend, die dem eigentlichen Zweck derselben fremd sind, die nur eine Gelegenheit zu Vergnügen suchten! Wir können nicht einsehen, welchen Vortheil dieser Zusatz gewähren soll, denn das aus den Aufnahmekarten von denselben erhobene Geld compensirt sich wieder durch die für die größere Menge entstehenden größeren Kosten.

Wir verlangen durchaus keine ängstliche Abschließung und Absperrung einer gelehrten Kaste, und bei Abzählung der angeführten 300 Naturforscher wurde mit hinreichender Liberalität verfahren. Es mag vielmehr ausdrücklich und unentgeltlich jedem Interessenten gestattet sein, den Sectionssitzungen beizuwohnen und soweit eine Tribune es erlaubt, auch den allgemeinen Sitzungen. Wir haben auch in der That nirgends eine Controle der Sectionssitzungen wahrgenommen; jeder anständige Mann konnte die betreffenden Locale betreten und zuhören, ohne daß dadurch ein Gedränge entstanden wäre. Auch bei den Festmahlen haben die Herren Gastgeber nirgends eine abwehrende Aufsicht ausgeübt. — Alle waren willkommen. Dies halten wir für die Dilettanten und plaisirlustigen Reisenden zureichend; sie sollten dagegen entfernt bleiben von den für die Naturforscher und Aerzte speciell gebotenen Festlichkeiten. Welches Interesse könnte es denn wohl für die Städte Coblenz und Cöln oder den Fürsten von Fürstenberg haben, etliche Hundert schau-, eß- und trinklustige Passagiere aufzunehmen und zu bewirthen, die außer den angeführten Qualitäten mit den Naturforschern Nichts gemein haben? Es wird im Gegentheil ein solcher Zusatz die Folge hervorrufen, daß viele der Berechtigten sich lieber zurückziehen und daß die wahrhaft gastfreien und großmüthigen Leistungen am wenigsten Denen zu Gute kommen, welchen sie zugedacht waren. — „Videant consules! —“

Dritte Abtheilung.

Das neue Museum in Dresden.

Von Ernst Förster.

III.

Es gehört wohl unbedingte Bewunderung der alten Schule dazu, um vor der Taufe Christi von Francesco Francia (410) wirklich warm zu werden. Das ist doch keine Taufe, wie Johannes die Muschel vor dem Täufling hält! Dieser Jüngling in zierlich geschwungener Stellung mit den in conventioneller Anmuth sich berührenden Fingerspitzen und dem demüthig gesenkten Haupte, ist doch nicht der Heiland im Beginn seiner welterschütternden Laufbahn, auf dessen Nahen man sich nur mit Reue und Buße vorbereiten konnte! Das Wunder, daß er auf der Fläche des Wassers wie auf Eis steht, entschädigt nicht für den Mangel geistiger Größe, so wenig als der streng gezeichnete Umriß für den Mangel einer ausdrucksrichtigen Bewegung. Todt ist die Hand des Engels, der das Buch hält; eine leere Nachahmung Christi das Händefalten des andern; beide zeigen nicht mehr Theilnahme an der Handlung, als gewöhnliche Ministranten in der Messe, und als sie freilich bei dieser Darstellung erwecken kann. Nur das Aeußerliche, die Art zu zeichnen, die gewissenhafte Art des Farbenauftrags geben nach meiner Ansicht dem Bilde einen Werth.

Wir haben in diesem Saale noch einige Werke von großem künstlerischen Werthe zu betrachten, wenn sie auch nicht alle zu den Gemälden ersten Ranges zählen. Vor Allen wird unser Auge angezogen durch die Farbenpracht und Kraft des großen Altargemäldes (67) von Bartolomeo Ramenghi, genannt Bagna-Cavallo, den wir mit Lanzi zur bolognesischen Schule rechnen. Freilich weist die nebenhängende Copie der St. Cecilia von Rafael sehr handgreiflich auf die Quelle, aus welcher der bolognesische Meister geschöpft; allein es bleibt ihm doch das eigenthümliche Verdienst, mit der großartigen Anordnung der römischen Schule, einen Ernst der Darstellung und Charakteristik, den Giulio Romano nie erreicht, und eine Selbständigkeit der Farbengebung vereinigt zu haben, um welche ihn größere Meister hätten beneiden können. Ueber das Bild theilt uns übrigens der Katalog die beinah lustige Notiz mit, daß es für dreihundert Ducaten in Bologna gekauft, aber zugleich durch ein anderes Bild ersetzt worden, wofür man vierhundert Ducaten geben, das mithin um hundert Ducaten mehr werth sein mußte.

Das Opfer Abraham's von Andrea del Sarto (28) ist eine kunstgeschichtliche Celebrität. Vasari spricht davon mit einer Begeisterung, die kaum einer Steigerung fähig ist und die nachfolgenden Zeiten, in denen man noch unempfindlicher gegen den Unterschied einer unmittelbaren und einer theatralischen Darstellungsweise geworden war, und die correcte Zeichnung, die Virtuosität der Ausführung mehr in's Auge faßte als Charakteristik der Personen und Wahrheit der Handlung, haben ihn noch überboten. Die Gegenwart ist etwas lauer dagegen geworden und hält sich vornehmlich noch an den schönen Körper des der Laokoongruppe nicht ganz fremden Jünglings. Dennoch ist die Geschichte des Bildes nicht uninteressant, das im Jahre 1529 von dem florentinischen Edelmann Giov. Bett. della Palla für den König

Franz I. von Frankreich gekauft worden, um den Künstler, der sich durch eine übereilte Flucht aus Paris (1519) sowie durch Wortbrüchigkeit und Gelderveruntreuungen des Königs Zorn zugezogen, wieder mit ihm auszusöhnen. Das Bild kam aber nicht nach Frankreich. Der Besteller della Palla, wurde 1530 nach der Rückkehr der Mediceer nach Florenz (und nach Andrea del Sarto's Tode) seiner Freiheit beraubt; das Gemälde wurde von Fil. Strozzi gekauft und an den Marchese Alfonso Davalos geschenkt, der es in seiner Villa auf der Insel Ischia aufstellte. Von dort gelangte es in die herzogliche Galerie zu Modena und mit ihr nach Dresden.

Die Dresdner Galerie besitzt sieben Bilder von Benvenuto Tisio genannt Garofalo, die mehr oder weniger als Beispiele gelten können, wie weit es ein Künstler von Talent, aber ohne Genie, durch Fleiß und Befolgung guter Muster bringen kann, zugleich aber auch, wie wenig erquicklich solche Anstrengungen sind. Da fehlt bald Einheit und Zusammenhang in der Composition (125), bald lebendiger Ausdruck (121), und selbst wo ihm eine Zeichnung Rafael's zu Gebote stand, wie bei dem Bacchuszug (127), weiß er die Züge einer geistreichen Anlage mit trockner Hand auszuwischen. Eine Ausnahme macht das räthselhafte, im Katalog „Neptun und Pallas" genannte große Gemälde (124), das von großer Schönheit der Zeichnung und der Linien ist. Der alte Katalog schreibt das Bild dem Fr. Francia zu und sieht darin eine Allegorie auf die Familie Doria, mit dem Urahn derselben und der Religion.

Von einem andern Ferraresen, Dosso Dossi, zählt die Galerie neun Bilder. Sie sind in der That großentheils nicht sehr bedeutend, einzelne, wie der Traum (117) sogar geschmacklos; die mehrsten hatten beim Ankauf andere Namen, Garofalo, Parmeggianino, Ann. Caracci ꝛc.

Wer sich viel in den Sälen von Gemäldegalerien bewegt, dem kann die Bemerkung nicht entgehen, daß die mehrsten Besucher sich daselbst wie in der Fremde befinden; rathlos schweifen ihre Augen von Bild zu Bild; häufig folgen sie irgend einem Vertrauen einflößenden Vortreter und suchen dann nach den Schönheiten des von ihm mit Eifer betrachteten Werkes. Welch ein Schreck, wenn der Mann, sich selbst und den Ort seiner Studien vergessend, plötzlich in den Monolog ausbricht: „Abscheulich! So viel Mühe um Nichts!" Wem es nun weniger um die Erkenntniß des Werthlosen, als um den Genuß im Guten und Schönen zu thun ist, wie soll er sich diesen sicher stellen? Es ist ein gar leidiger Trost, zu sagen: „Ich verstehe nichts von der Kunst; aber das oder das Bild gefällt mir!" Ganz geheuer ist's Einem dann doch nicht bei der Verwerfung desselben durch eine Autorität. Es wird eben dann doch nichts übrig bleiben, als daß man sich dem Studium der Sprache der Kunst unterzieht, so gut als man englisch oder indisch lernt, um zu verstehen, was englisch oder indisch geschrieben ist. Man muß sich Rechenschaft geben lernen über die Wahl des Stoffes für ein Bild, über die Art der Auffassung, über Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung der Handlung sowohl als der Charaktere, über die Anordnung, über den Styl in den Formen und der Farbe, über den Geschmack bei der Wahl derselben, über Haltung, Wirkung und Harmonie, über technische Meisterschaft u. s. w. u. s. w. Selten trifft man auf ein Werk, das nach allen Seiten hin befriedigt; noch seltener aber auf eines, das nicht wenigstens nach Einer hin eine Befriedigung gewährte. Und so würde zuletzt alle Kunstthätigkeit vor dem Beschauer zu ihrem Rechte gelangen und jeder Beschauer für sein besonders Interesse entsprechenden Genuß finden.

Zu diesen Betrachtungen führte mich das Gemälde von Palma giovine (227), der zwölfjährigen Maria erster Tempelgang. Es ist eine erstaunliche Bewegung in dem Bilde und so wird man leicht verleitet, die Darstellung für lebendig zu halten. Allein wenn auch Leben nicht ohne Bewegung denkbar ist, so ist doch Bewegung noch nicht Leben. Untersucht man die Figuren genauer, so findet sich, daß die Gesten nichts zu bedeuten haben und daß die ganze Lebhaftigkeit keinen höhern Werth hat, als das laute, nachdrucksame Aussprechen wenig- oder nichtssagender Worte. Schreckt eine solche Entdeckung von der weiteren Betrachtung des Bildes ab, so wird man doch wieder angezogen werden können durch die Bemerkung, daß der Künstler, der allerdings die Grundbedingungen eines vollendeten Kunstwerkes ungenügend erfüllt, doch an einigen andern Stellen beachtenswerthe Gaben zeigt, wie hier, wo wir eine überaus wohlthuende Farbenharmonie, geschlossene Haltung und eine bewundernswürdige Freiheit und Fertigkeit des Vortrags sehen. Freilich ist's nicht viel, wenn man von einem Prediger rühmt, er spreche sehr geläufig, mit einem wohlklingenden Organ und mache viele Bewegungen.

Ungefähr derselben, nur um etwas spätern Zeit angehörig als Palma ist Alessandro Turchi, genannt l'Orbetto aus Verona. Die Sammlung besitzt zehn Bilder von ihm. Auch hier ist nicht ein Geist der Composition, der uns anzieht, nicht Phantasie noch Schönheitsinn in irgend augenfälliger Weise; aber die ganz ungemeine Kraft der Ausführung, die Abrundung der Gestalten machen in Verbindung mit kenntnißvoller Zeichnung selbst ohne besondere Feinheit des Geschmacks einen

bleibenden Eindruck, wie z. B. der David mit dem Schwerte und Haupte Goliath's (312) so wie ein verwandtes eines verwandten Künstlers, die Judith mit dem Haupte des Holofernes von Al. Varotari, genannt Padovanino, da überdies beide Gemälde von sprechendem Ausdruck sind.

Es reiht sich hier sogleich noch ein Künstler an, bei welchem ebenfalls das malerische Talent über den künstlerischen Geist und Geschmack das Uebergewicht zeigt, Domenico Feti aus Rom, der mit elf Bildern im Katolog aufgeführt ist. Er hat auf eigenthümliche Weise die Schulden eingefordert, welche ein Jahrhundert vor ihm niederländische Maler in Italien gemacht. Wenn ein Mabuse, Schoreel, Hemskerk, Floris ꝛc. ꝛc. ihre deutsche Herkunft verleugnend, aus Rafael's und Buonarroti's Farbentöpfen gemalt, so erholte sich Feti dafür bei Rubens und Van Dyk, ja sogar bei den Genremalern, denen er die Schilderung gemeiner Zustände absah. Wie aber unsre Deutschen wohl aufhören konnten Deutsche zu sein, ohne dafür Italiener zu werden, so hat Feti zwar die ideale Auffassung der italienischen Kunst aufgegeben, nicht aber die niederländische Naivetät dafür erlernt oder erworben, weil eben Naivetät sich nicht erwerben oder erlernen läßt. Dafür hat er die Aeußerlichkeiten, Farbe, Geschmack, Costüme, ꝛc. ꝛc. trefflich und treffend nachgeahmt.

Doch wenden wir uns lieber noch zu einigen ältern Bildern! Da ist eine Tochter der Herodias mit dem Haupte Johannis (17) von einem unbekannten mailändischen Meister. Nicht allein des Täufers abgeschlagenes Haupt ist leblos, auch aus dem Gesicht der Königstochter ist alles Blut zurückgetreten. Sie ist auf dem Gange zur Mutter mit dem gräßlichen Opfer, und in sichtbarem Kampfe innerer und äußerer Bewegung, indem die Wendung des Kopfes der des Körpers nicht folgt, wohl aber das Auge, das nur den Weg sucht, aber über das Haupt hingleitet. Die strenge, fast trockne Zeichnung in Verbindung mit den großen, edlen Formen, und der furchtbare Ernst des Ausdrucks weisen auf Beltraffio als Urheber hin, nicht auf Leonardo, wofür es einst verkauft worden; auch nicht wie von Quandt will, auf Marco d'Oggione, der wärmer in der Farbe; noch weniger auf Salaino (wie der Katalog andeutet), der viel weicher in den Formen ist. Dagegen erinnert das Bild lebhaft an die H. Barbara Beltraffio's im Berliner Museum.

In demselben Saale hängt ein Bild von der Hand Giulio Romano's, eine heilige Familie (64), bekannt unter dem Namen „Madonna della scodella," den auch ein Gemälde Correggio's in Parma führt, und einst gemalt für den Herzog Friedrich von Mantua. Es scheint fast als wäre der Künstler in Verlegenheit gewesen, was mit dem Stoff anzufangen sei. Die alte Kunst hatte lediglich die dogmatische Bedeutung vor Augen, wenn sie die Madonna mit dem Kinde malte, und nur hie und da wird der Menschwerdung Gottes einige Rechnung getragen. Allmälig erwacht das Verhältniß zwischen Mutter und Kind und Rafael wandte sich mit Vorliebe dem zu, um die ganze Fülle des sich hiemit erschließenden lieblichen und rührenden Gemüthlebens sich und seiner Kunst zuzuführen. Giulio fand diese Seite des heiligen Familienlebens vollkommen abgeweidet und mochte zu einem neuen Anbau derselben Art um so weniger Lust haben, als sie weder seiner Denkweise, noch der herrschend gewordenen der Zeit mehr entsprach. Sollte nun doch der Stoff wieder in die Werkstatt, so mußte ihm ein neues Interesse abgewonnen werden; die heilige Familie theilte mit andern nicht nur das Glück der Mutterſorge, Liebe, der Freude, der Andacht ꝛc., sondern auch die Aufgabe jeglicher körperlichen Pflege; das Kind muß zu essen und zu trinken haben, gewaschen und gebadet werden. Und so führt uns denn Giulio an den Waschtisch der heiligen Jungfrau, und zeigt uns, wie sich das heilige Kind benimmt, wenn es auf dem Rand einer Schüssel stehend mit Wasser begossen wird. Wäre die Aufgabe mit dem Gemüth und dem zarten Schönheitssinn Rafael's gelöst, so würde sicher der unbedeutende Vorgang uns zu Herzen gehen; hier aber, wo kein besondrer Zug die Handlung beseelt, die Formen aber mit ihrer etwas starren Idealität ihr das Gepräge des großen oder gar des Erhabenen aufdrücken, das zu dem Gegenstande im grellsten Contrast steht, kann es zu einer irgend befriedigenden Wirkung nicht kommen. Dennoch hat das Bild einen nicht zu übersehenden Werth, da es im Ganzen nur sehr wenige Sammlungen gibt, die sich rühmen können, ein Werk Giulio's zu besitzen, der, nachdem er die Hälfte seines Lebens Rafael gedient, die andre Hälfte ausschließlich der Ausführung der vornehmlich architektonischen Plane des Herzogs von Mantua widmete.

Wir haben früher die Auffassungsweise des Correggio besprochen und daran erinnert, wie er unter dem Einfluß der Verweltlichung der kirchlichen Kunst durch das Bedürfniß nach Heiterkeit dazu gekommen. Es scheint, daß in Folge von Bekanntschaft mit seinen Gemälden Andrea del Sarto das Bild von der Vermählung der heilgen Katharina gemalt, das in diesem Saal unter Nro. 27 aufgestellt ist. Lachend, als gält es einen Kinderspaß, steckt der Christusknabe der jungen Heiligen den Ring an den Finger; heiter lächelt auch St. Margareth, da Johannes sein Lämmchen gegen ihren Drachen in Schutz nimmt.

Ehe wir zur Sixtinischen Madonna gehen, lassen Sie uns eine Nachlese halten in den Cabinetten; denn nach jener, fürcht' ich, haben wir für Nichts mehr Augen, als für den Heimweg. — Eines der interessantesten und schönsten Cabinetsbilder der Dresdener Galerie ist die Anbetung der Könige Nro. 412. Man hat es neuer Zeit, ich weiß nicht auf wessen

Andrea del Sarto.

Verantwortung, dem Francesco Francia zugeschrieben, nachdem es einige Menschenalter hindurch als ein Werk des Pietro Perugino gegolten. Nach meiner Ansicht sind beide Bezeichnungen falsch; doch weist die Behandlung und Farbenwahl mehr in die umbrische Schule als nach Bologna. Was aber die Composition betrifft, so ist sie so originell im Gedanken, so neu in den Motiven der Darstellung und selbst der Anordnung, daß ich bei keinem der bekannten Meister, am allerwenigsten aber bei Francia dafür einen Anhaltpunkt finde, der die enggezogenen Grenzen der Lyrik nie überschreitet. Die Scene spielt vor einem Tempel (oder Palast) in einer weiten, herrlichen Landschaft. Die Könige mit großem Gefolge sind angekommen und stehen und knien mit Verehrung und Geschenken vor dem Kinde, das seinen Segen mit beiden Händen ertheilt. Wohl herrscht Anmuth in allen Bewegungen, aber die Anmuth ist nicht der Beweggrund, wie dies fast durchweg bei Perugino der Fall ist; vielmehr geht eine jede aus der Darstellung selbst hervor, und so ist auch der Ausdruck der Gesichtszüge lebendig und vollkommen entsprechend, selbst der Unterschied in der Andacht der Könige und der Knechte mit Bestimmtheit hervorgehoben. Gut in der Zeichnung sind besonders die Gewänder in Form und Anordnung vortrefflich, und ein edler und freier Geschmack macht sich in den Waffen und Trachten bemerklich.

Welchen wunderbaren Variationen ist dasselbe Thema in der Phantasie der Künstler, selbst solcher, die sich nahe stehen, unterworfen! Die Anbetung der Hirten Nro. 53, die als Copie nach Rafael (ohne nähere Angabe über das Original) aufgeführt ist, zeigt uns

die Hirten bei ihrer Andacht in ſo leidenſchaftlicher Aufregung, daß ſie ihren Platz ſchwerlich Andern reſpectvoll eingeräumt haben würden, und wenn dieſe Andern dreifache Kronen getragen. Und doch, obſchon ſie heranſtürmen zur heiligen Hütte, wie eine Fuge im Oratorium, wie presbyterianiſche Schwärmer zum Altar, hält ehrfurchtsvolle Scheu ſie gebannt,

Rubens.

und über den um das heilige Kind gezogenen Zauberkreis ſtrecken ſie verlangend die Arme hinein. Die ganze Conception mit ihrer mehr rhetoriſchen als gefühlvollen Darſtellweiſe liegt nach meinem Ermeſſen der Natur Rafael's zu fern und paßt viel mehr zu der etwas wilden, mehr von Reflexion als von Empfindung erwärmten Phantaſie Giulio Romano's, wie denn auch die Formen in Köpfen und Körpern ſeine, nicht Rafael's, Handſchrift zeigen.

Gleichfalls zu den ſeltenen Meiſtern gehört der Florentiner Fr. Ubertini, gen. Bacchiacca. Obſchon der Mitte des 16. Jahrhunderts mit ſeiner Thätigkeit angehörend, hat er doch noch viel von den Formen der alten Kunſt an ſich. Dagegen unterſcheidet er ſich von ihr, die ſich innerhalb eines beſtimmten kirchlichen Ideenkreiſes hielt, weſentlich durch die Wahl des Stoffs. Sein Bild würde ohne die zufällige Kenntniß einer altitalieniſchen Novelle unerklärlich ſein. Daraus aber erfahren wir von dem ſeltſamen Teſtament eines Königs, der demjenigen ſeiner drei Söhne nach ſeinem Tode die Krone beſtimmt, der am beſten ſein Herz treffen würde. Der Leichnam wird an einen Baum gebunden, die beiden älteren Söhne haben bereits von Bogen und Pfeil Gebrauch gemacht; der jüngere Sohn aber erklärt, daß es ihm unmöglich ſei, den Pfeil auf das Herz des Vaters abzuſchießen, worauf der Richter ihm, als demjenigen, der das Herz des Vaters am beſten getroffen, die Krone zuerkennt. Der Verſuch, neue Stoffe dramatiſch zu bearbeiten, war — wie erwähnt — der Malerei jener Zeit neu. Um ſo bedeutender erſcheint der Künſtler, der, wenn auch nicht eine im Ganzen wirkungsvolle Compoſition hervorgebracht, doch allen einzelnen Figuren Leben

und sprechenden Ausdruck zu geben verstanden. Die Malweise freilich erinnert mit ihrer entschwindenden Kraft der Farben und der größeren Weichheit der Umrisse an die sinkende Zeit der Kunstblüthe.

In der ältern Kunstperiode, da man den Gemälden noch nicht den Werth der Wirklichkeit beilegte, und bei der Unvollkommenheit der Kunstmittel nicht einmal beilegen konnte, hatte es durchaus nichts Auffallendes, verschiedene Scenen einer Geschichte auf derselben Wand oder Tafel neben einander, ohne alle architektonische Abtheilung, abgebildet zu sehen. Die Kunst gab damit nichts, als eine Erzählung in einzelnen Bildern, zwischen denen man in Gedanken den Text einschieben mußte. Wie sich aber die Gestalten bis zur Täuschung abrundeten, Linear- und Luftperspective die Räume zur Wirklichkeit ausdehnten und die Formen den Schein des Lebens erhielten, da mußte man empfinden, daß zwei durch die Zeit geschiedene Vorgänge nicht in demselben Raume mehr Platz hatten, daß am allerwenigsten dieselbe Person an derselben Stelle zwei-, drei- und mehrmal gesehen werden konnte. Dennoch hat man sich nur schwer von der alten, lustigen Weise getrennt, die dem Maler für seine Phantasie einen so großen Spielraum ließ, und lieber den Vorwurf des Widerspruchs über sich ergehen lassen. So ist im Palast Pitti zu Florenz ein Gemälde des Andrea del Sarto, auf welchem die ganze Geschichte Josephs abspielt. Der Art ist auch das Gemälde Nro. 25 der Dresdener Sammlung von Andrea's Freund und Stubengenossen, Francia Bigio, auf welchem die Geschichte von David, Bathseba und Urias ausführlich geschildert ist. Links sehen wir Bathseba mit ihren Dienerinnen im Bade (beiläufig! eine Sammlung vortrefflicher Modellstudien und zwar nach demselben Modell in den verschiedenartigsten Stellungen!), auch entdeckt man den König auf der Zinne seines Palastes. Weiterhin finden wir den betrogenen Feldhauptmann Urias an der Tafel des Königs und weiter in der Mitte des Bildes, vor seinem Hause unter den Knechten schlafend, weil er seiner Pflicht zu fehlen fürchtete, wenn er — obschon auf des Königs Geheiß — sich's daheim wohl sein lassen wollte, so lange ein Feind seines Herrn im Felde stand; dann links die Abgabe des verhängnißvollen Briefes, mit welchem David, um sich in den ungestörten Besitz seines Weibes zu setzen, den treuen Diener verrätherisch dem Tode überlieferte. Uebrigens verdient das Bild in künstlerischer Beziehung besondere Beachtung, da es, ungeachtet seiner novellistischen Form in der Darstellung, doch eine sehr ernste Zeichnung und Färbung hat.

Von Vincenzo di San Gimignano berichtet uns Vasari, daß er als Schüler und Freund Rafael's in Rom vortreffliche Arbeiten in Fresco geliefert, daß er aber, seit er in Folge der Einnahme Roms durch die Franzosen 1527 nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, nichts rühmenswerthes mehr geleistet habe. Ist dies richtig, so hat er das kleine Madonnenbild der Galerie, Nro. 59. noch unter dem Einfluß Rafael's und der Luft von Rom gemalt; denn es ist reizend! voll Gemüth und Anmuth, voll wahrhaftiger Empfindung; dabei schön in den Formen, von reiner Zeichnung und geschmackvoller Anordnung; und nur der Silberton der Farbe läßt etwas mehr Kraft zu wünschen übrig.

Zur Begriffsbestimmung eines Gegenstandes gelangt man oft am sichersten und raschesten durch die Vorstellung seines Gegentheils. So gewinnen wir häufig durch fremden Widerspruch die Klarheit der eigenen Gedanken; oder es tritt durch eine falsche Bemerkung gereizt die Wahrheit von selbst hervor. „Das ist doch eine echt katholische Madonna!" So sagte vor der Sixtinischen eine begeisterte Freundin der Kunst zu mir. Nie noch hatte ich diesem Bilde gegenüber an irgend eine Confession gedacht; der an mich gerichtete Ausspruch ließ mich sogleich empfinden, warum? „Der Meinung dürften nicht Alle sein," erwiederte ich, „und vielmehr die Madonna von Altötting, Montenero oder von Loreto für katholischer halten. Denn dafür sind Wunder unerläßlich; und Wunder, Mirakel nämlich, hat meines Wissens die Rafaelische noch nicht gethan, es sei denn—" „O, ich bitte," fiel mir die Dame in's Wort, „Sie wollen mich persifflliren! Das wird nicht angenommen! Nein, Maria ist in der katholischen Kirche die Königin des Himmels, und so hat sie Rafael hier vor uns aufgestellt, in aller Hoheit und Majestät." — „Sonderbar," fiel ich ein, „wie ein und derselbe Gegenstand zwei ganz gesunden Augenpaaren so ganz verschieden erscheinen kann! Ich erinnere mich, es ist eine alte Tradition, hundertfältig in Verse gebracht und zweihundertfältig in Prosa niedergelegt; ich glaube sogar, ich habe sie selbst einmal aufgenommen und weiter gegeben: die Sixtinische Madonna sei das Ideal der „Himmelskönigin," wozu dann natürlich die „Majestät" gehört. Aber die Traditionen, Beste, halten selten aus, bei Lichte besehen. Nun lassen Sie uns einmal, ohne Rücksicht auf die Tradition, auf das Bild sehen, auf diese uns entgegenschwebende himmlische Gestalt! Ist ihre Seele voll Majestät, oder voll Bewußtsein ihres Glücks? lebt ein andrer Gedanke in ihr, als der des Berufes-Trägerin des Weltheilandes zu sein, und sprich, sie ihn nicht klar und mit rührender Bescheidenheit aus? Das ist aber nicht „katholisch" in Ihrem Sinne; das ist die weltgeschichtliche

Auffassung, wie sie allein Rafael's und seines herrlichsten Werkes würdig ist, und wie sie Zug für Zug durch das ganze Gemälde zu erkennen ist.

„Wir müssen, um das Bild richtig zu fassen, auf ältere Darstellungen desselben Gegenstandes zurückgehen; denn jedes Ideal hat seine Geschichte, in der Kunst wie in der Mythe. Im Altardienst wird durch den Priester bei der Wandlung auf symbolische, oder wenn Sie es realistisch nehmen, auf wunderhafte Weise Christus immer neu geboren. Zu diesem „Verbum caro factum" gehört das Altargemälde, das Christuskind, und da es nicht ohne die Mutter sein kann, auf deren Armen oder Schooß. Da in ihm alle Geschlechter gesegnet sein sollen, so geben die Künstler ihm die segnende Handbewegung und zwar nach kirchlicher Vorschrift, die griechischen anders als die lateinischen. Die Madonna bleibt dabei immer Nebenfigur, nur um des Kindes willen gegenwärtig. Inzwischen ist Alles dem Wandel unterworfen und so hat sich auch in der Kirche ein Cultus der Mutter Christi gebildet, welcher nach und nach dem Kind die Nebenstelle angewiesen. Dieser Madonnencultus, wenn er auch schon vor der Reformation in der Kirche gepflegt worden, ist ein ganz besonderes Merkmal der spätern Zeit (wie er erst in allerneuester Zeit in dem Dogma der unbefleckten passiven Empfängniß eine neue Spitze erhalten) und darum — weil erst im Gegensatz gegen Protestantismus von Katholicismus die Rede sein kann — echt katholisch. Dieser Auffassung ist Rafael bei der Sixtina nicht gefolgt. Ein Blick auf das Bild genügt, um zu erkennen, daß hier der Nachdruck nicht auf der Mutter, sondern auf dem Kinde liegt, das die ursprüngliche Idee des Fleisch gewordenen Wortes in unübertrefflicher Macht und Vollkommenheit darstellt. Aber Rafael ist nicht nur zur Reinheit der alten Auffassung zurückgekehrt, sondern er hat sie auch mit neuer, lebendiger Empfindung durchdrungen. Die segnende Handbewegung war allmälig zur Ceremonie geworden und damit ihre Wirkung abgestumpft. Nur der Gedanke, daß in Christus alle Geschlechter der Erde gesegnet sein sollten, lebte in ungeschwächter Kraft. Er bedurfte in der Hand des Genius der Ceremonie nicht, um ausgesprochen zu werden. Rafael gibt dem heiligen Kind Gestalt und Züge, die die Machtvollkommenheit zeigen, mit welcher es einst die Welt erschüttern, der Menschheit neue Ziele und neue Bahnen vorzeichnen und jedem Einzelnen die Mittel ewiger Glückseligkeit an die Hand geben wird; aber die Hände ruhen im Schooß und kein äußerliches Zeichen vermittelt den Gedanken. In dieser Wirksamkeit des Gedankens ohne die hergebrachte Form erkenne ich die geschichtliche Bedeutung des Bildes, sowie in der Sicherheit und Klarheit, womit er ausgesprochen, die Größe Rafael's. Denn nicht einmal copiren läßt sich der eigentliche geistige Gehalt dieses Bildes, geschweige von Neuem hervorbringen."

Von einer andern Seite erging die Frage an mich, was wohl Rafael sich bei den beiden Engelsknaben gedacht, die unten auf der Brüstung liegen? „Sie werden," erwiederte ich, „von der neuesten Arbeit von Cornelius gehört haben, der Erwartung des Jüngsten Gerichts? Ich glaube, daß Rafael bei der Sixtinischen Madonna etwas Aehnliches, nur allerdings mit größerer Berechtigung vor Augen gehabt. Auch hier handelt es sich um die Erwartung einer himmlischen Erscheinung. Denken wir uns das Bild an seiner Stelle; die Gemeinde im Gebet vor dem Altar, harrend auf die wirkliche Gegenwart des Heilandes. Noch ist der Vorhang herabgelassen; aber vorn an der Brüstung haben vor ihm ein Paar Himmelsknaben Platz genommen, der nahen Ankunft des Göttlichen gewärtig. Ueber ihnen knien die Schutzheiligen des Altars, St. Sixtus und Sta. Barbara in derselben Absicht. Nun öffnet sich der Vorhang und Madonna schwebt hernieder mit dem heiligen Kind, das die Schätze des Himmels und der Erde vertheilen und allen Seelen den Frieden geben kann. Nun wendet Barbara sich herab zur Gemeinde, um sie zum Mitgebet aufzufordern; nun weist Sixtus mit bittend empfehlender Geberde auf die Betenden und blickt zu der Gottheit empor. Aber die Engelknaben bleiben ruhig in ihrer Stellung; was sie erwartet, ist gekommen und sie versenken sich in den vertrauten aber immer neubeseligenden Anblick."

„Wie Schade darum," äußerte die oben erwähnte Freundin der Kunst, „daß das Bild nicht mehr an seiner ursprünglichen Stelle, überhaupt nicht mehr in einer Kirche ist!"

„Es thut mir leid, Gnädigste," mußte ich antworten, „daß heut' unsre Ansichten so weit auseinandergehen. Auch hier muß ich sagen: Gottlob! statt: Schade! Allerdings gehört der Kirche das Verdienst, dieses Kunstwerk wie viele tausend andre und die ganze Kunstentwicklung hervorgerufen zu haben. Wenn aber die Kunst im Dienst der Kirche Kräfte entwickelt, die über das Bedürfniß der Kirche weit hinausreichen, wohl aber an andrer Stelle Großes leisten können, so tritt diese von selbst zurück. Warum ist denn keines oder fast keines der großen Meisterwerke der Malerei an seiner ursprünglichen Stelle? Weil die Kirche den Hauptnachdruck nicht auf das Altarbild, sondern auf den Altardienst legt, weil der Priester seine Messe liest und die Gemeinde sie mit demselben Maße der Andacht hört, ob ein altes oder neues, ein gutes oder schlechtes

Gemälde, ein Original oder eine Copie über dem Altar steht. Freilich war es zuerst großentheils Prachtlust, der die aus der Kirche genommenen Kunstschätze dienen mußten, und diesem Wechsel bin ich gern erbötig, mit Ihnen meine Zustimmung zu versagen. Nicht in dem Putzzimmer und dem Salon der Großen ist die bleibende Stätte für Werke, die geschaffen sind, Alles, was Empfindung hat für das Schöne, zu erfreuen und zu erheben. Sie gehören dem öffentlichen Leben! Und hat dieses eine Stelle, wo sie Allen leicht zugänglich sind, wo der Laie sich an ihnen erquicken, der Künstler sich an ihnen bilden, und Jedermann von ihnen lernen, und sie verstehen lernen kann, so wollen wir Gott und Allen dafür danken, die uns diese Stelle bereitet. Denken Sie sich, daß wir, um die Sixtinische Madonna zu sehen, jedesmal nach Piacenza reisen und dort warten müßten, bis der Altar frei wäre, wenn wir nicht vorzögen, sie während der heiligen Messe zu betrachten. Es wäre doch sehr unbequem! Und welchen Wechselfällen wäre sie dort bei Kirchenfesten, Renovationen, Illuminationen und Processionen ausgesetzt; nicht gerechnet daß, wie tausendfältige Erfahrung lehrt, der heilige Ort durchaus keine Gewähr eines sichern Wohnsitzes bietet, und daß der goldne Schlüssel auch Kirchenschlösser öffnet und geistliche Gewissen zuschließt. Darum preise ich das Glück, daß das herrlichste aller Bilder, die Perle der Raphaelischen, wie der christlichen Kunst überhaupt, da es nicht im Vatican eine Stelle gefunden, nach Dresden geführt, diesem Weltreiseziel, wo es seit seiner Uebersiedelung dahin schon Hunderttausende erhoben und entzückt und mit den höchsten Wundergaben der Kunst vertraut gemacht hat.

Der redselige Philosoph von Verney beschuldigt die Deutschen, sie wüßten nicht zu rechter Zeit aufzuhören. Dieser Ausspruch Voltaire's, und nicht etwa Erschöpfung des Vorrathes nennenswerther Gegenstände in der italienischen Abtheilung, führt mich heute aus ihr und in die deutsche, zunächst zu den Niederländern. Von Rubens sind viele und ausgezeichnete Bilder in der Sammlung; doch den Umfang seines Werthes und seiner Gaben kann man hier nicht so gut kennen lernen als in München oder in Wien. Rubens' künstlerisches Vermögen tritt am stärksten und reinsten an Gegenständen aus dem wirklichen Leben hervor, dem vergangenen wie dem gegenwärtigen, nicht bei symbolischen, religiösen, mythologischen und dergleichen Aufgaben. Ueberall aber ist ihm die Grenze gezogen durch den Mangel an Zartgefühl und Geschmack. So bewundernswürdig seine dramatische Darstellungsgabe ist, so verfällt er doch leicht in Uebertreibung und in's Theatralische, oder wenn er wahr bleibt in's Niedrige und Gemeine. Selbst bei dem reizenden Bilde (dem schönsten von ihm in der Sammlung), dem „Liebesgarten" (Nro. 803), wo unter der Herrschaft von Liebesgöttern sich heitre Menschen gütlich thun, wo er selbst mit seiner Frau, seine Freunde mit ihren Frauen und Geliebten, dem Entzücken eines sichtlich beglückten Daseins sich hingeben, streift die Darstellung über die Grenze hinüber, welche das Schicklichkeitsgefühl in geselliger Gemeinschaft der Sinnenlust gezogen. Dies abgerechnet ist das Bild, vornehmlich unter der reizvollen Wirkung von Farbenpracht und Harmonie ein mit kunstreichsten Händen aus beglückenden Göttern und beglückten Menschen gewundener frischer Blumenstrauß.

Noch energischer tritt sein Talent der Darstellung heraus in der „Schweinsjagd in waldiger Gegend" (Nro. 801). Hast der Verfolgung, Entschlossenheit des Angriffs und wilde Flucht sind an Thieren und Menschen mit gleicher Lebendigkeit und Wahrheit geschildert, so daß man Augenzeuge des Moments in der Wirklichkeit zu sein glaubt. Da ist nirgend eine gesuchte, oder falsche Bewegung, eine jede ist durch den Augenblick geboren und bezeichnet ihn auf das vollständigste; dazu sind alle Figuren mit einer Leichtigkeit gezeichnet, als seien Pinsel und Farbe zu handhaben wie Zunge und Wort. Auch die Landschaft mit den Baumgruppen links und der Fernsicht rechts ist von der gleichen naturgemäßen und entsprechenden Wirkung.

Daß Rubens ganz besondere Freude an wilden Thieren hatte, hat er uns in vielen großen Gemälden gezeigt. Zu den glücklichsten der Art gehört die Tigerin, die ihre Jungen säugt (Nro. 798), zu der eine andre (oder ist's der Gemahl?) mit einer Jagdbeute herzuspringt, während Onkel Löwe einen Besuch abstattet bei der Wöchnerin.

Unter den Bildnissen, deren viele sehr schön, doch keines ersten Ranges ist, ziehen immer seine beiden Söhne (809) am meisten an: gewiß wegen der überaus anmuthigen Composition und des liebenswürdigen Ausdrucks der beiden Knaben; denn die Ausführung betreffend wird es mir schwer, die freie, sichere Hand des Meisters darin zu erkennen. Die Galerie Liechtenstein in Wien hat, wie der Katalog sagt, dasselbe Bild; es ist mir leider! nicht gegenwärtig genug, um sein Verhältniß zu dem Dresdner bestimmen zu können.

Das Bild Nro. 796, wo man ein altes Weib mit ein paar Knaben in einer Höhle am Kohlenbecken sieht, verdient Beachtung, weil es gewissermaßen als die Quelle oder als eine der Quellen betrachtet werden kann, aus welcher Hohnthorst, Ger. Dow u. A. ihre Licht- und Feuereffecte geschöpft; wie denn Rubens

nach allen Seiten hin der sehr herabgekommenen Kunst neue Lebenskräfte zugeführt, neue Anregungen gegeben. In der Hinsicht ist auch die Landschaft (Nro. 800), das Escurial in Spanien, trotz seiner grünen Felsen mit rosenrothen Lichtern von Bedeutung.

Bei Bildern aus der Geschichte, namentlich der von ihm mit Vorliebe behandelten römischen, vermißt man in dem Reichthum ausdrucksvoller Motive und höchst anschaulicher Schilderungen die einem Kunstwerk unerläßliche Bedingung eines guten Geschmacks. Rubens aber kann selten bei vorkommenden Gelegenheiten der Versuchung widerstehen, eine kleine Ungezogenheit anzubringen; und ebenso selten gelingt es ihm, durch schöne Anordnung der Trachten und Gewänder seiner fast immer wunderbaren Farbenwirkung volle Befriedigung zu geben. Dies Alles gilt in verschiedenen Graden von dem Bilde Nro. 806, wo Clölia mit ihren Gefährtinnen durch den Tiber schwimmt, um dem Etruskerkönig Porsenna, dem sie zur Geisel gegeben war, flüchtend zu entrinnen.

Biblische oder sonstige Heiligen-Bilder von Rubens wirken meistentheils nur durch eines der Kunstmittel, über die er mit vollkommener Freiheit gebot; nicht durch die Sache selbst oder den innewohnenden Gedanken. So ist die Bathseba im Bade, der ein Mohr einen Brief bringt, (allerdings nicht grade eine Heiligengeschichte!) doch nur durch die fast mährchenhafte Durchsichtigkeit und Lebenswahrheit der Farbe bedeutend; der heil. Hieronymus (Nr. 791.) ebenfalls durch die lichte, warme Carnation und die Leichtigkeit und Genialität, mit welcher die faltenreiche Haut eines halbverhungerten häßlichen alten Mannes im Bilde wiedergegeben ist, während nicht Ein Zug an den großen, fleißigen Kirchenvater und tiefsinnigen Denker erinnert. Das Gemälde gewinnt übrigens durch das nebenstehende (928) von Ant. van Dyk ein besonderes kunstkritisches Interresse. Offenbar sind beide Bilder nach dem-

Rembrandt.

selben Modell gemalt, und so sehr ist auch das letztgenannte der Manier von Rubens entsprechend, daß sehr unabweisbare Gründe vorhanden sein müssen, um die gegebene Bezeichnung zu rechtfertigen; namentlich überrascht die Gemeinheit der Formen und Züge bei Van Dyk sehr, während die Meisterschaft der malerischen Behandlung ihm und Rubens in gleichem Grade eigen ist.

Zu dem „Jüngsten Gericht" der Münchener Pinakothek besitzt die Dresdner Galerie die Skizze (805). An dem großen Bilde in München hat Rubens schwerlich einen Pinselstrich gemacht. Er pflegte bei der Unmasse von Bestellungen, dem Beispiele der Bildhauer gemäß, nur die Skizzen zu machen, und die Gemälde selbst unter seiner Oberaufsicht ausführen zu lassen. Den Unterschied solcher Skizzen und ausgeführter Gemälde kann man an den beiden großen Legendenbildern im Belvedere zu Wien (aus dem Leben des heiligen Ignatius und des heiligen Franz Xaver) deutlich sehen, wo Skizze und Ausführung einander gegenüber hängen. Oft auch machte Rubens nur einen gezeichneten Entwurf und übergab schon dessen Weiterbildung zur Farbenskizze einem begabten Gehülfen. Der Art scheint mir die Skizze zum Jüngsten Gericht hier zu sein, die nicht leicht und flüssig genug gemalt und sogar in der Farbe schwerer ist, als man bei Rubens gewöhnlich findet.

Ist die Mythologie eine Verklärung der Natur, so muß sie unter naturalistischer Behandlung grade das einbüßen, was ihr Wesen ausmacht, die Verklärung. Rubens' Jo ist eine ganz gewöhnliche Kuh, und sein Mercurius ein gemeiner Mörder. Aber das Bild (804) fesselt dennoch unsre Blicke durch die ungewöhnlich feine und lebendige Zeichnung, durch Licht und Gluth der Farbe. Dagegen macht das „Quos ego!" (788) mit seinem sehr gemeinen Neptun, und seinem ganz trocknen Colorit trotz der feurigen Pferdeköpfe einen durchaus widrigen Eindruck. — Zu den Perlen der Sammlung gehört das Urtheil des Paris (802). Freilich sind die Göttinnen offenbar Damen der höhern niederländischen Gesellschaft, die uns und dem bäurischen Preisrichter ihre Reize eifersüchtig enthüllen, und uns somit aus dem Gebiet der kühlen Dichtung in die blutwarme Wirklichkeit versetzen; aber die Virtuosität des Vortrags und der Fleiß der Ausführung, unter denen die Frische und Lebendigkeit der Farben nur noch gesteigert erscheinen, machen dieses kleine Gemälde zu einem der kostbarsten Schätze der Galerie.

Von Van Dyk sind achtzehn Bilder in der Galerie; doch nicht alle dienen zur Verherrlichung seines Namens. Des heiligen Hieronymus (928) gedachte ich bereits. Die *heilige Jungfrau* als Himmelskönigin (930) ist — die Farbenpracht abgerechnet — ein wirklich unangenehmes Bild voll Eitelkeit und lächelnder Affection in Mutter und Kind; aber von grandioser Schönheit ist das Bildniß Karl's I., Königs von England (931). Hier hat die Kunst das Unglaubliche geleistet, indem sie uns an die treue Darstellung des geistig Unbedeutenden fesselt; denn indem sie den charakterlosen Fürsten uns vorführt wie er war, thut sie es doch auf eine Weise, die von ihrer Macht und seiner irdischen Herrlichkeit vollgültiges Zeugniß ablegt.

Die Dresdner Sammlung hat unter so vielen Vorzügen auch den, eine große Zahl von benannten Werken Rubensscher Schüler zu besitzen. Der Vorzug hat freilich eine eigenthümliche Färbung. „Will ich meine Fehler kennen lernen," sagt einmal Jean Paul, „so lese ich meine Nachahmer." Und das ist's, was uns die Schüler des großen Meisters zum Besten geben. Vor Allen ist es Jordaens, der es sich angelegen sein läßt, die Geschmackshärten und Rohheiten von Rubens in einer neuen vermehrten Auflage vorzuführen. Nicht besser verfahren Cornelis Schut, und Abraham von Diepenbeck; Erasmus Quellinus läßt in ein Paar religiösen Bildern nicht nur die Palette, sondern auch die kühle religiöse Denkweise des Meisters sehen; nur Jan Wildens geht mit seinem Jäger (853) einen eignen Weg, auf welchem es uns mitten in seiner Winterlandschaft warm um's Herz werden muß.

Im nächstfolgenden Saale ist Rembrandt der Tonangeber. Seine Phantasie ist eine Zauberin, die ihm mit der Blendlaterne leuchtet. So hat ihn treffend Cornelius dargestellt im Corridor der Münchner Pinakothek. Man weiß nicht, was man bei ihm mehr bewundern soll, die Eigenthümlichkeit seiner Darstellweise oder die Virtuosität seiner Ausführung. Jedenfalls gehören sie beide zusammen, wie man an seinen Nachahmern, denen vor allen die Virtuosität abgeht, deutlich wahrnehmen kann. Wir können diese kaum irgendwo so klar vor Augen haben als in den beiden Bildern von der Grablegung Christi (Nro. 1155 u. 1156), bei welchem letztern ich mich in dem seltnen Fall befinde, ein von der Tradition als „Copie" bezeichnetes Bild für ein Original zu halten. Beide Bilder sind nach meiner Ansicht Originale und wenig mehr als Skizzen (zu dem ausgeführten Werke in der Münchner Pinakothek). Die Eigenthümlichkeit der Darstellung beruht hauptsächlich auf Rembrandt's wahrheitsliebender, so zu sagen prosaischer Auffassungsweise. Er nimmt die heiligen Personen nicht nach ihrer historischen Bedeutung, sondern nach ihrer wirklichen Stellung im Leben und wählt als Muster dafür ähnliche Verhältnisse aus dem ihm nächstgelegenen Leben, wobei er allen-

falls einen Unterschied von Vornehm und Gering beachtet und für testamentliche Personen die Söhne und Töchter Israels aus dem täglichen Verkehr als Muster benutzt. Eine Grablegung Christi wird sich demnach bei ihm von der irgend eines armen Sünders in Nichts unterscheiden, als höchstens durch ausgesuchte Häßlichkeit aller Theilnehmer. Denn Rembrandt findet Wahrheit, Unmittelbarkeit des Ausdrucks nur in den untern Volksschichten und diese sind in der Regel spärlich bedacht aus dem Füllhorn der Schönheit. Dafür sind auch diese Gestalten alle so sprechend wahr und ergreifend in Allem, was sie thun und empfinden, daß man darüber ihre Häßlichkeit vergißt — denn wer denkt beim Anblick tiefer Schmerzen an Schönheit? — und über Alles wirft ein magisches Licht aus der Ferne seine Zauberstrahlen in die dunkle Höhle und auf den Vorgang. Das alles, so höchst orginell es ist, erhält nun aber erst einen besondern Reiz durch die Virtuosität des Vortrags, in welcher ihm Keiner gleichkommt. Wie wild auch die Striche hingezeichnet, die Farben oft nur hingewischt sind: es ist das feinste Gefühl in jeder Linie, die zarteste Nüancirung in jedem Ton, und dabei eine Leichtigkeit der Ausführung, die an das Violinspiel Paganini's oder die Pianophantasien von Liszt erinnern.

Gleich virtuosenhaft, aber viel sorgfältiger in der Ausführung ist „Das Festmahl der Esther und des Ahasverus." Hat man sich an der wunderbaren, wie hingezauberten Malerei, an dem über das Ganze ausgegossenen, noch im schattigsten Winkel schimmernden Lichtglanz ergötzt, und betrachtet nun die ausdrucksvollen Mienen und Bewegungen aller anwesenden Personen, die von Freude durchdrungene Ruhe der königlichen Frau, den Eifer ihres königlichen Herren, wie er gegen Beamte oder Bediente allerhand Dinge an den Fingern herzuzählen scheint, sieht man die zum Theil boshafte Spannung in den Gesichtern derer, die ihm zuhören, und vergegenwärtigt sich die Geschichte von Esther und Ahasverus, so findet man nirgend eine Stelle, auf welche die Darstellung paßte. Es könnte doch nur eines der beiden Gastmähler bei Esther sein, davon die Geschichte spricht; dann aber fehlt der dort anwesende Haman, und keine Sylbe erklärt des Königs Handbewegung. Deshalb hat man schon früher andre Erklärungen des Bildes versucht und Herr Dr. Mosen glaubt sogar im Ahasverus Simson zu erkennen, welcher den Philistern Räthsel aufgibt. Vorläufig glaube ich weder an diese Räthsel, noch vermag ich die des Bildes zu lösen und suche mich einstweilen der erkennbaren Verdienste desselben zu vergewissern und zu erfreuen. Ich betrachte mit Lust den verschiedenartigen Ausdruck der heitern Spannung in vielen Gesichtern, wie des hohnvollen Uebermuthes im Turbankopfe; ich durchlaufe die Tischgesellschaft und bemerke mit Vergnügen, wie sie sich ihren eignen Interessen des Lebens hingibt und Wein und Liebe zu würdigen versteht, und wie ihr auch die dritte Freudengabe beim Festmahl, die Musik, nicht fehlt. Und während dessen scheint das Licht auf den beiden Hauptpersonen immer heller, die Dunkelheit aber über ihre Geschichte immer dichter zu werden. Das Bild ist mit der Jahrzahl 1638 gezeichnet.

Wenn Rubens mythologische Gegenstände im niederländischen Costume zeigt, so ist das ernstlich gemeint; es ist sein Geschmack so. Bei Rembrandt hat die Uebertragung der Fabel in die Wirklichkeit das Gepräge einer lustigen Travestie. Ja man würde bei dem durch einen großen Steinadler verübten Kindesraub (1154), wobei die Angst des Knaben auf höchst drastische Weise ausgedrückt ist, gewiß nie an die „Entführung des Ganymedes" gedacht haben, wenn nicht das geflügelte Raubthier wirklich mit unverkennbarer Rücksichtnahme seine Beute in Klauen und Schnabel hielte. — Auch Rembrandt war, wie Rubens, in allen Gebieten der Malerei heimisch. Er malte auf sehr geistreiche Weise Landschaften, denen er vorzugsweis eine düstre Stimmung gab, wie dem Bilde mit der Mühle (1157), in welcher man, obschon sie von hohen Bergen umgeben ist, unbefangen sein väterliches Haus im Flachlande bei Leyden wiedererkennen zu müssen geglaubt hat. So leicht nimmt man es mit der Bilder-Taufe und Erklärung. Als ein Beweisstück von Rembrandt's beispielloser Virtuosität im Malen muß auch die „Rohrdommel" (1158) betrachtet werden, bei welcher das Licht über die weichen, farbigen Federn sanft herabzufließen scheint, ohne auch nur die kleinste Form zu verwischen.

Unter den 20 Bildern von Rembrandt sind 13 Bildnisse, und unter diesen mehrere von außergewöhnlichem Werthe, wie namentlich das seiner Tochter (Nr. 1160). In deutschen Galerien findet man selten Bildnisse Rembrandt's, die nicht in der ihm besonders eignen starken Lichteffectmanier gemalt wären. In Holland dagegen und in England sah ich mehrfach Bildnisse von überwiegender Pracht einer einfach durchgeführten, lebendigen, frischen Farbe, ohne den blendenden Gegensatz breiter Schattenmassen. Zu diesen kann man auch das Bild von seiner Tochter zählen. Weniger angenehm, weil unruhig und fleckig ist das Bild, auf welchem Rembrandt sich selbst mit seiner jungen Frau auf dem Schoße in Lebensgröße abgebildet hat (Nr. 1159).

(Schluß folgt.)

Eine

Theaterkritik der Karschin.

Von Dr. Adolph Glaser.

Zwischen den vielen Reliquien des Ebert'schen Briefwechsels — dessen Veröffentlichung in einer Zeitschrift, die sich die Hauptaufgabe gestellt hat, dem geistigen Leben der Gegenwart zum Organe zu dienen, nicht ohne Unterbrechung bewerkstelligt werden kann — findet sich auch eine große Anzahl von schriftlichen Ergüssen der Karschin, die fast sämmtlich in Versen an den befreundeten Ebert oder an dessen Frau, Luise, geb. Gräf, gerichtet sind und im bekannten enthusiastischen Tone der Gleim'schen Sappho alle erdenklichen Begebenheiten und kleinen Vorfälle verherrlichen, oder mit Hinzuziehung sämmtlicher hohen Herrschaften des Olymps einzelnen Personen den Tribut ihrer Verehrung huldigend darbringen. Die Karschin hielt sich auf der Durchreise zu ihrem Freunde Gleim nach Halberstadt, sowie auf der Rückreise von dort, jedesmal in Braunschweig längere Zeit auf; sie lernte die Gastfreundschaft im Gräf'schen Hause und die milde Hand des edlen Herzogs Karl Wilhem Ferdinand kennen, und hatte somit Veranlassung genug zu Dankes- und Ruhmesoden; auch verblieb sie später in fortwährender brieflicher Verbindung mit ihren dort gewonnenen Gönnern. Diese Briefe sind größtentheils nur für die bessere Kenntniß der stets vom naivsten Enthusiasmus hingerissenen und darin oft komischen Erscheinung der Karschin von Bedeutung. Es bedurfte wirklich nur eines sehr geringen Anlasses, um sie zu versificirten Mittheilungen zu reizen, wie dies z. B. der nachfolgende poetische Bericht an Mademoiselle Gräf, die nachherige Gattin Ebert's, beweist.

Ein trauriger Bericht.

Guten Abend, liebste, nahe,
Vielgeehrte Nachbarin,
Höre nur, was jüngst geschahe
Unsrer guten Schobingin;
Ach! ein Hund lag an der Kette,
Dem des Gärtners Pünktlichkeit
Futter gab zur Mittagszeit,
Und die gute Schobing red'te
Mit dem Gärtner sorgenlos,
Und das Thier, abscheulich groß,
Dachte, daß Sie willens hätte
Ihm zu nehmen, was der Mann
Dargebracht zum Mittagsschmause;
Grimmig sprang's auf Sie heran,
Daß es Ihr den Kopf zerzause.
Mit der Klau, und mit dem Zahn
Wollt' er Sie zerreißen.
Da fiel Sie auf's Angesicht,
Ließ sich in die Lende beißen,
Und die Wunde heilt noch nicht.
Trauriger Bericht.

Während die Karschin sich in Braunschweig aufhielt, spielte dort grade die Koch'sche Schauspielergesellschaft, und die begeisterte Freundin der Kunst wohnte einer Aufführung der Miß Sara Sampson bei. Ihr Urtheil über die Darstellerin der Titelrolle dürfte bei manchem heutigen Bühnenhelden den Wunsch nach gleich hingebender Bewunderung erwecken.

An
Mademoiselle Gräf
über die Miß Sara Sampson.

Sanftes Mädchen, dessen Herz
Allzuvoll von Mitleidsschmerz
Immer brechen wollte,
Da die göttlichfromme Miß
Sterbend einen Brief zerriß,
Der dem Rächer zeigen sollte,
Daß die schlaue Teufellin
Marwut, ein so schönes Leben
Einer solchen Engellin
Durch ein tödtlich Pulvergeben
Schnell und mörderisch geraubt.
Holdes Mädchen — ach! wir alle
Haben sicherlich geglaubt,
Daß hier Sara Sampson falle,
Daß das Gift Ihr nach und nach
Glied an Glied in Eis verwandle,
Daß Ihr liebend Herze brach
Und im Brechen göttlich handle.
Welche Täuschung, welche Kunst,
Der Natur so nachzuahmen,
Daß wir voller Liebesgunst
Theil an einem Tode nahmen,
Den der Dichter nur erdacht.
Groß bleibt Lessing, der die Rolle
Für die Spielerin gemacht,
Welche das empfindungsvolle,
Weiche, fromme Herz besitzt,
Das die Sara haben mußte,
Die vom Himmel unterstützt
Jung und schön zu sterben wußte.
Groß ist diese Spielerin
Und sie soll es ewig bleiben!
Kleine, süße Zauberin,
Heiße Ramler's Griffel schreiben,
Dessen Schrift unsterblich ist,
Sag' Ihm, daß du fast zerschmolzen
Durch der Starkin Blicke bist,
Als sie vor der bitterstolzen
Marwut auf den Knieen lag.
Ihm allein ist es gegeben,
Er — und Er allein vermag
Ihren Ruhm empor zu heben,
Wo die Spielerin itzt glänzt,
Die der Schöpfer der Zaire
Dankbahrlich bekränzt.
Sage, daß es ihm gebühre,
Weil Ihn selbst der Starkin Spiel
In der Seele rühre,
Denn auch er ist ganz Gefühl.

Die Darstellerin, deren Spiel unsre Karschin so bezauberte, ist Frau Starke, für welche Lessing die Rolle der Sara zuerst bestimmte. Sie ist in Devrient's Geschichte der Schauspielkunst mehrmals erwähnt.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Populäre Aufsätze aus dem Alterthume, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen, von K. Lehrs, Professor in Königsberg. Leipzig, bei Teubner. 1856.

Es sind nun hundert und fünfundzwanzig Jahre her, daß Voltaire in seinem Temple du goût das Vollmaß seines beißenden Spottes über das Philologenthum damaliger Zeit ausschüttete. Er begibt sich unter der Leitung des Abbé Rothelin auf den Weg zu jenem Tempel; allein sie finden viele Hindernisse. Da treffen sie Schaaren von Commentatoren, welche sich bemühen, durch Conjecturen die Lücken in den Alten wieder herzustellen und dicke Bände zu schreiben über ein Wort, das sie nicht verstehen. Vollgestopft mit gelehrten Plattheiten, gelbledernen Angesichts, rothäugig, dintengeschwärzt und staubgepudert keuchen diese Leute einher unter der Last eines Haufens griechischer Autoren. Auf die Frage Voltaire's, ob sie keine Neigung hätten mitzugehen und im Tempel des Geschmackes sich zu entrohen (se décrasser), läßt er sie erwiedern:

Ce n'est pas là, grâce au ciel, notre étude:
Le goût n'est rien: nous avons l'habitude
De rédiger au long, de point en point,
Ce qu'on pensa; mais nous ne pensons point.

Daß diese ätzende Lauge, wenn das Ausgießen derselben damals begründet sein mochte, jetzt nicht mehr anwendbar ist, bedarf keiner Frage. Freilich nicht die Philologen als solche, sondern unsre Dichterfürsten haben uns den Weg zur classischen Schönheit wieder erschlossen, haben uns an ihrem eigenen Beispiele gezeigt, was die Alten uns sein können und sein müssen. Dagegen verstehen es viele Philologen auch heute noch, das Gebiet, welches sie als ihre Domäne beanspruchen, mit den Dornenhecken ihrer Commentare, Citate und Excurse unnahbar zu umschränken. Ist dem vielleicht nicht so? — Wir wollen nur auf einige unbestrittene Thatsachen aufmerksam machen. Wir sehen unsre Jünglinge, nachdem sie die Mühen des Maturitätsexamens überwunden, getrost und ruhig ihre Classiker bei Seite legen, um sie der Regel nach niemals wieder aufzuschlagen. Wir sehen auf unsern Universitäten, wie von allen Docenten, die nicht gradezu Brotcollegia lesen, am wenigsten die Philologen es vermögen, ein Häuflein von Zuhörern um sich zu sammeln, denen es lediglich um Geistesbildung zu thun wäre. Ist das nur die Schuld des Materialismus, des banausischen Treibens der Gegenwart? Wir sehen endlich, daß die fachwissenschaftlichen Schriften und Journale der deutschen Philologen der Regel nach für einen Nichtzünftigen so unlesbar sind, wie Arbeiten über Heraldik und Sphragistik. Es bedarf nur eines Blickes in die gangbaren der philologischen Journale, um zu erkennen, daß die Geistesfreuden, welche die Verfasser derselben von Blatt zu Blatt getragen haben, auf die Erweckung der Sehnsucht nach gleicher Seelenstimmung bei Andern keinen Anspruch machen können. Und doch beschäftigen sich solche Blätter mit einem Stoffe, der nicht mehr einer Nation, einer Zeit angehört, sondern die Bestimmung in sich trägt, Gemeingut der Menschheit zu sein.

Zu derartigen Lucubrationen rechnen wir jedoch die Aufsätze aus dem Alterthum von Lehrs keineswegs. Zwar die Bezeichnung populär hätte immerhin fehlen können, oder sie muß in einem andern Sinne als dem üblichen verstanden werden; denn sie kann hier lediglich ein Fingerzeig sein, daß diese Aufsätze nicht bloß für Philologen bestimmt sind, sondern auch für Andre, vorausgesetzt, daß ihnen das glückliche Loos gefallen ist, sich einer classischen Bildung zu erfreuen. Auch fehlt es im Anhange nicht an einem Paar von Aufsätzen, deren ein Philologe vom reinsten Wasser der ausschließenden Zünftigkeit sich nicht zu schämen hätte. Die andern Aufsätze dagegen sind geschmackvolle, und vor allen Dingen lehr-

reiche Abhandlungen voll Kunstsinn und heiterer Lebensfrische.

Als eine solche tritt uns zuerst entgegen der Aufsatz: Ueber die Darstellungen der Helena in der Sage und den Schriftwerken der Griechen. Durch die Bezugnahme auf Goethe's Helena bringt Lehrs unserm Dichterfürsten die huldigende Anerkennung dar, daß erst durch ihn sich ein eingehendes Verständniß erschlossen habe. Lehrreich und schön durchgeführt nach unsrer Ansicht ist die Erörterung (Seite 11), welchen Antheil nach Homer Helena an ihrer Entführung habe. Helena ist weder nach der Ilias, noch nach der Odyssee frei von Schuld; aber indem Lehrs diese Schuld in das rechte Licht stellt, weist er uns in der Homerischen Behandlung eine Fülle tief psychologischer Herzenskenntniß des alten Dichters nach. Es ist ein abermaliger Beleg zu der alten Erfahrung, daß in der Betrachtung eines Kunstgegenstandes an der Hand eines Kenners sich auch dem weniger geübten Auge da Schönheiten aufthun, wo es dieselben bislang nicht ahnte. Und in dieser Beziehung sind Homer, Aeschylus, Sophokles, wir möchten auch gern, wenn Lehrs es gestattet, den Euripides hinzufügen, unerschöpfliche Fundgruben.

Nicht minder interessant und geistreich geschrieben ist der Aufsatz über den Neid der Götter: die uralte Vorstellung, daß die Götter eifersüchtig sind auf zu ausgezeichnete Geschicklichkeit (und Glück) der Menschen, weil sie fürchten, von den Menschen, die sich selbst genügen, in ihrer gebührenden Ehre sich geschmälert zu sehen. Lehrs weist nach, in welcher Gestalt uns diese Vorstellung bei Aeschylus, bei Homer, bei den Römern entgegentritt. Wenn wir Etwas an dieser Darstellung vermissen, so ist das die weitere Ausführung des Gedankens, daß die Anschauung, welche bei den Griechen sich in die Vorstellung vom Neide der Götter kleidete, eine allgemein menschliche sei. Lehrs berührt es Seite 44, daß der Ausdruck Neid im Deutschen nichts der griechischen Vorstellung Widersprechendes enthalte, überdies uns schon durch unsre Dichter vertraut geworden sei. Er weist auf den Ring des Polykrates hin, auf Stellen im Wallenstein, in der Braut von Messina:

Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl
Ist sie die Meine, und des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich.

Allein nicht erst unsre Dichter haben uns mit solchen Vorstellungen vertraut gemacht. Daß ein hohes Glück, hohe Ehren durch irgend ein Leid *gesühnt* werden müssen, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, ist eine auch in unserm Volk tief begründete Meinung. Eben sie hat im Mittelalter Viele zu der Selbstentäußerung bewogen, ein Leben voll Pracht und Reichthum mit ärmlichen Klostermauern zu vertauschen. Wir erinnern an jene ergreifende Stelle in der Limburger Chronik, welche auch Pertz im Leben Stein's I. 4. vorführt. Eine Ahnfrau des Geschlechtes vom Stein hatte zwei Söhne, die Ritter waren, und vier Töchter, deren jegliche einen Ritter zum Manne hatte. „Und als die vier Ritter bei ihrer Schwiegermutter im Hause waren und die zwei Ritter vom Stein, ihre Söhne, waren auch bei ihr, und da sie zu Tische bei einander saßen, da hatte die Frau sechs Ritter beisammen über ihrer Tafel sitzen, der waren vier ihre Eidame und zwei ihre Söhne, und ihr Mann war auch ein Ritter gewesen. Und als sie so bei einander über der Tafel saßen, da sagte die Frau: dieser Ehren ist zu viel. Darauf hatte Niemand Acht: sehr kurz danach stehet dieselbe Frau auf und gehet heimlich ihre Straßen weg, daß nie kein Mensch die Wahrheit erfahren können, wohin sie kommen wäre." Die Philosophen aller Zeiten von Plutarch an, der dem Herodot wegen dieser Meinung vom Neide der Götter Böswilligkeit gegen dieselben vorwirft, haben diese Ansicht getadelt; aber es steht zu vermuthen, daß diese und andre Volksmeinungen ein eben so hohes Alter erreichen werden, wie alle Philosophie.

Daran schließt sich ein Aufsatz über die Hybris, die Ueberhebung. Man hört wohl einmal die Meinung aussprechen, als habe der Polytheismus keine eigentliche Moral. Kehrt doch eine ähnliche Auffassung auch wieder in Schiller's Göttern Griechenlands: damals war Nichts heilig als das Schöne — als sei das Schöne auch der Maßstab des sittlichen Thuns gewesen. Diesen Irrthum zwar bekämpft Lehrs nicht ausdrücklich; aber er entwickelt in geistreicher Weise, wie das *μηδὲν ἄγαν*, das Maßhalten in jeder Beziehung als der Kern des griechischen Sittengesetzes erschien. „Es ist diese Vorstellung der eigentliche Angelpunkt ihrer religiösen Moral."

Von der Ethik geht Lehrs über zu den eigentlichen Religionsvorstellungen der Griechen, indem er mit den Horen und Nymphen beginnt und fortschreitend von ihnen aufsteigt zu den hohen olympischen Göttern. Er hält dies für die allein zweckmäßige Anordnung. Man könnte darüber rechten; aber man wird Lehrs die Anerkennung nicht versagen, daß seine Durchführung derselben eine höchst anregende und belehrende ist. Bei der Besprechung der Nymphen erörtert er die Frage über das Naturgefühl der Alten, welche durch Humboldt's Kosmos angeregt ist, und findet es wunderlich, daß man zum Beweise desselben für nöthig gefunden, eine Menge Stellen aus den Schriftstellern anzuführen. „Der Beweis eines höchst lebendigen Naturgefühles war einfach, wenn man nur zunächst der Nymphen sich erinnerte. Daß man dieser hierbei gar sehr vergaß, ist ein bedauerlicher Beweis, wie leblos das, was wir Mythologie nennen, in den Köpfen der Gelehrten ist, wie wenig noch immer mit den sogenannten mythologischen Namen und Gestalten das religiöse Gefühl verbunden wird, welches sie ausdrücken und welchem sie ihr Leben, ihre Bedeutung, ihre Schöpfung verdanken." Hoffen wir, daß sich mehr Philologen finden, welche in ähnlicher Weise wie Lehrs und mit gleicher Gewandtheit der Darstellung den Beleg liefern, daß ihr Wissen nicht ein rein zünftiges, d. h. ein todtes ist, sondern auch Andre „zu friedlicher Erholung und, wenn es sein mag, Erhebung einladen" könne.

Diesen Aufsätzen folgen noch zwei andre über Literatur und literarische Zustände der Alten. Diejenigen der Römer in der ersten Kaiserzeit werden treffend zugleich und ergötzlich geschildert, und mit gleichem Humor dann das Treiben der

griechischen Sophisten jener Zeiten behandelt. In geringerem Grade wird der Aufsatz über Wahrheit und Dichtung in der griechischen Literaturgeschichte die Aufmerksamkeit der Nichtphilologen beanspruchen, weil er sich mit Einzelheiten beschäftigt, z. B. mit der Sage von der Delphinenfahrt des Arion. Aber hier müssen wir noch eine Seite der Darstellung von Lehrs berühren, die keineswegs unsern Beifall haben kann. Daß Lehrs als altclassischer Philologe die Romantik nicht leiden mag, daß er sie gelegentlich etwas zaust, darf ihm wohl Niemand verübeln. Allein dies sollte sich eben auf die Richtung der Romantik beschränken, und nicht so bei Wege lang auch Personen treffen. Wir wollen den Fall, den wir im Auge haben, vorlegen. Lehrs bespricht den Hymnus des Arion, der von Welcker ungemein gelobt, von G. Hermann doch auch ein carmen venustissimum genannt ist. Die Ansicht von Lehrs ist ungünstiger. Zwar will er venustas in Bezug auf die Form zugeben; doch kommt er dann zu dem Ergebnisse, daß in dem Gedichte kein Gedanke ist, und fährt fort Seite 204: „Das Gedicht könnte von Uhland sein; wie es aber von Schiller z. B. schon nicht sein könnte, so kann bei den alten griechischen Lyrikern jedes Bruchstück, das man sich aufschlagen möchte, den Unterschied schlagend empfinden lassen." — Ist denn das die rechte Art und Weise, einen Mann von solcher Bedeutung, von solchen Verdiensten um deutsche Sprache und Literatur, wie Uhland, in die Besprechung zu ziehen? — Daß der ästhetische Maßstab auch bei Kundigen oft ein sehr verschiedener ist, ergibt sich ja schon aus der Thatsache hier selbst, daß die Urtheile von Welcker und Lehrs über den Hymnus des Arion fast diametral auseinander streben. Und wie kann denn nun der Verfasser fast im selben Athem seinen Lesern zumuthen, daß sie sein Urtheil über Uhland annehmen würden, wie ein Axiom, das sich von selbst verstehe?

Abgesehen von solchen Einzelheiten erkennen wir gern und mit Dank an, daß das Buch uns vielfache Anregung und reiche Belehrung geboten habe, und wünschen dasselbe vielen andern Lesern.

L'empire des Tsars, un septième des terres du globe, au point actuel de la science. Strassbourg. Vve Berger Levrault et fils.

Diese großartig angelegte Arbeit des bekannten Gelehrten ist die fünfte, die derselbe nun schon über Rußland veröffentlicht hat. Als Schnitzler im Jahre 1829 seinen „Versuch einer allgemeinen Statistik des russischen Reiches" herausgab, führte er denselben nur als den Vorläufer eines umfassenderen Werkes ein. Sechsundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen und die dermaligen Weltverhältnisse haben dringender als jemals erhärtet, daß, wer über Rußland im Unklaren bleibt, sich einer gefährlichen Fahrlässigkeit und eines Verkennens der wichtigsten vaterländischen Interessen schuldig macht. Der Ausspruch des englischen Ministers, Herzogs von Newcastle, zu Anfang des orientalischen Krieges vor dem Parlamente: „Wir wissen von alle dem so gut wie gar Nichts!" hätte — meint Schnitzler in der Vorrede zu seiner neuesten Arbeit — die gelehrte Welt schamroth machen müssen, wenn diese nicht völlig unschuldig an dieser Unwissenheit der englischen Staatsmänner über Rußland wäre. Schnitzler hat die rühmenswerthe Gewohnheit, bei jeder Angabe seinen Gewährsmann zu nennen, und setzt uns dadurch in den Stand, die Ueberzeugung in uns zu befestigen, daß neun Zehntel der Kunde über dieses „Siebentel der Erdkugel" von deutschen Gelehrten herrührt, voran von Humboldt, Ritter und Blasius. Was deutsche Professoren und Hauslehrer, Generäle und Aerzte, Industrielle und Kaufleute für Rußlands Größe und Civilisation, wie für die Erschließung seiner reichen materiellen Schätze gethan, ist an Umfang nur mit den unberechenbaren Nachtheilen zu vergleichen, welche der Einfluß des russischen Absolutismus seit hundertundfunfzig Jahren auf die Gestaltung der deutschen Staatsverhältnisse durch Ja und Nein geübt hat. Doch wir wollen nicht anklagen, sondern entwickeln; aber wir können nicht umhin, auf die „friedfertige Stimmung" der jetzigen russischen Politik, von der auch Schnitzler in seinem Vorworte so Hohes rühmt, mit der Thatsache zu antworten, daß es auch unter Alexander I., wie unter Nikolaus I. eine Periode gab, wo alle Welt von Frieden und Freude voll war, und wo tief einschneidende Reformen in der Verwaltung, Erschließung der Grenzen u. s. w. auf der Tagesordnung standen. Darin haben die russischen Schutzredner vollständig Recht: groß genug ist das Czarenreich, aus diesem Grunde brauchte es keine Eroberungen mehr zu machen. Aber nicht die Quantität, sondern die Qualität der Staaten bedingt deren politische Größe und weltgeschichtliche Bedeutung. Auf diesen Fundamentalsatz bei der Beurtheilung der russischen Machtverhältnisse legt Schnitzler nicht Nachdruck genug, im Uebrigen ist seine gelehrte Compilation recht geeignet, uns Stoff und Gelegenheit zu einer gedrängten Uebersicht über diesen an politischem wie wissenschaftlichem Interesse so reichen Gegenstand zu geben.

Durch seine dermalige politische Organisation zerfällt Europa in zwei ungleiche Hälften, von denen die östliche unter einen Hut gebracht, die westliche vielköpfig ist. Als natürliche Grenzlinie zwischen der abendländischen und russischen Hemisphäre bezeichnet Schnitzler den Weichselauf im Nordwesten, den Dnisterlauf im Südwesten, da beide Flüsse auf den Karpathen ihre Quellen haben. Das Czarenreich hätte demnach in Preußen noch etwas zu gute, in Bessarabien aber etwas zu viel. Daß über letztern Punkt die russische Diplomatie jedoch nicht allzu großmüthig denkt, lehrt der achtmonatliche Streit über Bolgrad. Von den zehn Millionen Quadratkilometer, die Schnitzler Europa gibt, kommen nur vier und eine halbe Million auf den Westen, dagegen fünf und eine halbe Million auf Rußland. Gegen Asien hatte das Czarenreich eine natürliche Grenze im Nordosten am Ural, im Südosten am Kaukasus, doch hat es die eine Schranke schon vor dreihundert (im Jahr 1580), die andere vor hun-

dert Jahren (1730) überschritten, und in der jüngsten Zeit ist es in Ostasien bereits bis zur Mündung des Amur nach Süden vorgerückt, während die neuesten Bewegungen in Persien und China beweisen, daß die russischen Vorposten nunmehr daran sind, Hochasien zu erklimmen, um dereinst als Herren und Gebieter niederzusteigen in die Länder des gelben und blauen Flusses, des Indus und Ganges und des Euphrat und Tigris. Rußland ist aber mit Asien längst nicht mehr zufrieden gewesen, es hat auch auf Nordamerika die Hand gelegt und hat, „nachdem es sich auf einer großen Strecke asiatisch gemacht, auch von Amerika seinen Theil haben wollen," wie Schnitzler sich echt diplomatisch ausdrückt, um darauf den Satz zu bauen, daß das Czarenthum das größte Reich ist, welches die Weltgeschichte kannte; denn weder das Römerreich in seiner Blüthe, noch das macedonische in seinem flüchtigen Bestande, noch das arabische in den besten Zeiten der Khalifen, noch das von Tschingis-Khan und Tamerlan hatte einen solchen Umfang, das Reich Karl's V., in welchem die Sonne nicht unterging, war durch Meere zerrissen, während das russische eine zusammenhängende Masse bildet.

Das russische Reich bildet — mit Ausnahme des durch den Ocean abgetrennten, doch für die Machtverhältnisse des Czarenthums unerheblichsten amerikanischen Theiles — eine einzige fest verbundene Masse, deren Länge von den äußersten Punkten, Kalisch und Petropawlowsk auf Kamtschatka, 14,000 Kilometer beträgt. Wenn beide Punkte durch eine Eisenbahn verbunden wären, auf der man etwa dreißig Kilometer in der Stunde machte, so brauchten wir zehnmal vierundzwanzig Stunden, um das russische Gebiet der Länge nach von Südwest nach Nordost zu durchfliegen. — Aber dieses ungeheure Reich hat eine Masse von todtliegendem Grund und Boden!... Allerdings, antwortet Schnitzler; doch wenn wir, das russische Amerika ganz außer Spiel lassend, die ganze nördliche Hälfte von Sibirien, so wie das Gouvernement Archangel und den Norden von Finnland abschneiden, so bleiben uns immer noch dreizehn Millionen Quadratkilometer, d. h. eine Fläche, welche die von ganz Europa um ein Drittel übersteigt und größer ist als die der Vereinigten Staaten, die — wie unser Gewährsmann sich gut russisch ausdrückt — „bestimmt zu sein scheinen, dermaleinst die Welt mit Rußland zu theilen!" Die nordamerikanische Union hat nach Engelhard 146,717 geographische Quadratmeilen Flächeninhalt, also etwa acht Millionen Quadratkilometer; doch ist diese Angabe zu niedrig gegriffen; mit Hinzurechnung der von Mexico erworbenen Gebietstheile ist die Union mit neun Millionen gewiß nicht zu hoch angeschlagen. Ja Rußland kann sich an Umfang mit China messen, das nach Engelhard (Dieterici's Mittheilungen S. 287) 231,021 geographische Quadratmeilen, also etwas über 12,700,000 Quadratkilometer groß ist.

Aber diese kolossale Räumlichkeit hat auch ihre zwei Seiten. Es ist wahr, Rußland besitzt die Erzeugnisse aller Klimate, vom isländischen *Moose* bis zur Baumwolle, vom Birkwasser bis *zum Traubensafte* der südlichen Krim und der wilden Rebe Mingreliens, vom Rennthiere bis zum Kameele, vom Eisbären bis zum Schakal und jetzt sogar im nördlichen Amurlande bis zum Tiger, vom Platina des Ural, dem Gold des Altai und den kostbaren Steinen bis zum Eisen, Kupfer und Graphit, von dem neuerdings große Lager südlich vom Baikalsee gefunden wurden; es ist wahr, Rußland hat die Schlüssel zu China in Händen, ihm gehören die wichtigsten Häfen am schwarzen und caspischen Meere, wie am Aralsee und an der Ostsee; es empfängt zu Lande den Thee direct von den Chinesen, Wollenzeuge aus Thibet, Pelze von den Samojeden und Seide von den Bucharen und Persern; und es ist nicht minder wahr, daß diese Länder theils die Ursitze, theils die langjährigen Standorte der meisten Völker des jetzigen Abendlandes sind: der Gothen, die vom südlichen Ural und dem schwarzen Meere nach Skandinavien zogen, der Slaven, die sich nach und nach von Kamtschatka bis über die Elbe und südlich bis Morea ausbreiteten, der Hunnen, die auf den catalaunischen Gefilden ihre Entscheidungsschlacht schlugen, der Avaren, deren „Ringe" Karl der Große brach, der Madscharen, deren krumme Säbel die Völker in Ungarn und Siebenbürgen zu Boden warf, und der Türken, deren ältere Stammgenossen als Petschenegen, Kumanen und Usen noch jetzt in ihren früheren Wohnsitzen weilen, und vielleicht auch der Khazaren, die im Gefolge der Mongolen und Tartaren im Morgenland und Abendland Schrecken erregten; — aber es ist nicht minder wahr, daß Kaiser Nikolaus einst seufzend eingestehen mußte: „Mes plus grands ennemis, ce sont les distances!" und daß der Uebermuth der Militär- und Civilbureaukratie und das Blutsaugersystem der Gouverneurs und Adligen, sowie der Kleinmuth des gemeinen Mannes zum großen Theile auf dem Uebelstande beruht, den der Russe in die Formel gebracht hat: „Gott ist groß und der Czar ist weit!"

Von Petersburg hat man bis Moskau 678 Werste, bis Kasan 1445, bis Jekatherinenburg 2384, bis Tobolsk 2949, bis Irkutsk 6017, bis Jakutsk 8738, bis Ochozk 9793, bis Petropawlowsk 13,593, d. h. 3400 Wegstunden! In grader Linie beträgt die Entfernung von der westlichsten polnischen bis zur östlichsten sibirischen Grenze allerdings nur 10,000 Kilometer oder fast eben so viele Werste, aber wer die gebahnten Straßen einhalten muß, hat von Kalisch bis Petropawlowsk 14,400 Werste zu machen. Außer den Vereinigten Staaten kann also kein civilisirter Staat durch Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphendrähte zu seiner Concentrirung der Macht und Intelligenz mehr gewinnen als Rußland, die modernen Mittel der Raumüberwindung sind dieser Staatsmaschine also noch ungleich unerläßlicher, als den compacteren westeuropäischen Staaten. Ein anderer Nachtheil dieser russischen Flächenkolossalität ist die ungeheure Grenzlinie mit ihren tausendfachen Windungen, die Rußland zu überwachen hat. Die russische Berührung mit Norwegen und Schweden mißt 925 Kilometer, die mit Preußen 1303, die mit Oesterreich 1103, die mit der europäischen Türkei 503 und die ganze Linie, welche es zu

Wasser (die Ostseelinie mißt 2488 Kilometer) und zu Lande gegen Westeuropa zu decken hat, hat 6322 Kilometer Länge. Im Süden wird Rußland auf 2000 Kilometer vom schwarzen und auf 1296 vom asowschen Meere berührt, die Landgrenze gegen die asiatische Türkei und Persien beträgt 948 Kilometer; vom Caspisee wird russisches Gebiet auf 3703 Kilometer berührt; weiter nach Osten wird Rußland vom Aralsee berührt; die Grenzlinie gegen die turkestanischen Khanata und China ist nach Meridianen berechnet etwa 4000 Kilometer lang, wird aber in ihrer wirklichen Entwicklung von Schnitzler auf 12,000 Kilometer geschätzt. Die russische Küstenentwicklung am stillen Meere beträgt etwa 8000, die am nördlichen Eismeere mindestens 10,000 Kilometer. Wenn man die Entwicklung der russischen Gesammtgrenzlinie, auf 44,000 Kilometer anschlägt, so kommen davon etwa 17,000 auf die Landgrenze und 27,000 auf die Küsten. Zur Veranschaulichung wollen wir darauf aufmerksam machen, daß Frankreich 4700 Kilometer Grenzen hat, wovon 2240 auf die Landgrenzen und 2460 auf die Küstenentwicklung fallen.

Wie groß jedoch die russische Küstenentwicklung auch erscheint, zu der so wichtigen Gliederung des Ganzen trägt sie außerordentlich wenig bei: das europäische Rußland hat auf einen Kilometer Küste 628 Quadratkilometer Flächenraum!

Der Flächeninhalt des europäischen Rußland beträgt genau 100,429 geographische Quadratmeilen, der des asiatischen 247,736, der des amerikanischen 27,247, die Gesammtgröße des russischen Reiches in allen drei Erdtheilen also 375,412 Quadratmeilen oder 20,647,660 Quadratkilometer.

Schnitzler schwelgt förmlich in Vergleichungspunkten zur Verherrlichung der russischen Riesigkeit. Rußland, schreibt er unter Anderm S. 34, ist in drei Erdtheilen 20½ Millionen Quadratkilometer groß; das gesammte Land auf der Erdkugel beträgt 135½ Millionen, wovon das russische Gebiet also ein Sechstel oder 6 . 47 umfaßt, es ist also fast so groß wie die Hälfte von Asien und von Amerika. Das europäische Rußland ist größer als die westliche Hälfte von Europa und fast so groß wie ein Achtel von Asien.

Von diesen 5½ Millionen Quadratkilometer (oder genauer 100,429 geographischen Quadratmeilen) besaß der Czar vor dem Nystader Frieden von 1721 nur vier Millionen, der Zuwachs hat somit in Europa allein in 135 Jahren 1,637,955 Quadratkilometer betragen, d. h. dreimal so viel als Frankreich Flächeninhalt hat, und diese „Errungenschaften" bestehen fast durchweg in fruchtbarem oder doch merkantilisch oder strategisch wichtigem Grund und Boden. Von jenen 20½ Quadrat-Kilometern kommen 1,827,240 (oder 33,224 Q.-M.) auf theils tributbares, theils noch um seine Unabhängigkeit im Kampfe begriffenes Gebiet: auf den Kaukasus 80,000, auf die Steppe der Kirgbis-Kaisaken 1,009,140 und auf das Land der Tschuktschen 738,300 Q.-K.; das russische Amerika ist als Macht-Basis für Rußland so gut wie nicht vorhanden, da es nur als Pelz- und Fischerstation Werth hat; und auf das europäische Rußland fällt mindestens 1 Mill. Q.-K., auf Asien 5 bis 6 Mill. Q.-K., vielleicht auch sogar 8 bis 9 Mill. in Folge des Klima's unbebaubaren Landes. Aber trotz alledem bleibt dem Czar in Europa noch immer viermal so viel culturfähiges Land, als Frankreich Flächeninhalt hat, und in Asien ein Gebiet, das unsern Erdtheil an Größe übertrifft und zur Hälfte zu Wald-, Weide- und Ackerland-Benutzung trefflich geeignet ist, ganz abgesehen von den enormen Metallschätzen, die es birgt. Und doch ist dieser russische Koloß noch bei Weitem nicht zufrieden; jede neue Post aus Mittel- und Hinterasien bringt uns neue „Erwerbungen" oder neue Beweise der ungeheuren Anstrengungen, die von den russischen Unterhändlern, Gesandten, Beamten, Gelehrten, Ingenieurs, Militärs und von den russischen Heeren gemacht werden, um die ungeheure Grenzlinie mehr und mehr nach Süden vorzuschieben.

Es konnte nicht unsre Absicht sein, Schnitzler auf den 700 Seiten des ersten Theiles seiner auf ein halb Dutzend von Bänden angelegten Arbeit Schritt vor Schritt referirend und commentirend zu begleiten; bald vielleicht wird uns der zweite Theil, der die höchst interessanten ethnographischen Verhältnisse des Czarenreiches behandlen wird, Veranlassung geben, auf unsern Gegenstand zurückzukommen und ihn zu ergänzen.

Aus dem Wuste deutscher Schriften, die mehr oder weniger durch den orientalischen Krieg hervorgerufen wurden, empfehlen wir zur Orientirung für populäre Zwecke namentlich das bei Scheube in Gotha erschienene: „Menschen und Dinge in Rußland" und Adolf Bock's „Rußlands Entwicklung bis zum Frieden vom 30. März 1856" (Leipzig bei Brockhaus), der besonders die Reisewerke von Blasius, Kohl, Moritz Wagner, Koch und Haxthausen benutzt und auch die älteren Memoiren, so wie die Biographien Peines, Vincke's u. s. w. berücksichtigt hat.

Englischer Literaturbericht.

Die bedeutendste und interessanteste Erscheinung der letzten Zeit ist Livingstone's im November ausgegebene Beschreibung seiner Reisen in Südafrika. Der große Entdecker hat seine sechzehnjährigen Reisen und Erlebnisse in einen einzigen Band zusammengepreßt, weil — er nicht gern schreibt. Er sagt wörtlich: „Ich glaube, daß ich den afrikanischen Continent lieber noch einmal durchkreuzen, als ein zweites Buch schreiben möchte. Es ist weit leichter zu reisen, als die Reise zu beschreiben." Was er über sich selbst mittheilt, zwingt uns, ihn noch mehr als früher zu achten und zu lieben. Wie Mungo Park ist er ein Schotte, und seine Familie stammt von Ulva, einer der Hebriden. Das Pachtgut, auf dem seine Großeltern dort wirthschafteten, wurde für die Bedürfnisse zu klein, und so wanderten sie nach Glasgow aus, in dessen Nähe Livingstone's Vater einen Theeladen errichtete. Der Sohn, unser Reisende, mußte vom zehnten Jahre an in der nächsten Baumwollenfabrik sein Brot selbst verdienen. Wenn die Arbeit, die um sechs

Uhr Morgens begann, um acht Uhr Abends aufhörte, ging der Knabe mit seiner lateinischen Grammatik in die Abendschule und setzte seine Studien zu Hause bis weit nach Mitternacht fort, wenn die Mutter ihm das Buch nicht aus der Hand riß. In der Fabrik lag die Grammatik auf der Maschine, die unter seiner Aufsicht stand, und so oft er zum Anknüpfen der Fäden hin und her ging, warf er einen Blick hinein. Von der Grammatik ging er zu Horaz und Virgil über und las nach und nach alle Bücher, die in seine Hände fielen, am liebsten Reisebeschreibungen und Erzählungen von fremden Völkern, Romane nie. Der Vater züchtigte ihn dafür, daß er solchen Werken vor dem „Praktischen Christenthum" den Vorzug gab, aber der Sohn ließ sich prügeln und las weiter. Wurde ihm eine längere Muße, dann durchstreifte er Lanarkshire nach Pflanzen und Steinen. Die ersten Versteinerungen sah er in einem Kalksteinbruche. „Wie kommen diese Muscheln in diese Felsen?" fragte er den Steinbrecher. „Als Gott die Felsen schuf, da schuf er auch die Muscheln in ihnen," war die Antwort. Wenige Jahre später verdiente er im Sommer so viel, daß er im Winter in Glasgow Griechisch, später Theologie und Medicin studiren konnte. Nach vollendeten Studien erklärte er seinen Entschluß, als Glaubensbote nach China zu gehen. Der Krieg machte die Ausführung dieses Entschlusses unmöglich. Livingstone war nicht dazu bestimmt, in Gützlaff's Fußtapfen zu treten, sondern dazu, in Afrika eine neue Bahn zu brechen. Im Jahre 1840 betrat er am Cap den Continent, den er zuerst von Meer zu Meer durchmaß. Nach drei Monaten befand er sich auf der äußersten Station im Norden, mitten unter den Betschuanen.

Neben einem Werke wie das Livingstone'sche können die andern neuen Reisebeschreibungen wenig Beachtung finden. Zwei wollen wir kurz erwähnen. Capitän Parker Snow (A Two Years Cruise off Tierra del Fuego, Patagonia etc.) erzählt seine Beobachtungen am Cap Horn, die er im Dienst der Mission als Befehlshaber der Yacht Allen Gardiner machte. Das Verdienst des Buches liegt weniger in den gelungenen Naturschilderungen, als in der richtigeren Würdigung der Patagonier und Feuerländer, die wir in dem Buche erhalten. Nach Snow stehen diese wilden Stämme über den Australiern und über den meisten Negerstämmen, und es ist nicht wahr, daß die Feuerländer in Zeiten der Hungersnoth „zuerst die alten Frauen, dann die jungen Frauen und zuletzt die Hunde essen." Die Patagonier sind bessere Jäger als die nordamerikanischen Indianer und der Diebstahl steht bei ihnen in so hoher Achtung, daß ein junger Mann wenig Aussicht hat, eine Frau zu bekommen, wenn er nicht zuvor Proben seiner Geschicklichkeit in der Aneignung fremden Eigenthums abgelegt hat.

Ein frischer Geist weht in James Hamilton's: Sinai, Hedschas und Sudan. Der Reisende hatte sich bereits früher durch eine Reise in die Cyrenaica und die Oase des Jupiter Ammon rühmlichst bekannt gemacht, und dieses neue Buch zeigt ihn abermals als einen guten Beobachter und anziehenden Erzähler. Obgleich er nicht in das innere Arabien eingedrungen ist, „wo es große Striche fruchtbarer und dicht bevölkerter Ländereien gibt," ist seine Schilderung der Wüste und ihres Lebens doch der Glanzpunkt seines Werks. Seine Reise von Sawakin quer durch die äthiopische Wüste nach Chartum am Zusammenfluß des Blauen und Weißen Nils werden ihm wenige Europäer nachmachen, aber was bedeutet sie gegen die Reise der Pilger aus Lahore, mit denen er am rothen Meer zusammentraf, die von ihrem Vaterlande über Buschir nach Mekka gewandert waren, Kairo einen Gelegenheitsbesuch gemacht hatten und jetzt im Begriff standen, mit ihrem einzigen Lastthier, einem stillen Esel, über Bagdad zurückzukehren!

Politik im Gewande der Reisebeschreibung behandelt das Parlamentsmitglied Maguire. Außer einem irischen Katholiken wird Niemand im Stande sein, in der Regierung und Verwaltung des heutigen Kirchenstaats nichts als Stoff zu begeisterten Lobsprüchen zu finden. Allerdings macht er sich seine Aufgabe leicht, indem er die neueste Geschichte Roms nicht etwa entstellt, sondern gradezu aus seiner Phantasie heraus und nach seinem Bedarf erfindet. Einige Anekdoten lesen sich gut. Die Einführung der Gasbeleuchtung hatte mit einem Heer von Schwierigkeiten zu kämpfen, und die niedern Classen ließen sich nicht ausreden, daß das Gas alles Leben tödten werde. Da gab Fürst Doria eine Abendgesellschaft, und plötzlich leuchteten in den Sälen und Gärten zwölfhundert Gasflammen auf, die Niemand den Tod brachten. Der Sieg der neuen Beleuchtung war entschieden, und jetzt brennt vor jedem Marienbilde „eine Dreieinigkeit glänzender Lichter."

Verschiedene neue Bücher erzählen von persönlichen Erlebnissen im Krimfeldzuge. Obristlieutenant Alexander (Passages in the Life of a Soldier) gibt Erinnerungen aus dem canadischen Aufstande von 1849 in den Kauf, und diese sind das Beste im Buche. In dem Tagebuch eines Baschi Bozuk von Obristlieutenant Walmsley erregt der Titel Hoffnungen, die der Inhalt nicht erfüllt. Dachten alle englische Officiere, die mit der Zähmung dieser interessanten Unregelmäßigen beauftragt wurden, ebenso viel wie Herr Walmsley an gazellenäugige Orientalinnen, Haremsgeheimnisse und das Treiben der vornehmen Welt von Pera, so ist es nicht zu verwundern, daß die wilden Freiwilligen des Islams blieben, was sie waren.

Mit einer Seite des Krimfeldzugs, die überall sonst vernachlässigt wird, beschäftigt sich Alexis Soyer's „Küchenfeldzug." Herr Soyer ist der bekannte französische Koch, der seit Jahren dafür kämpft, die abscheuliche englische Küche liebenswürdig zu machen. In der Krim erfüllte er eine Mission, die ihn in seinen Augen vollkommen berechtigt, seinen Namen neben den der barmherzigen Schwester Miß Nightingale zu setzen. Er kochte in dem Krankenhause, wo sie als tröstender und helfender Engel von Bett zu Bett ging, noch mehr, er belehrte die englischen Soldaten, wie sie zu leben und zu kochen hätten, um des Krankenhauses und der Miß entbehren zu können. Dieser Mann hat seine ernste Seite, und seine erfolgreichen Bemühungen, den

englischen Soldaten gesunde und kräftige Nahrung zu verschaffen, sind ohne Frage philantropischer Natur. Dennoch wirkt sein Buch komisch durch die unmittelbare Verbindung, in die er seine Küche mit dem Siege der Verbündeten bringt. Wo seine Kunst ihre Grenze fand, läßt er von Omer Pascha mittheilen: „Herr Soyer," sagte der ruhmgekrönte Seriasker zu ihm, „Sie sind im Punkte der Kochkunst ein sehr geistreicher Mann, aber ich würde Sie noch viel höher schätzen, wenn Sie meine Soldaten mit Nichts satt machen könnten." Jeder Schriftsteller hat seine Version über den wahren Entstehungsgrund des türkisch-russischen Kriegs, und auch Soyer hat seine. Fürst Mentschikoff war in Constantinopel, und ein friedlicher Ausgang seiner Mission war so gut wie gewiß, *denn* der englische Gesandte hatte ihn zu Tisch geladen, und der Russe hatte zugesagt. Da will es das Schicksal, daß die Sultanin-Mutter stirbt, und wegen der Hoftrauer keine diplomatischen Feste stattfinden können. „Das Banquet fand nicht statt, wohl aber der Krieg."

Ohne alle burleske Beimischung wird die sociale Frage, die in Soyer's Küchenreformen hineinschielt, von William Lucas Sargant (The economy of the Labouring Classes) mittelst statistischer Vergleiche beleuchtet. Wenn der Franzose Le Play zwanzig Jahre lang im Süden, Norden, Osten und Westen reiste, um die Nahrung, die Kleidung, das Hausgeräth der Arbeiter der verschiedensten Länder durch eigene Beobachtungen kennen zu lernen, so beschränkte sich Herr Sargant auf eine Zusammenstellung der Resultate, die ihm die nationalökonomischen Werke und Reisebeschreibungen seiner Bibliothek geben konnten. In einem Cardinalpunkte hat das Lesen ihn zu einem richtigeren Schlusse geführt, als den Franzosen das Sehen. Le Play folgert aus seinen Wahrnehmungen, daß die Freiheit das Wohlbefinden des Menschen vermindere. Herr Sargant antwortet darauf: „Ich gebe zu, daß in diesem freien Lande vielleicht weit mehr gehungert wird, als in Virginien und Carolina. Der Grund liegt auf der flachen Hand. Er ist nicht der, daß der Herr fähig wäre, für seine Diener besser zu sorgen, als diese selbst für sich sorgen würden, wenn sie frei wären, sondern es ist der, daß die Sclaverei oder die Leibeigenschaft *in dünn bevölkerten Ländern zu herrschen pflegt.* Stiege dicht neben uns eine ebenso fruchtbare und zehnmal größere Insel aus dem Grunde des Meeres auf, so würden unsre Arbeiter dorthin strömen, und für die Zurückbleibenden wäre mit einem Male Nahrung in Fülle da."

An Werken über das classische Alterthum fehlt es auf dem englischen Büchermarkte nie. Die drei Handwörterbücher des Alterthums (1. griechische und römische Alterthümer; 2. Biographie und Mythologie; 3. Geographie), die unter der Redaction von Dr. W. Smith erschienen, sind nun fertig. Alle Mitarbeiter sind ihrer Aufgabe gewachsen und haben die Resultate der neuesten Forschungen, insbesondere unsrer deutschen Gelehrten, gewissenhaft geprüft und benutzt. Der dritte Band unterliegt den Einwänden, daß er zu viel Geschichte gibt und die biblische Geographie, der doch ein besonderer vierter Band gewidmet werden soll, in seinen Kreis zieht. Gegen das ganze Werk haben wir zu bemerken, daß sein hoher Preis — fast zwölf Pfd. Sterl. — Unbemittelte von seiner Benutzung ausschließt. Wir knüpfen an dieses große Werk die Erwähnung einer vortrefflichen Monographie, der „Vorlesungen über den Ackerbau der Römer" von dem Oxforder Professor Daubeny. Der Schluß, zu dem der Oxforder Gelehrte bei seinen Untersuchungen gelangt, daß die großen Landgüter mit Sclavenwirthschaft nicht bloß zum Verfall der guten Sitten, sondern auch zum Untergang des Staats sehr viel beigetragen haben, ist derselbe, den unsre Gelehrten gefunden haben. Neu war wenigstens für mich der Nachweis, den Herr Daubeny führt, daß die Römer die Viehzucht vernachlässigt und sich wohl mit dem Mästen von Vögeln, unter denen Wachteln und Drosseln eine große Rolle spielen, nicht aber von Ochsen und Schafen, beschäftigt haben. Eine besondere Ausgabe der dritten Decade des Titus Livius von Humphreys hat einen praktischen Zweck im Auge. Man klagt in England allgemein über die mangelhafte Bildung der Officiere. Um den Angeklagten zu Hülfe zu kommen, bietet Dr. Humphreys ihnen den zweiten punischen Feldzug mit Hinzufügung strategischer und andrer Anmerkungen. Die philologischen Zuthaten überwiegen aber, und unter diesen Umständen hegen wir Zweifel, daß der Herausgeber die Classe von Lesern, für die er gearbeitet hat, finden werde.

Hätte ich bei dieser Uebersicht die Reihenfolge der Bücher nach ihrem innern Gehalt oder nach ihrer Bedeutung für die Zeit bestimmen dürfen, so würde ich Henry Worsley's „Leben Luther's" unmittelbar auf Livingstone haben folgen lassen. Wie Herr Worsley in der Vorrede erklärt, wollte er „eine einfache, unparteiische und wahrhafte Erzählung der öffentlichen Handlungen, der persönlichen und häuslichen Beziehungen des großen Reformators in einer gedrängten und lesbaren Form geben. Wir fügen dieser bescheidenen Erklärung hinzu, daß der Verfasser Alles, was er in den zahllosen Schriften über Luther, deutschen und fremden, gefunden, kritisch gesichtet und zu einem sprechend ähnlichen Bilde der Reformationszeit verarbeitet hat. Wir vermissen in dem schönen Buche nur das Eine, daß dem außerordentlichen Einfluß, den Luther durch seine Lieder übte, nicht genug Berücksichtigung geworden ist. Heinrich Heine hat manchen Unsinn geschrieben, aber sein Ausspruch, „Eine feste Burg ist unser Gott" sei die Marseillaise des sechzehnten Jahrhunderts gewesen, ist wahr.

Eine der Monographien, die sich mit englischen Grafschaften und Städten beschäftigen, die Geschichte Petersfields von dem Geistlichen J. Williams, bringt ein Unicum, die einzige öffentliche Rede Gibbon's, die man kennt. Der Geschichtschreiber des römischen Reichs in seinem Verfall hielt sie in Petersfield, als er bei seiner ersten Bewerbung um einen Parlamentssitz durchgefallen war. Vielleicht hat dieser unglückliche Erfolg die scharfen Ausfälle auf Wahlumtriebe und das ganze, erst durch die Reformbill besei-

tigte Wahlsystem hervorgerufen, in denen Gibbon sich ergeht. Die Versicherungen dieser Rede, wie er im Parlament gehandelt haben würde, hat Gibbon, als er einige Jahre vermöge der Gönnerschaft Lord Elliott's glücklicher war, nicht gehalten. Er hat nie gesprochen, oder, mit seinen eigenen Worten zu reden, „seine Klugheit verurtheilte ihn, sich mit der demüthigen Stellung eines Stummen zu begnügen."

Ohne daß die letzte Zeit an poetischen Schöpfungen unfruchtbar genannt werden kann, fehlte es ihr doch an jeder hervorragenden Erscheinung. Thackeray hat eine Sammlung seiner ersten Arbeiten herausgegeben; es ist Bekanntes und längst Uebersetztes. Charles Read, der sich durch seinen dreibändigen Roman It is never too late to mend einen ehrenvollen Platz erobert hat, gibt drei Erzählungen unter dem bloß auf die erste passenden Gesammttitel: „Der Strom wahrer Liebe fließt nie sanft dahin." Futter für Leihbibliotheken, auch Frauenromane mit tadelloser Moral, sind genug am Markte. Wir lassen sie bei Seite, um zwei Curiosa hervorzuheben. Das erste ist ein von Amerika importirter Roman: The Refugee, der sich auf phrenologische Beobachtungen stützt, das zweite eine „an alle protestantische Gewissen" gerichtete Erzählung: Abbey Lands von William Smyth Rockstro, die mit schaudererregenden Beispielen belegt, daß Jeder, der ein Grundstück kauft, das einmal, gleichviel in welcher fernsten Zeit, der Kirche gehört hat, geheimnißvollen Züchtigungen Gottes unterliegt, namentlich niemals Kinder haben wird.

Die erwähnenswerthesten Uebersetzungen deutscher Werke waren die von Kuno Fischer's Baco von Verulam und von Freitag's „Soll und Haben." Der letztere Roman ist sogar zweimal übertragen worden, von Mistreß Malcolm und von einem Ungenannten. Der anonymen Uebersetzung hat Ritter Bunsen eine Vorrede mitgegeben, die dem Roman in England nicht nützen wird. Man nennt sie gradezu einen Puff und will sich nicht überzeugen, daß Soll und Haben ein nationales und classisches Werk sei, von dem eine neue Aera des Romans datiren werde.

Das Buch der Pflanzenwelt von Dr. Karl Müller. Leipzig, Verlag von Otto Spamer. Der Verfasser dieses Buches, durch seine trefflichen Beiträge zu der Zeitschrift „Die Natur" rühmlich bekannt, hat damit den Versuch einer kosmischen Botanik gewagt und dazu die zweckmäßigste Eintheilung gewählt. Er bereitet in seinem ersten Theile den Leser zu einer botanischen Reise um die Welt vor, um dann im zweiten Theile diese Reise selbst mit ihm anzutreten, eine ebenso zeitgemäße wie überhaupt wichtige und anziehende Belehrungsform. Der erste, also vorbereitende Theil gibt eine theoretische Anschauung der Erscheinungen in der Pflanzenwelt, und wir sind darin dem anerkennenswerthen Bestreben begegnet, überall an die Hauptinteressen und Begriffe der Gegenwart anzuknüpfen, ein Standpunkt, der sich schon durch die äußere Eintheilung in die Capitel: „Der Pflanzenstaat," „Geschichte der Pflanzenwelt" und „Die Physiognomik der Gewächse" erkennen läßt. Der zweite Theil, die eigentliche Reise um die Welt, gibt kurze, aber sehr anschaulich geschilderte Uebersichten vom Vegetationscharakter der verschiedenen Erdtheile. Viele trefflich ausgeführte Holzschnitte und Abbildungen in Tondruck dienen dem Werke zum Schmuck und zu lehrreicher Erläuterung.

Als werthvolles Festgeschenk ist das im Verlag von C. Bellmann unter Kapper's Redaction in Prag erschienene „Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1858" zu empfehlen. Der ziemlich starke Band enthält namentlich in Bezug auf novellistische Beiträge sehr Anerkennenswerthes und verdient in dieser Beziehung jedenfalls besondere Beachtung. Die Novelle „Blanche" von Hieronymus Lorm ist ebenso fein geschrieben wie geistreich angelegt. Unter den poetischen Gaben zeichnen sich namentlich die Gedichte von Otto Roquette, Moritz Hartmann und Siegfried Kapper vortheilhaft aus.

Wir glauben auf die bei J. J. Weber in Leipzig erschienene Reliefkarte von Vorder-Indien in Farbendruck aufmerksam machen zu dürfen; dieselbe bietet besonders Zeitungslesern ein anschauliches Bild des Landes, nach welchem jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Die beigefügte Uebersicht der Städte und ihrer Bevölkerungen ist zweckmäßig und praktisch.

Eduard Tempeltey's Klytämnestra ist nun in sehr geschmackvoller Ausstattung im Buchhandel erschienen. (Berlin, bei E. H. Schrödter.) Das Werk wird ohne Zweifel nicht verfehlen, jeden Leser zu befriedigen, und überall, wo es ihm noch nicht vergönnt war, in lebendiger Wirksamkeit von der Bühne herab zur vollen Geltung zu kommen, seinen unverkennbar hohen Werth zur geistigen Anschauung zu bringen.

Von Heinrich Pröhle's geschmackvollem Büchlein: „Aus dem Harze" (Leipzig, Hermann Mendelssohn) ist eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage ausgegeben worden. Die elegante Ausstattung ist den gefälligen Schilderungen ganz entsprechend, und macht das Werkchen zu einem Festgeschenke für die Verehrer der herrlichen Gebirgsgegend besonders geeignet.

Die beiden letzten Bände des diesjährigen Jahrgangs vom Album deutscher Originalromane (Prag und Leipzig bei J. L. Kober), welche zu Anfang December erscheinen, werden einen Roman von Adolph Glaser, „Die Familie Schaller" betitelt, enthalten.

Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die Industrie und die Atmosphäre.

Von Prof. Gottlieb.

II.

Wenn wir in dem vorhergehenden Aufsatze ein allgemeines Bild des Einflusses der Atmosphäre auf die organischen Wesen und umgekehrt zu geben versuchten, so geschah dies vorzüglich in der Absicht, hervorzuheben, daß in ihren Endresultaten die Vorgänge und Producte der gewöhnlichen Verbrennung mit jenen des Lebensprocesses und der Verwesung eine große Aehnlichkeit darbieten. Es dürfte nicht überflüssig sein, hier etwas näher auf die Erscheinung einzugehen, welche man mit dem Ausdrucke: Verbrennung bezeichnet und die in der Industrie eine so hervorragende Rolle übernimmt.

Sobald zwei Körper eine chemische Verbindung eingehen, so wird dadurch ein gewisser Wärmegrad erregt, der je nach der Natur der sich vereinigenden Stoffe und nach verschiedenen andern Umständen auch eine verschiedene Intensität darbietet. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die den chemischen Verbindungsact begleitende Wärmeentwicklung um so bedeutender sei, je einfacher das Product der Vereinigung zusammengesetzt ist, weshalb auch die Verbindung von nur zwei Elementen, bei ihrer Entstehung, in der Regel eine namhafte Temperaturerhöhung hervorruft, welche sich zuweilen so sehr steigert, daß die sich vereinigenden Stoffe sowohl, als auch das Product ihrer Vereinigung, mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit zu glühen und damit zu leuchten beginnen.

Diese Erscheinungen, deren Gesammtheit eben die Verbrennnng vorstellt, beschränken sich nicht auf diejenigen Körper, welche man im gewöhnlichen Leben für mannigfaltige Zwecke zu verbrennen pflegt, sondern zeigen sich auch bei vielen andern Elementen, die von jedem allgemeineren Gebrauche wegen ihrer Beschaffenheit oder Seltenheit vollständig ausgeschlossen sind. Hier aber kommen nur jene Materialien in Betracht, die man allgemein der Verbrennung unterwirft, theils um das dadurch hervorgebrachte Licht, theils um die dabei erzeugte hohe Temperatur zu benutzen. Wenn wir unsre gewöhnlichen Leucht- und Brennstoffe in Anwendung bringen, so geschieht dies also, indem wir eine chemische Verbindung veranlassen, in deren Folge sich Licht und Wärme entwickeln.

Es mag hier nebenbei bemerkt werden, daß die Naturwissenschaft, so großartig ihre Entwicklung in der neueren Zeit auch gediehen ist, für die Verbrennungserscheinungen keine genügende Erklärung zu geben im Stande ist und wir uns vorläufig mit der genauen Kenntniß der Thatsache begnügen müssen, ohne den nächsten Grund derselben anders, als auf hypothetischem Wege erschließen zu können. Völlig erwiesen ist es aber, daß unter gleichen Umständen, d. h. wenn dieselben Körper sich miteinander verbinden, in allen einzelnen Fällen die Menge der Wärme, welche bei der chemischen Vereinigung auftritt, sich gleich bleibt.

Unsre Brennstoffe enthalten ohne Ausnahme Kohlenstoff und Wasserstoff, meistens zugleich Sauerstoff und in geringer Menge auch Stickstoff. Die Verbrennung wird bekanntlich bei ihrer praktischen Anwendung durch die Luft vermittelt und in dieser ist es wieder nur ein Bestandtheil, der Sauerstoff, welcher sie zu unterhalten vermag. Bei der gewöhnlichen

Verbrennung verbindet sich demnach der Sauerstoff der Luft mit dem Kohlenstoff und Wasserstoff der Brennmaterialien. An diesem Vorgang nimmt jedoch der Sauerstoff, der sich in dem Brennmaterial etwa vorfindet, gleichfalls Antheil, während der Stickstoff größtentheils unverbunden entweicht.

Die Producte sind sehr einfacher Natur und wurden schon in dem vorhergehenden Abschnitte erwähnt. Ist die Verbrennung eine vollständige gewesen, haben sich nicht gewisse Antheile des Kohlenstoffs einer völligen Vereinigung mit Sauerstoff entzogen, so erhalten wir schließlich, mag der verbrennende Körper noch so complicirt zusammengesetzt gewesen sein, nur Kohlensäure, Wasser und freien Stickstoff. Die Kohlensäure und das Wasser sind, gleich allen chemischen Verbindungen, stets und ohne Ausnahme völlig constant zusammengesetzt. Wir finden im Wasser immer auf 1 Gewichtstheil Wasserstoff 8 Gewichtstheile Sauerstoff; die Kohlensäure aber enthält auf je 6 Theile Kohlenstoff 16 Theile Sauerstoff.

Die Eigenschaften des Wassers sind so allgemein bekannt, daß es wohl ganz überflüssig wäre, hier darauf einzugehen. Von der Kohlensäure mag aber erwähnt werden, daß sie ein farbloses Gas vorstellt, welches durch sehr starken Druck zu einer farblosen sehr beweglichen Flüssigkeit verdichtet werden kann, deren Siedepunkt bei 80° unter dem Nullpunkte des Thermometers liegt, so daß sie bei einem Temperaturgrade, bei welchem längst das Quecksilber zu einem festen hämmerbaren Metalle erstarrt (gefroren) ist, dieselben Erscheinungen darbietet wie das Wasser in der Kochhitze desselben. Der Geruch des Kohlensäuregases ist schwach säuerlich. Für sich eingeathmet wirkt es erstickend, doch schadet es keinesfalls, wenn es in nur geringer Menge gleichzeitig mit der Luft eingeathmet wird, wie das schon besprochene Vorkommen der Kohlensäure in der Luft beweist. Die guten Quellwasser verdanken ihren erfrischenden Geschmack zum Theil der darin reichlich vorhandenen Kohlensäure, die auch bekanntlich als Würze vieler künstlichen Getränke (Schaumweine, Sodawasser) geschätzt und beliebt ist.

Bei der Anwendung der Brennstoffe spielt jedoch gleichzeitig eine andre Verbindung des Kohlenstoffs mit Sauerstoff eine wichtige Rolle. Der Kohlenstoff geht nämlich mit dem Sauerstoff noch eine zweite Verbindung ein, welche weniger Sauerstoff enthält als die Kohlensäure, indem sich darin auf 6 Gewichtstheile Kohlenstoff nur 8 Theile Sauerstoff finden. Diese Verbindung heißt Kohlenoxyd und bildet sich unter mancherlei Umständen, namentlich wenn die Verbrennung des Kohlenstoffs *bei unzureichendem* Zutritt von Sauerstoff Statt findet. Es ist ein farbloses, giftiges Gas, welches, an der Luft angezündet, mit blauer, wenig leuchtender Flamme verbrennt und dadurch in Kohlensäure übergeht. Es nimmt das Kohlenoxyd dann noch einmal soviel Sauerstoff auf als es schon enthalten hat und die Verbindung von 6 Theilen Kohlenstoff mit 8 Theilen Sauerstoff geht somit in jene von 6 Theilen Kohlenstoff mit 16 Theilen Sauerstoff d. i. in Kohlensäure über. Diese Umwandlung des Kohlenoxyds in Kohlensäure kann auch in der Weise vor sich gehen, daß der Sauerstoff gewissen Verbindungen desselben entzogen wird.

Man nennt im Allgemeinen alle Verbindungen des Sauerstoffs Oxyde. Sämmtliche Metalle und unter diesen natürlich auch das Eisen, mit dessen Gewinnung wir uns hier beschäftigen wollen, bilden mit dem Sauerstoff Oxyde und die in der Natur vorfindlichen Oxyde des Eisens, welches man auch häufig und reichlich in andern Verbindungen (z. B. mit Schwefel) antrifft, stellen dort, wo sie in großer Menge auftreten, die Erze vor, die uns dieses wichtigste aller Nutzmetalle liefern. Das Eisen bildet mehrere Oxyde. Für die Gewinnung des Eisens sind jedoch nur das Eisenoxydul und das Eisenoxyd von Wichtigkeit. Ersteres enthält auf 28 Gewichtstheile Eisen 8 Theile Sauerstoff, letzteres dagegen auf dieselbe Menge Metall 12 Theile Sauerstoff. Eine Verbindung dieser beiden Oxyde findet sich natürlich als ein sehr wichtiges Eisenerz vor und wird Magneteisenstein genannt, da sie magnetisch ist. Der Rotheisenstein der Mineralogen, von welchem diese viele Varietäten unterscheiden, ist dagegen unverbundenes Eisenoxyd, welches letztere mit Wasser vereinigt ein andres Eisenerz: den Brauneisenstein bildet. Endlich muß noch des Spatheisensteins Erwähnung geschehen, welcher eine Verbindung des oben angeführten Eisenoxyduls mit Kohlensäure ist und, obwohl ärmer an Eisen, sich wegen anderer Umstände zur Gewinnung eines guten Productes besonders eignet.

Es wird wohl dem Leser nicht unbekannt sein, daß man das Eisen in drei wohlunterschiedenen Formen verwendet, nämlich als Gußeisen, Stahl und weiches oder Schmiedeeisen (Stabeisen). Die Verschiedenheit dieser Modificationen des Eisens beruht, der Hauptsache nach, auf einem verschieden großen Gehalt an Kohlenstoff, welches Element in keinem, dem gewöhnlichen Gebrauche zugeführten Eisen fehlt. Eine Beimengung von Kohlenstoff ändert die Beschaffenheit des Eisens in hohem Grade ab. Ganz reines, kohlenstofffreies Eisen ist sehr strengflüssig, so daß selbst die mächtige Hitze des Hohofens es nicht zum Schmelzen zu bringen vermag und letzteres

nur durch besondere Vorrichtungen wie z. B. das Knallgasgebläse zu erzielen ist. Es hat eine viel geringere Härte als kohlenstoffhaltiges Eisen, ist dagegen aber sehr zähe und dehnbar; endlich läßt es sich schweißen.

Diese letztere Eigenschaft, welche nur wenigen Metallen zukömmt, ist für die Verwendung des Stabeisens, dessen Kohlenstoffgehalt sehr gering ist und dem Eisen nur eine etwas größere Härte, als jene des ganz reinen Eisens ist, ertheilt, von zu großer Wichtigkeit, als daß wir sie nicht etwas näher betrachten sollten. Jeder Leser hat gewiß schon einen Blick in die Werkstätte eines Schmiedes geworfen und beobachtet, wie dieser dem Eisen durch Hämmern und Schlagen die verschiedensten Formen zu geben vermag. Um dies leichter bewerkstelligen zu können, wird aber das Eisen in dem lebhaft unterhaltenen Schmiedefeuer zu starkem Glühen erhitzt. Dies hat seinen Grund in der namhaft größeren Dehnbarkeit, welche dem Eisen bei höheren Hitzegraden zukommt, eine Erscheinung, die wir noch bei vielen andern Metallen wahrnehmen. Wurde aber das Eisen bis zu jenem Grade erhitzt, welcher ein helles Leuchten mit weißem Licht (Weißgluth) hervorruft, so ändert sich seine Beschaffenheit noch weiter; es wird weich und klebrig. Wir können diesen Zustand am Besten mit dem des weichen Wachses vergleichen, an welchem Jedermann die Eigenschaft kennt, sich in die verschiedensten Formen bringen und durch Vereinigung kleinerer Stücke zu größeren, völlig zusammenhängenden Massen umformen zu lassen. Was nun beim Wachse in sehr mäßiger Wärme eintritt, wird beim weichen Eisen erst in der Weißgluth erzielt. Man ist aber dadurch in den Stand gesetzt, mehrere Stücke verschieden geformten Eisens zu einem Ganzen zu vereinigen und so vielerlei Geräthe anzufertigen, welche aus einem einzigen Stücke des Metalls entweder gar nicht oder mindestens mit großer Mühe hergestellt werden könnten.

Beim Stahl finden wir einige der Eigenschaften des Stabeisens wieder. Auch er ist, wenigstens in vielen Sorten, schweißbar, aber gleichzeitig läßt er sich viel leichter schmelzen als das weiche Eisen, und daher durch Guß in verschiedene Formen bringen, was, wie erwähnt, beim Stabeisen nicht gelingt. Die ausgezeichnetste Eigenschaft des Stahls ist aber die Fähigkeit, nach Art seiner Behandlung die mannigfaltigsten Härtegrade anzunehmen, was ihn neben seiner Dehnbarkeit, Schweißbarkeit und Schmelzbarkeit besonders zur Anfertigung von vielerlei Geräthen geeignet erscheinen läßt, welche weder aus Stab- noch aus Gußeisen hergestellt werden können.

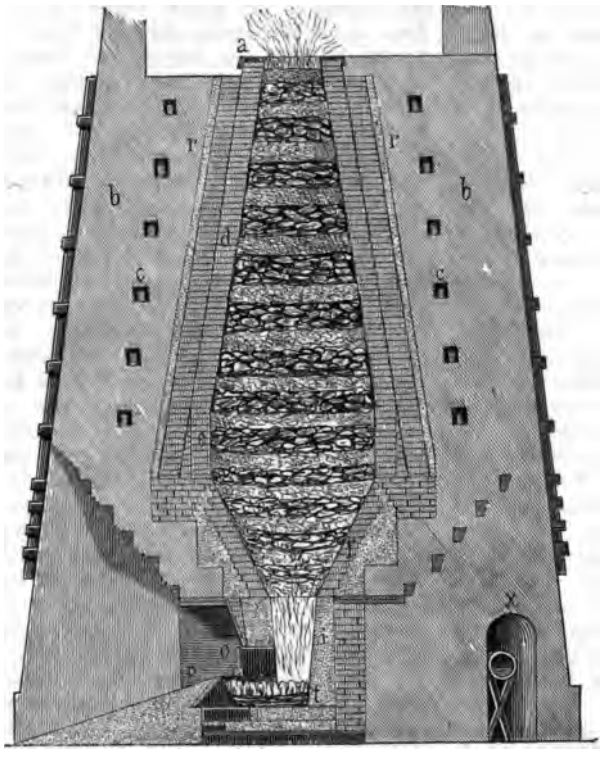
Der Stahl enthält 1 bis 2 Procente Kohlenstoff. Im Gußeisen sind 3½ bis 4½ Procente Kohlenstoff vorhanden und dieser ändert die Eigenschaften des Eisens vorzüglich dahin ab, daß kohlenreiches Eisen weder schweiß- noch dehnbar ist, dagegen aber schon bei einer Temperatur schmilzt, welche auf Schmiedeeisen ohne Wirkung bleibt.

Wenden wir uns nun zur Gewinnung des Eisens zurück, so gewährt uns die unmittelbare Erzeugung des weichen Eisens aus den Erzen nur mehr ein culturhistorisches Interesse. In einigen außer dem Bereiche des Weltverkehrs liegenden Theilen der Pyrenäen, in Persien, Indien und andern, unsrer modernen Industrie verschlossenen Ländern wird zwar jetzt noch aus besonders reinen Erzen unmittelbar ein ausgezeichnetes stahlartiges Schmiedeeisen erzeugt. Die Menge desselben ist aber verschwindend klein gegen die kolossale Quantität Eisen, welche uns alljährlich die Hohöfen liefern. Diese erzeugen aber nur das kohlenstoffreiche Roheisen (Gußeisen) und dürfen auch kein andres Product hervorbringen, da nur dieses den hinreichenden Grad von Schmelzbarkeit besitzt, um das Eisen im flüssigen Zustande bequem aus dem Ofen schaffen zu können. — Die Hauptaufgabe bei dem Betriebe eines Hohofens ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Es soll das in den Erzen als Sauerstoffverbindung vorhandene Eisen zunächst in metallisches Eisen umgewandelt, dann mit Kohle verbunden und endlich durch hinreichende Hitze geschmolzen werden, wonach man es ausfließen läßt, um neuen Quantitäten des Productes Platz zu machen.

In diesen wenigen Worten ist das Wesentliche des sogenannten Hohofenprocesses angedeutet. Dieser wird aber dadurch etwas verwickelter, daß die Erze keineswegs völlig reine Verbindungen vorstellen, sondern immer eine gewisse, nach den Fundorten schwankende Menge von verschiedenen, der Hauptsache nach aus Verbindungen der Kieselsäure mit Kalk, Thonerde, Bittererde und ähnlichen Basen bestehenden Gebirgsarten beigemischt enthalten, die entweder schon an sich bei der im Ofen herrschenden Temperatur schmelzbar sind oder erst durch passende Zusätze von andern Mineralien ein entsprechend schmelzbares Gemenge liefern, welches die Hohofen-Schlacke bildet. Diese Schlacke ist jedoch, wie wir bald sehen werden, keineswegs ein unnützer Ballast, dessen Entstehung nur als ein die Eisenproduction erschwerender und hemmender Uebelstand zu bezeichnen wäre, sondern sie trägt zum Gelingen des Processes wesentlich bei und wenn uns die Natur irgendwo ein völlig reines Erz in zureichender Quantität bieten würde, so wären wir genöthigt, beim Verschmelzen eines solchen Erzes Gesteine zuzusetzen, welche eine passend beschaffene Schlacke lieferten, wobei

wir uns freilich auf die eben hinreichende Menge beschränken würden, während wir jetzt häufig Erze zu verschmelzen genöthigt sind, die weit über das nöthige Maß hinaus Schlacke bilden.

Werfen wir nun einen Blick auf die untenstehende Zeichnung, welche den Durchschnitt eines in voller Thätigkeit befindlichen Hohofens darstellt und die alle wesentlichen Theile desselben ersichtlich macht. Wir entnehmen daraus zunächst, daß der Hohofen einen sogenannten Schachtofen vorstellt, d. h. eine Heizvorrichtung ist, die in ihrer Form an einen Schacht erinnert und nur an der obern Mündung a mit dem Brennstoff, sowie den darin zu verschmelzenden Erzen versehen werden kann. Die oben erwähnte Mündung heißt bei allen Schachtöfen Gicht (Gichtöffnung). Von dieser aus erweitert sich der Schacht d des Ofens in Gestalt eines Kegels nach abwärts, der mit seiner Basis sich an ein kleines cylindrisches Stück e anschließt, welches den weitesten Theil des Ofens vorstellt und den Namen Kohlensack führt. Von diesem an verengt sich der Ofen wieder und bildet abermals einen, aber diesmal verkehrt gestellten Kegel f, die Rast, welche sich an den engsten, nur wenig konisch gestalteten Theil des Ofens i, das Gestelle, anschließt. Den untersten Theil bildet endlich der Herd t, welcher bestimmt ist, die Schmelzproducte, nämlich das Roheisen und die Schlacke, aufzunehmen. Die Höhe des Ofens von der Basis bis zur Gicht beträgt gewöhnlich dreißig bis vierzig Fuß. Der in dem Hohofen herrschende außerordentliche Hitzegrad erfordert, daß die Ofenwände aus möglichst schwer schmelzbarem Material construirt sind. Man kleidet deshalb den Schacht, sowie die Rast mit feuerfesten Backsteinen aus und verwendet besondere Sorgfalt bei Herstellung des Gestelles, wo die höchste Temperatur herrscht, da dort, wie wir bald sehen werden, der Verbrennungs- und Schmelzproceß vor sich geht. Der ganze Ofen ist, bis auf den vorderen, unteren Theil (die Brust), von starkem Mauerwerk b gestützt und umgeben, in welchem sich zahlreiche Canäle c vorfinden, die bestimmt sind, der Feuchtigkeit Austritt zu gewähren und so, namentlich beim Beginn des Betriebes, das Bersten der Mauern zu verhindern. Ein um den Schacht und Kohlensack ausgesparter concentrischer Hohlraum r (die Füllung) wird mit Schlacke und dergleichen ausgefüllt, um die Wärme in den oberen Theilen des Ofens besser zusammenzuhalten, während man häufig die Rast und das Gestelle vor zu rascher Zerstörung durch Abschmelzen in der Weise schützt, daß man selbe mit hohlen Räumen umgibt, in denen Luft circulirt.



Wie aus der Abbildung ersichtlich ist, wird der Herd nicht vollkommen geschlossen, sondern der den tiefsten Theil der Vorwand bildende sogenannte Tümpelstein o ist so gestellt, daß er mit dem Wallstein p, welcher den Herd nach vorn abschließt, einen Zwischenraum hervorbringt, durch den man in den Herd leicht mit verschiedenen Geräthen hineinlangen und daher nöthigenfalls erstarrte Eisen- und Schlackenmassen, welche den guten Fortgang des Processes wesentlich beeinträchtigen würden, herausschaffen kann. Auch dient dieser Zwischenraum, um die über dem Roheisen sich ansammelnde Schlacke herauszuholen oder sie über die aus einer starken Eisenplatte construirte schiefe Ebene abfließen zu lassen. Für das flüssige Eisen ist aber ein andrer Ausweg bestimmt, indem der Wallstein den Herd nicht.

vollständig abgrenzt, sondern zwischen der einen Seitenwand und dem Wallstein ein kleiner Spalt gelassen wird, der mit Thon vermacht ist, in welchen man, sobald das Eisen abgelassen (abgestochen) werden soll, mit einem eisernen Spieß eine Oeffnung schlägt, die nach beendigtem Abstich wieder mit Thon verschlossen wird.

Wie sich schon aus der in der Zeichnung ersichtlichen Anordnung des im Ofen vorfindlichen Materials ergibt, werden die Erze und Brennstoffe bei der Gicht schichtenweise abwechselnd eingetragen. Sie sinken, in dem Maße als ihre Vorgänger unten in den Schmelzraum gelangen, immer tiefer herab und machen so wieder neuen Quantitäten der Beschickung Platz. Der Brennstoff wird im Gestelle verzehrt, die mineralischen Bestandtheile der Beschickung aber sammeln sich als Schlacke und Roheisen im Herde an und werden in der oben erwähnten Weise aus dem Ofen geschafft. Dies setzt sich so lange fort, bis durch Zufall oder die andauernde Einwirkung der starken Hitze die Wände des Gestelles eine so starke Abnützung erlitten haben, daß die Fortführung des Schmelzprocesses unmöglich erscheint, wonach die sogenannte Campagne des Ofens beendigt ist und dieser für den Wiederbeginn einer neuen Campagne vorgerichtet werden muß.

Wenn wir uns nun über die im Innern des Hohofens stattfindenden chemischen Vorgänge unterrichten wollen, so ist es am passendsten, zunächst die Frage zu erörtern, was im Ofen stattfinden würde, falls man denselben lediglich mit dem Brennstoff beschickt hätte, ohne gleichzeitig auch Erze einzutragen. Die Brennmaterialien, welche man im Hohofen verwendet, sind entweder Holzkohlen oder Coaks. Wenn in einigen Gegenden auch Steinkohlen, ja selbst Holz und Torf zur Verwendung kommen, so ändert dies an der Richtigkeit der obigen Mittheilung insofern Nichts als die genannten unverkohlten Brennstoffe auf ihrem Wege zur Rast und zum Gestelle in Folge der im Ofen herrschenden Hitze dieselbe Veränderung erleiden, als wenn sie zuvor außerhalb des Ofens in Meilern, Coaksöfen und dergleichen der Verkohlung unterworfen worden wären. Zur eigentlichen Verwendung gelangen daher immer nur verkohlte Brennmaterialien.

Die Kohle, mag sie nun von Holz, Steinkohlen oder Torf herstammen, ist keineswegs reiner Kohlenstoff, sondern enthält immer noch etwas Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff, und zudem die unorganischen Substanzen, welche nach der Verbrennung die Asche liefern, und an der Bildung und Zusammensetzung der Schlacke theilnehmen. Doch besteht die Hauptmasse jeder Kohle aus Kohlenstoff, und dieser ist in unserm Falle stets der eigentliche Brennstoff, welcher endlich zur Benutzung gelangt. Um die Verbrennung zu vermitteln, bedürfen wir einer entsprechenden Quantität Luft. Diese wird durch ein hinreichend starkes Gebläse in den Ofen geschafft, welches die Luft durch weite Röhren, die in unsrer Abbildung bei x sichtbar sind, und sich dort, wo sie in den Ofen hineinragen, zu Düsen verengen, preßt. Die Düsen liegen in andern kurzen, aber viel weitern Röhren, deren Querschnitt meistens einen Halbkreis bildet, die in den Ofen etwas hineinragen und Formen heißen. Im Hohofen werden die Formen, häufig zu zwei oder drei, passend in den Wänden vertheilt, etwa in der Höhe der Basis des Tümpelsteines o eingelegt, so daß meistens von mehreren Seiten Luft in den Ofen einströmt. An diesen Stellen tritt die Luft unter einer bestimmten, ziemlich starken Pressung in den Schmelzraum, und begegnet dort der Kohle, welche sich in Folge der beständig unterhaltenen lebhaften Verbrennung in heftiger Weißgluth befindet. Indem nun der Sauerstoff der Luft durch die Wirkung des Gebläses in die poröfen Kohlen mit einer gewissen Lebhaftigkeit eindringt, veranlaßt er an vielen Stellen zugleich die Bildung von Kohlensäure und erregt dadurch eine sehr hohe Temperatur. Die Kohlensäure hat aber nur eine ganz vorübergehende Existenz, denn der im Ueberschuß vorhandene glühende Kohlenstoff veranlaßt fast unmittelbar nach ihrer Bildung ihre Umwandlung in Kohlenoxyd aus bereits oben erörterten Gründen. Wäre die Luft ganz frei von Wasserdampf, was sie in der Wirklichkeit nie ist, so könnte im Gestelle sich nur ein Gemenge von Stickstoff und Kohlenoxyd bilden. Der beigemengte Wasserdampf aber erleidet durch die glühende Kohle eine Zerlegung. Der Sauerstoff des Wassers verbindet sich nämlich mit dem Kohlenstoff zu Kohlenoxydgas, und der Wasserstoff wird frei. Es mengt sich also den beiden erwähnten Gasen auch Wasserstoff bei. Die drei Gase steigen nun, von der beständig nachströmenden Luft verdrängt, nach aufwärts, und erhitzen die im obern Theile des Gestelles und in dem tiefern Theile der Rast befindlichen Kohlen soweit, daß diese heftig glühen, ohne aber dort irgend eine Verbrennung mehr veranlassen zu können, da die Gebläseluft schon unten ihres freien Sauerstoffs vollkommen beraubt wurde. Die aufsteigenden Gase können daher die obern Schichten nur erhitzen. Sie setzen ihre diesfällige Wirkung bis zur Gichtöffnung fort, vermitteln, falls unverkohlte Brennmaterialien zur Anwendung kamen, in der obern Hälfte des Schachtes die Verkohlung derselben und trocknen die Stoffe endlich vollständig aus. Das Kohlenoxyd

und der Wasserstoff entzünden sich endlich, sobald sie durch die Gichtöffnung an die Luft gelangen, und überdecken erstere mit einer mächtigen, aber wenig leuchtenden Flamme.

Wenn aber im Gegensatze zu dem eben geschilderten Vorgange mit dem Brennstoffe abwechselnd die sauerstoffhaltigen Eisenerze in den Ofen eingetragen werden, so sinken diese allmälig nach abwärts und müssen auf diesem Wege sehr wesentliche chemische Veränderungen erleiden. Die Einwirkung beginnt auch hier mit einer vollständigen Austrocknung. In der untern Hälfte des Schachtes aber, wo durch aufsteigende Ofengase schon eine ziemlich hohe Temperatur hervorgerufen wird, muß nach dem schon oben Mitgetheilten das Eisenerz seinen Sauerstoff an Kohlenoxyd abgeben, welches sich dadurch zum Theil in Kohlensäure umwandelt. Eine ganz analoge Wirkung äußert auch der Wasserstoff, welcher sich mit dem Sauerstoff zu Wasser vereinigt. Die Sauerstoffverbindungen des Eisens werden, wie sich die Chemiker auszudrücken pflegen, reducirt, sie erleiden eine Reduction. Es ist klar, daß diese um so vollständiger sein wird, je leichter die Gase in das Innere der Erzmasse eindringen und mit den Eisenverbindungen in vielfältige Berührung treten können. Um ihnen diese wichtige Function möglichst zu erleichtern, werden die Erze für den Schmelzproceß durch das sogenannte Rösten vorbereitet, indem man sie entweder in Oefen oder in Haufen mit Brennstoff abwechselnd geschichtet einer höhern Temperatur aussetzt, welche hier hauptsächlich eine passende Auflockerung und Zerklüftung der Erze bezweckt. Nach erfolgter Reduction der Erze stellen diese ein Gemenge von feinvertheiltem Eisen mit den übrigen nicht reducirbaren und verunreinigenden Bestandtheilen der Erze dar. Das Eisen ist in diesem Zustande nun befähigt, sich während seines Herabsinkens mit Kohlenstoff zu verbinden, zu welchem Elemente es eine große chemische Verwandtschaft zeigt. Zum geringsten Theile findet die Kohlung des Eisens durch die unmittelbare Berührung mit dem glühenden Kohlenstoff statt, da dieser als ein unschmelzbarer, nicht flüchtiger Körper in die noch starre Erzmasse nicht einzudringen vermag.

Wie bei der Reduction, sind auch hier wieder vorzugsweise Gase wirksam, insbesondre das Kohlenoxyd. Diese Verbindung gibt nämlich, wenn sie bei hoher Temperatur mit Eisen in Berührung kommt, an das Metall Kohlenstoff ab und verwandelt sich dadurch in Kohlensäure. Dies geschieht nur in dem tiefern Theile der Rast, und dort bildet sich also das Kohlenstoffeisen, dessen Entstehung sich in dem obern Gestellraum fortsetzt. Durch *die wechselseitige* Einwirkung des Stickstoffs der Gebläseluft, des Kohlenstoffs sowie des in der Beschickung als Sauerstoffverbindung vorhandenen Metalles Kalium, wird eine in starker Hitze flüchtige Verbindung, das Cyankalium hervorgebracht, welches aus den oben erwähnten Elementen besteht und auf das Eisen ebenfalls kohlend wirkt, wie das Kohlenoxyd. Diese zwei Stoffe sind es nun, die beim Herabsinken das Eisen mit Kohlenstoff versehen und es in jene Verbindung überführen, welche, sobald sie in den eigentlichen Schmelzraum gelangt, gleichzeitig mit der Schlacke flüssig wird und sich als Roheisen in dem Herde ansammelt. In dieser Periode der allmäligen Veränderungen, welche das Erz bei seinem Hinabgleiten durch den Ofenraum erleidet, ist die Mitwirkung der Schlacke von höchster Wichtigkeit. Sie hat nämlich die Aufgabe, das herabschmelzende Metall vor dem Einflusse der Gebläseluft zu schützen und im Herde das Eisen zu bedecken. Würde sie fehlen, so käme der Sauerstoff, welcher dort eindringt, und dessen Wirkung sich lediglich auf die Verbrennung der Kohlen beschränken soll, mit dem Roheisen in mannigfaltige Berührung, in deren Folge auch der im Roheisen enthaltene Kohlenstoff verbrennen, und das Roheisen in weiches Schmiedeeisen umgewandelt werden müßte, welches sich wegen seiner Strengflüssigkeit gar nicht aus dem Ofen schaffen ließe, und dessen Entstehung somit eine baldige Unterbrechung der Schmelzcampagne zur Folge hätte.

Hat die Schlacke diesen wesentlichen Dienst einmal geleistet, so sinkt sie zu einem lästigen Nebenproduct herab, welches nur ausnahmsweise irgend eine beschränkte Verwendung, z. B. um Ziegel daraus zu formen, findet, in der Regel aber auf die Halde oder in den Bach geworfen wird.

Wir haben nun das Erz durch alle seine Stadien verfolgt, welche es behufs seiner Umwandlung in Roheisen durchzumachen hat. Dieses wird zum Theil unmittelbar zur Herstellung von Gußwaren verwendet. Sehr viel Roheisen dient aber zur Erzeugung von Schmiedeeisen und Stahl. In dem folgenden Abschnitte wollen wir uns mit der Entstehung dieser beiden wichtigen Producte beschäftigen.

Der gegenwärtige

Betrieb der elektromagnetischen Uhren.

Von Dr. Schellen.

Je größer der Aufschwung geworden ist, den die Industrie nach allen Richtungen hin genommen hat, je lebhafter von Tag zu Tag der Verkehr sich entwickelt, den Eisenbahnen und

Dampfschiffe zwischen den entferntesten Völkern vermitteln, je verwickelter das System wird, in welchem das öffentliche Leben, Künste, Gewerbe und Unternehmungen der ausgedehntesten Art in einander greifen und sich gegenseitig bedingen, um so lebhafter wird das Bedürfniß gefühlt, die wahre Zeit an den verschiedenen Stellen einer Stadt oder auch eines größeren Etablissements übereinstimmend anzugeben; ja es sind die Folgen, welche aus den abweichenden Angaben der Zeitmesser für den Geschäftsbetrieb und für alle Verhältnisse des Lebens hervorgehen, so störend, daß von jeher die scharfsinnigsten Untersuchungen der Physiker, wie die angestrengtesten Arbeiten der Mechaniker darauf gerichtet waren, um mehrere Uhren auf einige Zeit in einem übereinstimmenden Gange zu erhalten. Aber selbst die vereinigten Bestrebungen der Theoretiker und der Techniker, um von den Speculationen eines bekannten deutschen Kaisers nicht zu sprechen, haben sich der Lösung eines solchen Problems nicht gewachsen gezeigt; die Resultate dieser Anstrengungen haben zwar vielfach eine große praktische Bedeutung gewonnen, aber sie haben zuletzt doch bewiesen, daß eine vollständige Gleichmäßigkeit der Bewegung von so zusammengesetzten Mechanismen, wie sie in den Uhren enthalten sind, nicht erwartet werden darf, wenigstens so lange nicht, als diese von einander unabhängig arbeiten und die einzelnen in ihnen liegenden Triebkräfte nicht durch den Eingriff einer gemeinschaftlichen andern Kraft geregelt, ihre Ungleichheiten ausgeglichen werden.

Von einer solchen regelnden Kraft aber muß ein Doppeltes verlangt werden; sie muß erstens in die Ferne wirken und von irgend einem Punkte aus ihre regulirende Thätigkeit auf die Triebkräfte oder die Mechanismen noch so weit von einander entfernt stehender Uhren ausüben, sie muß zweitens auch diesen regulirenden Eingriff auf alle einzelnen Uhren gleichzeitig bewirken können.

Es ist bekannt,*) daß der galvanische Strom diesen beiden Anforderungen in ausgezeichneter Weise zu entsprechen vermag; er wirkt nicht bloß von einem gegebenen Punkte aus in die weitesten Fernen, um dort Magnetnadeln aus ihrer ruhigen Süd-Nord-Stellung abzulenken oder auch, um vermittelst der Elektromagnete Eisenplättchen, Anker genannt, anzuziehen, sondern er vollzieht diese seine Wirkungen auch mit einer Geschwindigkeit, für welche uns die Anschauung fehlt.

Es lag in der That bei der ungeheuren Geschwindigkeit, mit welcher die galvanische Thätigkeit, Strom genannt, die Leitungsdrähte durchläuft und seine Wirkungen gleichzeitig in jedem beliebigen Punkt seiner Bahn ausführen kann, der Gedanke nahe, daß in ähnlicher Art, wie durch den Telegraphen die Gedanken fast momentan beliebig vielen eingeschalteten Stationen mitgetheit werden können, auch die Zeit sich werde telegraphiren und die von irgend einer richtig gehenden Uhr angegebene Stunde sich blitzesschnell auf beliebig viele andere Uhren werde übertragen lassen.

Die erste Idee, den galvanischen Strom zur Regulirung mehrerer Uhren anzuwenden, gehört einem Manne, der auch um den elektromagnetischen Telegraphen sich sehr verdient gemacht hat, dem Professor Steinheil in München. Die Einrichtung, welche er auf Befehl des Königs von Baiern an den Uhren des königlichen Instituts für junge Damen in München einführte, hatte nur den Zweck, die Uebereinstimmung der in den verschiedenen Sälen und Corridors befindlichen gewöhnlichen Uhren am Ende einer jeden halben Stunde herbeizuführen. Gut gearbeitete Uhren werden nämlich im Verlaufe einer halben Stunde nur wenig, höchstens um einige Secunden von einander abweichen. Um nun am Ende einer jeden halben Stunde den verschiedenen Uhren die vollkommenste Uebereinstimmung mit der Normaluhr des Hauses wiederzugeben, brachte Steinheil an jeder Uhr einen kleinen Elektromagnet nebst Anker an, welche sämmtlich in derselben Drahtleitung, die von einer kleinen galvanischen Batterie ausging, eingeschaltet waren. In der Normaluhr, welche die wahre Zeit angegeben hatte, war für gewöhnlich die Drahtleitung unterbrochen, so daß der galvanische Strom nicht circuliren konnte; in dem Augenblick aber, wo die Normaluhr die halbe oder ganze Stunde schlug, wurde durch eine besondere Vorrichtung, wie wir sie sogleich noch näher kennen lernen werden, die Drahtleitung geschlossen und der galvanische Strom durch die Elektromagnete aller einzelnen Uhren hindurchgeleitet. Die Magnetisirung der Hufeisen erfolgte also in allen Uhren gleichzeitig und die Anker derselben wurden ebenso gleichzeitig angezogen. Ein jeder Anker aber hatte eine Gabel, welche durch die Ankeranziehung derartig in den Uhrzeiger eingriff, daß dieser vor- oder zurückgeschoben und genau auf die halbe oder ganze Stunde gerückt wurde, wenn er nicht zufällig schon darauf zeigte. Auf diese Weise erfolgte also der regulirende Eingriff des galvanischen Stromes nur von halber zu halber Stunde; die Uhren konnten innerhalb einer solchen Periode von einander abweichen, am Ende einer jeden halben Stunde aber mußte die Uebereinstimmung aller von der Normaluhr wieder hergestellt werden.

In der Steinheil'schen Einrichtung tritt demnach der galvanische Strom nur als Regulator für ein gewöhnliches, durch eine Gewicht- oder Federkraft in Bewegung gesetztes Uhrwerk auf. Der berühmte Erfinder des elektrischen Zeigertelegraphen, Professor Wheatstone zu London, that im Jahre 1840 einen wesentlichen Schritt weiter, indem er den Betrieb der Uhren vom telegraphischen Standpunkte aus betrachtete, und wie bereits oben angedeutet ist, eine Uebereinstimmung zwischen sämmtlichen Zeitmessern einer Stadt dadurch hervorzubringen gedachte, daß eine einzige richtig gehende Uhr, die Normaluhr der Stadt, ihre Zeit von Minute zu Minute den durch die ganze Stadt vertheilten elektromagnetischen Zeigerwerken durch einen galvanischen Leitungsdraht zutelegraphirt, und dadurch jedes Zeigerwerk von Minute zu Minute

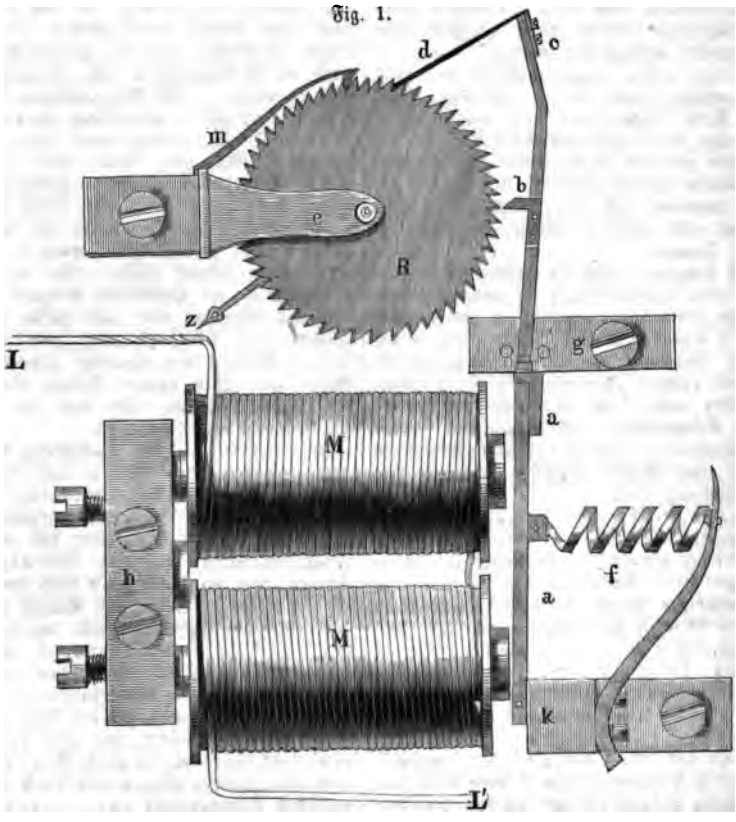
*) Vergl. den Artikel von Uhde: „Ueber elektromagnetische Telegraphen," im 9. Hefte dieser Zeitschrift, dessen Bekanntschaft wir bei dem Leser voraussetzen dürfen.

genau dieselbe Zeit angibt, welche von der Normaluhr angezeigt wird.

Seit dieser Zeit haben sich fast alle Erfinder und Constructeure von elektrischen Telegraphen mit der Verbesserung und der Einrichtung elektromagnetischer Uhren beschäftigt. Daß man dabei, wie das gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, anfangs sehr weit von dem Princip der Einfachheit abging, darf uns nicht wundern. Anstatt die Wheatstone'sche Erfindung praktisch im Großen auszuführen und die Zeit einer richtig gehenden Gewicht-Uhr durch einen Leitungsdraht auf beliebig viele eingeschaltete Zifferblätter vermittelst der Elektromagnete telegraphisch von Minute zu Minute oder auch, wo es erforderlich wäre, von Secunde zu Secunde zu übertragen, bemühte man sich, Uhren zu construiren, welche frei von jeder Normaluhr ohne Gewicht- oder Federkraft bloß durch elektromagnetische Triebkraft im Gange erhalten werden. Sind derartige Uhren, die nicht aufgezogen zu werden brauchen, und in denen alle Theile, die in den gewöhnlichen Uhren vorkommen, namentlich die Gewichte, die Feder, der Pendel, die Hemmung, das Räderwerk fehlen, wohl geeignet, die Bewunderung des Kenners wie des Nichtkenners auf sich zu ziehen, so ist ihr Nutzen doch nur äußerst gering anzuschlagen im Verhältnisse zu der Wheatstone'schen Einrichtung, durch welche die vollständigste Uebereinstimmung in der Zeitangabe bei beliebig vielen ganz von einander entfernt stehenden Zifferblättern erreicht werden kann. Wir wollen uns daher in dem gegenwärtigen Artikel auch nur mit jenen elektromagnetischen Uhren beschäftigen, deren Betrieb eine richtig gehende Normaluhr voraussetzt, und wählen für die Beschreibung derselben aus der zahlreichen Classe derartiger Einrichtungen eine der einfachsten aus, nämlich die elektromagnetische Uhr der berühmten Telegraphen-Constructeure Siemens und Halske in Berlin.

Der wesentlichste Theil einer solchen Uhr ist ein kleiner Elektromagnet MM (Fig. 1), welcher vermittelst des den Schenkeln M und M gemeinschaftlichen eisernen Fußes h auf einer Platte festgeschraubt ist. Wie ein solcher Elektromagnet eingerichtet ist und wie er unter dem Einflusse eines galvanischen Stromes plötzlich magnetisirt werden und dann seinen Anker anziehen kann, wissen die Leser aus dem citirten Artikel von Uhde im neunten Heft dieser Zeitschrift. Vor den Polen dieses Elektromagneten steht fast vertikal der plattenförmige eiserne Anker aa, um den unteren Endpunkt k, wie um ein Scharnier drehbar. An dem verlängerten Ende c des Ankers ist ein stählerner Stößer d angebracht, und etwas tiefer sitzt eine stählerne Schneide b. R ist ein Zahnrad mit sechzig sägezähnig geformten Zähnen, die Axe desselben liegt in einer Platine e; sie ist nach der Seite, die von dem

Fig. 1.



Beschauer abgewendet ist, also nach hinten verlängert und trägt vor dem Zifferblatte den gewöhnlichen Minutenzeiger z.

So oft ein galvanischer Strom durch die Drahtleitung LL', also um den Elektromagneten MM circulirt, wird dieser plötzlich magnetisch und zieht den vor ihm stehenden Anker aa an; der Stößer d stößt durch diese Bewegung einen Zahn des Rades R fort und der Minutenzeiger z springt vor dem Uhr-Zifferblatt um eine Minute weiter. Dabei fällt die Schneide b sofort in eine Zahnlücke ein und verhütet, daß durch den kräftigen Stoß des Stößers bei jedem Stoße niemals mehr als ein Zahn fortgestoßen werden kann. Bei dieser Bewegung des Rades R von rechts nach links hebt sich der leicht federnde Sperrhaken m und läßt den rechts vor ihm liegenden Zahn unter sich wegpassiren, fällt aber gleich darauf in die nächste Zahnlücke wieder ein.

Wird darauf der galvanische Strom in der Leitung LL' unterbrochen, so verschwindet der Magnetismus plötzlich wieder aus dem Elektromagneten und eine angemessen gespannte Abreißfeder f zieht den Anker aa wieder in seine durch den Aufhaltstift g abgegrenzte Ruhelage zurück. Bei dieser rückgängigen Bewegung des Ankers gleitet der ebenfalls federnde Stößer d über den schiefen Rücken des rechts vor ihm liegenden Zahnes hinüber, indem er sich ein wenig biegt, und springt dann in die nächste Zahnlücke ein, zum nächstfolgenden Stoße bereit. Bei dieser rückgängigen Bewegung des Ankers und Stößers würde durch die Reibung über den schiefen Rücken des Zahnes das Rad R sich entgegengesetzt wie vorhin drehen, wenn dieses nicht durch den Sperrhaken m verhindert würde. Man sieht hieraus, daß das Rad R und dessen Axe sich durch die in Pausen von einer Minute nach einander folgenden Ankeranziehungen nur in einer einzigen Richtung von d nach m drehen, der Zeiger z also auf dem hinter dem Mechanismus befindlichen Zifferblatte ebenfalls nur in dieser Richtung fortrücken kann.

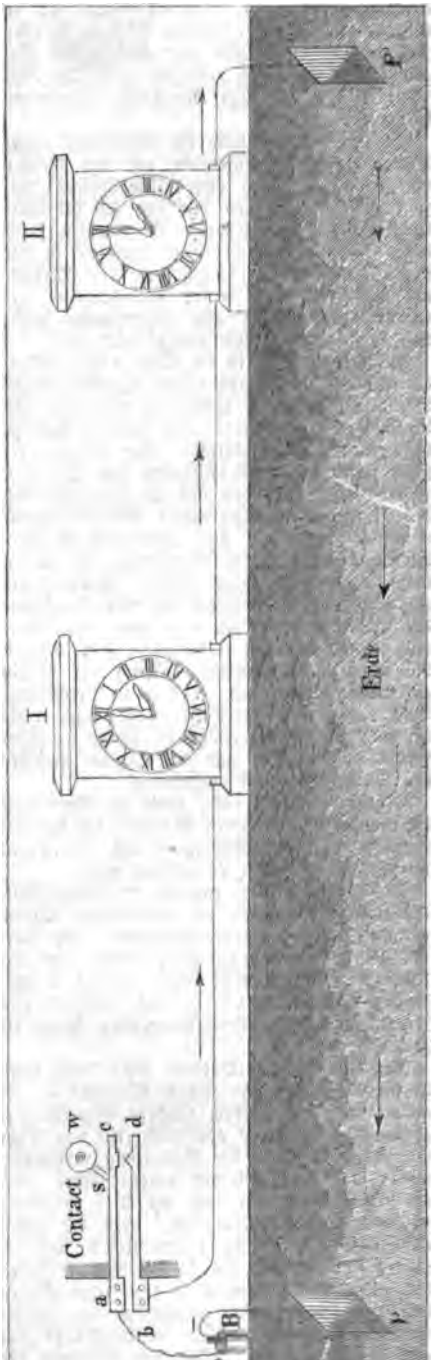
Hiernach ist klar, daß bei jedem Durchgange des galvanischen Stroms durch den Leitungsdraht LL' das Rad R um die Breite eines Zahnes, der Zeiger also um eine Minute auf dem Zifferblatte fortrückt, und daß bei sechzigmaliger Circulation des Stromes das Rad und der Zeiger einen Umlauf vollenden.

Es ist also nur erforderlich, damit der Zeiger z wirklich ein Minutenzeiger werde, daß genau mit jeder Minute der Stößer d einen Zahn des Rades R fortschiebe, oder daß der Strom in jeder Minute einmal durch den Draht des Elektromagneten MM hindurchgeleitet und dann wieder unterbrochen werde.

Letzteres ist die Aufgabe der Normaluhr und der darin angebrachten sogenannten Contactvorrichtung.

Die Normaluhr ist, wie bereits angeführt, eine gewöhnliche aber richtig gehende, durch Gewicht oder durch Federkraft bewegte und durch einen Pendel regulirte Uhr, also eine Pendüle, Wanduhr, oder bei der Anlage von elektrischen Uhren, welche durch die ganze Stadt vertheilt werden sollen, eine gut gehende Thurmuhr u. dgl.

Fig. 2.



Unter ihren Rädern muß sich eines befinden, welches in jeder Minute einmal rund geht. Ist ein solches Rad in der Uhr grade nicht vorhanden, so kann in allen Fällen leicht ein solches Rad nachträglich eingesetzt werden, so daß man jede gute Uhr ohne Schwierigkeit zu einer Normaluhr verwenden kann.

Da die übrigen Theile der Normaluhr außer dem genannten Minutenrade auf den Betrieb der elektrischen Uhren ohne allen Einfluß sind, so beschäftigen wir uns hier nur mit der Wirkung dieses Minutenrades. In der Fig. 2 ist daher mit Weglassung alles Uebrigen in der linken Hälfte der Zeichnung von der Normaluhr nur die Welle w des Minutenrades gezeichnet, von welcher also angenommen wird, daß sie in jeder Minute einmal rund geht.

Auf der Welle w ist ein Stift s aufgelöthet, der also in jeder Minute einmal in seiner tiefsten Stellung nach unten ankommen wird. ac und bd sind zwei neusilberne oder stählerne Federn, die vorn mit Platinplättchen oder Spitzen versehen sind, um die Metallflächen frei von Rost zu erhalten. Dieselben sind an zwei außerhalb des Uhrgehäuses angebrachten Metallklammern a und b angelöthet, sind gewöhnlich in ihrer Ruhelage außer aller Berührung und lassen dann nur einen ganz kleinen Zwischenraum zwischen sich. Rückt jedoch bei dem Rundlaufe der Welle w der Stift s in seine tiefe Lage nach unten, so drückt er die obere Feder c gegen die untere d und bringt dadurch die vorhin getrennten Federn mit einander in Berührung. Bald darauf rückt der Stift s weiter nach rechts in die Höhe und verläßt die Feder c; diese springt in die Höhe und der Contact zwischen den Federn ist wieder aufgehoben.

Es folgt hieraus, daß, wenn die Normaluhr im Gange ist, in jeder Minute der Contact zwischen den Metallfedern c und d einmal hergestellt und wieder aufgehoben wird.

Dieselbe Figur zeigt zugleich, in welcher Weise die Batterie B, welche den galvanischen Strom erzeugt, mit der Contactvorrichtung der Normaluhr in Verbindung gesetzt wird und wie beliebig viele elektrische Uhren in die Drahtleitung eingeschaltet werden und durch die eine Normaluhr ihren übereinstimmenden Gang erhalten.

Der eine Pol der Batterie wird durch einen Metalldraht mit der einen Klammer a, der andere mit der in dem feuchten Erdreiche liegenden Metallplatte P oder auch, wo eine solche vorhanden ist, mit der Gasleitung verbunden. Von der Klammer b der untern Feder läuft ein Metalldraht, der von der Erde sorgfältig zu trennen (zu isoliren) ist, nach der ersten elektrischen Uhr I. In diesen Uhren sind die in der Fig. 1 mit L und L' bezeichneten Enden des Elektromagnetdrahtes an den beiden Seiten des den Mechanismus einschließenden Uhrgehäuses festgeklammert. Der Leitungsdraht geht also zuerst nach der linksseitigen Klammer der Uhr I, von der entgegengesetzten Klammer dieser Uhr läuft die Drahtleitung nach der linksseitigen Klammer der Uhr II, von hier nach der Uhr III *u. s. w., von* der rechtsseitigen Klammer der letzten elektrischen Uhr geht die Leitung endlich zu der andern Erdplatte P'.

Es ist aus dem Betriebe der elektrischen Telegraphen bekannt, daß der galvanische Strom sehr wohl durch das feuchte Erdreich hindurchgeleitet werden kann, ja daß er den Weg zwischen den metallischen Platten PP' leichter durchdringt, als einen gleich langen Metalldraht. So oft also die Normaluhr den Contact zwischen den Federn c und d herstellt, bildet sich für den Durchgang des galvanischen Stromes ein geschlossener Weg, der aber stets zwischen c und d unterbrochen ist, wenn die Federn sich nicht berühren, weil der galvanische Strom nicht durch die Luft passiren kann.

Bevor ein solches System von Uhren in Betrieb gesetzt wird, erhalten ihre Zeiger genau denselben Stand, den die Normaluhr hat. Wird darauf die Normaluhr in Gang gesetzt, so rückt alsbald nach Beendigung der Minute der Stift s gegen die obere Feder und schließt den Contact. Sofort schießt aus der Batterie B der galvanische Strom durch die ganze Drahtleitung in folgender Richtung: Von +Pol nach a in die Feder c, von hier über das sich berührende Platin nach d und b, der Strom tritt dann in die Leitung und geht zur Uhr I, läuft hier um den Elektromagneten MM (Fig. 1) und durch L, hinaus durch die Drahtleitung zur Uhr II, wie der Pfeil es anzeigt, ebenso zu allen andern eingeschalteten elektrischen Uhren, von der letzten Uhr endlich in die Erdplatte P', dann durch die feuchte Erdschicht zurück wieder nach der Platte P und hierauf zum —Pol der Batterie B.

Sobald also der Stift s die Federn c und d in Berührung bringt, circulirt der galvanische Strom wegen seiner beispiellos großen Geschwindigkeit plötzlich und gleichzeitig um jeden Elektromagneten der magnetischen Uhren, und in diesen Allen springt in Folge des Ankeranzuges der Minutenzeiger um ein Feld weiter.

Wenn gleich darauf der fortrückende Stift s in der Normaluhr die Berührung der Federn c und d aufhebt, ist auch der Weg für den galvanischen Strom unterbrochen. Dieser verschwindet plötzlich, die Elektromagnete aller Uhren verlieren ihren Magnetismus, und es fallen in allen elektrischen Uhren die Anker gleichzeitig ab, um ihre Ruhestellung wieder einzunehmen, wie es vorhin beschrieben ist.

Nach Verlauf einer jeden Minute wiederholt sich dasselbe Spiel und es ist klar, daß auf eine solche Weise die Normaluhr das Ende einer jeden Minute allen eingeschalteten elektrischen Uhren zutelegraphirt, und daß diese von Minute zu Minute mit der Normaluhr und mit einander vollkommen übereinstimmen müssen.

Würde das Rad w der Normaluhr statt in jeder Minute in jeder Secunde einmal rund gehen, oder vollzöge diese Uhr auf irgend eine andere Weise in jeder Secunde einmal den Contact der Federn c und d, so würde in den elektrischen Uhren auch in jeder Secunde einmal ein Ankeranzug erfolgen, der Zeiger würde also Secunden anzeigen und die Uhren wären Secundenuhren.

Es versteht sich von selbst, daß die Bewe-

gung des Minutenrades R Fig. 1. in den elektrischen Uhren auf dieselbe Weise, wie es in allen Taschen- oder Wanduhren geschieht, durch ein paar Zwischen- oder Wechselräder auf die Bewegung des Stundenzeigers übertragen wird, so daß also zunächst nur der Minutenzeiger durch die elektromagnetische Kraft seine Bewegung erhält, der Stundenzeiger aber von dem Minutenzeiger getrieben wird.*)

Der gegenwärtige Betrieb der elektromagnetischen Uhren ist bereits ein sehr ausgedehnter. Nicht bloß in vielen großen Etablissements und in den verschiedenen Locales vieler Eisenbahn-Stationsgebäude, sondern auch in nicht wenigen Städten auf den Straßen, den öffentlichen Plätzen, Privathäusern u. s. w. arbeiten die elektromagnetischen Uhren mit einer bewunderungswerthen Genauigkeit. In Preußen, z. B. auf den größeren Stationshöfen der Köln-Mindener Bahn, in Belgien, Frankreich u. A. sieht man nicht selten vor einem des Abends erleuchteten sehr großen Zifferblatte den großen Zeiger von Minute zu Minute springen; es ist eine elektrische Uhr, welcher vermittelst ein paar Leitungsdrähte durch eine im Zimmer des Inspectors stehende Normaluhr die richtige Zeit minutenweise zutelegraphirt wird.

In Gent, Brüssel, Marseille und, wie die öffentlichen Blätter berichtet haben, in der neuesten Zeit auch in Paris, sind dergleichen elektrische Uhren durch die Haupttheile der ganzen Stadt verbreitet; selbst in den auf den Ecken der Hauptstraßen oder auf den öffentlichen Plätzen befindlichen Gaslaternen sind kleine elektrische Uhren eingeschlossen und durch Leitungsdrähte, die in isolirender Gutta Percha eingeschlossen unter dem Erdboden fortgehen, mit der in der Regel auf dem Rathhause aufgestellten Normaluhr verbunden. Daß alle solche Uhren genau dieselbe Zeit anzeigen müssen, welche von der Normaluhr angegeben wird, ist nach dem Vorstehenden von selbst klar.

In Leipzig waren bereits im Jahre 1854 zwölf Straßen und mehrere Plätze durch den Mechanikus Stöhrer mit einer auf dem Rathhause befindlichen Normaluhr durch Leitung in Verbindung gebracht. Der Leitungsdraht von Kupfer ist dort ohne Isolation unter den Gesimsen der Häuser, welche sich meistens zwischen dem Parterre und dem ersten Stockwerke befinden, fortgeführt, also dem Anblick fast ganz entzogen. Straßenübergänge sind meistens vermieden oder über dem zweiten Stock angebracht. Im Ganzen waren damals über funfzig Uhren im Betrieb, welche alle durch eine kleine galvanische Batterie in der vorstehend beschriebenen Weise bewegt wurden.

Gegen alle Erwartung war in vier Jahren des Betriebes eine absichtliche Zerstörung des Leitungsdrahtes nicht ein einziges Mal vorgekommen. Einmal nur wurde der Draht durch den Abputz eines Hauses aus Unvorsichtigkeit zerrissen. Nicht geringe Bedenken gegen die Aufnahme der elektrischen Uhren in die Privatwohnungen erregte anfangs die Befürchtung, es möge die Leitung vom Blitze getroffen und dieser dadurch an dem Drahte entlang in die Häuser geführt werden. Die Erfahrung von vier Jahren, in denen viele und schwere Gewitter über die Stadt Leipzig niedergegangen sind, hat indessen auch hier jede Besorgniß beseitigt; nicht ein einziges Mal wurden während eines solchen Gewitters die Uhren in ihrem übereinstimmenden Gange gestört. Die gesammte Leitung ist übrigens, wie bei allen Telegraphen, durch besonders eingerichtete Blitzableiter an mehreren Punkten hinreichend geschützt; einige starke Blitze entluden sich wirklich in solche Blitzableiter vor Häusern, ohne jedoch eine irgend merkliche Spur zu hinterlassen.

In Leipzig werden die Kosten der Gesammtanlage, des Betriebes und der Benutzung der Uhren durch einen jährlichen Beitrag der Uhrenbesitzer gedeckt. Derselbe beträgt für die Benutzung einer gewöhnlicheren Uhrensorte nur zwei Thaler, nimmt aber in demselben Maße ab, als sich der Betrieb erweitert und die Anzahl der Betheiligten vermehrt.

*) Wir behalten uns vor, diese sehr einfache und interessante Vorrichtung, wodurch der Minutenzeiger auf den Stundenzeiger wirkt, nächstens besonders zu beschreiben und durch Zeichnung zu erläutern.

Das deutsche Bankwesen.

Von

Adolph Wagner.

Der gemeinsame Name Banken bezeichnet eine Reihe von Anstalten, welche nach Wesen, Zweck und Einrichtung sehr verschieden sind, weil sie verschiedenen wirthschaftlichen Bedürfnissen ihre Entstehung verdanken. Der Hauptsache nach gibt es viererlei. Nämlich erstens Banken, welche zur Aufbewahrung und mitunter zur Umschreibung der bei ihnen von verschiedenen Personen hinterlegten Gelder zwischen den Contos der Deponenten dienen, im letztern Falle heißen sie Girobanken. Sodann Banken, welche aus eigenem Capitale oder aus selbst aufgenommenen Geldern Darlehen gewähren und zwar zweitens gegen Sicherheit von Wechseln oder Faustpfändern auf kurze Zeit, worin das Geschäft der Disconto- und Lombardbanken, und drittens gegen Sicherheit von Grund und Boden auf längere Termine, worin das Geschäft der Hypothekenbanken besteht. Endlich viertens Banken, welche mit eigenen und zuweilen auch fremden Capitalien speculiren und auf eigene Rechnung Geschäfte machen, indem sie Effecten an- und verkaufen, sich an Gründung von Unternehmungen betheiligen u. s. w. Das ist im Wesentlichen der Geschäftskreis der Crédits-Mobiliers oder Creditanstalten. Die deutschen Institute dieser Art haben sämmtlich die bekannte französische Gesellschaft des Crédit-Mobilier in Paris zum Vorbilde, welche uns in einem folgenden Aufsatze beschäftigen soll. Gegenwärtig wollen wir einen Blick auf die Geschichte und jetzige Lage der deutschen Giro- und Discontobanken werfen, also des

eigentlichen Handelsbankwesens. Grade die jetzige Gestaltung desselben kann schwerlich ohne einen solchen historischen Rückblick auf die wirthschaftlichen Verhältnisse, in welchen diese Banken errichtet wurden, und auf die Bedürfnisse, welche sie befriedigen sollten, verstanden werden.

Gegen Ausgang des Mittelalters geriethen die Münzverhältnisse in ganz Europa allmälig immer mehr in eine unleidliche Verwirrung. Zwei Umstande waren daran vor Allem Schuld. Der damalige Stand der Technik gestattete nämlich noch nicht die Herstellung der einzelnen Münzstücke desselben Nominalwerthes in vollkommener Gleichheit des Metallgehaltes und der äußeren Form, wodurch die Möglichkeit eines Gewinnes mittelst Beschneidung oder Einschmelzung der vollwichtigeren oder größeren Stücke entstand. Obgleich die Regierungen diese unter dem Namen des „Kippens und Wippens" der Münzen bekannten Operationen bei schweren Strafen verboten, gaben sie doch selbst noch viel mehr Gelegenheit dazu, indem sie sich nicht scheuten, beständig im Geheimen den Münzfuß zu verschlechtern, d. h. eine immer größere Anzahl Münzstücke desselben Namens aus der dem Münzfuß zu Grunde liegenden Gewichtseinheit edlen Metalls von bestimmter Feinheit, also z. B. aus der Kölner Mark fein Silber zu schlagen. Geschah dies schon in England, wie vielmehr in den übrigen europäischen Staaten und namentlich in Deutschland, wo allmälig fast jeder Reichsstand vom Kaiser die Ausübung des Münzregals erworben und daraus ein möglichst einträgliches Gewerbe zu machen suchte. Die Stände wetteiferten daher förmlich in der Herabsetzung des Münzfußes, besonders der Scheidemünze, bei deren Ausprägung der größte Vortheil war und bei der sie hoffen konnten, die Verschlechterung länger verborgen zu halten. Indessen war dies doch immer nur auf kurze Zeit möglich und erleichterte zugleich die Herausziehung und Beschneidung der besseren älteren Münzen noch mehr. Auf diese Weise verschlechterte sich dann die durchschnittlich im Umlaufe befindliche Münze bald so sehr, daß man offen den Münzfuß herabsetzen mußte, wie man es bisher schon im Geheimen gethan. In den Ländern an der Elbmündung war z. B. im Jahre 1226 der Schilling der vierunddreißigste, 1451 der hundertundsechzigste, 1546 nur noch der zweihundertundsiebzigste Theil einer Mark f. S.

Bevor der Handel sich in größerem Umfange entwickelte und durch die Ausbildung des Credit- und Wechselwesens eine ganz neue Gestalt annahm, war dieser Zustand immer noch zu ertragen. Er wurde unleidlich mit der Umwälzung der Handelsverhältnisse gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Wie konnte der Werth einer in der Zukunft zu leistenden Geldzahlung, z. B. eines in drei Monaten fälligen Wechsels berechnet werden, wenn das Preismaß, das Geld, so stark schwankte? In großen Handelsplätzen, wo das Uebel am meisten gefühlt wurde, *trieb daher das* dringendste Bedürfniß zuerst zu *zweckmäßigen Einrichtungen* der Abhülfe, wie sie Plätze wie Venedig, Genua, Barcelona schon im Mittelalter trafen. Im Norden gebührt dieser Ruhm zuerst Amsterdam und Hamburg. Daß der Handel dieser beiden Städte, welcher namentlich seit dem Falle Antwerpens einen gewaltigen Aufschwung nahm, der Verbesserung des Münzwesens ganz besonders bedurfte, wird Jeder begreiflich finden, der weiß, daß der Metallgehalt des holländischen Guldens von 1542 bis 1608 um achtundvierzig und des Schillings in Hamburg um sechzig Procent in den zwölf Jahren von 1609 bis 1621 reducirt wurde. Die Amsterdamer Kaufleute kamen daher auf das Aushülfsmittel, die noch curstrenden vollwichtigsten Gulden aus der Circulation zu ziehen, sie bei gemeinsamen Cassirern zu deponiren und mittelst Anweisungen auf ihre Guthaben ihre Zahlungen zu machen. Diese Methode wurde alsdann im Jahre 1609 bei der Gründung der Amsterdamer Wechselbank zu Grunde gelegt und nach deren Muster zehn Jahre später die berühmte, noch jetzt bestehende Hamburger Girobank errichtet. Alle größeren Wechsel wurden bei Strafe bei der Bank zahlbar gemacht, jeder Kaufmann nahm ein Folium und mittelst Ab- und Zuschreibens vom Folium des Einen auf das des Andern wurden alle Zahlungen bewerkstelligt. Das der Verschlechterung ausgesetzte kleine Geld, wie Schillinge, Sechslinge, durfte nur bis zum Betrage von fünf Procent der eingebrachten Summe an der Bank angenommen werden, deren eigentliche Münze der Speciesthaler, 1 = 3 Mark, war und bis zum Jahre 1770 blieb, wo man die Kölner Mark f. S. als Währung der Bank festsetzte und bei der Einbringung zu 27 Mark 10 Schilling annahm. Erst indem so die Münze völlig verlassen war, hatte man ein ganz stabiles Preismaß gewonnen. Abgesehen von diesem letzteren Vortheile, welchem Amsterdam wie Hamburg einen guten Theil ihrer großartigen Wechselgeschäfte verdanken, liegt der wirthschaftliche Nutzen der Girobanken in der sichern Aufbewahrung der kaufmännischen Cassenbestände und der bequemen Zahlungsart. Dieser Vortheil führte schon frühzeitig vieler Orten die Kaufleute dazu, gemeinsam ihr baares Geld bei bestimmten Personen zu hinterlegen, welche für die Aufbewahrung wohl eine Gebühr bezogen. Mitunter entwickelte sich dann hieraus ebenfalls die Sitte, mit Anweisungen auf diese Depositare und durch bloßes Umschreiben in ihren Büchern die Zahlungen auszuführen. Mit diesem Geschäfte wurden wohl die Goldschmiede, wie im siebzehnten Jahrhundert in London, oder auch die Geldwechsler betraut, die letzteren finden wir schon im hohen Alterthum, und in den großen deutschen Verkehrscentren, wo im Handel und Wandel viele fremde Münzen zusammenströmten, deren Auswechslung oder Metallwerthschätzung nothwendig war, wurden schon im frühen Mittelalter Geldwechsler obrigkeitlich installirt. Aehnliche Bedürfnisse wie in Hamburg führten übrigens schon im Jahre 1621 zur Gründung einer förmlichen Girobank in Nürnberg, und auch die Wiener Stadtbank und die Berliner königliche Bank sollten mit als Girobanken dienen, sowie auch

die meisten neuern Banken das Umschreibegeschäft betreiben.

Ganz andre Bedürfnisse wie die bisher erörterten führten zur Entstehung des modernen Handelsbankwesens. Man muß den Organismus der Güterproduction und des Handels der Neuzeit kennen, um die Nothwendigkeit der Disconto- und Lombardbanken richtig zu würdigen, wozu folgendes Beispiel dienen möge. Angenommen ein sächsischer Fabrikant verfertige Tuch für den nordamerikanischen Markt, das er zu diesem Behufe an ein Leipziger Haus absetzt. Dies sendet das Fabricat an einen Hamburger Exporteur und der letztere beauftragt ein New Yorker Imvorthaus mit dem Verkaufe. Hier wird das Tuch an einen Detaillisten abgesetzt und erst durch dessen Hände gebt es in den Consum über. Der Fabrikant kann die Zahlung des Preises nicht sofort von dem Leipziger Kaufmanne erhalten, noch dieser vom Hamburger, denn der letztere muß erst die amerikanischen Rimessen empfangen haben, und auch der Kaufmann in New York muß dem Detaillisten eine Zahlungsfrist gewähren, bis derselbe von seinen Kunden das Tuch baar bezahlt erhalten hat. Erst dann könnte also jeder der früheren Verkäufer oder Absender und somit zuletzt von Allen erst der Fabrikant bezahlt werden. Dieser müßte also bis dahin seine weitere Fabrication unterbrechen, könnte daher dem Wollhändler keine neue Wolle, noch dieser dem Schäfereibesitzer abkaufen, so daß auch hier eine Stockung in der Wollproduction entstände. Denken wir uns diesen Vorgang bei tausend Waaren beliebig wiederholt, so liegt alsbald die höchst störende Unterbrechung der Güterproduction und des Handels klar vor Augen. Das Bedürfniß bestand daher hier darin, sofort nach Ablieferung der Waaren den Preis baar bezahlt zu bekommen. Auf folgende Weise wurde es befriedigt. Jeder Käufer in der betrachteten Reihenfolge acceptirte einen von seinem Verkäufer für den Betrag des Preises auf ihn gezogenen Wechsel von so und soviel Monat Verfallzeit, wodurch er also baare Bezahlung nach Verlauf einer angemessenen Frist versprach, während deren er glaubte, die Waare seinerseits abgesetzt und selbst Bezahlung erhalten zu haben. Ein solcher Wechsel war mittelst Indossaments übertragbar, und fand sich nun ein Besitzer baaren Geldes, welcher ihn kaufen mochte, so war das Bedürfniß des Ausstellers, die Zahlung sofort zu erhalten, befriedigt. Da der Werth des Wechsels, die Solidität des Acceptanten und des Trassanten vorausgesetzt, um den Disconto geringer war, als eine gleiche Summe baaren Geldes, so mußte natürlich der Wechsel um den Betrag des Disconto für die Zeit, welche er noch zu laufen hatte, billiger abgegeben werden. Nun fanden sich wohl besonders in Handelsplätzen Personen, welche grade Geld müßig liegen hatten, dessen sie erst in einiger Zeit bedurften, mittelst Ankauf oder „Discontirung" eines Wechsels konnten sie daher auch für diesen Zeitraum einen Zins genießen. Indessen mit der zum ungestörten Fortgange von Industrie und Handel nothwendigen Regelmäßigkeit war doch hierauf nicht zu rechnen, vielmehr bedurfte es dazu besonderer Anstalten, welche ein für allemal das Wechseldiscontiren zu ihrem stehenden Geschäfte machten. Grade hier lag aber die Schwierigkeit, denn wer sein Geld regelmäßig zum Discontiren benutzte, verlangte natürlich den üblichen Profit aus Handelsgeschäften zu ziehen, den hohen Disconto, welchen er aber dann hätte abziehen müssen, konnte der Fabrikant oder Kaufmann doch nicht bezahlen, da hierdurch sein Vortheil, sofort wieder in Besitz seines baaren Capitals zu gelangen, ganz verschwunden wäre.

Das Aushülfsmittel fand sich in einer Aenderung, welche mit dem oben erwähnten Geschäfte der Gelddepositare vor sich ging. Diese mußten bald wahrnehmen, daß immer ein größerer oder geringerer Saldo bei ihnen stehen bleibe, und daß regelmäßig zu gewissen Zeiten mehr Geld bei ihnen liege, wie zu andern, denn auch wenn jeder Deponent zeitweilig einmal sein Geld ganz herauszog, nie thaten dies doch Alle gleichzeitig. Unbeschadet aller Ansprüche an sie hätten sie daher diesen Saldo oder einen größeren Theil der Gelder auf kurze Zeit, bis sie der Depositen wieder bedurften, gegen gute Sicherheit ausleihen können, wenn dies nicht eine Verletzung ihres Contracts gewesen wäre. Da bildete sich nun der Vertrag zu Aller Vortheil in der Art um, daß die Depositare gegen Aufgabe der bisher bezogenen Gebühren die Erlaubniß erlangten, die Gelder zum Theil ausleihen zu dürfen, wenn sie nur nach wie vor die Depositen auf Verlangen auszahlten, mit andern Worten es wurde aus dem Depositum ein stets fälliges Darlehen und aus dem bisherigen Depositar ein Banquier. Auf länger oder mit Kündigungsfrist hinterlegte Gelder wurde später auch eine Verzinsung gewährt, wodurch natürlich der Reiz, alles müßig liegende Geld in die Bank zu tragen, erhöht ward. Der geschilderte Vorgang ist in England um das Jahr 1645 nachzuweisen. Schon früh bildete sich die Sitte aus, für die Guthaben bei einem Depositar oder selbst bei einer Girobank, wie z. B. der Amsterdamer, sich Schuldscheine ausstellen zu lassen, welche bei genügender Solidität ein bequemes Umlaufsmittel an der Stelle von Geld wurden, wenn sie auf den Inhaber lauteten. So entstanden Banknoten, welche also zuerst ebenfalls Schuldscheine für eine bestimmte, bei der Bank stets liegende Summe Geldes waren, aber mit der Umgestaltung des Depositz zum Darlehen ihren modernen Character trockner auf den Inhaber gestellter Sichtwechsel oder stets fälliger Zahlungsversprechen annahmen. Auch hier lehrte die Erfahrung, daß ein kleinerer Baarvorrath zur Einlösung der bei der Bank einlaufenden Noten genüge, mit Benutzung derselben begann sich daher eine besondere Notenemission als selbständiger Geschäftszweig neben dem Depositengeschäft auszubilden. Um stets alle ihre Gläubiger auf deren Verlangen befriedigen zu können, mußte die Bank einen genügenden Baarfonds halten, dessen Größe natürlich nur von ihr selbst nach ihren Erfahrungen bestimmt werden konnte. Um ganz sicher zu gehen,

mußte sie aber auch den übrigen Theil ihrer Depositen und Noten so anlegen, daß sie sofort oder nach ganz kurzer Zeit wieder im Besitze ihrer Ausstände sein konnte, und dies war eben nur möglich bei so sichern Darlehen, wie der Wechsel-Discontirung für den Handels- und Gewerbestand oder bei kurzen Vorschüssen auf Waaren. Diese letzteren waren nämlich ebenfalls ein dringendes Bedürfniß der Fabrikanten und Kaufleute, indem sie dadurch in den Stand gesetzt wurden, mittelst Verpfändung ihrer Waaren das ihnen vielleicht grade sehr nothwendige baare Geld zu erlangen, ohne zu ruinösen Preisen oder in sehr ungünstigen Momenten verkaufen zu müssen. Indem ein Capitalist jetzt mittelst Empfang von Depositen und Ausgabe von Noten sein Capital vermehrte, konnte er auch bei einem niedrigen Discontosatze den üblichen Gewinn für sein Geld erzielen.

Hätte man in den Banken immer das gesehen, was sie sind, nothwendige Glieder im wirthschaftlichen Organismus der Gegenwart, und sie sich demgemäß frei entwickeln lassen, so würde mit der Umgestaltung der ältern Gewerb- und Handelsverhältnisse und mit der Ausdehnung besonders des Fabrikwesens das Bedürfniß nach Banken fühlbar geworden und namentlich in den großen Centren des Handels und der Gewerbe würden sie entstanden und organisch mit der Volkswirthschaft verwachsen sein. Vermuthlich würden sie sich aus den Geldwechsel- und den reinen Depositengeschäften heraus gebildet haben, so daß sie naturgemäß immer in den Depositen das wichtigste Mittel zur Geschäftsbetreibung gesehen hätten. Davon wäre die gute Folge die gewesen, daß der Gebrauch der Banknoten sich organisch aus dem Depositengeschäft entwickelt hätte und nur zur bequemeren Führung desselben üblich, mithin nie Hauptsache geworden wäre. Genügten die Privatetablissements nicht mehr, so würden mit der Ausbildung des Associationswesens überhaupt die Betheiligten, d. h. die Handels- und Gewerbtreibenden, welche der regelmäßigen Discontirung und Vorschüsse bedurft hätten, ein Capital zusammengeschossen, eine Gesellschaft gebildet haben, welche mit den Depositen ihrer Partner und den Noten, welche diese angenommen hätten, die nothwendigen Darlehen gemacht haben würde. An die beschränkte Haftbarkeit für den Einschuß allein, wie jetzt bei den durch Privilegien errichteten Banken, wäre dann gar nicht zu denken gewesen, wodurch wiederum die Geschäftsführung vorsichtiger, das Bankwesen solider geworden wäre. Einer solchen freien Entwicklung hat sich aber das letztere nirgends anders als in Schottland zu erfreuen gehabt. Bis zur Peel'schen Gesetzgebung vom Jahre 1845 hat hier keinerlei staatliche Einmischung Statt gefunden, ganz dem Bedürfniß entsprechend konnten sich Depositen- und Zettelbanken bilden, und doch hat sich von all' den ausposaunten Uebeln der Bankfreiheit hier nichts gezeigt.

Statt dessen hat die Regierungspolitik in den Banken von vornherein etwas Fremdartiges gesehen. Die Blüthe von Handelsstädten, wie Venedig, Genua, Amsterdam, Hamburg wurde, indem man die Wirkung für die Ursache nahm, ihren Banken allein zugeschrieben. Deshalb versuchte man mittelst Errichtung von Banken die eigenen Länder ebenfalls zu Wohlstand und Macht zu erheben, ehe noch irgend ein reelles Bedürfniß nach dergleichen Anstalten existirte. Das System der Staats- oder Nationalbanken bildete sich, indem jeder Staat eine Bank besitzen wollte, die „den Geldumlauf fördern," „Handel und Gewerbe unterstützen und beleben" sollte. Um das Institut mächtig genug hinzustellen, stattete man es mit allen möglichen Privilegien und Monopolen aus und wunderte sich, wenn nun der Wohlstand nicht alsbald auf's Commando erschien. Das ganze Geldwesen des Landes sollte von der Bank regulirt, alle Geldgeschäfte auf sie concentrirt werden. Besonders wurde das Augenmerk auf die Notenemission gelenkt, denn da ein bedeutender Handel und Verkehr noch nicht vorhanden war, der Depositen hätte liefern können, so konnte nur hierdurch die Bank sich in den Besitz von Fonds setzen. Sie bekam ein „ausschließliches Privileg" auf Notenausgabe. Die unglückselige Folge hiervon war, daß auf die Creation von Zetteln immer das Hauptgewicht gelegt, darin eigentlich die einzige Möglichkeit, Bankgeschäfte zu betreiben, gesehen wurde, eine Ansicht, die leider jetzt noch vielfach die herrschende ist und viel zu dem üblen Zustande des Bankwesens beigetragen hat. Diese Staatsbanken waren zudem in so enger Verbindung mit den Regierungen, daß sie nothwendig in kritischen Zeiten ganz in deren Gewalt geriethen und durch große Vorschüsse an sie zu Grunde gingen. Sobald dann aber Handel und Gewerbe sich wirklich ausdehnten und nun ein Verlangen nach Disconto- und Lombardbanken entstand, so hinderten die der Staatsbank verliehenen Privilegien die Ausbildung eines vernünftigen Bankwesens im Lande, man mochte davon nichts aufheben, legte höchstens der Bank die Verpflichtung auf, dem Bedürfniß nach Credit durch Errichtung von Filialen und Agenturen an den einzelnen Plätzen nachzukommen, und konnte doch dadurch das gerechte Verlangen nie befriedigen.

Dieser Abriß der Bankgeschichte paßt auf die meisten Länder der modernen Civilisation, er paßt namentlich auch auf Deutschland. Nirgends eine naturgemäße Entwicklung, Alles in falsche Bahnen getrieben, und daher gegenwärtig ein höchst unerquicklicher Zustand. Der aufgeklärte Despotismus des vorigen Jahrhunderts sah in den Banken Volksbeglückungsanstalten, die dem Handels- und Gewerbewesen des Landes „applicirt" werden müßten. So hatte gleich die erste deutsche Bank, die Wiener Stadtbank vom Jahre 1705, der unklaren Idee von der wunderbaren Wirkung der Banken auf den Wohlstand des Landes ihre Entstehung zu verdanken. Sie ging nach wechselvollem Geschicke in den napoleonischen Kriegen mit Zurücklassung einer endlosen Menge ganz entwertheten Papiergelds, das sie dem Staate hatte vorschießen müssen, zu Grunde. Ihre Nachfolgerin, die österreichische Nationalbank, ging ebenfalls nicht aus einem Bedürfnisse des

Handels hervor, sondern wurde zu dem Zwecke, mit ihrer Hülfe in das Papiergeldwesen Ordnung zu bringen, im Jahre 1819 gegründet. Zu diesem Behufe blieb ihr das ausschließliche Privileg der Notenausgabe in der ganzen Monarchie, sonst trieb sie die regelmäßigen Discontogeschäfte u. s. w. und wurde durch die enge Verbindung mit der Regierung und die großen Vorschüsse, welche sie ihr gewähren mußte, im Jahre 1848 zur Suspension ihrer Baarzahlungen genöthigt, ein Zustand, in welchem sie sich bekanntlich noch heutigen Tages befindet. Aehnliche Hoffnungen auf die Zauberkraft der Banken scheinen Friedrich den Großen im Jahre 1765 zu Gründung der Königlichen Bank zu Berlin bewogen zu haben, um den Wohlstand seines durch den Krieg gänzlich erschöpften Landes wieder zu heben. Mit dieser Bank waren auch Discontocassen verbunden. Der König gab ihr ein Betriebscapital von acht Mill. Thalern und verschaffte ihr weitere Fonds durch zwangsweise Zuweisung der Depositen von Gerichten, Pupillen, Kirchen u. s. w., welche sie zu $2^1/_2$ und 3 % verzinsen mußte. Von der gleichfalls gestatteten Banknotenausgabe scheint nur ein beschränkter Gebrauch gemacht worden zu sein. Um ihre Gelder nur placiren zu können, begann die Bank bald gegen Hypothek auszuleihen, ein Beweis für das geringe Creditbedürfniß des Gewerb- und Handelsstandes. Die Verbindung mit der Regierung führte in den französischen Kriegen ebenfalls dahin, daß die Bank ihren Verbindlichkeiten gegen ihre Deponenten nicht nachkommen konnte.

Am Frühsten würden wir offenbar die Entstehung von Banken in den deutschen Seestädten erwarten. In der That tauchte in Hamburg ein ernstliches Project zu einer mit der Bank zu verbindenden Discontocasse bereits im Jahre 1755 auf, ohne daß es damals, noch bei verschiedenen spätern Gelegenheiten, wo eine momentane drückende Höhe des Disconto ähnliche Pläne hervorrief, zur Verwirklichung gekommen wäre. Nur für ein vorübergehendes Bedürfniß wurden wohl auf kurze Zeit Disconto- und Waarenvorschußcassen errichtet, wie in den schweren Handelskrisen von 1763 und 1799 und im Jahre 1848. Die besonderen Verhältnisse des Geschäftsbetriebs der ersten deutschen und continentalen See- und Handelsstadt, wo immer viele Capitalien zeitweilig von Privatdisconteurs zum Wechseldiscontiren verwendet werden, aber auch der solide, in commerciellen Dingen merkwürdig zäh am Alten und Hergebrachten hängende Geist eines Hamburger „Ehrbaren Kaufmanns" erklären es daher, daß erst im vorigen Jahre, also 101 Jahre nach dem ersten Vorschlage, Discontobanken und zwar zwei auf einmal entstanden. In Bremen und Lübeck ward bei dem nach den Kriegen herrschenden Mißtrauen der Geldbesitzer das Bedürfniß nach Banken lebhaft gefühlt, es entstanden daher dort 1817, hier 1819 Discontocassen auf Actien, welche im vorigen Jahre zu größern Zettel- und Depositenbanken umgewandelt wurden. Auch in Stettin durfte 1824 eine Zettelbank, die verzinsliche Depositen annahm, errichtet werden. Die in München 1834 gegründete Bank lieh hauptsächlich auf Hypothek aus, obgleich sie ebenfalls Noten emittirte. Sonst befriedigte die Königliche Bank mit ihren Comptoirs das Creditbedürfniß des Publicums und auch die preuß. Seehandlungssocietät machte Wechselgeschäfte.

Mit der Gründung des Zollvereins, welcher der deutschen Industrie das ihr Nothwendigste, einen großen heimischen Absatzmarkt, gab, beginnt eine neue Aera der wirthschaftlichen Entwicklung unsers Vaterlandes. Daß daher mit dem raschen Aufschwung von Fabrikwesen und Handel sich das Verlangen nach Discontobanken bald einstellte, werden wir nach dem Bisherigen begreiflich finden. Durch die Gründung der Leipziger Bank suchte Sachsen im Jahre 1839 das Bedürfniß seines Handelsstandes zu befriedigen. In Preußen gab man der Agitation um Bankconcessionen, dem lebhaften Ausdruck eines vermehrten Creditbedürfnisses, nur insoweit nach, als eine Umgestaltung und Erweiterung der Berliner Bank zu einer unter dem Namen Preußische Bank mit zehn Millionen Thalern Capital sich bildenden Actiengesellschaft im Jahre 1846 vorgenommen wurde, bei der der Staat mit einem Einschuß von Anfangs $1^1/_5$ Mill. betheiligt blieb, wofür er den Löwenantheil am Gewinne erhielt. Diese Anstalt durfte für 21 Mill. Thlr. Noten ausgeben und hatte das Monopol der Annahme verzinslicher Depositen. Die Vermehrung ihrer Provinzialcomptoirs sollte alle gerechtfertigte Anforderungen an die Bank befriedigen. Bald darauf entstand, als erster Ausdruck einer Reaction gegen die preußische Bankpolitik dicht an der Grenze die Dessauische Landesbank. Erst im Jahre 1848 verstand sich Preußen zu weiteren Zugeständnissen und erließ, nachdem schon im Juni eine städtische Bank zu Breslau mit den Befugnissen der Stettiner genehmigt worden, unter dem Namen von „Normativbedingungen" eine Reihe von Vorschriften, welche bei der Gründung von Privatbanken maßgebend sein sollten. Ob in einem Landestheil ein Bedürfniß nach einer solchen Bank vorhanden, das behielt sich die Regierung nach ihrem Ermessen zu entscheiden vor. Das Stammcapital einer jeden sollte höchstens eine Million Thaler betragen und nur bis zum Belaufe desselben sollte die Zettelausgabe gestattet werden, da aber der Gesammtbetrag der von allen diesen Banken auszugebenden Noten sieben Millionen nicht übersteigen sollte, so konnten überhaupt nur höchstens sieben Banken mit je einer Million Noten entstehen. Und doch war die Zettelausgabe diesen Banken zur Geschäftsführung durchaus nothwendig, weil ihnen die Annahme verzinslicher Depositen und selbst die Verbriefung unverzinslicher zu Gunsten der Preußischen Bank untersagt, mithin die einzige Möglichkeit, sich die nothwendigen Fonds sonst zu verschaffen, entzogen wurde. Indessen trotzdem der Handelsstand verschiedener preußischer Städte alle die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllte, scheint die Regierung das Vorhandensein eines reellen Bedürfnisses nicht anerkannt zu haben, denn bis Ende des Jahres 1855 wurde nur eine Bank auf Grund der Normativbedingungen genehmigt, der 1850 gegründete Berliner Kas-

senverein, dem es nur bei den besonderen Verhältnissen Berlins möglich war, eine bedeutende Summe unverzinslicher Gelder an sich zu ziehen, welchen er seine gute Rentabilität verdankt. Die Bitten um Concessionen für Privatbanken bilden in den Jahren 1850—1856 einen stehenden Artikel in den Handelskammerberichten von Cöln, Düsseldorf, Magdeburg, Stettin, Königsberg u. a. m.

Nach den Jahren 1848—49 begann wie in der ganzen civilisirten Welt, so auch in Deutschland eine Periode eines bis dahin ungeahnten Aufschwungs von Handel und Gewerben. Uebersättigung und Unlust an der Politik trieb die Gemüther gewaltsam von den bisherigen Interessen ab in den Kampf der materiellen hinein, und diese Tendenz wurde durch den befruchtenden Einfluß des californischen und australischen Goldes noch erhöht. Grade bei uns begann zu Anfang der funfziger Jahre die eigentliche Großindustrie sich gewaltig auszudehnen. Der deutsche Bergbau entwickelte sich in einer Weise, welche selbst Englands Erstaunen und Eifersucht erregte. Preußen wurde der nach England am meisten Kohlen fördernde Staat der Welt, seine Roheisenproduction stieg von $2^1/_4$ Millionen Centner 1849, auf $5^5/_6$ 1855. Eine Menge großer Fabriken, zum Theil Actienunternehmungen entstanden, besonders die lange zurückgebliebene Baumwollenspinnerei vermehrte sich rasch erheblich, wie überhaupt die Fabrication von Spinn- und Webstoffen. Die Maschinenfabrication wurde zu einem der wichtigsten deutschen Gewerbszweige. Der Werth der Waarenausfuhr des Zollvereins, 173 Millionen Thaler 1850, stieg auf 185 Millionen 1852, 251 Millionen 1853, 334 Millionen 1854, 309 Millionen 1855, wovon in den letztgenannten vier Jahren allein auf die Ausfuhr von Ganzfabricaten ein Betrag von resp. 102, 140, 165, 143 Millionen fällt. Kurz grade die Etablissements, welche durch die ganze Art ihres Geschäftsbetriebes auf zeitweilige Unterstützung mit Credit rechnen mußten, vermehrten sich in außerordentlicher Weise. War es deshalb ein Wunder, wenn das Verlangen nach Discontobanken immer größer wurde? Ist es nicht klar, daß ein reelles Bedürfniß danach damals vorlag, das man gegenwärtig, wo im Trubel der auf die Ueberspeculation nothwendig folgenden Krisis alle gute Folgen der Speculation beharrlich ignorirt werden, doch unmöglich wegläugnen kann? Und war es nicht sehr natürlich, daß solche Banken, denen Preußen in seinen großen Provinzialstädten hartnäckig die Concession verweigerte, im nahen zollvereinsländischen „Auslande" errichtet wurden, die freilich ganz auf Preußen berechnet waren und durch Commanditen hier Geschäfte machten? Von solchen Banken war die erste die (kaum in diese Kategorie zu stellende) Braunschweiger und die Weimarer Zettelbank, beide vom Jahre 1853; 1854 wurde die Frankfurter Bank errichtet, deren Berechtigung wohl nirgends bezweifelt werden wird. Dazu kamen erst gegen Ende 1855 die Darmstädter und Geraer, welche indessen beide erst im Sommer und Herbst vorigen Jahres eröffnet wurden, und nach der Friedensnachricht vom Januar 1856 wurden dann einige weitere Banken errichtet, wovon vier, die zu Sondershausen, Meiningen, Luxemburg, Gotha allenfalls als rein oder hauptsächlich auf Preußen und Sachsen berechnet angesehen werden können, die andern zu Lübeck, Bremen und Hannover dagegen ein völlig eigenes Verkehrsfeld besitzen; aus dem Anfange dieses Jahres datirt ferner noch die auch auf ausländischen Geschäftsbetrieb berechnete Bückeburger Bank. Daß übrigens Preußen selbst die Irrigkeit seiner bisherigen Bankpolitik anerkannte, geht aus der Aenderung derselben deutlich hervor. Gegen Ende 1855 gab es dem Drängen seiner Provinzialstädte zur Genehmigung von Privatbanken auf Grund der Normativbedingungen endlich nach, und gestattete die Errichtung einer solchen zu Cöln, welcher seitdem sechs andere zu Magdeburg, Königsberg, Dortmund, Posen, Danzig und Hagen gefolgt sind. Auch erkannte das preußische Gouvernement die Ungenügendheit der den Privatbanken gewährten Mittel, worüber so lange vergeblich Beschwerde geführt war, dadurch an, daß es ihnen im September dieses Jahres die Annahme verzinslicher Depositen, freilich wieder nur bis zum Betrage des Actiencapitals, erlaubte. Aber ein noch viel augenscheinlicheres Desaveu der Politik, welche jede Vermehrung des Creditbedürfnisses ignorirt hatte, enthielt der Vertrag der Regierung mit der Preußischen Bank vom 28. Januar vorigen Jahres (Gesetz vom 7. Mai). Durch denselben wurde ihr die Vermehrung ihres Capitals um 5 Millionen Thaler, zugleich aber eine unbeschränkte Notenemission unter der Bedingung erlaubt, stets dafür $^1/_3$ in Baar, $^2/_3$ in discontirten Wechseln liegen zu haben, da „den gesteigerten Anforderungen des Verkehrs gegenüber eine angemessene Erhöhung der Betriebsmittel der Bank nothwendig sei."

Diese kleindeutschen Banken sind seit geraumer Zeit, namentlich seit Ausbruch der annoch herrschenden Geldklemme im September vorigen Jahres zahllosen Angriffen von allen Seiten ausgesetzt gewesen. Jedenfalls kann dies kein Vorwurf sein, daß die Banken an kleinen obscuren Orten gegründet wurden, kein Mensch hätte auf Actien einer Sondershäuser oder Geraer Bank gezeichnet, wenn in den großen Städten hätten Banken errichtet werden dürfen, wo man ihrer bedurfte. So mußte sich das nominelle Domicil in irgend einem Landstädtchen befinden. Der übelste Punkt lag bei den neuen kleindeutschen wie allen übrigen Banken darin, daß sie von vorn herein privilegirt wurden, drei ja viermal mehr Noten emittiren zu dürfen, als sie Baarfonds hatten und deshalb recht mit Rücksicht auf solch ein Privileg gegründet wurden. Aber das war und ist leider der allgemeine Brauch in Preußen sowohl wie in andern Staaten, und die mitteldeutschen Banken bedurften noch ganz besonders der Notenausgabe, um überhaupt Bankgeschäfte zu treiben, da sie bei der ihnen eigenthümlichen Betriebsweise auf große Depositensummen nicht

zu rechnen hatten. Wie ganz außerordentlich man aber die Größe der von ihnen ausgegebenen Summe Noten allgemein übertrieben hat, werden wir weiter unten noch sehen. Eine ganz eigenthümliche Anklage gegen diese neuen Institute besteht ferner darin, daß sie durch ihre „übermäßige Notenausgabe" recht eigentlich die Schwindeleien provocirt hätten, welchen wir die jetzige Geldcalamität zuschreiben müßten. Eine solche Behauptung, so oft und viel sie in den ersten Organen der Zeitungspresse breit getreten ist, schlägt den Thatsachen gradezu in's Gesicht. Die Banken, an welche man bei diesem Vorwurfe denkt, sind die folgenden acht, zu Luxemburg, Darmstadt, Weimar, Gotha, Gera, Sondershausen, Meiningen und allenfalls Dessau. Nun fällt bekanntlich die Periode der Uebersspeculation in das Frühjahr und Sommer 1856, im September brach die Krisis aus und seitdem kann man von neuen „Schwindelunternehmungen" gewiß nicht mehr reden. Da nun von den genannten acht Banken die zu Luxemburg, Gotha und Meinigen gegen Ende des vorigen Jahres noch gar nicht eröffnet waren oder wenigstens noch keine Noten ausgegeben hatten, so kann sie offenbar der gemachte Vorwurf gar nicht treffen. Von den fünf andern aber begann die Zettelausgabe der Darmstädter Bank erst im December und der Geraer und Sondershäuser auch erst Mitte des Sommers. Am Jahresschluß war aber die ganze Notenemission dieser fünf Banken nur 12,796,000 Thaler oder 7,794,000 Thaler mehr wie Ende 1855, und der Betrag der durch Baarbestände nicht gedeckten Noten war 8,627,000 Thaler, oder nur 5,648,000 Thaler mehr wie am Schlusse des Vorjahres, während binnen derselben Zeit sich die Notenmenge der gepriesenen sechs preußischen Banken um 27,696,000 Thaler auf im Ganzen 51,031,000 Thaler hob, und die Summe der durch Baar nicht gedeckten Noten immer noch um 19,266,000 Thaler zunahm.

Wir müssen uns nun zu den Maßregeln wenden, welche das Entstehen der kleindeutschen Zettelbanken bei den andern deutschen Regierungen, namentlich der preußischen hervorrief, und zu einer kurzen Betrachtung der jetzigen Lage der deutschen Banken, wie sie durch jene Maßregeln entstanden ist. Es war natürlich, daß Preußen nicht ruhig zuschauen konnte, wie seine Bankpolitik zunichte gemacht werde. Das Gesetz vom 14. Mai 1855, wodurch die Zahlungsleistung mittelst ausländischer Werthzeichen zu Appoints unter zehn Thaler verboten wurde, war zwar hauptsächlich gegen das Papiergeld der kleinen deutschen Staaten gerichtet, denn von den damals schon bestehenden Banken gab nur die Dessauer Noten zu kleineren Beträgen aus. Die gute Folge des Gesetzes war aber, daß die später entstehenden, auf Preußen berechneten Banken von vorne herein gar keine so kleine Noten emittirten. Denn solche sind der Verfälschung mehr ausgesetzt und drängen sich in die Kanäle des Verkehrs ein, aus welchen sie besser ausgeschlossen werden, da es wünschenswerth ist, hier nur Metallgeld zu haben. In England ist der kleinste erlaubte Betrag einer Note circa 33 Thaler (5 Pf. St.), in Schottland und Irland $6^2/_3$ Thaler (1 Pf. St.), in Frankreich nach dem neuesten Vertrag mit der Bank $13^1/_3$ Thaler (50 Fr.). Die Summe von 10 Thaler könnte vielleicht passend noch höher gegriffen werden. Ein direct gegen die außerpreußischen Banknoten gerichtetes Gesetz wurde dagegen erst am 25. Mai dieses Jahres erlassen, wodurch der Gebrauch derselben zu Zahlungen gänzlich vom 1. Januar 1858 an verboten wurde, nachdem eine hierauf gehende Drohung vom April 1856 der Gründung von Banken und Emission von Noten nicht hatte Einhalt thun können. Denselben Weg hatte die bairische Regierung schon im Januar dieses Jahres eingeschlagen, während die königlich sächsische in einer Verordnung vom 18. Mai den wirklich anstößigen und zu gerechten Bedenken anlaßgebenden Punkt ganz allein richtig in's Auge faßte, indem sie nur die Noten der Banken zur Benutzung bei Zahlungen verbot, welche in Leipzig und den Orten, wo sie Agenturen und Zweiggeschäfte unterhielten, keine Einlösungscassen errichten wollten. Es ist klar, daß, wenn allgemein von jeder deutschen Regierung das preußische Beispiel befolgt wäre, bald ein völlig unleidlicher Zustand entstanden sein würde, und daß noch jetzt ein solcher einzutreten droht, wenn Preußen starr auf der eingeschlagenen Bahn beharrte. Indessen glücklicher Weise war und ist dies hier keineswegs die Absicht, vielmehr wurde gleich bei Erlaß des Gesetzes preußischer Seits die Bereitwilligkeit erklärt, mit den einzelnen Staaten über die Zulassung der Noten ihrer Zettelbanken zu verhandeln, und im Laufe des November sollen denn auch auf ergangene Einladung die Abgeordneten der Zollvereinsregierungen in Berlin tagen, um sich über gemeinsame Grundsätze für eine deutsche Geldsurrogatcirculation zu vereinbaren. Die Beschränkung auf den Zollverein möchten wir kaum tadeln, jedenfalls kann mit Oesterreich, so lange dieser Staat eine uneinlösbare Papiervaluta hat, nicht nach gleichen Grundsätzen verhandelt werden.

In Deutschland bestehen gegenwärtig fünfunddreißig Zettelbanken, wozu als sechsunddreißigste dem Vernehmen nach eine in Oldenburg in der Errichtung begriffene kommt. Bei der unnatürlichen Richtung, welche bei uns das Bankwesen einschlagen mußte, war es, wie wir sahen, natürlich, daß auf die Zettelausgabe immer das Hauptgewicht gelegt wurde. Der reinen Discontobanken ohne Notenemission besitzen wir daher nur fünf, wovon eine schon mehr zu den Credits Mobiliers zu rechnen ist. Sie repräsentiren zusammen ein Stammcapital von $40^1/_2$ Million Thaler, und hatten Ende vorigen Jahres etwa 17 Millionen Thaler Depositen. Jene sechsunddreißig Zettelbanken vertheilen sich auf dreiunddreißig Städte und zweiundzwanzig Staaten, von denen Lübeck und Braunschweig je zwei, Sachsen drei und Preußen elf besitzen. Von größeren Staaten gibt es nur in Würtemberg, Baden und Kurhessen keine Zettelbank. Von jenen sechsund-

dreißig liegt eine in Oesterreich, die bereits erwähnte Nationalbank, mit 103 1/6 Million Gulden Capital und gegenwärtig circa 397 Millionen uneinlösbarer Noten, mit welcher wir uns nicht weiter beschäftigen werden, einunddreißig liegen im Zollverein und vier in andern deutschen Ländern. Demnach fällt in dem außerösterreichischen Deutschland eine Zettelbank auf etwa eine Million Einwohner, ein Verhältniß, das durchaus nicht übertrieben ist. Selbst in Schottland mit seinem außerordentlich ausgebildeten Zweigbanksystem kommt schon auf 1/6 Million Menschen eine selbständige Zettelbank, und in England sogar auf 1/13 Million. Von den fünfunddreißig deutschen Banken sind neun noch nicht eröffnet oder es liegen keine Rechnungsnachweise vor, was bei einigen der unbedeutenderen der Fall ist. Die übrigen sechsundzwanzig Banken wollen wir der Uebersicht und einiger nothwendiger Vergleiche wegen in drei Classen theilen, nämlich in preußische, in solche, welche ein genügendes heimisches Verkehrsfeld besitzen, nämlich die Baierns, Sachsens, Hannovers, Mecklenburgs, Frankfurts, Lübecks und Bremens, und welche wir kurz als die „großdeutschen" bezeichnen können, und endlich in die übrigen „kleindeutschen," welche wenigstens zum Theil auf einen fremden, meist preußischen oder sächsischen Markt berechnet sind, wohin die fünf thüringischen Banken und die zu Luxemburg, Darmstadt, Homburg, Dessau und Braunschweig gehören. Die Zahlen im Folgenden beziehen sich außer bei zwei preußischen, fünf großdeutschen und den drei zuletzt genannten kleindeutschen Banken, wo meistens nur die ältern Angaben von Ende 1856 vorliegen, sämmtlich auf den Stand am 30. September dieses Jahres.

Es versteht sich von selbst, daß das Bestreben jeder soliden Bank dahin gehen muß, stets ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, also ihre Noten einlösen, ihre Deposition ausbezahlen zu können. Aber wenn man sich je eingebildet hat, es lasse sich das mit absoluter Gewißheit erreichen, so hat man sich einer argen Täuschung hingegeben. Denn dann müßte für Noten und stetsfällige Depositen ein Baarbestand zu ganz gleichem Betrage gehalten werden, das hieße aber, obgleich es wirklich von gewissen Seiten her verlangt wird, die Betreibung des ganzen jetzigen Bankwesens unmöglich machen, wie dies aus unsern frühern Auseinandersetzungen schon erhellt. Selbst die strengste Gesetzgebung konnte daher nie ein solches Ansinnen stellen. Vielmehr muß jede vernünftige Bankpolitik sich mit der Erreichung der folgenden beiden Punkte zufrieden geben. Einmal muß für die Schulden der Bank, Noten und Depositen, ein Baarfond gehalten werden, welcher in allen irgend wahrscheinlichen und berechenbaren Fällen die stete Einlösbarkeit dieser Verbindlichkeiten sichert, und zweitens müssen die der Bank nach Abzug eines solchen Baarfonds noch verbleibenden eigenen und angeliehenen Gelder so sicher placirt werden, daß Noteninhaber und Deponenten auch dann noch ihre Forderungen vollauf genügend gedeckt finden, wenn einmal unter außerordentlichen Umständen die Baarzahlungen vorübergehend suspendirt werden müßten, mit andern Worten, die Banken sollen immer einen so großen Baarfond halten, welcher sie möglichst immer vor zeitweiliger Einstellung ihrer Baarzahlungen schützt, und sie sollen ihre Gelder immer so anlegen, daß sie nie völlig insolvent werden.

Bei einer naturgemäßen Entwicklung des Bankwesens, wie wir sie im Anfang schilderten, würden natürlich die einzelnen Banken nach eigenem Ermessen und Maßgabe ihrer Geschäftserfahrungen die Größe dieses Baarfonds bestimmen. Die staatliche Bevormundungspolitik wollte und konnte dies nicht zugeben. Es ist daher meistens eine bestimmte Quote der stetsfälligen Schulden der Bank baar zu halten in den Statuten befohlen worden. In Deutschland hat man diese Quote meist auf ein Drittel der ausgegebenen Noten gesetzt, namentlich auch in Preußen in den Normativbedingungen. Es ist aber dann völlig inconsequent, die Depositen, wenigstens die stetsfälligen ganz ungedeckt zu lassen, wie sich dies zum Beispiel in Folge der Beschränkung des Drittels auf die Noten im September vorigen Jahres bei der Preußischen Bank gezeigt hat, wo für Depositen u. s. w. so gut wie gar keine Deckung übrig blieb. Natürlich kann auch Niemand wissen, ob das Drittel immer genügen wird, denn durch die Erfahrung ist es nicht aufgefunden worden. Indessen kann es in Ermangelung einer andern üblichen Zahl beibehalten bleiben, obwohl wir ein anderes Verhältniß, etwa 1/2 oder auch 2/3 wie bei der Leipziger Bank anempfehlen möchten. Die allgemeine Festsetzung eines solchen Verhältnisses und die Ausdehnung auf die stetsfälligen Depositen oder ähnlichen Verbindlichkeiten der Banken durch die Berliner Bankconferenz wäre daher wünschenswerth. Jedenfalls verdient eine solche Quotenbestimmung des Baarfonds den Vorzug vor dem Principe der Peel'schen Acte bei der Bank von England, dessen Annahme man für Deutschland auch mehrfach vorgeschlagen hat. Danach darf nämlich nur eine bestimmte Summe Noten gegen Staatspapiere u. s. w. emittirt werden, 14,475,000 Pfund Sterling bei der Bank von England, und jede Note über diesen Betrag hinaus muß durch baares Geld gedeckt sein. Das Gesetz hat sich durchaus nicht erprobt und führt nothwendig zu gewaltsamen, höchst störenden Convulsionen auf dem Geldmarkt, während die Quotenbestimmung viel schmiegsamer ist. Uebrigens müßte bedingungsweise auch bei dieser unter besondern Umständen eine zeitweilige Ueberschreitung des Verhältnisses von 1 : 3 gestattet werden, wenn man nicht ähnliche Erfahrungen, wie 1847 und 1857 mit der Peelschen Acte in England machen will. Die Vorschrift eines Viertelbaarfonds bei der bairischen und einigen kleindeutschen Banken bedürfte demnach der entsprechenden Veränderung. Die Größe der Notenemission und das Deckungsverhältniß der Schulden der drei von uns aufgestellten Classen deutscher Banken zeigt die folgende Uebersicht, in der übrigens der Posten

und wie bereits bemerkt, eine übermäßige Zettelausgabe einer nach den bisher entwickelten soliden Grundsätzen geleiteten Handelsbank in das Bereich der Unmöglichkeiten gehört. Indessen gilt die Beschränkung der Notenemission auf das eingezahlte Capital bei uns als ein so unumstößlicher Fundamentalsatz, daß man höchstens für „geleistete Dienste," wie die der Preußischen Bank bei Einziehung des Staatspapiergelds, von dessen Einhaltung absieht. Er wird daher aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Berliner Conferenz vielleicht mit Ausnahme zu Gunsten einiger „selbständiger Banken" allgemein angenommen werden, und ist auch gegenwärtig wenig praktisch, da außer der Leipziger und preußischen Bank noch keine einzige nur so viel Noten als ihr Capital beträgt, ausgegeben hat. Jedenfalls ist die Festsetzung der Notenbefugniß auf die Höhe des eingezahlten Capitals auch ungleich passender als der vielfach gehörte Vorschlag, sie nach Maßgabe der Kopfzahl der einzelnen Länder zu bestimmen, denn derselbe ist principiell unrichtig, da nicht auf jeden Kopf der Bevölkerung eine gleiche Menge Noten oder Geld gerechnet werden kann, und hat gewiß am wenigsten in Deutschland auf allgemeine Anerkennung zu hoffen. Das Capital der acht preußischen Banken beläuft sich auf 23½, der acht großdeutschen auf 27⅕, der zehn kleindeutschen — allerdings mit Einschluß des ganzen Capitals der Meiniger Creditbank — auf 32½ Millionen Thaler. Daher sind die sämmtlichen Schulden für Noten und Depositen gegenwärtig bei der ersten Classe durch eine Activmasse in Baar, Wechseln, Lombards, Contocorrentforderungen und Effecten zu 127, bei der zweiten zu 161, bei dritten, den verschrieenen kleindeutschen Banken aber sogar zu 217 Procent gedeckt.

Die Bestimmung, daß der Betrag der Noten außer durch eine Quote Baargeld vollständig durch discontirte Wechsel gedeckt sein müsse, empfiehlt sich jedenfalls am meisten. Will man dann diesen Fonds von den übrigen Bankbeständen getrennt verwahren und verwalten, so möge man es thun, obgleich das reine Formsache ist. Er könnte dann auch prioritätisch für die Sicherheit der Noten verhaftet sein, nur muß in diesem Falle die Bedingung gestellt werden, daß in ähnlicher Weise auch für die Depositen ein Fonds, aus einer gleichen Quote Baar, Wechseln und allenfalls auch Lombardforderungen bestehend, ausgeschieden werde. Die prioritätische Verhaftung des ganzen Actiencapitals für die Noten allein, wie sie die Frankfurter Bankconferenz vorgeschlagen, enthält eine ganz unbillige Ungerechtigkeit gegen die Deponenten, und sollte nie zugestanden werden. Man muß nur bedenken, daß allgemein in der weitern Entwicklung des Bankwesens das Depositengeschäft bald wieder den ihm gebührenden Hauptplatz einnimmt, und die Noten dagegen ganz zurücktreten, wie das Beispiel Englands und jüngst noch der meisten nordamerikanischen Banken, [illegible] Yorks zeigt, welche bekanntlich [illegible] Noten, sondern weil sie ihren Deponenten deren Guthaben nicht auszahlen konnten, die Zahlungen suspendiren mußten. Man wird es daher später entschieden zu bereuen haben, wenn man jetzt alle Fürsorge nur auf die Noten richtet und ihnen auf Kosten der Depositen einen bevorzugten Schutz gibt.

Vor Allem sollte die Berliner Conferenz aber für gehörige Oeffentlichkeit und Durchsichtigkeit in allen Angelegenheiten der Banken sorgen, um hierdurch dem Publicum Gelegenheit zu einer Controle zu bieten, welche es besser als jede Aufsichtsbehörde des Staates ausüben wird. Die regelmäßige Publication wenigstens allmonatlicher Status, welche den meisten preußischen und kleindeutschen Banken schon befohlen ist, ist dazu das erste Erforderniß. Wenn auf die beschriebene Art Gleichmäßigkeit der Statuten aller Banken erreicht worden ist — thatsächlich sind die Grundsätze der Verwaltung bei allen schon ziemlich dieselben, — so ist kein Grund einzusehen, weshalb die Noten aller Banken nicht untereinander angenommen werden sollten, woraus sich dann ein so treffliches Austauschsystem bei unsern jetzigen leichten Communicationen ausbilden könnte, wie es wesentlich zur Begründung der Solidität der schottischen Banken mit beigetragen hat. Auch wäre dann die Annahme aller Noten bei den Staatscassen der verschiedenen Länder ohne Bedenken, so daß wir ein höchst bequemes Umlaufsmittel für den größten Theil von Deutschland erhielten. Hoffen wir, daß auf dem Wege der Vereinbarung in Berlin wieder Manches gut gemacht werde, wenigstens soweit dies möglich ist, da das Deutsche Bankwesen durch eine unrichtige Bankpolitik von dort aus mit Gewalt in falsche Bahnen getrieben worden ist.

Allgemeiner Rückblick
auf die letztverflossenen Wochen.

Die Geldkrisis.

Die wirthschaftliche Existenz der Völker bildet nicht minder als die politische einen Organismus für sich, der, wie Alles was dem Leben angehört, gewisse Phasen durchzumachen hat, die dem befangenen Blick der Gegenwart bald als Förderungen, bald als Hemmnisse erscheinen, in ihrem geschichtlichen Zusammenhang betrachtet, sich aber stets als naturgemäße Entwickelungsstufen darstellen werden. Auch die gegenwärtige Krisis des gesammten Geschäftslebens, von der wir in unsern Uebersichten schon mehrfach zu reden Gelegenheit hatten und die in dem Augenblick, wo wir dieses schreiben, noch immer nicht ihren Culminationspunkt erreicht zu haben scheint, ist unzweifelhaft nur eine solche Entwickelungsphase, jenen krankhaften Zuständen vergleichbar, die in den Uebergangsperioden der verschiedenen Lebensalter kaum jemals dem menschlichen Körper erspart werden. Handel und Industrie haben durch die riesenhafte Ausdehnung

wir oben bei der Erörterung des modernen Wirthschaftsorganismus beispielsweise bildeten, ist eine naturgemäße, und eine Bank sollte sich bestreben, womöglich nur aus ihr hervorgegangene Wechsel zu discontiren, gegen andre aber sehr auf der Hut sein, um sich nicht in einem Netze der Wechselreiterei plötzlich gefangen zu sehen. Mehrere britische Banken sind dadurch erst ganz kürzlich wieder zu Fall oder wenigstens zum starken Wanken gebracht. Bei Darlehen gegen Unterpfand darf natürlich nur ein Theil des Pfandwerthes vorgestreckt werden. Besondere Vorsicht ist bei Vorschüssen auf Papiere nöthig. Ganz besonders ist vor Beleihung eigener Actien, und gar zum Börsencourse, zu warnen, hier ist ein gänzliches Verbot am ersten am Platze. Wir müssen zugestehen, daß in dieser Hinsicht die Statuten vieler Banken Manches zu wünschen übrig lassen, namentlich auch die verschiedener kleindeutscher, obgleich man allen zur Ehre nachsagen muß, daß sie von den zu laxen Befugnissen ihrer Statuten nur geringen Gebrauch gemacht haben. Die acht preußischen Banken besitzen gegenwärtig ein Wechselportefeuille von 80¼, die acht großdeutschen von 20¾ und die zehn kleindeutschen von 18½ Millionen Thaler, ihre Notenemission ist also bei allen hierdurch mehr als vollständig gedeckt, außerdem haben diese drei Classen Lombardbestände von resp. 14½, 10½ und 6 Millionen Thaler und die kleindeutschen besitzen ferner noch 12⅓ Millionen Thaler Contocorrentforderungen, während diese bei den preußischen Banken nur ¾ und den andern nicht ganz 3 Millionen betragen.

Die Ausleihungen von Zettel- und Depositenbanken gegen Hypothek, wie sie von verschiedenen deutschen Banken gemacht werden, mögen zwar eine völlig solide Fundirung von Noten und Depositen bilden, aber sie entbehren einer bei diesen Banken durchaus nothwendigen Eigenschaft, der raschen und steten Realisirbarkeit. Kaum wie über irgend einen Punkt im Bankwesen herrscht daher darüber Einigkeit, daß das Hypothekengeschäft entweder ganz aus dem Geschäftskreise der Zettelbanken auszuschließen oder in die engsten Schranken zu ziehen sei. Dagegen verstößt die Verfassung mehrerer Banken gar sehr, so vor Allem die der Baierischen Bank, deren Noten ausdrücklich zu ¾ durch einen doppelten Betrag ausstehender Hypotheken auf Grund und Boden gedeckt sein sollen, ferner der Bautzener, der Nassauischen Landesbank, des Braunschweiger Leihhauses. Bei diesen, wie bei einigen anderen Banken müßte daher auf entsprechende Aenderung der Statuten gedrungen werden. Ganz ebensowenig kann man den Banken Effectenhandel auf eigene Rechnung und Anlegung eines größern Theils ihres Capitals darin erlauben, besonders Ankauf von Actien, vor Allem der eigenen, sollte unbedingt verboten werden. In dieser Hinsicht bedürfen die Statuten fast aller kleindeutschen und auch einiger anderer Banken, worin Effectenhandel ausdrücklich gestattet wird, durchaus der Abänderung, obgleich man auch hier zugestehen muß, daß nach den geringen Effectenbeständen zu schließen, diese Banken sich in löblicher Weise factisch davon fern gehalten haben. Die preußischen Banken haben gegenwärtig circa 7¾, die großdeutschen 2⅙, die kleindeutschen 2 Millionen Thaler Effecten. Nur solche Fonds, welche sonst zeitweilig müßig lägen, müßten in ganz soliden, Coursschwankungen wenig ausgesetzten Papieren angelegt werden dürfen. Die Fundirung der Noten mittelst eines gleichen Betrages bei der Regierung zu deponirender Staatspapiere, die man nach nordamerikanischem Muster so oft in Deutschland empfohlen hat, kann nur ihre Rechtfertigung finden, wenn mit den Noten so unsichere Ausleihungen wie in den Vereinigten Staaten gemacht werden, vor zeitweiliger Suspension der Baarzahlungen kann sie natürlich nicht schützen, wie das gegenwärtige Beispiel der New Yorker Banken zeigt. Endlich ist noch eine völlige Trennung unsrer Banken von allen Credit-Mobiliergeschäften durchaus zu verlangen, weder mit Noten noch Depositen sollten Creditanstalten operiren, denn bei der ihnen eigenen Betriebsweise kann nicht nur nicht die stete Einlösbarkeit, sondern nicht einmal die schließliche Bezahlung von Noten und Depositen auch nur mit einem Scheine von Gewißheit garantirt werden, denn wer wollte ein Maß für die mögliche Entwerthung ihrer Effectenbestände oder für die Verluste bei ihren Unternehmungen bestimmen? Nur zwei deutsche Credit-Mobiliers sind zugleich Zettelbanken, der zu Lübeck und der zu Meinigen, welch letzterer unter dem Namen eines Realisationsfonds eine besondere nur aus Wechseln und baarem Gelde bestehende Deckung für seine Noten von seinen übrigen Geschäften abgesondert hat. Das genügt aber noch nicht. Die Berliner Conferenz wird daher mit Recht darauf hinzuarbeiten haben, daß Zettelausgabe — wir möchten fast auch Depositenempfang hinzufügen, denn nach ihrem französischen Vorbilde haben alle deutsche Creditanstalten ansehnliche Depositenposten — und Credit-Mobiliergeschäfte völlig zu trennen, daß ferner der Effectenhandel und als nothwendiges Corollar das Hypothekengeschäft den Zettelbanken untersagt und endlich die Beleihung von Werthpapieren besonders regulirt werde.

Als nothwendige Grundlage der Bankgeschäfte bedarf es eines eigenen Stammcapitals. Es soll in erster Linie für die aus einem unrichtigen Placement der Noten- und Depositencapitalien etwa sich ergebenden Verluste gleichsam als Assecuranzanstalt einstehen. Die enge Verbindung, welche man indessen meistens in der Weise zwischen Stammcapital und Zettelausgabe gezogen hat, daß letztere jenes nicht übersteigen, wie bei den preußischen Provinzial- und den meisten andern deutschen Banken, oder sogar nur eine Quote desselben erreichen, wie zum Beispiel bei der Münchener und Meininger Bank, oder wenigstens nur ein bestimmtes Vielfaches des eingezahlten Capitals, zum Beispiel das Doppelte bei der Luxemburger und Darmstädter Bank betragen darf, diese Verbindung ist durchaus nicht begründet, daher auch der Schrecken vor der „unbeschränkten Notenemission" unnöthig, da es nicht auf das Dürfen, sondern auf das Können ankommt

und wie bereits bemerkt, eine übermäßige Zettelausgabe einer nach den bisher entwickelten soliden Grundsätzen geleiteten Handelsbank in das Bereich der Unmöglichkeiten gehört. Indessen gilt die Beschränkung der Notenemission auf das eingezahlte Capital bei uns als ein so unumstößlicher Fundamentalsatz, daß man höchstens für „geleistete Dienste," wie die der Preußischen Bank bei Einziehung des Staatspapiergelds, von dessen Einhaltung absieht. Er wird daher aller Wahrscheinlichkeit nach auf der Berliner Conferenz vielleicht mit Ausnahme zu Gunsten einiger „selbständiger Banken" allgemein angenommen werden, und ist auch gegenwärtig wenig praktisch, da außer der Leipziger und preußischen Bank noch keine einzige nur so viel Noten als ihr Capital beträgt, ausgegeben hat. Jedenfalls ist die Festsetzung der Notenbefugniß auf die Höhe des eingezahlten Capitals auch ungleich passender als der vielfach gehörte Vorschlag, sie nach Maßgabe der Kopfzahl der einzelnen Länder zu bestimmen, denn derselbe ist principiell unrichtig, da nicht auf jeden Kopf der Bevölkerung eine gleiche Menge Noten oder Geld gerechnet werden kann, und hat gewiß am wenigsten in Deutschland auf allgemeine Anerkennung zu hoffen. Das Capital der acht preußischen Banken beläuft sich auf $23^1/_2$, der acht großdeutschen auf $27^1/_5$, der zehn kleindeutschen — allerdings mit Einschluß des ganzen Capitals der Meiniger Creditbank — auf $32^1/_2$ Millionen Thaler. Daher sind die sämmtlichen Schulden für Noten und Depositen gegenwärtig bei der ersten Classe durch eine Activmasse in Baar, Wechseln, Lombards, Contocorrentforderungen und Effecten zu 127, bei der zweiten zu 161, bei dritten, den verschrieenen kleindeutschen Banken aber sogar zu 217 Procent gedeckt.

Die Bestimmung, daß der Betrag der Noten außer durch eine Quote Baargeld vollständig durch discontirte Wechsel gedeckt sein müsse, empfiehlt sich jedenfalls am meisten. Will man dann diesen Fonds von den übrigen Bankbeständen getrennt verwahren und verwalten, so möge man es thun, obgleich das reine Formsache ist. Er könnte dann auch prioritätisch für die Sicherheit der Noten verhaftet sein, nur muß in diesem Falle die Bedingung gestellt werden, daß in ähnlicher Weise auch für die Depositen ein Fonds, aus einer gleichen Quote Baar, Wechseln und allenfalls auch Lombardforderungen bestehend, ausgeschieden werde. Die prioritätische Verhaftung des ganzen Actiencapitals für die Noten allein, wie sie die Frankfurter Bankconferenz vorgeschlagen, enthält eine ganz unbillige Ungerechtigkeit gegen die Deponenten, und sollte nie zugestanden werden. Man muß nur bedenken, daß allgemein in der weitern Entwicklung des Bankwesens das Depositengeschäft bald wieder den ihm gebührenden Hauptplatz einnimmt, und die Noten dagegen ganz zurücktreten, wie das Beispiel Englands und jüngst noch der meisten nordamerikanischen Banken, speciell der New Yorks zeigt, welche bekanntlich nicht weil sie ihre Noten, sondern weil sie ihren Deponenten deren Guthaben nicht auszahlen konnten, die Zahlungen suspendiren mußten. Man wird es daher später entschieden zu bereuen haben, wenn man jetzt alle Fürsorge nur auf die Noten richtet und ihnen auf Kosten der Depositen einen bevorzugten Schutz gibt.

Vor Allem sollte die Berliner Conferenz aber für gehörige Oeffentlichkeit und Durchsichtigkeit in allen Angelegenheiten der Banken sorgen, um hierdurch dem Publicum Gelegenheit zu einer Controle zu bieten, welche es besser als jede Aufsichtsbehörde des Staates ausüben wird. Die regelmäßige Publication wenigstens allmonatlicher Status, welche den meisten preußischen und kleindeutschen Banken schon befohlen ist, ist dazu das erste Erforderniß. Wenn auf die beschriebene Art Gleichmäßigkeit der Statuten aller Banken erreicht worden ist — thatsächlich sind die Grundsätze der Verwaltung bei allen schon ziemlich dieselben, — so ist kein Grund einzusehen, weshalb die Noten aller Banken nicht untereinander angenommen werden sollten, woraus sich dann ein so treffliches Austauschsystem bei unsern jetzigen leichten Communicationen ausbilden könnte, wie es wesentlich zur Begründung der Solidität der schottischen Banken mit beigetragen hat. Auch wäre dann die Annahme aller Noten bei den Staatscassen der verschiedenen Länder ohne Bedenken, so daß wir ein höchst bequemes Umlaufsmittel für den größten Theil von Deutschland erhielten. Hoffen wir, daß auf dem Wege der Vereinbarung in Berlin wieder Manches gut gemacht werde, wenigstens soweit dies möglich ist, da das Deutsche Bankwesen durch eine unrichtige Bankpolitik von dort aus mit Gewalt in falsche Bahnen getrieben worden ist.

Allgemeiner Rückblick

auf die letztverflossenen Wochen.

Die Geldkrisis.

Die wirthschaftliche Existenz der Völker bildet nicht minder als die politische einen Organismus für sich, der, wie Alles was dem Leben angehört, gewisse Phasen durchzumachen hat, die dem befangenen Blick der Gegenwart bald als Förderungen, bald als Hemmnisse erscheinen, in ihrem geschichtlichen Zusammenhang betrachtet, sich aber stets als naturgemäße Entwickelungsstufen darstellen werden. Auch die gegenwärtige Krisis des gesammten Geschäftslebens, von der wir in unsern Uebersichten schon mehrfach zu reden Gelegenheit hatten und die in dem Augenblick, wo wir dieses schreiben, noch immer nicht ihren Culminationspunkt erreicht zu haben scheint, ist unzweifelhaft nur eine solche Entwickelungsphase, jenen krankhaften Zuständen vergleichbar, die in den Uebergangsperioden der verschiedenen Lebensalter kaum jemals dem menschlichen Körper erspart werden. Handel und Industrie haben durch die riesenhafte Ausdehnung

des Verkehrswesens, durch das Hereinziehen einer ganzen Reihe ehemals unbeachteter Länder und Völker in das Culturleben und durch eine wesentliche Umgestaltung der Geldwirthschaft einen mächtigen Aufschwung erfahren, der sie in neue Bahnen gedrängt und ihnen so viele neue Grundlagen und Bedingungen geschaffen hat, daß wir das Zusammenwirken aller dieser Verhältnisse mit vollem Recht als eine neue Epoche bezeichnen dürfen.

Gewaltig gährte in den letzten Jahren die frische Lebenskraft in dem wiederverjüngten Körper. Gleich Blüthen des Frühlings sproßten Tausende von kleinen und großen Unternehmungen hervor; Millionen neuer Werthe schossen auf und hingen sich bald wie unbequeme Schlingpflanzen an die athemlos arbeitenden Börsen; kolossale Vermögen wurden über Nacht gewonnen und glückliche Erfolge kühner Speculationslust, oft selbst gedankenlosen Zutappens, reizten zu immer verwegenerem Unterfangen. Aber die Blüthen des Frühlings reifen nicht alle zur Frucht! Erst wenn die Nachtfröste und die Stürme über die prangenden Aeste dahingefahren sind und ihre verderbliche Ernte gehalten haben, kann der Gärtner den Segen des künftigen Herbstes bemessen. Was aus dieser strengen Sichtung lebend hervorgegangen, wird auch ferner des Daseins sich freuen dürfen, und was zerbrochen und herabgeweht den Rasen bedeckt, hat — wie sehr wir dessen Verlust auch bedauern — durch seine Ausscheidung jenem kräftigeren Theil nur den nöthigen Raum zu gedeihlicher Entwicklung verschafft. Die gegenwärtige Krisis ist nichts Anderes als ein solcher Frühlingssturm, der reinigend und sichtend das ganze Gebiet commerzieller und industrieller Thätigkeit durchbraust, jener verderblichen Ueberspannung der Kräfte ein Ende macht, das Abenteuerliche verweht, das Problematische in die Grenzen des Möglichen zurückweist, dem wahrhaft Lebensfähigen aber Licht und Luft verschafft und nebenbei den Principien der neuen Epoche rasch die erforderliche Geltung erzwingt. Das Zerbrechen starker Aeste, das Zersplittern ganzer Stämme selbst darf uns nicht irre machen. Auch in Zeiten politischer Stürme leiden Unschuldige mit den Schuldigen. Wie für die Mitglieder einer Familie in Betreff der Familienehre, so besteht auch für ganze Generationen der Menschheit in ethischer Beziehung eine solidarische Verbindlichkeit, der Jeder — schuldig oder nicht — seinen Tribut zu leisten gewärtig sein muß.

Außer dem Verdienst einer säubernden und sichtenden Thätigkeit, ist kritischen Perioden, wie der gegenwärtigen, auch noch die wohlthätige Wirkung zuzuerkennen, daß sie scharfe Streiflichter auf die wirthschaftlichen Zustände der Nationen werfen und diese Zustände unverhüllter erkennen lassen, als es in glücklicheren Zeiten möglich ist. Das sind dann die Augenblicke, in welchen allein sich der Grad des nationalen Wohlstandes und die Fortschritte, die derselbe gemacht, mit einiger Zuverlässigkeit berechnen lassen. Was wir in unsrer vorigen Uebersicht als besonders charakteristisches Moment der Volkswirthschaft hervorgehoben haben, das Streben der Mannigfaltigkeit zur Einheit, das gegenseitige Austauschen erworbener Vortheile, die Theilnahme Aller an den Fortschritten Einzelner, dieses Moment, so günstig es auch in Zeiten des allgemeinen Aufschwungs einwirken muß, wird natürlich beim Eintritt ungünstiger Verhältnisse die schlimmen Folgen dieser letzteren auf nicht minder weite Kreise übertragen. Aber ebenderselbe Umstand macht es auch dem Culturhistoriker erst möglich, in wirthschaftlicher Beziehung eine Nation mit der andern zu vergleichen. Die gegenwärtige Krise ist zu einer solchen Betrachtung noch nicht reif; wir befinden uns vielmehr noch mitten in derselben. Indeß lassen sich doch schon einzelne vorläufige Schlüsse ziehen, zumal in Betreff unsrer nächsten Umgebung. Und da dürfen wir wohl mit lebhafter Befriedigung den erfreulichen Umstand hervorheben, daß trotz der vielverzweigten commerziellen Beziehungen zu England und Amerika, dem eigentlichen Herd der jetzigen Krisis, die Verhältnisse in Deutschland, bis zur Stunde wenigstens, noch keinen besorglichen Charakter angenommen haben. Das ist jedoch nicht etwa so zu verstehen, als ob der deutsche Handelstand keine Verluste zu tragen hätte. Im Gegentheil, dieselben können nicht anders als sehr bedeutend sein, weil das Geschäft mit jenen Ländern mindestens die Hälfte aller Geschäfte in Deutschland umfaßt, aber — was unstreitig viel höher anzuschlagen — es scheint auch, daß die Kraft vorhanden ist, jene Verluste zu tragen, ohne zu unterliegen. Im Vergleich mit andern Ländern ist die Zahl der bis jetzt vorgekommenen Fallissements nur eine verhältnißmäßig geringe zu nennen. Mußten die Geldinstitute ihren Wirkungskreis auch beschränken und hie und da zu außergewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln im Verkehr greifen, so sind sie doch ihrer Verbindlichkeit überall nachgekommen und einzelne derselben haben sich als treffliche Stützen des Handels bewährt, ohne doch darum so lähmende Restrictionen eintreten zu lassen, wie es die Banken von England und Frankreich (durch Erhöhung ihres Zinsfußes bis zu 10 Procent) zu thun gezwungen waren. Die Erstarkung des nationalen Wohlstandes offenbart sich ferner auch in der eigenthümlichen Wahrnehmung, daß bei Weitem mehr Capitalisten das Sinken der Werthe zu fester Capital-Anlage benutzen, als solches jemals zuvor in einer allgemeinen Krise der Fall war. Selbst amerikanische Papiere, sobald dieselben nur eine solide Grundlage haben, werden jetzt viel in Deutschland gekauft, obgleich vorauszusehen ist, daß eine lange Zeit vergehen wird, bis dieselben ihren ursprünglichen Werth wieder erreicht haben werden. Was ehemals nur wenige reiche Privatiers oder Häuser ersten Ranges zu unternehmen pflegten, dem ist jetzt eine Menge von Capitalisten gewachsen, deren Dasein nicht nur eine erfreuliche Ausbreitung des nationalen Wohlstandes bezeugt, sondern auch dafür bürgt, daß der Mangel an Vertrauen, der jede Krise begleitet, diesmal weniger allgemein ist als man erwarten durfte.

Sechste Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Sir Roderik J. Murchiſon über Centralafrika.

Für den Freund der Geographie und des wiſſenſchaftlichen Fortſchritts wird es kaum eine anziehendere Vergleichung geben können, als zwiſchen der erſten Ausgabe von Karl Ritter's „Allgemeiner vergleichender Geographie“ (1817—1818) und Gumprecht's „Afrika“ (1853). Ein ſolcher Vergleich läßt im Zuſammenhange überſehen, was in dem kurzen Zeitraum eines einzigen Menſchenalters in der Erforſchung eines Welttheils geleiſtet worden iſt. Aber ſo viel Neues Gumprecht eintragen konnte, und ſo viel ſeit 1853 Livingſtone, Ladislaus Magyar, Vogel und Andere mehr hinzufügten, blieb doch hinſichtlich einzelner Punkte und der allgemeinen Bildung des Welttheils noch dieſes und jenes im Halbdunkel. Einen dieſer zweifelhaften Punkte hat Murchiſon in ſeinem letzten Jahresbericht an die königlich geographiſche Geſellſchaft in London über die Fortſchritte der Geographie berührt. (Siehe Petermann's Mittheilungen, achtes Heft.) Nach der Analogie der andern Welttheile nahm man an, daß die großen afrikaniſchen Ströme mit langem Lauf in Gebirgen entſpringen würden, und dachte ſich daher Centralafrika als eine große Erhebung. Die neueſten Entdeckungen beſtätigen dieſe Theorie keineswegs. Die Ströme, die wie der Niger und der blaue Nil hochliegende Quellen haben, entſpringen in Randgebirgen. Tiefer im Innern ſind die Reiſenden auf ausgedehnte Grasebenen und auf Seen oder Sümpfe mit geringer Erhebung geſtoßen. Auf dieſe Wahrnehmungen ſtützt Murchiſon ſeine Vermuthung, daß Centralafrika eine verhältnißmäßig niedrige, waſſerreiche Ebene ſei, deren Flüſſe durch Spalten oder Schluchten in den höheren Randketten zum Meer abfließen. Vom Zambeſi und mehreren andern der bedeutendſten Flüſſe im ſüdlichen Afrika hat Livingſtone wirklich nachgewieſen, daß ſie aus Sümpfen mit einer geringen Meereshöhe kommen. Die Anſchwellung dieſer Gewäſſer erfolgt bei dem zweiten der periodiſchen Regen, denen Centralafrika ausgeſetzt iſt. Bei dem erſten ſättigen ſich die Ebenen bloß, und erſt der zweite bedingt die alljährliche Fluth der großen Flüſſe. Auch die Ueberſchwemmungen des Nils? Rebmann's Mittheilungen über den Schneeberg Kilimandſcharo, der die Quellen des Nils enthalten ſoll, haben die ältere Annahme eines Centralgebirges, deſſen tropiſche Regen und ſchmelzende Schneemaſſen jenes periodiſche Schwellen hervorriefen, wieder begünſtigt. Es fragt ſich indeſſen, ob Rebman und ſeine Gefährten, die den Berg nicht ſelbſt erſtiegen, wirklichen Schnee ſahen und ob ſie nicht durch weiße Kalkfelſen und Dolomite, die in der Sonne glitzerten, getäuſcht wurden. Weiße Dolomite hat Livingſtone von dem Randgebirge der öſtlichen Küſte, daß ſich nach ſeiner Meinung weit zum Kilmandſcharo erſtreckt, mitgebracht. Murchiſon ſcheint zu hoffen, daß Burton die Quelle des Nils in dem großen See von Uniameſi entdecken werde. In einer ſolchen Entfernung zugleich die alleinige Urſache der periodiſchen Ueberſchwemmungen zu ſuchen, dürfte kaum zuläſſig ſein. Sollten nicht auch die Flußauen der Schilluks zwiſchen 14° und 10° und die ungeheuren Seen und Sümpfe der Dinkas unter 8° nördlicher Breite einen beträchtlichen Antheil an der Erzeugung der Hochgewäſſer des Nils haben?

Madagaskar.

Der afrikaniſche Stempel der Unzugänglichkeit iſt der ſchönſten und größten Inſel des Welttheils im hohen Grade aufgedrückt. 10,000 Geviertmeilen groß, nahe einer Küſte, wo ſeit Jahrhunderten europäiſche Niederlaſſungen beſtehen, von einem Meere umfloſſen, das ſchon wegen des Walfiſchfangs häufig beſucht wird,

von allen Seiten zugänglich und an seinen Küsten vortreffliche Häfen darbietend, lockt Madagaskar sowohl den Kaufmann als den Ethnographen und Naturforscher durch reiche Erzeugnisse und merkwürdige Erscheinungen. Madagaskar scheint ein Sammel- und Haltpunkt verschiedener Negerstämme bis zum Cap, von Malayen, Arabern und Suaheli gewesen zu sein und vereinigt Thier- und Pflanzenformen Afrikas und Indiens. Ob das fabelhafte Einhorn wirklich hier gefunden werden könne, der echte afrikanische Strauß im Innern streife, wollen wir dahin gestellt sein lassen, aber gewiß ist, daß das Capschaf neben dem indischen Buckelochsen weidet, die Classe der fleischfressenden Thiere Leoparden, Füchse, wilde Hunde und Katzen umfaßt, und daß neben diesen Fremdlingen nur wenige einheimische Arten, namentlich der Maki-Affe, vorkommen. So wenige Botaniker (Commerson und einige Andere) Madagaskar besuchten, fanden sie doch vierhundert Pflanzen, und unter diesen hundert ganz neue und zweihundert bisher unbekannte Unterarten. Diese reiche Flora bietet dem Handel werthvolle Arzneigewächse, riesige Hölzer für den Schiffsbau, ganze Wälder von Ebenholz- und rothen Sandelholz-Bäumen, Rosen-, Benzoin- und Adlerholz, verschiedene Bäume, die Gummi und Copalharz geben, elf Arten von Oelgewächsen, zahlreiche Gewürzpflanzen, drei Arten Indigo, funfzehn Arten Reis von vortrefflicher Beschaffenheit, ausgezeichnete Baumwolle und nicht minder guten Taback. Allein neben diesen schönen Sachen besitzt die „Königin des indischen Oceans" zwei schlimme Dinge: wilde Bewohner und Miasmen.

Das madegassische Fieber ist es hauptsächlich, das noch alle Niederlassungsversuche von Europäern vereitelt hat. Seine Heimath sind die flachen und heißen Küstenstriche, deren zahlreiche Gewässer große Sümpfe und Ketten von Lagunen bilden, aus denen Dünste aufsteigen, die durch die Seewinde gleichsam zurückgestaut werden. An der Nordküste und im Innern, wo die klimatischen Einflüsse günstiger sind, tritt der kriegerische Stamm der Horas, der jetzt der herrschende ist, in culturfeindliche Wirksamkeit. Eine kurze Periode, die von 1808—1828 reicht, versprach eine Zukunft. Damals herrschte Radama und begann mit Hülfe von zwei englischen Unterofficieren, Hastie und Brady, eine Reihe von Reformen. Hastie übernahm das geistliche Departement, berief Glaubensboten und gründete Schulen, Brady schuf ein Heer von 30,000 Mann und unterwarf die ganze Insel. Durch einige Canäle war bereits eine ausgedehnte Wasserverbindung im Innern hergestellt worden, als Radama starb. Seine Frau und Schwester Ranavalo, die ihn vergiftet haben soll, verscheuchte die Fremden und verfolgte die bekehrten Madegassen mit Erbitterung. Ein gemeinschaftlicher englisch-französischer Angriff (1846) hatte durchaus keinen Erfolg, und fernere Operationen der beiden Mächte, die mehrmals angekündigt wurden, unterblieben. Vor einigen Jahren (1853) zeigten sich Aussichten auf eine Wiederanknüpfung der europäischen Beziehungen. Durch den Kronprinzen Rakood unterstützt, konnte die Londoner Missionsgesellschaft ihre Arbeiten abermals beginnen. Sie hatte insofern einen glänzenden Erfolg, als jener Prinz sich taufen ließ. Grade diese Stellung der Mission zu dem Thronerben, der beim Volke sehr beliebt sein soll, hat den Glaubensboten alle Früchte vierjähriger Arbeiten geraubt. Um ihren Thron besorgt, hat die alte Königin Ranavalo alle Fremden aus ihrer Hauptstadt Tananariva und von der ganzen Insel ausweisen lassen. Von Frau Ida Pfeiffer, die sich unter den Ausgewiesenen befindet, dürfen wir eine nähere Darstellung dieser Verhältnisse erwarten.

Hakodade.

Die Aufschließung Japans durch die Nordamerikaner trägt frühere Früchte, als sich erwarten ließ. In der ganzen Zeit, die seit der Entdeckung Japans bis 1853 verflossen ist, hat Hakodade nur ein einziges europäisches Schiff gesehen, die russische Brigg Diana, die 1813 hier erschien, als ihr Befehlshaber Ricord wegen der Freilassung des zwei Jahre lang von den Japanern gefangen gehaltenen Capitains Golowine unterhandelte. Dagegen sind in den beiden letzten Jahren mehr als 100 europäische und amerikanische Schiffe in Hakodade vor Anker gegangen, um Erfrischungen einzunehmen. Auch die japanesische Unternehmungsluft beginnt die Schwingen zu entfalten. Wie die letzten Nachrichten aus der niederländischen Factorei Desima (vom 15. April dieses Jahres) melden, ist der erste und einzige japanesische Dampfer Kwankomar, ein Geschenk des Königs der Niederlande von Nagasahi ausgelaufen, um eine Uebungsfahrt nach Jedo zu machen.

Irkutsk und das russische Ostasien überhaupt.

Die Besitznahme des Amurlandes hat Irkutsk, das die Hauptstation auf dem Wege nach der neuen Besitzung ist, zu einer westeuropäischen Stadt gemacht. Gasthäuser und Kaffees mit allem Luxus unserer Civilisation sind entstanden. Die Gymnasien von Irkutsk folgen diesem Fortschritt allerdings nicht, aber die wissensdurstigen Sibirier wissen sich zu helfen: sie begeben sich nach dem gegenüberliegenden Continent und benutzen nordamerikanische Bildungsanstalten. Diese Beispiele mögen noch vereinzelt dastehen, immerhin sind sie redende Zeugnisse für die oft ganz unerwarteten Wirkungen, die der Umschwung in den Verbindungsmitteln hervorruft. Auf dem Amur gehen zwei in Nordamerika gebaute Postdampfer „Lima" und „Amur." Die russischen Dampfer, die in Transbaikalien in der Fabrik von Petrowski gebaut worden waren, hatten wegen ihrer Schwäche auf der Bergfahrt die reißende Strömung nicht besiegen können. Die Amerikaner gelangten ohne Anstoß bis Ust Strjelonoftschoi, wo der Amur durch die Vereinigung der Schilka mit dem Argun entsteht. Jener Ort war bis zur Besitznahme des Amurlandes der äußerste russische Karaul (Wacht-

posten) in diesen Gegenden. Der Dampfer Lima brauchte vom Meere bis dorthin dreißig Tage, doch hofft man diese Zeit um die Hälfte kürzen zu können, wenn man das Fahrwasser besser kennen wird. Amerikanische Handelsschiffe besuchten die Mündung des Amur vom Frühling 1857 an, und ein regelmäßiger Verkehr ist hergestellt. Die Kohlen, die man für den Strom der Mandschurei braucht, findet man gegenüber auf der Insel Sachalin in der Jonquiere-Bucht (50 28′ nördlicher Breite) in zu Tage stehenden Lagern. Neben der Perspective, die sich am Amur für das nördliche Ostasien eröffnet, erscheint es als unbedeutend, daß die vier Khane der Khalkas-Mongolen zur Unterwerfung unter Rußland bereit sind. Weist man ihnen das Land zwischen Kiachta und Urtscha an, so kann man sie haben.

Das Netz der großen Dampflinien; Suez.

Im Laufe dieses und des vorigen Jahres sind acht neue Linien zwischen Europa und Amerika zu den bereits bestehenden hinzugekommen. Vom brittischen Nordamerika an sind alle Hafenplätze der Ostküste und Westindiens durch Dampfschiffe verbunden, und eine dieser Linien greift nach der westafrikanischen Küste hinüber. Die Westküste besitzt von Valparaiso bis San Francisco Postdampfer. Auf der andern Seite des großen Weltmeers ist das indische System bis Australien und bis Schanghai ausgedehnt worden. Zwischen Schanghai und San Francisco besteht eine Lücke, die aber nach einem Beschluß des Congresses der Vereinigten Staaten binnen Kurzem ausgefüllt werden soll. Gehen die Dampfer zwischen San Francisco, den Sandwichsinseln, Japan und Schanghai, so ist Commodore Perry's Plan der Weltpost ausgeführt, und eine Weltumsegelung dauert dann 122—135 Tage.

Im Mittelmeer sucht man noch einen Anschluß an die Weltlinien. Genua hat soeben seine transatlantische Dampfschifffahrtsgesellschaft, die ohne je recht gelebt zu haben eingeschlafen war, erneuert, und Triest liegt ein zweiter, verbesserter Plan (von Charles Loosey, österreichischem Consul in New York) einer von fünf Schiffen zu besorgenden Dampfpost nach Amerika vor. Die Linie soll die Haupthäfen des Mittelmeers bis Corfu, Malta und Algier aufnehmen und bis New York, wo sie mündet, Cadix, Lissabon und Madeira berühren, wodurch sie mit den Linien für Brasilien und die La Plata-Straßen, für die afrikanische Westküste, die canarischen und capverdischen Inseln in Verbindung tritt.

Wichtigere Interessen weisen das Mittelmeer auf die Canalisirung der Landenge von Suez hin. Diese große Frage hat einige kleine Schritte vorwärts gethan. Lord Palmerston hat sich endlich bequemt, Abtheilungen von Mannschaften der Specialwaffen über Suez zu dirigiren und dadurch den Vorzug dieser Straße vor jener um das Cap anzuerkennen. Die egyptische Handelsgesellschaft für das rothe Meer hat vier Dampfer ausrüsten lassen, um die Piraten zu bekämpfen, die der kleinen Küstenschifffahrt unbequem geworden sind. Endlich haben die französischen und englischen Handelskammern fortgefahren, ihre Stimmen zu Gunsten des Unternehmens in die Wagschale zu werfen.

Die freie Donau und das schwarze Meer.

In Gemäßheit der Bestimmungen des Pariser Friedens war in Wien eine Commission der Donau-Uferstaaten und in Galacz eine zweite der europäischen Großmächte thätig. Die Arbeiten der letzteren (siehe das zehnte Heft) dauern noch fort und haben sich in der letzten Zeit auf die Anordnungen von Baggerungen in den Sandbänken zwischen Galacz und Tultscha beschränkt. Die Uferstaaten sind mit ihren Berathungen und Beschlüssen fertig: die Donau ist frei. Muthmaßlich wird diese Freiheit mit dem 1. Januar 1858 beginnen, und die Donaudampfschifffahrtsgesellschaft tritt dann in den Genuß der Zinsengarantie, die der Staat ihr zum Ersatz für ihr Privilegium bewilligt hat. Noch wenige Jahre, und wir haben eine Eisenbahn nach Semlin, die uns die directeste Verbindung mit dem Orient eröffnet, und früher noch (Ende 1859) die Seitenbahn Wien-Kanisa-Pragerhof-Triest, die zwischen Ungarn und dem österreichischen Haupthafen den Verkehr vermittelt. Inzwischen hat die Thätigkeit der Werften am Don die Kriegsverluste der Asow'schen Handelsflotte durch den Bau von 300 Fahrzeugen ersetzt, die südrussische Handels- und Dampfschifffahrtsgesellschaft hat durch acht Dampfer alle Häfen des schwarzen Meers unter sich und mit Constantinopel in Verbindung gebracht, und die russische Regierung endlich hat auch ihre drei Hauptküstenplätze der asiatischen Seite, Anapa, Redutkale und Suchumkale dem Handel geöffnet.

Bolivianische Zustände.

Calchani, den 2. Juli 1857.

Wir sind seit Kurzem von einem furchtbaren Typhus heimgesucht, welcher zuerst im Innern von Peru gewüthet hat und nun auch nach Bolivia gekommen ist. Die hiesigen Aerzte nennen diese pestartige Krankheit La epidemia de fiebre tifoidea. Sie hat viele Aehnlichkeit mit dem gelben Fieber und mit der Cholera. Man befolgt hier gegen sie das Heilsystem des Dr. Beauperthuy. Die Krankheit hat einen sehr schnellen Verlauf. Sie beginnt mit heftigem Kopfweh und mit Schmerzen in allen übrigen Theilen des Körpers. Dann erfolgt ein furchtbares Fieber, sowie starker Blutverlust aus Mund, Nase und oft auch aus den Ohren. Hierauf tritt Erbrechen einer Masse ein, welche wie Chocolade und zuletzt wie Kaffeesatz aussieht, und eine Stunde nach diesem Erbrechen erfolgt der Tod. Die Mittel, deren man sich auf dem Lande, wie hier in Calchani, bedient, bestehen darin, daß man sogleich den Kopf mit kaltem Wasser wäscht, sich tüchtig zur Ader läßt und dann erfrischende und abführ-

rende Arzneien, wie Tamarinde, Mana und Cremor, einnimmt. Trotz dieser Mittel erfolgt sehr oft am ersten, zweiten oder dritten Tage der Tod. Die Krankheit sucht besonders die Indianer heim, weil diese höchst unreinlich sind, und aus halsstarriger Dummheit sich lieber abergläubischer Ceremonien, als der Arzneimittel und des Rathes vernünftiger Leute bedienen. Man rechnet, daß diese Pest bis zum October, wenn sie so lange dauern sollte, an 200,000 Indianer dahin gerafft haben wird. In der Provinz Ayapaya sind bereits etwa 4000 derselben gestorben. Man begräbt die Todten nicht mehr auf den Friedhöfen, sondern scharrt sie auf dem Felde ein. Reihen von Häusern sind menschenleer, die Ernte auf den Feldern bleibt aus Mangel an Schnittern unbenutzt, Lamas, Schafe und andere Hausthiere laufen herrenlos umher, und die großen Kupferminen in Corocoro stehen aus Mangel an Arbeitern beinahe still.

Das Benehmen der Indianer bei dieser Krankheit läßt uns einen tiefen Blick in den geistigen, religiösen und sittlichen Zustand derselben thun. Um die Krankheit aus dem Lande zu treiben, verfertigen sie ein hölzernes Gehäuse, welches sie Despacho (d. i. Sendung) benennen. Dieses hat die Gestalt einer Wiege, und an den mit farbiger Wolle umwickelten Stangen desselben sind Silbermünzen und in Papier eingewickelte Heilmittel gehängt. Ist der Despacho fertig, so tragen sie ihn von Berg zu Berg und stellen ihn endlich auf einen Gipfel hin. Nachdem sie dann Schafe gebraten haben, tanzen sie um den Despacho, wobei sie mit Trommeln und Pfeifen Musik machen und in den Pausen sowohl essen als auch Chicha und Branntwein trinken. Durch diesen sonderbaren Gebrauch glauben sie die Krankheit über die Grenze getrieben zu haben. Kommt nämlich Jemand zu dem Despacho und reißt die Silbermünzen ab oder nimmt auch wohl das ganze Gehäuse mit, so sind sie fest überzeugt, daß hinfort nicht mehr sie selbst, sondern jener Fremdling und alle die Leute, zu welchen er kommt, von der Krankheit ergriffen werden.

Das Wüthen der Seuche hat aber die Indianer auch zu Mordversuchen und Mordthaten getrieben. In dem zwölf Leguas von hier entfernten Dorfe Palca haben sie, erbittert darüber, daß nur Indianer und keine Weißen der Krankheit erlagen, das zum Verkauf bestimmte Schaffleisch an den Leichnamen todter Indianer gerieben, damit jeder, der von demselben genieße, sterbe. In dem Dorfe Tapacari, welches fast 6000 Einwohner hat und an der von Oruro nach Cochabamba führenden Straße, sechzehn Leguas von letzter Stadt entfernt liegt, haben die Indianer vor vierzehn Tagen sogar ein Menschenopfer oder wie der Ausdruck in der Quichua-Sprache lautet, eine Llumpara oder Pichara (d. i. wörtlich übersetzt ein Opfer) vollzogen. Als nämlich dort ein Mann und seine Frau mit Hinterlassung eines anderthalb Jahre alten Kindes an dem Typhus gestorben waren, kleideten die Indianer dieses Kind auf's beste, behingen es mit Kräutern und Silbermünzen, und setzten es dann am Ufer des Tapacari-Flusses aus. Glücklicherweise fand eine vorbeireisende Frau das Kind noch zu rechter Zeit und errettete es vom Tode. Weder die Polizei, noch die Geistlichkeit hat von dieser Abscheulichkeit Notiz genommen. Uebrigens ist es merkwürdig, mit welcher Ruhe der Indianer dem herannahenden Tode entgegensieht. Gelassen erträgt er die größten Schmerzen, kein Klagelaut entfährt seinem Munde, und sagt man ihm, in wenigen Minuten werde er sterben, so gibt er entweder keine Antwort, oder er erwiedert ganz trocken: „Ich weiß es.“ Dieser bis zum Ende ausdauernde Gleichmuth ist aber weder aus wirklicher Geistesstärke, noch aus Frömmigkeit herzuleiten, sondern er beruht nach meiner Ansicht durchaus nur auf geistiger Stumpfheit.

Die erwähnte Passivität, welche die Behörden in Bolivia schweren Verbrechen gegenüber zeigen, veranlaßt mich zu einigen Worten über die Justiz und Regierung des Landes. Die unterste Gerichtsstelle ist die eines Friedensrichters (Juez de paz). In jedem, auch dem kleinsten Dorfe befindet sich ein solcher; er erhält keinen Gehalt, und darf über keine Sache von höherem Werth als funfzig Dollars entscheiden. Diese Friedensrichter sind unwissende und unredliche Leute, welche kaum lesen und schreiben können. Ueber ihnen stehen zunächst die Juez de letras, oder, wie man sie mit einem englischen Worte bezeichnen könnte, die Sheriffs. In jeder Provinz gibt es einen, in jeder Stadt aber zwei, von denen der eine die Civil-, der andere die Criminal-Justiz hat. Diese Classe von Richtern erhält eine gute Besoldung, ist aber durchgehends gewissenlos. Die dritte Stufe der Justiz bilden die Ober-Gerichtshöfe (Cortes superiores), deren es fünf gibt, und welche in den Städten Chuquisaca, Potosi, Cochabamba, Oruro und La Paz ihren Sitz haben. Die Richter derselben, welche einen noch besseren Gehalt beziehen, sind gleichfalls nicht viel werth. Die höchste und letzte Instanz bildet der in Chuquisaca befindliche höchste Gerichtshof (Corte suprema), dessen Mitglieder den bedeutendsten Gehalt beziehen, sich aber hauptsächlich durch Trägheit und Langsamkeit auszeichnen. In den großen Städten gibt es außer den erwähnten Gerichtshöfen noch ein Consulado oder Handelsgericht. Dieses darf nicht über einen höhern Betrag als 200 Dollars entscheiden; was darüber hinausgeht, gehört zur Competenz der Juez de letras. Unwissende und feile Krämer, welche übrigens keinen Gehalt beziehen, bilden die Beisitzer dieses Gerichtes. Endlich hat man in Bolivia auch noch Geschwornengerichte, aber nur für Preßvergehen.

Wegen der schlechten Beschaffenheit der Gerichtshöfe hilft man sich sehr häufig selbst dadurch, daß man zur Presse oder auch zum Stock seine Zuflucht nimmt. Vor drei Monaten ist es z. B. dem Präsidenten des höchsten Gerichtshofes begegnet, daß er auf dem Hauptplatze von Chuquisaca ein Paar tüchtige Ohrfeigen erhielt, weil er zu parteiisch gewesen war.

Von dem wahren Wesen der Geschwornen-

gerichte hat man hier zu Lande noch gar keinen Begriff, und deshalb ſind bei ihm Willkürlichkeiten jeder Art möglich. Bei einem kürzlich ſtattgehabten Gerichte waren z. B. die Geſchwornen nicht einmal beeidigt worden; der Advocat hatte aber vergebens behauptet, daß aus dieſem Grunde das ganze Gericht null und nichtig ſei. Bei einer früheren Jury hatte der Präfect von Cochabamba ſich ſelbſt zum Präſidenten derſelben machen wollen, indem er erklärte, er ſei die höchſte Magiſtrats-Perſon des Departements und folglich auch das Haupt der Jury; der wirkliche Präſident derſelben packte ihn aber an dem Rocke und wies ihn mit der Erklärung fort, er habe in dem Gerichtsſaale gar nichts zu ſchaffen. Uebrigens kann der Miniſter des Innern in Folge des oben angegebenen Benehmens leicht einmal eine Tracht Prügel empfangen.

Der Präſident Cordova iſt kürzlich von Cochabamba abgereiſt, um am 6. Auguſt in Chuquiſaca den Congreß zu eröffnen. Dieſer Mann iſt ſehr übel daran, weil er ſehr an der fallenden Sucht leidet, und ſeine Miniſter thun, was ſie wollen. Er hat ſeine ganze Armee bei ſich, welche jedoch nur aus tauſend Mann beſteht. Dieſe muß hier zu Lande ein Präſident, wenn er umherreiſt, ſtets mit ſich führen; denn ſo wie er die Soldaten aus den Augen läßt, iſt er in Gefahr, daß dieſelben eine Revolution machen. Das Hauptübel Bolivia's iſt die Empleomania oder Aemterſucht. Jedermann will ein Amt haben, theils um Anſehen zu erhalten, theils um auf Koſten des Staates oder, wie man hier ſagt, der Nation zu leben. Dieſer Umſtand iſt mit ein Hauptanlaß zu den öfteren Bürgerkriegen; denn Jeder, der keine Anſtellung hat, iſt ein Gegner der beſtehenden Regierung und gern bereit, ſich gegen dieſelbe zu verſchwören, weil er hofft, daß der nächſte Präſident ihn anſtellen wird.

Gegenwärtig macht ein Geiſtlicher aus Chili, Presbitero Dr. Don José Ignacio Victor Eizaguirre, viel von ſich reden. Dieſer war in Rom geweſen und erklärte bei ſeiner Rückkehr, er ſei vom heiligen Vater beauftragt, die Regierungen und Völker Südamerikas um einen Peterspfennig anzuſprechen und junge reiche Leute zu veranlaſſen, nach Rom zu gehen, um dort ein ſüdamerikaniſches geiſtliches Seminarium zu Stande zu bringen. Ich glaube nicht, daß die Beſtrebungen dieſes Mannes in irgend einem Lande Südamerikas einen einigermaßen bedeutenden Erfolg haben werden. Einem Nonnenkloſter ſeines Heimathlandes Chili hat er nicht nur eine Anzahl Indulgenzen, ſondern auch die Feder, mit welcher der Papſt dieſe unterzeichnet hatte, mitgebracht. Dieſe Feder hat man in einer goldenen Schachtel auf dem Altar der Kloſterkirche aufgeſtellt. Im Lande Paraguay iſt es dem Herrn Eizaguirre übel ergangen, wie ich kürzlich in dem Mercurio de Valparaiſo las, welche Zeitung nebenbei bemerkt zugleich mit dem Commercio de Rio Janeiro das beſte ſüdamerikaniſche Blatt iſt. Als er nämlich in Aſuncion, der Hauptſtadt von Paraguay, ankam und an's Land ſteigen wollte, ließ ihm der gegenwärtige Präſident dieſes Freiſtaats, Don Carlos Antonio Lopez, erklären: er wolle von ſeinem päpſtlichen Mandat Nichts wiſſen, er erkenne bei den Ländern und Regierungen, mit welchen er Handels- und Freundſchaftsverhältniſſe aufrecht erhalte, nur eine äußerliche Fähigkeit an, er ſei in Hinſicht der Jeſuiten gewitzigt und weiſe die angebotenen Beziehungen zum Papſte zurück. Dem päpſtlichen Commiſſarius wurde nicht einmal geſtattet, an's Land zu ſteigen, um eine Meſſe zu leſen. Dieſer hat übrigens ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, in welchem er beſonders das Cölibat ſehr emporhebt und auf's Heftigſte gegen die Proteſtanten eifert. Dagegen hat ein andrer katholiſcher Geiſtlicher, Vigil, unter dem Titel: „Vertheidigung der Regierungen gegen die Anmaßungen der päpſtlichen Curie," ein ſechs Bände umfaſſendes, ſehr gelehrtes und gut geſchriebenes Werk erſcheinen laſſen, welches auf Koſten der peruaniſchen Regierung in Lima gedruckt worden iſt. Dieſes Buch ward in Rom auf den Index geſetzt; Vigil hat aber hierauf eine neue Schrift unter dem Titel: „Licht und Finſterniß" erſcheinen laſſen. Ich höre, daß beide Schriften in Belgien in's Franzöſiſche überſetzt worden ſeien.

Schließlich noch einige Worte über Handelsangelegenheiten. Die Goldminen in Choquecamata ſind gänzlich zu Waſſer geworden. Niemand arbeitet mehr dort, und ich glaube ſogar, daß der Weg dahin ſchon verloren iſt. Die ganze Sache war ein windiges Gerücht. und alle die Fremden, die ſich durch trügeriſche Zeitungsartikel verlocken ließen, dahin zu ziehen, ſind verarmt wieder fortgezogen. Es werden übrigens jetzt auch wenige Silberminen bearbeitet, da die Capitalien dazu mangeln. Um ſo ſtärker werden dagegen Kupfer- und Zinnminen bearbeitet, weil man für dieſe eines kleineren Capitals bedarf, und weil das bolivianiſche Kupfer und Zinn wegen ſeines Silbergehaltes in Europa ſehr geſchätzt iſt, ſo daß die Handelshäuſer zu Tacua ſich zum Behufe von Retour-Rimeſſen ſo zu ſagen um daſſelbe ſchlagen. Bleiminen gibt es genug, und noch dazu ſehr ſilberhaltige; es denkt aber bis jetzt noch Niemand daran, ſie zu bearbeiten. In Hinſicht auf den Wollhandel wird die wenige vorhandene Schafwolle im Lande ſelbſt conſumirt. In Alpaca-Wolle iſt ſehr wenig Ausfuhr. Ebenſo verhält es ſich mit den Chinchilla-Fellen. Die Geſellſchaft des Chinarinden-Monopols führt monatlich 200 Centner über Tacua aus, darf aber keine neue Rinde ſchneiden laſſen, ſo lange das auf dem Lager befindliche Quantum, welches man auf etwa 10,000 Centner anſchlägt, noch nicht conſumirt iſt. Der Handel im Allgemeinen geht noch immer ſeinen alten Schneckengang, und Alles wird bald einen großen Rückgang erleiden, weil ſo viele Tauſende von Indianern dahinſterben. Dieſe ſind nämlich unſre Arbeiter, und daß Auswanderer hierher kommen, iſt gar nicht zu denken, weil dieſelben weit mehr Vortheile und weit größere Sicherheit ihres Eigenthums und ihrer Perſonen in Braſilien, in der argentiniſchen und in der chileniſchen Republik finden.

Skizzen aus New York.

Von Fr. Schütz.

Es ist vollbracht! — Das verwegene, prunkende Gebäude der amerikanischen Geld- und Handelswelt ist eingestürzt; seine Trümmer bedecken den Boden der großen Republik und die Menschen, erschöpft durch langes, vergebliches Ringen, durch quälende Angst, schreiten jetzt mit der Ruhe der Verzweiflung, fast mit Zufriedenheit, das Schlimmste zu kennen, über den Schutt ihres zerstörten Werkes. Von der Metropolis des Westens, von dem stolzen New York war das Erdbeben ausgegangen und wälzte sich gewaltig, verheerend, wie die Annalen des Handels es noch nicht aufzuweisen hatten, unter dem ganzen weiten Gebiete hin. Ueberall erzitterte, spaltete sich der Boden und Sturz auf Sturz fielen die Festen der Industrie, des Handels, der Finanzen. Ruin im Norden! Ruin im Osten und im fernen Westen. So flog Wochen lang die Schreckensbotschaft täglich, stündlich auf dem Telegraphendrahte hin und her. Auf jede Frage der Angst kam eine Antwort des Unglücks. Die Krisis war lang und hart. New York war das Herz des gegen den Tod kämpfenden Körpers. Von ihm sollte das Lebensblut ausströmen, das Rettung bringen konnte. New York rang mit dem Reste seiner Kräfte gegen die Vernichtung. Der Kampf ist vorüber, die Agonie ist beendet. Die Metropolis der westlichen Handelswelt liegt jetzt da, eine Riesenleiche mitten unter dem Haufen der kleinern.

Wer aber diese Krisis in New York erlebt hat, der kann mit Recht sagen, einem großen historischen Drama der modernen Welt beigewohnt zu haben. Welch ein Ausgangspunkt, welch eine Entwicklung, welche Peripetie! —

Vor kaum zwei Monaten erhob sich noch auf dem Boden der großen Republik die Alpe der Speculation, bedeckt mit Unternehmungen, Plänen, Erfolgen und den Millionen von Actien und Banknoten: die Sonne des Vertrauens goß ihre goldenen Strahlen darüber und in dem blendenden Wiederschein wogte auf dem ganzen weiten Gebiete die thätige, kühne Menge. Vorwärts! Vorwärts, ohne Rückblick, ohne Furcht, ohne Besinnung! Nur vorwärts! war das allgemeine Losungswort. Der Geist der Unternehmung und des Glücksspiels kannte keine Grenze. Mäßigung und Vorsicht war selbst den ruhiger Denkenden unmöglich, denn die Speculation, gleich einer führerlosen Locomotive, riß sausend und betäubend den Zug der Handels- und Finanzwelt dahin auf der Bahn zum — Verderben, — (flüsterte wohl hie und da eine mahnende Stimme), — zum Erfolge, zum kolossalen Gewinn hoffte und rief die Menge. Und der Schein sprach für diese. Auf dem schon längst bebauten Felde des amerikanischen Unternehmungsgeistes schien eine unendlich reiche Ernte im Sonnenglanz des Glückes zu wogen und neue Gefilde haben sich noch eröffnet. Nach den einsamen Ebenen des fernen Westens strömte die Auswanderung der Speculation. Der Boden wurde zerlegt. Pachtgüter, Dörfer, Städte, Canäle, Eisenbahnen wurden in stets wachsende Zahl hingezeichnet auf das dürre Gras der Prairie, auf dem noch der Fußtapfen des fliehenden Indianers nicht verwischt war. Mit rasender Gier stürzte die raschen Gewinn suchende Menge auf diese neue Beute. Noch eh der Pflug in den Boden gesetzt, noch ehe de erste Stein für die künftigen Städte gelegt war erlangte das Land einen Werth, der scheinba den Reichthum der Republik in's Unendliche ver mehrte. Die Actien der Eisenbahnen und Canäl der ungewissen Zukunft waren gesuchter als Geld Eine neue Welt war im Westen für den Hande und die Speculation der großen Republik ge öffnet. Kaum noch Wildniß, verlangte derselb in unbegrenzter Masse nicht nur das Nothwen dige, sondern Alles, was der Luxus des ver feinerten Lebens ersonnen hat. Von Frankreich Deutschland, England, von ganz Europa for derten die Handelsstädte des Ostens in kolossale Uebermaß die Producte der Industrie. De Abfluß war sicher, nach dem Westen floß rasc der gewaltige Strom. New York, das Riesen emporium, hatte nicht mehr Raum für die un endliche Masse der europäischen Sendunger Die Waaren verdrängten die Menschen un Prachtpaläste stiegen tief aus der Erde hoc hinauf gegen den Himmel, um den ungeheure Reichthum aufzunehmen. Welch ein Treiben welch ein Leben in der stolzen Metropolis! Han del, Industrie und Finanzspeculation schwellte ihre Adern; ihr Riesenkörper wuchs und ver schönerte sich in's Unendliche. Was gestern groß glänzend, bewunderungswerth war, wurde heut klein, jämmerlich, verächtlich. Der Reichthum des vorhergehenden Tages galt für Armuth am folgenden Morgen. Der größte Gewinn wurd nur als Einsatz für den Unberechenbaren ver wandt. Maßlos wie die Arbeit und das Wage war der Genuß. Die Paläste der Handelsfürste füllten sich mit königlichem Prunke; ihre Taf strotzte von lukullischer Ueppigkeit. Es war dies d Zeit der glühenden Sommersonne und der glühen den Speculation. Ueber Europa streute ein The der Glücklichen rücksichtslos das leicht erworbene Gold, in den Badeorten verschwendeten es d Andern. Die Gegenwart lag glänzend vor de triumph- und genußstrahlenden Augen Alle die Zukunft stieg als rosenfarbige Wolke noc glänzender aufgehender Tage empor. Kühnhe und Vertrauen belebte Alle. Die Natur selb schien diese Sicherheit des Glücks zu verheißen Mit gütiger Hand hatte sie ihre Geschenke übe die Republik ausgestreut. Auf den Feldern de weiten Gebietes reifte unendlicher Reichthum Glücklich und voll Zuversicht waren die Men schen, und selbst die bedachteren Späher riefe nach einem prüfenden Blicke um den Horizont: E ist Alles gut, Alles sicher!

Da löste sich plötzlich auf der hohen Alpe de Speculation ein Schneeflöckchen und in demselbe Augenblick stürzte es herab, als Lawine, wach send, unaufhaltbar, vernichtend, und die kaum noch so üppig blühende Handelswelt lag begraben verschüttet, vernichtet für lange Zeit.

Am 24. August stellte hier das Zweiggeschäft der Ohio Life and Trust Company ihre Zah lungen ein. Ein Schrei der Ueberraschung, de

Bestürzung ertönte, denn dieses Institut galt für eins der sichersten. Aber nicht die Bedeutung und die directen Folgen eines einzigen Bankbruches, selbst nicht des größten Geschäftes hätte die Handelswelt unmittelbar in so panischen Schrecken stürzen können, hätte nicht einem Jeden dabei das erwachte Gewissen zugerufen: Es war Alles Täuschung! Du, dein Nachbar und Alle, fern wie nahe, ihr lebtet nur durch Täuschung! Ihr seid Alle jetzt dem Untergange verfallen! — Der Damm des Vertrauens war gebrochen; der Alarmruf: Die Krisis! Die Krisis! — ging durch das ganze Land und die vernichtende Fluth des Bankrotts brach herein. Wie Blätter während des tobenden Sturmes fielen Banken, Handelshäuser, Fabriken, Eisenbahngesellschaften, die welken zuerst, die grünern folgten rasch. Der Sturm wuchs; es krachte und brach in dem Walde der Speculation, und das dürre Laub der Actien und Banknoten wurde werthlos von dem Markte weggefegt. Die Krisis! Die Krisis! so lautete seit Wochen der Unglücksruf und verbreitete gleich dem Schrei: Die Pest! Die Pest! Bestürzung über die ganze Bevölkerung und hemmte das Leben der Allgemeinheit, wie jedes Einzelnen.

Wohl in keiner andern Handelsstadt tritt das Geschäft so offen, so massenhaft auf den Straßen auf als in New York. Wallstreet, der Hauptsitz der hohen Finanzwelt, und die benachbarten Straßen sind zu jeder Zeit eine Börse unter freiem Himmel. Hunderte stehen da in Haufen, besprechen und schließen Geschäfte ab; Hunderte ohne Geschäfte und eine nicht geringe Anzahl von Chevaliers d'industrie treiben sich da umher; hin und her strömt dabei die Menge derer, welche zu oder von dem Postamte, oder von einer Bank zu der andern eilen. Alle Theile der großen Republik, des amerikanischen Continentes und Europas haben da ihre Vertreter, und verschiedenartig drückt sich auf deren Physiognomien, in der Haltung, in der Bewegung und in Worten der Betrieb des Geschäftes aus. Ein interessanter Anblick schon in den Zeiten des Finanz- und Handels*friedens*, — ein großartiges Drama während dieser Krisis! Man denke sich diese bunte Menge in der gewaltigsten Aufregung der Ungewißheit, der Angst, der Ueberraschung, des Haschens nach Hoffnung und Rettung, der Furcht vor unvermeidlichem Ruin; man denke sich dieselbe Wochen lang von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde stets grausamer gefoltert, bis endlich der Todesstoß dieser Agonie ein Ende machte und sich Resignation auf die abgematteten Züge des Einen und Hohn der Verzweiflung auf die des Andern legten. Und mitten in der allgemeinen Bestürzung die unheimlich lächelnden Gesichter derer, welche auf dem Elend der Gesammtheit bereits ihre Speculationen des eigenen Gewinnes aufbauten und dabei Scenen, würdig der hohen Komödie. Da steht in einem Haufen verzweifelter Kaufleute, deren Banken gebrochen sind, Einer mit frohlächelndem Antlitz und rühmt sich: „Ich bin ohne Sorgen, meine Bank hält sich!" Da klopft ihm ein Freund auf die Schulter: „Weißt Du die Neuigkeit? Die — Bank ist gebrochen!" — „Der Teufel! Ist's so?" — und fort eilt der kaum noch so Zuversichtliche mit angstzerstörter Miene, um selbst die Wahrheit an der verschlossenen Thüre des Bankhauses zu erproben. Nach dem Schauplatze dieser Geldtragödie strömte von Tag zu Tag in größerer Masse die Bevölkerung aller Theile der Stadt. Die „downtown" füllte sich mit Tausenden und abermals Tausenden und hinauf bis zum Broadway schlug die Brandung dieses aufgeregten Menschenoceans. Discussionen und förmliche Reden, Ausrufe der Erbitterung und des Schreckens, aber auch Ausbrüche grimmigen Spottes, höhnenden Witzes, selbst des muntern Scherzes ertönten. Die Komödie des Menschenlebens führte in Wallstreet eine ihrer interessantesten, reichsten Scenen auf.

Aber nicht für den speciellen Kreis der Handels- und Finanzwelt allein kam die Störung, die peinliche Verlegenheit, die Angst, das Elend. Die ganze Bevölkerung war plötzlich in die Kluft der Krisis gestürzt. Die Geschäfte stockten, die Fabriken und Werkstätten wurden geschlossen, und elftausend Arbeiter treiben sich bereits erwerbslos auf den Straßen umher. Die Verzweiflung hat schon ein Opfer erhalten. Ein unglückliches Nähmädchen, das die Thüre ihres Geschäftslocals verschlossen fand, eilte nach Hause und schnitt sich den Hals ab. Ueberraschen darf dieser Act der Verzweiflung nicht, denn Hoffnung auf Hülfe kann hier den Unglücklichen nur selten erhalten. Vergessen und unbejammert mag er den Hungertod sterben. Es fehlt nicht an fühlenden Herzen und mildthätigen Händen, aber die Metropolis ist groß und das Elend ungeheuer. — „Der Winter wird schwer werden. Die Verzweiflung wird zu Raub und Mord treiben. Niemand wird es wagen, bei Nacht auf der Straße zu sein." — Diese düstere Prophezeiung geht jetzt von Mund zu Munde und die Erfüllung wird nicht fehlen. „Wir werden morden und rauben müssen!" — so hörte man eine verzweiflungswüthige Irländerin ausrufen, — „denn wir können doch nicht mit unsern Kindern vor Hunger sterben!"

Arm war plötzlich ein Jeder geworden, denn der Dämon der Krisis hatte das Geld in der Tasche und in dem Koffer plötzlich in ein werthloses, schmutziges Papier verwandelt. Mit dem Bruch der ersten Banken hörte das Vertrauen in das Papiergeld auf. Niemand wußte mehr, ob er mit dem, was er bei sich trug, nur sein Mittagessen zahlen konnte. Massenweise drängte man sich daher nach den Anschlagebrettern der Zeitungen, um zu erfahren, welche Bank wieder gebrochen sei, und eifrig schrieb man die gestürzten in das Taschenbuch ein. Bald aber trat eine Literatur der Umstände hervor. Listen der gebrochenen Banken wurden in den Straßen zum Verkauf ausgerufen und täglich, stündlich gewannen dieselben eine drohendere Länge; bald rief die gellende Stimme des Zeitungsjungen: Hundert Banken gebrochen! — und mehr und mehr noch mit jedem Tage. Die Panik brach aus und der Sturm auf die Stadtbanken begann. Tausende und Tausende drängten sich mit dem unsichern Papiere heran. Es bedurfte der Polizei, um etwas Ordnung in dies ungeheure Gewühl zu bringen, aber rühmlich für die Masse in solcher Aufregung, nirgends kam es

zu Gewaltthätigkeiten. Die Sparcassen besonders, denen der Arbeiter seinen Verdienst anvertraut hatte, boten Scenen der angstvollsten Aufregung dar. Bis weit hin vor den Gebäuden dieser Institute wogte, drängte, summte die ungeheure Menschenmenge. Tausende füllten die innern Räume, Männer und Frauen und viele von diesen mit ihren Kindern auf den Armen, aber trotz aller Aufregung ging auch die Arbeitermasse zu keiner gewaltsamen That über. Mancher sogar, der angstvoll herbeigeeilt war, ließ sein Ersparniß in den Cassen der Bank und ging vertrauensvoll weg, als er sah, wie ohne Zögerung die zahlreichen Angestellten massenhaft das Geld gegen die eingereichten Papiere hinschoben. Weniger genügend und dennoch beruhigend wirkten auf die ängstlich harrende Menge hier und da die Reden der Bankdirectoren. Die Matrosensparcasse suchte durch einen anschaulicheren Beweis ihrer Zahlfähigkeit Vertrauen einzuflößen und dem Sturme zuvorzukommen. Hohe Säcke voll des edlen Metalls, jedenfalls mit der Aufschrift: „Ver. Staaten-Münze" waren an den Fenstern aufgestellt. Es that dies seine Wirkung, doch nicht auf Alle. Ein Matrose, dem Jemand Vertrauen zusprach, erwiederte: „Man sagt uns immer, jede Bank sei gut, bis sie endlich bricht. Ich bedarf des Geldes für meine Familie; ich bin entlassen." Neben dem Ernst und der Angst trieben aber auch die Laune und der spottende Witz ihr Spiel. An komisch-charakteristischen Scenen fehlte es ebenfalls nicht. Man denke sich z. B. einen kleinen zerlumpten Zeitungsjungen, wie er mit dem vollen Aplomb eines Yankee-Gentleman und Capitalisten vor den Cassenbeamten einer Sparbank tritt und mit Autorität fragt: „Steht Ihre Bank noch fest? Wenn nicht, so habe ich nicht Lust geschröpft zu werden, wenn es auch alle Andern sind." Der Cassenbeamte wollte die Antwort in klingender Münze geben. „Das genügt zwischen Gentlemen," — war die würdevolle Einrede und mit noblem Anstand entfernte sich der zerlumpte Capitalist und ließ sein Capital — zweiundvierzig Cents (etwa ein Gulden) — vertrauensvoll in der Bank.

Für Taschendiebe und Gauner waren dies reiche Erntetage. Mancher, der nur in Sorgen darüber war, wie er den zurückerhaltenen Schatz sicher aufbewahren sollte, fand sich, ehe er nach Hause kam, durch ein Mitglied dieser ehrenwerthen Gilde aus der Verlegenheit gezogen.

Als ein Beispiel, wie der Sturm dieser Krisis die kolossalsten Vermögen zerstäubte, diene Folgendes: Vor wenigen Monaten wurde der Partner eines hiesigen Handelshauses in eine Irrenanstalt gebracht. Das allzugroße Glück des Geschäftes hatte ihn um den Verstand gebracht. Im Laufe des vergangenen Jahres hatte die Firma einen Gewinn von 1,300,000 Dollars gemacht. Dieses Opfer des Glücks starb im Irrenhause; sein Nachlaß betrug 2,500,000 Dollars. Jetzt ist die Firma bankrott und soll vollkommen insolvent sein.

Während der Orkan der Krisis die aufgeregte Menschenfluth nach dem Geschäftstheil der Stadt trieb und dort herumpeitschte, boten die elegante fünfte Avenue und der fashionable Broadway den gewöhnlichen Anblick des prunkenden Luxus, des bunten Treibens, den Schein der ungetrübten Prosperität dar. Hörte man die rauschende Musik, hinter welcher die zahlreichen Schützengesellschaften zum jährlichen Festschießen auszogen, so hätte man nicht ahnen können, daß die Fabriken geschlossen und diese so froh ausziehenden Arbeiter brotlos sind. Ein hiesiges Blatt berechnet, daß dreizehn dieser Gesellschaften bereits zusammen fünftausend Dollars für dieses Kriegsspiel ausgaben, so daß, folgen trotz der harten Zeit die übrigen diesem leichtsinnigen Beispiele, eine Summe von wenigstens fünzigtausend Dollars von den Arbeitern diesem einzigen Vergnügen geopfert wird. Oben wie unten: Sorgen oder Elend zu Hause, Vergnügen und Luxus draußen.

Wie aber die Ladies, die wirklichen Herrinnen der amerikanischen Lords of Creation, in dieser Krisis sich bewähren, ist eine delicate Frage. Zwischen Schmeichelei und Verleumdung führt ein enger, schlüpfriger Pfad. Darf man den strengen Anklägern glauben, so fährt die Mehrheit derselben fort, mit leichtsinniger Theilnahmlosigkeit für die Sorgen der Männer den Weg des Luxus und der Verschwendung zu wandeln. Doch auf einzelne Fälle soll kein allgemeines Urtheil gestützt werden; in das Innere der Familien fällt nicht genug der Blick des Beobachters, auch trägt der Amerikaner gleich dem Engländer die Sorgen tief verschlossen in der eigenen Brust. Die Oeffentlichkeit aber gewährt jetzt neben dem Aufstande der Männer, die zur Rettung ihres Geldes die Banken stürmen, die massenhafte Erhebung der Ladies, welche zum Ankauf der Modewaaren mit gleicher Heftigkeit die Kaufladen belagern. Zur Abwehr der beängstigten Männer vor den Banken bedurfte es der Polizei, zur Abwehr der kauflustigen Ladies bedarf es ihrer jetzt noch mehr. — „Schuldvoller Leichtsinn! Empörende Verschwendung!" — ruft man da wohl mit Entrüstung aus. „Weise Vorsicht, wohlberechnete Sparsamkeit," sagen aber die Ladies. Die Geldnoth hat die Großhändler gezwungen, zum Detailverkauf sich herabzulassen und durch billige Preise den überfüllten Raum zu leeren. Die Speculation gelang und so hat New York jetzt, Dank den Ladies, wenigstens einen blühenden Handelszweig.

Unterdessen sehen mit angstvollen Blicken die Männer in die unberechenbare Zukunft. Es liegt jetzt auf der Handelswelt eine stumpfe Apathie, die Ruhe der Ergebung in das schwere Schicksal. Die Presse spricht von der Energie und Elasticität des amerikanischen Charakters, und verkündet die baldige Wiederbelebung des todten Handelskörpers — aber es fehlt nicht an Leuten, welche glauben, daß das Grab noch tiefer sich für ihn herabsenken werde. Jahre werden jedenfalls vergehen, ehe die Vereinigten Staaten und ihre stolze Handelsmetropolis wieder in dem vergangenen Glanze ihres Reichthums und ihrer Größe sich erheben werden.

Wie kam es aber, daß der kühne, prunkende Bau der amerikanischen Handels- und Finanzwelt, dessen das eigene Land so stolz sich rühmt und den aus der Ferne die fremden Nationen so bewunderungsvoll anstaunten, plötzlich unter

einem Schlage in Trümmer fiel? — Diese Frage gründlich zu erforschen und ausführlich zu beantworten, ist hier nicht der Ort. Nach der Schilderung des Ruins ist es aber Pflicht, die Ursachen desselben wenigstens in genügender Allgemeinheit anzudeuten.

Der trügende Genius des maßlosen Vertrauens hatte das stolze Gebäude aufgeführt, der rächende Dämon des allgemeinen Mißtrauens hat es niedergerissen. Nicht auf dem festen Boden der Realität der sichern Arbeit, sondern auf dem Flugsand der Speculation, des Schwindels hatte es sich erhoben. Die erste Woge der andrängenden Krisis mußte es wegschwemmen. Mit unbändiger Hast ausführen, um rasch und unmittelbar den Erfolg zu genießen, nicht dem Baume Zeit und Pflege zum natürlichen Hervorbringen der Frucht zu geben, sondern dieselbe zur künstlichen Reife zu treiben, das ist der Charakterzug des Amerikaners. Vereint mit dem allgemein herrschenden Geiste der modernen Industrie mußte er zu den Resultaten führen, welche vor einem Augenblicke noch als scheinbarer Triumph weithin glänzten und jetzt Elend und Bestürzung von Land zu Land senden. Was in Europa in kleinerem Maßstabe geschah und folgen wird, das hat man hier in Riesengröße. Die allgemein bekannten Ursachen einer solchen Krisis findet man daher auch hier, aber in kolossalem Umfang; unter den eigenthümlichen aber müssen vor Allem folgende zwei Hauptpunkte hervorgehoben werden. Amerika lebt, schafft und speculirt auf Borg von Europa. — „Die Nationalverschuldung gegen Europa liegt der Finanzkrisis zu Grunde. Als ein Volk schulden wir für die Eisenbahnen, auf denen wir fahren, für die Kleider, die wir tragen, für die Geräthschaften, Möbel und die Luxusartikel, mit denen wir unsre Häuser füllen." — So spricht ein hiesiges Blatt und fügt hinzu: „Hätte Europa den Eisenbahnunternehmungen hundert Millionen mehr leihen wollen, so würde noch ein Jahr gewonnen worden sein." Statt aber neue Capitalien nach Amerika zu senden, sucht Europa jetzt die angelegten zu realisiren und zurückzubringen auf den eigenen Boden, der nun auch eine reiche Zinsernte verspricht. Dies wirkte gleich einer Luftpumpe auf die Finanzatmosphäre; es gab einen leeren Raum, in dem das Geschäftsleben ersterben mußte.

Europa wird jetzt ein tobendes Zorn- und Jammergeschrei erheben über den Leichtsinn und die Unredlichkeit der amerikanischen Speculation. Eine ungeheure Reaction wird dort ausbrechen. Die Geldsucher des alten Continents sollen aber bedenken, daß der hohe Gewinn, für den sie ihre Capitalien auf amerikanischem Boden aussäeten, nicht bloß der Sonne des Glücks, sondern auch allen Stürmen des rücksichtslosen Wagnisses des amerikanischen Geistes ausgesetzt war. Die kolossalen Zinsen, welche sie verlangten, mußten zu einem kolossalen Risico führen. Beides mußten sie mit in den Kauf nehmen. Das Eine ohne das Andere zu wollen, bewiese nur für kindliche Naivetät oder noch größere Gier als die der Amerikaner. Diese nehmen wenigstens jetzt die Strafe für die begangenen Sünden, wenn auch nur mit augenblicklicher Demuth, hin. Den Klagen und Vorwürfen der Europäer antworten sie aber kalt und bestimmt — selbst wenn dieselben von fürstlichen Speculanten kommen. „Se. Durchlaucht sind sehr ungehalten über das Fallen der Stocks" — berichtete neulich der Agent eines kleinen deutschen Herrschers. „Se. Durchlaucht werden jetzt noch ungehaltener sein," antwortete ruhig der Amerikaner.

Aber nicht nur fließt das fremde Geld zurück nach Europa, Amerika hat selbst Millionen dahin zu senden für die ungeheure Masse der erhaltenen Producte. Maßlos, unerhört war hier der Verbrauch mehr noch des Ueberflüssigen als des Nöthigen. Luxus, Genußsucht, Uebertreibung in Allem, in Geschäften wie in Vergnügungen, Verzehnfachung aller europäischen Ausschweifungen und Albernheiten — dies war das Leben der Amerikaner. Die junge Republik lag als gieriger Gargantua an den Ufern des Oceans und verschlang unersättlich die kostbarsten Producte, welche das alte Europa kaum massenhaft und rasch genug ihm senden konnte. An die Stunde der Zahlung dachte der „junge Riese" während dieser Schwelgerei nicht. Sie ist aber gekommen, und nie folgt einem Rausche ein schrecklicherer Katzenjammer. An Reue und Gram, an Bußpredigten und guten Vorsätzen fehlt es jetzt nicht. Ein allgemeines Mea culpa ertönt in dem Lande und demüthig beichtet die Nation ihre Sünden. „Das Betrugsystem, die Schlauheit (die bekannte Smartness), welche jetzt das Princip alles Handelns von oben bis unten sind, müssen ausgerottet werden. Sittliche Vervollkommnung muß die Nation zurückführen auf den alleinigen Boden aller Unternehmungen. Die Tugenden: Mäßigung, Einschränkung, Einfachheit und Redlichkeit müssen an die Stelle unsrer Laster treten." So ruft jetzt die Presse und die Kanzel. Eine Nation kann wie ein Individuum unter der Strafe für begangene Sünden solche Tugendanwandlung haben, hier ist sie aber eben so stürmisch, als der frevelnde Taumel es gewesen war. Wird der „junge Riese" sich bessern? Darf man es hoffen? — Schon andre Jugendsünden hat er eben so bereut, Besserung versprochen und trotzdem — — doch überlassen wir den reuigen und bestraften Sünder der Sorge seiner geistlichen und weltlichen Prediger.

Die zweite Hauptursache der Krisis ist unverkennbar die übermäßige Circulation von Banknoten; sie erzeugte die kolossale Uebertreibung des Handels, der Unternehmungen, der Speculation, den eingebildeten ungeheuren Gewinn, die Ausschweifung im ganzen Leben der Nation und die übertriebenen Preise aller Bedürfnisse. In den Hunderten von Banken besaß Amerika eine Mine, gegen die Californien nur Armuth war. Jetzt aber verlangt Europa Geld, und nicht Papier; es bedarf nach einer guten Ernte weniger von den Producten Amerikas und will dafür nicht die früheren hohen Preise zahlen. Mit der Stunde der Zahlung mußte daher die Noth kommen. Trotz des Scheins von Reichthum, ja selbst trotz des wirklich unendlich vermehrten Nationalbesitzes ist Amerika arm, insolvent. „Insolvenz," sagt die Tribune, „gehört zu den Charakterzügen der amerikanischen Nation." In Boston, erklärte General Dearton, der zwanzig

Jahre Hafencollector da war, seien von hundert Kaufleuten nur drei zu einer unabhängigen Vermögensstellung gekommen. Im Jahre 1800 hatte ein Antiquar eine Notiz der Handelshäuser am Long Wharf gemacht; im Jahre 1840 blieben nur fünf auf's Hundert davon übrig. Die Andern waren bankrott geworden. Aus einer Nachforschung in den Acten des Verlassenschaftsgerichts ergibt es sich, daß 90 % der Erbschaftsmassen insolvent sind. Das Bankrottgesetz von 1841 entlastete dreiunddreißigtausend Kaufleute, welche in ihren Petitionen mehr als eine Million Creditoren angegeben hatten. Der Gesammtschuldenbetrag war auf 440,934,615 Dollars angegeben, in der That aber war er bedeutend höher. — Diese Schilderung der Zustände bei der Krisis von 1837 gibt jetzt in kleinem Maßstabe das Bild der gegenwärtigen. — Extravaganz und Insolvenz! Bedarf es einer weiteren Forschung nach den Ursachen des ungeheuren Kataklysmus?

Als eine schwere Last fiel in die Wagschale des Handels und der Finanzen die Zahlungsunfähigkeit des Westens. Statt das Geld der Beurbarmachung des Bodens zu widmen und durch reelle Arbeit sichern Reichthum zu schaffen, haben die neuen Ansiedler es zum Spiel mit Bauloosen von Papierstädten und mit Actien chimärischer Eisenbahnen verwendet. Aus dem jungen Boden war der Schwindel als riesenhafte Pflanze emporgeschossen. Reichthümer erzeugte er nur in der Einbildung, Schulden aber in der Wirklichkeit, von Osten her mußte ihm Nahrung für den ungeheuren Luxus in Masse kommen; am Zahlungstage befand sich daher der Westen den Küstenstädten, wie ganz Amerika Europa gegenüber insolvent. Nicht einmal Geld genug ist vorhanden, um die reiche Ernte aus dem Westen nach den Häfen zu bringen, um sie in Europa zu verwerthen.

So steht Amerika mitten in dem wirklichen Reichthum der Natur umgeben von den Trümmern seines Trugbildes arm, rath- und hülflos da. —

An Reformplänen fehlt es nicht. Zwei Gedanken besonders treten hervor: Einführung von Schutzzöllen und Organisation des Bankwesens durch den Congreß.

Eine Handels- und Finanzreform könnte wohl die Folge der gegenwärtigen Krisis sein. — Wird dieselbe das richtige Mittel sein? Wird der Amerikaner belehrt, weiser und mäßiger in seinen Unternehmungen und Genüssen werden, oder wird er sich, gleich dem Indianer mit einer Wildheit auf das frische Pferd schwingen, um es auch über die grenzenlose Ebene der Speculation todt zu reiten?

Skizzen aus Wien.

Wer Wien seit etwa zehn Jahren nicht gesehen, der wird bei einem neuerlichen Besuche daselbst wohl bei Weitem das Meiste so finden, wie er es verlassen, doch auch gar Vieles ganz anders, und darunter auch mancherlei selbst überraschend Neues. Große Städte mausen sich eben nicht wie die Vögel jedes Jahr, aber dennoch, ungeachtet sie im Raume viel beengter und in der Beweglichkeit viel schwerfälliger sind, in gleichen Zeiträumen oft ungleich merklicher als kleinere. Mit Wien im Verlaufe des letzten Decenniums war dies wenigstens so. Nur wollen wir sogleich bemerken, daß wir bei dem Ausspruche dieser Wahrnehmung vorläufig nicht das innere Leben dieser Kaiserstadt im Auge haben, von dem wir übrigens nicht grade behaupten können, daß es während der besagten Frist sich wesentlich zu irgend Besserem gewendet habe, sondern lediglich deren äußere Erscheinung, — Wien in seinem steinernen Gewande.

Gar nicht unbedeutend ist, was wir an diesem seit der letzten Decade von Jahren theils verändert, theils hinzugekommen finden, und es verdient dies eine um so anerkennendere Beachtung, einmal, als sich darin das Bestreben ausspricht, den öffentlichen Bedürfnissen, wenn auch langsam, doch allmälig Rechnung zu tragen, sodann als sich in dem verschiedenen Einzelnen in ganz erfreulicher Weise das Wiedererwachen der in Wien, wie in Oesterreich überhaupt, seit lange todt darniedergelegenen Hinneigung zu mehr künstlerischen Formen kundgibt, und endlich als alles dieses grade in einen Zeitraum fällt, dessen financielle und politische Verhältnisse grade nicht darnach angethan sind, die Baulust sehr zu fördern. Versuchen wir nun, ohne uns in die mindern Details einzulassen, zur Bewährung dieses unsers Ausspruches, eine kurze Umsicht in der Reihe von bemerkenswertheren Neubauten zu gewinnen, welche Wien in letzterer Zeit entstehen gesehen hat, und wählen wir zu unserm Ausgangspunkte gleich die Ferdinandsbrücke, welche die volkreiche Leopoldstadt, dieses an Bedeutung immer mehr zunehmende Emporium des Wiener Handels, mit der eigentlichen innern Stadt verbindet, indem wir im Vorübergehen nur bemerken, daß ein Blick schon auf dieses, in der innern Communication Wiens eine so wichtige Stelle einnehmende Bauwerk genügen könnte, um den bessern Geist, der in den Bauten neuester Zeit waltet, recht in's Licht des Vorzuges treten zu lassen. Wir sind überzeugt, daß ein so umfangreiches, so unerläßliches Glied in der Kette der Wiener Stromüberbrückungen, das überdies bestimmt ist, den Namen eines regierenden Hauptes zu tragen, in unsern Tagen — nicht aus Brettern und Balken aufgeführt worden wäre. Vielleicht auch dürfte dies Object eines der nächsten sein, dem es bevorsteht, die Geschmack- und Taktlosigkeit einer in architektonischer Hinsicht soviel als unzurechnungsfähigen Zeit wieder gut gemacht zu sehen.

Durch das kleine Lorenzthor, das eigentlich nichts als ein völlig nackter Durchbruch durch die alten Stadtschanzen ist, lediglich von dem Bedürfnisse geschaffen und von der verzierenden Hand der Kunst ganz vergessen, gelangen wir zu dem Aufgange, der uns links empor auf die Biberbastei führt. Durch ein eisernes Gitterthor betreten wir einen freien Platz, auf welchen wir, in der Ecke der Bastionbrüstung, in früheren Jahren die Bude irgend eines optischen Apparates gesehen zu haben uns erinnern. Die Bude ist verschwunden, und an ihrer Stelle, hart an den Rand der Bastion hingerückt, erhebt sich die neue Franz-Josefs-Caserne, vom Arsenal außerhalb Wiens abgesehen, das schönste militä-

rische Etablissement der Residenz in diesem Augenblicke. Die Ausführung eines durch die Ereignisse des Jahres 1848 hervorgerufenen Gedankens ist dieses, in der Nordwestecke der innern Stadt aufgeführte militärische Bauwerk so angeordnet, daß ein Theil das ganze jenseitige Donauarm-Ufer mit der Leopoldstadt und Jägerzeile, der andere, gegen Osten schauend, die vorliegenden östlichen Vorstädte bis hinauf gegen die Karlskirche beherrscht, das Ganze aber, mit seinen in vier Etagen übereinandergereihten bombenfesten Corridoren und seinen gegen außen steil abfallenden Schanzpiedestalen, ein unnahbares Castell bildet, imponirend schon mit seinen Flaggen, seinen langen Reihen gepaarter Bogenfenster, seinen Zinnen und dem ernsten rothen Ziegelgemäuer.

Zwischen den beiden Flügeln des eben erwähnten Baues erheben sich die Pfeiler und Bogen des neuen Franz-Josefs-Thores mit ihren kriegerischen Emblemen, von den beiden Gebäudemassen, deren Haupteingang es gleichsam bildet, und zu denen es nothwendig im Verhältnisse eines integrirenden, centralen Bestandtheiles steht, im Effecte vielleicht etwas beeinträchtigt. Indeß muß man bedenken, daß der Plan zu diesem Baue ein älterer ist, als jener zu der Caserne, und zu einer Zeit schon in Ausführung genommen wurde, als an die letztere vielleicht noch nicht gedacht ward.

Durchschreiten wir dieses Thor, so gelangen wir auf einen freien, erst in der Entstehung begriffenen Platz, der der schönste und imposanteste, jedenfalls aber der umfangreichste innerhalb der Linien Wiens zu werden verspricht. Die Rasenplätze, die Alleen, die sich ehedem hier längs der Stadtgräben hinzogen und einen Theil der Glacispromenade Wiens bildeten, die weitläufigen Holzlagerplätze, von denen ein großer Theil der Bevölkerung seinen Bedarf an Brennmaterialien bezog, sind verschwunden, und dem überschauenden Auge ist so eine Aussicht geöffnet, die bald zu den schönsten der Residenz wird gerechnet werden müssen. Die Hauptfronte der Ansicht, unmittelbar vor uns, bildet das kolossale neue Zollgebäude, ein Werk bereits der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehends, mit seinen Nebengebäuden, an welchen wir nur bedauern müssen, daß vor dem, allerdings in erster Linie stehenden praktischen Zwecke, jede höhere künstlerische Rücksicht so gänzlich hat zurücktreten müssen. Links von demselben in einiger Entfernung taucht aus dem Hintergrunde, welchen die unansehnlichen Gebäude der Weißgerbervorstadt bilden, nicht ohne malerische Wirkung das blendend helle neue Gebäude der Dampfschifffahrts-Gesellschaft empor, unfern von welchem die im edlen Style gehaltene Radetzkybrücke den Donauarm überspannt. Die vier Standbilder der österreichischen Kriegshelden: Niklas' Grafen Salm, des Vertheidigers Wiens gegen Soliman II., der in den Mauern Wiens als zweiundsiebenzigjähriger Greis seine Heldenlaufbahn in Folge einer auf dem Kampfplatze erhaltenen Wunde beschloß, und dessen vierhundertster Geburtstag nächstes Jahr dazu die schicklichste Veranlassung geboten hätte; — Rüdiger's Grafen Starhemberg, des Vertheidigers und im Vereine mit König Stanislaus Sobieski Erretters Wiens gegen Kara-Mustafa in den zwei heißen und blutreichen Sommermonden Juli und September 1683; — Erzherzogs Karl von Oesterreich; — Josef's Grafen Radetzky, — sollten, oder sollen auch dereinst diese Brücke zieren. Werfen wir von unserm Standpunkte einen Blick gegen die innere Stadt zurück, so haben wir die Façade des Franz-Josef-Thores vor uns, des nach dem Burgthore jedenfalls schönsten und architektonisch bedeutendsten Wiens, und hinter diesem die etwas allzusehr verdeckte Fronte des umfangreichen Postgebäudes, in schnurgrader Linie das Gegenobject des Zollgebäudes bildend. Wird nun der von diesem Kranze von schönen Bauwerken umschlossene große Platz frei bleiben? Werden Baum- und Rasenpflanzungen auf ihm angelegt, wird seine Mitte vielleicht von einem der Größe des Platzes entsprechenden Standbilde geziert werden? Wir erwarten jedenfalls von dem geläuterten Geschmacke, der, und das gewiß im allgemeinsten Interesse, sich im Umbau Wiens immer mehr geltend macht, das Wohlüberlegteste, der Vollendung dieses schönen Punktes Entsprechendste.

Wenden wir uns nun von hier durch die Alleen des Glacis gegen die Landstraße, so wird unser Auge vor dem Eingange zu dieser Vorstadt von dem Anblicke eines Theiles jener Verbindungsbahn überrascht, deren wir bereits oben erwähnten. Es ist dies ein Werk jahrelangen Ueberdenkens, vielfacher Nivellirungen und angestrengtester Arbeit. Kein Mensch würde ihm auf den ersten Blick ansehen, welche Schwierigkeiten haben überwunden sein wollen, ehe es so weit gediehen, als wir es jetzt vor uns haben, kein Mensch die weitaustragende Bedeutung, die es für den Weltverkehr hat. Nachdem die Bahn von Triest nach Laibach fertig worden, nachdem der Semering mit Schienen belegt, ist die Strecke zwischen dem Südbahnhofe und dem Nordbahnhofe Wiens die einzige, welche noch der schnaubenden Locomotive zugänglich werden mußte, um die ununterbrochene Schienenlinie vom Adriatischen Meere bis an die Ost- und Nordsee, bis an den Canal und an das Atlantische Meer zu vollenden. Die Bahn selbst ist ein Bau von solider, vor allem Andern auf den Zweck berechneter Structur. Der Eindruck, den die eisernen Hohlsäulen der Brücken machen, ist ungeachtet des vielen Eisens und der düstern grauen Farbe ein gefälliger.

Von hier aus über das Glacis weiter wandernd, gelangen wir an die neue eiserne Brücke vor dem Karolinenthor, einem nicht sehr umfangreichen, doch, wenn wir uns recht entsinnen, schon vor einem Jahrzehend unter die Hand genommenen, und eben jetzt erst zur Vollendung gelangenden Baues über das schwarzwässerige, verrufene Wienflüßchen.

Was uns gleichfalls überrascht, ist eine ganze Flucht neuer Häuser, welche sich mittlerweile auf dem Rasenplatze vor den Graf Traun'schen Gebäuden erhoben, und diese gänzlich verdeckt.

Unsern Rundgang fortsetzend, gelangen wir an einen der solidesten und praktischsten Neubaue Wiens, an die ganz aus Quadern ausgeführte Elisabethbrücke, welche die Stadt mit der Vorstadt Wieden verbindet. Dazu bestimmt, eine der frequentesten Verkehrlinien der Residenz zu vermitteln, ist bei dieser Brücke vor

allen andern die größtmöglichste Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit zu erzielen gesucht und auch erreicht worden. Ihren künstlerischen Schmuck dürfte jedoch auch sie noch in der Aufstellung von Standbildern erwarten. Wenigstens finden wir die Standpunkte für solche vorgedacht. Wie wäre es, wenn dieser Ort ausschließlich dem Ruhme österreichischer Frauen vorbehalten bliebe?

Eine kurze Wanderung von hier führt uns dem Alserglacis zu, welches dazu bestimmt zu sein scheint, neben jenem Platze vor dem Franz-Josephs-Thore der schönste Platz Wiens zu werden. Mitten aus einer weitläufigen Umfriedung von Brettern, welche den Bauplatz einschließen, sehen wir hier, umragt von dem dichten Gebälke der Gerüste, den Quaderbau der neuen Votivkirche sich erheben.

Durch das Schottenthor zur innern Stadt zurückkehrend, gelangen wir in ein neues Bereich beachtenswerther Neu- und Umbauten, deren bedeutendste wir auf der Freiung und in der Herrengasse, — dieser Straße der Paläste, — concentrirt finden. Zuerst fällt uns hier außer dem Palais des Grafen Harrach das palastgleiche Zinshaus des Grafen Montenuovo auf, aufgeführt mit wahrhaft fürstlicher Munificenz, von welchem nur zu bedauern, daß es seine schönsten Fronten in dunkle Gäßchen verbirgt. Wenige Schritte davon, auf einem durchaus unregelmäßigen Platze, der durch den Ankauf und das Niederreißen mehrerer alter Häuser zwischen der Herrengasse und der Freiung gewonnen worden, sehen wir die neue Börse entstehen. Die Wahl dieses Platzes, die nur aus dem Beharren auf der Forderung hervorgegangen sein kann, die Börse um jeden Preis in der „City" zu wissen, darf keinesfalls eine glückliche genannt werden. Für ein imposantes Werk ist hier nicht der Ort. Ja es bietet sich nicht einmal ein Platz für eine bedeutendere Fronte; — gegen die Herrengasse zu nicht, weil jedenfalls die nächstan- und gegenüberstehenden Gebäude einer solchen nicht gestatten, sich zu entwickeln; gegen die Freiung nicht, weil ganz einfach der hier zur Verfügung stehende Raum viel zu schmal ist. Schon jetzt ergeht sich der Wiener Witz darüber, daß Wien eine „noch schmälere Börse" haben werde, als es bis jetzt der Fall gewesen. Gegenüber dem Montenuovo'schen Gebäude sehen wir in diesem Augenblicke bereits die Häuser in Bresche liegen, an deren Stelle das Hôtel der Creditanstalt zur Ausführung kommen wird. Ungleich glücklicher schon ist dieser Platz gewählt, dem jedenfalls der freie Aspect nach zwei Seiten hin, — gegen den Hofplatz mit dem imposanten vis à vis des Kriegsgebäudes, und sodann gegen die Freiung. — zu Statten kommen. Wie wir hören, wird dieses Hôtel nach keinem der eingelaufenen Pläne, und auch nicht nach dem mit dem Preise gekrönten ausgeführt werden; vielmehr seien die Leiter dieser Anstalt dahin übereingekommen, aus dem Acceptirten das ihnen Entsprechende beizubehalten, und das nicht Entsprechende anderweitig zu ergänzen. Da das auf diese Weise zu construirende Gebäude am Ende Privateigenthum ist, so läßt sich gegen einen solchen Vorgang nicht wohl etwas einwenden, und es bleibt nur übrig, das Beste zu hoffen und — auf das Schlimmste gefaßt zu sein.

Zunächst die nennenswerthesten Umgestaltungen hat der Bauernmarkt, — einer der wenigen geräumigen Plätze des innern Wiens, — erfahren. Das Verschwinden des häßlichen Anblicks des ehemaligen Polizeihauses ist eine wahre Wohlthat für's Auge. Der vielbesprochene neue Galvagni-Hof (an der Stelle des ehemaligen Fischhofes) und die Liebig'schen Häuser reihen sich dagegen gänzlich an den gewöhnlichen Wiener Zinshäuserstyl, der bekanntlich eben keiner der musterhaftesten ist. Wir wollen, indem wir dies bemerken, nicht unerkannt lassen, daß hie und da auch bei den Wiener Privatbauten sich das löbliche Streben nach gefälligeren Formen kund gebe. Wir haben dies im Allgemeinen gleich zu Anfang dieser Zeilen hervorgehoben. Allein hinter den Privatbauten, wie wir sie in den meisten Städten des nichtösterreichischen Deutschlands entstehen sehen, bleiben die Wiens denn doch noch weit zurück. Allerdings kommt hier viel auf Rechnung des beengten Raumes, gewiß aber auch nicht weniger auf den Mangel an Geschmack und künstlerischem Sinn der Baumeister. Wo Gebäude sich so unbehindert erheben können, wie in den im Entstehen begriffenen Stadttheil Neuwien auf den Glacis, dort kann auch der gefälligere Styl nicht über Mangel an Freiheit klagen!

Noch eines interessanten Baues, ehe wir diese Zeilen schließen, müssen wir erwähnen. Es ist dies der neue jüdische Tempel in der Leopoldstadt. Im maurischen Style nach dem Plane des Professors Förster in der Ausführung begriffen, nimmt dieser schöne Neubau fast die Hälfte der östlichen Fronte der Wälschen Gasse ein, in welche auch seine Façade sieht. Von den beiden, im gleichen Style gehaltenen Wohngebäuden, welche sich zu beiden Seiten dieses Tempels erheben werden, ist erst das eine vollendet, das andre nach der Vollendung zu einer Schule bestimmt, falls die jüdische Gemeinde mit ihrem Bestreben, eine solche für die israelitische Jugend zu gründen, durchdringt. Müssen wir auch bei diesem, unstreitig den sehenswürdigsten Bauwerken Wiens beizuzählenden Gebäude bedauern, daß es uns nicht an einer freieren Stelle entgegentritt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß seine Existenz allein, und insbesondere noch in dieser Form, für die Juden Wiens selbst von politischer Bedeutung ist. Bis vor kaum einem Jahrzehend nämlich war es ihnen ebenso wenig wie ihren Glaubensgenossen in Oesterreich überhaupt gestattet, ihre Bethäuser in einer Weise anzulegen, daß sie als solche sich dem Anblicke schon von außen kund gaben. Das neue Bethaus kann somit von den Israeliten mit Recht als ein denkwürdiges Zeichen, wenn auch erst der ersten Stadien ihrer Emancipation in Oesterreich angesehen werden.

Hiermit schließen wir denn unsre Rundschau, hoffend, daß eine Wiederaufnahme derselben nach einem weitern Decennium uns noch reichlichern Stoff wird finden lassen.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 16. Januar 1858.

Erste Abtheilung.

Der Zauberer Merlin.

Von

Wolfgang Müller von Königswinter.

I.

Die Tafelrunde.

Das Pfingstfest fiel auf einen Tag
Im lichten Mai. Grünschimmernd lag
Das Wiesen-, Feld- und Waldgelände.
Hell stimmt in Lenzes Lust und Heil
Der Königshof zu Kardueil:
Dort gibt es Feste sonder Ende.
Alljährlich ladet an den Thron
Nach seines Landes Brauch und Sitten
Der gute König Pendragon
Im guten lust'gen Reich der Briten.

Die alte Burg, ein stolzer Bau,
Erhebt sich in des Aethers Blau
Mit Thürmen, Zinnen, Kronen, Spitzen;
Drauf flattern Banner lustig bunt,
Man sieht vom Gipfel bis zum Grund
An Thor und Fenstern Festschmuck blitzen.
Was Wunder, daß zum frohen Ort
Zahllos die Schaar den Weg genommen!
Gastfreundschaft wohnt an diesem Ort,
Das Schloß steht da, als rief's: Willkommen!

Und in der Gärten weiter Pracht
Welch reich Gewog! Wie Lenz auch lacht,
Noch heller lachen Herrn und Frauen.
Da tönet Flöt' und Geigenklang
Aus dem Gezelt. Im Laubengang
Sind Paare flüsternd süß zu schauen.
Hei, wie im muthigen Turnei
Die Ritter aneinander fliegen
Auf wilden Rossen! Welch Geschrei
Beim Unterliegen und beim Siegen!

Und ruft der Tafelvogt zum Mahl,
Da quillt der Wein mit goldnem Strahl,
Da dampfen duftig leckre Bissen.
Es schwelgt das Alter im Genuß,
Die Jugend nippt. Handdruck und Kuß
Tauscht junge Liebe liebbeflissen.
Noch fröhlicher schlingt sich der Tanz,
Im üpp'gen Durcheinanderwirren,
Schwillt durch den Saal der Lichterglanz
Mit der Musik heißwildem Girren.

Drei Tage sonder Ruh und Rast
Von Frühlingsleidenschaft erfaßt,
Drei Tage, ach, sind rasch entflogen.
Des Festes Ziel ist auch der Punkt,
Wo's gipfelt. Sieh, es funkt und prunkt
Der Saal in höchsten Freudewogen,
Vom Thron sieht zu der Königsgreis,
Kein Tag gleicht dieser nächt'gen Stunde,
Da flüstert's plötzlich rings im Kreis,
Da starrt es seltsam in der Runde.

„Merlin, Merlin?“ ertönt ein Wort,
Man raunt es hier, man ruft es dort,
Und nach der Thüre schauen Alle.
Dort kommt, mit weißem Bart und Haar
Umlockt das Haupt, tief, ernst und klar
Den Adlerblick, ein Mann zur Halle.
Hoch ist der Wuchs, grau das Gewand,
Er geht mit festen sichern Schritten
Und nimmt am hohen Thron den Stand
In der Versammlung reicher Mitten.

Was schweigt denn plötzlich die Musik?
Was wird so scheu der kühne Blick?
Was werden stumm die lauten Lippen?
Was hemmt am Munde den Pocal?
Was lähmt die Tänze durch den Saal
Rings bei des Festes frohen Sippen?
Was bringt denn alle Lust zum Fliehn,
Von der sie sonst so schwer sich trennen? —
Weil sie den mächtigen Merlin,
Weil sie den Zauberer erkennen!

Der Zaubrer kam herab vom Wald
Aus einsam wildem Aufenthalt,
Wo er umgrünt von Moos und Eichen,
Wo er am tiefen stillen See
Umwebt von Vogel, Hirsch und Reh,
Die Weisheit saugt aus ew'gen Zeichen.
Voreinst hat er gelenkt den Staat,
Drei Kön'gen wies er weise Wege.
Er naht auf's Neu mit Rath und That,
Drum ist die Neugier lauschig rege.

Und also spricht er: „Pendragon,
Es gilt zu stützen Reich und Thron!
Die Krone schützt nicht vor dem Alter.
Wird schwach der Leib, dann welkt der Geist.
Dem König aber ziemt's zumeist,
Zu stehn als Walter und Erhalter.
Dir fehlt der Sproß, der Sohn dem Reich,
Unfruchtbar blieb dein Weib Yguerne,
Drum sorg, trifft dich des Todes Streich,
Daß Streit und Wirrniß bleibe ferne.

Sorg, daß was einst geschah, geschieht!
Als von der Erd der Heiland schied,
Zwölf Männer kannten da die Lehre.
Die trugen sie in's Land hinaus
Und bauten seiner Kirche Haus
Zu seinem Ruhm, zu seiner Ehre.
So blieb sein Werk. Zwölf Sterne klar
Umkreisen stets die Sonne eilig,
Zwölf Monde bringt und scheucht das Jahr —
Zwölf ist die Zahl, denn sie ist heilig.

Herr Joseph war's vom heil'gen Land,
Arimathia zubenannt,
Er sammelte in edler Schale
Des Heilands Blut und ließ den Ort.
Mit zwölf Genossen ging er fort.
So ward der Kelch vom heilgen Grale.
Zur Wüste ging die Hüterschaar.
Ihr Hort steht nie genug zu preisen
Zu Mont Salvatsch. Fest treu und wahr
Behüten dort ihn zwölf Templeisen.

Auch du sollst stiften fest und stark
Jetzt einen Bund! In dieser Mark
Sei er der dritte! In der Zeiten
Zukünftgem Lauf folgt Mancher nach.
Er wird vor Unbill, Zank und Schmach
Behüten deines Reiches Weiten.
Richt' eine Tafel auf im Haus,
Zwölf Ritter eine sie zum Bunde.
Ich wähle dir die besten aus:
Wir nennen sie die Tafelrunde.

Elf Plätze fülle ich dir jetzt —
Der Zwölfte stehe unbesetzt,
Er bleibt der Zukunft erstem Helden,
Dem größten, besten, stärksten Mann,
Den ich dir noch nicht nennen kann,
Ob ihn auch ferne Lieder melden.
Fluch dem, der es vorzeitig wagt,
Die offne Stelle zu erwerben!
Ihm hat der letzte Tag getagt,
Und ew'gen Todes wird er sterben.“

Der Alte schweigt. Rings schweigt der Kreis.
Doch heischt alsbald der Königsgreis
Zu thuen nach dem Wort des Alten.
Man bringt die Tafel in den Saal.
Merlin beginnt sogleich die Wahl:
Wie herrlich weise ist sein Walten!
Elf Männer reihen sich alsbald,
Es sind die edelsten im Reiche.
Ob reich, ob dürftig, jung und alt,
Sie stehn ob jeglichem Vergleiche.

Das ist der fröhliche Gawin,
Das sind die Brüder Agravin,
Gaheriet ist es der Schnelle,
Voll Abenteuerlust Ereck,
Seht Lanzelot und Mark, wie keck,
Iwein der düstere Geselle!
Wie zeigt sich Tristan schön und mild,
Herr Wigramur mit Löwenmarke!
Es gleichet einem Riesenbild
Wigalois der große Starke.

Wer sieht die Ritter nicht mit Lust?
Klar ist ihr Haupt, rein ihre Brust,
Die Liebe, Treue, Wahrheit hegen,
Für Volk und König, Lieb' und Treu
Und Wahrheit ohne Furcht und Scheu.
So war ihr Leben voller Segen.
Was sie gedacht, ist Sonnenlicht,
Demant und Gold sind ihre Thaten.
Beneiden kann sie nur ein Wicht.
Wohl ist Merlin die Wahl gerathen.

Doch nah ist Neid und Hohn und Spott.
„Ei," ruft Herr Uter von Gallot,
„Ich seh, ein Narr kann euch betrügen,
Der Wahnsinn hat sein Hirn verbrannt.
Treu stand ich stets zu Fürst und Land
Im Frieden und auf Kriegeszügen.
Auch ich bin wohl der Würde werth,
In diesem Ritterkreis zu prangen.
Laßt sehn, wer mir den Platz verwehrt!
Mich macht des Zaubrers Drohn nicht bangen!"

Der düstre Blick, die rothe Stirn,
Sie zeigten klar sein wirres Hirn.
Zur Tafel schwanken seine Schritte.
Ein schreckhaft Murmeln geht herum,
Des Frevels Thorheit macht sie stumm.
Ihm folget jeder Blick zur Mitte
Der Tafelrunde. Würdevoll
Mahnt ihn Merlin: „Halt ein, Geselle!"
Doch nimmt den Stuhl er wahnsinntoll
Und setzt sich auf die leere Stelle.

Horch, welch ein Donner brüllt im Grund!
Ein Blitz zuckt aus der Erde Schlund,
Mit wüstem Qualm füllt sich die Halle,
Die Lichter brennen trüb und dumpf,
Und Schrecken legt sich starr und stumpf
Jetzt auf die Angesichter alle.
Allmälig wird es wieder licht,
Sie forschen durch die Dämmerungen,
Sie suchen, doch sie finden nicht,
Den Frevler hat der Grund verschlungen.

Das Schweigen aber bricht Merlin:
„Nun seht ihr, wie das Werk gedieht.
Der Himmel schickt ein hohes Zeichen:
Nur Reinheit, Keuschheit, Frömmigkeit,
Nur Ehr und Treu kann alle Zeit
Den Sitz an diesem Tisch erreichen.
Drum haltet heilig diesen Bund,
Um Reich und Volk und Fürst zu stützen!
Und also segnet euch mein Mund:
Der Himmel mög euch All beschützen!"

Fortzieht Merlin durch's hohe Thor.
Ein alter Hirsch steht stolz davor
Und nimmt den Zaubrer auf den Rücken.
So geht es bergwärts. — Auf der Schaar
Starrt noch das Wunder wunderbar;
Es mischt sich Achtung, Furcht, Entzücken.
Das Fest ist aus. Ernst ziehen fort,
Die Lust und Jauchzen hier verbanden.
Es wandern Züge hier und dort
Auf dunkelm Pfad in nächt'gen Landen.

II.

Der Zauberwald.

„Wie schön bist du, Waldeinsamkeit!
Grüngoldne Dämmrung weit und breit,
Hoch überwölbt durch schwanke Wipfel,
Rings alte Stämme, moosig, grau,
In Kraut und Blumen blitzt der Thau,
Und sonnig funkelt's durch die Gipfel!
Bachrauschen, Vogelsingen schallt,
Dieweil der Lenz entrollt die Fahne!
Sei mir gegrüßt, du alter Wald,
Du Zauberwald von Breziliane!"

So ruft Merlin, der hoch gewiegt
Auf seinem Hirsch den Forst durchfliegt,
Es flattern ihm die greisen Locken,
Es weht sein Bart im Windeshauch,
Es blitzt sein Aug'. Durch Halm und Strauch
Setzt kühn der Renner ohne Stocken:
Ein seltsam Bild! Dann ruft er: „Halt!"
Im Fluge steht der Zwanzigender,
Dem Thier entsteigt der Greis alsbald
Und ordnet Haare, Bart, Gewänder.

Er klopft den Hals dem stolzen Thier
Und sendet's in das Waldrevier
Zu seiner fernen, scheuen Heerde.
Dann naht er sich dem kühlen Quell,
Der springt so sprudelnd, frisch und hell
Am höchsten Eichbaum aus der Erde.
Dran steht ein Kraut, so roth wie Blut,
Draus pflücket er drei schlanke Loden,
Dann wäscht er lang sich in der Fluth
Und murmelt tief gebückt zu Boden.

Welch Wunder gibt's! Wo blieb der Greis?
Die falt'ge Stirn, das Haar so weiß,
Des Alters einfache Gewande?
Im knappen, schmucken Jägerkleid
Steht nun voll Jugendseligkeit
Ein Jüngling an der Quelle Rande.
Das Antlitz blüht, das Auge lacht,
Die rothe Wang' ist flaumumzogen,
Er lächelt selber seiner Pracht:
Wie spiegeln schön sein Bild die Wogen!

Das ist Merlin, der plötzlich sich
So hell, so hold, so jugendlich
Zum schmucken Knappen umgeschaffen.
Barett und Sammetwamms sind grün,
Die Reiherfeder neigt sich kühn
In lichtsmaragdenen Agraffen.
Er trägt den Spieß in seiner Hand,
Der Bogen ist sein Waldgeleite,
Der Köcher hängt an seidnem Band,
Es hängt ein Horn an seiner Seite.

So schreitet er in's Land hinein,
Doch nicht, um aus Geklüft und Stein
Das scheue, flücht'ge Wild zu schrecken.
Ihm macht verrauschte Jugendzeit
Das Herz noch einmal glücklich weit;
Er geht Erinnerungen wecken
In seiner Seele ferner Nacht:
Demantgleich blitzen sie im Dunkeln.
Unnennbar sel'ger Tage Pracht
Sieht er in lichten Bildern funkeln.

Da hebt sich leicht und hell die Brust,
Ein plötzlich Jauchzen tönt in Lust,
Dran fügen sich gereihte Lieder,
Die Lieder, die im Jugenddrang
Er einst aus voller Seele sang,
Es singt der Wiederhall sie wieder.
Dann lockt er aus dem Horn hervor
Getragne, süße, lange Töne.
Wie stimmt Waldrauschen, Vogelchor
Und Jugendlied in holder Schöne!

Merlin versinkt in hellen Traum
Und schreitet weiter durch den Raum
Entlang die hochgewölbten Hallen,
Durch Klüfte, Schlüfte und Gestein,
Wo schäumend laut die Bäche schrein,
Die von dem Felsen niederfallen. —
Sieh, eine Lichtung! — Dort im Thal
Dehnt sich ein See im Eichenkranze,
Grün wirft den Wald zurück sein Strahl
Auf grüner Fluth mit grünem Glanze.

Wer malte schöpferisch dies Bild,
So düster wild, so freundlich mild
Im weltverlorenen Verstecke?
Hier ist die Wildniß doppelt grün,
Die Blumen doppelt duftig blühn.
Doch sieh, die blüh'nde Weißdornhecke!
Im hohen Gras sitzt eine Maid,
Starr, unbewegt, die Blicke trunken,
Als wär' getrennt von Raum und Zeit
In Schöpfungswunder sie versunken.

Sie sieht die schlanken Rehe nicht,
Die mit dem braunen Augenlicht
Sie spielend ohne Furcht betrachten;
Der Vögel, die auf Haupt und Schooß
Ihr flatternd hüpfen, ahnungslos,
Scheint sie mit keinem Blick zu achten;
Sie merket nicht der Fische Schwarm,
Die vor ihr aus den Wellen springen. —
Will das Gethier denn liebewarm
Ihr süße Huldigungen bringen?

Merlin, der alle Wunder kennt,
Wie staunet er! Ihm glüht und brennt
Die Stirn und Wange. Mächtig schlagen
Die Adern all. Das sonst wie Erz,
Es zuckt und bebet ihm das Herz,
Und ihn beschleichet Scheu und Zagen.
So nahet er dem Mädchen leis,
Anstaunend sie mit starren Augen.
Wie das Gethier im Zauberkreis
Will er das Wunder in sich saugen.

Da fliehn die Rehe plötzlich fort,
All das Geflügel läßt den Ort,
Die Fische schnellen in die Tiefen.
Die Maid, vom jähen Lärm erschreckt,
Fährt auf, aus fernem Traum geweckt,
In dem die Sinne dämmernd schliefen.
Zorn ist ihr Blick, ihr Antlitz Nacht,
Sie hebt sich und in goldnen Schlangen
Löst sich ihr Haar, als ob in Pracht
Ein Königsmantel sie umfangen.

Gebietend streckt sie aus die Hand
Und spricht zum Knappen hingewandt:
„Zurück! Was störst du meine Kreise!
Was schreckst du Vögel, Fisch und Thier?
Zertrittst der Blumen süße Zier?
Was brichst du meines Tagwerks Weise?
In all die Wunder dieser Welt
War ich versunken selig liebend,
Du stürmest in mein Mährchenzelt,
Mir die Gedanken all zerstiebend!"

Merlin stürzt ihr zu Füßen schnell
Und spricht: „O Waldmaid, licht und hell,
O wie mich deine Mährchen locken!
Lag Thier und Pflanz' in deinem Bann,
Wie soll ich, der dein Bild gewann,
Nicht auch in deinem Zauber stocken!
Du zeigtest milden, holden Sinn
Der stummen Creatur der Grüne,
Zeig' ihn auch mir, o Zauberin!
Wie bring' ich deinem Zorne Sühne?"

Da strahlt ihr Aug' aus heller Wuth,
Auf bleiche Wangen kehrt die Gluth,
Das zorn'ge Wort schlägt um in Lachen.
„Wohl, ich verzeihe dir, Gesell,"
So ruft sie hell, „willst du mir schnell
Ein dreifach schweres Kunststück machen.
Vermagst du's nicht, so laß den Wald,
Um nimmermehr zurückzukehren,
Sonst werden es dich mit Gewalt
Des Vaters rauhe Knechte lehren.

Der Knappe fragt: „Sprich, was ich soll?"
Da lacht das Mädchen erst wie toll:
„Sieh dort im Forst die höchste Eiche,
Sieh dort im See den tiefsten Grund,
Sieh dort im weiten Waldesrund
Den Fels in Steilheit sonder Gleiche!
Hol' aus dem Adlerneſt ein Ei,
Die Muschel hol' mir aus den Fluthen,
Die Blume von dem Felsen frei —
Dann sind verloht des Zornes Gluthen."

Wie rasch gibt sich an's Werk Merlin!
Er klettert gleich dem Luchse hin
Durch's moosig knorrige Geäste
Und bringt das Ei. Schier wie im Lauf
Klimmt er den starren Fels hinauf
Und holt die Blume von der Feste.
Dann taucht er in den Wasserschlund,
Still werden über ihm die Wogen,
Die Muschel hebet er vom Grund.
Sein kühnes Wort hat nicht gelogen.

Und war Merlin erstaunt vor Zeit,
So staunet jetzt die schöne Maid,
Angstbebend, athemlos und zitternd
Folgt sie dem Werk. Das Ei entfällt
Der Hand ihr gleich, die Blume hält
Sie in den Fingern, sie zerknitternd,
Die Muschel sinkt zur Fluth auf's Neu'.
Der Knappe kniet ihr vor den Füßen:
„Laß mich dir bieten gute Treu,
Laß mich als Herrin dich begrüßen!"

Ja, solchen Diener nimmt sie an,
An Form ein Knab', an Muth ein Mann.
Wer könnte besser sie begleiten,
Zieht sie in Haid' und Feld hinaus
Und in des Waldes hohes Haus
Und auf des Seees blanke Weiten?
Wer möcht' ihr besser auf der Fahrt
Des Augenblickes Launen stillen?
Wer wär' in rascher, sichrer Art
All ihren Wünschen so zu Willen?

So kommt das goldne Abendroth.
Sie steigen an dem Strand in's Boot
Und fahren westwärts. In den Gluthen
Der Luft hebt sich ein Schloß empor
Jenseits mit Thurm und Zinn' und Thor,
Phantastisch spiegeln es die Fluthen.
Sie landen an und rasch entspringt
Das lichte Paar dem schwanken Kahne,
Zu Dionas, dem Vater, bringt
Den Gast die schöne Niniane.

III.

Niniane.

Wie tönt das Schloß von Lustbarkeit,
Liegt's auch den Städt' und Dörfern weit
Einsam am See von Wald umschlossen!
Stets offen ist das Thor, der Tisch
Dampft stets vom Mahl, der Wein ist frisch,
Gern kehrt, wer einmal hier genossen.
Die Gäste wechseln Tag um Tag:
Waidleute sind's mit Knecht und Rossen.
Bald feiern mächtig sie Gelag,
Bald wird nach Wild der Forst durchschossen.

Das Waidwerk war des Alten Lust.
Wie lacht er hell aus breiter Brust,
Wenn er den Renner hat bestiegen!
Speer, Pfeil und Bogen in der Faust,
Von Rüden kühn und schlank umsaust —
Wer mag gleich ihm zum Jagen fliegen!
Hei, Dionas ist weit voran,
Er läßt den Zügel, spornt im Bügel!
Die Gäste folgen seiner Bahn
Mit ihrem Troß durch Thal und Hügel.

Gebell, Roßschnaufen, Hörnerklang
Zieht weit das Jagdgebiet entlang,
Und fern vertönt es in den Forsten.
Da wird der stolze Hirsch gehetzt,
Dem grausen Wolf wird nachgesetzt,
Dem Eber mit den dunkeln Borsten
Und krummem Zahn; dem Auerhahn,
Dem Birkhuhn gilt's in dichten Holzen,
Den Reiher an der Wasserbahn
Sucht sich als Ziel der sichre Bolzen.

Da hat die Tochter gute Zeit,
Die grimme Jagdlust ist ihr Leid,
Sie sucht den Frieden stiller Wipfel,
Sie freut der wilden Blumen Blust,
In Kraut der Bien' und Käfer Lust,
Der Chorgesang der Eichenwipfel,
Der Bäche plaudernd süßer Schall,
Des See's Geräusch im Abendglimmen,
Das Lied der sel'gen Nachtigall —
Natur, wie hold sind deine Stimmen!

Merlin beschleicht sie oft und lang
Auf ihrem stillen Waldesgang:
Wie seltsam webt ihr seltsam Leben!
Es ist wie Lüftchen leicht ihr Schritt,
Nicht Halm und Gräser knickt ihr Tritt,
Sie läßt nicht Spuren im Verschweben.
Am Abhang hüpft sie sorglos hin
Wohl mit dem Wilde in die Wette,
Sie schwimmt im See mit leichtem Sinn
Kühn sicher auf dem schwankſten Brette.

Die Wasserlilien pflückt sie dort,
Und in dem Forst an stillem Ort
Mit rothen Rosen weiße Dolden.
So bindet sie den wilden Kranz,
Der schmückt in üppig vollem Glanz
Die Haare, die sich schimmernd golden
Im Sonnenschein, der sie umblitzt
Mit seinen wirren grünen Strahlen —
Sie sitzt und träumt und träumt und sitzt
Und singt ein einsam Lied den Thalen.

Welch Bild am Bronnen und am See! —
Dann schlüpfet leis heran das Reh,
Dann senkt der Vogelschwarm die Schwingen,
Dann springt der Fisch aus kühler Fluth —
Wald, Wiese, Wasserspiegel ruht —

Ein Ruhn ist's wie harmonisch Singen.
Merlin, der nie ein Weib geliebt,
Fühlt wonnig weh nur Weh und Wonne. —
Was will die Weisheit? Sie zerstiebt,
Glüht in das Herz der Liebe Sonne.

Oft ist der schöne Bub' ihr recht,
Dann winket sie dem Edelknecht,
Sie reiten fern durch Tann' und Schlüfte,
Sie auf dem Zelter licht und klar,
Er auf dem Rappen, schwarz von Haar,
Durch ihr Gelock wehn Düft' und Lüfte,
Bis plötzlich sie vom Rosse springt.
Sie ruhn an heimelnd stiller Stelle.
Da singt und plaudert, plaudert, singt
Vor ihr der blühende Geselle.

Dort höret sie zum ersten Mal,
Wie über'm Wald in Berg und Thal
Die Menschen wohnen. Hell in Bildern
Taucht Stadt und Dorf und Dom herauf,
Der Straßen und der Flüsse Lauf,
Das Meer weiß farbig er zu schildern.
Er sagt ihr, was dort lebt und schafft
Im Binden, Einen, Meiden, Scheiden,
Er spricht ihr von der Leidenschaft
Und ihren Wonnen, ihren Leiden.

Wie hell der Mund des Buben sprüht!
In Mährchen und Geschichten blüht
Manch Schattenbild des fernen Lebens
Süß reizend auf vor ihrem Sinn.
Es lockt sie her, es lockt sie hin,
Und doch weiß sie kein Ziel des Strebens.
Ein Traum ist's ohne Wirklichkeit. —
Wo ist der Fluß? Sie hört das Rauschen. —
Sie spürt den Duft, doch wo gedeiht
Der Kelch? — O sehnsuchtregend Lauschen!

Dann hebet er ein süßes Lied,
Das himmelhell den Raum durchzieht,
Es ist ein Lied der holden Minne,
Der Minne, welche alle Frist
Anfang und End' des Lebens ist —
Und ihr verwirren sich die Sinne.
O gar zu wonnig ist der Klang,
Sie zittert, bebet, lächelt, weinet,
Sie harrt und bangt, daß im Gesang
Ihr das Verständniß endlich scheinet.

Doch ach, die Klänge all' verwehn,
Sie kann den Inhalt nicht verstehn;
Welch ungelöstes Räthselwesen!
Dann fährt sie zornig schier empor,
Das Angesicht voll Rosenflor
Der Scham. Sie ruft: „O laß mich lesen
Das Leben wahr und hell und licht!
Entroll der Liebe Offenbarung!"
Jedoch der schöne Knabe spricht:
„Das gibt dir einzig die Erfahrung!"

Und täglich singt er ihr auf's Neu
Von Leben, Lieben, Haß und Treu,
Vom Binden, Meiden, Scheiden, Einen.
Sie seufzet: „Was ist Lieb' und Haß
Und Leidenschaft? O sag' mir das!
Sag', was ist Trennen und Vereinen?"
Da greift er weinend ihre Hand:
„Ich liebe dich, gib dich mir eigen!
Das ist Vereinen; Abgewandt
Zeigst du mir Haß. Ich scheid' in Schweigen.

O gib mir Liebe!" fleht er mild. —
Sie aber wie ein scheues Wild
Entflieht erregt, erschreckt, durchzittert,
Sie waget sich nicht mehr hinaus,
Sie bleibet schämig scheu im Haus,
Ihr ist die Seele wie zerknittert.
Welk wird ihr Leib, trüb wird ihr Geist
Von wirren Grübelein umschlungen.
Oft bebt sie wie ein Laub — zumeist,
Wenn sie erschaut den schönen Jungen.

Wie wird sie matt und bleich und schwank.
Es spricht der Vater: „Du bist krank!"
Sie weiß ihr Siechthum nicht zu sagen.
Da rüstet rasch er Troß und Roß,
Da läßt er mit dem Zug das Schloß,
Da reitet er entlang den Hagen
Im off'nen Feld zur fernen Welt,
Bald stehen sie am Oceane,
Wo weiß des Schiffes Segel schwellt.
So fahren sie zur Fee Morgane.

Es liegt das Land der stolzen Fee
Einsam umrauscht von blauer See
In tiefem Paradiesesfrieden.
Wer kennt dort Feindschaft, Raub, Gewalt?
Nie wird der junge Mai dort alt,
Dem Land ist ew'ger Lenz beschieden.
Reich ist der Blumen duft'ge Pracht,
Stets sieht man Ros' und Lilie blühen,
Und in des Laubwerks grüner Tracht
Die roth und goldnen Aepfel glühen.

Und ewigfrisch und ewigjung
Sieht man dort voll Begeisterung
Die Jünglinge und Jungfrau'n scherzen.
Ein welkend Alter gibt es nicht,
Kein Siechthum, das dort nagt und sticht,
Dort kennt man weder Pein noch Schmerzen.
Stets webt dort Tanz und Liederton
In freudig blühn'den Paradiesen,
Drum wird das helle Avallon
Als sel'ge Insel auch gepriesen.

Dort landen sie im sichern Port.
Wie rauscht und jauchzt an jedem Ort
Das Leben ihnen hell entgegen!
Die Düfte wehen durch den Raum,
Von Liedern tönet Strauch und Baum.

Auf zweigbedeckten grünen Wegen
Zieh'n sie zum hohen Zauberbau.
Wie ragt er seltsamlich gewipfelt,
Gezinnt, gethürmt, zur schönen Schau,
Dort wo zuhöchst die Insel gipfelt!

Das stolze königliche Weib
Bewohnt das Schloß. An Geist und Leib
Glänzt sie vor ihren Jungfrau'n allen.
Es blühet ihr im weiten Kreis
Der Schönheit und der Weisheit Preis,
Drum nah'n sie schüchtern scheu den Hallen.
Da grüßt ihr Blick so leicht und klar,
Da grüßt ihr Wort so weich und helle.
Und Muth gewinnt die fremde Schaar,
Sie nahen allgemach der Schwelle.

Es zeigt ihr Dionas alsbald
Der Tochter kränkelnde Gestalt
Und bittet sie, sein Kind zu heilen.
Sie aber horcht geduldig zu
Und schaut in stiller, sichrer Ruh
Auf Niniane sonder Weilen.
Sie nimmt des Mädchens weiße Hand,
Die Linien schauend auf und nieder.
Dem glüht die Wange schamentbrannt,
Ihm zittern bebend alle Glieder.

Dann spricht Morgane hell und laut:
„Die Insel hegt allheilend Kraut,
Befällt den Leib der Krankheit Schwere.
Doch krankt nicht deiner Tochter Blut,
Die Seele krankt. Des Lebens Gluth
Kehrt ihr nicht in der Wildniß Leere.
Zeig' ihr das Leben und die Welt,
Laß sie im Buch des Daseins lesen,
Wo ihr den Geist das Wissen schwellt,
Da wird der Geist sogleich genesen.

Dort blühet ihr ein reichstes Loos.
Dort ruht sie bald dem Glück im Schooß.
Die Hand sprach mir geheime Kunde.
Ihr sprießt die Weisheit aller Welt,
Hat wonnig sich erst eingestellt
Die Lieb' auf ihres Herzens Grunde.
Sie liebt der Erde besten Mann,
Den klügsten Weisen aller Zeiten,
Wenn sie ihn, wenn er sie gewann,
Dann blüht die Lieb' in Ewigkeiten.

Sie weiß noch nicht zu dieser Frist,
Was Lieb' im lieben Herzen ist.
Die Liebe läßt sich nimmer künden,
Man muß sie fühlen im Gefühl —
Schon ist's gewitterhaft und schwül,
Ein Funken wird die Flammen zünden.
Drum aus dem Wald in's volle Sein!
Dann kommt von selbst die Offenbarung!
Es heilt das schöne Kind allein
Des Lebens blühende Erfahrung!"

Der Vater lächelt voller Glück.
Morgane ziehet sich zurück;
Die Gäste kehren gleich zum Strande.
Bald schneidet wieder durch das Meer
Das stolze Schiff von Segeln schwer,
Es weht ein frischer Wind vom Lande,
Der Edelknecht singt hell und licht
Auf's Neu die Mährchen und die Lieder.
Auf Ninianens Angesicht
Erglüht die Lust des Lebens wieder.

IV.

Merlin.

Still war das Meer, leis ging das Schiff,
Sie mieden Sandbank, Fels und Riff,
Sie liefen ein im sichern Hafen,
Sie stiegen aus am festen Land,
Es grüßte sie die Stadt am Strand,
Wo sie des Lebens Fülle trafen.
Nach stiller Meereseinsamkeit,
Wie freut der Menschen freundlich Grüßen,
Trank, Speise, Schlaf! Denn allezeit
Steht gern der Mensch auf eignen Füßen.

Auf eignen Füßen aber steht
Er nur auf festem Grund. Bald weht
Ein fröhlich und gesund Behagen
Durch Dionas und seine Schaar.
Da hören sie denn wunderbar
Seltsamlich Abenteuer sagen.
Durch's Britenreich geht lauter Ruf,
Er tönt wie helle Zauberkunde,
Von Thaten, die man allwärts schuf,
Und alle schuf die Tafelrunde.

Elf Ritter sind's. Herr Pendragon
Entsandte sie von seinem Thron,
Die weiten Lande zu durchreiten.
Hier helfen sie durch weisen Rath,
Dort helfen sie durch kühne That,
Sie wollen allwärts Glück bereiten.
Es gilt Gesetz, Maß, Regel, Recht
In heil'gem Frieden jetzt zu halten!
Empört sich schnöd' ein frech' Geschlecht,
So mag das blut'ge Schwert gewalten!

O wie da rings das Land erstarkt!
Bald sitzen sie auf offnem Markt
Um manchen langen Streit zu schlichten,
Der Bürger, Sippen, Brüder schied,
Daß Frieden Städt' und Dörfer mied.
Und stets voll Weisheit war ihr Richten.
Bald schlich kein Räuber mehr zum Raub,
Kein Mörder griff mehr zu den Waffen
Und wer der guten Mahnung taub,
Sah bald den Schlund des Todes klaffen.

Sie dringen selbst in's Berggebreit
Und in die Wälder dicht und weit,
Wo wild Gethier sich furchtbar brüstet,
Das von Zerstörungswuth gefaßt
Oftmals in nächtig kecker Hast
Der Menschen Frieden jäh verwüstet.
Es sinken ihrem tapfern Muth
Die Wölfe, Schlangen und die Drachen;
Lautauf verröchelt grause Wuth,
Rings dampft das Blut in rothen Lachen.

Und Jauchzen tönet überall.
Wie staunet bei der Mähren Schall
Herr Dionas mit Ninianen!
Wohin sie kommen klingt der Ruhm
Von diesem neuen Ritterthum,
Rings auf des Britenlandes Bahnen. —
So seh'n sie einstmals eine Schaar,
Elf Ritter sind's im starken Bunde,
Die Zeichen passen treu und klar,
Es kommt heran die Tafelrunde.

Das ist der fröhliche Gawin,
Das sind die Brüder Agravin,
Gaheriet ist es der Schnelle,
Voll Abenteuerlust Ereck,
Seht Lanzelot und Mark, wie keck,
Iwein der düstere Geselle!
Wie zeigt sich Tristan schön und mild,
Herr Wigramur mit Löwenmarke!
Es gleichet einem Riesenbild
Wigalois der große Starke.

Zum Gruß eilt Dionas herbei.
Die Ritter grüßen nach der Reih
Den edeln Greis und Niniane.
Sie sind der Heimath nicht mehr fern,
Da ladet er die kühnen Herrn
Zum Schloß im Wald von Breziliane.
Sie waren alle gern bereit,
Nach vielen Müh'n, Gerichten, Lasten,
Nach manchem blutigheißen Streit
In stiller Einsamkeit zu rasten.

Dort gab es bald im alten Saal
Scherz, Rede, Schwank, Gesang beim Mahl
Und bei den hochgefüllten Krügen.
Dann zogen sie hinaus zum Wald.
Wie lugte nach der Maid Gestalt
Gawin mit seligem Genügen!
Einst saßen sie am Waldesrand,
Vor ihnen lag endlos die Weite,
Da nahm er Ninianens Hand
Und rief gedrängt an ihre Seite:

„Gib Liebe mir!" Sie aber spricht
Halb ernst, halb scherzhaft: „Kecker Wicht,
Morgane sagte mir die Kunde,
Nie lieb' ich einen jungen Gant.
Nein, hat die Lieb' mein Herz entbrannt,
Dann wächst sie in des Herzens Grunde
Für dieser Erde besten Mann,
Den klügsten Weisen aller Zeiten.
Wenn ich ihn, wenn er mich gewann,
Dann steht die Lieb' für Ewigkeiten!"

„Das ist der Zauberer Merlin!"
Lacht laut Gawin. „Ja, liebe ihn.
Zuhöchst an Weisheit und an Jahren
Steht er im Reich. So hat dein Herz
Von ihm nicht Liebeslust und Schmerz,
Nicht Küss' und Schwüre zu befahren!"
Da bebt die Maid: „O sag' mir an
Wer ist Merlin? Künd' es zur Stunde!"
Und bald beginnt der Rittersmann
Vom Zaubrer seltsam dunkle Kunde.

„Du kennst die Mähr von Jesu Christ,
Der unser Hort und Heiland ist,
Er ward als Gottes Sohn geboren.
Es ging die alte Welt zu Grund,
Da stiftet er den neuen Bund,
Ein Führer zu des Himmels Thoren.
Er brach der Hölle düstre Macht,
Die Macht der Sünde und des Spottes,
Jetzt blüht sein Reich in ew'ger Pracht,
Er machte uns zu Kindern Gottes.

Da schwoll des Satans Grimm und Groll,
Daß er sein Reich verlieren soll
An's Reich des Lichtes und der Klarheit,
An's Reich der Liebe. Und er sinnt,
Wie er gen ihn den Kampf beginnt,
Der uns ist Leben, Weg und Wahrheit.
Gott schuf sich selber einen Sohn
Zu führen seine Siegeswaffen;
Der Satan denkt voll Spott und Hohn
Wie Gott sich einen Sohn zu schaffen.

Und Boten wurden ausgesandt,
Daß sie durchsuchen Land um Land,
Die schönste Jungfrau aufzufinden,
Die auch die reinste ist zugleich;
Lichthelle Keuschheit soll sie reich
Mit gläub'ger Frömmigkeit verbinden.
Je höher sie im Lichte mild
Strahlt auf der Tugend heil'gem Stuhle,
Je tiefer denkt der Satan wild
Zu stürzen sie zum Sündenpfuhle.

Da fanden sie im Maienschein
Der Jugend eine Jungfrau rein;
Wie eine Hostie war die Seele,
Wie Rosen und wie Schnee der Leib! —
Und Satan rief: „Das ist das Weib,
Das ich im Laster mir vermähle! —"
Im schweren Schlaf in tiefer Nacht
Macht er die Unschuld frech sich eigen. —
Wie weinte sie, als sie erwacht —
Ihr schwoll's durch's Herz so seltsam eigen.

Bewußtlos fühlt sie sich entehrt
Und durch die Brust ging wie ein Schwert
Scharfschneid'ger Schmerz. Unheimlich flüstern
Angst, Furcht unfaßbar durch den Geist,
Oft wehen Stimmen frech und dreist
Von wilder Weltbegierde lüstern.
Da fliehet betend sie zum Herrn,
Daß er mit seiner Huld und Güte
All das Gelüste halte fern
Und vor Versuchung sie behüte.

Sie rettet sich zum Heil in Gott,
Es sühnt sich Schmerz und Gram und Spott,
Der düstre Trotz zerfließt in Wehmuth.
So quillt die Frucht in ihrem Schooß,
Sie aber trägt ihr schreckhaft Loos
In himmlisch stiller weicher Demuth.
Sie scheuet nicht den Fluch der Welt
Und nicht den harten Spruch der Richter,
Der sie im feuchten Kerker hält —
Stets heller glüh'n die Himmelslichter.

Lobpreisend Gott, so kniet' und saß
Sie stets, bis sie des Kinds genaß.
Da sah ein Wunder sie im Sprossen.
Er stand und ging, sein Aug' war klar,
In schwarzen Locken floß sein Haar.
Die Mutter hat die Weh'n geschlossen
Im Vaterunser fromm und licht.
Sie betet laut für ihren Samen,
Fort fuhr das Kind: „Versuch uns nicht,
Und löse uns vom Uebel! Amen!“ —

Das Weib entband man aller Schuld,
Das Kind erhielt der Taufe Huld
Und hieß Merlin. In sieben Jahren
War er ein starker, fester Mann,
Den sie dem Reich des Lichts gewann
Und seiner Streiter hellen Schaaren.
Doch ging er auch durch eigne Wahl
Des Rechtes edle, heil'ge Pfade,
Daß er einst aus dem Erdenthal
Eingeh' in's ew'ge Reich der Gnade.

Wohl lockt ihn Satan manche Frist,
Versuchung ist umsonst und List,
Dem Vater war der Sohn verloren.
Was ihm der Teufel lieh an Kraft:
Der Räum' und Zeiten Wissenschaft,
Der Dinge Seh'n, die nicht geboren,
Die Künste jeder Zauberei,
Zu wandeln Formen, Räume, Zeiten,
Und die Gestalt zu wechseln frei,
Benutzt' er, Segen zu bereiten.

Wer nennt die Wunder, die er schuf,
Die seines Namens Glanz und Ruf
In alle Länder hingetragen!
Es schreibt kein Schreiber jemals auf,
Was er begann im Zeitenlauf
In jungen und in alten Tagen.
Fest stand er stets mit Rath und That
Drei Kön'gen bei in diesen Landen,
Durch ihn wuchs alle gute Saat,
So lange ihre Throne standen.

Als Weisesten der Weisen preist
Ihn alle Welt! — Wohlan, du weißt,
Du weißt jetzt, süße Niniane,
Für wen dir einst die Liebe glimmt,
Für wen dein Leben ist bestimmt —
Dir klang's im Wald von Breziliane!“
So schließt Gawin mit Spott und Hohn,
Das Mädchen aber steht vernichtet:
Nie liebet sie des Teufels Sohn,
Falsch hat Morgane sie berichtet!

Doch sieh, da steht der Edelknecht
Vor ihr. So mächtig, schlank und recht,
So ernst hat sie ihn nie gesehen.
Er redet laut: „Sei nicht verstört,
Du hast die Sprüche recht gehört
Und was geschehn muß, wird geschehen.
O lieb' der Erde besten Mann,
Den klügsten Weisen aller Zeiten!
Wenn du ihn, wenn er dich gewann,
Dann steht die Lieb' in Ewigkeiten!“

Und heftig fährt die Maid empor,
Im Auge Blitz, die Wang' in Flor,
„Wo find' ich ihn? O sprich, Geselle!“
Der schöne Jüngling aber schweigt,
Dann ringsum aus den Thälern steigt
Mächtig Geläute. Jede Welle
Der Luft bringt dumpfen Glockenklang,
Es ist, als schallten Trauerlieder,
Und dunkle Schatten legen bang
Sich weit auf Wald und Felder nieder.

Dann spricht der Knecht: „Hörst du den Ton?
Es starb der König Pendragon,
Und herrscherlos sind nun die Lande.
Des Reiches Großen allzumal
Ziehn zu des neuen Fürsten Wahl,
Nach London an dem Themsestrande.
Gib deinem Vater das Geleit
Zu jenen hehren edeln Kreisen,
Dort trifft du bei der Festlichkeit
Merlin, den Weisesten der Weisen!“

Wie staunt die Maid. Der Jüngling pfeift
Mit schrillem Ton. Und plötzlich streift
Ein alter hoher Hirsch vom Walde
Mit zwanzigendigem Geweih.
Der Jüngling aber wirft sich frei
Hinauf und spornt ihn längs der Halde.
Und aus dem Knappen wird ein Greis,
Weitfaltig fliegen die Gewande,
Es wehen Bart und Locken weiß —
Er schwindet nebelhaft im Lande.

„Ha, was ist das?“ so ruft Gawin,
„Bei Gott, bei Gott, das ist Merlin,
Der Zaubrer hörte uns zur Stunde!“
Und eilend kehren sie in's Schloß,
Dort rüstet sich mit Roß und Troß
Zum Aufbruch rasch die Tafelrunde.
Des Königs Tod war schon bekannt,
Ein schneller Bote kam ihn melden,
Zum Vater spricht die Maid entbrannt:
„Wohlauf, wir reiten mit den Helden!“

V.

Die Königswahl.

In scharfem Ritt ging es zum Ziel;
Da sahen bald der Wunder viel,
Die stets gelebt als Waldesgäste.
Es ragen hochgethürmt und breit
Die Straß' entlang in Herrlichkeit
Die Kirchen, Häuser und Paläste.
Laut ist der Markt, der Hafen voll,
Die Menschen drängen sich im Strome,
Der unabsehbar fürder schwoll
Zum alten ehrfurchtheil'gen Dome.

Sie läuten ein das Todtenamt,
Viel tausend Kerzen sind entflammt
Zu London in der Kathedrale.
Schwarz ist umflort der Hochaltar,
Schwarz steht der Priester ernste Schaar,
Ein düstres Bild in hellem Strahle.
Die Orgel braust in lautem Ton,
Das Volk stimmt in die Trauersänge,
Im Sarg liegt König Pendragon:
Ihm gilt das dunkele Gepränge.

Und als die Messe nun verklingt,
Der Lieder letzter Ton versingt,
Da senken sie die edle Leiche
In des Gewölbes offne Gruft.
Den Staub zum Staub! Im Weihrauchduft
Schied er vom Licht- und Erdenreiche.
Dann formt der Zug sich glänzend breit,
Herzöge, Grafen und Barone,
Und Dionas folgt mit der Maid:
Wer trägt fortan die heil'ge Krone?

Und auf dem Königssaal im Schloß
Da sammeln Ritter sich und Troß:
Der König starb, der König lebe!
So tönt es rings. Musik erschallt
In frohem Laut und fröhlich wallt
Der Banner Flug. Der Himmel gebe
Zum ernsten Werk den rechten Geist,
Er leihe Licht und Kraft und Segen,
Auf daß das Volk der Briten preist
Den künft'gen Herrscher allerwegen!

Da tritt Merlin, der Weise, vor
Und hält in seiner Hand empor
Hoch eine alte gelbe Rolle.
Das ist des Todten Testament!
Entfaltend ernst das Pergament
Erhebet mächtig er die volle
Krafthelle Stimme durch den Saal,
Daß er dem Kreis die Ordnung künde,
Auf welche sich die rechte Wahl
Des künft'gen Herrschers fest begründe.

Da zuckt ein leiser Schrei empor,
So unterdrückt, daß er das Ohr
Des nächsten Nachbarn kaum erreichet,
Doch tönt durch Ninianens Brust
Er laut und schrill voll Leid und Lust,
Da plötzlich jeder Zweifel weichet.
Er ist Merlin, ihr Edelknecht,
Sie kennt Gestaltung, Stimme, Mienen. —
Wie, der hat auf ihr Herz ein Recht,
Der hier als alter Greis erschienen?

Still ist es rings. Sie lauschen hin:
Was ist des alten Schriftwerks Sinn? —
Der todte König, der im Leben
Der stärkste Mann des Reiches stand,
Er ließ als Erbe seinem Land
Sein Schwert. Ihm war's allein gegeben,
Den Stahl der Scheide zu entziehn
Und ihn im Männerkampf zu schwingen.
Wer's jetzt ihm gleichthut, wählet ihn!
Man soll ihm Kron' und Scepter bringen!

Des Reiches Große stehn erstaunt.
Erst wird geflüstert und geraunt,
Dann lärmt und ruft es durch die Halle:
Wer schwach sich fühlet, der verneint,
Doch stehn die Starken bald vereint,
Sie stimmen in den Vorschlag Alle.
Wer wähnt sich nicht als König schon?
Da ruft Merlin den Waffenträger
Des alten Königs. Mit dem Sohn
Tritt Anthor vor des Reiches Pfleger.

Er ist ein alterschwacher Greis,
Gelähmt am Leib, der nicht mehr weiß
Die schwere Waffe herzutragen.
Artus, der Sohn, bringt sie heran,
Mit der sich oft zum Sieg die Bahn
Der alte König hat geschlagen.
Wie lang und mächtig ist das Schwert!
Es glänzt der Griff von Edelsteinen.
Wer sich als Schwinger hier bewährt,
Mag bald in Hermelin erscheinen!

Da nahn die Höchsten aus dem Land.
Es geht die Wehr von Hand zu Hand,
Herzöge trifft zuerst die Reihe,
Die Grafen folgen Mann für Mann,
Dann treten die Barone an.

Doch weh, der Stärke rechte Weihe
Fehlt Allen noch. Den Rittern gar
Dient's nur zur eitlen Augenweide,
Und selbst der Knechte riesge Schaar
Entzieht das Schwert nicht seiner Scheide.

Gar seltsamlich erschien die Schau,
Wie sie im alten Königsbau
Allwärts versucht ihr Glück zu machen.
Wie das die Glieder zerrt und streckt,
Und Arm und Beine flügelnd reckt!
Manch breiten Rücken hört man krachen,
Die Augen treten glüh hervor,
Es rinnt der Schweiß von Stirn und Wangen.
Sie brummen mürrisch bald im Chor:
„Es war ein eitles Unterfangen!"

Da lacht aus lauter Kehle hell
Artus, der fröhliche Gesell,
Denn Allen ist das Werk mißlungen.
Er ruft: „Ist das der Mühe werth?
Wie oft hab' ich das alte Schwert
Zu eigner Lust der Scheid' entschwungen,
Wenn mich allein im Waffensaal
Der Vater ließ!" Er hebt die Wehre
Und zuckt hervor den blanken Stahl,
Als ob's ein kindisch Spiel nur wäre.

Welch Staunen braust da durch das Haus!
Laut tönen tausend Stimmen aus:
„Was Keiner that, gelang dem Knaben!"
Bis jetzt sah Keiner an den Wicht,
Nun sehn sie ihn im Maienlicht
Der Jugend blühn. Stolz, schlank, erhaben
Ragt auf sein Wuchs. So keck, so frisch,
So schwellend regen sich die Glieder.
Kühn ist sein Blick und träumerisch,
Braun wallen seine Locken nieder.

Wie er dasteht zu Haupt das Schwert
Voll Muth und Kraft, o seht, da fährt
In das Gemach das Licht der Sonne
Und übergoldet noch sein Bild!
So muthig hold, so trotzig wild
Gießt es in alle Herzen Wonne.
Unsäglich Jauchzen schallt empor,
Die Halle dröhnet tausendtönig.
Merlin, der Zaubrer, tritt hervor
Und ruft: „Ihr Briten, seht den König!"

Rings stimmt man ein. Jedoch der Neid
Ist zorngeschwollen gleich bereit,
Den schönen Jüngling zu begeifern.
„Er König? Von so niederm Blut?
Es übt Betrug gemeine Brut!"
Tönt laut der Spott in schnödem Eifern.
„Wohlan auf's Neu," so ruft Merlin,
„Mögt ihr am Schwert die Kraft erproben,
Und wem von euch das Werk gediehn,
Der sei als König gleich erhoben!"

Und Artus stieß hinein den Stahl
Und reicht' ihn lächelnd durch den Saal.
Die Jungen suchten mit den Alten,
Ihn aus der Scheide zu befrein.
Die Zahl der Kecken wird schon klein.
Was helfen ihnen die Gewalten?
Als hätte Rost wohl hundert Jahr
In das Gefäß gefügt den Degen,
So ist's. Nur Artus weiß ihn klar
Und sicher ob dem Haupt zu wägen.

Geringer wird der Murrer Zahl,
Da ruft Merlin zum dritten Mal
Zu prüfen an dem Schwert die Stärke,
Doch nur ein kleines Häuflein naht
Begierig nach der Krone Staat. —
Sie scheitern dreimal an dem Werke.
Und so bescheiden sich umher
Die Fürsten, Edelleute, Krieger.
Nur Artus schwingt allein die Wehr,
Wie er es war, so bleibt er Sieger!

Schon drang zur Stadt die Kunde hin.
Es wogt das Volk mit frohem Sinn,
Durch alle Straßen braust sein Rufen.
Es wälzt der Strom mit Saus und Braus
Sich vor das alte Königshaus,
Dort hält besetzt es Thor und Stufen,
Die Fahnen fliegen weit und breit,
Im Dome läuten alle Glocken
Und in die helle Fröhlichkeit
Hört jauchzend man Musik frohlocken.

Da tritt Merlin auf den Balcon
Mit Anthor's blühend schönem Sohn.
Den Jüngling zeiget er der Menge.
O wie er allem Volk gefiel!
Da war der Lust nicht Maß und Ziel
Im tobend rauschenden Gedränge.
Herolde riefen aus den Herrn,
Es ward das weite Volk ihm fröhnig,
Sie jauchzten nah, sie jauchzten fern:
„Heil Artus, unserm jungen König!"

Doch Artus lag voll Glück im Arm
Anthor, dem Vater. Liebewarm
Umschlingt der Fürst den Waffenträger.
Er neigt sich ernst und demuthsvoll
Und bringt Merlin des Dankes Zoll,
Er war und blieb des Reiches Pfleger,
So sieht das Volk sie tief gerührt,
Da trat in manches Aug' die Wehmuth
Mit süßer Lust. Wie sich's gebührt
Schmückt mit der Kraft ihn edle Demuth.

Dann hielten sie voll Lust und Pracht
Den Umzug durch die Stadt. Wem lacht
Das Herz nicht ob dem jungen Helden,
Der nun beherrscht das Britenland!
Tief im Gebirg, am Meeresstrand,

Da hört man bald die Kunde melden.
Dann zogen sie zurück in's Schloß,
Das nun den König aufgenommen.
Merlin entzog sich Fürst und Troß,
Schlicht ging er fort, wie er gekommen.

Doch wie er vor dem Thore steht,
Naht eine Maid. Die Schönheit weht
Ihr reich um Antlitz, Haar und Glieder.
Sieh, wie das helle Auge glänzt,
Von Blumen ist ihr Haupt umkränzt,
Sie sinkt zu seinen Füßen nieder,
Erstaunt ob seinem starken Geist
Schwirrt's ihr durch's Haupt in süßem Wahne.
O wie da hold willkommen heißt
Merlin die blonde Niniane!

VI.

Die Empörung.

Es liegt den Königspark hinaus
Ein still verborgen kleines Haus,
Hoch überdacht von stolzen Bäumen.
Es ist von derbem Stroh das Dach,
Doch hegt's ein heimelnd schlicht Gemach.
Dort pflegt der Zauberer zu säumen,
Wenn er zur alten Hauptstadt kommt.
Dort kann er träumend sich versenken,
Und, wie es seinem Geiste frommt,
Weithin in Erd' und Himmel denken.

Doch ist er heute nicht allein,
Es sitzt im grünen Dämmerschein
Ihm Niniane still zu Füßen,
Und vor dem seltsam schönen Paar,
Da steht ein Glas hell, licht und klar,
Draus wundersame Bilder grüßen.
Ein Zauberspiegel ist's. Ihn läßt
Merlin Gemälde reich entfalten.
Für Ninianen sind ein Fest
Die bunten wechselnden Gestalten.

Was nie sie sah, gekannt, gewußt,
Das zeigt sich ihr in lichter Lust.
Es ist das volle üpp'ge Leben
Der fröhlich blüh'nden Gegenwart.
Sie sitzt verstummt, sie sitzt erstarrt,
Bald sieht man alle Glieder beben.
Und in die Hände klatscht sie dann
Und lacht — o welch ein helles Lachen! —
Sie fühlt sich plötzlich aus dem Bann
Weltfremden Kinderschlafs erwachen.

Wie lauschet sie dem tiefen Wort
Des Weisen, der von Ort zu Ort,
Von Zeit zu Zeit den Geist ihr lenket!
Er ist voll Ernst und doch voll Schwung.
O wie sie voll Begeisterung
Sich ganz der neuen Lehre schenket!
Sie ruft: „Wie schön ist diese Welt
Mit ihrem vielgestalt'gen Leben!
Das träumt' ich nie im Waldeszelt!
Ganz will ich mich der Welt ergeben.

Vielweiser du, wie bist du gut!
Wie hegest du in treuer Hut
Des schönen Heimathlands Geschicke!
Laß mich an deiner Seite stehn!
Laß mich mit dir die Pfade gehn
Zu öffnen meines Geistes Blicke!
Das Leben nur ist schön und licht.
Ich will des Lebens Offenbarung,
Die gibt der schönste Traum doch nicht,
Nein, einzig gibt sie die Erfahrung."

Da mahnt der Weise mild und hold:
„Nicht Alles, was erglänzt, ist Gold.
Oft ist das Leben ernst und dunkel
Voll Haß und Neid. O sieh, mein Kind,
Was jetzt der Zauberspiegel spinnt!" —
Sie schaut — des Glases hell Gefunkel
Wirrt sich zu finstrer Trübigkeit
In stetem Brodeln, Wirbeln, Gähren —
Doch endlich sieht die schöne Maid
Sich ein entsetzlich Bildwerk klären.

Dort ragt ein hohes Haus der Stadt,
Drin sitzt von Haß und Zorne satt
Ein düstrer Mann in dunkler Klause.
Der Sprosse Uters von Gallot
Ist es, Rion. Voll Grimm und Spott
Kam er zurück vom Königshause
Und Artus' Wahl. Hat er geträumt,
Selbst König dieses Reichs zu werden?
Denkt er des Vaters Tod? — Er schäumt
Und tobt mit wüthenden Geberden

Und um ihn steht ein frecher Chor,
Mit falschem Herzen, gier'gem Ohr
Belauschen sie die gift'gen Reden,
Die er ausstößt von Wuth entbrannt.
Sie wollen Aufruhr sä'n im Land,
Den Herrscher wollen sie befehden.
Heißblutig stimmen Alle ein
In argverblendeter Bethörung.
So spinnen sie im nächt'gen Schein
Die tückisch schleichende Empörung.

„Wohl," ruft er, „wir entlarven ihn,
Den schnöden Zauberer Merlin
Mit seinem Lügen und Betrügen!"
Dann lassen sie im Sturm das Haus
Und stürmen fort in lautem Braus. —
Furcht steht auf Ninianens Zügen,
Sie zittert bleich. Der Weise spricht:
„Abgrund und Höh pflegt sich zu paaren,
Der Schatten wechselt mit dem Licht.
Du wirst noch manchen Schmerz erfahren."

Verlöscht ist jetzt das Spiegelbild,
Da toben draußen sie schon wild,
Bald sind sie im Gemach erschienen,
Bald drängt sich um den edeln Greis
Ein gluthentflammter wirrer Kreis,
Rion ruft ihm mit frechen Mienen:
„Prophet, dir ist ja Alles kund,
Was war, ist, wird in künft'gen Tagen.
So öffne mir den klugen Mund:
Wie sterb' ich? Sprich! Kannst du mir's sagen?"

Da spricht Merlin, der lange Frist
Von Haupt ihn bis zu Füßen mißt
Mit seinen klaren Adleraugen:
„Weh dem, der seinen letzten Tag
Vorwissen will! Dem Armen mag
Die frohe Gegenwart nicht taugen.
Doch da du thöricht frevelnd fragst,
So will ich dir die Wahrheit sprechen,
Du fällst vom Roß, auf dem du jagst,
Und wirst im Sturz den Schädel brechen!"

Rion zieht lachend wieder fort,
Merlin erhebt alsbald das Wort:
„Die Proben sind noch nicht zu Ende!"
Rion nimmt drauf der Mönche Kleid
Und schleicht in's Kloster. Kläglich schreit
Und stöhnt er dort und ringt die Hände,
Als bräch' ihm in der Brust das Herz.
Er bittet: „Sendet ohne Weilen
Hin zu Merlin, denn meinen Schmerz
Vermag der Weise nur zu heilen!"

Die Boten gehn. Es kommt Merlin
Mit seiner Maid. Gleich kennt er ihn,
Wie sehr der Heuchler sich verstellet.
Die Mönche fragen: „Naht der Tod?"
„Nein," ruft der Greis, „es hat nicht Noth,
Daß heute ihn die Krankheit fället,
Auch endet nicht im Bett der Mann!"
Sie sehn ihn horchend an im Kreise,
Indeß der Falsche keck begann:
„Wie sterb' ich denn? Nenn' mir die Weise!"

Da spricht der Zaubrer ernst und hart:
„Weh dem, der an der Gegenwart
Sich nicht bescheiden läßt genügen.
Gott hat die Zukunft weis verhüllt,
Doch deine Neugier sei erfüllt,
Und glaub', ich spreche keine Lügen:
Am Tage, der den Tod dir bringt,
Wird man dich aufgehangen finden!"
Er grüßet, wie sein Wort verklingt,
Man sieht im Kreuzgang ihn verschwinden.

Der Sproß des Uter von Gallot
Hebt sich hohnlachend: „Nun bei Gott,
Wie sich Orakel widersprechen!
Doch warte, trügrischer Merlin,
Noch feinre Fäden will ich ziehn,
Dein Ansehn will ich morsch zerbrechen!"
Er hüllt sich bald in Bettlertracht,
Ein hölzern Bein, am Aug' ein Pflaster
Vermummt ihn ganz. Wie boshaft macht
Doch eitle Gier, hochmüthig Laster!

In Lumpen eingewickelt steht
Er am Palast. Er weiß, dort geht
Vorbei mit seiner Maid der Alte.
Die Kranken hemmen hier den Pfad
Und fragen ihn um seinen Rath,
Daß liebend er der Heilung walte.
Aufschreit Rion mit lautem Mund
Und fleht: „Laß mich dir Heilung danken!"
Doch spricht Merlin: „Du bist gesund,
Ich heile nur die wahren Kranken!"

Da klagt auf's Neu der freche Wicht:
„Sterb' ich an diesen Uebeln nicht,
So melde, wie ich sterben werde?"
Laut zürnt der Weise: „Eitler Thor,
Du willst, so drängst du dich hervor,
Die Hölle haben auf der Erde.
Vernimm, naht dir der Todestag,
Dann macht das Wasser dich ertrinken!
So wirst du, — jäh trifft dich der Schlag, —
Inmitten deiner Sünden sinken!"

Mit Ninianen zum Palast
Geht dann Merlin. Rion erfaßt
Wildgrimme Lust. Von Wuth durchflossen,
So wirft er Krück' und Pflaster fort,
Ihm folgen zum verborgnen Ort
Die schnöd verbündeten Genossen.
Er ruft: „Nun seht ihr seinen Lug!
Falsch mischt der Zauberer die Karten!
Als ich ihn um mein Ende frug,
Da nannt' er mir drei Todesarten.

Ist's nicht genug mit einem Tod?
Ich brech den Schädel — Pein und Noth! —
Und muß auch hängen und ertrinken.
Wahnsinn ist seines Ruhms Geschrei,
Blendwerk ist seine Zauberei!
Bald soll das Fabelwesen sinken,
Durch das er seinen König schuf,
Den schäb'gen Waffenträgerjungen.
Das echte Blut bewährt den Ruf!
Folgt mir und kühn und stark gerungen!"

Und Jeder sattelte sein Roß,
Sie rüsten Schwert und Speer und Troß,
Sie sprengen trotzig aus den Thoren.
Sie ritten rings durch's Land zu Hauf
Und wiegelten die Männer auf,
Indeß sie falsche Eide schworen.
Wie ward da Artus' Jugendpracht,
Die recht im Licht der Unschuld funkelt,
Merlin und seiner Weisheit Macht
Mit gallig schwarzem Wort verdunkelt!

Das Alles sah Merlin voraus,
Und als er in dem Königshaus
Vor Artus trat, begann sein Mahnen:
„Fürst, lege ab das Friedenskleid!
Bald droht der Kampf, bald loht der Streit!
Entfalte deines Reiches Fahnen!
Fest, kräftig ordne gleich dein Heer
Und laß dir starke Rüstung frommen,
Und stehst du da mit starker Wehr,
Dann harr' der Dinge, die da kommen!"

Da war der Frohsinn bald am Ziel,
Es floh Gesang und Tanz und Spiel,
Es gingen heim die heitern Gäste,
Rasch gab es kriegerische Schau;
Artus schuf um den Königsbau
Zu einer kriegerischen Veste.
Am Thore hielten Reis'ge Wacht,
Hoch auf den Zinnen standen Schützen.
Es kam des Königs junge Macht
Die Tafelrunde stark zu schützen.

Da stand der fröhliche Gawin,
Mitsammt den Brüdern Agravin,
Gaheriet erschien, der Schnelle,
Voll Abenteuerlust Ereck,
Seht Lanzelot und Mark, wie keck,
Iwein der düstere Geselle.
Wie zeigt sich Tristan schön und mild,
Herr Wigramur mit Löwenmarke!
Es gleichet einem Riesenbild
Wigalois der große Starke.

Wohl that es Noth. Denn rings im Land
Auflodert der Empörung Brand,
Rion entfacht entsetzlich Feuer.
Verläumdern öffnet leicht das Ohr
Des Volkes sich. Haß sprüht empor.
Auch lockt das wilde Abenteuer.
Man nennt den König: niedre Brut,
Merlin: den fälschenden Propheten!
Gemeine treibt der freche Muth
In der Empörer Reihn zu treten.

Schon naht der Waffenlärm der Stadt,
Schon drängt der Sturm sich zornessatt
Zur Burg. Horch, die Geschosse klingen,
Schon hebet sich zum Wurf der Speer,
Das Schwert zum Hieb. Dort naht ein Heer
Um hier ein Heer zum Staub zu ringen.
Die Straßen stampft der Rosse Huf,
Der Führer Schrein durchtönt die Weite,
Jetzt stürzet sich mit Kampfesruf
Die Tafelrunde jäh zum Streite.

Doch in dem allgemeinen Sturm
Harrt ruhig auf dem höchsten Thurm
Merlin mit seiner Viviane.
Er steht so felsenfest und stark.
Das Mädchen zittert bis in's Mark,
Als sich entrollt die blut'ge Fahne.
Sie ruft entsetzt: „Merlin, Merlin,
O sieh, Blut, Mord, Verderben drohen!
Laß diesen schaur'gen Ort uns fliehn!
Eh rings des Kampfes Schrecken lohen!"

Und wie sie weinend fleht und ruft,
Da fliegt sein Mantel in die Luft,
Er schwingt den Zauberstab im Kreise.
Sein Auge flammt von Feuersgluth,
Sein Mund strömt wirrer Worte Fluth —
Dann harret still und starr der Weise: —
Die Kämpferschaaren stehen all,
Die schon sich mengten in der Runde —
Es schweiget jäh der Waffenschall —
Still wird's — unheimlich schleicht die Kunde:

O seht der Königsfeinde Noth!
Rion ist todt! Rion ist todt!
Rion, der Führer der Verräther!
Wie starren sie so bleich und blaß;
Vergessend Zorn und Grimm und Haß,
Sie sehn, er war ein Missethäter.
Wahrheit ward, was der Zaubrer sprach,
Er ist in jähem Tod gesunken,
Man fand, daß er den Schädel brach,
Man fand gehängt ihn und ertrunken.

Als er zur Stadt die Brück' erritt,
Da sank sie ein. Rion sank mit,
So brach ihm das Genick im Falle.
Es hielt der Sporn ihn fest am Stein,
Das Haupt fiel in den Fluß hinein,
Die Leiche sehn erschüttert Alle.
So ward dreifacher Tod sein Loos,
Ganz wie Merlin es einst gewettert.
Der Frevler ging zum Höllenschooß
Ertränkt, gehängt, das Haupt zerschmettert.

Wie stäubt verworren fort der Feind!
Der Tag unblut'gen Sieg's erscheint
Für Artus. Seine Lebenssonne
Steigt herrlich auf. Wie gern verzeiht
Er den Verführten! Aus dem Leid
Wuchs lauter freudenreiche Wonne.
Und Viviane sieht entzückt,
Wie sie Merlin den Weisen ehren.
Er aber eilt vom Lärm gedrückt
Mit ihr in's stille Haus zu kehren.

VII.

Die Krönung.

Wie, schon genug der Lebenslust,
Der diese junge frische Brust
So jauchzend laut gepocht entgegen?
Bei Gott, sie hat schon satt die Welt,
Sie ruft: „Nun ist das Reich bestellt,

Du gabst ihm Stärke, Dauer, Segen!
Du setztest seinen König ein,
Du machtest Neid und Aufruhr fliehen.
Laß sie sich selbst jetzt Hüter sein,
Wir beide wollen waldwärts ziehen!"

Da spricht Merlin: „Noch hab ich nicht
Erfüllt die vorbestimmte Pflicht;
Noch muß ich diesem Volk beweisen,
Daß Artus ganz nach seinem Recht
Beherrscht der Briten stark Geschlecht.
Dann geht es erst in rechten Gleisen.
Komm mit, heut ist der Krönungstag,
Im Schlosse rauscht es schon zum Feste!"
Da zogen Beide zum Gelag
Und mischten sich in's Heer der Gäste.

Wer fände wohl den rechten Sang,
Der zum Geläut und Liederklang
Des hellen Krönungstages paßte,
Der flatternd in der Banner Flug
Und rauschend in der Ritter Zug
Der Feier Herrlichkeit erfaßte,
Der all die Süßigkeit der Fraun
Erhöbe zart in holdem Preise!
Was es der Pracht da gab zu schaun,
Das singet keines Dichters Weise!

Hell wogt das Fest im Königssaal,
Der nie geprangt in solchem Strahl
Von Blumen, Sammt, Gestein, Standarten,
Von stolzer kühner Ritterschaft
Mit freiem Muth, mit straffer Kraft.
Die Mädchen glichen einem Garten,
Wie ihn der junge Mai geschmückt.
Es blüht und duftet und es wallet,
Beglückend fühlt sich und beglückt,
Was durch die mächt'ge Halle wallet.

Da öffnen plötzlich sich die Reihn.
Merlin, der Alte, tritt herein
Und steigt auf die erhabne Stelle.
Er heischet Ruh, Ruh ist sofort,
An jeder Lippe hält das Wort,
Und also spricht er laut und helle:
„Ihr Großen aus dem Britenland,
Jetzt höret und ihr seht zufrieden,
Daß euch ein Fürst vom höchsten Stand
Und reinsten Blute ist beschieden!

Warum war Artus euch nicht recht?
Ihr glaubt aus niederem Geschlecht,
Von tiefem Stamme ihn entsprossen.
Er ist der echte rechte Sohn
Von eurem König Pendragon,
Er ist vom Blute, das geflossen
Seit Urzeit in dem edeln Stamm,
Der hier im Land das Scepter führte,
Drum kam es, daß ihn wundersam
Gott selbst zu eurem Herrscher kürte.

Ich lenke eu'r Gedächtniß weit
Zurück in längst verschollne Zeit.
Es stand in frischer Mannesblüthe
Der letzte König. Kalt wie Erz
War für die Frauen stets sein Herz,
Das nur für Männerwerke glühte.
Da brannt' es plötzlich leuchtend voll
Von heißer Leidenschaften Funken.
Die Herzogin von Tintayol,
Sie macht' ihn wilder Liebe trunken.

Yguerne war so schön und hehr,
So seelenstolz, daß nimmermehr
Ein ähnlich Weib die Welt geboren.
Ehlos war er, sie war vermählt.
Doch wie er sie mit Schwüren quält,
Sie schloß ihm ernst und streng die Ohren.
Und als zu dreist der König fleht,
Da ward sie offen dem Gemahle,
Der Herzog zürnt, der Herzog geht
Und greift zu seinem guten Stahle.

Er rief den Aufruhr durch das Land
Und bald war wilder Krieg entbrannt,
Es reihten Schlachten sich an Schlachten
In Haid' und Feld und Waldversteck.
Stark war der Fürst, der Herzog keck,
Des Gegners mußte Jeder achten.
Doch löschte weder Streit noch Zank
Im Herzen Pendragon's das Feuer,
Es frommten ihm, der liebeskrank,
Nicht Krieg und List und Abenteuer.

So kam es, daß die Kunde scholl:
Es ließ das Schloß von Tintayol
Der Herzog, um im Feld zu liegen.
Verrathen hat es ein Vasall:
Er sinnt auf nächt'gen Ueberfall,
Das Lager hier will er ersiegen.
Da ordnete der König bald
Schlachtordnung, Waffen, Wächter, Streiter,
Und gab der Oberhut Gewalt
Dem stärksten seiner starken Leiter.

Dann ritt er selbst zur Abendzeit
Hinaus in schwarze Dunkelheit,
Nach Tintayol ritt er die Stege.
Wie Sturmwind schnell trug ihn das Roß,
Er kannte Pfad und Thor und Schloß
Und drin die Räume, Treppen, Wege.
Den Thorwart dort bestach sein Geld,
Es öffnete sich schnell die Pforte.
Wie pocht sein Herz, wie klopft und rollt
Sein Blut an dem ersehnten Orte!

Er schleicht zur Herrin in's Gemach.
Ob dem Gemahl ist sorgend wach
Die schöne blühende Yguerne.
Der König ahmt des Herzogs Ton
Leisredend nach. Da ward sein Lohn

Süßflüchtig Glück. Der Stern der Sterne
Lacht ihm die Nacht. Heiß Brust an Brust
Hat da das Weib von ihm empfangen.
Als Morgens sie erwacht in Lust,
Da war der König längst gegangen.

Ihr war wie Traum. — Doch Pendragon
Flog lagerwärts. Horch, Siegeston
Begrüßet ihn mit frohen Kunden!
Des Herzogs Ueberfall mißlang,
Er selber fiel im Streiterdrang
Und liegt im Feld mit tiefen Wunden.
Zerstreut hat sich der flieh'nde Feind.
Wie seltsam fallen die Geschicke!
Der König lacht, der König weint,
Ihm stehen Lust und Leid im Blicke.

Mit Lust denkt er an's schönste Weib,
Das frei jetzt ist. Den todten Leib
Des Feindes sieht er an mit Schmerzen.
Er folgt ihm klagend an das Grab.
Sie senkten schaurig ihn hinab.
Da schluchzen rings mit trüben Herzen
Die bärt'gen Männer. Aller Groll
War aus den Geistern schon geschieden.
Ein ganzer Mann war Tintayol,
Gut, tapfer, brav — er ruh in Frieden!

Doch als die Trauerzeit verging,
Und als die Wittwe nun empfing
Das Beileid ihrer Freund' und Sippen,
Da kam auch Pendragon zum Schloß,
Reumüthig schmerzhaft Klagen floß
Ihm aus dem Herzen auf die Lippen.
Daß ihr Gemahl fiel in der Schlacht,
War er nicht Schuld. Doch schwoll sein Jammer,
Daß er benutzt dieselbe Nacht,
Sie zu betrügen in der Kammer.

So tief und herzlich war sein Leid,
Daß ihm Yguerne bald verzeiht.
Er fleht: „So nimm mich auch zum Gatten,
Da ich's schon bin. Laß sühnen mich
Die Sünde, daß ich dich beschlich!
Laß uns das alte Leid bestatten!
Laß neues Leben uns erblühn.
Dem Kinde unter Deinem Herzen
Gib mich zum Vater! —" Sprühend glühn
Sah man da bald die Hochzeitskerzen.

Die Hoffnung, die Yguerne schwoll,
Hielt man geheim. Es wurden voll
Neun Monde seit der Nacht der Sünden,
Der Nacht der Schlacht. Und da genaß
Des Sprossen sie, ohn' Ziel und Maß
Liebreizend hold. Wer mocht' es künden
Dem Volk der Briten? Ach, das Kind
Entsproß verbrechrischem Umarmen!
Ein übler Ruf erwächst geschwind,
Dem König mehr noch wie dem Armen.

So kam geheim das Kind an's Licht,
Geheimniß machte man zur Pflicht,
Den Frauen, die zur Kön'gin stunden.
Es traf sich grad, daß Anthor's Weib
Gesegnet war an ihrem Leib,
Und als Yguerne war entbunden,
Gebar auch sie. Dem Königssproß
Ward sie zur Amme auserkoren,
Doch ging in's Land die Mähr vom Schloß:
Sie habe Zwillinge geboren.

Artus, der Sohn des Pendragon,
Wuchs also auf als Anthor's Sohn!
Nun tritt hervor, du Waffenträger,
Und schwöre einen heil'gen Eid,
Ob ich die Wahrheit sprach zur Zeit! —"
Da hub sich rasch zum Schwur der Pfleger
Des jungen Königs, redend klar,
Indeß er hoch die Hand erhebet:
„Es ist Merlin's Bericht so wahr
Wie Gott der Herr im Himmel lebet!"

Da gab's des Jubels rings genug,
Dann ging es fort in reichem Zug
Umjauchzt vom freudevollen Volke.
Der Orgel vollster Liederstrom
Erklingt im alten heil'gen Dom.
Chorknabensang und Weihrauchwolke
Begrüßen sie. Der Erzbischof
Gab bald dem echten Königssohne
Die Weihe, heilges Salböl troff,
Dann schmückt das Haupt die Königskrone.

Die Menge geht, das Amt ist aus,
Und wieder sitzt im kleinen Haus
Merlin, zur Seite Ninianen.
Der Abend ist so duftig lind.
Der Weise spricht: „Jetzt erst, mein Kind,
Bracht' ich mein Werk in rechte Bahnen,
Bis jetzt nur schafft' ich mit dem Geist,
Jetzt folg' ich meines Herzens Triebe,
Der stürmisch dir an's Herz mich reißt.
O Niniane gib mir Liebe!"

Der Greis erglüht, die Maid erblaßt,
Doch plötzlich hat sie sich gefaßt,
Sie ruft: „Der Liebe Offenbarung
Ist mir noch fremd. Was weiß mein Herz
Von Liebeslust und Liebesschmerz.
Die Liebe gibt nur die Erfahrung!" —
Der Alte ruft: „Du kennst sie nicht,
Wohlan, so will ich sie dir zeigen! —"
Roth dämmert her das Abendlicht
Und beide sinken tief in Schweigen.

VIII.

Die Hochzeit.

Frühmorgenroth umweht die Welt.
Wer reitet dort durch Hag und Feld?
Das ist Merlin mit Ninianen.
Sie kosten Farben, Licht und Duft
In frischer, herber, freier Luft
Bei Kardueil auf stillen Bahnen.
Von Liebesmähren hell und bunt
Süßtönend quillt der Mund des Weisen.
Die Lieb' ist auf dem Erdenrund
Als höchstes, liebstes Glück zu preisen.

Sie leiht dem Dasein Duft und Glanz,
Sie macht den halben Menschen ganz,
Sie ruft zur Erd' des Himmels Segen.
Des eignen Seins vergessen sein,
Im Andern aufgehn leuchtend rein,
Das ist ihr Glück auf sel'gen Wegen.
Dem Wort, das ihm berauschend floß,
Lauscht sie. Ihm ist wie Glück und Friede.
Da liegt am Weg ein glänzend Schloß,
Es ist das Schloß von Thamelide.

Im Garten steht Leodagan,
Des Britenlandes reichster Mann.
Ihn freuet der Besitz der Räume
Von vielen Meilen. Rings umgeht
Er Blum' und Kraut und Busch und Beet,
Bald tritt er unter hohe Bäume.
Da schaut er über'm Hag das Paar,
Er grüßt und bittet sie zu Gaste.
Laut ruft er. Seiner Leute Schaar
Stürmt dienstbereit aus dem Palaste.

Doch tritt der Alte mit der Maid
Nur in den Park. Vor Mittagszeit
Will er noch Kardueil erreichen.
Da bittet ihn Leodagan:
„Merlin, du weiser Mann, sag' an!
Du lösest Räthsel sonder Gleichen.
Lös' mir auch eins, das mir die Nacht,
Die dunkelschatt'ge, aufgegeben.
Es hat mich um den Schlaf gebracht
Mit seinem stillgeheimen Weben.

In später Stund' fuhr ich empor,
Seltsames Flüstern traf mein Ohr
Dort von den Linden und den Rosen.
Ob so der Bäume Rauschen klingt,
Des Brunnens Strahl, der plätschernd springt?
O nein, es war wie süßes Kosen
Verliebter Stimmen. Lauschend lang
Wollt' ich erkennen dieses Schallen,
Dann tönte lautaufjauchzend bang
Das schöne Lied der Nachtigallen.
Wer dort gesprochen, thu' mir kund!"
Ein feines Lächeln spielt am Mund
Des Weisen hin. — Mit flinken Füßen
Hüpft eine Maid nun ungesäumt
Vom Lindenbaum, wo sie geträumt,
Leodagan hell zu begrüßen.
Es ist sein rosenblühend Kind
Genevra, licht wie Mai und Leben,
Erquickend wie der Morgenwind,
Der uns den Morgengruß will geben.

Sie schlingt um ihn den weichen Arm
Und küßt ihn hold, als ob der Schwarm,
Der ihn umgibt, im Kreis nicht stände.
Da nahet sich Merlin dem Paar
Und pflücket aus der Jungfrau Haar
Ein Lindenblatt, und in die Hände
Legt er's dem Greis: „Es gibt zur Frist
Dies Blatt dir Antwort ohne Mühen.
Forsch', wo dies Blatt gewachsen ist!
Ich glaube, wo die Linden blühen!"

Da streift ein dunkel Purpurroth
Der Tochter Antlitz. — Pein und Noth
Und Heftigkeit erfaßt den Alten.
Es ist als träf' sein Herz ein Dorn,
Ihm quillt der Grimm, ihm schwillt der Zorn,
Er weiß zuletzt sich nicht zu halten.
Er schreit: „Hat dich das Blut verführt?
Packt dich der Leidenschaft Getriebe?"
„Es thut's das Herz!" ruft sie gerührt,
Und weinend spricht sie: „Ja, ich liebe!"

„Wer ist dein Buhle?" tobt der Greis.
Die Tochter spricht: „Ach Gott, ich weiß
Dir Stand und Namen nicht zu sagen.
Es ist ein Jüngling, kühn und scheu,
Voll herz'ger Lust, voll süßer Treu,
Voll holder Güte. Selig schlagen
Die Pulse mir, wenn mir sein Bild
Den Geist durchwehet. Hier am Hage
Ritt er vorbei. Er grüßte mild.
Ich grüßt'. Das bracht' uns lichte Tage.

Wir hoben einsam plaudernd an.
Nicht tagt' es, daß wir uns nicht sahn,
Dann kosten wir die stillen Nächte.
Was zürnest du? Der Herzen Spiel
Ist lieblich sonder Maß und Ziel!"
Der Greis hebt drohend seine Rechte.
Da ruft Merlin: „Halt ein die Eil'!
Was du erfuhrst, ist nicht vom Bösen.
Kommst du zum Fest nach Kardueil,
Soll sich das Räthsel glücklich lösen!"

Und so entreitet er dem Ort
Und zieht mit Ninianen fort,
Um nach der Hofburg zu gelangen.
Dort schmücken Blumen schon das Haus,
Die Fahnen stecken sie heraus,

Im Wappenschmuck die Giebel prangen.
Auf jedem Pfad die Gäste nah'n
Aus Wäldern hier und dort aus Auen.
Gleich wie ein Mährchen schaut sich's an:
Wie kühn die Ritter, hold die Frauen!

Und als der nächste Morgen schien,
Sah man zum Park den König ziehn,
Es ging Merlin an Artus' Seite.
Es folgt der Gäste reiche Schaar,
Das Alter grau, die Jugend klar,
Es war ein leuchtend hell Geleite.
Bedacht vom knorrigen Geäst
Steht dort ein Tisch im Eichengrunde,
Es gilt zu feiern heut' das Fest,
Das Stiftungsfest der Tafelrunde.

Rings wogt und wallt und webt es licht,
Es plaudert, kost und lacht und spricht;
Im grünen Wald welch farbig Leben!
Da ruft Merlin: „Heut ist der Tag,
Wo sie vollzählig werden mag,
Die Tafel, die ich euch gegeben.
Ihr wißt, stets leer ist noch ein Platz,
Ihr Herrn und Ritter, laßt euch fragen:
Wer hegt im Geist der Reinheit Schatz,
Wer will den Sitz zu nehmen wagen?"

Da wird mit Einmal Alles stumm,
Denn die Erinnerung ging um
An Uter von Gallot, den Frechen,
Den unter Blitz und Donnerklang
Der aufgerissne Grund verschlang:
Wem soll da nicht der Muth zerbrechen!
Der Tafelrunde edler Kreis
Ließ ernst sich auf die Sitze nieder,
Elf an der Zahl, des Landes Preis,
Doch fehlt der zwölfte noch der Glieder.

Seht, anmuthsvoll und schönheitsfrisch
Tritt plötzlich Artus an den Tisch:
Kein Athem tönt. — Er naht der Stelle,
Der leeren, jetzt. Er faßt den Stuhl.
Wird er nicht auch im Höllenpfuhl
Jählings versinken? Jugendschnelle
Nimmt er die offne Lücke ein,
Als hätt' er immer dort gesessen.
Er lacht. Das muß der Rechte sein!
Und Jubel schallet unermessen.

Da neigt er reizend sich zum Gruß
Und seine Rede nimmt den Fluß:
„Nehmt meinen Dank, ihr Festgenossen!
Heut' wird die Tafelrunde voll.
Als Hüterin des Rechtes soll
Sie stehn im Reich fest, stark, geschlossen.
Recht, Wahrheit, Tugend, Männermuth
Soll sie in sichrer Kraft bewahren,
Den Schwachen schützen stark und gut,
Und Treue schön mit Liebe paaren!"

Noch redet er. Den Forst durchbricht
Ein neuer Zug. Grüngoldnes Licht
Wirft drauf der stille Waldesfriede.
Wer schafft durch's Dickicht sich die Bahn?
Das ist der Herr Leodagan,
Genevra ist's von Thamelide;
Wie sie den Redenden erschaut,
Bricht ihr ein lauter Schrei vom Munde.
Ohnmächtig in dem schrillen Laut
Sinkt von dem Zelter sie zu Grunde.

Artus hält ein und springt ihr zu.
Sie liegt in lilienblasser Ruh,
Er neigt mit Rufen, Küssen, Kosen
Sich über sie. Er haucht sie an,
Bis sie die Augen aufgethan,
Dem Antlitz kehren bald die Rosen.
Dann suchet stumm sie nach dem Wort.
Wie schämig ihre Augen irren!
„Er ist's!" ruft sie dem Vater dort,
„Er ist's!" in lieblichem Verwirren.

„Jawohl, ich bin's!" tönt Artus' Ruf,
Der unverhofft dies Leid dir schuf,
Und dem du doch nur Lust geschaffen.
Mein Herz, du hast mich nicht gekannt
Und mich geliebt. Das hat berannt
Sieghaft mein Herz mit Liebeswaffen.
Denkst du der Tage an dem Hag,
Der Nächte an den alten Linden?
Ich schwieg, daß du an diesem Tag
Als Fürst mich möchtest wiederfinden.

Drum sei nun meine Königin! —"
Wie lag sie da mit sel'gem Sinn
An seinem starken Männerherzen.
Ihr Auge quoll in Thränenlust,
In Seufzerfreuden schwoll die Brust,
In Wonnen lösten sich die Schmerzen.
Wie war Leodagan erstaunt,
Glückwünsche tönten aus der Menge.
Hört, wie das jauchzet hellgelaunt
In neu aufwogendem Gedränge.

Da rüstete man bald in Eil'
Das Hochzeitsfest zu Kardueil.
O Pfingsten, lichtes Fest der Maien,
Du bist der Blumen Blüthezeit,
Du bist der Vögel Brütezeit.
Da jubelt Alles hell zu Zweien,
Da klinget selig Geist in Geist,
Da senkt der Himmel sich zur Erde!
O Feuerflammenfest, wie preist
Mein Herz dich — süßes frisches Werde!

Es spielten ohne Maß und Ziel
Die Herzen süßes Liebesspiel.
Und Niniane hat gesehen
Zuerst der Augen glüh'nden Gruß,
Gelauscht dem Wort, gelauscht dem Kuß

In Sälen, Lauben und Alleen.
Welch' Suchen und welch' Finden war's
In Ecken, welch' Verstecken, Necken
Das Minneweben jeden Paars
Entzücket sie, macht sie erschrecken.

Sie selber steht umflattert bald,
Denn mächtig locket die Gestalt
Mit ihrem waldfrisch kecken Leben,
Es lockt der Augen tiefe Pracht,
Und wem sie nur das Herz entfacht,
Der will ihr Alles, Alles geben,
Geist, Dasein, Leib und Gut und Blut.
O welche Stärke hat die Minne,
Daß Alles für die Liebste thut
Der Mann, dem sie verwirrt die Sinne!

Da strahlt ihr Aug' in sprüh'nder Gluth,
Da funkt ihr Geist von Uebermuth,
Und wer ihr naht in Liebeshoffen,
Den straft ihr Wort mit hellem Witz,
Den schlägt ihr Spott ein rascher Blitz
Und Alle geh'n von Hohn getroffen.
Noch einmal kommt heran Gawin,
Um ihre Schönheit hoch zu preisen:
„Gib Liebe mir!" — Sie necket ihn:
„Bist du der Weiseste der Weisen?"

Einsam steht sie ein Marmorbild.
Da zucket ein Gedanke wild
Ihr durch das Haupt, ach, ein Gedanken
Des Hochmuths und der Selbstsucht fliegt
Ihr zu, in dem der Geist sich wiegt
In langem Auf- und Niederschwanken:
Sie hat Merlin zur Lieb' entfacht,
Der Weise soll der Maid sich bücken,
Sie will zerbrechen seine Macht,
Um sich mit seiner Macht zu schmücken.

Das denkt sie kalt und starr und stier,
Da naht der alte Zaubrer ihr
Durch's fröhlich festliche Getriebe.
Nie sah er sie so zaubervoll.
Auf's Neu' dem Mund das Wort entquoll:
„O Niniane, schenk' mir Liebe!"
Sie aber lacht mit hellem Scherz:
„Merlin, ich thue dein Begehren,
Doch eh' ich schenke dir mein Herz
Mußt du mich deine Zauber lehren.

Ruh' ist in Nord, Süd, Ost und West,
Der König sitzt im Throne fest,
Die Schaar der Neider ist zerstoben,
Die Tafelrunde ist am Ziel.
Ich hab' genug an Tanz und Spiel,
Turnier, Wettreiten, Waffenproben,
Artus, Genevra sind voll Glück,
Laß sie der Freude süßem Wahne!
Zur Lehre! Komm, wir ziehn zurück
Zum Zauberwald von Breziliane!"

Da rief Merlin in's Fest: „Wohlan,
Ihr seid mit Wonnen angethan!
Nie blasse euch ihr Goldgefieder,
Ich habe hier mein Werk vollbracht.
Sucht es zu wahren wohlbedacht.
Ich geh', nie sehet ihr mich wieder!"
Wie flehte sie! — Jedoch er ging,
Ihm folgt' die blonde Niniane —
Wo sie am Thor der Hirsch empfing:
„Fort in den Wald von Breziliane."

IX.

Waldliebe.

„Wie schön bist du, Waldeinsamkeit!
Grüngold'ne Dämm'rung weit und breit
Hoch überwölbt durch schwanke Wipfel,
Rings alle Stämme moosig grau,
In Kraut und Blumen blitzt der Thau
Und sonnig funkelt's durch die Gipfel.
Bachrauschen, Vogelsingen schallt,
Dieweil der Lenz entrollt die Fahne.
Sei mir gegrüßt du alter Wald,
Du Zauberwald von Breziliane!"

So klinget Ninianen's Lied,
Das froh den grünen Raum durchzieht,
Indeß Merlin es tief begleitet,
Wie freut sich Dionas im Schloß;
Waldleben führten sie. Wie floß
Die Luft gemeinsam! Munter schreitet
Das Paar zu Bach und Schlucht und See,
Bald ruht's im Moos an hohen Eichen,
Bald auf der Wies' im rothen Klee,
Bald an der Wasserfluth Bereichen.

Einst lacht die Maid mit rothem Mund:
„Du lieber Mann, nun thu' mir kund,
Was hält dich denn im Wald gebunden?
Du kennst die große reiche Welt,
Dich lockt und ladet Schloß und Zelt,
Wo du erscheinst, gibt's frohe Stunden.
Stolz ist, wem du dich zeigst als Gast,
Man ehrt in dir den größten Weisen,
O du der Erste im Palast,
Was weilst du hier in stillen Kreisen?"

Er spricht: „Voll Frieden bin ich nur
Im weisen Arme der Natur.
Sie zeigt mir Wunder täglich tausend.
Spricht sie mir tausendstimmig zu,
Da hat das Herz reich volle Ruh —
Was will die Welt in Wirrniß brausend!
Doch was mich bannt zu allermeist,
Das ist der Schöpfung reinstes Wesen,
Das bist mit hellem, wahrem Geist,
Du liebe süße Maid gewesen!"

„Du Waldkind, frisch, froh, frei im Muth,
Gesund im Herzen, wild im Blut,
Ganz ohne Falsch, so treu und offen
Wie Licht und Luft, Nichts ist dir gleich
So weit ich sah das Erdenreich,
Dein Bild hat mir das Herz getroffen,
Hoch übersiegend Glanz und Lust
Im öden kalten Weltgetriebe.
Du füllest ganz die volle Brust,
O Niniane, gib mir Liebe!"

„Wie alt bist du?" neckt da die Maid.
Er spricht: „In meiner Jugendzeit
Hab' ich die Gegend hier durchzogen,
Da war der Boden eben, flach,
Jetzt aber spannt der Wald sein Dach
Darüber in gewölbten Bogen! —"
„Dann," ruft sie, „bist du viel zu alt
Zum Liebesspiel. So hört' ich sprechen.
Selbst kann ich's nicht. Ach, die Gestalt
Will dir ja schier vor Alter brechen!"

Da fährt der Alte auf voll Schwung:
„Bin ich auch alt, ich bin doch jung,
Im Geiste ruht die rechte Jugend,
Doch blieb durch Zauberkraft gefeit
Auch jung mein Leib. Denn alle Zeit
Hielt ich an Recht und Maß und Tugend.
Du sahst in Masken mich allein,
In jede Form kann ich mich wandeln,
Der Edelknecht und Greis sind Schein,
Ein andres Kleid ziemt anderm Handeln!"

Sie ruft: „Gestalt und Angesicht,
Merlin, zeig' mir im wahren Licht!" —
Er spricht: „Mein Kind, das that ich nimmer.
Wie recht ich bin, war ganz ich mein,
Kein Andrer sah's. Jetzt bin ich dein,
Drum weiche dir der fremde Schimmer.
Ich bin nicht jung, ich bin nicht alt,
Ich bin ein Sohn geheimer Mächte.
Wie übst du auf mein Herz Gewalt!
Sieh her, das ist Merlin der Rechte!"

Da fuhr ein Blitz aus blauer Luft,
Ein Donner scholl. Rings wehte Duft,
Wie Wolken zog es um den Alten.
Und als er nebelgleich verrann:
O Zauberbildniß, da begann
Der schönste Mann sich zu entfalten.
Hochstolz der Leib, das Antlitz blüht,
Schwarzblau umwallen ihn die Haare,
Im Auge zuckt's. — Sieh, blitzt und sprüht
Dies Wesen nicht, dies wunderbare?

Und Niniane kennt Merlin
Rasch hochaufathmend. ihn
Die Blicke nicht und Worte?
Hell ruft er aus: „Das in Bild.
Jetzt zeige dich mir hold !

O öffne deines Herzens Pforte!
Gib Liebe mir!" — Das Mädchen meint:
„Gern will ich deinen Wunsch gewähren.
Doch eh' die Liebe uns vereint,
Sollst du mich deine Zauber lehren!" —

Er ging es ein, der willenbar
Der Leidenschaft verfallen war.
Es ist das erste Mal im Leben,
Daß er geliebt. Pein, Sehnsucht, Lust,
Wehmuth durchwogen seine Brust.
Er hat sein Wesen hingegeben
Dem andern Wesen. Ganz im Bann
Hält ihm das Mädchen alle Sinne.
O Gott, je stärker ist der Mann,
Je stärker kettet ihn die Minne.

Sie kehrten nicht in's Schloß zurück,
Es ist den Beiden Heil und Glück
Einsam im tiefen Wald zu streifen.
Was braucht's der Menschen und der Welt?
Er baut im Sturme ihr das Zelt
Mit Bett und Tisch. Mag sie nur greifen,
So bietet Speise sich und Wein.
Was sie verlangt, sie kann es stillen.
Will sie durch's Land getragen sein,
Sind Hirsch und Zelter ihr zu Willen.

So sicher ist sie seiner Gunst,
Daß sie die tiefgeheime Kunst
Der Zauberei ihm leis entschmeichelt.
Was hat zu weigern er die Macht,
Wenn sie ihm flüstert, kost und lacht,
Und ihm die dunkeln Haare streichelt,
Die Hand ihm drückt! Stets höher läßt
Die Maid er zur Erkenntniß klimmen,
Alltäglich feiert sie neu ein Fest,
Verstehend rings des Weltalls Stimmen.

Längst waren ihr die Thiere zahm,
Das scheue Wild vom Walde kam,
Sie harmlos spielend zu umhüpfen,
Es senkten ihr auf die Gestalt
Die Vögel sich. Vom Felsenspalt
Sah sie die Eidechs sich umschlüpfen.
So war's ja sonst. — Doch ihren Laut
Verstand sie nicht. In tiefem Hagen
Hat jetzt der Zaubrer ihr vertraut,
Was sie sich rufen, singen, sagen.

Die Biene, die im Kelche summt,
Der Käfer, der im Moose brummt,
Die Spinne, welche ihre Fäden
Von Zweig zu Zweige glänzend webt,
Das Blätterrauschen, welches bebt
Durch Eich' und Buche, selbst die Reben,
Drin Blume sich zu Blume neigt
Und Halm an Halm auf grünem Grunde —
O Alles, was den Andern schweigt,
Wird ihr zur offenbaren Kunde.

Ja, sie versteht im Sonnenschein
Der Strahlen Blitzen und das Schrein
Der Wasserfälle in den Schluchten,
Das Glitzern auf des Seees Fluth,
Der Erde brodelnd warme Gluth,
Am Waldgebirg, entlang die Buchten.
Und rieseln dann zur Erd' hinab
Die dicken, feuchten Regentropfen:
Was das für neue Stimmen gab
Im leisen und im lauten Klopfen!

Dann fährt das Wetter dumpf heran,
Die schwarzen Wolkenmassen nahn
Hoch auf des Sturmwinds lauten Rossen,
Die Blitze zischen flackernd Gold,
Vom Bergwald Donner rollt und grollt,
Die Forsten ächzen. Uebergossen
Stehn sie von Gluth und Fluth. — Es rauscht
Hell funkend in den schwarzen Haaren
Merlin's. — Das Mädchen schaut und lauscht,
Die neuen Wunder zu erfahren.

Das Wetter flieht. Lind weht die Nacht,
Am Himmel strahlet Sternenpracht,
Es steigt der Mond entlang die Hügel
Und webt sein helles Dämmerlicht
Um Waldeskronen tief und dicht,
Um Blumen, drum mit schlankem Flügel
Nachtfalter schwirren. Milder Duft
Entsteigt berauschend allen Blüthen —
Was durch die Weiten webt und ruft,
Sie weiß die Zauber all zu hüten.

Dann stürmt das Herz aus scheuer Hast,
Dann woget auf die Leidenschaft
Des Zaubrers. Heftig wilde Triebe
Durchzucken ihn. In Pein und Lust
Entringt ein Schrei sich seiner Brust:
„O Niniane, gib mir Liebe."
Doch neckisch fliehet sie den Mann,
In's Leere greifen seine Hände.
Sie lacht im fernen Waldesbann:
„Noch ist die Lehre nicht zu Ende!"

Hat denn ihr Wissensdurst kein Ziel?
Kommt nie zu Schluß das Zauberspiel?
Wann neigt sie sich des Meisters Grüßen? —
Ach, steigt der Morgen licht empor,
Da sitzt sie, offen Aug' und Ohr,
Auf's Neue zu des Meisters Füßen.
Er lehrt sie zaubern Bild auf Bild,
Auftaucht der Menschheit weites Leben.
O wie das wogt und wallt und quillt
In üpp'gem Durcheinanderweben!

Wer sagt, was er ihr Alles wies
Vom fernen, schönen Paradies,
Von Sündfluth und von Babels Thurme,
Von Völkern, welche Stamm auf Stamm
Aufblühten hell und wundersam
Und dann verwelkten; von dem Sturme
Der Schlachten, Sieg und Untergang,
Von großen, starken, schönen Helden,
Von Thaten, die im hellen Sang
Der besten Dichter Lieder melden!

Wer sagt das Alles? Doch zum Schluß
Kommt erst der Zauber recht in Fluß;
Es naht ein heller Hochzeitsreigen,
Die Geige klingt, die Flöte singt,
Die Schaar der hellen Paare springt:
Jetzt muß die Lieb' sich sieghaft zeigen!
„Komm," ruft Merlin, „wir sind das Paar,
Zu schließen dieser Lust Getriebe!
Jetzt schenke dich mir ganz und gar!
O Niniane, gib mir Liebe!"

Und wie er fest sie an sich schmiegt,
Da fühlt sich schier die Maid besiegt;
„Merlin, Merlin, wie ich dich liebe!
Du bist der allerbeste Mann,
Der Mann, der ganz mein Herz gewann!
Hätt' ich dich nicht, o Gott, wo bliebe
Ich, die nur ist und lebt in dir.
Doch Lieb' ist flüchtig, falsch sind Herzen.
Du, Schöner, gingst du je von mir,
Ich könnte nie mein Loos verschmerzen!

Drum nenne mir das Zauberwort,
Das heute, morgen, immerfort
In Ewigkeit dich an mich bindet,
Das scheidend von der Menschenwelt
Dich fest in meinem Banne hält,
Ob Jahr um Jahr auch flieht und schwindet.
So bin ich dein, so bist du mein,
Wir leben ewig liebetrunken
In ew'gem Liebessonnenschein,
In ew'ge Liebesluft versunken!"

Sie waren jener Stelle nah,
Wo er die Maid zuerst ersah,
Und wieder blüht die Weißdornhecke
Am Rand des Sees. Der Vögel Sang
Zieht süß den blum'gen Raum entlang
Im weltverlorenen Verstecke.
Sie schaut ihn an so innig tief,
Sie küsset ihn zuerst am Munde.
„Hör' mich, Merlin! Merlin!" so rief
Sie aus dem tiefsten Herzensgrunde.

Er sieht und weiß und denkt nichts mehr.
Er thuet nach der Maid Begehr,
Er spricht die Worte. Und die Worte
Spricht laut sie nach. Ein dichtes Haus
Umfängt ihn. Nie mehr kann er draus,
Es fehlt dem Geisterbau die Pforte.
Wohl ruht er nun in Ewigkeit
Am weichsten Busen, hellsten Wangen.
Die Lieb' und eine schöne Maid,
Sie hält den Weisesten gefangen.

X.

An der Weißdornhecke.

Wo hat sich je mit Kraft und Macht
So reich verbunden Glanz und Pracht
Und jubelnd jauchzend fröhlich Wesen,
Gleich wie in Artus' Königshaus!
Da ging die Freude nimmer aus.
Frau'n, Ritter, Dienstvolk ist erlesen
Zu heiterm Sinn. Wie Alles zieht
Zu Spiel und Tänzen, Kampf und Reiten!
Unmüde klang der Barden Lied
Zum holden Ton der Harfensaiten.

Wie strahlt des Königs Majestät!
Wie süße holde Anmuth weht
Der Königin durch Geist und Glieder!
Wie ist der Hof entzückt, beglückt,
Wie in das Paradies gerückt! —
So kam im Mai das Pfingstfest wieder.
Man hielt auf's Neu zu Kardueil
Das hohe Fest der Tafelrunde.
Warum nimmt denn Merlin nicht Theil?
Was fehlet er dem edeln Bunde?

So fragt man allwärts laut und leis,
Da gehen flüsternd durch den Kreis
Unruhe regend trübe Mähren.
Man sah ihn nicht seit Jahresfrist,
Es heißt, daß er verloren ist.
Wer weiß sein Bleiben zu erklären?
Zuletzt ward er gesehn am Rand
Des Zauberwald's von Breziliane,
Wo er im Dickicht jäh verschwand
Mit seiner blonden Niniane.

Da faßte Alle Gram und Pein.
Wo blieb das Fest im Frühlingsschein?
Von Trauerwolken schwer verhangen
So löf't sich's. Als die Gäste fern,
Da bleiben nur die edeln Herrn
Der Tafelrund in stillem Bangen.
Und Artus ruft: „Hinaus und fort!
Sucht mir den theuren weisen Meister,
Und müßtet ihr zum fernsten Ort,
Und müßtet ihr in's Reich der Geister!"

Da zogen in die Welt Gawin,
Gaheriet und Agravin
Mit Gareheiz und Segramore
Und Lanzelot, Irwin, Ereck
Und Tristan, Wigalois keck
Nebst Wigramur rasch aus dem Thore.
Flugs ritten sie zum Zauberwald,
Den alle Menschenkinder mieden.
Hüfthörnerton und Rufen schallt
Bald durch der Bäume heil'gen Frieden.

Sie suchen Dionas im Schloß,
Doch schwand der Ritter mit dem Troß,
Es wuchert Grün in öden Mauern,
Es nistet Eul' und Falk im Thurm,
Und durch die Fenster geht der Sturm.
Der alte Waidmann ließ voll Trauern
Die Burg, als er sein Kind verlor,
Er ist in fernes Land gezogen,
Der Edelhirsch tritt durch das Thor,
Der Fuchs durchstreift den Mauerbogen.

Vergebens suchen nah und fern
Der Tafelrunde kühne Herrn
Rings durch des Forst's verworr'ne Gründe.
Aus Hochwald und Gebüschen bricht
Nur scheues Wild. Merlin ist nicht
Im Felsgehöhle feuchter Schlünde,
Sie rufen seinen Namen all,
Es tönet auf, es tönet nieder,
Doch spottend lacht der Wiederhall
Die Rufe von den Felsen wieder.

Gawin nur naht dem Platz am See.
Die Weißdornhecke blüht wie Schnee.
Wie ist die Stelle lieb und sonnig!
Wie küßt so warm der Sonne Gluth
Die Blumen auf! Wie spielt die Fluth
Am Ufer plätschernd. Süß und wonnig
Erklingt ringsum der Vögel Sang.
Da ist ihm, als ob aus der Tiefe
Des hellen Hag's in leisem Klang
Ihm wohlbekannte Stimme riefe.

Tönt's nicht: „Gawin?" Er ruft: „Merlin!"
„Gawin!" erklingt's. — Er kennet ihn.
Das sind des Zaubermeisters Laute.
„Merlin, wo bist du?" fraget hell
Der junge stürmische Gesell,
Der halb sich freute, dem halb graute.
Die Stimme kam vom Heckensaum,
Ihm ist als ob dort Nebel schwebe.
Er stürmt hinan. Doch hält vom Raum
Zurück ihn unsichtbar Gewebe.

„Zurück, zurück!" so tönt es draus,
„Ich bin Merlin. Im Zauberhaus
Sitz' ich auf ewig angekettet.
Es gibt nicht Muth und Faust und Schwert,
Nicht Feuer, das den Bau verzehrt
Und mich aus diesen Banden rettet.
All meine Weisheit, Mannheit, Kraft
Erlag der Liebe süßem Wahne,
Mich schlug in holde ew'ge Haft
Die schöne blonde Niniane.

Sie schmeichelte mir ab den Hort
Der Zauberei. Ich sprach das Wort,
Das bindende, geheimnißvolle.
Da baute sie um mich das Zelt,
Das trennt mich ewig von der Welt.

Sie wechselte mit mir die Rolle,
Doch kann die holde Meisterin
Den Zauber selbst nicht mehr bewegen.
Ich aber seh's mit frohem Sinn,
Denn mich umwehet Glück und Segen.

So lieg ich stets an ihrer Brust,
Wir schwelgen in der höchsten Lust
In tiefen Waldeseinsamkeiten.
Es lenket unsrer Geister Zug
Durch Erd' und Himmel ihren Flug
Hoch ob den Räumen und den Zeiten.
Die ferne Welt, was bringt sie ein
Als Wirrsal, Irrung, Reu und Schmerzen?
Das höchste Glück erwächst allein
An eines Weibes treuem Herzen.

Und glaubt ihr's auch, ich bin kein Thor,
Daß ich mich selber ganz verlor,
Da ich das liebste Herz erworben.
Ob ich nicht rathen, thaten kann
Im Weltenlauf, o, ich gewann
Die Welt, seit ich der Welt gestorben.
Der Liebsten Sein ist meine Welt,
Ihr Wesen ist mein heller Himmel,
Seit ich auf sie mein Sein gestellt,
Entbehr' ich gern der Welt Gewimmel.

Doch segn' ich euch, hell sei eu'r Loos,
Licht sei eu'r Pfad! Ruht stets im Schooß
Des holden Glücks! Ihr seid die Besten
Der Menschen auf dem Erdenrund,
Und bleibet es in Aller Mund.
Freut euch in Thaten und bei Festen!
So grüße König Artus mir
Mit sammt Genevra. Nimmer, nimmer
Erschaun sie mich. Gawin, mit dir
Sprech ich zuletzt. Leb wohl auf immer!"

Da klagt Gawin: „Was redest du?
Ein Geist gleich dir sucht solche Ruh!
Umkränzt dich drinn des Ruhmes Schimmer?
O brich den Zauber doch entzwei! —
Mach dich von Weiberketten frei!" —
Es tönt zurück: „Leb wohl auf immer!"
Nun zürnt Gawin: „Ist so der Schluß?
Kann das dem Weisesten begegnen?"
Es klingt: „Ich lebe, wie ich muß.
Stets werd' ich nur die Liebe segnen!

Lebt wohl auf immer!" Laut in's Horn
Stößt da Gawin. Durch Busch und Dorn,
Durch Schlucht und Fels kommt's angeflogen.
Das ist der Tafelrunde Schaar,
Die weit zerstreut im Walde war,
Den eitel suchend sie durchzogen.
Sie lauschten schweigend dem Genoß
Und seiner trüben Trauerkunde,
Dann lenkten heimwärts sie das Roß
Tief aus des Zauberwaldes Grunde.

Und sie erreichten bald in Eil'
Den Königshof in Kardueil,
Dort gab es lange düstre Tage.
Artus verlor den besten Mann,
Durch den er Thron und Reich gewann,
Genevra hob mit ihm die Klage.
Doch stets blieb die Erinnerung
An jeden edeln Rath des Weisen.
Drum hört man ewig frisch und jung
Das Reich des Königs Artus preisen.

Und ewig junge Lieder ziehn
Vom weisen Zauberer Merlin
Und seiner blonden Niniane.
Noch immer rauscht der alte Wald,
O hört, wie's in den Zweigen schallt
Im Zauberwald von Breziliane:
Wie mächtig auch die Weisheit sei,
Viel mächt'ger sind des Herzens Triebe,
Besiegend alle Zauberei
Uebt höchste Zauberkraft die Liebe.

Eine Nacht.

Novelle.

Von Ernst Andolt.

„Aber nun zu der Bowle eine Geschichte! Wer erzählt uns eine Geschichte?“ —

„Ja eine Geschichte, aber eine wahre.“ —

„Und die zugleich überraschend ist.“ —

„Und recht schauerlich; o Herr Pastor, Sie sind unser Mann; würzen Sie unsern Punsch mit einer Geschichte aus Ihrem thatenreichen Leben!“ —

Alle Blicke richteten sich auf den Pastor, welcher schmunzelnd umherschaute. „Aus meinem thatenreichen Leben?“ sagte er mitleidig lächelnd. „Wahrhaftig — wenn alle Menschen so thatenreich gelebt hätten, als ich — es sähe recht still und friedlich auf der Welt aus. Nein, meine Lieben! ich bin weder ein Gil-Blas, noch ein Münchhausen; ich bin ein ruheliebender Diener des Herrn, der seit vielen Jahren nicht über die Grenze seiner Pfarre hinausgekommen ist. Wenden Sie sich lieber an den Herrn Major“ —

„Beileibe nicht!“ rief dieser, „ich will mich hängen lassen, wenn mein Kriegerleben in dieser friedlichen Zeit nicht eben so unblutig als das seiner Hochehrwürden gewesen! Aber wenn ich nicht irre, so sind Sie, Herr Pastor, in der westphälischen Zeit Mitglied einer geheimen Verbindung gewesen — auch sollen Sie einmal Hals über Kopf bei nächtlicher Weile wegen Conspirationen nach Cassel transportirt sein; ich weiß nicht, wer mir davon gesagt hat; das können Sie uns ja mit einigen poetischen Ausschmückungen zum Besten geben.“ —

„In der That,“ versetzte der Geistliche, „ich habe in meiner Jugend etwas der Art erlebt; aber ich zweifle, ob diese mir selbst allerdings höchst interessante Begebenheit geeignet sein möchte“ —

„O gewiß!“ unterbrach man ihn von allen Seiten, „erzählen Sie uns die Geschichte Ihrer Conspirationen — — das muß herrlich sein“ —

„Ich bin zu neugierig,“ rief Fräulein Antonie, „unsern lieben frommen Pastor als Genossen einer Verschwörung kennen zu lernen. Ich kann Sie mir gar nicht in solcher Rolle denken.“ —

„Ich war auch der unschuldigste Mensch bei der ganzen Geschichte,“ versetzte Jener. „Indessen, wenn Sie es denn hören wollen, so sei es darum; aber ich bleibe außer Verantwortung, wenn Sie sich dabei langweilen. So hören Sie denn den getreuen Bericht von der merkwürdigsten Nacht meines Lebens. Das Schneegestöber draußen und die nächtliche Stille, welche nur zuweilen ein heulender Windstoß unterbricht, das Alles ist eine vortreffliche Begleitung zu den Scenen, die ich Ihrer Phantasie vorführen werde.

Am 12. Februar 1812, Nachmittags, stand ich in Halle auf meinem Studirzimmer und packte meinen Koffer. Dies Geschäft war nicht so einfach, als es bei meinen geringen Habseligkeiten zu erwarten stand. Denn wenn ich auch wenig Wäsche und keinen Ueberfluß an sonstigen Kleidungsstücken hatte, so besaß ich doch verhältnißmäßig viele, meist in Auctionen und Trödelbuden erstandene Bücher, von denen ich aus Mangel an Raum nur einen Theil mitnehmen konnte. Die Auswahl wurde mir unendlich schwer; wohl sämmtliche Bücher passirten nach und nach den Koffer, ohne daß ich zu einem Endresultat gelangen konnte. Kaum glaubte ich fertig zu sein und die Elite glücklich in den engen Raum eingepreßt zu haben, so fiel mein Blick auf neue, bisher übersehene Concurrenten, welche mir würdiger als manche der verpackten erschienen. Da stritt sich Plato mit Moosheim, Sophokles und Homer mit dem würdigen Klopstock, das Heidenthum mit dem Christenthum, Römer mit Griechen und Franzosen; alle Sprachen und Nationen kämpften um den engen Raum.

Da kam zum Glück als Deus ex machina zur Auflösung dieses tragischen Conflicts der Postknecht, um meinen Koffer abzuholen, mit der Mahnung: ich möge mich beeilen, die Pferde würden schon angespannt. Nun packt' ich rasch, ohne Wahl, in halber Verzweiflung Alles, was zunächst lag, in diesen literarischen Noahkasten; die profane Hand des Postmercurs half mit verwünschter Dienstfertigkeit, den Proceß zu beschleunigen. Klapp! flog der Deckel in das Schloß des Koffers und dieser auf den Schultern des Kerls zum Hause hinaus. Ich prüfte möglichst schnell meine Toilette, stopfte meine Pfeife, revidirte meine Taschen, in deren Lücken ich noch einige Bände klemmte, warf einen letzten wehmüthigen Abschiedsblick in die so langbewohnten, theuren — nun schon halb verödeten Räume und eilte seufzend hinaus.

Vor dem Postgebäude fand ich einen von außen nicht sehr einladenden Beiwagen bereits meiner harrend und neben demselben den Professor H., meinen würdigen Lehrer und Gönner, dessen gütiger Empfehlung ich die Hauslehrerstelle verdankte, der ich entgegen fuhr. Ein letzter Händedruck, einige gerührte Dankes- und Abschiedsworte von meiner, einige mehr geflüsterte als gesprochene Warnungen vor freisinnigen Reden, französischen Spionen u. s. w. von seiner Seite — das war Alles, was der Augenblick gestattete; ich stieg — stürzte vielmehr in den Wagen; das Posthorn tönte, und fort rollten wir.

Ich will Sie, andächtige Zuhörer, mit den

Rührungen verschonen, mit welchen ein armer Candidat auf immer von der Musenstadt scheidet, in deren Mauern er die freiesten und stolzesten, wenn nicht die schönsten drei, vier Jahre seines Lebens genossen hat. In solchen Augenblicken däucht uns nur die Vergangenheit werth und golden; die Zukunft mit ihren kleinen, bürgerlichen Verhältnissen erscheint uns schaal und armselig und drückt bleiern auf die Schwungfedern unsrer Phantasie.

Neben mir in dem Postwagen saß ein Herr mit einem blassen Gesichte, welches einen stolzen, abgeschlossenen Ausdruck hatte, schwärzlichem Haar und Schnurrbart, in einem grauen bis an den Hals zugeknöpften Rock. Ihm gegenüber saß ein junges Mädchen, deren Gesicht ein liebliches Gemisch von Seelenreinheit, Bescheidenheit und Verstand ausdrückte. Sie trug einen Hut von schwarzer Seide und war in einen einfachen braunen Mantel gehüllt. Ein viertes Individuum gab mir seine Anwesenheit in dem Wagen zu erkennen, indem es mich auf die Füße trat, ohne um Entschuldigung zu bitten: dieses unangenehme Vis-à-vis bestand in einem jungen, derbknochigen Gesellen, dessen von langem, schlechtgekämmtem blonden Haar eingeschlossenes Gesicht von Gesundheit strotzte; seine Unterkleider bestanden trotz des kalten Schneewetters aus grauer Leinwand, und er schien so wenig von dem Einfluß der Witterung zu leiden, daß er eine Art Flausrock, welchen er darüber trug, nicht einmal zuzuknöpfen würdigte. Seine Hände waren groß und mäßig rein. Das war meine Reisegesellschaft.

Es war vier Uhr, als wir aus dem Thore der Stadt fuhren. Es war das letzte Mal, daß ich die Glocken der Musenstadt hörte.

Ich wollte Reflexionen über meine Wagengenossen anstellen und die Frage stillschweigend erwägen, ob überhaupt und worüber etwa eine Unterhaltung ohne Gefährde zu eröffnen sei."—

„O, Sie waren doch immer derselbe," unterbrach hier lächelnd eine ältere Dame den Erzähler; „Sie haben stets ein ganzes Compendium von Bedenklichkeiten und Vorsichtsmaßregeln im Kopfe. Wie kann man nur das Leben so systematisch behandeln! Zumal ein Mann des Glaubens, des Gottvertrauens!"—

„Spotten Sie nur," versetzte der Pastor, „ich bin es längst gewohnt, mit meiner Vorsicht— oder, wie sie Manche nennen möchten — Furchtsamkeit geneckt zu werden. Aber was kann ich dafür, daß ich weiter sehe, als andere Leute? Denn ohne mich loben zu wollen, sage ich es ganz kühn heraus: meine sogenannte Furchtsamkeit ist keine Schwäche des Herzens, sondern eine Stärke der Phantasie und des Wissens. Der Unwissende sieht keine Gefahr, wo der Wissende sie in hundert Dingen, welche möglicher Weise unter gewissen Einflüssen gefährlich werden können, in denen also irgend ein Unglück so zu sagen embryonisch verborgen liegt, anticipirt. Genug; ich anticipirte — und Niemand kann mir die Berechtigung meiner Besorgnisse abstreiten — in dem neben mir sitzenden Schnurrbart einen französischen Officier, der aus — Gott weiß, welchen Gründen incognito reisen wollte — vielleicht grade, um die Stimmung über den bevorstehenden russischen Feldzug zu erforschen.

Ich wollte eben in meinen Vermuthungen weiter gehen, als mir einfiel, daß ich meine Pfeife, den Hebel meiner geistigen Functionen, noch immer kalt und trocken in den Händen hielt; noch bevor ich die Frage entschieden hatte, ob das Anzünden derselben und der Geruch des Tabacks Niemanden im Wagen beleidigen könnte, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich mein Feuerzeug in der Eile der Abreise zurückgelassen. Jetzt erst empfand ich das ganze Glück, die ganze Unentbehrlichkeit einer brennenden Pfeife, jetzt ballte ich in der Tasche zornig die Faust gegen mein feindliches Schicksal; jetzt fühlte ich, daß ich alle Rücksichten verachtend dem Kaiser Napoleon selbst in's Gesicht rauchen würde, — wenn ich eben nur ein Feuerzeug hätte.

Der mir gegenübersitzende Blondkopf schien meinen Schmerz zu errathen und sagte mit einem überlegenen Lächeln: „Ihr bedauert wohl gar, daß Ihr den Dunst Eures Gifkrauts nicht einathmen könnt?" Ich war über die sonderbare Anrede so bestürzt, daß ich anfangs keine Antwort finden konnte. Indeß hoffend, dieser etwas ungewöhnliche Eingang möchte bloß eine ironische Einleitung zu einem freundlichem Feuerangebot sein, sagte ich höflich: „Könnten Sie, Verehrter, mir vielleicht aus der Noth helfen?"—

„Und wenn ich's auch tausendmal könnte, so thät' ich's doch nicht," versetzte er: „ich werde wahrlich nie einem Menschen behülflich sein, sich zu vergiften. Denn," setzte er mit salbungsvollem Tone hinzu, „unser Leib soll uns heilig sein." Nach diesen Worten stieß er das Wagenfenster auf, fuhr mit dem Arm hinaus, schaufelte an der äußeren Wand des Wagens eine Handvoll Schnee zusammen und rieb sie sich in's Gesicht. Mich fröstelte bei dem Anblick.

Ich blickte unwillkürlich die übrige Gesellschaft an; der Herr neben mir verzog keine Miene, die junge Dame lächelte, und erröthete, als ich es bemerkte. Ich hätte sie gern angeredet; aber bei dem bloßen Gedanken daran wurde ich so verlegen, daß ich nahe daran war, auch zu erröthen. Inzwischen verhüllte die rasch zunehmende Abenddämmerung die Gestalten in dem Wagen mehr und mehr. Ich versank in Betrachtungen über meine Zukunft, aus denen mich nur zuweilen die un-

[illegible] des mir gegenübersitzenden [illegible] erweckten, welcher wie[illegible] aus dem Wagenfenster [illegible] hinaussteckte. „Ein herr[illegible] Wetter!“ rief er begeistert, „[illegible] einer deutschen Brust dieser [illegible] Nordwind! Sagt an, Freund, vermißt Ihr bei diesem reinen Hauch noch Euren Tabacksdunst?“ — „Ich sehe wohl,“ erwiederte ich halb verdrießlich, halb lächelnd, „Sie sind ein abgesagter Feind des Rauchens; aber Sie werden mir wenigstens zugeben, daß es, wenn es auch grade kein sehr gesundes, doch ein halb geistiges, ein so zu sagen philosophisches Vergnügen ist.“ —

„Philosophisches Vergnügen?“ versetzte er höhnisch; „was Philosophie! ich halte nichts davon. Das Wort klingt nicht deutsch, und die Sache ist auch nicht deutsch. Das ist so ein welscher Tand, den die fränkischen Gottesläugner bei uns eingeschwärzt haben, der Voltaire und Rousseau, und wie sie alle heißen. Nein, Landsmann! traut nimmer auf den philosophischen Quark. Frommer Glaubensmuth und keusche Kraft allein können uns retten. Frisch, frei, fröhlich, fromm — das muß jetzt die Losung sein.“

Diese Rede erfüllte mich mit heftigem Schrecken. Ich merkte wohl, daß ich einen jener wunderlichen Ordensbrüder vor mir hatte, welche in der Hasenhaide bei Berlin am „Reck“ und „Schwingel“ für die Rettung Deutschlands arbeiteten. Ich erkannte zugleich, welch einen guten Kern die ungeschlachte Aufenseite dieses Jünglings barg, und hätte ihm gern versichert, daß ich trotz meiner Tabackspfeife seine vaterländische Gesinnung theilte. Aber der Gedanke an meinen unheimlichen Nachbar, der jetzt vielleicht schon im Stillen aus jener Rede eine Denunciation formulirte, schnürte mir die Kehle zusammen, und ich erwiederte kein Wort.

Zu meinem Entsetzen aber fuhr der junge [illegible] fort, sich in seinen Lieblingsbetrach[illegible] zu ergehen. „Ja, ja,“ sagte er, „wir [illegible] Alle schwer versündigt, und dafür [illegible] wir jetzo büßen. Die Franken haben [illegible] verstanden uns zu verderben. Erst [illegible] ihre philosophischen Giftpulver [illegible]schen Apotheke und die schmu[illegible] aus Crebillon's Küche über [illegible] ach! wie schnalzten wir da[illegible]glein! wie mundete unsern [illegible]geistern die neue Kost! wie [illegible] wir das Gift, das uns [illegible] machte an Sinn und [illegible] das Gericht; da[illegible] Räuberschaaren mit [illegible] half uns nichts, daß [illegible] studirt und ihre [illegible] Sie schlugen uns mit der eisernen Zuchtruthe, machten die Pfalzen unserer Fürsten zu Casernen und unsere Gotteshäuser zu Pferdeställen. Ha! wenn ich denke“ — —

„Um Gotteswillen, junger Mann,“ unterbrach ich ihn mit flehender Stimme, „mäßigen Sie Ihre Hitze!“ —

Er sah mich verächtlich an: „Mäßige sich, wer da mag; ich kann nicht schweigen, wo die Steine schreien möchten. Ja, Mäßigung! das ist immer die Losung der Philister in Zeiten der Schmach! — Verbindet euch das Maul, daß ihm keine Klage entschlüpfe, kein Stoßgebet für das entweihte Vaterland! — Macht euren Henkern ein freundliches Gesicht, küßt ihnen die Hände, mit denen sie euch geißeln! — Baut ihrem Oberhaupt Ehrensäulen und macht Hymnen auf eure Niederlagen. Glaubt mir, Freund, wenn Alle so dächten und redeten, wie diese klugen Leute, so käme nie ein Tag der Erlösung.“

Ich war in der peinlichsten Verlegenheit; ich hätte den kühnen Sprecher umarmen mögen; ich fühlte mich beschämt über die Meinung, welche ich bei ihm erweckt hatte; mehr als einmal öffnete ich den Mund, um ihn vom Gegentheil zu überzeugen. Aber nein! die Ueberlegung siegte. Lieber eine Weile verkannt werden, dacht' ich, als zwei Menschenleben für nichts und wieder nichts gefährden! Ich durfte ihn nicht noch tiefer in so gefährliche Reden verstricken. Ich warf mich daher, ohne zu antworten, in meine Wagenecke zurück und machte Miene, zu schlafen. Er schwieg nun ebenfalls, und ich athmete freier.

Inzwischen hielt unsre Kutsche; wir waren bei der ersten Station angelangt. Ein mit der Laterne vorleuchtender Hausknecht führte uns in ein Wirthszimmer, in welchem eine behagliche Wärme meine fröstelnden Glieder erquickte. Die Dame ließ sich Kaffee, der Mann mit dem Schnurrbart ein Glas Grog geben, ich folgte seinem Beispiel und steckte mit großem Behagen nun endlich meine geliebte Pfeife an. Der Turner hatte ein Glas Wasser hinuntergestürzt und war in den Hof gegangen, wo er, wie ich durch's Fenster bemerkte, im Schnee mit großer Gewandtheit einige Verrenkungen und Purzelbäume ausführte.

Ich blickte zerstreut in ein auf dem Tische liegendes Zeitungsblatt; militärische Beförderungen, Truppenmärsche, Hinrichtungen in Spanien, entdeckte Conspirationen und ähnliche Angelegenheiten — trübe Bilder einer eisernen Zeit — bildeten den Inhalt derselben.

Unmuthig sah ich auf, und meine Blicke fielen auf die junge Dame, welche mir in einiger Entfernung gegenüber saß und in schmerzliche Betrachtungen versunken schien. Ach, wie verklärte der geheime Gram und die in ihrem

Auge glänzende Thräne ihre Züge! — Ja, sie war schön; in diesem Antlitz malte sich, was wir so oft vergebens suchen — eine Seele. — Ich stand auf und wollte ihr näher treten, als plötzlich die Thür heftig aufgerissen wurde und ein Mann in der Uniform eines Polizeibeamten eintrat und uns mit schnarrender Stimme zurief: „Ihre Pässe, meine Herren!"

Die ganze Erscheinung dieses Mannes hatte für mich etwas Imposantes; die eisige Ruhe seiner blaßgelben Physiognomie, der stechende Blick, womit er uns durch und durch zu blicken schien, verriethen eine sichere Allwissenheit und schienen, in Worte übersetzt, uns zu sagen: „Gebt Euch keine Mühe, arme Schächer, mich zu täuschen. Ich kenne Euch längst."

Mit dieser Miene prüfte er unsre Pässe. Wie erleichtert fühlte ich mich, als er mir den meinigen ohne Bemerkung zurückgab. Auch der Paß des inzwischen wieder eingetretenen Turners schien ihn zu befriedigen, obgleich er die Figur desselben mit einem mißtrauischen Blick maß, der jedoch allmälig in ein feines Hohnlächeln überging. Jetzt kam der schweigsame Mann an die Reihe. Der Polizeibeamte betrachtete abwechselnd ihn und seinen Paß aufmerksam, legte dann den letzteren ruhig zusammen und sagte eben so ruhig: „Herr Hauptmann, folgen Sie mir auf's Büreau; Sie können nicht weiter reisen." — „Was haben Sie gegen meine Legitimation zu erinnern?" fragte der Officier scharf; „ist sie etwa nicht in Ordnung?" — „Sie folgen mir auf's Bureau," wiederholte Jener kalt, den Paß in die Brusttasche steckend. — „Was soll das?" rief der Hauptmann heftig; „ich stehe im Dienst eines mit Ihrem Souverän verbündeten Monarchen, und ich erwarte, daß man mich in dieser Eigenschaft behandle. Mein König wird Genugthuung fordern, wenn" — „Er fordre sie! Das ist die Sache meiner Vorgesetzten; ich handle auf höheren Befehl. Wache!" — Zwei Gensdarmen traten ein. „Führt den Herrn nach dem Bureau," sagte der Beamte, auf den Hauptmann deutend, „er ist Arrestant. Habt ihr den Wagen durchsucht?" — „Zu Befehl, Herr Commissär," versetzte einer der Gensdarmen; „wir haben nichts, als diesen Tabacksbeutel gefunden." — „Es ist der meinige," rief ich unwillkürlich, als ich das mir so werthe Kleinod erkannte. Der Polizeimann gab ihn mir zurück und sagte herablassend zu uns:

„Sie können abreisen!"

Ziemlich aufgeregt über die erlebte Scene stiegen wir wieder in den dunklen Postwagen mit Ausnahme des Hauptmanns, welcher von den Gensdarmen bewacht zurückblieb. Das Posthorn tönte, und fort rollte der Wagen in die beschneite Landschaft hinaus.

„In welcher Schreckenszeit leben wir!" seufzte die junge Dame kaum hörbar.

„Ja wohl eine Zeit des Schreckens!" erwiederte ich, erfreut, eine Gelegenheit zu meiner Rechtfertigung zu finden; „eine Zeit, in der man mit Götz von Berlichingen sagen mag: „„Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore.""

„Das ist eben das Unglück," versetzte der Schüler Jahn's; „wenn Alle offen sprächen und aus ihren Gesinnungen kein Hehl machten, würden bald die Gefängnisse der Feinde zu eng werden, und Tausende würden sich erheben wie ein Mann. Aber so ballt Jeder die Faust in der Tasche, und Keiner traut dem Anderen." —

Ich betheuerte ihm meine patriotischen Gefühle, machte aber bescheidene Einwände gegen die Zumuthung, mich vor der Zeit muthwillig zu exponiren. Nachdem er diese meine Bedenken weitläufig bekämpft und, da ich verstummte, widerlegt zu haben glaubte, auch einige düstere Winke über die nahe bevorstehende blutige Erhebung hingeworfen hatte, lehnte er sich zurück und entschlief sanft, wahrscheinlich in Folge der starken Körperübungen, zu welchen er den Hof des Wirthshauses benutzt hatte. Ich bemerkte dies mit Vergnügen und wollte nun nicht länger meinem wachsenden Interesse für die anmuthige Reisegefährtin Zwang anthun; nach einiger Ueberlegung fragt' ich sie höflich über den Zweck ihrer Reise.

„Ich reise nach Helmstädt," antwortete sie, „und von da weiter nach einem in der Nähe liegenden Gute." —

Ich fühlte mich freudig überrascht: sie nannte meine Vaterstadt.

„Und Sie wollen dort vermuthlich längere Zeit verweilen?" fragte ich schüchtern.

„Ich fürchte es." —

„Das fürchten Sie? Haben Sie eine so schlechte Meinung von den dortigen Menschen?" —

„Das nicht; aber die Ursache meiner Reise ist so traurig, daß ich" —

Hier schienen Thränen ihre Stimme zu ersticken. Ach! wie fühlte ich mein Herz von ihrem mir unbekannten Leid zusammengeschnürt; wie kämpfte meine Theilnahme mit der Besorgniß, zudringlich zu erscheinen, wenn ich weiter fragte! Jedoch die Sympathie, oder wie Sie es vielleicht lieber nennen möchten, die Neugier hätte jedenfals über die Schüchternheit gesiegt, wenn nicht — — aber so geht es immer im Leben: im Augenblick der interessantesten Entwickelungen, der wichtigsten Aufklärungen plumpt irgend ein dummer Zufall dazwischen und bringt Alles in Confusion.

Hier manifestirte sich das Schicksal in der

Gestalt des Postillons, welcher plötzlich, nachdem er schon durch wildes Antreiben der Pferde, sonderbare Schwenkungen des Wagens und unarticulirte Ausrufe Symptome einer bedenklichen Aufregung an den Tag gelegt hatte, von dem Pferde, auf welchem er ritt, hinunterfiel, in Folge dessen die schon unruhig gewordenen Thiere sich in Carriere setzten und ohne Zügel fortgallopirten, noch mehr angetrieben durch das Fluchen des eine Weile hinter dem Wagen hertaumelnden Postillons, welcher sich rasch und unbeschädigt von seinem Fall erhoben hatte.

Das Gefühl der Gefahr verbannte sofort bei der Gesellschaft im Wagen alle anderen Empfindungen. Der Turner war erwacht, riß die Wagenthür auf und lud unsre Reisegefährtin ein, sich seinem nervigen Arm anzuvertrauen; er wollte mit ihr aus dem Wagen springen, sie habe nicht das Mindeste dabei zu besorgen, da er alle Arten von Sprüngen und Kraftstücken mit der größten Sicherheit ausführe. Ich protestirte, und wir geriethen in einen heftigen Wortwechsel, den die Dame dadurch beendigte, daß sie erklärte, sich ruhig dem Schicksal unsers Fuhrwerks überlassen zu wollen. Der Turner beschloß jetzt, durch das Fenster das Dach der Kutsche zu ersteigen und von dort aus in den Sattel des Reitpferdes zu springen, um so die Leitung der Pferde zu übernehmen. Trotz meiner Gegenvorstellungen führte er den ersten Theil dieses Kriegsplanes mit lobenswerther Gewandtheit aus: er gelangte glücklich auf das Dach; aber nicht weiter; mochte ihm von seinem erhöhten Standpunkt aus betrachtet der Ritterſprung gefährlicher als zuvor erscheinen, mochte die kalte Abendluft beruhigend auf seine turnerischen Wallungen wirken: er blieb auf seinem Gipfel zwischen Koffern und Kasten sitzen und rief uns die beruhigende Nachricht herunter, daß weitere Maßregeln nicht nöthig seien, da die Pferde auf der Landstraße blieben und er schon von fern den Stationsort zu erblicken glaube.

Trotz dieser Versicherung war ich nicht ruhig, sondern ergriff alle mir einfallenden Vorsichtsmaßregeln, um für den Umsturz des Wagens die schöne Gefangene desselben möglichst sicher zu stellen. Ich häufte ungeachtet ihrer heroischen Gegenvorstellungen alle im Wagen befindlichen Kissen gleichsam als ein weiches Gehäuse um und auf sie. Ich weiß nicht, was ich in meiner Herzensangst, die in der Sorge für das schwächere Geschlecht einen Beschönigungsgrund fand, Alles versucht und gethan habe. Das Ende war, daß wir glücklich das nächste Dorf erreichten, vor dessen Postgebäude die ermüdeten Pferde mechanisch Halt machten.

Obgleich ich mit einem dankbaren Blicke gen Himmel dem dunklen Gefängniß entstieg und mit unbeschreiblichen Gefühlen den kurzen elastischen Druck der beim Herabgleiten auf meinen Arm sich stützenden Schicksalsgefährtin empfand — während der Turner mit einem gewaltigen Satze über uns weg dem aus dem Hause kommenden Postmeister in die Arme sprang — so durchfuhr mich doch in demselben Augenblicke der schmerzliche Gedanke, daß ein tyrannisches Geschick zwei vielleicht ganz für einander geschaffene Menschenseelen, welche es unter beängstigenden Umständen zusammengeführt hatte, schon jetzt durch seinen gebieterischen Spruch — vielleicht auf ewig — wieder trennen mußte. Ach! jeder verlassene Mensch, welcher vergebens nach einer ihm harmonischen, von der Natur grade für ihn gestimmten und bestimmten Person seufzt, ist dieser wohl schon auf den flüchtigen Pfaden des Lebens begegnet, ohne sein Glück geahnt zu haben, oder doch wieder an den Kreuzwegen des Schicksals von ihr getrennt, ehe die Ahnung zum Bewußtsein werden konnte.

Um es kurz zu sagen, ich war am Ziel meiner Postreise; ein Wagen meines künftigen Brotherrn sollte mich an der Station erwarten und nach dem benachbarten Landsitze desselben entführen. Ein im Hofe haltendes bespanntes Cabriolet blickte mich finster an.

Sie lächeln, wie ich sehe, über eine so schnell entstandene, so wenig durch die Dauer des Zusammenseins motivirte Zuneigung. Aber fordern Sie für Alles Motive — nur nicht für derartige Gefühle.

Inzwischen fluchte der Posthalter entsetzlich; er hatte Gründe genug zum Zorn: der fehlende Postillon — die schweißtriefenden schnaubenden Pferde, seine bei dem Sprunge des Turners zerbrochene Brille — Alles kam zusammen, diesen Ehrenmann zu erbittern. Ich führte die Dame in das von einem Talglichte matt erhellte Wirthszimmer und fragte, als sie sich in einem alterthümlichen Sessel niedergelassen, wie sie sich nach dem Schreck befinde? — „Ich glaube," sagte sie lächelnd, „die Sache hat mir von Allen am wenigsten Schreck gemacht; was hilft auch das Fürchten? Gefahr ist überall; und schon häufig hab' ich bemerkt, daß uns die Uebel, welche uns am meisten Sorge machen, am wenigsten treffen, dagegen andere, an die wir gar nicht gedacht haben." — „Die Hauptsache ist, daß man sich auf seine Glieder verlassen kann," sagte der während der letzten Worte eingetretene Turner. — „Das nützt verdammt wenig," rief der ihm folgende Postmeister, „wenn man sich nicht auf seinen Verstand verlassen kann; und es zeigt verdammt wenig Verstand, bei drei Grad Kälte auf dem Kutschendache zu fahren und den Leuten in's Gesicht zu springen."

Der Turner suchte ihn zu begütigen; der

Postmeister sagte: „Nun, die Sache ist abgemacht. Wer von den Herrschaften reis't weiter?“ —

„Ich erwarte hier,“ sagte ich vortretend, „ein Fuhrwerk des Freiherrn von —“

„Ah, das sind Sie!“ sagte er, „der Wagen hält hier schon seit einer Stunde. Johann!“ rief er einem eintretenden Livreebedienten zu, „hier ist der Herr endlich, den Ihr fahren sollt.“

„Der gnädige Herr erwartet Sie,“ sagte der Bediente sich verbeugend; „belieben Sie einzusteigen?“ —

„Sogleich,“ sagte ich seufzend und näherte mich traurig der jungen Dame, um ihr Lebewohl zu sagen. Ach! warum war auch der rothnasige Postmeister, der Turner und der Bediente im Zimmer! Was für ein Abschied! —

Was ich dem Fräulein gesagt, was sie darauf geantwortet, wie wir Beide dabei ausgesehen haben — das hab' ich nie erfahren.

Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ich hinaus ging, daß ich in einen weichgepolsterten Wagen zu sitzen kam, und daß dieser Wagen auf einem sehr holperigen Wege mit mir davonfuhr.

Der Weg führte allmälig aus dem offenen Felde in einen Eichenwald. Die riesigen Stämme mit ihren weitausstrebenden entlaubten Aesten hoben sich majestätisch aus dem glänzenden Schnee empor. Darüber flimmerten die Myriaden Sterne auf ihrem schwarzen Schattengrunde. Es legte sich weich und still um mein Herz; die schweigende Majestät der Natur gab mir eine tiefe, göttliche Ruhe. „Ja,“ redete ich innerlich, „ich will euch fest ansehen, ihr knorrigen Eichen und euch, ihr blitzenden Sterne hoch oben, als sähe ich euch zum letzten Mal. Und wenn auch der frevelhafte Wahnsinn der Menschen rings umher so manches Glück zertrümmert, wenn auch die idealen Hoffnungen der Jugend immer mehr verdorren in dem winterlichen Sturm dieser Zeit, wenn auch alle anderen Freuden versiegen: du bleibst dir gleich und uns allgegenwärtig, ewige Natur, ein unerschöpflicher Born von Wonne jedem Gemüth, das zu genießen weiß. Deine Reize kann uns keine Tyrannei verkümmern; kein Despotenarm reicht so weit, um die leuchtenden Wahrzeichen dort oben auszulöschen! O gütiger Gott, wenn auch mein Herz einst kälter schlagen und für Vieles absterben wird, erhalte mir wenigstens bis zum letzten Athemzug diese reine erfrischende Freude an Deinen Werken!“ —

Der Wald lichtete sich; wir fuhren durch ein Thor, dann durch eine Allee, an deren Ende sich einige erleuchtete Fenster zeigten. In einigen Secunden hielt der Wagen vor einem weiten, schloßartigen Gebäude. Eine Hünengestalt von Diener öffnete den Schlag. Ich ordnete so gut als möglich im Dunklen meine Toilette und stieg aus. Ich betrat eine weite mit Hirschköpfen und anderen Jagdemblemen geschmückte Hausflur; der Hüne ergriff einen schweren messingenen Armleuchter und schritt mir schweigend voraus eine breite Treppe hinauf, dann durch einen Corridor, an dessen Ende sich eine Thür öffnete, aus der mir ein Mann entgegentrat.

Es war eben ein Mann: sein Gesicht, seine Gestalt, Alles an ihm sprach Kraft und Entschiedenheit aus; er trug einen kurzen grünen Sammetrock und schwarze Unterkleider.

„Seien Sie mir willkommen!“ sagte er mit ernster Herzlichkeit, indem er mich durch eine Bewegung einlud, in das Cabinet zu treten, während der Diener sich entfernte.

In dem kleinen Zimmer, dessen einziges hohes Fenster mit schweren blausammetnen Gardinen verhangen war, verbreitete eine in einem großen Kamin lodernde Flamme behagliche Wärme. Ein in der Ecke befindlicher Schreibtisch war mit Briefen und Papierstößen bedeckt; einige Reihen Bücher ragten darüber empor und über diesen auf einer Console die broncene Büste Friedrich's des Großen. Ueber dem Kamin hing ein altes Gemälde, das Brustbild eines Ritters darstellend. Eine halb geöffnete Seitenthür führte in ein anderes Zimmer.

„Glückliche Reise gehabt?“ —

„Ich danke Ihnen — ja, Herr Baron.“ —

„Nirgends angehalten?“ —

„Nein! die einzige kleine Gefahr, die ich auf der kurzen Tour zu bestehen hatte, war, daß auf der letzten Station die Pferde durchgingen.“ —

„Aber Alles gut abgelaufen?“ —

„Mit Gottes Hülfe — ja.“ —

„Freut mich. Jetzt zur Sache! Niemand kann uns hier hören; was bringen Sie mir?“ —

„Freilich nur mich selbst und die ergebensten Grüße von dem edlen Professor H., dem ich das Glück verdanke“ —

„Professor H.? Hat man ihn eingeweiht? Seit wann? Mir neu. Soll allerdings ein guter Patriot sein“ — —

„O gewiß, Herr Baron, und ein herrlicher Exeget, und wenn er wollte, könnte er unser größter Kirchenhistoriker sein.“ —

„Nun, davon haben wir nichts; Sie scheinen sich sehr für Wissenschaft zu interessiren, mehr als Officiere sonst pflegen — aber zur Sache: hat Ihnen Graf Chasot Briefe mitgegeben?“ —

„Graf — Chasot?“ — Man denke sich mein Erstaunen, als ich in so naher Verbindung mit meiner geringen Person den Flügeladjutanten des preußischen Königs nennen hörte.

Der Baron runzelte die Stirn: „Was sollen diese Possen?“ rief er ärgerlich, „zweifeln Sie, daß ich der bin, an den Sie adressirt sind — oder hat vielleicht das Berliner Comité neue Vorsichtsmaßregeln und Erkennungsceremonien vorgeschrieben?“ —

Doch plötzlich, als wenn ihm ein Licht aufginge, sah er mich halb erschrocken, halb drohend an und sagte heftig: „Herr, wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?“ —

Ich nannte meinen Namen und erzählte die Veranlassung meiner Reise — freilich verlegen genug; denn ich sah ein, daß hier ein Mißverständniß obwalten mußte.

Der Freiherr wurde während meiner Rede leichenblaß. „Für wen halten Sie mich denn aber,“ rief er, „für wen?“ —

„Für den hochverehrlichen Freiherrn von Stawitz, der mir auf Empfehlung meines Gönners, des Professors H., die Erziehung seiner Kinder anzuvertrauen die Gewogenheit hatte.“ —

„Der Teufel hole den Baron von Stawitz und Ihren Professor H. dazu! Aber die Sache ist nicht Ihre Schuld, sehe ich wohl. Ein unglückseliges Zusammentreffen! — Ich errathe jetzt die ganze Geschichte. Herr von Stawitz ist mein Gutsnachbar — sein Wagen wird sich verspätet haben — aber der Hauptmann mußte doch auch — — Was ist denn aus dem geworden?“ — —

„Vielleicht meinen Sie, Herr Baron, einen preußischen Officier, welcher mit derselben Post reiste, und welchen Sie in meiner Person zu empfangen glaubten?“ —

„O, also das Ganze ist nur ein Scherz,“ rief der Baron mit verklärtem Gesichte; „Sie sind der Hauptmann und haben sich in dies alberne Kostüm gesteckt, um keinen Verdacht zu erwecken — und benutzten es nun, um mir einen Schreck zu bereiten! Nun, das ist Ihnen fast gelungen.“ —

„Nein, Herr Baron,“ sagte ich ruhig und fest, „ich bedaure, Ihnen diese angenehme Täuschung verderben zu müssen. Der von mir erwähnte Officier ist auf der ersten Station hinter Halle von einem westphälischen Polizeibeamten verhaftet, und ich bin der, für den ich mich von Anfang an ausgegeben habe, Candidat Friedmann; und um jeden Verdacht gegen meine Person zu entfernen, sehen Sie hier den Brief des Herrn von Stawitz, in welchem er mich“ —

„Schon gut!“ rief der Baron, das dargereichte Schreiben heftig ergreifend, um es flüchtig zu durchlaufen und auf den Tisch zu werfen.

Dann ging er ein paar Mal schweigend auf und ab, trat plötzlich vor mich hin und sagte feierlich:

„Glauben Sie an die Heiligkeit des Eides?“

„Wie können Sie daran zweifeln!“ erwiederte ich, die Hand auf's Herz legend. —

„Wohlan, mein Herr! Sie sind durch eine sonderbare Verkettung von Umständen, ich will annehmen — ohne jede Schuld von Ihrer Seite, in Geheimnisse eingeweiht, welche meinen Kopf und vielleicht werthvollere Köpfe Ihrer Discretion anheim geben. Der von mir genannte Name des Grafen Chasot genügt, Ihnen unzweifelhaft zu machen, welcher Natur jene Geheimnisse sind. Durch den Frieden von Tilsit bin ich westphälischer Unterthan geworden, meine Güter liegen auf westphälischem Boden — ich bin in der Gewalt der westphälischen Behörden. Mein Herz ist preußisch geblieben und wird stets nur für meinen wahren König — nie für den Usurpator schlagen. Sie können mich verrathen, Sie können mich unglücklich machen. Ich verlange daher einen Eid von Ihnen, daß Sie nichts — auch gegen Ihren intimsten Freund kein Wort jemals von dem aussprechen werden, was Sie innerhalb dieser Wände gehört, erfahren, oder auch nur errathen haben! Ich kann nicht in ihr Herz sehen, ich verlange Ihren Eid.“ —

„Den werden Sie nie bekommen,“ sagte ich nach einer Pause der Ueberlegung.

Er trat zur Seite, berührte eine Stelle der Wand; eine Tapetenthür sprang auf und ließ eine Nische sehen, in der eine Cavallerie-Uniform und verschiedene Waffen aufgehängt waren. Er ergriff zwei schön gearbeitete Pistolen, reichte sie mir und sagte mit eifriger Entschlossenheit: „Wählen Sie!“

Sie haben mich, meine Zuhörer, in den früheren Scenen dieser Erzählung ohne Zweifel als einen sehr schüchternen, wohl gar furchtsamen Mann kennen gelernt. Ich leugne nicht, daß mir oft im Leben bei unbedeutenden Gefahren jene physische Festigkeit fehlte, welche den Herzschlag ruhig, den Kopf kalt erhält, jene Geistesgegenwart, welche sogleich das rechte Mittel und den raschen Entschluß gibt. Aber ein Muth hat mir nie gefehlt: der moralische. Wo es sich um sittliche Güter, um meine Menschenwürde handelte, habe ich nie Furcht gekannt. Ich gehöre zu den Menschen, welche ein bissiger Hund mehr erschreckt, als ein wüthender Mensch.

Ich nahm schweigend eine der dargereichten Pistolen, feuerte sie in das Kamin ab und sagte:

„Ich erlaube Ihnen, mich zu erschießen; aber Sie werden mich nie zwingen, etwas wider meine Ehre zu thun. Der Eid, welchen Sie von mir fordern, verträgt sich nicht damit; denn was bedeutet Ihre Zumuthung anders, als daß Sie mich durch eine moralische Handschelle, durch ein religiöses Zwangsmittel verhindern wollen, einen Schurken-

streich zu begehen, den jeder Ehrenmann von selbst nicht begeht, bei dessen bloßer Erwähnung mein ganzes Inneres von Unwillen zittert. Halten Sie mich für fähig, die Köpfe meiner Landsleute der fränkischen Polizei zu verrathen, so thun Sie, was Sie vor Ihrem Gewissen verantworten zu können glauben. Aber nichts soll mich bewegen, einen Eid zu schwören, über den ich erröthen müßte."

Der Baron warf die Pistole auf den Tisch und ging finster auf und ab. Ich setzte mich in einen dastehenden Sessel und stellte Betrachtungen über den Tod und die Unsterblichkeitslehre an; ich dachte an meine arme, verwittwete Mutter daheim, die auf mich, ihren einzigen Sohn, ihre lebensherbstlichen Hoffnungen gesetzt hatte; mein Herz wurde weich und wehmüthig, aber mein Entschluß blieb fest; ich besann mich zur Stärkung auf die erhabensten Stellen aus Seneca und Plato und war eben im Begriff, eine der schönsten Sentenzen aus der Apologie des Sokrates zusammenzubringen, als sich in dem Gange schwere Tritte hören ließen und alsbald der reckenhafte Bediente eintrat mit der lakonischen Meldung: „Der Herr Referendarius sind da."

Der Baron besann sich eine Weile und sagte dann: „Er kann hereinkommen."

Mir wurde leichter um's Herz; ein Jurist, ein Diener der Themis — gab es einen stärkern Schutz gegen die mörderischen Gelüste meines Wirthes? —

Der Referendarius — außer Dienst, wie ich nachher erfuhr, indem er nach dem Frieden von Tilsit wegen Mangel an Beschäftigung entlassen und zu stolz war, in westphälische Dienste zu treten — erschien in der Gestalt eines langen, blassen, schwarzgekleideten Mannes mit hohen Vatermördern und einer hörnernen Brille. Er begrüßte uns schweigend.

„Bruder!" sagte der Freiherr, ihm die Hand drückend, „hier ist ein kritischer Fall. Der Erwartete ist nicht gekommen, statt dessen dieser Herr." Dabei stellte er mich dem Referendarius vor, welcher mir eine steife Verbeugung machte, erzählte ihm die ganze Sachlage, sogar seinen verzweifelten Entschluß in Betreff meiner und forderte seinen Rath.

„Das ist ja die einfachste Sache von der Welt," sagte Jener, „und da hättest Du beinahe ein homicidium begangen; welche Uebereilung! Wir werden sogleich wissen, wie wir daran sind. Eventuell können wir ja den Herrn Candidaten durch mildere Maßregeln unschädlich machen. Aber ich hoffe, er ist ein Mann von Ehre und Vaterlandsliebe, was ich gleich ermitteln werde."

Damit ging er feierlich auf mich zu, legte seine Hände auf mein Haupt und befühlte es von allen Seiten. Seine Miene wurde bei dieser komischen Untersuchung immer freundlicher, und er erklärte am Ende derselben: „Wir können ganz ruhig sein. Ich garantire für ihn."

„Der Teufel hole Deinen phrenologischen Unsinn!" versetzte der Baron, halb zornig, halb lachend. „Doch die Sache ist abgemacht: mein Herr, ich vertraue Ihrer Ehre. Hier ist meine Hand!"

Mit Heroismus bestand ich seinen herculischen Händedruck und erklärte dann: nunmehr, da er seine Drohungen zurückgenommen, wolle ich ihm offen erklären, daß ich in jeder Hinsicht mit seinen patriotischen Gesinnungen sympathisirte, daß ich zwar weder dem Tugendbunde, noch sonstigen geheimen Verbindungen angehörte, aber ein durch und durch deutsches Herz habe und das an diesem Abend Erlebte so lange darin versiegelt halten würde, bis Deutschland von dem fremden Joche befreit sein werde. Nach dieser mit überfließender Beredtsamkeit gegebenen Erklärung wollte ich mich empfehlen mit der Bitte, mir einen Boten nach dem Gute des Herrn von Stawitz mitzugeben.

Aber mein Schicksal hatte es anders beschlossen.

Der Baron erklärte, ich müsse für die Nacht sein Gast bleiben und einige Flaschen Wein mit ihm leeren.

Mit diesen Worten, keinen Widerspruch gestattend, führte er mich und den Referendar in das Nebenzimmer, wo eine Tafel für drei Personen gedeckt stand. Als wir uns zu Tisch setzten, schlug eine ehrwürdige Wanduhr, welche in Gestalt einer Capelle auf dem Spiegeltisch stand, in krächzenden Schlägen eilf Uhr.

Der Bediente servirte einen stattlichen Wildbraten; einige Flaschen erlesenen Rheinweins wurden entkorkt und ergossen ihren duftigen Lebensbalsam in drei hohe grüne Gläser mit vergoldeten Rändern.

Das Convivium war anfangs schweigsam wie ein Leichenschmaus: Jeder hatte viel zu denken.

„Der arme Hauptmann!" sagte endlich der Baron, „wenn er nur keine gar zu compromittirenden Papiere bei sich trägt!" —

„Und wenn die Briefe, welche er Dir bringt, nur nicht an Dich adressirt sind!" fügte der Referendar hinzu.

„Wahrhaftig," — sagte Jener, „ich muß mich reisefertig halten; ich werde Alles zur Flucht nach Oesterreich oder Rußland in Stand setzen — sonst könnte ich leicht das Schicksal Krosigk's haben und eines schönen Morgens aufgehoben werden!" —

„Besser bewahrt, als beklagt — indeß

müssen wir so lange als möglich hier aushalten; denn hier können wir der guten Sache am meisten nützen. Ich hoffe noch immer auf eine Berliner Kriegserklärung, und dann muß sich die ganze Gegend wie ein Mann erheben. Der Geist unsrer Bauern ist vortrefflich." —

„Aber Sie trinken nicht, Herr Candidat! Meine Freunde," fuhr er fort, das Glas erhebend, „es lebe unser gnädigster König Friedrich Wilhelm!"

Wir standen auf und stießen an.

Der Wein verbannte schnell die Sorgen; die Unterhaltung nahm eine heitere Wendung; der Referendar erzählte seine Jenenser Studienjahre und sprach mit Begeisterung von den Vorlesungen Fichte's. Der Baron protestirte dagegen und erklärte, nie ein so langweiliges, abgeschmacktes und verderbliches Buch gelesen zu haben, als Fichte's Moral. „Ein so hölzernes Klapperwerk von moralischen Sätzen," sagte er, „ein so lebloser, schwerfälliger Mechanismus ist mir nie vorgekommen; dieser Fichte will uns für unser Gefühl von Recht und Unrecht, für den warmen Herzschlag unsers Gewissens eine Art moralisches Exercierreglement in die Brust setzen, welches uns jederzeit anzeigen soll, was wir zu thun oder zu lassen haben."

„Das bloße Gefühl leitet uns oft irre," versetzte der Referendar; „man muß nicht nach Gefühlen, sondern nach Grundsätzen handeln. Die Grundsätze müssen aber auf philosophischer Grundlage basirt sein, diese wiederum" — — und so hielt er uns eine lange Vorlesung mit einer so ernsten, pedantischen Miene, mit so vielen an den Fingern abgezählten Divisionen und Subdivisionen, daß wir Anderen zuletzt in ein unwiderstehliches Lachen ausbrachen. Der Referendar stutzte, sah uns eine Weile starr an, stand auf und ging schweigend hinaus.

„O halten wir ihn zurück!" rief ich aufspringend, „er wird unser Gelächter übelgenommen haben." —

„Glauben Sie das nicht!" sagte der Baron, „im Gegentheil! der Mann schließt aus unserm Lachen nur, daß er sich in den Schlingen seines Systems verwirrt und Unsinn gesprochen hat. Er ist bei dem bravsten Charakter ein unklarer Kopf und hat bei seiner, confusen Naturen oft eigenthümlichen Leidenschaft für Philosophie auf der Universität viel und gern disputirt, dabei aber immer das Unglück gehabt, sich in seinen künstlichen Sätzen zu verwirren und häufig grade das Gegentheil von dem zu sagen, was er beweisen wollte. Dann fingen seine Opponenten an zu lachen. Er ist ein leidenschaftlicher Fichtianer und hat diesem System sein eignes Denken eben so sclavisch untergeordnet, wie es die Kirche von dem Christen der Bibel gegenüber verlangt. Daneben hat er Gall während seines Aufenthaltes in Halle gehört und läßt sich darauf todtschlagen, daß man jedem Menschen am Schädel anfühlen kann, ob er ein Genie, oder ein Dummkopf, ein braver Kerl, oder ein Hundsfott sei." —

In diesem Augenblick kam der Referendar schon zurück, ein Buch in der Hand haltend, setzte sich, ohne uns zu beachten, auf seinen Platz und blätterte eifrig in dem Buche, indem er dabei dann und wann vor sich hinmurmelte: „Ach so! — da — ganz recht! — Haha! — Ja, so ist es — das hatt' ich vergessen."

Dann legte er das Buch ruhig und mit sichtbarer Befriedigung bei Seite, leerte sein Glas und ging munter in eine zwischen dem Baron und mir angeknüpfte Unterhaltung über andere Dinge ein.

So plauderten und tranken wir vergnügt bis tief in die Nacht hinein; wir besprachen, je mehr uns der Wein erhitzte, unsre Hoffnungen für die Zukunft, für eine allgemeine europäische Erhebung gegen die französische Tyrannei und unsre Entschlüsse für diesen Fall, welche darauf hinausliefen, daß der Baron dabei als kühner Husarenoberst, der Referendar als Oberauditeur, und ich selbst als Feldprediger und Verfasser von Proclamationen mitwirken müsse.

Um drei Uhr endlich trieb der Referendar zum Schlafengehen. Der gastliche Wirth wollte es anfangs nicht zugeben, daß wir schon auseinander gingen. „Es ist doch verdammt einerlei," sagte er, „ob wir eine Stunde länger trinken oder eine Stunde früher einschlafen."

„Bedenke, Freund," versetzte der Andere, „daß es absolut keine moralisch gleichgültige Handlung gibt; daß wir also jetzt, wenn wir nach sittlichen Grundsätzen leben wollen, entweder schlafen gehen oder forttrinken müssen; nur eine dieser beiden Möglichkeiten kann moralisch, die andere muß unmoralisch sein. Es ist nun für mich schlechthin moralische Nothwendigkeit, zu Bett zu gehen, und damit gute Nacht!" Er nahm mit diesen Worten seinen Fichte nnd ging hinaus.

Auch ich fühlte wenn nicht ein moralisches, doch physisches Bedürfniß der Ruhe. Der Baron schellte und befahl dem langen Diener, mich zu Bett zu führen. Nachdem wir uns gegenseitig eine gute Nacht gewünscht, folgte ich dem vorleuchtenden Giganten durch einige labyrinthische Gängeund Galerien und gelangte endlich in ein geräumiges Schlafzimmer, in dessen Kamin eine helle Flamme knisterte. Der Diener stellte das Licht auf den Tisch und ging stumm von dannen.

Als der letzte seiner Schritte verhallt war,

überlief mich ein angenehmer Schauer; ich fühlte mich in einer höchst romantischen Situation: in einem alten Ritterschlosse gefährlich bedroht, dann gastlich bewirthet, in eine dunkle Verschwörung halb und halb mit eingeweiht — jetzt in einer abgelegenen, wunderlichen Kammer, deren Decke mit Wolken, Engeln, Drachen und anderen Fabelthieren bemalt war, vor einem ungeheuren Himmelbett mit rothen Vorhängen, in welchem vielleicht ganze Generationen von Rittern und Edelfrauen geruht hatten — das ganze Bild schauerlich beleuchtet von der prasselnden Kaminflamme — das Alles schien mir ungemein poetisch. Ich entkleidete mich langsam und wollte eben in das Bett steigen, als mir einfiel, daß ich einige Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte, welche ich auf Reisen gewissenhaft zu beobachten pflegte. Ich sah unter das Bett, ob auch Niemand darunter läge; dann untersuchte ich die Thür, fand aber zu meinem Schrecken, daß sie sich nicht verschließen ließ. Ich bin stets der Ansicht gewesen, daß man den vollen Genuß der Nachtruhe nur im Gefühl völliger Sicherheit und zwar bei verschlossenen und verriegelten Thüren haben kann. Um dem Uebelstand einiger Maßen abzuhelfen, erfand ich eine Vorkehrung, daß die Thür nur mit einem bedeutenden Geräusch geöffnet werden könnte, indem ich zwei alte Stühle an derselben gegen einander lehnte und auf die zusammenstoßenden Lehnen derselben mit großer Geschicklichkeit das Waschbecken in einer nur auf dem genauesten Gleichgewicht beruhenden Position anbrachte, so daß der ganze Apparat bei dem geringsten Druck gegen die Thür zusammenstürzen mußte. Sehr zufrieden mit meinem Werke, übersah ich ruhigen Muthes noch einmal das ganze Gemach, als ich plötzlich eine zweite und zwar eine Tapetenthür entdeckte. Wohin führte sie? — Diese Frage zu entscheiden, öffnete ich sie mit einer Art schauerlicher Neugier. Ein kalter Hauch kam mir aus einem weiten dunklen Raume entgegen, ich ergriff das Licht und leuchtete hinaus. Ein weiter Bodenraum that sich vor mir auf. Welche Unvorsichtigkeit, dachte ich, mir ein solches Schlafgemach zu geben, welches von allen Seiten zugänglich ist; wie leicht können Diebe von diesem Boden aus zu mir eindringen! Oder ha! sollte man mich absichtlich in ein so schlecht verwahrtes Quartier gesetzt haben, um mich vielleicht in der Nacht zu knebeln, sich meiner Person zu bemächtigen, um mich — wie der Referendarius sagte — „unschädlich zu machen?“ — Es wäre entsetzlich! Jedenfalls will ich auf meiner Hut sein; Mißtrauen ist in diesen Zeiten eher eine Tugend als ein Laster; und was schadet es nachher, wenn es unbegründet sein sollte! — Untersuchen wir vor Allem die Natur dieses Bodens! —

Ich ging fröstelnd, mit dem Lichte umherleuchtend, vorwärts. Doch ach!

„Des Menschen Vorsicht selbst zeugt oft Gefahr!“

Indem ich nach allen Seiten umherspähte, blies ein durch eine Dachluke einfallender Windstoß mein Licht aus; erschrocken tappte ich umher, den Rückweg zu finden; ich fühlte eine unbeschreibliche Angst und Verwirrung in dieser Finsterniß; ich tappte immer weiter, ohne die ersehnte Pforte zu finden — — da plötzlich trete ich mit dem vorgestreckten Fuße statt auf solide Bretter in die leere Luft und stürze mit einem Schrei des Entsetzens in einen dunkeln Abgrund.

Ich fiel weicher, als ich hoffen durfte — in einen Heuhaufen, dessen duftige, prickelnde Wogen über mir zusammenschlugen. Tiefes Dunkel rings umher.

„Schmachvolles Schicksal!“ rief ich, „unwürdiges Loos eines Candidaten der Gottesgelahrtheit, eines künftigen Feld- und Siegespredigers! — Da lieg' ich hülflos — bei drei Grad Kälte — in einer Scheune, in einem schnöden Heuhaufen, um morgen von dem Kuhhirten oder dem Hausknecht erlöst und allgemein ausgelacht zu werden! — Hab' ich deshalb der bleiernen Drohung eines ergrimmten Ritters getrotzt — hab' ich deshalb durch die Kühnheit meiner Tischreden die Hochachtung zweier Ehrenmänner erworben — um morgen als zähneklapperndes Gespenst aus dem Abgrund eines Futterbodens aufgefischt zu werden? — Friedmann! wie tief bist du gesunken! — — Aber dir ist recht geschehen; wozu diese übertriebene Vorsicht, diese überall umherspähende Furchtsamkeit! Ohne sie könntest du jetzt in einem warmen Bette hinter rothen Vorhängen liegen und von Ruhm und Feldpredigten träumen.“

Indessen beschloß ich, Alles zu versuchen, mich, wenn möglich, aus meinem Abgrund zu befreien und das verlorene Paradies durch eigene Anstrengungen wiederzugewinnen. Ich tappte vorsichtig umher, ob ich nicht einer Leiter habhaft würde oder einen Ausgang fände. Obgleich ich nach und nach sämmtliche vier Wände berührt und mir einige Brauschen gestoßen hatte, fand ich doch nur eine von außen verschlossene Thür und kein anderes Geräth, als einige Heugabeln und Dreschflegel. Ich überlegte eben, ob ich die Thür sprengen und auf die Gefahr hin, von den Hofhunden zerrissen zu werden oder doch mir eine vielleicht lebensgefährliche Erkältung zu holen von außen wieder in das Haus zu bringen versuchen sollte: als ich draußen plötzlich ein Geräusch vernahm. Schwere

Fußtritte ließen sich hören, sodann ein halblautes Gespräch, von dem ich nur einzelne Worte verstand, welche mich mit Besorgniß erfüllten. Gleich darauf verloren sich die Fußtritte. Alles wurde still. Ich überlegte, ob ich schreien und das Haus alarmiren sollte. Aber das war nicht von Nöthen: denn ein lautes Krachen, wahrscheinlich vom gewaltsamen Erbrechen einer Thür und ein fürchterliches „Rüdengeheul" ertönte. Bald darauf wurde der Lärm allgemein, aber bereits im Innern des Hauses; Thüren wurden zugeschlagen, Möbeln umgeworfen — ein Schuß fiel. Dann eine augenblickliche Stille, der ein wildes Geschrei folgte; es kam immer näher; ich hörte Fußtritte über meinem Haupte, und plötzlich sprang eine weiße Gestalt von oben herunter, mir fast auf die Schultern. „Wer da?" rief ich erschrocken Ein Faustschlag, der mich zu Boden warf, war die Antwort, und ich hörte, wie sich die Gestalt in einer Ecke des Speichers im Heu verkroch. Gleichzeitig fiel ein grelles Schlaglicht von oben in den Raum. Ich sah eine auf der Spitze eines Bayonetts schwankende Laterne durch eine Oeffnung der Decke hereinschweben. Zugleich hörte ich oben Stimmen: „Ich sehe ihn, Herr Commissär!" — „Ah vraiment! le voilà!" — Die Laterne verschwand wieder. Gleichzeitig hörte ich in der Nähe eine gedämpfte Stimme: „Verrathen Sie mich nicht!"

Der Zusammenhang wurde mir auf ein Mal klar. Mochte man bei dem am Abend arretirten Hauptmann compromittirende an den Baron gerichtete Briefe gefunden, oder sonst Verdachtsgründe gegen ihn haben: eine Patrouille war nach der damals bei wichtigen Fällen beliebten Praxis zur Nachtzeit ausgesandt, um den Baron zu verhaften und sich seiner Papiere zu bemächtigen. Der Letztere hatte sich wahrscheinlich durch mein Schlafzimmer auf den dahinter liegenden Boden geflüchtet und war durch jene mir so verhängnißvoll gewordene offene Fallthür in den Speicher herabgesprungen.

Ehe ich Zeit hatte, diese Möglichkeiten weiter zu erwägen, öffnete sich die Thür, und ein Mann in Uniform, eine Laterne haltend, gefolgt von zwei Soldaten, trat ein. „Mein Herr, Sie sind Arrestant!" sagte er zu mir. „Hier sehen Sie den Verhaftsbefehl!" Er hielt mir ein Blatt Papier vor, auf welchem ich bei dem flackernden Schein der Laterne nur ein großes Siegel und die Namen meines Wirthes und des Referendars bemerkte. „Kommen Sie schnell, sich anzukleiden!" rief der Beamte. Ich folgte ihm in den Hof, von da rasch in der Mitte zweier Soldaten auf die Hausflur, wo bei hellem Lichterschein noch verschiedene Polizeileute und die erschrockene Dienerschaft umherstanden. Auch den langen Referendar fand ich daselbst, von zwei Männern bewacht; er putzte seine Brille mit dem Taschentuche und hatte die gleichmüthigste Miene von der Welt.

Man führte mich hinauf in die Zimmer des Barons, wo ich an dem offenen Schreibtisch desselben einen kleinen schwärzlichen Mann in Uniform beschäftigt fand, die darin befindlichen Papiere in Bündel zusammenzuschnüren. Derselbe fixirte mich mit einem stechenden Blick und fragte den neben mir gehenden Mann, welcher mich verhaftet hatte, in gebrochenem Deutsch, ob er sicher sei, daß ich die rechte Person. — „Zu Befehl, Herr Commissär," versetzte dieser, „Sie haben selbst gesehn, wie er in statu quo aus seinem Schlafzimmer entsprang, das Pistol auf uns abfeuerte und hernach durch eine Fallthür verschwand. —" „Aber," fragte Jener, „Sie ihn nich kenn von Person?" — „Nein, ich habe ihn früher nie gesehen."

In diesem Augenblick trat der gigantische Diener in's Zimmer; er trug Kleidungsstücke über dem Arm und fragte mich in ehrfurchtsvoller Haltung und mit einem eigenthümlichen Zwinkern der Augenwinkel: „Befehlen der Herr Baron, daß ich Sie ankleide?"

„Ja," versetzte ich mit fester Stimme, entschlossen, die mir vom Schicksal übertragene Heldenrolle mit Würde zu spielen, und legte mit Hülfe des Bedienten die dargebotenen Kleidungsstücke rasch an, während der kleine Commissär, sich vergnügt die Hände reibend, in den Bart murmelte: „Ah, c'est lui; maintenant plus de doute."

Eine Stunde später saß ich neben dem guten Referendar mit dem freundlichen vis-a-vis zweier Gensd'armen, deren Karabiner beständig auf uns gerichtet blieben, in einem Wagen, welcher rasch durch die Morgennebel dahinflog.

„Es ist nur ein Glück," sagte der Jurist mit der den wahren Philosophen charakterisirenden Gemüthsruhe, „es ist nur ein Glück, daß ich in der Eile noch einen Band von Fichte eingesteckt habe; da hat man doch auf der Reise eine vernünftige Lectüre. Wohin mögen wir fahren?"

„Vermuthlich nach der Hauptstadt," sagt' ich beklommen. —

„Was ist nur aus dem Baron geworden?" fragte er wieder. —

„Lassen sie das, Freund," sagt' ich, ihm einen sanften Fußtritt versetzend, „die Leute kennen mich und lassen sich nicht durch Ihre wohlgemeinte Frage irre führen." —

Der Referendar starrte mich verwundert an und schien zu erwägen, ob mein Gehirn durch den Schreck vielleicht krankhaft afficirt

sein möge. Er zuckte die Achseln, zog sein Buch aus der Tasche und fing an zu lesen.

Unsere Reise ging unaufhaltsam vorwärts; von Station zu Station wurden die Pferde gewechselt; die beiden Häscher blieben uns fortwährend gegenüber. Der Referendar war schweigsam und las viel in seinem Fichte, ohne sich um die auf ihn gerichteten Feuerschlünde zu kümmern; mich peinigte dagegen beständig der Gedanke, dieselben könnten sich durch eine Erschütterung des Wagens plötzlich entladen, und ich gestehe, daß ich mich möglichst außerhalb der Schußlinie zu halten bemüht war. Es geschah jedoch nichts der Art, und wir langten wohlbehalten in Cassel an, um aus dem Wagen in's Gefängniß zu steigen.

(Schluß folgt.)

Volkssagen der Schweiz.

Mitgetheilt

von H. Runge.

Das Inselfräulein.

Unweit vom Genfer-See, in der Gegend des Dorfes Noville, bildet die Rhone durch zahlreiche Arme in Verbindung mit mehreren Canälen und den in sie einströmenden Gebirgsbächen viele kleine Inseln, welche mit Erlen, Weiden und niedrigem Gesträuch bedeckt sind und bald ein schönes Rasengrün, bald wieder seinen grauen Sand zeigen. Schnell fließendes Gewässer, mit gelben und weißen Wasserlilien überlegte Sümpfe, kiesige halbtrockne Bachbetten ziehen sich in buntem Gewirr durcheinander und gewähren im Verein mit hier dichtem, dort wieder überall durchbrochenem Gebüsch einen ganz eigenthümlichen Anblick. Selten kömmt ein Mensch in diese unheimliche Gegend, noch seltener sieht man ein Thier furchtsam umherschleichen. Fast immer herrscht die tiefste Stille; nur zu gewissen Zeiten hört man sonderbare Töne, welche sich über den Gräben und zwischen den Inseln hin und her zu bewegen scheinen. Zuerst glaubt man gewöhnlich ein leises Stöhnen, Seufzen, Murmeln zu vernehmen, dann klingt es wieder wie ein fernes dumpfes Brüllen oder Brausen und zuletzt wird man wohl an das Rauschen des Windes im hohen Tannenwald oder an halbunterdrückte Schreie fremdartiger Thiere gemahnt. Nur ungern sprechen die Bewohner von Noville von den Inseln, wie sie die ganze Gegend nennen; wenn sie es aber einmal thun, so behaupten sie, daß jenes Getön die Stimme des Inselfräuleins Fenetta sei, das sich hier aufhält und von Zeit zu Zeit sich auch erblicken läßt. Sie schildern es als ein ganz kleines Weibchen mit grünen Augen, langem schlichten grünen Haar und einem feinem Gesicht; immer trägt es ein langes faltenreiches, aber feucht anliegendes Gewand und Schilf-Sandalen. Keiner von den jetzt Lebenden hat es indeß selbst gesehen; denn sobald die Fischer in irgend einer Weise die Annäherung des Geistes bemerken, so eilen sie mit Zurücklassung ihrer Geräthschaften schnell davon, da diejenigen, welche die Herrin der Inseln anblickt, noch in demselben Jahr dem Tode verfallen müssen. Daß sie jemals gesprochen habe, erzählt die Sage nicht und noch Niemand ist es bisher gelungen, in ihren melancholischen Gesängen irgend ein Wort zu unterscheiden. Einige ältere Leute wollen behaupten, daß Fenetta mitunter fremde Gestalten annehme und so die Furchtsamen täusche; aber auch dann bringt sie denjenigen, welchen sie sich nähert, ein schnelles und oft schreckliches Ende.

Vor zwanzig Jahren konnte man in Noville ein schönes, junges Mädchen sehen, das nach dem schnellen Tode des Geliebten den Verstand verloren hatte. Eitel und neckisch hatte die Schöne eines Sonntags Wasserlilien aus den Teichen der Inseln verlangt; trotz der Mahnungen der alten Leute, an einem heiligen Tage den verrufenen Bezirk nicht zu betreten, war ihr Knabe sogleich an die Mündung der Rhone geeilt. Als er hier eben im Begriff war, schöne weiße Lilien zu pflücken, hörte er plötzlich einen Mark und Bein durchdringenden Schmerzensschrei und sah zugleich den Kopf des Inselfräuleins vor sich aus dem Wasser emportauchen. Erstarrt blickt der Jüngling einige Secunden lang in die fürchterlichen grünen Augen, die ihn in die Fluth hinabzuziehen suchten; dann aber entriß er sich mit einer gewaltigen Anstrengung dem zauberhaften Einfluß des Gespenstes und eilte zum Dorfe zurück. Ehe er aber noch das Haus der Geliebten erreichen konnte, stürzte er sterbend nieder; seine letzten Worte waren „Fenetta! Fenetta!" Als die Schöne die schreckliche Entwicklung vernahm, erbleichte sie und sank ohnmächtig zu Boden; nach wenigen Minuten aber kam sie wieder zu sich und stimmte ein heiteres Liedchen an, das sie oft mit ihrem Maurice gesungen hatte. Die Arme war wahnsinnig geworden und blieb es auch bis an ihren Tod, der im nächsten Jahr um dieselbe Zeit erfolgte. Seitdem hat es Niemand mehr gewagt, an einem heiligen Sonntage oder an einem Freitag nach den Inseln zu gehen und jedes Mädchen von Noville verzichtet gern auf Fenetta's schöne Wasserlilien.

Der goldene Wagen.

Im Thal der Thur — man weiß aber nicht mehr, an welchem Orte es war — hauste vor etwa tausend Jahren ein wilder und grausamer Herr. Er betrachtete es als seine größte Lust, wenn er seinen armen Unterthanen Schaden zufügen konnte; und nicht allein bei Jagden, auch bei allen andern Ausfahrten verließ er stets mit seinem zahlreichen Gefolge den gebahnten Weg und ritt quer durch die Aecker und Wiesen der Bauern. Er wußte wohl, daß Niemand auch nur ein Wort des Tadels aussprechen werde; als einmal ein Landmann, muthiger als die Andern, einen der Jäger von seinem Felde verjagte, ließ der Herr den Verwegenen gefangen nehmen und in die unterirdischen Kerker der Burg werfen, wo er langsam verhungern mußte. Ja man erzählt sogar, daß er im Winter und bei großen Theuerungen nicht selten die alten Leibeigenen habe tödten lassen, um sie nicht mehr speisen zu müssen.

Als er alt geworden war und nicht mehr gut reiten mochte, ließ er sich einen ganz goldenen Wagen bauen. Mit dem fuhr er jetzt auf seinen weiten Besitzungen umher, wie gewöhnlich, ohne sich viel um die Wege zu bekümmern. Bald gab es unweit des Schlosses weder Felder noch Wiesen, auf denen ein Halm gedieh; immer wurde das junge Korn, das keimende Gras durch den Hufschlag der Rosse und das Rollen der Räder vernichtet. Traurig fragten sich die Bauern, wann denn endlich das Gericht Gottes über den Frevler hereinbrechen werde. Es zögerte freilich lange, aber es blieb doch nicht aus. Eines Tages fuhr der Herr durch die Dorfstraße, als grade in der Mitte derselben drei junge Knäblein spielten; unbekümmert um den Angstruf der herbeistürzenden Mütter jagte er über die unschuldigen Wesen fort. Da zuckte plötzlich aus heiterm Himmel ein blendengelber Blitz herab und schlug den Ritter mit seinem goldenen Wagen tief, tief in die Erde hinein.

Von da ab besserte sich das Loos der Bauern in der Gegend; die künftigen Herren des Landes hüteten sich, durch gleiche Grausamkeit den Zorn des Himmels nochmals herabzubeschwören. Hätten sie auch das schreckliche Loos ihres Vorfahren im Lauf der Zeit vergessen können; er selbst erinnerte sie nur zu oft daran. Alle neun Jahr stieg er am Tage des heiligen Johannes des Täufers mit seinem Gefährt aus der Erde hervor und umfuhr in der Mitternachtsstunde seine ehemaligen Besitzungen. Sein Wagen war aber dann rothglühend; überall, wo er durchkam, versengte er Gras, Getreide und Reben. Niemals berührte der Dürst dabei die Aecker der Bauern, welche er bei seinen Lebzeiten so sehr geschädigt hatte; nur die Schloßgüter hatten von seinen Umzügen zu leiden.

Schon vor vielen hundert Jahren wagte man zwei- oder dreimal den Versuch, den Ritter zu erlösen und seinen goldenen Wagen zu gewinnen, aber immer fruchtlos. Einmal waren vier Bauern fast schon zum Ziel gelangt; nach zahlreichen Beschwörungen stieg der Wagen empor und es kam nur noch darauf an, ihn mit dem Blut eines schwarzen Bocks zu bespritzen und in eine nahe Scheuer zu ziehen, als plötzlich einer der Schatzgräber auf dem Sitz die gräßliche Gestalt des Dürst erblickte und angstvoll „Herr Jesus!“ ausrief. Sogleich fuhr der Wagen mit fürchterlicher Kraft in die Erde zurück und die ziehenden Bauern stürzten stark zu Boden.

Auch noch heut gibt es viele Leute, welche ihr Leben daran wagen möchten, den goldenen Wagen des bösen Schloßherrn zu erlangen; aber man hat die Stätte, wo er einst versank, schon vergessen und konnte sie bisher noch nicht wieder auffinden. Uebrigens hat auch die nächtliche Fahrt seit mehr als fünfzig Jahren aufgehört und man weiß nicht einmal, ob der Dürst nicht etwa schon erlöst und zur ewigen Ruhe eingegangen ist, was wohl möglich sein mag, da selten die Geister länger als tausend Jahre auf der Erde büßen müssen. In diesem Fall wird der Wagen, wie man glaubt, niemals wieder zum Vorschein kommen, es sei denn, daß die Herren von Neuem die Bauern bedrücken und ein ernstes Warnungszeichen nothwendig ist; vielleicht daß dann der Wagen wieder für tausend Jahre einen Führer erhält.

Neugriechische Skizzen.

Von Dr. Fraas.

II. Die Räuber.

Drittes Kapitel. Der Ueberfall.

„Denn rasch drängt sich Ares heran, gewaltsam entscheidend, [zwei.
Schlägt er das goldene Spiel wild mit dem Eisen entHermes lacht unmäßig, der schadenfrohe; doch Phöbos
Und den Musen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.“
(Goethe.)

An einem frühen Morgen bestiegen die Besucher des Parnaß vom Kloster Jerusalem aus seine Kuppen und das Plateau.

Wie immer strahlte die griechische Junisonne prachtvoll über die noch in sanftem Dunsthauch liegende Ebene von Phokis, die von den Gebirgen der alten opuntischen Lokrer gegen Osten, von den Ausläufern des Helikon

südlich, vom phthiotischen Oeta und seinen Zweigen bis zu den Thermopylen nördlich und vom Parnaß selbst westlich eingefaßt wird. Nördlich vom Parnaß, von den Quellen desselben und aus den Zweigen des Wardussi genährt, strömte langsam der boötische Cephissus, einem Flüßchen dritten Ranges bei uns nicht unähnlich, an seinen Ufern zog sich ein äußerst fruchtbares, aber jämmerlich cultivirtes Alluvium von fettem Thonboden hin, das erst bei Chäronea, noch mehr bei Skriwu (Orchomenos) und Lebadia anfing, Spuren ernster Cultur, wie sie ohne Dünger durchwegs leicht zu erlangen war, zu zeigen.

Alle Berge von Phokis zeigen erst bei 3000′ Elevation Wald in geschlossenem Zustande (lonchos), zumeist aus Edeltannen bestehend; was diese Höhe nicht oder kaum erreicht, ist kahl, — (xirobuno).

Das Kloster selbst lag hart an der Waldgrenze und gleich an seinen Thoren begann der schwarze Tannensaum, den der Weg durch die Schlucht zur Platte durchbrach. Die Schlucht war flach, nicht tief, — mehr eine seitliche Einbiegung des Gebirges, doch aber hoch oben von der Platte her mit sehr viel Schutt und Gerölllsteinen bedeckt, wie sie die schmelzenden Schneemassen als Bergwasser oder das die Verwitterung fördernde extreme Verhalten der Wärme und Kälte, die Atmosphärilien und sein Allzehrer bewirkten. Alle Steine waren Kalksteine, nur tiefer unten stand auch da und dort Talkschiefer. Das Gerölle bedeckt wohl in Form von Schutthalden die Seitenflächen des Gebirges, aber es wird in den Ebenen nicht von den Flüssen weiter getragen. Sie sind und waren wohl seit je zu schwach dazu, — und das Bett des Cephissus, da wo er schon stärker ist, oder das des Eurotas oder Sperchius, wo sie den Namen eines Flüßchens überhaupt erst verdienen, führen weder Kies noch Sand.

Der Weg führte vorerst durch den Tannensaum und war schwierig genug — für Ziegen passend, kaum für unbeladene Esel — zu brauchen. Doch mußten nicht selten Lastthiere sowohl vom Kloster wie von Daulis her Vorräthe aller Art *auf* das Gebirge, und Käse und Butter *herab* bringen!

Mit knorrigen Stämmen, dunklen Blättern, verworrenen Aesten, die bis auf den Boden herab dem Stamm entsproßt waren, standen gewaltige Tannen zwischen und auf den sehr verworren liegenden Felsstücken, mit glänzendgrünem Laubwerk und weißschillerndem Stamm, weitaus nicht so schlank wie unsre Tannen des Gebirgslandes. Die nie rastenden Winde und Stürme in diesen Höhen, wie das seit der Waldrodung sie verfolgende Trockenklima, das sie nur auf diese letzte Zufluchtsstätte gescheucht hatte, waren wohl neben den ungestörten Verstümmlungen der Menschen die Ursache dieses Aussehens. Da nämlich der Grieche keine Instrumente besitzt, um einen schon starken Stamm nur fällen, geschweige erst transportiren zu können, so begnügt er sich, mit einem kleinen Handbeil in einer gewissen Höhe nur die Krone abzuschlagen und als Baumaterial zu benützen, nur selten rettet sich jüngerer Nachwuchs! oder er schlägt in mühsamer Arbeit aus dem Stamm selbst ein Stück heraus, das ihm zur Wanne, zu Tellern und Aehnlichem dient. Dazu kommen die an diese Region oft streifenden Waldbrände der Gestrüppregion, und die Feindschaft der Hirten, welche sehen, daß im Waldschatten kein gutes Weidefutter wächst, wohl aber Klephthen sich am besten bergen. Kurz, in Griechenland liegen auch jetzt noch die Reste des Waldes im Todeskampfe, und die wenn auch nur geringen derzeitigen Anforderungen der erst keimenden Industrie — gegen früher gerechnet — finden nur mehr sehr geringe Fonds zur Befriedigung und nur die Unzugänglichkeit schützte bis jetzt die meisten Waldbestände.

Zwischen den Tannen standen einzelne kretische Berberitzensträuche, Früchte ansetzend, auch erhoben sich drei Wachholderarten, oft baumartig (Junip. excelsa), wie denn diese Pflanzengattung ebenso der Nachzügler des Nadelholzwaldes ist, wie die Ziege den Rindern auf den verödeten Weideplatz folgt. Da und dort an freieren Stellen bedeckte vielstachliches, graues niederes Buschwerk den Boden zwischen den Felsplatten, — es waren Tragakanthen mit ihren Verwandten. Wo der Wald eine Lichtung bildete und namentlich gegen den eisig kalt herabrauschenden, über gewaltige Felsstücke in seinem Bette sprudelnden und zischenden Waldbach, die Quelle des Mavroneri unterhalb Daulis und mehr nördlich davon — da blühten auch seltnere Pflanzen, die Augenweide des Botanikers — blaugrüne Helleborus, Phlomis samia, Epipactis und Serapiasarten, Sideritis syriaca, der griechische Thee genannt und viele Andere noch.

Ueber den rauschenden Waldbach weiter oben führte endlich der Weg aus der Waldregion schon hinaus, quer über den oberen Theil der Schutthalde, die ihn immer begleitete. Noch ehe unsre Reisenden den Wald verließen, fanden sie unter den dunklen Tannen stehen, festlich geschmückt im bunten Obergewande der Albaneserinnen und selbst Goldmünzen im schwarzen Haare, ein blutjunges Mädchen, kaum siebzehn Jahre zählend. Die Arme zitterte heftig, da sie die vielen fremden Männer sah, sie konnte aber, weil baarfuß, über die verworren daliegenden zackigen Fels-

stücke nicht entfliehen. Auch zeigte sich sogleich zehn bis funfzehn Schritte entfernt ein jüngerer und ein älterer Mann, Handbeile in der Hand und an dem oberen Theile einer Tanne ziehend, die sie zu Bauholz grob zugehauen hatten. Die braune, wildblickende Schöne sprach trotz sofortigen Anredens von Seite des Capitäns kein Wort, — ihr hatte die Angst, wie es schien, jegliche Besinnung genommen, so sehr standen Skarlatos Grundsätze ihr drohend vor der Seele. Aber der ältere der Männer, der Vater des Jüngeren, wie sich bald herausstellte, gab im albanesisch-griechischen Kauderwelsch die Erklärung, daß sein Sohn und dessen junge Frau nach Landessitte sich als neu verehlicht daran machten, ein Haus in Daulis zu bauen und das Holz zum Dachwerk unter Schmuck und Freuden aus dem Walde zu holen. Sie nannten das einen Festgang und zweifelsohne tranken sie heute noch Wein von Arachowa, die Maß zu vier Pfennige, und aßen einen Hammel dazu. Als unsre Reisenden den Waldgürtel verlassen hatten, lag die nackte Schutthalde, dann die steilabfallenden gewaltigen Felswände, obenauf das Plateau mit den Kuppen, nahe vor ihnen. Sie überschritten in Biegungen die Schutthalde, auf welcher noch einzelne sehr schöne, schlanke korsische Föhren (Pinus Laricio) standen, kamen dann an einige Schneefelder, die schmolzen, doch, nach der Schicht zu urtheilen, niemals vollständig damit in Einem Sommer fertig wurden, erfreuten sich an den schönen hier sprossenden Crocus und Scillen, und schwangen sich allmälig immer mehr ansteigend auf das Plateau. Hier nun wanden sich die von Osten kommenden nördlich, der höchsten, doch nur circa 500 Fuß über dem Plateau frei sich erhebenden Kuppe zu, welche eine aufgerichtete Steinpyramide krönte, — Rest der alten Monumente, zumeist dem Donnerer Zeus geweiht.

Als sie die sanft gewölbte Spitze erreicht
sich gegen Osten, woher sie ge-
waren, ndten, entfuhr Allen ein
des Er ns über die Pracht und
, die sie hier genossen.
mit dem Fernrohr sich
in nur in vereinzelten
viant hinabwürgte und
We älischem in schönem
eine bereifte
e, den Mantel-
gezogen, kletterte
herum und
Saxifraga
die Fernsicht
Philolog aber
und schaute,
, die

ihn seit seiner Jugend bewegten, und zwischen Thränen und Lachen voll Wonnegefühl kämpfend, — hinaus in die vor ihm aufgerollte Naturgrundlage der hellenischen Geschichte. Sah er nicht dort Orchomenos, den Copaissee und die Katabothren mit den sie umschwebenden Schatten der Mynier aus der Urzeit, —? Chäronea, die Eiche, wo Alexander mit der heiligen Schaar von Theben die hellenische Freiheit vernichtete? den mit Schnee noch bedeckten Derphi im fernen Euböa, — den Othrys, — und neben dem silberglänzenden Saum des Euböa vom Festland trennenden Meeresarmes die großen Gedenksäulen der Geschichte, die Thermopylen? Stieg nicht in ihrer Nähe der prachtvolle Oeta empor, — wirbelte nicht noch auf ihm der Rauch vom Selbstopfer des gewaltigen Herakles, Lieblingsgottes der Hellenen, empor? Und dort der gleichfalls noch mit weißen Schneefeldern gekrönte Wardussi aus dem immerdar räuberreichen Akarnanien? — Und südlich der kleinere, leicht und vielzackig an den Vorbergen in den Aether ragende, mit schwarzen Edeltannen ganz bedeckte Helikon, der Musen Festsitz, den sich der Sänger von Askra einst zum Göttertempel schmückte. Dort endlich Delphi selbst mit der kastalischen Quelle! Armer Ottfried Müller, hellasbegeistert, wie du warst, erlagst du wohl eher durch die Gewalt dieser Eindrücke dem tödtlichen Fieber! —

Die ganze schon von uns geschilderte Ebene lag so vor ihnen, hart unter ihnen das Kloster und Daulis, hinter ihnen die lange, breite und unebene Platte des Parnaß, weiter zurück sogar in angebautes Feld übergehend, und die korykische Höhle, eine Stalaktitenhöhle, zeigend. Nahe bei dieser aber südwestlich fällt dann der Parnaß mit sehr steiler Felswand ab (den Phädriaden, 800 Fuß hoch) — nach Delphi zu —, aus ihr sprudelt spärlich eine heilige Quelle.

Alle waren in Betrachtung versunken und still, — sie schwelgten in Entzücken, nur einige zwanzig Fuß tiefer unten saßen, den Rücken gegen die Aussicht gekehrt, Martl von Schwürbitz, Sepp von Sauerlach und Panagioti, der Pakali, und sprach der Erstere halblaut: „Der Grundfehler ist, daß die Leute hier die Schweinezucht ganz vernachlässigen, — auch ganz und gar. Immer Schafe und Ziegen! Bei uns zu Hause hält jeder Bauer seine paar Schweine und hier auf diesem Baronnaß müßten ganze Züge sich vortrefflich befinden. Tüchtig Kartoffel und Haber gebaut, — das wächst hier schon, — ist ja im Mai aller Schnee schon weg! — das gäbe Schinken und Sauerkraut für die armen Teufel in dem Dingsda — Sanct Ulrich oder wie sie's heißen."

„Da-uli — Bruder! — Da-uli — nennen sie es“ — verbesserte Panagioti.

„Meinetwegen — Da-will-i — Da will ich und kann nicht — so ist's mit den Bauern daherum überall.“

Als endlich die Aussicht vollauf genossen war, zogen sich die Herrschaften ebenfalls herab an diesen von den Dienern gewählten schützenden Ort, wo der frische aus den Dardanellen regelmäßig den ganzen Sommer durch strömende Nord- und Nordostwind weniger sie treffen konnte, und genossen einige Erfrischung, entschlossen, bald wieder aufzubrechen, in südlicher Richtung die reiche Quelle zu besuchen, die Arachowa mit Wasser versieht, und durch die Schiste nach einem Chan zu gehen, wo die Pferde sie erwarteten, um dann den Triodos zu passiren und heimzukehren.

Die letzten, welche die Kuppe verließen, waren der Lord, der die Archäologie liebte und der Philolog C. Rufus, der besonders volkswirthschaftliche Fragen zu lösen erpicht war. Wir haben immer gefunden, daß gelehrte Männer am liebsten von jenen Dingen sprachen, die sie noch am wenigsten verstanden.

Letzterer, der sehr gut englisch sprach, war inzwischen mit Lord Hesiod in's Gespräch gekommen und fand sich ihm gegenüber, den er für einen großen Nationalökonomen und keineswegs für einen Alterthumsforscher hielt, veranlaßt, von den Hülfsquellen Neugriechenlands und was ihm zur Hebung seines Wohlstandes nothwendig sei, zu sprechen. „Ich glaube, daß Griechenland seine alterbten unvergänglichen Fonds vor Allem wieder nutzbringend anlegen muß. Mir scheint es unbedingt nöthig, daß so bald als möglich Athen, Megara, Korinth und Argos wieder eingeworfen werden, um den archäologischen Schandfleck, den man mit ihrem modernen Aufbau der ganzen Alterthumskunde anhing, zu vertilgen, — die alten Straßenzüge sollten wieder ausgegraben werden, dann sollten nach dem System der Zickzackgräben bei Belagerungen diese Bauplätze nach Alterthümern durchwühlt werden — und sollte die ganze Nation mit Festgepränge und unter Erweckung der olympischen und isthmischen Spiele darangehen, — allem Ackerbau sollte die Eröffnung der Eleusinien vorhergehen, — endlich sollte hier, bei Delphi selbst, ein Rath von sprachverständigen Amphiktionen sich zusammensetzen, um die Feststellung der Lesearten der Tragöden und der Dichter vorzunehmen. Hören Sie, Mylord,“ setzte er voll Begeisterung bei, — „ich bin überzeugt, daß dann gewiß alljährlich wenigstens zwanzig Professoren der Philologie Griechenland besuchen und ihre Taggelder 2 Fl. pro die hier verzehren werden — ist das nicht Etwas?“ fügte er triumphirend und auf die jedoch nur kläglich ächzende Tasche schlagend hinzu.

Lord Hesiod hob anfangs mächtig die Augenbrauen, da er hier sein Leibsteckenpferd, die Archäologie, so tollkühn reiten sah, — aber, da er den Philologen für einen Landvermesser hielt, worin ihn seine Lust, alle Städte wieder zu vertilgen und Straßen anzulegen nur bestärkte, so ging er seiner Meinung nach in Jenes geheime Absichten ein, indem er wirthschaftlich antwortete: „Das ist Thatsache, ohne Straßen, ohne Communication kein materieller Fortschritt. Griechenland, soviel ich sehe, hat zur Noth so viel Land, um bei einem intensiven Ackerbau, bei einem guten high farming-Betrieb sein nöthiges Getreide und Vieh, insbesondere wenn es Futter baut, was hie zu Lande nur Einmal, nämlich in der höchsten Blüthe — zwischen 2—500 vor Christi Geburt geschah, selbst zu erzeugen, — aber es wird außer Corinthen, etwas Oel und Wein nichts von Bedeutung auszuführen haben. Für Entwicklung einer tüchtigen Industrie hat es keine Kohlen, kein Holz, kein Eisen, keine Wasserkraft, begreiflich auch keinen wohlfeilen Dampf. Das ist übel, sehr übel! Auch spärliche Arbeitskräfte und dazu theuer! Keine Kenntniß! Alles was es im materiellen Fortschritt gethan hat, verdankt es den Baiern, die übrigens selbst keine Hexenmeister hierin sind. Aber — aber — Griechenland hat Meer, — Meer überall mit vielen guten Häfen, leichte Fahrt allüberall hin, — viele Inseln, — treffliche Matrosen, sparsam und genügsam, nüchtern —, das ist viel, sehr viel! Ich denke, Altengland wird dies immer zu würdigen verstehen — hem — hem —, und Griechenland hat keinen Gemeingeist, keine Einheit des Wirkens, nicht die nationale Aufopferung, womit wir die großen Resultate doch am Ende fassen, wenn auch die Kleinen die Detailarbeit gewonnen haben. Die Arbeit erzeugt wohl alle Güter, — aber sie vertheilt sie nicht! Sie verstehen mich?“ —

„Gewiß,“ antwortete der Philolog, „England wetteifert mit den Griechen in der Ausbeutung dieses nationalen Capitals an Classicität und würde für eine neue Lesart gern Manchester und Liverpool geben, wenn es die nationalen Verhältnisse erlaubten. Ich fürchte auch nicht, daß es Schade sein wird, wenn England zuletzt das Land erobert, oder seine Unabhängigkeit vernichtet, denn es wird offenbar zum Besten der Archäologie und der Sprachforschung geschehen. Die höheren Güter der Menschheit zu erstreben, das ist am Ende die Hauptsache, und alle Förderung der materiellen Interessen nur hiezu bestimmt. Geistiger freetrade wie materieller — der muß erstrebt werden.“

Damit waren sie unter Beistimmung des Lords zu den Uebrigen gestoßen und nahmen gleichfalls an der Erfrischung Theil.

Als sie ausgeruht hatten, wandten sie sich südlich über das Plateau weg gegen die Schiste zu, zu deren Rand sie in einer Stunde Wegs gelangen konnten. Ein schmaler Saumpfad leitete dahin, weil die Hirten im Spätsommer von dort Wasser zu holen genöthigt waren. Sie waren kaum eine Viertelstunde gegangen, als Hundegebell sie auf eine abseits gelegene Mandra, aus welcher Rauch abzog, aufmerksam machte und da Panagi andeutete, daß die Tschupanen des Parnaß trefflich Jaourt (saure, geronnene Milch) zu bereiten verständen, so beschloß man, nach solcher, als einem köstlichen Labsal bei Hitze und Anstrengung, zu fragen und wandte sich gegen die Einfriedigung. Nach überstandener großer Mühe, die Hunde mittelst Steinwürfen entfernt zu halten, fanden sie zwei sehr mürrische alte Hirten, Brüder, eben mit Käsemachen und Buttern beschäftigt und einen jüngern dritten, der nach den ersten wenigen Worten, die gesprochen wurden und womit Krakl, Mißtrauen zu verscheuchen, Ziel und Absicht ihrer Reise angedeutet hatte, seitwärts und in südlicher Richtung, anscheinend sehr gleichgültig, verschwand. Nur erst nach vielem Hin- und Herreden wie Versprechungen brachte der eine der Hirten einen hölzernen Napf mit Jaourt, den man vortrefflich fand. Da nicht mehr wie zwei hölzerne Löffel vorhanden waren, so aß man in der Reihe herum abwechselnd damit. Der Lord und der Botaniker begannen, aber schon nach wenigen Augenblicken ließ Mylord den Löffel sinken, erbleichte und deutete mit stummer Schreckensgeberde auf die aus dem tieferen Grunde des Jaourt mit dem Löffel an die Oberfläche geförderte vielfüßige Leiche eines weiteren hier elend ertrunkenen Höhlenbewohners, der schwarz und zum Knäuel verworren in den milchweißen Klumpen des Mahles lag. Scheu näherte sich auch der Botaniker, faßte endlich das Ungeheuer mit dem Löffel, zog es heraus und bestimmte eine höchst interessante in den Felsklüften nur bei dieser Höhe sich findende Spinne, die er vorläufig als aranea galactophila m. unter dem Beifall des griechisch verstehenden Theiles der Gesellschaft notirte. Auch fuhr dieser Theil, wie gleichfalls der hellenisirte Capitän Karachlaras (alias Krakl) fort zu essen, ohne diese Episode anders als naturhistorisch zu würdigen. Die Schäfer, welche grinzend den Vorfall beobachtet hatten und mit „Es bedeute Nichts" trösteten, zu verstehen gebend, daß es kein Arsenik sei, — brachten darauf dem „Mylordos," die man am Lyakura bereits ebenso gut kennt wie am Rigi — einen Klumpen frischer Butter, der, sehr weich wie alle Schafbutter, der Eine mit der Hand aus dem Kübel gefaßt und auf ein Stück Maiskuchen mit demselben natürlichen Werkzeuge, dessen Verlängerung ja nur ein Löffel oder eine Gabel ist, aufgeklebt hatte. Da er beim Präsentiren aus der Bruchfläche des Kuchens ein Haar herabhängen sah, verfehlte er nicht, dasselbe sehr vorsichtig, um jegliches Abreißen unmöglich zu machen, herauszuziehen, entfernte mit Fingern, die vom Käsemachen an den Spitzen nicht selten gereinigt werden, einige in der Butter liegende verdächtige schwarze Punkte und präsentirte das Prachtstück seiner fettsauren Industrie. Der Lord war jedoch nicht zum Annehmen zu bewegen, er befahl umgekehrt in Eile Panagi, den Hirten einen spanischen Thaler zu schenken, aber der Philolog konnte aus delicatem Gefühle für hellenische Gastfreundschaft nicht umhin, das Offert anzunehmen. Da er aber selbst, obgleich ohne jegliche naturhistorische Vorbildung sehr bald die nach den Adhäsionsverhältnissen schrecklich verrenkten Glieder jenes lustigen, aller Civilisation folgenden, immer sprungfertigen braunen Hausfreundes, der sich in alle Familiengeheimnisse eingedrängt, entdeckte — stellte er sich, als beobachte er ferne Gebirge, der Wolken oder des Adlers Zug und legte die Speise so heimlich als möglich auf einen Stein der Mandra, von wo sie nach zwei Minuten schon der Pakali ebenso heimlich genommen und verschlungen hatte. Da die Hirten glaubten, der Mylordos ziehe wohl ältere Butter vor, so schleppte einer aus dem Hintergrunde der Steinhöhle noch einen Schlauch von Ziegenfell, die Haare nach innen, herbei und präsentirte von dem darin enthaltenen älteren und härter gewordenen Producte. Aber Lord Hesiod brach nun völlig auf und ging auf das Plateau, vom Botaniker und allmälig auch den Uebrigen begleitet weiter, ihrem Ziele näher.

Nach einem mühsamen Abwärtssteigen am Gebirgsabhange gegen die sehr enge Schlucht zu, welche den Parnaß von Kirphis trennt, und von großen Felsstücken und Rollsteinen erfüllt ist, vom Bach Pleistos westlich durchströmt, östlich in den Triodos endend — kamen sie endlich an eine Schutthalde, an welcher der Botaniker reiche Ausbeute machte, dann wandten sie sich ein wenig westlich einer etwa vierzig Fuß hohen Felswand zu — und da sprudelte die von den Eingeborenen als die kastalische bezeichnete Quelle, obgleich von hier bis Delphi wenigstens noch $2\frac{1}{2}$ — 3 Stunden sein mögen. Die Felswand öffnete sich höhlenartig, doch nur seicht und aus der ovalen über zwanzig Fuß hohen Grotte derselben schoß am oberen Ende ein sprühender Strahl des klarsten und frischesten Wassers, was von allen Seiten durch herausdringende kleinere Sprudel verstärkt wurde und sich unten in

einem natürlichen Felsbassin sammelte, um sogleich von einer nach Arachowa führenden Wasserleitung aufgenommen zu werden.

„Das ist die Quelle der dichterischen Begeisterung!“ rief Krakl entzückt aus, legte sich auf allen Vieren auf den weichen, grünen Teppich des zarten Lycopodium, das die Quelle überall umsäumte und trank in vollen Zügen. Ob sie ihm wirklich die Gabe Apoll's verlieh? Das ist mehr als zweifelhaft, nachdem der Capitän später nichts als die abführende Eigenschaft der Quelle gerühmt wissen wollte.

„Heilige Fluth, kastalische Nymphe und Du mit wohltönender Lyra, Phöbus Apollo, — Dir weihe ich die erste Schale zum Opfer!“ rief begeistert der Philolog, schöpfte und sprengte mit dem klaren Naß den heiligen Felsen, dann trank er aus antiker Schale.

Lord Hesiod, der gewaltig keuchte und etwas später zur Quelle kam, mußte erst verschnaufen, ehe er zu einer Art Begeisterung kommen konnte, dann aber stammelte er: „Apollo — for — ever! Welch ein Glück! Das Wasser würde in London — die Pinte um einen Schilling — an den Mann gebracht werden können.“ — Dann begann er mit einem Hammer, den er immer mit sich führte, einige Stücke von der Felswand, aus welcher das Wasser strömte, abzuschlagen und zur Sammlung zu legen.

Der inzwischen auch angekommene Botaniker lächelte selig, als er die Quelle sah, netzte sich damit vorerst Stirn und Wangen, tauchte die Hände ein, trank endlich aus der Fluth und besprengte mit ihr seine in der Büchse mitgebrachten Pflanzen und beobachtete alsdann eifrig, aber am Wasserrande ruhend, die reiche Welt von mikroskopischen Kiesel- und Kalkpanzlern, die den Grund erfüllten, lobte das Lycopodium und die glasglänzenden Parietarien und das Venushaar in den Felsspalten. Einen Lorbeerzweig steckte er in eine Felsritze, — ein Opfer, das er dem Pythier brachte. Die Dienerschaft entfaltete Vorräthe, — Alles lagerte sich um die Quelle, ruhte und freute sich nach überstandener Mühseligkeit, denn der Weg von da in den Chan war weder schwierig noch weit.

Endlich bog auch der letzte Gefährte um die Schutthalde herum, — Skarlatos Tzoutzos, hellenisches Vollblut von Fanal zu Byzanz, rittlings auf seinem griechischen Diener sitzend, der stumm war. Der Hellene konnte die Beschwerden der Reise nicht mehr ertragen und ließ sich, durch geringes Gewicht wenig beschwerend, tragen. Skarlatos warnte sogleich Alle vor Verkältung, zog selbst den Capuzmantel mächtig über die Ohren, ließ sich ein Glas Rum reichen und aß einige Bonbons dazu. Die Quelle? sie gab für den sublimirten hellenischen Weltbürger nur mehr die Kälte her, denn er ließ den Rum darin abkühlen. Die moderne Welt hat andere Mittel zur Begeisterung, wie weiland Pindar, der Wassertrinker!

„Glauben Sie, meine Herren,“ fuhr bald Skarlatos, in die Rede fallend, fort, „die alten Hellenen würden vom Wasser sich Begeisterung geholt haben, wenn sie etwas Besseres zu trinken gehabt hätten? — Fragen Sie einmal, wie viel Wasser Goethe und Schiller oder Byron, oder nur Dante oder Tasso getrunken haben, was etwa Freiligrath oder Victor Hugo noch jetzt trinken? Das Wasser begeistert nicht — der Rum auch nicht, — nicht der Wein, Bier oder Fusel — Phantasiegebilde, mit Vorurtheilen und abergläubischem Schnickschnack groß gesäugt begeistern. Da lobe ich mir gleich recht greifbare, genußspendende, dicke, schwere Phantasiegebilde, — natürliche gleichsam, nicht verschwommenes, nebelhaftes Zeug, sowie sie der Orientale kennt, mit Opium oder Haschisch grundirt.“ Nach dieser, von den Anderen mit verächtlicher Miene aufgenommenen Expectoration lehnte sich Skarlatos auf eine Felsplatte und sank allmälig in Schlummer. Der Botaniker benutzte die Gelegenheit und göß ihm „drei Becher der Fluth,“ — wie er aus Hesiod citirte — in die Kapuze seines wasserdichten Mantels, ohne daß der Schläfer es bemerkte. Auch die Andern begannen die Folgen der Anstrengung zu fühlen und selbst Mylord, nachdem er zu messen versucht hatte, wieviel Wassers in einer Minute herausströme, sank in leichten Schlummer, während nur allein der Philolog noch wachte und die Umgegend skizzirte.

Diesem warf sich plötzlich ein dunkler Schatten über seine Zeichnung, — er blickte auf und sah hinter sich einen wildfremden bis an die Zähne bewaffneten Menschen, hinter diesem stand schon ein zweiter und ein dritter folgte, ein vierter bog eben um eine Ecke der Felswand von der Westseite her, — alle so leise mit den Sandalen auftretend, daß nicht das geringste Geräusch entstand. Der Gelehrte wollte aufspringen, aber Mamelakis, — denn er war es selbst mit seiner Bande — drückte ihn nieder; wild blickend, die Hand an den Pistolen, gab er ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ruhig bleiben solle. Nur der Pakali schlief noch zu leise, ein schwaches Steinrollen weckte ihn und blitzschnell emporfahrend und die Gefahr rasch erkennend, sprang er unter entsetzlichem Geschrei seitwärts. Mehr als zehn lange Pallikarenflinten waren im Nu auf ihn gerichtet, als er ebenso schnell hinter einem großen Rollstein verschwand, einem Wurme ähnlich zusammengekrümmt. Alle Schläfer erwachten — vorerst der Capitän, der ebenso rasch, als er die Umgebung erkannt

hatte, auch ein Pistol aus dem Gürtel riß und auf Mamelakis selbst anlegte. Dieser aber war ihm zuvorgekommen und nur daß zwei seiner Genossen den Hauptmann plötzlich von hinten umfaßten, die Pistole ihm aus der Hand schlugen und mit ihm rangen, verhinderte, daß der Räuber losdrückte. Als er indessen sah, daß der Capitän von den Klephten überwältigt wieder auf seinen Ruheplatz gesunken war, die übrigen Alle aber nicht die geringste Miene zum Widerstande machten, feuerte er über ihre Köpfe seine beiden Pistolen ab, gab sie einem langen, schmalen, sehr jungen und immer lächelnden Burschen seines Gefolges mit der spitzbübischsten Physiognomie, die man sehen konnte, zum Laden — und proclamirte vorerst, daß Alle bei Todesgefahr ruhig sitzen bleiben sollten. Skarlatos, der durch die Schüsse aufgescheucht gleichfalls aufgestanden war und schnell gegen die Gefahr seine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, setzte sich gleichfalls nieder. Er erzählte später oft, wie ihm dabei eine solche Angst überkommen, daß ihm der Schweiß wie ein Brunnquell über die Stirne geronnen sei und selbst seine Capuze geschwitzt habe.

Zu dem Botaniker aber, der sich gar nicht erhoben hatte, traten zwei aus der Gruppe der Räuber, klebend von Schmutz wie Alle — reichten ihm die Hand und erneuerten eine alte Bekanntschaft von Patradjik her, wo der Pflanzenkenner sie im vorigen Jahre als Hirten am Oeta kennen gelernt, ihre Gastfreundschaft genossen und sie auch, da er zugleich Arzt war, geheilt hatte. Gleich folgten andere und in Kurzem saßen die meisten Räuber mit untergeschlagenen Beinen um ihn herum, ließen sich seine Pflanzen zeigen und [illegible] einen klinischen Cursus, denn fast jeder litt an einem leichteren oder schwereren [illegible]. — die meisten an der Bunda (Seitenstechen und Magendrücken von schlechter Kost, den Bergübungen und den Strapazen), — viele [illegible] Krankheiten, die sie nur leise dem [illegible] in die Ohren zischelten. Groß war [illegible] daß ihre Berge so viele Heil[illegible] [illegible]. — sie hielten Alles da[illegible] der Botaniker gesammelt hatte! — [illegible], daß sie dieselben nicht [illegible].

[illegible] Capitän nahte aus den Klephten [illegible] Bekannter, und verneigte sich [illegible] Krall, der bald versöhnt [illegible] alten Kampfgenossen aus der [illegible] Jungko, die Hand und [illegible] Gespräch mit den [illegible] aus der Kriegszeit, und [illegible], als sogar Mame[illegible], unter des Capitäns [illegible] Mavrili am Melucho gegen die Arnauten des Pascha von Larissa siegreich gekämpft zu haben.

Im höchsten Grade gelangweilt von der ganzen Ueberfallscene, von der er nichts verstand, war Lord Hesiod, der nur Einmal den Philologen in gutem Englisch gefragt hatte, ob er es für gut halte, diese Kerle den Berg hinabzuboxen, was Jener, arg die Augen vor Schreck verdrehend, verneinte. Aber um so mehr beachtete ihn Mamelakis, der den „Mylordos," den zahlungsfähigen, bald aus Allen herausgefunden und insbesondere ihn als Grundlage von Capitalnutzungen — im Sinne des Engländers gesprochen — ausersehen hatte. So war eine halbe Stunde rasch seit dem Ueberfall verflossen, als Mamelakis ernstlich daran dachte, dem Lord seine Lösungssumme zu bestimmen, die Uebrigen aber frei zu lassen. Der Capitän ward zum Dollmetscher erwählt und er war eben im Begriff, dem Lord begreiflich zu machen, daß er so lange in Gefangenschaft bleiben müßte, bis er die Summe von hunderttausend Drachmen den Räubern bezahlt hätte, was Mylordos sehr erstaunt anzuhören schien, als plötzlich ein gewaltiger Stein von der Felswand herabrollte und Alle auseinandersprengte. Noch ehe sie dies zu deuten im Stande waren, fielen schon auf diejenigen, welche gegen den Abhang zu, also von der schützenden Felswand weggesprungen waren, mehr als zehn Flintenschüsse. Einer von ihnen machte auch einen gewaltigen Sprung in die Luft und schlug dann wie leblos und ohne alle weitere Bewegung an den Abhang hin. Zugleich folgte am oberen Rande der kahlen Felswand entsetzliches Geheul, untermischt mit Flintenschüssen und den schrecklichsten Verwünschungen. Da Mamelakis selbst unter jenen sich befand, die dem Abhang zu abwärts von der Wand weggesprungen und nach der ersten Salve auch schon ziemlich außer Schußweite gekommen waren, so folgten ihm die übrigen Räuber, die zuerst in die Nähe der Wand sich geflüchtet hatten, nunmehr einzeln, je nach dem Grade des Muthes und der Einsicht, die ihr Verbleiben an der Quelle unräthlich, die Entfernung aber gefährlich erscheinen ließen. Jedesmal, so oft einer in's Freie von der Wand absprang und also den Schüssen der oben aufgestellten Verfolger preisgegeben war, folgte eine ganze Salve mit dem Geheul der Wuth, das in solchen Fällen die gegenseitigen langen Verwünschungen und Schmähungen begleitet, die noch heutzutage wie ehemals die Heroen vor Troja in ihren Kämpfen zu wechseln pflegen. Auch Mamelakis, den Rückzug dieser zu erleichtern, näherte sich mit den Uebrigen, jeden Stein benutzend, der ihnen einigen Schutz verhieß — und feuerte gegen die auf der Felswand

Stehenden und vorerst selbst wenig Geschützten. So denn entspann sich allmälig ein Kampf, in dessen Mitte unsre Reisenden, jedoch alle an der Felswand gedrängt zusammenstehend, sich befanden. Ihre Lage war begreiflich übel genug, denn das Herabwerfen von Felsstücken durch die Obenstehenden machte ebenso wie die Kugeln der Räuber, die gegen jene, also gegen die Wand flogen, jede Entfernung von dieser höchst gefährlich. Nur der Hauptmann stand kühn zehn Schritte von der Wand entfernt und versuchte in philhellenischem Eifer Friede zu stiften und die Obenstehenden zu bewegen, mindestens den Kampfplatz zu ändern. Die übrigen Alle standen an der Wand enggedrängt beisammen, was wegen des von ihr herabströmenden mächtigen Wasserstrahles keineswegs angenehm war. So war auch Skarlatos, da Jeder den Hauptstrom so viel als möglich zu vermeiden suchte, als der schwächere doch endlich unter die poetische Douche des Pythiers gedrängt, — aber kaum traf ihn der Gesammtstrahl, so schwemmte er ihn auch sammt dem Kapuzmantel in das seichte Bassin, wo ihn sein Diener wieder aufrichten half. Der Mylord, als der ihm nächste, ward nun in den Wasserstrahl gedrängt, — aber der starke Mann ertrug mit der bekannten Ruhe seiner Landsleute den Strom, ließ ihn mindestens eine Viertelstunde lang geduldig auf den Hut und die breiten Schultern fallen, von wo er in schönen Cascaden über die andern Prominentien seines Leibes herabrauschte.

Endlich waren alle Räuber vereint, aber mit einem Opfer von einem Todten und zwei Schwerverwundeten, was für neugriechische Kämpfe schon bedeutend ist. Dennoch würde Mamelakis noch nicht an Flucht gedacht haben, wenn nicht plötzlich Manoli, der Hirt, nebst Andrea und mehreren Anderen auf der Westseite, von Arachowa her ihnen in die Flanke gekommen wären. Ein Freudenruf der auf der Felswand stehenden Hirten, unter denen man das breite Gesicht des weittreffenden Pappacosta leicht unterschied, zeigte den Räubern den Eintritt dieser Diversion noch eher an, als die Schüsse Manoli's und seiner Getreuen selbst. Wild blickend erhob sich Mamelakis hinter der rasch aufgeworfenen Brustwehr von Geröll und Steinen, die jedoch an den Seiten offen war, — zugleich mit ihm die kühnsten Genossen, um zu erspähen, welcher Art die neue Gefahr sei, die ihnen drohte. Rasch duckte Pappacosta auf die Felswand, legte an und — so schnell auch Mamelakis seine Beobachtung beendet hatte, der halb vor ihm stehende beste seiner Genossen, Kara Jangko fiel, mitten durch die Brust geschossen, vor ihm nieder und wälzte sich im Todeskampfe. Das entschied seinen Rückzug, der übrigens langsam und unter beständigem Feuern angetreten wurde. Die Schwerverwundeten wurden von Einigen auf den Rücken genommen und in die Thalsohle der Schiste hinab, dem Triodos zu, getragen, die Uebrigen folgten, jeden Stein, jeden Busch, jede Felsplatte benutzend, kämpfend nach. Die Hirten aber, welche sich an der Quelle nunmehr auch vereinigt hatten, hielten einige Minuten Kriegsrath, erkannten Pappacosta als Führer und folgten, ohne die Reisenden nur im Geringsten weiter zu belästigen oder zu beachten, in raschen Sätzen sich wieder in die Schußlinie stürzend, den Fliehenden nach.

Sie hatten so schon mehr wie eine Wegsstunde am Abhange des Parnaß tief unten zurückgelegt, ohne daß auf beiden Seiten auch nur eine Verwundung vorgekommen wäre, aus so großer Entfernung, so unsicher und mit so viel Vorsicht griffen sie sich an; bereits war der Chan schon hinter ihnen und das Ende der Schlucht zeigte sich, als die Räuber quer über die Thalsohle setzten, den Resten einer noch aus dem Befreiungskampfe stehenden das ganze enge Thal durchziehenden Brustwehr zu, wo sie, wie es schien, den ernsteren Versuch wagen wollten, Stand zu halten. Die Hirten erkannten auch sogleich die Absicht der Flüchtigen und stürzten mit Wuthgeheul näher auf sie, jedoch nie anders als indem sie hinter Steinen oder sonstwie gedeckt hervorfeuerten. Da sah man plötzlich aus der Sohle der Schiste dem Abhang des Parnaß zu, aufwärts gegen die Verfolger einen Esel rennen, der ein Mädchen trug, das trotz der sie umsausenden Flintenkugeln unausgesetzt das Thier zur Eile antrieb. Hinter ihr sprangen zwei Männer, offenbar bestrebt, ihr Entrinnen zu verhindern. Aber letzteres gelang, in kurzer Zeit war die Entflohene innerhalb der Schußweite der Hirten, deren Schüsse die Verfolger zwar rasch zurückscheuchten, nicht aber ohne daß diese selbst ihre Flinten gegen sie abgefeuert hätten.

Die Entkommene war aber Helene von Daulis, die Tochter Manoli's, welche mit vor Erregung und Zorn funkelnden Augen rasch erzählte, daß Georgi Skoutzes, der Schändliche, die Base ermordet und sie geraubt habe, um sie zu den Klephten nach Distomo zu führen. Manoli war, als er dies hörte, vor Schrecken, Ueberraschung und Kummer ganz außer sich. Er raufte sich die Haare und zerschlug sich die Brust, daß er eine Schlange an Georgi im eigenen Hause sich erzogen habe, um durch sie seine arme, alte Schwester tödten zu lassen. Aber die Lage der Dinge verbot jede weitere Frage, um so mehr, als Mamelakis, durch den Vorgang auf dieser Seite aufmerksam geworden, Georgi, seinen jungen Waffenbruder, den er vor Allen liebte, erkannt haben mußte, denn er eilte Allen er-

sichtlich an den Abhang herauf, stolz, das Feuer verachtend und selbst die Linie seiner hinter Steinen sich muthig vertheidigenden Genossen überschreitend. Aber noch ehe er sich mit Georgi, der voll Wuth über den vereitelten Anschlag Kugel auf Kugel gegen Manoli und die ihm gegenüberstehenden Hirten schickte, vereinigt hatte, trafen die letzteren schon Vorkehrung, ihn erfolgreich zu empfangen, während ihre anderen Genossen unter Pappacosta's Führung tiefer abwärts mit Gewalt vorzudringen strebten, um ihm den Rückzug gegen den Tambourlo (die alte Brustwehr von Steinen) abzuschneiden. Aber hartnäckiger und kühner wie seither vertheidigten sich die Klephten, ja ihrer drei wagten sogar plötzlich in der Thalsohle einen Angriff auf einige ihnen gegenüberstehende Hirten, von denen sie einen verwundet hatten. Wie Habichte stürzten sie hinter den überall zerstreuten Felsstücken hervor und sprangen blitzschnell nach abgefeuerter Flinte mit geschwungenem Yatagan auf ihre Feinde ein. In wenigen Secunden war der Verwundete in Stücke gehauen, — der Kopf abgeschnitten und noch ehe Pappacosta zu Hülfe eilen konnte, flohen sie wieder in ihre Linie, triumphirend den noch zuckenden Schädel auf eine Felsplatte ausstellend. Ihr Siegesgeschrei ermunterte nicht wenig die Begleiter Mamelakis', die sofort von Stein zu Stein, von Busch zu Busch springend sich den Hirten um Manoli zu nähern suchten, immer feuernd und ladend und Vortheile über die Gegner erspähend. Aber diese waren nicht minder vorsichtig und keinesfalls entmuthigt. Helene war zurück gegen die Quelle zu geschickt worden, einige Hirtenjungen, mehr neugierige Zuschauer und unbewaffnet, begleiteten sie.

„Bei Gottes Ruhm, Helene," rief ihr der im Kampfeifer glühende Andrea zu — „ich räche Maria und Dich — er soll sterben, der Hund, der unser Brot aß und uns tückisch biß, — wie einen lahmen Widder will ich ihn schlachten, der räubig ist — huhaha! Kerataclos! Hunde! kommt näher an's Messer!" setzte er laut schreiend bei, die Flinte schwingend und hinter dem Versteck hervorspringend. Neben ihm kauerte aber schon Manoli hinter einem Felsblock und lag lauernd im Anschlag, indem er ihn warnte und sich zu decken empfahl. Aber zu spät! Rasch hatten Georgi und Mamelakis, die gleichfalls lauernd und gedeckt zielten, Andrea den Prahler bemerkt und ihre Flinten fast zugleich auf ihn abgefeuert. Andrea taumelte wie vom Blitz getroffen zurück und stürzte in gestreckter Länge vor seinem kauernden Vater nieder. Nur Einen Seufzer stöhnte Manoli, — aber den schwersten seines Lebens! — aus der Brust, — und doch ließ er sein Ziel nicht aus dem Auge! und einen Augenblick sah er vor der Flintenrichtung Mamelakis hohnlachend auftauchen und den Schimpf „Hunde" zurückgeben — da blitzte sein Gewehr und der Bandenführer sank selbst dem ihn auffangenden Georgi in die Arme. Rasch eilten die nahestehenden Räuber diesem zu Hülfe, ergriffen aber, von den nun jubelnd auf sie einstürmenden Hirten gedrängt, nunmehr ohne weitere Zögerung und nur schwach mehr sich vertheidigend, die Flucht, — Distomo zu, nachdem sie den Triodos mit den Verwundeten und dem blutenden Führer selbst verlassen hatten. Triumphirend waren die Hirten bis an's Ende der Schiste gefolgt, — nur Manoli nicht. Gleich nachdem er so erfolgreich die tödtliche Kugel den Feinden geschickt hatte, erfaßte er Andrea, der völlig leblos schien, rief ihn beim Namen, flehte der Panagia Hülfe mit tausend Versprechungen an, riß ihm den Gurt vom Leibe, den Mantel, die Jacke, — aber er konnte kein Blut entdecken. Da — da entdeckte er plötzlich einige Tropfen am Tuch, das turbanartig um den Kopf gewunden war! Sollte er es wegreißen? Was würde er sehen? Entsetzliches Wehe schnürte dem Vater das Herz zusammen, da ihm nun der Gedanke kam, Andrea habe eine tödtliche Wunde am Kopfe. Der aber seufzte plötzlich tief auf, begann röchelnd wieder Luft zu fassen und, sehr gepreßt zwar, zu athmen. Vorsichtig und in entsetzlicher Angst wand Manoli das Tuch ab, — die Spur der Kugel war ersichtlich, — endlich fiel es ganz, Andrea hatte nur einen Streifschuß am Kopf erhalten, der, ihn betäubend, den muthigen Jüngling so rasch gefällt hatte. Nicht lange, so kehrte er in's Leben zurück, — Helene brachte Wasser vom kastalischen Quell, Pappacosta, der Heilkünstler der Hirten, drückte geweihte Bambaki*) darauf und der Botaniker, der herbeigerufen ward, schrieb das weitere Verhalten vor. Alle kehrten zuletzt jubelnd nach Arachowa zurück, von woher ihnen bereits auch Hülfsmannschaft entgegen kam. Das Gefecht war beendet, die Räuber waren vom Gebiet des Liakura verjagt, Mamelakis selbst verwundet. Unsre Reisenden aber saßen geborgen im Chan, in wirrem Durcheinander die Erlebnisse des Tages besprechend und entschlossen, nächsten Tages unter dem Schutz der Chorophylakie, die in Arachowa stand, rasch nach Athen zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Baumwolle.

Zweite Abtheilung.

Californien.

Von Fr. Lichterfeld.

I.

Entdeckung und Geſchichte Californiens bis zum Eintritt Ober- oder Neu-Californiens in den nordamerikaniſchen Staatenverband.

Weder die Etymologie des Namens noch das Jahr der Entdeckung Californiens iſt feſtzuſtellen. Manche leiten den Namen von calida fornax (warmer Ofen) oder dem Spaniſchen caliente fornalla ab; Andre dagegen ſind der Anſicht, Californien ſei irgend ein von den Indianern geſprochenes und von den Spaniern mißverſtandenes und corrumpirtes Wort.

Der Name Californien findet ſich zuerſt bei Bernal Diaz del Caſtillo, einem Officier des Hernando Cortez. Man verſtand damals lediglich eine Bai der Küſte, ſpäter einen größeren Landſtrich unter dieſem Namen.

Nach Francis Drake, welcher die Küſte im Jahre 1579 berührte, wurde es Neu-Albion genannt, ein Jahrhundert ſpäter Islas Carolinas — im Glauben es ſei eine Inſel — zu Ehren Karl's II. von England; zuletzt wurde der Name Californien wieder aufgegriffen und bald allgemein angenommen.

Californien iſt von Caſtillo ſchon 1541 auf einer Karte als Halbinſel aufgezeichnet. Dieſe Thatſache wurde aber merkwürdiger Weiſe wieder vergeſſen, und Vater Kühn (Kino bei den Spaniern) trat erſt hundertundſechzig Jahre ſpäter wieder damit hervor.

Das Jahr der Entdeckung Californiens iſt nicht ermittelt. Im Jahre 1535 umſegelte Cortez beide Seiten des Golfs von Californien, der zuerſt Mar Roxo (rothes Meer) hieß, wahrſcheinlich wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem rothen Meere in Geſtalt oder Farbe. Francisco de Ulloa unter Cortez Commando ſetzte die Unterſuchung fort; aber weder jener noch dieſer ſcheint die Küſten von Neu- oder Ober-Californien entdeckt zu haben. Dieſe Ehre war Juan Rodrigez Cabrillo, einem Piloten oder Steuermann des Cortez vorbehalten, der mit Inſtructionen des Vicekönigs von Spanien, Antonio de Mendoza, 1542 aus dem mexikaniſchen Hafen Navidad abſegelte. Ihm folgte ſein Pilot Bartolomé Ferrelo, der bis zum 41° nördlicher Breite vorgedrungen ſein ſoll. Keiner von ihnen, obgleich ſie verſchiedene Küſtenvorſprünge verzeichnet, ſcheint aber den Eingang zur großen Bai von San Francisco entdeckt zu haben.

Im Jahre 1577 unternahm Francis Drake eine Bucanier- oder Kaper-Expedition gegen die ſpaniſchen Beſitzungen Amerikas, welche ihn ſogar um die Erde führte. Nachdem er auf der Weſtküſte Amerikas alle ſpaniſchen Niederlaſſungen verheert und geplündert, kam er 1579 unter dem 38° nördlicher Breite zu einer Gegend, welche er der weißen Klippen wegen Neu-Albion nannte. Er landete in einer Bai und ſtieß dort auf einen Haufen Wilder, die noch auf der unterſten Stufe der Menſchheit zu ſtehen ſchienen, ihm aber eine Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit erwieſen, die ſich bis zu einem Beſuch ihres Königs ſteigerte. Drake nahm im Namen ſeiner Königin von der Gegend Beſitz und ließ einen Pfahl mit einer hierauf bezüglichen Gedenktafel in die Erde rammen. Schon Piterton in ſeiner Beſchreibung der Drake'ſchen Expedition gedenkt des Gold- und Silberreichthums der Gegend, trotzdem aber that Eliſabeth keine weiteren Schritte, ihren neuen Beſitz zu

sichern. Obgleich man die Bai, in welche Drake eingelaufen, so ziemlich allgemein für die Francisco-Bai hielt, so hat sich doch später herausgestellt, daß dem nicht so, und daß es wahrscheinlich Jack's-Harbor (Jack's-Hafen) oder früher Drake's Bai gewesen. Die San Francisco-Bai wurde genauern Untersuchungen zufolge wohl erst 1769 zu Lande durch Missionäre entdeckt.

Der gedachten Kaper-Expedition folgten 1587 die von Thomas Cavendish und Woodes Rogers, die wiederholt an die californische Küste bis hinauf zum Cap Lucas führten. Diese anhaltenden Raubzüge veranlaßten die spanische Krone, ihre Entdeckungen und Ansiedlungen in Californien zur Zeit nicht weiter zu betreiben. Nur das Gerede einer nordöstlichen Durchgangsstraße vom stillen Ocean zu der alten Welt durch die Behringsstraße und die Furcht der spanischen Regierung, es möchte ihren unbeschützten Colonien auf der Westküste Amerikas auf diesem wahrscheinlichen Wege von den Engländern ein tödtlicher Schlag versetzt werden, veranlaßte Philipp II. zu einem Befehl an den Vicekönig von Mexico, Gaspar de Zuniga Grafen von Monterey, die Untersuchungen und Ansiedlungen auf der californischen Küste wieder aufzunehmen. Unter dem Letzteren entdeckte General Viscaino die Häfen von San Diego und Monterey. Weitere Colonisationsversuche, aber ohne erheblichen Erfolg, wurden 1615, 1633, 1634, 1640, 1642, 1648 und 1665 theils auf Kosten der Krone, theils auf eigene unternommen. Californien war damals schon als das Dorado Neu-Spaniens renommirt. Im Jahre 1677 bekam Don Francisco Payo Enriquez de Riverra, Erzbischof von Mexico und Vicekönig von Neu-Spanien, die Weisung neuer Entdeckungen und Niederlassungen. Das Unternehmen fiel dem Admiral Don Isidor Otondo zu, die geistige Leitung den Jesuiten und namentlich dem Vater Eusebio Francisco Kino; — von Geburt ein Deutscher Namens Kühn. Dies der Ursprung der Verbindung der Jesuiten und Priesterclasse mit Californien. Die Resultate der Entdeckungen und Bekehrungen entwuchen übrigens nicht den Kosten, und der [illegible] Hof wurde müde und empfahl die Sache den Jesuiten auf eigene Kosten. Diese [illegible] aber höflich ab und so wäre ein Un[illegible], welches zweihundert Jahre mit An[illegible] betrieben wurde, in sich selbst zer[illegible]. Vater Kino, Salva-Terra, [illegible] Piccolo und Juan Ugarte [illegible] selbständig vorzugehen [illegible] unterstützt durch fromme [illegible] und Schenkungen der Krone, [illegible] Salva-Terra wurde Pro[illegible] und regierte [illegible] Dingen.

Auf einer jener Bekehrungswanderungen entdeckte Vater Kino, was, wie wir wissen, schon 1541 bekannt, aber bis 1700 und 1701, nach Andern 1709 wieder in Vergessenheit gerathen war, daß Californien eine Halbinsel.

Im Jahre 1767 verloren die Jesuitenväter ihre Mission durch eine Vertreibungs-Ordre Karl's III. An ihre Stelle traten Franziscaner aus Mexico, die bald von Dominicaner-Mönchen abgelöst wurden.

Die Bevölkerung von Nieder-Californien war nie groß. Humboldt schätzt sie 1803 nicht über neuntausend, wovon die Hälfte Convertirte. Nach Mr. Alexander Forbes in seiner „History of Upper and Lower-California“ betrug sie 1835 ungefähr vierzehn bis fünfzehntausend. Der Felsen- und Sandboden mit seltenem Regen ist Ursache dieser geringen Zunahme der Bevölkerung.

Neu- oder Ober-Californien.

Viel später und erst circa zweihundert Jahre nach der Entdeckung Alt-Californiens begann man mit Niederlassungen in Neu-Californien. Die fortdauernde Besorgniß vor der bereits erwähnten Durchgangsstraße und die weitere Besorgniß, es möchten andre seefahrende Nationen Europas sich an den Westküsten Amerikas niederlassen, veranlaßte den spanischen Hof zu Instructionen an den Marquis de Croix, Vicekönig von Neu-Spanien, sogenannte Missionen und Presidio's zu deren militärischem Schutze in den Häfen von San Diego und Monterey (1769) zu gründen. Dazu kamen bald noch die von Santa Barbara und San Francisco. An der Spitze jeder Mission standen je zwei Missionäre, Franziscaner-Mönche, welchen die geistliche und weltliche Regierung der Gegend überlassen war. Die Missionäre und an ihrer Spitze Vater Junipero Sera erhielten bei ihrer Abreise aus Nieder-Californien von dem „Visitador“ oder General-Inspector der spanischen Regierung ein Verzeichniß von Heiligen, nach denen die neu zu gründenden Missionen benannt werden sollten. Der Name des Sanct Franciscus fehlte zufällig darunter. Dagegen eifernd wendete sich Vater Junipero Sera an den Visitador, erhielt aber von ihm die ruhige Antwort: „Wenn St. Franciscus eine Mission wünscht, so zeige er einen guten Hafen und es soll dieser seinen Namen führen.“ Als die Missionäre nun in der That jene Bai entdeckten, deren Eingang später die Goldpforte genannt wurde, so riefen sie begeistert: „Der Heilige hat uns geleitet, gesegnet sei sein Name,“ und nannten die Bai San Francisco-Bai. Nachdem sie wie gewöhnlich ein Kreuz aufgepflanzt und förmlich von der Insel Besitz ergriffen, kehrten sie 1770 nach San Diego zurück.

Die Mission von San Francisco wurde erst 1776 begründet. Einige Soldaten und wenige Familien von Sonora machten den Anfang der Niederlassung am 17. September. Die dabei übliche Ceremonie und das Absingen des Te Deum's unter Kanonen- und Musketensalven zu Lande und zur See erschreckte die sonst freundlichen und zugänglichen Wilden und verzögerte in Etwas deren Bekehrung. Am 27. December, dem St. Johannestag desselben Jahres fand die erste Bekehrung statt.

Bis zum Jahre 1803 waren achtzehn Missionen gegründet mit zusammen 15,562 Einwohnern, die bekehrten Indianer mit einbegriffen. Die Einwohnerzahl San Francisco's betrug damals 814 Köpfe. Im Jahre 1790, als erst elf Missionen existirten, zählte man nicht mehr als 7748 Einwohner.

Die Indianer der Nordwestküste Amerikas stehen auf einer viel tieferen Stufe, als die großen Stämme am atlantischen Ocean und kommen so ziemlich den Australiern oder Hottentotten gleich. Sie glauben nicht an ein höheres Wesen, haben aber nichtsdestoweniger eine Art von Zauberern. Im Norden verbrennen, im Süden beerdigen sie ihre Todten.

Die Bekehrungen gingen in der oberflächlichsten Art vor sich; erstreckte sich ja doch die Weisheit der guten Väter selbst nicht viel über die bloßen Formalien. Im Auswendiglernen der Dreieinigkeits-Namen, im Messe-Hören und dergleichen bestand das Wesen des damaligen indianischen Christenthums. Die Wandbilder in den Kirchen, die Darstellungen von Himmel und Hölle spielten dabei eine große Rolle. Je greller die Farbe, desto größer die Wirkung. Culturfortschritte waren dem Mönchthum stets zuwider, und deshalb wurden die Ansiedlungen Weißer auch keineswegs begünstigt.

Die Missionen lagen meist an der Küste nicht über zwanzig bis dreißig Meilen landeinwärts, und waren vollständig von einander unabhängig. Die Kirchen und Missionshäuser waren aus Stein erbaut, wenn solcher in der Nähe, oder aus Backsteinen, die in der Sonne getrocknet wurden. Um jene gruppirten sich die Wohnungen der bekehrten Indianer, — kegelförmig in die Erde gerammte und mit Reisig und Gras bedeckte Pfähle, — während das ganze Dorf manchmal von einem Backsteinwall umschlossen war. Jede Mission hatte ihren Präsidenten oder später Präfecten, und dieser — Einer der frommen Väter, eine Art Patriarch — übte unbeschränkte Gewalt in geistlichen und weltlichen Dingen, denn der spanische Hof kümmerte sich immer weniger um die Gegend und war lediglich noch durch einen General-Commandanten zu Monterey vertreten, der die Besatzungen überwachte. Jenes Patriarchenthum ist längst geschwunden, Kirchen und Hütten zerfallen, aber das Andenken daran noch frisch bei den früheſten weißen Ansiedlern.

Der Presidio's (Garnisonen) gab es vier, zu San Diego, Santa Barbara, Monterey und San Francisco. Sie bildeten ein mit einem Walle umschlossenes Viereck, dessen Seiten je dreihundert Fuß lang waren. Darin befand sich das Commandantenhaus, die Caserne, Kirche u. s. w. In einiger Entfernung vom Presidio lag das Castillo mit einigen Kanonen, die aber nicht viel mehr als Ostentation waren, in so verwahrlostem Zustande befanden sie sich. Die Truppen des Presidio's bestanden aus hundertundfünfzig Mann Cavallerie, deren Equipirung dem Zustande der Kanonen entsprach. Sie bildeten nöthigenfalls die Polizei-Executive, bekamen, wenn sie ausgedient, etwas Land und veranlaßten, wenn weitere Ansiedlungen Weißer hinzukamen, eine Art von freien Städten oder Pueblos. Diese Pueblos standen nicht unter den Missionen, die sie bald an Größe übertrafen, sondern direct unter der spanischen, beziehungsweise mexikanischen Regierung, in demselben Verhältniß wie früher in Deutschland die reichsunmittelbaren Städte und Dörfer. Der Pueblos gab es nur drei: Nuestra Señora de los Angelos, San José und Branciforte. Außer den bisher erwähnten Gebäulichkeiten der damaligen Zeit hatte man hie und da auch noch die Ranchos, d. h. Staatsfarmen für ausgediente Soldaten, die aber in der Regel verwahrlost und hauptsächlich zu Weidezwecken benutzt wurden.

Die Missionskosten wurden durch Subscriptionen in Alt- und Neu-Spanien bestritten, deren Betrag nach Mexico floß in den sogenannten „frommen Fond von Californien."

Bis 1822 dauerte der oben beschriebene Zustand, d. h. bis zur Zeit, wo die spanische Herrschaft in Mexico abgeschüttelt und 1824 eine republikanische Verfassung eingeführt wurde. Neu-Californien wurde damals, weil ihm noch die zu einem Staate nöthige Einwohnerzahl fehlte, nur als Gebiet in den mexikanischen Staatenbund aufgenommen und hatte in dem betreffenden Congreß wohl seinen Vertreter, aber keine entscheidende Stimme. Die Republik wurde repräsentirt durch einen Gouverneur an Stelle des früheren General-Commandanten, factisch aber blieb das Regiment in den Händen der Mönche. Zwar suchte die Federal-Regierung 1826 mit dem alten Zustande der Dinge durch Manumission der Indianer zu brechen, aber vergebens. Die verthierten Indianer waren zur Selbständigkeit noch nicht reif, verließen das ihnen bewilligte Land und zerstreuten sich da- und dorthin,

oder ergaben sich dem Bettel und Nichtsthun. Man mußte zu dem alten System zurückgreifen und es war die Herrschaft der frommen Väter noch auf einige Jahre gesichert, indem ein neuer „frommer Fond“ gegründet für Erziehung und Wohlthätigkeitszwecke.

Der Verband Neu-Californiens mit den übrigen mexikanischen Provinzen war von jeher

Missionäre.

auch der Säcularisationsversuch der demokratischen Partei im Jahre 1833 durch die Gegenpartei verhindert wurde. Von da ab fiel aber von Seiten des Congresses Schlag auf Schlag auf die Mönche, trotzdem daß diese dem zerrütteten Staatshaushalt zu wiederholten Malen durch Darlehen von mitunter beträchtlicher Höhe unter die Arme gegriffen, bis sie endlich im Jahre 1845 aller Macht und Güter beraubt wurden. Die Missionen wurden von Staatswegen verkauft oder verpachtet und der Erlös in drei Theile getheilt; einen bekamen die Mönche, der zweite wurde zum Unterhalt für die convertirten Indianer benutzt und aus dem dritten Theil, nachdem der alte längst ein bloßer Name geworden, kein fester, und wurde mit Zunahme von nordamerikanischen Ansiedlungen immer lockerer. Als im Jahre 1836 die alte Federalverfassung von 1824 umgestoßen und eine neue adoptirt wurde, die die Einzelstaaten mancher Vorrechte beraubte und die Regierungsgewalt mehr in dem Generalcongreß zu Mexico concentrirte, kam es in Californien und vorzugsweise in Monterey zum Aufstande, und nur der Mangel an Einigkeit und politischer Selbständigkeit verhinderte schon damals das Losreißen Neu-Californiens von der mexikanischen Republik, die zur Zeit viel zu viel mit sich selbst zu thun hatte, um sich um die californischen Angelegenheiten kümmern zu können. So kam es, daß Californien, müde des Zustandes der

Anarchie, welcher dem Aufstande folgte, Ende Juli 1837 die neue mexikanische Constitution annahm.

Trotzdem daß die californische Regierung, wie schon gesagt, die Einwanderung keineswegs begünstigte und Mexicos Eifersucht sich im Jahre 1840 sogar zu einem Gewaltstreiche gegen die amerikanischen und englischen Ansiedler hinreißen ließ, war der Strom der Einwanderung doch nicht mehr aufzuhalten. Schon 1837 hatten sich in den amerikanischen Staaten förmliche Gesellschaften zur Beförderung der Einwanderung nach Oregon und Californien gebildet. Später und hauptsächlich 1843 bis 1846 zogen Tausende über die Rocky und Snowy Mountains (Felsen- und Schneeberge), Andre durch das mexikanische Gebiet selbst nach Californien. Der Congreß gab dem Militär-Gouverneur von Californien Befehl, die Fremden zu vertreiben. Dieser, an der Möglichkeit der Ausführung verzweifelnd, wagte Keinen zu beunruhigen, und so schritt die Revolution, indem Californien immer mehr nordamerikanisches Element in sich aufnahm, schweigend vorwärts. Der Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico brachte die Sache endlich zur Reife.

Sutter's Mühle.

Als die mexikanische Regierung die Constitution von 1824 umgestoßen, sagte sich Texas von dem mexikanischen Staatenverbande los und suchte in jenen von Nordamerika aufgenommen zu werden, was ihm auch endlich nach jahrelangen Unterhandlungen 1845 gelang. Der mexikanische Gesandte in Washington protestirte dagegen und verlangte seine Pässe, worauf im April 1846 eine Kriegserklärung erfolgte. Nun hatte die nordamerikanische Regierung eine rechtliche Gelegenheit,

sich Californiens zu bemächtigen, nach dessen Besitz sie längst im Stillen trachtete. Aber noch ehe sie in dem Friedensschlusse 1848 ihr Ziel erreichte, hatten bereits amerikanische Unterthanen von dem Lande Besitz ergriffen.

Colonel John Fremont vom Geniecorps hatte im Jahre 1845 von dem Kriegsdepartement den Auftrag erhalten, eine Communicationsstraße vom Missouri nach Oregon und Californien zu ermitteln, und brach mit zweiundsechzig Mann dahin auf. General José Castro, Stadt-Commandant von Monterey, widersetzte sich Fremont's weiterem Vorschreiten und ging selbst zu Feindseligkeiten über. Fremont, kühn, entschlossen, warf sich in den militärischen Posten Sonoma und berief eine Volksversammlung der amerikanischen Bevölkerung, welche am 4. Juli 1846 das Land für unabhängig erklärte, Fremont zum Gouverneur ernannte und Mexico den Krieg erklärte. Damals war in Californien der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico noch nicht bekannt, ebensowenig dort Fremont's Vorgehen.

Zur Zeit als dies Statt hatte, kreuzte Commodore John D. Sloat im stillen Ocean und warf sich, nachdem ihm der Stand der Dinge bekannt geworden, auf Monterey. Er, hauptsächlich aber Commodore Robert F. Stockton, dem er bei seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten das Commando über die Flotille übergeben hatte, setzte fort, was Fremont begonnen und vollführte im Verein mit diesem nach mancherlei Wechselfällen des Krieges die Eroberung Californiens den 2. Januar 1847, gegenüber einer an Zahl weit überlegenen Macht unter Castro, Flores und Pico. General Stephen W. Kearny, der dem Befehl des Kriegsdepartements zufolge quer durch den Continent gegen Californien marschirt war, aber bei San Pasqual eine Niederlage erlitten hatte, konnte erst im December 1846 auf dem Schauplatze der Kriegsthaten Stockton's eintreffen und es gebührt sonach diesem allein der Lorbeer des Sieges.

Noch ein Jahr ungefähr, nachdem Stockton mit klingendem Spiel in Ciudad de los Angeles eingerückt war, dauerte der allgemeine Krieg zwischen Nordamerika und Mexico fort. Dann schloß man im Februar 1848 einen Waffenstillstand bis zum förmlichen Friedensschluß, der im März von den Vereinigten Staaten und im Mai 1848 von Mexico ratificirt wurde. Texas in seiner ganzen Ausdehnung, Neu-Mexico und Ober-Californien fielen hiernach den Vereinigten Staaten zu, dagegen verpflichteten sich diese zu einer Zahlung von 15,000,000 Dollars an Mexico.

Unterdessen war Californien durch amerikanische Gouverneure regiert worden, und es sollte dieser provisorische Zustand fortdauern bis zur Verleihung einer Constitution durch den Congreß und der förmlichen Aufnahme in die Union, in der Eigenschaft als Gebiet. Aber außerordentliche Ereignisse beschleunigten plötzlich Californiens Entwicklung zu einem Staat: die Entdeckung massenhaften Goldes und die dadurch hervorgerufene ungeheure Einwanderung, die übrigens schon mit der Aussicht auf Californiens Eintritt in die nordamerikanische Union außergewöhnlich zugenommen hatte, so daß die Bevölkerung beim Schluß der Feindseligkeiten bereits zwölf- bis fünfzehntausend Köpfe betrug.

Entdeckung des ersten californischen Goldes.

Capitän Sutter zu Coloma ließ im Laufe des Winters 1847—48 durch James Marshall an dem Americanflusse eine Sägemühle errichten. Bei Benutzung des Stroms zur Erweiterung und Vertiefung des Mühlengerinnes wurde eine große Menge Schlamm, Sand und Kies mit fortgeschwemmt und in Haufen am Fuße des Gerinnes abgelagert. Als nun Marshall eines Tages zum Besuche seines Baubetriebs in die Gegend kam, bemerkte er in dem Flußgeschwemme glitzernde Metallstückchen, welche sich bei näherer Untersuchung als Gold erwiesen. Zitternd vor Aufregung theilte er Capitän Sutter seine Entdeckung mit, der ihn anfangs ungläubig verlachte, bald aber durch den Augenschein überzeugt wurde, daß der Flußsand reichlich mit Goldkörnchen untermischt sei. Beide beschlossen das Geheimniß zu bewahren, aber ein Mormone, der in der Nähe arbeitete, hatte ihre gierigen Bewegungen und Blicke, ihre geflüsterten Worte bemerkt und war bald so weise wie sie. Er erzählte die Sache weiter und bewies sie durch Gold, welches er selbst gesammelt. Die ganze Nachbarschaft gab nun plötzlich die gewöhnliche Beschäftigung auf und fing an, nach jenem kostbaren Metalle zu suchen. Eine große Anzahl Mormonen-Einwanderer war zur selben Zeit grade auf dem Wege nach Californien, am Südpaß der Felsenberge (Rocky Mountains) und eilte, nachdem sie von der Entdeckung des Goldes gehört, unverzüglich an Ort und Stelle. Die Länge und die Breite flogen die Gerüchte durch das Land und wie sehr sie sich auch von einander unterschieden, darin waren sie übereinstimmend, daß bei Sutter's Mühle das Gold in solcher Menge vorhanden sei, daß man es bloß aufzulesen brauche. Was Wunder, wenn die Gegend bald strotzte von Goldgräbern und deren Zahl wenige Tage nach Entdeckung der Sache auf Zwölfhundert angewachsen war. Durch ganz Californien ging die Aufregung. Spanier, Amerikaner und Fremde waren davon ergriffen. Der Mann verließ sein Weib; der

Vater seine Familie, der Knecht seinen Herrn und dieser wiederum Haus und Hof; Alles eilte nach Sutter's Mühle am Rio de los Americanos. Einige bekämpften die Versuchung eine kurze Zeit; aber bald wurde die ganze männliche Bevölkerung der Gegend, unfähig der Verlockung der vor ihren Augen ausgebreiteten Schätze zu widerstehen, von dem St. Veitstanze des „gelben Fiebers" befallen und rannte über Hals und Kopf nach den Reichthümern zwischen den Thälern der Schneeberge (Snowy Mountains). Städte wurden entvölkert, Schiffe im Hafen verlassen, jede Art von Beschäftigung aufgegeben; die ganze Gegend war ihrer Einwohnerschaft beraubt oder es bestand solche lediglich noch aus Weibern und Kindern; ja von diesen selbst strömten viele zu den Goldplätzen.

Mittlerweile waren andre goldhaltige Ströme und Thäler aufgefunden worden. Nicht nur der ganze westliche Strich der Sierra Nevada, welcher von Nebenflüssen des Sacramento durchzogen wird, auch der ganze durch Nebenflüsse des San Joaquin bewässerte Südstrich wies Goldablagerungen in solcher Masse auf, daß zahllose Generationen nicht im Stande schienen, sie zu erschöpfen.

Weiter und weiter waren diese Neuigkeiten gedrungen über Land und Meer bis zu den entferntesten Gegenden, und der Kreis der Aufregung wurde immer größer. Zuerst strömten die Mexikaner aus der Nähe, dann die aus den ferneren Provinzen nach Californien; zu Tausenden ergoß Sonora seine abenteuerliche, halbwilde Bevölkerung nordwärts, während Oregon seine derben Ansiedler in gleicher Anzahl nach dem Süden entsendete. Die Sandwichs-Inseln mit ihrem seltsamen Gemisch von weißer und farbiger Race folgten nach. Peru und Chili hatten nicht Schiffe genug, um den Andrang nach den Goldgefilden zu befriedigen. China hatte Tausende von Kindern gestellt, Australien seinen Antheil beutegierigen Gesindels. In den Vereinigten Staaten, welche stets eine herumschweifende, erregbare Bevölkerung in sich fassen, organisirten sich ganze Armeen zum Zug nach Californien, und machten sich, da das Jahr 1848 die Passage zu Lande nicht mehr zuließ, im Frühsommer 1849 auf den Weg über die Felsenberge.

Manche Mühsale hatten diese Einwanderer zu erdulden und viele starben auf dem Marsche. Aber ihre unbeerdigten Leichname und bleichenden Gebeine schreckten die Nachfolgenden nicht ab, und dienten ihnen höchstens als Fingerzeig, welche Pfade sie zu vermeiden hätten. Vorwärts, vorwärts nach dem Goldlande! hieß die allgemeine Losung. Auch Europa wurde bald von dem Californienfieber ergriffen, und mancher glücksritterliche, zerrüttete, sorglose und sanguinische Jüngling Großbritanniens, Frankreichs und Deutschlands zerbrach die Banden der Heimath und schiffte sich ein nach Californien. Aut Caesar aut nihil lautete der Wahlspruch.

Unter so erstaunlichen Umständen sammelte sich in Californien bald eine Bevölkerung von fast 25,000 der wildesten, muthigsten, intelligentesten, aber zugleich sorglosesten und vielleicht gefährlichsten Menschen an, wie sie sich nie zuvor auf einem im Verhältniß so kleinen Landstrich zusammengefunden. Gold und die Freuden, die sie sich durch Gold verschaffen konnten, hatten sie auf die Scene gelockt. Sie glühten vor Hoffnung und Aufregung. Hauptsächlich junge Leute, waren sie heftig und händelsüchtig. Wenn ihnen das Blut zu Kopfe stieg, wagten sie, unbekümmert um die Folgen, das Aergste. War ihr Suchen nach Gold und Reichthum nicht von dem gehofften Erfolge gekrönt, so wurden sie unmuthig und mißvergnügt, bereit zu jedem neuen verzweifelten Unternehmen; im umgekehrten Falle verleitete sie das warme Jugendblut zu Excessen am Spieltisch, zu Trunk und Ausschweifung aller erdenkbaren Art. — Ohne Familienbande, ohne den zurückhaltenden und besänftigenden Zauber der Heimath glich die seltsam gemischte Bevölkerung von Californien damals einem schlafenden Vulcan, welcher unerwartet zum Ausbruch kommen und Alles verheeren und zerstören konnte, oder aber der schwellenden Fluth eines mächtigen Stroms, der jeden Augenblick seine Ufer zu übersteigen oder zu durchbrechen und die große Strecke, die er durchfließt, zu überschwemmen droht, während er, wenn seine Wasser in ihren Grenzen gehalten werden, dieselbe befruchtet und bereichert. Der gesunde Sinn der Gemeinschaft und das rasche Zustandekommen einer gesetzlichen Verfassung konnte Californien allein vor den mannigfach drohenden Uebeln Seitens seiner verschiedenartigen Bevölkerung retten und die ungeheure aber schwankende Thatkraft in die besten und geeignetsten Canäle leiten.

Entwurf und Annahme einer Verfassung.

Der ältere und intelligentere Ansiedler Californiens sah schon früh die dringliche Nothwendigkeit einer ordentlichen Verfassung ein. Die provisorische Regierung seit der Eroberung von 1847 war vielleicht das beste Aushülfsmittel, aber immer nur ein solches, wohl geeignet, die Geschäfte so begrenzter Gemeinheiten zu ordnen, wie sie damals in Californien vorkamen, aber keineswegs im Stande, den Bedürfnissen der so großen und gefährlichen Bevölkerung der Folgezeit zu genügen. Der Congreß konnte bei der weiten Entfernung keine hinreichend lebendige Anschauung der

Verhältnisse haben und so gingen denn die angesehensten, intelligentesten und einflußreichsten Männer Californiens, in der Ueberzeugung, nicht länger warten zu können, thatkräftig an die Herstellung einer staatlichen Ordnung. Bald waren zu San Francisco, Sonoma und Sacramento gesetzgebende Körper oder Legislaturen erwählt, andre Landestheile folgten dem gegebenen Beispiel. Diese verschiedenen von einander unabhängigen Legislaturen hatten aber namentlich bei ihrer gegenseitigen engen Begrenzung so wesentliche Schattenseiten, daß der Wunsch nach einer Constitution und einer vollständigen Civilregierung immer dringender und allgemeiner wurde.

Um damit zu Stande zu kommen, wurden große Meetings (Volksversammlungen) zu San José, San Francisco, Monterey, Sonoma und andern Plätzen abgehalten im December und Januar 1848 — 49. Eine Civilorganisation wurde dort zum Beschluß erhoben, und Abgeordnete durch Volkswahl sollten aus jedem District zum Entwurf einer Verfassung schreiten. Während man auf diese Weise in Californien ohne irgend einen Einfluß politischer Factionen an dem großen Problem einer Staatsverfassung arbeitete, erachtete es der damalige Militär-Gouverneur Riley für passend, sich in's Mittel zu legen, was von mancher Seite beanstandet, im Interesse der Sache jedoch schließlich hingenommen wurde. Hiernach kamen am 1. September 1849 achtundvierzig Abgeordnete der in bestimmte Wahldistricte eingetheilten Bevölkerung zu einem Meeting in Monterey zusammen, alle erfüllt von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe und beseelt von dem besten Willen.

Die Abgeordneten wählten bei ihrer ersten regelmäßigen Zusammenkunft am 4. September mit großer Stimmenmehrheit Dr. Robert Semple zum Präsidenten der Versammlung und Capitän William G. Marcy zum Secretär. Das Haus, in dem die Abgeordneten zusammenkamen, war ein großes zweistöckiges Gebäude von Stein, nach seinem Eigenthümer Walter Colton „Colton-Halle" genannt.

Nach den Anstrengungen von etwa fünf Wochen war die gegenwärtige Constitution Californiens entworfen und schließlich von der Versammlung angenommen. Das Document war geschaffen nach dem Muster der anerkanntesten Staatsverfassungen der Union und in Uebereinstimmung mit den liberalen und unabhängigen Ansichten der Zeit. Unter Anderm ist die Sclaverei ausdrücklich abgeschafft, sowie jede „unfreiwillige Dienstbarkeit" (unvoluntary servitude). Das Weib kann getrenntes Eigenthum besitzen und behält nach wie vor ihren Besitzstand, realen wie personalen, eben so was ihr während der Ehe zufällt. Doch genug für's Erste von der Verfassung im Einzelnen! Wir werden bei Schilderung von Californiens und insbesondere San Franciscos weiterer Entwicklung unter dem Sternenbanner noch öfter Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Unsre gegenwärtige Aufgabe konnte sich lediglich darauf erstrecken, eine Einleitungsskizze von Californiens frühester Geschichte zu geben, und es bleibt uns nur noch übrig, in Kürze der physikalischen Geographie, beziehungsweise Handels- und Agricultur-Vortheile, der Producte und Mineralien des Landes zu gedenken.

Californiens geographische Beschaffenheit, Größe und Bodenerzeugnisse.

Neu-Californien, dessen Grenzen durch den Vertrag vom 30. Mai 1848 auf's Genaueste bestimmt und in der Verfassungs-Urkunde aufgezeichnet sind, besteht aus dem westlichsten Landstrich Nordamerikas, zwischen dem 32—42° nördlicher Breite. Seine Länge beträgt nahebei 750 englische Meilen und seine durchschnittliche Breite von Ost nach West ungefähr 250; der Flächeninhalt kann sonach auf circa 187,500 Quadrat-Meilen berechnet werden, was beinahe zweimal die Größe von Großbritannien ausmacht. Der südöstliche Theil des Landes, mit Ausnahme eines schmalen Gürtels, ist bis jetzt noch nicht erforscht. Eine große Bergkette, von den Spaniern Sierra Nevada oder Schneegebirgskette genannt, zieht sich fast durch die Mitte des südlichen Districts. Weiter nördlich bildet diese Gebirgskette mit einer durchschnittlichen Höhe von 8—10,000 Fuß über der Meeresfläche — obgleich einzelne Stellen viel höher und mit ewigem Schnee bedeckt sind — die östliche Grenze des Staats und trennt ihn an der äußersten nördlichen Grenze von Oregon. Oestlich von der Sierra Nevada zwischen ihr und dem Gebiet von Utah liegt das sogenannte große Becken, welches für seine Wasser keinen Ausfluß in den Ocean hat. Es ist dies eine wilde Gegend, die bis jetzt nur in einer oder zwei großen Linien durchschnitten, aber nie ganz durchforscht worden ist, und von der Natur nicht zum Wohnsitz einer größeren menschlichen Bevölkerung bestimmt zu sein scheint. Südlich von der Grenzlinie liegt die mexikanische Provinz Alt- oder Nieder-Californien. Der stille Ocean bildet die Westgrenze des Staates.

Der nördliche Theil Californiens in der Ausdehnung von drei Viertheilen der ganzen Gegend zerfällt von Natur aus in zwei große Hälften. Die östliche umfaßt die Thäler von San Joaquin im Süden und von Sacramento im Norden mit allen Seitenthälern und erstreckt sich westwärts bis hinauf zur Wasserscheide, welche die Flüsse, die sich in den San Joaquin und Sacramento ergießen,

von jenen trennt, die direct in den stillen Ocean oder die Francisco-Bai münden. Die andre große Hälfte umfaßt die ganze Gegend, welche von den zuletzt genannten Gewässern durchflossen wird. Wie schon erwähnt, ist der südöstliche Theil des Landes, von dem angenommen wird, daß ihn Flüsse bewässern, die sich in den Rio Colorado ergießen, noch nicht vollständig erforscht.

zwischen dem 40—42° nördlicher Breite auf, und der Schnee erreicht daselbst, abgesehen von den mit ewigem Schnee bedeckten Bergen, mitunter eine ziemlich beträchtliche Höhe. Die Wege sind dann nur auf Schneeschuhen passirbar, aber wegen der Schneebänke und Schneestürme keineswegs ohne Lebensgefahr.

Das Klima Californiens ist sehr gesund und der Boden äußerst fruchtbar. Die Wein-

Ansiedlung am Fuße der Sierra Nevada.

Das Klima des Landes weicht, wie dies bei einer Ausdehnung von zehn Breitegraden natürlich ist, sehr von einander ab; besondern Einfluß üben darauf die Nebel und Winde, welche die Küste beherrschen. Gegen den äußersten Süden werden dieselben nicht mehr verspürt, aber nördlich von der Spitze Conception, von dem 34° an, ist die ganze Küste, gegen sechs bis zwölf Meilen landeinwärts, den kalten und durchdringenden Winden, welche von Norden, Nordwest und Westen her wehen, und den dicken, nassen Nebeln, die namentlich in der Sommerzeit sehr unangenehm sind, ganz besonders ausgesetzt. Diese Uebel thun aber wiederum gute Dienste, indem sie während des Regenmangels in den Sommermonaten den Bodenerzeugnissen die nöthige Feuchtigkeit liefern. Im Ganzen gibt es hier weder Winter noch Sommer, sondern lediglich eine regnerische und trockene Jahreszeit. Jene beginnt ungefähr Mitte November und dauert mit kurzen aber reizenden Unterbrechungen bis Mai. Von da an fällt gewöhnlich kein Regen mehr, aber an dessen Stelle längs der Küste häufiger Thau und die schon erwähnten Nebel. Mit Strenge tritt der Winter nur

traube, Feige, Orange, Olive und andre halbtropische Producte gibt es da im Ueberfluß; ebenso die verschiedenen Arten europäischer Früchte: Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen, Melonen, Granatäpfel, Birnen, Aepfel u. s. w. Weizen, Gerste, Mais, Kartoffeln, Kohl, Rüben u. dergl. werfen einen Ertrag ab, wie er kaum anderswo vorkommt. Auch eignen sich einzelne Districte ganz vorzüglich zur Seidezucht, zum Zucker- und Tabacksbau. Kurz kein Product des Pflanzenreiches der gemäßigten Zone von irgend einem Werth und nur wenige der heißen lassen sich nicht mit Erfolg in den schöneren Theilen Californiens cultiviren.

Das große Thal längs des Sacramento und San Joaquin ist reich an Nadelholz, und es erreicht dasselbe häufig die Höhe von dreihundert Fuß und eine Durchschnittsdicke von fünfzehn bis zwanzig Fuß. (S. Monatshefte October 1856 Seite 74.) Außerdem ist auch die Eiche hier häufig, die Ulme, Esche, Buche, Birke, der Ahorn und andres Holz. Einheimische Fruchtbäume sind nicht zahlreich. Hanf und Flachs wachsen wild und überhaupt ist alles Material hier vorhanden, Californien zu

einer bedeutenden Seemacht zu machen, zumal die Küste so gesegnet an guten Häfen und Ankerplätzen. Die Bai von San Francisco allein ist so ausgedehnt und die umliegende Gegend so fruchtbar, daß in diesem Binnen-Meere in der Folge gewiß noch mehrere Häfen angelegt werden.

Der Mangel an kalten Winden und feuchten Küstennebeln macht die Hitze in dem gedachten großen Längethale zu Zeiten äußerst drückend, und deshalb ist es auch weniger bevölkert und angebaut, obgleich sich einzelne Districte, die zur Zeit, wenn der Schnee der Sierra Nevada schmilzt, alljährlich überschwemmt zu werden pflegen, ganz vortrefflich zu Reispflanzungen eignen dürften. In den Wäldern und Ebenen ist Ueberfluß an Rothwild und an kleinerem Wildpret; die Seen und Ströme liefern die wohlschmeckendsten Fische, während Gänse, Enten und andres wilde Geflügel in außerordentlicher Menge vorhanden sind.

Hauptsächlich hier in diesen Kreuzthälern, welche nach der Sierra Nevada emporsteigen, sind Californiens Goldregionen. Die ganze Gegend in diesem Revier ist auf eine Länge von wenigstens fünfhundert Meilen und eine durchschnittliche Breite von dreißig bis vierzig Meilen äußerst goldhaltig. Nicht nur das lockere Bett der verschiedenen Ströme insbesondere, nein, auch der trockne Sand dazwischen liegender Flächen, Hügel und des Hochlandes enthält Goldtheilchen. Eben so sind die Felsen der Gebirge mit dem kostbaren Metalle geschwängert und werden nun nach den Regeln der Wissenschaft ausgebeutet. Sollte auch ein kleiner Platz der Goldgegend einmal erschöpft scheinen, so ist deren ganze Ausdehnung wieder so groß und so viele Punkte noch unberührt, daß ganze Generationen vergehen müßten, bevor Californiens Goldregionen ihrer Schätze zu entleeren und die Miner nicht mehr eines reichlichen Gewinnes sicher wären. Dies läßt sich ganz besonders von den goldhaltigen Quarzfelsen und deren mitunter außergewöhnlich reichen Adern behaupten.

Außer den Goldminen an dem westlichen Rande der Schneeberge liegen noch verschiedene andere in Californien zerstreut, während auch sonstige Schätze des Mineralreichs gefunden werden. Nahe bei San José ist eine werthvolle Quecksilbermine und manche Silberminen, sowie Silber- und Bleigruben und Kupfer- und Bleigruben sind bereits im Betrieb, wenn schon nicht in dem vollen Maße der möglichen Rentabilität. Kohle und Eisen haben sich ebenfalls vorgefunden, und an verschiedenen Plätzen werden Bausteine gebrochen. Einer Correspondenz aus Volcano zufolge hat man Ende März v. J. in dortiger Gegend einen Marmorbruch bloßgelegt, dessen Blöcke an Güte dem carrischen Marmor nicht nachstehen sollen. Der Marmor ist feinkörnig, dicht und weiß. Die Herren Ostner und Hauser, Eigenthümer des Bruchs, haben eine Strecke von einigen hundert Ackern zur Bearbeitung aufgenommen und es ist Hoffnung vorhanden, daß Californien unter günstigen Capitalverhältnissen nicht allein bald seinen eignen Bedarf an Marmor zu liefern vermag, sondern auch später zum Export schreiten kann.

Schwefel, Asphalt und andre werthvolle Mineralien existiren, wie ebenfalls nachgewiesen ist, an verschiedenen Plätzen. Man glaubt überhaupt, daß der Mineralreichthum Californiens, der vorerst noch nicht erforscht, den bis jetzt bekannten, wie außerordentlich groß dieser auch für unsre Zeit erscheinen mag, bei Weitem übertreffe.

Konnte unter den angegebenen Umständen und Verhältnissen ein rascher Aufschwung Californiens auch nicht ausbleiben, in dem Maße, wie er stattgefunden, grenzt er nichtsdestoweniger an's Fabelhafte. (Forts. folgt.)

Die Riesensäule

am Felsberge im Odenwalde.

Von Dr. Carl Fuhlrott.

Unter den mächtigen Felsblöcken, womit die südlichen Abhänge des Felsberges im Odenwalde bedeckt sind, finden sich mehrere mit deutlichen Spuren einer Bearbeitung von Menschenhand, aus denen sich die einstmalige Absicht, diese Blöcke technisch zu benutzen, unverkennbar ergeben dürfte. Sie bilden einen interessanten Contrast zu dem großartigen Schauspiele, das sich dort gleichzeitig in dem sogenannten Felsenmeere, diesem Riesenwerke langsam zerstörender Naturkräfte, den erstaunten Blicken des Wanderers darbietet; auch fesseln sie seine Aufmerksamkeit vielleicht weniger durch ihre kolossalen Dimensionen, als durch jene Spuren, die beweisen, daß in längst verklungener Vorzeit menschliche Kräfte sich vergebens an ihnen versucht haben. Keiner von diesen durch Menschenhand mehr oder weniger veränderten Blöcken wird aber seine Bewunderung in einem höhern Grade in Anspruch nehmen, als der unter dem Namen Riesensäule bekannte. Er liegt in geringer Entfernung vom Felsenmeere, dicht an dem viel betretenen Pfade, der von da zum Gipfel des Felsberges hinaufführt, in einer flachen grabenähnlichen, von Waldwuchs umschatteten Vertiefung, ohne Zweifel an der Stelle, wo

er einstens von Menschenhand umgeformt worden ist. Diese Riesensäule besteht wie alle Blöcke, welche die Abhänge des Berges bedecken, aus äußerst festem Syenit, und ist wohl ursprünglich, wenigstens in Ansehung ihrer Länge, der kolossalste von allen gewesen. Ihrer Form nach ist sie ein von der Basis an sehr allmälig verjüngter abgekürzter Kegel. Sie mißt in der Länge 31 Fuß 6 Zoll, im untern Durchmesser 4 Fuß 6 Zoll, im obern 3 Fuß 10 Zoll und hat demnach einen körperlichen Inhalt von 430,5 Cubikfuß. Nimmt man das specifische Gewicht des Syenits zu 2,88 an, so wiegt ein Cubikfuß etwas über 190 Pfund, die Säule mithin etwas über 81,800 Pfund, oder nahezu 743½ Centner.

An der obern Basis geebnet, müßte dieser Monolith an seinem untern Ende noch einen bis anderthalb Fuß von seiner Länge verlieren, um auch hier eine ebene, den ganzen Umfang des Schaftes spannende Grundfläche zu gewinnen. Die Bearbeitung der Säule ist nicht bis zur technischen Vollendung vorgeschritten; am obern Ende auf den beiden entgegengesetzten Seiten enthält sie zwei halbkreisförmige, nischenartige Vertiefungen, die mit ihrem Bogen nach unten gekehrt wahrscheinlich zur Einsenkung resp. Befestigung des Capitäls dienen sollten. Im Uebrigen ist sie ziemlich gleichmäßig gerundet, zeigt aber auf der ganzen Oberfläche die Spuren kräftiger Meißelhiebe und etwa 8 Fuß vom untern Ende leider einen 1½ Zoll tiefen und 1 Fuß langen Quereinschnitt, der wie eine klaffende Wunde das Riesenwerk entstellt und wahrscheinlich von einem aufgegebenen Versuche herrührt, das Ganze in zwei ungleiche Theile zu zersägen. Mit Ausnahme eines schmalen Längspfades an der obern Seite, der von den Tritten zahlreicher Besucher etwas beschmutzt und geglättet ist, sieht der Koloß so frisch und neu aus, als wenn er erst gestern aus dem Rauhen gehauen wäre. Vergleicht man diesen Zustand der Säule mit ihrem wahrscheinlichen Alter, so staunt man billig über die Dauerhaftigkeit des Steines, an dem die atmosphärischen Einflüsse vieler Jahrhunderte spurlos vorüber gingen, und muß zugleich die Zweckmäßigkeit der Verwendung des Materials zu Denkmälern der Kunst in vollem Maße anerkennen.

Ueber die Zeit der Anfertigung der Säule und über ihre ursprüngliche Bestimmung sind die Ansichten der Alterthumsforscher verschieden. Nach den unsichern Quellen, die mir darüber zu Gebote standen, scheinen die meisten, namentlich Creuzer in seiner „Geschichte altrömischer Cultur am Oberrheim und Neckar“ — sie für ein Werk der Römer zu halten. Der genannte Forscher glaubt nämlich, daß sie bestimmt gewesen sei, in der Rheinfeste des Kaisers Valentinian, die (nach Symmachus) als prächtiger Kaiserpalast am Rhein und am Neckar, also an der Stelle der Stadt Mannheim lag*) — als redendes Denkmal der Römerherrschaft aufgestellt zu werden, daß sie aber in Folge von Ueberfällen der Allemannen von den fliehenden Römern in ihrem jetzigen Zustande unvollendet verlassen worden sei. Wenn ein römischer Altar, der noch im Museum zu Mannheim aufbewahrt wird, nach der Untersuchung des durchaus zuverlässigen Geognosten Fr. v. Oeynhausen**) seiner Masse nach mit der Riesensäule identisch ist, und nach den Untersuchungen des Geheimen Bergraths Nöggerath in Bonn es keinem Zweifel unterliegt, daß ein vor dem Dome zu Trier liegendes Säulenstück von ähnlichen Dimensionen, wie die Riesensäule, so wie mehrere andere in jener Stadt an ursprünglich römischen Gebäuden, namentlich in der aufgegrabenen Sohle des dortigen Domes aufgefundene Säulenfragmente aus Felsberger Syenit bestehen, die Römer also den Syenit des Felsberges zu baulichen und monumentalen Zwecken benutzt haben, — warum sollte dann nicht auch die Riesensäule ein Werk ihrer Hände sein können, das sie entweder seiner enormen Größe und der Unmöglichkeit seiner Fortschaffung wegen, oder aus dem bereits angegebenen Grunde unvollendet gelassen haben? — Von dem unvollendeten, fast am Gipfel eines beträchtlich hohen Berges liegenden Werke aber, das nicht an dem Orte seiner Bestimmung aufgestellt werden konnte, nahmen die gleichzeitigen römischen Schriftsteller, die uns Nachrichten aus jener Zeit und über jene Gegenden überliefert haben, keine Notiz: und so mag es sich erklären, daß uns von dieser Seite über den römischen Ursprung der Säule jedes Zeugniß der Geschichte fehlt, ohne daß deshalb dieser Ursprung gänzlich bezweifelt werden dürfte.

Es fehlt jedoch auch nicht an Thatsachen, die sich zu Gunsten eines spätern, nicht minder bedeutsamen Ursprungs der Riesensäule deuten lassen. Von diesen verdienen zunächst jene vier Syenitsäulen Beachtung, die sich noch gegenwärtig im Heidelberger Schlosse befinden und von denen bekannt ist, daß sie einstens den Palast Karl's des Großen zu Ingelheim (auf halbem Wege zwischen Mainz und Bingen) geziert haben. Chronikenschreiber und Poeten beschreiben diesen Palast als einen Pracht-

*) Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß zu jener Zeit der Neckar sein altes Flußbett bereits verlassen hatte, also nicht mehrere Meilen unterhalb Mannheims in den Rhein mündete.

**) Vergl. Nöggerath: Das Gebirge von Rheinland und Westphalen, Band I. Seite 160 in der Anmerkung.

bau und einer — Poeta Saxo — bezeichnet denselben als domus alta centum perfixa columnis. Nachrichten, die sich auf die baulichen Unternehmungen Karl's des Großen beziehen, unter andern eine bei Bouquet: Scriptores rerum Francicarum V. 587 — sind wohl dahin gedeutet worden, daß jene hundert Säulen, die den Ingelheimer Palast trugen und schmückten, aus Italien dorthin gekommen seien, und zwar mit den Geschenken an Marmor, Mosaiken und andern Kunstgegenständen, die Papst Hadrian I. im Jahre 784 aus dem Kaiserpalast zu Ravenna nach Ingelheim gesendet habe. Wenn diese Nachrichten für eine vielleicht ansehnliche Zahl der fraglichen Säulen den italischen Ursprung ohne Zweifel verbürgen mögen, so bezeugen dagegen jene vier am Schloßbrunnen zu Heidelberg noch vorhandenen Säulen, für die wir eine dem Prachtbau zu Ingelheim verhältnißmäßig nahe gelegene ursprüngliche Heimath in Anspruch nehmen müssen, daß nicht alle Säulen des Ingelheimer Palastes aus dem fernen Italien gekommen sein können. Nach Fr. von Oeynhausen sind nämlich jene vier Heidelberger Säulen mit dem Syenit des Felsberges identisch, bestehen also aus Felsberger Syenit, und sind daher wohl sicher aus den Syenitblöcken gewonnen worden, denen wir in so zahlloser Menge an den Abhängen des Berges begegnen.

Der Anblick dieser Blöcke, die entweder bei oft imposanten Dimensionen und unregelmäßig polyedrischen Formen theils in kleinere Gruppen über einander gestürzt, theils einzeln zerstreut umherliegen, oder bei größtentheils rundlichen Formen und geringeren Maßverhältnissen in dicht gedrängten Schaaren ausgedehnte, von Waldwuchs entblößte abschüssige Flächen des Bergabhanges bedecken und in dieser Gruppirung mehrere sogenannte Felsenmeere bilden, — der Anblick dieses seltsamen Schauspiels drängt den Wanderer fast unwillkührlich zu der Annahme einer gewaltsamen Katastrophe, welcher dasselbe seine Entstehung zu verdanken hat. Analoge Erscheinungen sind indeß bei krystallinisch-körnigen Gesteinen nicht selten, und finden ihre Erklärung weniger in gewaltsamen Kraftäußerungen, als in jenen stillen aber rastlos thätigen Naturkräften, von denen der Proceß einer langsamen Verwitterung eingeleitet und unterhalten wird. Die dem Felsberger Syenit ursprünglich eigenthümlichen Structurverhältnisse, — namentlich eine überwiegende Neigung desselben zu kugeligen Absonderungen, die bei ihrer Solidescenz sich im Innern fester als nach dem Umfange hin zusammenzogen, — mögen diesen Verwitterungsproceß unterstützt und die allmälige Abrundung der Blöcke wesentlich erleichtert haben; immerhin sind es doch vorzugsweise jene still wirkenden atmosphärischen Einflüsse gewesen, die seit der graueſten Vorzeit an der Zersetzung und Zerstörung des Felsberges gearbeitet, seinen früheren viel höhern Gipfel gebrochen und zahllose Trümmer desselben — wie durch Steinbrucharbeiten nach großartigstem Maßstabe — gleichsam zu beliebiger Auswahl an den Gehängen des Berges zerstreut haben. Die Vortrefflichkeit des Materials, seine verhältnißmäßig geringe Entfernung vom Ingelheimer Bauplatze, noch geringer durch die Leichtigkeit des Transports auf dem nahen Rheine, so wie endlich der Umstand, daß in größerer Nähe von Ingelheim kein ähnliches Material gefunden wird, — Alles scheint die Behauptung zu rechtfertigen, daß für die fraglichen Ingelheimer resp. Heidelberger Säulen die Geburtsstätte am Felsberge müsse gesucht werden.

Mögen wir nun annehmen, daß dieser Berg zur Werkstatt für viele Säulen umgeschaffen und auf längere Zeit der Wohnplatz zahlreicher Steinmetzen und anderer Arbeiter wurde, oder daß sachverständige Bauleute sich dorthin begaben, um unter den überall zerstreuten Felsblöcken die geeignete Auswahl für die Ingelheimer Bauzwecke zu treffen, so konnte in beiden Fällen der kolossalste unter den Syenitblöcken, die dort lagen, der Aufmerksamkeit dieser Bauleute nicht entgehen; er mußte ihnen vielmehr zu irgend einem, dem Prachtbau des Kaisers entsprechenden Monumente durchaus geeignet erscheinen. Auf diesem Wege und aus diesem Motive, denke ich mir, wurde damals jener Koloß in Arbeit genommen und bis zu den gegenwärtigen Dimensionen der Riesensäule bewältigt. Die monumentale Benutzung derselben aber scheiterte an ihrem ungeheuren Gewichte von circa 82 Tausend Pfund. Spätere Geschlechter haben den Koloß ebenso wenig von seiner Stelle zu bringen vermocht, so oft auch der Gedanke daran im südlichen Deutschland, oder unter den Deutschen überhaupt aufgetaucht sein mag. Nach dem großen Freiheitskampfe unsrer Nation gegen Frankreich hat man den Plan seiner Aufstellung auf dem Schlachtfelde von Leipzig vergebens entworfen.

So liegt denn der Riese, nur halb bestattet, in seiner sargähnlichen Vertiefung dahin gestreckt, von einem Jahrhundert zum andern, zum großen Leidwesen für Alle, die ihn sehen und auf die Hoffnung seiner einstigen Auferstehung verzichten müssen.

Ein

Erdbeben in Honduras.

Aus dem Skizzenbuch eines Malers.

Am 3. Auguſt 1856 gelangte ich mit meinem Begleiter und zwei Eingebornen als Bedienung auf einem Ausfluge in die Criba-Lagune. Es war ein herrlicher Wind, der ſo erfriſchend wehte, daß wir uns alle vier auf dem Verdeck des Schiffes aufhielten, und in heitrer Laune beim Laviren deſſelben an Stelle des Ballaſtes unſre Körper bald hier bald dorthin verpflanzten. Die Veranlaſſung zu meiner Reiſe war die beabſichtigte Unterſuchung der Ruinen mehrerer alter britiſcher Feſtungen, welche von den Engländern in der Abſicht, hier eine Colonie zu ſtiften, gegründet worden waren. Wir landeten an einer der kleinen Inſeln der Lagune, wo die Ruinen noch am beſten erhalten waren, aber ich fand nichts, was mich beſonders feſſeln konnte, und wir beeilten uns daher, nach der Mündung des Poyasfluſſes zu gelangen, woſelbſt wir eine Mulattenniederlaſſung zu beſichtigen gedachten. Wir verweilten denn auch an dem Orte einige Zeit, weil wir daſelbſt eine ſehr ſchöne Ausſicht fanden und weil Bananas in Fülle dort wuchſen, von deren Früchten wir uns einen Vorrath zu ſammeln beeilten, denn die Reiſe auf dem Fluß verſprach bei der Schnelligkeit ſeines Laufes lang und langweilig zu werden. Die Umgebung dieſer Niederlaſſung iſt außerordentlich ſchön. Die Bäume und das kleinere Geſträuch bedecken die Ebene in maleriſcher Abwechslung, wozu namentlich die hohen und kerzengrade aufſteigenden Pinien beitragen. Auch die rothe Pechtanne wächſt hier, von welcher die Bewohner große Quantitäten von

Theer und Pech gewinnen, was im Verein mit Mahagoni einen Hauptausfuhrartikel bildet.

Während wir behaglich noch auf unsre Diener warteten, die die Bananas sammelten, bemerkten wir eine seltsame Bewegung der Luft. Zuerst kam ein Luftstrom von Süden, alsdann ein andrer von Norden, darauf noch

Der Sturm.

ein andrer und noch ein andrer, und Blätter und Zweige wurden von den Bäumen gerissen in wüthender Stärke, das Herannahen eines heftigen Sturmes deutlich anzeigend. Wir überlegten, ob es nicht besser sei, den Schutz eines nahen Hügels aufzusuchen, um so der Gefahr, vom Winde hinweggeblasen zu werden, zu entgehen.

Nach und nach übte der Luftzug eine niederdrückende Gewalt aus, denn es verbreitete sich nach ihm eine Schwüle und Schwere der Atmosphäre, die auf mich selbst wie einschläfernd wirkte und gleich einem furchtbaren Alp die Sinne verwirrte. Einer unsrer Diener, der arme Manuel, war äußerst furchtsam und schwankte zwischen Gebet und angstvollen Flüchen, bis er zuletzt ermüdet und halb bewußtlos zu Boden sank.

Die Vögel flatterten umher und stießen gellende und wilde Töne des Schreckens aus. Hierauf wurden die Bäume mit furchtbarer Gewalt hin- und hergeweht; Aeste brachen, große Sträucher wurden aus der Erde gerissen und über die Lagune geschleudert, wo sie oft eine Zeit lang in der Luft schwebten, bis sie in den entfernteren Wäldern zwischen den sturmbewegten Blättern der Bäume entschwanden. Einen wunderbaren Anblick gewährten die Cocosnußbäume um uns her. Ihre langen Blätter, die sonst so anmuthig aussehen, waren in alle nur erdenkliche Formen verwirrt. Für einen Augenblick lagen sie oft horizontal in der Luft, dann wurden plötzlich alle Spitzen gegen die Erde gekehrt und im nächsten Moment darauf ragten die riesigen Zweige gleich ungeheuren Armen wieder in die Luft, als wollten sie den Himmel um Gnade anflehen. Die Cocosnüsse selbst wurden während dieser Zeit um uns hergeschleudert und lagen zerstreut, als hätten sie eine verderbliche Absicht auf unsre Hirnschalen gehabt.

Wir mußten in dieser unangenehmen Lage ungefähr zwei Stunden verharren, als die

Natur endlich wieder zur Besinnung kam und einer von uns sich nach dem andern umsehen konnte. Wir steckten hierauf gemüthlich unsre Pfeifen an und rauchten, lachten und frugen: Wer fürchtet sich? Dann erzählte uns Miguel, der furchtsamste der ganzen Gesellschaft, mit der größten Dreistigkeit, wenn wir erst so lange wie er in dem Lande gereist wären, so würden uns derartige Zufälle ebenso wenig in Erstaunen setzen, wie ihn. Nun begannen wir, das zu thun, was wir gleich von Anfang an hätten thun sollen, nämlich darüber nachzudenken, wie diese wunderbare Naturerscheinung wohl näher zu erklären sei. Wir erkundigten uns bei den beiden Eingebornen und Manuel versicherte uns, daß es ein Erdbeben gewesen sein müsse, obgleich er selbst keinen Stoß empfunden habe. Keiner von uns hatte einen solchen empfunden, und Alle waren geneigt zu glauben, daß der Schrecken den guten Manuel beirrt habe, aber er würdigte uns keiner Antwort und drehte den Kopf mit einem Blick beleidigter Würde um. Daß der Schrecken ihn beirrt habe, hätte während des Erdbebens ausgesprochen werden dürfen, aber nach demselben war es durchaus unstatthaft. Nachdem wir vollständig ausgeruht waren, gingen wir beruhigt aber rasch nach der Niederlassung zu. Die Ufer des Flusses waren flach wie die ganze Gegend dort, und dicht bedeckt mit Schlingpflanzen, aus welchen die hohen Palmen und Cocosnußbäume hervorragten. Unter einen derselben hatten wir unser Boot befestigt, und als wir in die Nähe kamen, erblickten wir eine Menge Eingeborner, welche sich dort eingefunden hatten, um uns anzugaffen. Manuel beeilte sich jedoch, denselben einige Lehren der Etikette in ihrer eigenen Sprache beizubringen. Was er zu ihnen sagte, weiß ich nicht, aber es machte eine wunderbare Wirkung auf sie. Er war sehr ausdrucksvoll in seiner Rede, wenn er auf mich deutete, und aus den bestürzten und unterwürfigen Grimassen der armen Menschen schloß ich, daß er uns eine hohe, vielleicht königliche Würde beigelegt hatte. Sodann folgten sie uns zu dem Hause ihres Patrons, welcher

Der tapfere Miguel.

sogleich sich selbst, seinen Hamock und seine Cigarren uns zur Verfügung stellte. Nachdem Kaffee gebracht wurde, der sehr bald vertilgt war, steckte er, als ein echter Spanier, seine Cigarre zuerst an, und reichte sie uns hierauf, um die unsrige daran anzuzünden. Die heiße Kohle bewahrte er auf dem Sand des Bodens zu fernerem Gebrauch, und er hielt den Hut darüber, um sie in Brand zu erhalten. Während des Rauchens wurde der Sturmwind besprochen. Der alte Patron behauptete, daß solche heftige atmosphärische Vorgänge gewöhnlich die untrüglichen Vorboten von großen Erdbeben und damit verbundenen vulkanischen Ausbrüchen seien, und erzählte einige furchtbare Geschichten, die er selbst erlebt hatte. Er sprach vom Ausbruch des Vulcans von Coseguina in Nicaragua, welcher seine Asche Hunderte von Meilen weit geworfen hatte, ja er behauptete sogar, daß ein Umkreis von 1500 Meilen im Durchmesser und die See bis auf 50 Meilen weit mit Bimssteinen bedeckt gewesen sei, und ein Capitän, der grade an der Küste hielt, hatte ihm mitgetheilt, daß er einen ganzen Tag lang ununterbrochen durch weit verbreitete, mächtige Bruchstücke von Bimsstein hindurch gefahren wäre, wobei nur hier und da eine offene Stelle sich gezeigt habe. Beim Himmel, sagte ich, da wäre es ja möglich, daß dieser Windsturm den Ausbruch eines Vulcans der großen Kette am stillen Ocean angezeigt hat, und daß das gefürchtete Erdbeben uns noch überrascht, bevor wir nach Hause kommen. Jeder von uns wußte hierauf irgend eine grauenhafte Begebenheit aus seinem Leben zu erzählen, wo er in Californien oder Mazatlan oder Acapulco bei einem Erdbeben zugegen war, und während wir unsre Pfeife rauchten, beschlossen wir, dem Schicksal, das uns betreffen würde, gefaßt entgegenzusehen. Nachdem wir so unsern Muth gestärkt hatten, erhoben wir uns und suchten nach einer alten Zuckerplantage, ungefähr achtzehn Meilen von der Mündung des Rio Poyas zu gelangen. Als wir dort landeten, sahen wir uns nach den alten Siedkesseln um, konnten sie aber nicht mehr finden, weshalb wir der Ansicht Raum gaben, daß sie von Sassaparilla und den großen Blättern der Fächerpalme, Bananas und tausend verschiedenen Gewächsen und Bäumen bedeckt seien. Hier fanden wir auch einige Exemplare Scorpione, einer derselben, der volle fünf Zoll lang war, wurde von uns verfolgt und zufällig verwundet, worauf er sich alsbald selbst stach und an den Wirkungen seines eignen Giftes unter heftigen Zuckungen starb.

Der Rio Poyas kann durch schmale Schiffe fünfzig bis sechzig Meilen weit aufwärts befahren werden, und es war unsre Absicht, den Strom hinaufzurudern, soweit als die Tiefe des Wassers es gestatten würde, wobei wir uns vornahmen, unterwegs einige der Stationen zu besuchen, auf welchen der Tauschhandel getrieben wird. Einige derselben finden sich auf fünfzehn oder zwanzig Meilen Entfernung von der Mündung des Rio Poyas. Diese kleinen Niederlassungen bestehen aus einer Anzahl freundlicher Häuser mit hübschen Anlagen. Die Wohnungen sind ganz gut gebaut und fast jede Niederlassung ist mit Brücken über die Ströme versehen. Ein gutes leichtes Boot mit einem halben Dutzend Ruderern bemannt, würde mit außerordentlicher Schnelligkeit den Strom hinaufgefahren sein, unser Fahrzeug war jedoch schwer gebaut, zur Vorsicht wegen der Untiefen und Buchten, und obgleich unser Führer ein starker Mann und sein Sohn ein vielversprechender Bursche waren, so konnten sie doch nicht der Strömung widerstehen. Da ich selbst gern thätig überall eingreife und mancherlei Erfahrung habe, auch die indianischen Ruderboote genau kenne, so nahm ich selbst ein Ruder und begann, trotz dem Abrathen unsers Führers, tüchtig darauf loszuarbeiten. Der Bootsmann meinte, ich würde mich dadurch in den Augen der Indianer am Ufer herabsetzen, aber ich achtete nicht darauf und schlug die gesunde und vortheilhafte Bewegung höher an.

Durch die Strömung gemächlich fortgetrieben näherten wir uns bald der kleinen Niederlassung, woselbst sich die Lagune vor uns ausbreitete. Als wir unsre Blicke nach dem Ocean wendeten, bemerkten wir ein aufsteigendes Gewölk, welches von der Oberfläche des Wassers mit einem leichten Regen sich erhob, und als das verhallende Rollen des Donners vorüber war, erschien die Sonne noch auf einen Augenblick und verschwand alsdann hinter einigen dichten Wolken, um für diesen Tag nicht mehr zum Vorschein zu kommen. Als wir eben ausgestiegen waren, verbreitete sich wieder eine eigenthümliche unbeschreibliche Ruhe in der Atmosphäre, gleich der, welche wir bei unserm ersten Anhalten an diesem Platze bemerkt hatten. Eine niederdrückende, im höchsten Grade unangenehme Schwüle verbreitete sich abermals über die ganze Umgegend. Ihr folgte ein dumpfer, rollender Ton, der vom Süden kommend anschwoll, jedoch dem Donner so ungleich war, daß wir ihn keinen Augenblick damit verwechseln konnten. Die Erde begann darauf heftig zu zittern; plötzlich änderte sich dies und eine vollständig wellenförmige Bewegung folgte, die uns zu Boden warf. Die Erde schwankte von Norden nach Süden gleich den Wellen der See. Wir strengten uns an, zu einem Baum zu gelangen, um uns daran

festzuhalten, aber wir gelangten nur mit der größten Schwierigkeit voran. Es schien fast, als wenn wir in der Luft gingen; ein Gefühl ähnlich demjenigen, wenn man am Bord ist und das Schiff rasch von den Wellen der erregten See niedergezogen wird. Die Erde erhob und senkte sich sichtlich mit solcher Heftigkeit, daß wir manchmal auf das Gesicht

Die Trockenlegung der Lagune.

niederfielen und sich ein Unwohlsein unsrer bemächtigte, viel heftiger als die Seekrankheit. Ein lauter Lärmen und heftiges Geschrei zogen unsre Aufmerksamkeit gegen die Lagune, aber was ich in diesem Augenblicke dort sah, ist unmöglich zu beschreiben. Ich wußte nicht, ob ich wach oder von einem Traume befangen war, ob ich im Reich der Geister oder in der wirklichen Welt mich befand. Ich fühlte mich in der That so sehr außer allen Grenzen des Gewöhnlichen, daß selbst die Empfindung der Furcht mich verließ und ich nur die Großartigkeit des sich darbietenden Schauspiels genoß. Das Wasser war zurückgewichen und der Boden der Lagune lag trocken vor mir. Die Lagune ist an dieser Stelle fünf Meilen weit. Die Mitte derselben erhob sich wie ein kegelförmiger Hügel, dessen Gipfel vorher nur als kleine Insel sichtbar gewesen und mit einigen Cocosnußbäumen bepflanzt war. Zwischen uns und diesem Hügel lag nun ein Thal, welches uns an die Trockenlegung des rothen Meeres beim Uebergang des Volkes Israel erinnerte. Wir bedachten zuerst die Gefahren nicht, welche bei diesem Naturereigniß uns betreffen konnten, und so kamen sie plötzlich über uns, ehe wir uns noch vorgesehen hatten. Das Wasser strömte nämlich plötzlich zurück und sammelte sich dann rasch von allen Seiten nach einem gemeinsamen Mittelpunkt, von wo es sich in einer ungeheuren Säule erhob und mit einem Meer von Schaum den Himmel verhüllte. Als es dann wieder herabfiel, stürmte es mit ungeheurer Macht gegen das Ufer und bedrohte uns Alle mit Vernichtung. Ein Schreckensschrei entfuhr den Lippen Aller, als die fürchterliche Fluth mit mächtig brausendem Schaum und ungeheuren Felsblöcken herangestürmt kam, die ganze Masse schien so stark und gewaltig wie ein undurchdringlicher Fels. Instinktmäßig kletterte ich auf einen Baum, aber dies würde mir wenig geholfen haben, hätten wir uns nicht glücklicherweise auf einer ziemlichen Erhöhung befunden. Die zerstörende Fluth riß ganze Strecken Landes mit sich fort. Sie wogte hoch auf in einem vollständigen Wirbel, in welchem Bäume, Aeste und selbst Steine mit Federleichtigkeit umher gerissen wurden. Unser armes Canoe tauchte ebenfalls unter der Masse auf und zerbrach zwischen den gewaltigen Wellen. All' dies sah ich, bevor ich an unser eignes Schicksal dachte; ich glaube, die allgemeine Gefahr, von der wir umgeben

waren, machte mich weniger furchtsam über mein und meiner Gefährten Schicksal, als ich es unter andern Umständen gewesen wäre; gewiß ist es, daß ich, als ich nach meinem Begleiter Carib, der mir sehr lieb war, hinsah und seine Angst und Hülflosigkeit erkannte, diese mit vollständiger Gleichgültigkeit bemerkte. Miguel hing gleich einer Schlange an einem Baum und Manuel stand bis an der Brust im Wasser, indem er sich mit Riesenkraft gegen das wüthende Element anstemmte. Im nächsten Augenblick jedoch wurde er fortgerissen und wie ein Stück Kork von den Wellen getragen; noch einmal gelang es ihm, sich an einem Baum festzuhalten, aber bald riß ihn die Gewalt der tobenden Fluth abermals mit sich fort. Ich sah ihn in einen ungeheuren Wirbel sinken und da mich meine selbstsüchtige Gesinnung einen Augenblick verließ, faßte ich den Entschluß, ihm Hülfe zu bringen. Aber ich sah sogleich die Unausführbarkeit des Gedankens ein und mein Herz sank bereits zur gänzlichen Muthlosigkeit herab; aber wie erleichtert fühlte ich mich, als er plötzlich wenige Fuß von mir wieder erschien und es ihm gelang, einen Cocosnußbaum zu erreichen und zu erklettern. Mit der Kraft eines Ertrinkenden hatte er diese letzten Anstrengungen gemacht und als ich ihn gerettet sah, jubelte ich laut, aber im selben Augenblick fühlte ich eine solche Ermattung, daß meine Glieder mich nicht mehr zu halten ver-

Die Wassersäule.

mochten und ich von meinem Baume herabgleitend dem sichern Tode entgegensah. Ich erinnere mich wenig mehr über diesen Zustand und weiß nur so viel, daß Miguel mich unterstützte und wieder zu mir selbst brachte. Ich hatte fast zwei Stunden an dem Baum gehangen, bis ich fast alle Besinnung verlor. Als ich mich etwas erholt hatte, bemerkte ich, wie das Wasser endlich sich nach und nach verlief, und mit weit weniger Gewalt in sein Bett zurückkehrte, als es in das Land hin sich verbreitet hatte. Meine Nägel waren krampfhaft in den Baum eingedrungen und das Blut bedeckte die Spitzen meiner Finger in fester Masse. Manuel, der ebensoviel wie ich gelitten hatte, sah aus, als wenn er dem

Grabe entstiegen wäre. Als es dunkel wurde, entdeckten wir unsern kleinen Kahn, welcher zwischen dichtem Gesträuche festhing und durch einige große Bäume vor der Macht der Wellen aufgehalten worden war. Wir hatten alle unsre Kräfte nöthig, um ihn von dort herauszuziehen, und fanden ihn wenig beschädigt, aber sein Inhalt, unsre Geräthschaften, Kleider und Waffen waren verloren gegangen.

Wirkung des Erdbebens.

Schrecklich waren die Verheerungen, welche uns auf der Rückreise das ganze Land erkennen ließ. Die mächtigsten Bäume lagen entwurzelt und auch die dicksten Stämme waren geknickt wie dünnes Rohr. Ueberall hatte das ab- und zuströmende Wasser Massen von Sand und Steingerölle umhergeschichtet und man kann sich kein ergreifenderes Bild elementarer Verwüstung denken, als es die noch kurz vorher so blühende Gegend unsern Blicken bot.

Als wir nach San José zurückkamen, bot die ganze Stadt ein Bild gräulicher Verwüstung dar. Das Erdbeben hatte die ohnehin leichtgebauten Häuser fast sämmtlich in Trümmerhaufen verwandelt und die Kirchen zerstört. Viele Menschen lagen unter dem Schutte der zerstörten Gebäude begraben, andre litten an schweren Verwundungen und die meisten waren gänzlich von Lebensmitteln entblößt. Das größte Elend war jedoch durch den blinden Fanatismus der Priester und Einwohner herbeigeführt. Bei den ersten Anzeichen des schrecklichen Ereignisses stürzten Alle aus den Häusern und versammelten sich um die Geistlichen, welche das Erdbeben für eine Warnung des Himmels erklärten und öffentlich zur Buße ermahnten. Männer, Weiber und Kinder lagen heulend und betend auf den Knieen umher und versäumten dabei jeden Versuch, Etwas von ihrem Hab' und Gut zu retten. Diese Umstände benutzten die umwohnenden und in der Stadt befindlichen schlauen Indianer, und während die frommen Beter zu Gott um Rettung und Hülfe flehten, schleppten diese Diebe alle tragbaren Gegenstände aus den Häusern hinweg. In solchen Fällen beweisen die Indianer eine unglaubliche Kühnheit und Unerschrockenheit. Geschickt weichen sie den fallenden Gebäuden aus und zögern keinen Augenblick, ihr Leben daran zu setzen, um ein unbedeutendes Beutestück zu erobern. Daß in solchen Zeiten allgemeiner Verzweiflung an eine Bestrafung der Verbrecher nicht zu denken ist, bleibt bei der ohnehin mangelhaften Verwaltung leicht begreiflich.

Kurze Zeit nach solcher Katastrophe durchzieht ein Theil der verarmten Einwohnerschaft die Umgegend bis zu den entfernteren, weniger schwer getroffenen Städten. Sie bringen alsdann das unheilvolle Ereigniß in entsprechende Gesänge und sammeln Geld, indem sie diese Lieder nebst Hymnen an die Heiligen singen. Solche umherziehende Gesellschaften trifft man zu allen Zeiten, viele geben das bequeme

Erdbeben in San José.

Geschäft nicht eher wieder auf, bis sie das ganze Land gebrandschatzt und überall ihr trauriges Schicksal dazu benutzt haben, um ein abenteuerliches Leben ohne Arbeit und Plage fortzuführen. Daß solche Vorfälle auch oft nur zum Vorwand für betrügerische Betteleien dienen müssen, ist in dem Lande, in dem sie vorkommen, nicht anders zu erwarten.

Die Geldsammler.

Die Planetenpaare.

Von

Professor J. H. Mädler.

Man hat zu verschiedenen Zeiten bald in dieser, bald in jener Absicht den Umstand hervorgehoben, daß eine regelmäßige Reihenfolge in den Größen, den Tageslängen und andern allgemeinen Bestimmungen in der Planetenwelt vermißt werde; und ein neuerer Stimmführer des Materialismus, L. Büchner, hat hiervon Anlaß genommen, die Mitwirkung jeglicher Intelligenz bei Bildung des Universums zu negiren und Alles auf ein Walten des blinden Zufalls zurückzuführen.

Es ist hier nicht meine Absicht darüber zu streiten, ob und welche etwanige andre Einrichtung eines vernünftigen Urhebers würdiger gewesen wäre als die bestehende, und ob eine strengere Gleichmäßigkeit den Vorzug verdient hätte. Wem es mehr zusagte, an jedem Baum die Aeste, Zweige und Blätter in strenger Symmetrie sich entwickeln zu sehen, oder die Körpergestalt der einzelnen menschlichen Individuen so übereinstimmen zu lassen, daß man sie eben so wenig wie etwa einzelne Regentropfen von einander zu unterscheiden vermöchte — ihn wollen wir nicht in seinen Idealen stören. Es sind dies schließlich Sachen des individuellen Geschmacks, über den man ja nicht streiten soll, da Jeder eine Berechtigung für den seinigen in Anspruch nimmt. Nur wollen wir eben deshalb auch kein Hehl aus dem unsrigen machen. Wir sind nämlich zufriedengestellt, wenn wir eine gleichmäßige Symmetrie und eine bestimmte Abmessung da antreffen, wo ein wichtiger Zweck nicht ohne sie erreicht werden konnte. Betrachten wir z. B. jeden Planetenkörper für sich allein, so finden wir ihn symmetrisch geformt auch da, wo die Kugelgestalt ganz vermißt wird, wie im Saturnsringe. Nur so nämlich konnten regelmäßige Tages- und Jahreszeiten erhalten und die Naturökonomie eines Wandelsterns einer bestimmten, für die Bewohner desselben nothwendigen Ordnung unterworfen werden. Die menschliche Gestalt, wie mit geringen Ausnahmen auch die der meisten Thierkörper, ist symmetrisch, denn die Verrichtungen, zu denen sie bestimmt sind, erforderten diese Uebereinstimmung, und unser ästhetischer Sinn, den der Anblick eines Verwachsenen oder eines Krüppels verletzt, ist dabei nicht minder berücksichtigt. Aus gleichem Grunde ist die Blume nach einer strengeren Regel geformt als der Baum; denn in jener, nicht aber in diesem wird ein gebildeter Sinn sie suchen. Dagegen können wir keine Nothwendigkeit, ja keinen uns erkennbaren Nutzen darin entdecken, daß z. B. die Planeten mit zunehmender Entfernung regelmäßig größer gefunden würden, oder daß die Form ihrer Bahnen völlig dem Kreise entspräche.

Wir sind nun, wie gesagt, weit davon entfernt, dieser unsrer Meinung die Alleinberechtigung zu vindiciren, oder über die Vorzüge der einen oder der andern Ansicht eine Discussion zu eröffnen. Vielmehr geht unsre Absicht dahin, auf ein noch wenig oder gar nicht beachtetes Verhältniß aufmerksam zu machen, dessen nähere und umfassendere Kenntniß allerdings der Gegenwart noch abgeht, von dem aber gleichwohl schon nicht wenige Merkmale der heutigen Wissenschaft entnommen werden können.

Die Eintheilung der Planetenwelt in drei bestimmt charakteristische Gruppen, auf die ich 1842 zuerst hindeutete, ist jetzt allgemein angenommen. Ob die künftigen, jenseit des Neptun zu verhoffenden Planetenentdeckungen sich in diese drei Gruppen fügen oder eine vierte nöthig werden wird, bleibe dahingestellt; unsre nähere Betrachtung soll nur von den Gebilden handeln, die unser Calcül und unser Rohr bereits erreicht hat.

Die Aehnlichkeit der individuellen Gestaltung wie der kosmischen Verhältnisse, die sich in jeder der drei Gruppen:

1) mittelgroße Planeten: Mercur, Venus, Erde, Mars;
2) kleine Planeten: die einundfünfzig seit Anfang dieses Jahrhunderts entdeckten;
3) große Planeten: Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun;

deutlich genug ausspricht, findet sich mit noch größerer Consequenz in den Planetenpaaren ausgesprochen, in denen sich nicht allein eine Stammes-, sondern selbst eine Familienähnlichkeit nicht verkennen läßt. Bis zu einer völligen Gleichmäßigkeit ist es dennoch auch hier nicht gekommen, wie man leicht aus den folgenden Zusammenstellungen entnehmen wird. Diese war entschieden nicht beabsichtigt, und wir können uns nicht auf die Seite derer stellen, die, um eine möglichst absolute Gleichmäßigkeit zu erhalten, zur Verdächtigung vorhandener wie zum Anticipiren künftiger Beobachtungen ihre Zuflucht nehmen.

Erstes Planetenpaar:

Erde und Venus.

Die Vergleichung beider Nachbarplaneten wird sich um so besser durchführen lassen, da einer derselben von uns selbst bewohnt wird.

1. Durchmesser (des Aequators).

Wir kennen den der Erde relativ genau: 1719 geogr. Meilen, (jede zu 22,845 Pariser Fuß gerechnet).

Die Messungen für Venus schwanken zwischen 1669 und 1717 Meilen; das Mittel aus beiden Extremen ist 1693 Meilen, nur 26 weniger als unsre Erde. — Jedenfalls kommt Venus unter allen Planeten an Größe der Erde am nächsten.

2. Abplattung.

Die Abplattung der Erde ist $^1/_{300}$, sie würde mit unsern optischen Hülfsmitteln nicht wahrzunehmen sein, wenn wir sie aus Planetenfernen astronomisch am Himmel messen sollten.

Die Abplattung der Venus ist nicht wahrzunehmen. Berechnet man sie theoretisch aus Durchmesser, Dichtigkeit und Rotation, so kommt eine von $^1/_{300}$ wenig abweichende heraus. — Den Beobachtern des Venusdurchganges 1874 möchten wir empfehlen, auf diesen Gegenstand aufmerksam zu sein.

3. u. 4. Entfernung von der Sonne und damit zusammenhängend Umlaufszeit.

Erde, mittlere Entfernung 20,682,319 M.
Venus, = = 14,960,178 =
Verhältniß beider . . . . . 1 : 0,7233317.
Umlaufszeit
der Erde 365 T. 6 St. 9 M. 12 S.)
= Venus 224 = 16 = 49 = 7 = } sideriſch.

Diese beiden Umlaufszeiten verhalten sich fast genau wie 13 : 8. Es betragen nämlich

8 Erdjahre	2922 T.	1 St.	13 M.	36 S.
13 Venusjahre	2921 =	2 =	38 =	31 =
Unterschied	22 St.	25 M.	5 S.	

Wäre das Venusjahr um 1 St. 4 M. 3 S. länger und das der Erde um eben so viel kürzer, so würde das Verhältniß völlig zutreffen. Dies Verhältniß bewirkt, daß sich Stellung, Phase, Lichtglanz u. dgl. der Venus je nach acht Erdjahren fast in ganz gleicher Weise und an demselben Jahrestage wiederholt.

5. und 6. Masse und Dichtigkeit.

Die Masse läßt sich bei Venus nicht so scharf bestimmen, als etwa bei Jupiter, doch ist sie schwerlich um mehr als etwa ihren zwanzigsten Theil fehlerhaft.

Setzen wir die Erdmasse = 100
so ist die Venusmasse = 88.

Nimmt man den obigen Durchmesser, 1693 Meilen, so findet sich,

wenn die Dichtigkeit der Erde = 100
die Dichtigkeit der Venus = 93.

Nach Baily's Untersuchung ist die Dichtigkeit der Erde 5,68 mal der Dichtigkeit des Wassers gleich, und hiernach findet sich für Venus eine 5,28malige des Wassers.

7. Excentricität.

Die Abweichung von der Kreisform ist bei beiden Planeten sehr klein, und nach Leverrier's theoretischen Untersuchungen alternirend, d. h. es werden einst (nach vielen Jahrtausenden) Zeiten kommen, wo die der Erde kleiner als die der Venus ist; jetzt ist die der Erde größer, denn die Werthe für 1840 sind:

Erde = 0,01677 also etwa $^1/_{60}$
Venus = 0,00682 = = $^1/_{145}$.

8. Rotation, Tagesdauer.

Die Umdrehungszeit der Erde beträgt:
23 St. 56 Min. 4 Sec.
der Venus 23 = 21 = 22 =
und hieraus folgt weiter:
Tagesdauer auf der Erde 24 St.
= = = Venus 23 St. 27 M. 25 S.
Unterschied Beider 32 M. 35 S.

9. Dichtigkeit der Atmosphäre.

Die Horizontalrefraction beträgt für die Erdatmosphäre 36′ im Bogen,
für die der Venus 43′ = =
nach meinen bei der Conjunction im Mai 1849 gemachten Messungen des Ueberschusses der Hörner über den Halbkreis.

Hieraus folgt:
Dichtigkeit der Venusatmosphäre = $^7/_8$ der unsrer Erde.

10. Gebirgige Unebenheiten.

Eine genaue Vergleichung Beider liegt nicht im Bereich der Möglichkeit, und die nach einer nicht sehr genauen Wahrnehmung gefolgerten fünf Meilen Höhe für einen Venusberg haben sich nicht bestätigt. Der innere Rand der Venussichel müßte viel stärker ausgezackt erscheinen, und selbst der Schatten der Berge könnte nicht unbemerkt bleiben bei dieser oder einer ähnlichen Höhe. Dagegen bestätigen die Beobachtungen allerdings, daß Gebirge vorhanden sein müssen, die mindestens denen der Erde an Höhe gleichkommen. Wären sie nämlich erheblich geringer, so würden wir weder Veränderungen der Hornspitzen, noch Ungleichheiten der inneren Lichtgrenze zu erwarten haben, die gleichwohl nicht unbemerkt geblieben sind.

Es findet sich kein Planet, der in irgend einer dieser Beziehungen der Erde so ähnlich wäre als Venus, und zugleich liegen ihre Bahnen so, daß kein Planet zwischen ihnen steht oder auch nur zeitweilig eingreifen könnte.

Am Firmament unsrer Erde bildet Venus den glänzendsten Stern, und für den Venushimmel unsre Erde.

Ein wesentlicher Unterschied besteht jedoch zwischen Beiden: die Erde hat einen Mond, Venus dagegen nicht. Zwar ist im vorigen Jahrhundert mehrfach von einem solchen die Rede gewesen; Mairan, Montaigne, Short u. A. behaupten ihn gesehen zu haben. Höchst wahrscheinlich war er nichts weiter als eine Seitenabspiegelung der Venus in den noch unvollkommenen chromatischen Fernröhren älterer Zeit. Selbst in den weit vollkommnern achromatischen der Gegenwart können unter Umständen solche Abspiegelungen vorkommen.

Seit fast hundert Jahren kommt keine derartige Wahrnehmung vor; nie hat man einen Trabantenschatten auf der Venusscheibe gesehen und — was am meisten entscheidet — bei den Venusdurchgängen von 1761 und 1769, sowie dem sehr nahen Vorübergange vor der Sonne 1777 ist nichts von einem Venusmonde gesehen worden, wie dies viele Beobachter ausdrücklich bemerken. War es also nicht die oben erwähnte Art der Täuschung, so war es eine andere; denn einen reellen Mond, der auch nur etwa der Insel Malta gleich käme, können wir weder bei Venus, noch bei Mars annehmen, und die Erde ist unter den Planeten der innern Gruppe der einzige Planet, der einen Mond erhalten hat.

Zweites Paar:

Ceres und Pallas.

Die Mittelgruppe des Planetensystems ist gleichmäßig durch Frequenz wie durch die Kleinheit ihrer Glieder ausgezeichnet. Von 1801 bis 1857 (mit einer großen Lücke von 1807 — 1845) ist das erste Halbhundert dieser Gruppe entdeckt worden. Auf den ersten Anblick erscheint es sehr mißlich, aus diesem dichtgedrängten Haufen bahnverschlungener Planetoiden ein bestimmt charakterisirtes Paar herausheben zu wollen. Einerseits sind die Umlaufszeiten bei vielen derselben einander sehr nahe gleich; andererseits ist das Erkennen specieller Eigenthümlichkeiten bei der Geringfügigkeit ihres Durchmessers so gut als ganz unmöglich. Doch steht die Sache etwas anders.

Die Hülfsmittel, durch welche die vier ersten dieser Entdeckungen gelangen, wären unzureichend gewesen zu weiteren Auffindungen in dieser Region. Alle von 1845 an in so rascher Folge aufgetauchten Planetenkörper sind so klein und demzufolge ihr Glanz ein so geringer, daß einige derselben wegen Lichtschwäche Jahre hindurch nicht aufgefunden werden konnten, während es gar keine Mühe macht, in sehr mäßigen Fernröhren Ceres, Pallas, Juno und Vesta, namentlich den letzteren, aufzufinden. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß es auch hier, wie in den beiden andern Gruppen, eine Vierzahl ist, die aus der Masse sich heraushebt, nur des besonderen Verhaltens der beiden oben genannten werde hier gedacht.

Die Umlaufszeit der Ceres ist:
4 J. 223 T. 17 St. 38 M.
der Pallas:
4 J. 225 T. 7 St. 19 M.
} für 1831 geltend.

Unterschied:
1 T. 13 St. 41 M.

Die Entfernung der Ceres 57,210,873 Meilen,
= = = Pallas 57,244,446 =
Unterschied 33,573 =

Man sieht, wie wenig dazu gehört, beides, Umlaufszeit und Entfernung ganz gleich zu machen, und wir können hinzufügen, daß eine solche Gleichheit zu Zeiten eintritt, freilich nur momentan, indem die beiden Planeten ihre Rangordnung verwechseln. In Folge von Störungen, die bei dieser Mittelgruppe aus Gründen, deren genaue Auseinandersetzung hier keinen Platz finden kann, ungleich stärker sind als bei den alten größeren Planeten, können nämlich die mittleren Entfernungen zu- und abnehmen, und eine Aenderung von $1/3500$ an jede der obigen Distanzen im entgegengesetzten Sinne angebracht, kann die erste Zahl größer als die zweite machen.

Pallas und Ceres sind wahrscheinlich auch von nahe gleicher Größe. Wir haben allerdings keine Messungen, deren Resultat Vertrauen verdiente, denn die alten Angaben von 300 — 500 Meilen, obgleich sie noch nicht aus allen Kalendern u. s. w. verschwunden sind, müssen als entschieden falsch bezeichnet werden. Keiner der beiden Planeten kann 100 Meilen übersteigen und am wahrscheinlichsten fallen sie zwischen 20 und 30. Nur Vesta scheint größer zu sein (58 bis 66), Juno und alle übrigen Planetoiden kleiner, und meist sehr bedeutend kleiner.

Ob außer den beiden hier genannten noch andere der Mittelgruppen durch eine ähnliche gegenseitige Beziehung paarweis zusammengehören oder nicht, muß künftigen Forschungen zur Entscheidung überlassen bleiben.

Drittes Paar:

Jupiter und Saturn.

Mit diesen beiden Planeten schloß bis zum 13. März 1781 das Sonnensystem für uns ab. Wir sind jetzt in eine mehr als dreifache Weite vorgedrungen, und dem eben genannten Planetenpaare hat sich ein neues angefügt; wir werden beide näher betrachten.

1. Durchmesser des Aequators und der Pole.

Jupiter: Aeq. 20,018; Pol. 18,524 M.
Saturn: = 16,305; = 14,696 =

Keiner der übrigen Planeten zeigt einen diesen nahe kommenden Durchmesser.

2. Abplattung.

Jupiter = $1/14$ oder 1494 Meilen,
Saturn = $1/10{\cdot}2$ = 1609 =

Nur bei diesen beiden Planeten ist die Abplattung so augenfällig, daß auch ohne Messung über sie kein Zweifel stattfinden kann.

3. Masse.

Jupiter $1/1047$ der Sonne oder 337 mal die der Erde.

Saturn $^1/_{3502}$ der Sonne oder 100 mal die der Erde.

Beträchtlich verschieden, aber einander doch viel näher stehend als irgend einem andern Planeten.

4. Dichtigkeit.

Jupiter = 0,239 der der Erde = 1,36 der des Wassers,

Saturn = 0,130 der der Erde = 0,74 der des Wassers,

beide also beträchtlich locker. Und da sich bei Beiden nachweisen läßt, daß die Dichtigkeit von außen nach innen in starkem Verhältniß zunehme, so folgt, daß weder auf Jupiter noch auf Saturn unser Wasser in oceanischer Verbreitung vorkommen kann.

5. und 6. Entfernung von der Sonne und Umlaufszeit.

Jupiter 5,202767 Erdweiten = 107½ Mill. geogr. Meilen.

Saturn 9,538850 Erdweiten = 197¼ Mill. geogr. Meilen.

Jupiter 11 J. 314 T. 20 St. 2 M. 7 S.
Saturn 29 J. 154 T. 16 St. 30 M. 10 S.

Diese beiden Perioden kommen dem Verhältniß 2 : 5 sehr nahe. Es machen nämlich

5 Jupitersperioden
59 J. 113 T. 4 St. 10 M. 35 S.
2 Saturnsjahre
58 J. 309 T. 9 St. — M. 20 S.
Unterschied 169 T. 23 St. 10 M. 15 S.

welcher Unterschied wegfallen würde, wenn das Jupiterjahr sich um 24 T. 6 St. 44 M. 19 S. verkürzte und das des Saturn um ebensoviel verlängerte.

Nun wissen wir aus Laplace's Untersuchungen, daß in der That eine gegenseitige Verkürzung und Verlängerung zwischen beiden Planeten stattfinde. In der That verkürzt sich das Jupiterjahr, und verlängert sich das Saturnsjahr innerhalb einer Periode von 930 Erdjahren. Aber diese Aenderungen gehen nicht so weit, daß das Verhältniß 2 : 5 genau dargestellt würde; es vermindert sich nur der jetzt bestehende Unterschied, dies geht jedoch, ohne ihn auf Null zu bringen, wieder in Vermehrung über, und beides compensirt sich so, daß die Summe, welche sich aus 5 Jupiters- und 2 Saturnsumläufen zusammensetzt, stets dieselbe bleibt. Um den mittleren Werth ihrer Umlaufszeiten schwanken beide Planetenperioden pendelartig hin und her. *)

7. Excentricität.

Jupiter .... 0,0482235 } für 1840.
Saturn .... 0,0560265 }

Aber die erstere nimmt in 100 Jahren zu um 0,0001535; die letztere nimmt ab, um 0,0003099. So wird ein Zeitpunkt herbeikommen, wo beide Excentricitäten einander gleich sind; es wird aber bei dieser Gleichheit nicht bleiben, sondern beide Werthe verändern sich noch weiter und so wird (bis zur Umkehr) Jupiters Excentricität größer als die Saturns. Die ganze Periode dieser Veränderungen ist 66,400 Jahr. Im J. 16,000 v. Chr. hatte Jupiter die kleinste Excentricität = 0,0249 und Saturn seine größte = 0,0820; im J. 17,200 n. Chr. wird Jupiter seine größte = 0,0601 und Saturn seine kleinste = 0,0110 haben; und diese Gegenseitigkeit währt durch alle Zeiträume hindurch fort.

8. Neigung der Bahn gegen die Ekliptik.

Jupiter 1° 18′ 42″,4.
Saturn 2° 29′ 29″,9.

Der Unterschied ist nicht erheblich, da im Sonnensysteme Neigungen bis zu 26° und 34° vorkommen, indeß könnten noch manche Planeten namhaft gemacht werden, deren Neigungen zwischen die des Jupiter und Saturn zu stehen kommen.

Aber eine andere sehr merkwürdige Beziehung soll hier hervorgehoben werden. Wir haben die Neigung gegen die Erdbahn angegeben, allein mit welchem Recht? Hat denn nicht z. B. Venus eben so viel Anspruch, die Grundebenen zu bilden als unser Planet?

Nur für die Anwendung unsrer Berechnungen ist es das Bequemste, die Erdbahn zum Grunde zu legen. Für die Gesammtheit der Planeten jedoch kann man keinen einzigen willkürlich auswählen. Vielmehr hat Laplace nachgewiesen, daß man aus sämmtlichen in der Planetenwelt vorkommenden Bahnebenen eine mittlere Grundebene suchen muß, wobei Planeten von größern Massen und ebenso die von größern Abständen auch ein größeres Gewicht in die Wagschale legen: Die Lage dieser mittleren Grundebene fällt nun immer zwischen die des Jupiter und Saturn, und zwar der ersteren näher als der andern. Jupiters Bahnebene weicht etwa 18 Minuten, Saturns 55′ ab (die Erdbahn 96′). Nach den Gesetzen der Gravitation kann nie die Neigung einer Planetenbahn sich vermindern, ohne daß die einer andern sich vermehre und umgekehrt; Jupiter und Saturn, die beiden gewichtigsten Planeten, deren Bahnebenen stets auf verschiedene Seiten der Grundebene fallen, balanciren auf diese Weise alle übrigen, verhindern für alle Zeiten ihr maßloses Anwachsen, so daß die Neigungen nur zwischen bestimmten Grenzen sehr langsam hin und herschwanken, und in keinem Falle stetig anwachsen; wobei im Allgemeinen der Spielraum desto größer gefunden wird, je kleiner die Masse des Planeten ist und je näher er der Sonne steht.

*) „Une pendule de l'éternité, qui bat des siècles; comme les nôtres battent les secondes," sagt Biot.

Durch die Neigungen aber wird der Jahreszeitenwechsel und alles damit Zusammenhängende bestimmt; es ist also die Lage der Jupiters- und Saturnsbahn gegen einander von entscheidender Wichtigkeit für alle Naturverhältnisse der Planetenkörper; und wir überlassen es Jedem zu beurtheilen, ob die nahe Coincidenz beider Bahnen ein Werk des blinden Zufalls sein könne oder nicht.

9. Rotation.

Jupiter $9^h\ 55'\ 26,''6$ (genau bestimmt).
Saturn $10^h\ 16'$ (noch ungenau).

Erwägt man, daß Jupiters Durchmesser 12 mal und der des Saturn 10 mal größer als der der Erde ist, so muß die Raschheit dieser Rotationen noch mehr in Erstaunen setzen. Sie ist in beiden Fällen etwa eben so rasch als die (mittlere) Umlaufsbewegung und kann also gedacht werden unter dem Bilde eines ohne Schleifung rollenden Wagenrades. (Bei der Erde, der Venus u. a. beträgt die Rotationsbewegung in einer Minute weniger, als die Bahnbewegung in einer Secunde; und die des Mondes ist vollends so langsam, daß sie von der eines raschen Pferdes noch übertroffen werden kann. Auch die der Sonnenkugel ist zwar reichlich 4 mal schneller als die Erdrotation, steht aber gegen die des Jupiter noch um das 7fache zurück.

10. Oberflächengestaltung.

Beide Planeten zeigen deutlich dunkle Streifen, dem Aequator ganz oder nahe parallel und veränderlich, doch nicht mit der Raschheit unsrer Wolken. Sie wechseln Größe und Gestalt, verschwinden und erzeugen sich wieder, theilen und vereinigen sich u. s. w. Bei Jupiter kann man dies leicht und bequem beobachten; viel mehr Schwierigkeit macht es bei Saturn, der größern Entfernung von der Erde wegen; und ein Saturnsstreifen, der am deutlichsten wahrnehmbar ist, scheint ganz constant zu sein. — Bei keinem der übrigen Planeten hat man Streifen von ähnlicher Lage und Gestalt bemerkt.

11. Trabantengefolge.

Jupiter hat 4, Saturn 8 Trabanten; erstere sind nahezu gleich an Glanz und Größe, letztere äußerst ungleich. Die ansehnlichste Größe fällt bei den Jupitertrabanten auf Nr. 3, bei Saturn auf Nr. 6, es verhält sich aber 3 zu 6 wie 4 zu 8. Doch wollen wir auf diese Gleichheit nicht zu viel Gewicht legen; denn leicht könnten im Saturnssystem noch neue Trabanten an's Licht gezogen werden, die das Verhältniß wieder ungleich machen.

Nach allen diesen Aehnlichkeiten aber gewahren wir eine Grundverschiedenheit, durch welche Saturn nicht bloß dem Jupiter gegenüber, sondern im Vergleich zu allen Planeten als einzig dasteht — das Ringsystem des Planeten.

Viertes Paar:

Uranus und Neptun.

Schon in historischer Beziehung gehören beide Körper zusammen: sie waren den Vorfahren verborgen; sie wurden beide früher gesehn als erkannt (Uranus von Flamsteed 1691, Neptun von Lalande 1792 und beidemale für Fixsterne gehalten), sie wurden, und aus ganz ähnlichen Gründen, richtig voraus vermuthet (Uranus von Clairaut 1760, Neptun von Bouvard 1820) und nur darin gewahrte man den Fortschritt des Jahrhunderts, daß Uranus der Vermuthung ungeachtet ganz zufällig entdeckt ward; bei Neptun dagegen die Muthmaßung zu strengerer Aufmerksamkeit, dann zur Berechnung und durch diese schließlich mit Nothwendigkeit zur Entdeckung führte, ja selbst die Aussicht auf neue der Zukunft vorbehaltene Eroberungen derselben Gattung eröffnete.

Indeß sind wir bei diesem Planetenpaare, wenn auch aus andern Gründen, ziemlich in derselben Lage wie bei den beiden Planetoiden. Dort verhinderte die Kleinheit und Unscheinbarkeit der Körper eine nähere Vergleichung, hier ist es die sehr beträchtliche Entfernung, die uns wenig von dem wahrnehmen läßt, was wir bei den besser bekannten Planetenpaaren aufgeführt haben. Mit Ausnahme der eigentlichen Bahnelemente sind alle andern Angaben wenig genau, wo nicht ganz unsicher oder unbekannt.

1. Umlaufszeit.

Uranus 84 J. 5 T. 19 St. 41 M. 36 S.
Neptun 165 = 363 = 19 =

Dem Verhältniß 1 : 2 stehen diese Umlaufszeiten ziemlich nahe. Zwei Uranusumläufe zeigen gegen einen des Neptun ein Plus von 2 Jahren. Acht Monat Verminderung des einen und Vermehrung des andern Umlaufs würden das Verhältniß genau herstellen.

Es gilt übrigens hier ziemlich dasselbe, was über ein ähnliches Verhältniß zwischen Jupiter und Saturn gesagt ist: die Umlaufszeiten schwanken gegenseitig, so daß sie sich der Relation 1 : 2 bald etwas nähern, bald von ihr entfernen, sie jedoch nie erreichen.

2. Entfernung von der Sonne.
(mittlere.)

Uranus . . . 19,1824 Erdweiten.
Neptun . . . 30,2026 " "

Diese Entfernung Neptuns war das Unerwartetste, auch selbst für die Vorausberechner. Man hatte aus den Planetendistancen von Mercur bis Uranus eine Formel abgeleitet, die mit den Beobachtungen erträglich übereinstimmte und nach welcher der nächste

Planet hinter Uranus 38 bis 39 (Erdweiten) von der Sonne zu stehen kam. Die gänzliche Abweichung des wirklichen Abstandes zeigte nun deutlich, daß diese Reihe nicht das war, wofür man sie gehalten — ein allgemeines Naturgesetz für die Planetenabstände. Die noch ziemlich mäßigen Abweichungen bei den ältern Planeten glaubte man auf Rechnung der Excentricitäten oder auch der Veränderungen, die das System von der Zeit seiner Entstehung bis jetzt erlitten haben könnte, setzen zu müssen. Allein Neptun hat eine sehr kleine Excentricität, und es ist nicht die mindeste Aussicht, bei einer noch so weit ausgedehnten Rückwärtsrechnung auf Elemente zu stoßen, die der angeführten Reihe entsprächen.

Es wäre nach dem Gesagten ein ganz müßiges und vergebliches Beginnen, diese oder eine andre vermeintliche Reihe über Neptun hinaus a priori fortsetzen zu wollen. Das Weltbaumeistern nach vorgefaßten Meinungen ist überhaupt ein schlimme Klippe, vor der Jeder sich hüten möge.

3. Durchmesser.

Uranus . . . 7866 Meilen
Neptun . . . 7300 „

beide Zahlen, namentlich die letztere, auf mehrere hundert Meilen unsicher. Denn Uranus bietet nur einen scheinbaren Durchmesser von 3″,9; Neptun von 2″,5, so daß eine Zehntelsecunde bei jenem 200, bei diesem 300 Meilen repräsentirt. Beide sind nahezu gleich, dies ist der einzige Schluß, den man aus obigen Zahlen ziehen kann. — Keine ähnliche Größe kommt im Sonnensystem vor, die andern Planeten stehen entweder weit über, oder tief unter diesen beiden. Will man überhaupt eine sinnliche Vergleichung haben, so setze man für Ceres und Pallas zwei Mohnkörner, für Erde und Venus zwei Erbsen, für Uranus und Neptun zwei Kirschen und für Jupiter und Saturn zwei Aepfel; bei welcher Vergleichung die Sonne nur durch den Kürbis repräsentirt werden kann.

4. Masse.

Auch hier kann man nur das Eine mit Gewißheit sagen, daß diese beiden Planeten der Masse nach einander weit näher stehen, als irgend welchen andern. Uranus hält $14\frac{1}{2}$ Erdmassen, Neptun 24 oder nach einer andern Bestimmung 19. Die nächst höhere Masse ist 100 (Saturn), die nächst niedrigere 1 (unsre Erde selbst). — Die Dichtigkeit muß bei Neptun größer sein, da er bei einem kleineren Volumen dennoch mehr wiegt als Uranus.

Was die Trabanten betrifft, so kennen wir 4 des Uranus und 1 des Neptun. Diese uns bekannten müssen von beträchtlicher Größe sein, da unsre Fernröhre sie in so ungeheuren Abständen noch zeigen können. Wie viele außerdem noch etwa vorhanden sind, muß dahin gestellt bleiben, denn durch Conjecturen — wie vielfach sie auch versucht worden sind — ist nichts darüber herauszubringen.

Mit den angeführten Analogien müssen wir uns hier begnügen. Die Oberflächen bieten kein Merkmal an dem die Rotationsperiode erkennbar wäre; eine Abplattung (von $\frac{1}{10}$ etwa) ist bei Uranus mit Mühe, bei Neptun gar nicht mehr zu erkennen; dies beweist keineswegs, daß ihm keine zukomme. Ein Naturgesetz aber, nach dem man eine durch die Beobachtung nicht zu ermittelnde Rotationsperiode theoretisch ableiten könnte, besitzen wir noch nicht.

Wir haben vier deutlich charakterisirte Planetenpaare nachweisen können, und von den ältern bleiben uns nur Mars und Mercur als einsam stehende übrig. Namentlich der erstere wird auch stets isolirt bleiben: keine der Zukunft etwa aufbehaltene Entdeckung kann ihm zu einem Gefährten verhelfen, was bei Mercur noch allenfalls denkbar wäre, wenn zwischen ihm und der Sonne ein noch nicht gesehener Planet liese.

Unter den Mondensystemen finden wir zwar keine Paare nach Art der obigen, wohl aber in etwas andrer Weise.

Die Umlaufszeit des innersten Saturnsmondes (Mimas) und die des dritten (Tethys) verhalten sich nahe wie 1 : 2. Wir haben nämlich

Mimas Umlaufszeit $22^h\ 36'\ 17''$
Tethys . . . . . $45^h\ 18'\ 33''$

Zwei Minuten Aenderung an jede der beiden Perioden angebracht, stellen das Verhältniß vollkommen her.

Die Umlaufszeit des zweiten (Enceladus) und des vierten (Dione) stehen in gleichem Verhältniß.

Enceladus 1 T. 8 St. 52 M. 8 S.
Dione . . 2 = 17 = 44 = 51 =

Hier genügte eine Correction von 14 Secunden zur genauern Darstellung, und die Möglichkeit einer solchen muß namentlich für Dione noch zugestanden werden.

Im Jupitersystem begegnet uns eine merkwürdige Combination dreier Monde — die einzige ternäre Verbindung des Sonnensystems, die uns bekannt ist. Der erste, zweite und dritte Mond geben nämlich folgende Relationen.

247 Umläufe des ersten
= 437 T. 3 St. 43 M. 58,5 S.
123 Umläufe des zweiten
= 437 T. 3 St. 41 M. 8,9 S.
Unterschied 2 M. 49,6 S.
61 Umläufe des dritten
= 437 T. 3 St. 35 M. 25,3 S.
Unterschied 5 M. 43,6 S.

Wenn diese Werthe nur sehr nahe zutreffen, so finden wir in den mittleren Winkelbewegungen selbst folgende Relation absolut genau.

Die mittlere Bewegung des ersten, vermehrt um die doppelte Bewegung des dritten, ist genau gleich der dreifachen des zweiten;*) und weiter:

Die mittlere Länge des ersten, vermehrt um die doppelte Länge des dritten, und vermindert um die dreifache Länge des zweiten, ist genau 180 Grad.

Obgleich die Beobachtungen einen Zeitraum von nahe drittehalb Jahrhunderten umfassen, ist doch noch nicht die geringste Differenz des mittleren Laufes dieser 3 Trabanten gegen die obigen Relationen wahrgenommen worden. Es folgt daraus unter Anderm, daß die drei inneren Monde nie alle zugleich verfinstert werden können, und daß die Momente, wo dies für zwei von ihnen statt findet, sich nach genau gleichbleibenden Perioden richten.

Dieses so eigenthümliche Verhältniß ist der Grund mancher Erscheinung, die nur bei diesen Trabanten, und sonst nirgends, gefunden wird. Die Bahnen an sich sind so nahe kreisrund, daß selbst die genauesten Beobachtungen theils gar keine Ellipticität, theils nur sehr geringe Spuren einer solchen aufzufinden vermögen. Die Bewegung um Jupiter müßte demzufolge eine ganz oder so gut als ganz gleichförmige sein. Sie ist es aber gleichwohl nicht, die gegenseitige Wirkung dieser Trabanten auf einander erzeugt — nicht etwa bloß partielle Störungen, sondern ein ganz eigenthümliches System der Bewegung, in dem Alles von der Lage der Conjunctions- und Oppositionspunkte des 1. und 2.; 1. und 3.; 2. und 3. Trabanten abhängt. Durch diese, nicht durch den wenig oder gar nicht veränderlichen Abstand vom Jupiter wird die langsamere oder schnellere Bewegung hervorgebracht.

So haben wir kennen gelernt

4 Planetenpaare, mit den Verhältnissen ihrer Umlaufszeit,

13 : 8
1 : 1
5 : 2
2 : 1

2 (durch Zwischenglieder getrennte) Mondenpaare, beide mit dem Verhältniß

2 : 1

endlich eine eigenthümliche dreifache Verbindung; und im weitern Verlauf unsrer Vergleichungen zahlreiche Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten wahrgenommen, durch welche diese Paare sich charakterisiren.

Aber — so hören wir fragen — worauf soll dieses Alles nun schließlich hinaus? Kannst Du uns ein Naturgesetz bezeichnen, in Folge dessen sich diese Paare zueinander gruppirten und sich in so ähnlichen Verhältnissen gestalteten, und gestalten mußten; oder läßt sich etwa das Gravitationsgesetz bis zu diesen Consequenzen hin entwickeln? Oder wenn weder die eiserne Nothwendigkeit noch der blinde Zufall hier zur Erklärung ausreicht — welches sind anderweitig die Zwecke, um derentwillen ein ordnender Verstand, ein freies selbstbewußtes Walten diese Veranstaltungen traf? Welche bestimmte Absichten, die nur so und nicht anders realisirt werden konnten, soll man hier supponiren — welche Folgen ergeben sich für Leben und Wohlsein der Planetenbewohner daraus, daß sie so und nicht anders, oder überhaupt, daß sie bestimmt gruppirt sind? Kannst Du auf diese Fragen nicht antworten, uns weder bestimmte Ursachen noch bestimmte Zwecke darlegen, so ist das Alles nichts als ein interessantes Curiosum, das uns ein Weilchen unterhalten hat, mit dem wir aber sonst nichts anzufangen wissen.

Lieber Leser, da bin ich nun wirklich in einiger Verlegenheit. Um auf solche Fragen zu dienen, müßte man eigentlich Alles wissen — und ich weiß doch so blutwenig! Weder sind mir alle Gesetze der Natur bekannt, noch habe ich die mir bekannten bis in ihre letzten und höchsten Consequenzen, über die nichts mehr hinausläge, verfolgen können. Solch ein vollendetes Allwissen wird auch wohl auf Erden nicht zu erreichen sein. Und was die Zwecke betrifft, so scheint es wohl gar als eine Vermessenheit, bestimmen zu wollen, von welchen Absichten der Weltenschöpfer geleitet worden und wie er dazu gekommen, den innern Haushalt der kosmischen Gebilde so und nicht anders zu ordnen. Mit Gemeinplätzen aber, z. B. daß man überall gewiß sein könne, Alles sei weise geordnet u. s. w. wird man sich, dies fühlen wir lebhaft, nicht zufriedenstellen wollen.

Möge deshalb das Nachfolgende hingenommen werden als ein Versuch, mindestens etwas Positives in dieser Beziehung zu bieten. Es ist schon oben bei dem dritten Planetenpaare die Bemerkung gemacht worden, daß die geringe Neigung der Bahnebene Jupiters und Saturns das Mittel sei, auch die Ver-

*) Für Leser, die eine leichte Formel nicht scheuen, bemerke ich Folgendes: Seien die Winkelbewegungen der drei Trabanten durch a, b, c der Reihe nach bezeichnet, so ist allgemein

$$(a - b) = 2.(b - c);$$

woraus folgt

$$a + 2.c = 3b.$$

änderlichkeit aller übrigen Bahnebenen in solche Schranken einzuschließen, daß nichts Gefahrdrohendes mehr in ihnen liegt. Dies gilt aber nicht von den Neigungen allein. Ueberall, wo zwei benachbarte Massen Umlaufszeit haben, die einem einfachen Zahlenverhältniß nahe kommen, bildet sich eine sogenannte große Gleichung. So ist die fünffache Länge des Saturn, vermindert um die doppelte des Jupiter, eine Größe, die sich sehr langsam ändert, und die sich gar nicht ändern würde, wäre das Verhältniß genau zutreffend. Aehnlich verhält es sich mit dem Argument, welches durch die achtfache Länge der Venus, vermindert um die dreizehnfache der Erde, gebildet wird, und in allen analogen Fällen. Während der langen Periode (für Saturn und Jupiter 930 Jahr, für Erde und Venus 245 Jahr) kommen nun nach der Reihe alle gegenseitigen Stellungen des betreffenden Planetenpaares vor, und es bildet sich ein vollständiger Cyclus aller davon abhängenden Wirkungen, sowohl der gegenseitigen, als der, welche die übrigen Planeten von diesem Paare erfahren.

Der gegenseitige Einfluß ist nun stets dem zu vergleichen, den in einem Doppelhebel die beiden Arme aufeinander ausüben. Beschleunigt Jupiter seinen Lauf, so verlangsamert sich gleichzeitig der des Saturn und umgekehrt. Die Wirkung auf andre Planeten gestaltet sich demnach so, daß eine Störung durch Jupiter stets (oder doch meistens) durch eine entgegengesetzte des Saturn ganz oder größtentheils aufgehoben wird. Wenn sich dagegen zwischen beiden ein Planet befände, so würden für einen solchen die Wirkungen sich nicht aufheben, sondern summiren.

Die Compensation würde ferner eine sehr unvollkommne sein, wären die Massen der beiden Glieder des Planetenpaares sehr ungleich. Man kann auch hier wieder das Bild eines Balanciers anwenden. Ist sein Gewicht sehr klein gegen die Last, so muß er an einem sehr langen Arme wirken; es müßte also z. B. ein kleinerer Saturn die Entfernung Jupiters vielmal übertreffen. Dann aber können sich solche nachbarliche Beziehungen nicht in so prägnanter Weise ausbilden. Mit einem Worte: bei der gegenwärtigen Stellung und Bewegung der beiden Hauptmassen unter den Planeten erfolgt eine bessere Compensation der Störungen von langer Periode, als in andrer Weise möglich wäre.

Venus und Erde sind viel kleiner und ihre Wirkung unscheinbarer. Dennoch sind die beiden andern Planeten der Gruppe, Mars und Mercur, den Störungen, die von Erde und Venus ausgehen, noch merklich unterworfen. Sie balanciren sich aber in ganz ähnlicher Weise wie wir es im Vorhergehenden dargestellt haben, und ihre nahezu gleiche Größe macht sie dazu vorzüglich geschickt.

Es wird nicht nöthig sein, die übrigen beiden Paare gesondert zu betrachten. Die Erhaltung des Gleichgewichts, die Beschränkung der Störungen auf das möglichst geringste Maß, ein Verhüten des zu starken und zu lange fortgesetzten Anwachses derselben, war unverkennbar maßgebend bei Austheilung und Anordnung der Massen.

Gleichzeitig aber sollte eine zu große Monotonie vermieden werden. Sie war nicht nothwendig zum festen Bestand des Ganzen; sie würde der Mannigfaltigkeit der Bildungen Abbruch gethan haben. Wundern wir uns also nicht, daß ein Baumeister, der ohne sie ausreichende Mittel fand, sich ihrer auch nicht bedient hat.

Wir haben hier freilich nur einige der vorstehend aufgeführten Relationen betrachtet und den Versuch gewagt, ihre kosmische Bedeutung darzustellen; es bleibt vieles Andre übrig, worüber eine ähnliche Rechenschaft zu geben wir nicht wagen möchten. Aber man wird sich des oben Gesagten erinnern. Wir werden uns stets damit begnügen müssen, einzelne Accorde der großen Harmonie, in deren Ganzes unser beschränkter Geist nicht einzudringen vermag, annähernd zu verstehen und zu deuten. Nach und nach werden wir dahin gelangen, den innern Haushalt des Universums, von dem unsre Planetenwelt nur einen so kleinen Theil bildet, mit dem Lichte der Wissenschaft zu erhellen, und den Plan des Weltenschöpfers, in den Blicke zu thun er uns vergönnt hat, in einigen seiner Einzelmomente uns vor Augen zu stellen.

Dritte Abtheilung.

Das neue Museum in Dresden.

Von Ernst Förster.

IV. (Schluß.)

In der langen Reihe von Schülern Rembrandt's ragt hoch vor Allen Ferdinand Bol hervor. Die Dresdner Sammlung hat von ihm sechs ausgezeichnete Gemälde; doch keines, das an die überraschende Energie und einfache ausdrucksvolle Lebenswahrheit des Bildes im Leprosenhaus zu Amsterdam reicht, auf welchem die Aufnahme eines kranken Waisenknaben in die Anstalt dargestellt ist. Auf Nr. 1201 „sieht Jacob im Traum die Himmelsleiter." Wir sehen sie nicht, mit offnen Augen! Auch sieht man nur einen Engel in weißem Gewand mit langer Schleppe, und ein Engelskind, das einem Schlafenden den Hut abnimmt. Ein Lichtstrahl von oben durch Regenbogenfarben quer durchschnitten bringt eine Beleuchtung nach Rembrandt's Weise glücklich hervor, womit offenbar die Absicht des Künstlers bei der Wahl der Darstellung vollkommen erreicht ist. In diesem Umstand liegt die Ursache, weßhalb die Compositionen Bol's als solche großentheils unbedeutend oder unbestimmt sind. Zuweilen scheint es, als sei unbeabsichtigt ein eigner Zug in sie gekommen; so z. B. in die „Ruhe auf der Flucht nach Egypten," (Nr. 1204) wo der sorgenvolle Ausdruck der Flüchtlinge, von dem selber der Esel, trotz der herrlichsten Distelflora neben ihm, nicht frei ist, einen beinahe komischen Anstrich hat; während der harmonische, gelbbräunliche Ton, in welchem das Bild mit leichten farbigen Nüancirungen gehalten ist, eine große ernste Wirkung hervorbringt.

In der Dresdner Galerie finden wir eine ganz außerordentlich reiche und vorzügliche Auswahl von niederländischen Genrebildern, so daß das Studium der Meister dieses Fachs kaum irgendwo so erfolgreich vorgenommen werden kann, als hier. Wir müssen, um zu ihnen zu gelangen, durch die Zimmer der altdeutschen Meisterwerke gehen; verweilen aber nicht darin, um in dem Zusammenhang zu bleiben, welchen die Geschichte durch die Verbindung von Rubens, Rembrandt ꝛc. mit den Malern des Kleinlebens festgestellt hat. Mehrfach werden wir bei Betrachtung der Cabinetbilder uns belästigt finden durch die Anordnung der sie verschließenden Gläser. Man gibt als Grund dieser Maßregel den nothwendigen Schutz gegen die von Braunkohlenruß erfüllte Atmosphäre von Dresden an. Aber werden denn die nicht mit Glas gedeckten Bilder dem Verderben Preis gegeben? Und bringt denn nicht der Ruß durch alle Ritzen und mithin, da die Gläser in Rahmen zum Auf und Zuschließen eingelassen sind, ohne Schwierigkeit hinter die Gläser und setzt er sich da nicht nur um so ungestörter fest? Gewiß ist doch bei Kunstwerken, namentlich bei werthvollen, die Möglichkeit einer vollkommenen Betrachtung ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das Bewußtsein einer noch so vollkommenen Conservirung nicht aufgewogen wird. Es sollte deshalb von Seiten des Conservatoriums auf Mittel gesonnen werden, die Bilder auch ohne die widerwärtigen Gläser gegen die Nachtheile des Dresdner Braunkohlenrußes sicher zu stellen.

In dem ersten Cabinet (21) werden uns vornehmlich die Bilder von Gabr. Metzu ansprechen. Fast aus allen lacht uns eine freundliche Schönheit und eine wohlthuende

Gemüthsruhe entgegen, die Zeichnung ist durchaus natürlich, die Ausführung sehr sorgfältig; mit besondrer Liebe sind die kleinen charakteristischen Züge aufgefaßt, gewisse Fingerbewegungen einer alten Frau, freundliche Augenfalten ꝛc. und mit gutmüthiger Laune sind selbst die stillen Gedanken im Handel und Wandel aufgedeckt, wie bei dem Geflügelhändler, der sich bei seiner Pfeife Taback das Gegenangebot der Köchin überlegt (1240). Eines aber hat sich der Meister selbst nicht überlegt, nämlich daß einmal mehre seiner Bilder neben einander zu hängen würden kommen können und daß dann der Beschauer der verschiedenartigen Anwendung desselben Modells inne werden müßte.

Jan Breughel.

Jan Breughel's blaue Landschaften mit braunen Vordergründen, mit fein umschriebenen, gut gedachten und gut gezeichneten kleinen Figuren in reicher Anordnung und fleißiger, flüssiger Behandlung dürfen wir nicht ganz *übergehen*, wenn sich auch in ihnen noch weder ein landschaftlicher, noch ein Genrebild-Charakter mit Bestimmtheit ausspricht.

Peter Wouwerman ist mit siebenzig oder mehr Exemplaren seiner Schmiede- und Jagdscenen durch alle Cabinete verbreitet. Hier kann man recht deutlich sehen, wie der Werth der Waare, selbst der kostbarsten, durch Ueberfüllung des Marktes sinkt. Drei, sechs, sieben Bilder von Wouwerman, und man bleibt verwundert vor den kenntnißvollen und lebendig gezeichneten Figuren, den köstlichen Pferden, den interessanten Baulichkeiten, vor Allem vor der Virtuosität im Malen stehen, die auch bei den kleinsten Gestalten sich einer breiten und freien Behandlung mit Leichtigkeit und Sicherheit bedient. Aber wer kann diese Bewunderung bei unter sich sehr ähnlichen Gegenständen siebenzig Mal an derselben Stelle wiederholen? Der Vorschlag, von dem ich hörte, eine Anzahl dieser Bilder als Tauschobjecte für andere Gemälde zu verwenden, erscheint darum nicht ganz verwerflich; namentlich wenn damit

noch fehlende italienische Meister zu gewinnen wären, z. B. ein Fra Bartolomeo.

Der Held des nächsten Cabinets ist Caspar Netscher, der Holländer aus Heidelberg, mit welchem zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Reihe der großen Kleinmaler schließt. Er scheint es allerdings öfters nur auf Kleiderstoffe abgesehen und die dazu gehörigen Personen als Staffage behandelt zu haben aber seine Bilder sind doch mit ihrer vollendeten und graciösen Ausführung von unwiderstehlichem Reiz. Wie anmuthig ist sein eignes Bildniß (1443)! wie überaus köstlich die Dame im weißen Atlas am Clavier (1444), die sich nach uns umsieht und frägt, ob wir auch Acht haben auf den Gesang des gar süßen Herrn neben ihr? Und nun die arme an Herzklopfen leidende Dame im Atlas und der Pelzcontusche (1445); möchte man nicht den Arzt zur Seite schieben und selber den Puls fühlen? Inzwischen ist des Künstlers gute Laune doch abhängig von dem Gegenstand, und wenn Frau v. Montespan in dem brillant gemalten Atlas steckt, erscheint der geist- und geschmackvolle Künstler conventionell und matt.

Im nun folgenden Cabinet sind wir vornehmlich auf Gerard Dow und Adr. van Ostade angewiesen. Siebzehn Bilder zeigen uns die Vortrefflichkeit des erstern. Hier ist die ängstlichste Ausführung vereint mit einem leichten Humor und einer liebenswürdigen Freude am Gefälligen, er mag nun einem hübschen Mädchen in's Gesicht leuchten, oder es mit der Lampe eine Traube im Spalier aus dem offnen Fenster pflücken lassen; er mag selbst hinter seiner Katze an der Staffelei sitzen, oder seine Mutter mit einer großen Brille auf der Nase einen Brief lesend darstellen. Zu seinem und unserm Wohlgefallen wiederholt er sein eignes Bildniß, wie er in ein Buch zeichnet, und wie er Violine spielt. Allerliebst ist das Mädchen, das im Keller eine bedenkliche Weinprobe anstellt, und höchst ergötzlich die Alte, die bei Lampenlicht das verlorene Ende eines Fadens sucht. Seine Kunst fesselt uns sogar an die Betrachtung lebloser Gegenstände; wo sie aber höhere Gemüthsstimmungen uns vorführen will, die Andacht eines Einsiedlers, oder die Buße der heiligen Magdalena, da reichen seine Kräfte nicht aus und wir suchen auf solchen Bildern Steine, Blätter, Korbgeflecht u. dgl. für unsre Bewundrung aus. — Von Adrian van Ostade besitzt die Sammlung nur drei Bilder, und nur zwei von hervorragendem Werthe. An diesen aber läßt sich sowohl der reine gemüthliche Sinn des Meisters, als seine überaus hohe Kunstfertigkeit klar erkennen. Das eine gibt uns zugleich einen Einblick in das gar einfache Hauswesen eines Künstlers, dessen Bilder jetzt so hoch im Preise stehen, daß er es mit einem einzigen derselben zehnfach hätte verschönen und bezahlen können.

Im Cabinet 18 tritt uns Franz Mieris entgegen, der die Thatsache, daß für liebevolle Kunst nichts bedeutungs- und werthlos ist, uns auf die reizendste und liebenswürdigste Weise zur Anschauung bringt. Zuweilen ist er freilich auch einmal kalt oder weniger individuell; überläßt er sich aber dem Humor, wie bei dem gelehrten Kunstkenner, den er neben sich und vor seine Staffelei gesetzt zur Prüfung oder Bewunderung; oder gar bei dem noch viel gelehrteren Kesselflicker, der nicht nur die Fehler kritisch beleuchtet, sondern auch eigenhändig verbessert, so ist er unerreichbar köstlich. Dazu zeichnet ihn eine große Bescheidenheit der Farbe und eine sehr geschlossene Haltung aus; auch tritt der Fleiß der Ausführung nie die Genialität des Vortrags nieder und wie nahe seine Gegenstände sich unter einander liegen — immer ist er neu. Nur verwechsle ihn Niemand mit seinem geist- und geschmacklosen Sohn und Schüler Wilhelm Mieris, dessen kalter, süßer Sinnlichkeit kein Bacchus und Ariadne, keine Venus, keine niederländische Bauermagd Leben einhauchen kann.

Von D. Teniers d. J. zählt die Galerie sechsundzwanzig Bilder. Fast ein wenig viel von der Speise! Gewiß ist Teniers ein ausgezeichneter Virtuos und seinem Verdienst, die Armuth und Genügsamkeit, ja selber die Häßlichkeit und Ungeschliffenheit zu Ehren und in Bilder gebracht zu haben, gebührt alle Anerkennung und Auszeichnung. Aber wenn man Einmal flämische Bauern in der Dorfschenke Taback rauchen und Karten spielen gesehen und daran den leichten Pinsel und die treffende Auffassungsgabe des Meisters bewundert hat, und derselbe Gegenstand und dieselbe Weise wiederholen sich noch ein Dutzend Mal neben einander, so verspürt man etwas von Einförmigkeit, über deren erlahmenden Eindruck große Kunstfertigkeit nicht ganz hinwegzuheben vermag. Da kommt uns dann zu rechter Zeit ein Retter in einem biblischen Gegenstande. „Die Befreiung Petri" von Teniers! Wie leicht ist doch die ernsteste Sache lustig zu machen, je nach dem Standpunkte, von dem man sie betrachtet! Lasset uns Petrus sehen, wie ihm der Engel des Herrn die Ketten löst und die Kerkerthür öffnet; und daneben oder im Hintergrunde schlafende Kriegsknechte; und der Ernst der Erzählung wirkt ungehindert. Nun lasset aber einen Teniers kartenspielende, rauchende und schlafende Kriegsknechte malen, wie er hundertmal gethan, aber im Hintergrunde, gleichsam den Pinsel auszuwischen noch ein paar Figuren anbringen, auf die die Wache nicht Acht gibt, weil sie Petrus und den Engel darin kaum

erkannt hätte, so ist die Sache höchst lustig, eine Komödie der verkehrten Welt.

Von Gerard Terburg sind vier Bilder da; doch schienen sie mir nicht in gleichem Maße wie seine Arbeiten in der Münchner Pinakothek geeignet, den außerordentlich feinen Sinn für Ausdruck und Charakter darzuthun, der diesem Meister eigen war.

Es sind kostbare Bilder, die Potters und Berghems, die de Heems, Zachtleevens, Boths, van der Neers u. s. w. Und doch bitte ich Sie, mir an ihnen vorbei, zu den Landschaften von Ruysdael, Everdingen und Claude le Lorrain zu folgen.

Wenn man von J. Ruysdael sagt, daß er der Maler der deutschen Landschaft sei, so kann das nur heißen: solche Landschaften bietet nur (oder vorzugsweis) Deutschland; aber nicht: Deutschland bietet nur solche Landschaften, nämlich voll trüben Ernstes und schwerer Feierlichkeit. Nein Gottlob! wir haben auch lachende Fluren und sonnigen Himmel und leichtwogendes Laubholz! Aber der Künstler mit scharf ausgeprägter Individualität ist ein Zauberer, der uns faßt und hält, wann und wie er will. An seiner Hand entdecken wir Reize am dunkeln Bach im düstern Wald, an verfallenem Gemäuer zwischen Hollundergesträuch, am einsamen, sandigen Feldweg, ja selbst am regenschweren Wolkenhimmel. Aber er weiß auch jenen Stimmungen in der Natur noch einen besondern Inhalt, eine besondere Beziehung auf's Gemüth zu geben und Phantasie und Sinne zugleich anzuregen. Am entschiedensten tritt dies bei dem berühmten „Judenkirchhof" hervor, wo Tod und Leben in regen Wechselwirkungen stehen. Alles stirbt und zerfällt, langsam oder unter der Gewalt der Wetterstürme; auch die Natur vermag keinen dauernden Widerstand zu leisten. Aber grade was sie zerstört, erfrischt sie und aus ihren Träumen geht neues Leben auf, in veränderter Gestalt. Nur der Leichenstein mit den Sprüchen der Hoffuung auf ein ewiges, unzerstörbares Leben trotzt der Verwüstung und Verwandlung, und wenn ihn auch der erste Strahl der wiederkehrenden Sonne trifft, dennoch ist der Himmel wie die Zukunft dunkel und undurchdringlich. Die tief, fast schauerlich ergreifende Wirkung dieses Bildes liegt vornämlich in dem nachtschwarzen Gewitterhimmel, von welchem die Erde mit ihren dunklen Kirchentrümmern und noch dunkleren Baumgruppen sich leicht abhebt.

Andrer und doch auch sehr ernster Art ist das zweite große Bild, „die Jagd." Es ist ein von einem seichten Gewässer durchzogener nach dem Hintergrunde offener Wald. Im dunkeln Wasser spiegelt sich der hie und da hereinblickende Himmel und das von fernher eindringende Licht verbreitet ein heimliches Helldunkel zwischen den hohen Baumstämmen. — Wenn ich von den andern Ruysdael'schen Landschaften schweige, so möchte ich damit nicht ein Zeichen gegeben haben, daß sie der aufmerksamen Betrachtung weniger werth wären; im Gegentheil, sie sind Perlen und alle geeignet, zur Bewunderung eines Meisters zu führen, der in so eng gezogenen Schranken eine so große Freiheit des Geistes und Mannigfaltigkeit des Stoffs zu zeigen vermag.

Sehr verwandt in der Wahl seiner Gegenstände ist Albert Everdingen, nur nimmt er sie in der Regel aus nordischeren Gegenden als Ruysdael; auch ist er meist bewegter, so zu sagen leidenschaftlicher und liebt schroffe Felswände und hochherabfallende, breite, schäumende Wasserfälle.

Welche ganz andre Welt erschließt uns Claude! und doch ist nicht so sehr die Welt eine andre, als das Auge, das sie sieht. Hier herrschen sanfte, heitere Stimmungen, und milde Lüfte öffnen einen warmen Himmel. Wir spüren ihr Wesen in den vollbelaubten, hohen Baumgruppen, auf den leicht gekräuselten Wellen und eine duftige Ferne zieht das Auge mit ihren leichten Silbertönen durch reiche Auen und liebliche Gründe in's Weite. Wie überwältigend ist der Zauber von Claude's Landschaften, daß wir die Staffage darin ganz übersehen und ohne den Katalog vielleicht ihre Bedeutung kaum herausfinden! In der That erscheint sie in beiden Landschaften (634, 635) so unbedeutend und sogar ungeschickt, daß sie besser ganz weggeblieben wäre. Das Liebesgekose von Acis und Galatea in einem Zelt am Meeresufer macht dieses um keinen Reiz reicher, noch stimmt es in die helle Tagesbeleuchtung des Bildes ein; noch weniger aber vermag uns die himmlisch heitre Landschaft mit dem sanft gewundenen Fluß und dem leichten Wasserfall, mit der luftigen, schattigen Laubbaumgruppe und dem glänzenden Lichthimmel in eine Stimmung zu versetzen, in welcher wir die heilige Familie auf der Flucht nach Egypten begleiten würden. Die Leere des Vordergrundes wird übrigens nicht, wenigstens nicht entsprechend ausgefüllt durch das obendrein sehr mangelhaft gezeichnete Vieh, wobei eine auf die wunderlichste Unmöglichkeit vom Felsen stürzende Ziege am sichtbarsten verräth, auf wie schwachen Füßen die Thiermalerei Claude's stand.

Wollen wir nun zum Schluß in die Säle gehen, in denen die Werke der altdeutschen Malerei aufgestellt sind, so werden wir bald zu der Ansicht gelangen, daß für das Studium dieser Kunstperiode hier verhältnißmäßig wenig zu holen ist. Sehr werthvoll ist ein Hausaltärchen von Jan van Eyk (1612) dem man wohl die Wohlthat erweisen sollte, den

neuerdings dick aufgetragnen Carminlack von dem Mantel der Jungfrau wieder wegzunehmen. Das Bildchen gehört unstreitig zu den schönsten Denkmalen der altniederdeutschen Schule und zu dem Vollendetsten, was wir von Jan van Eyk haben. Man übersehe über der Pracht des Innern, der Sauberkeit und dem Fleiß der Ausführung der architektonischen Beigaben, der Lieblichkeit in Form und Ausdruck der Gestalten, nicht die anspruchlose aber nicht minder köstliche Außenseite mit der grau in grau gemalten Verkündigung! — Das unter dem Namen Memling's aufgeführte Bildniß ist mir für diesen Meister nicht fein genug. Ebensowenig bin ich im Stande, die Kreuzigung mit dem Katalog für ein Werk des ältern Roger van der Weyde zu halten. In keinem seiner mir bekannten Bilder findet man eine so große Unvollkommenheit in Formen und Bewegung. — Ein vorzügliches Gemälde aus der Zeit und Schule ist der Geldwechsler von Quintin Messys (1620), von sehr charakteristischen Formen, guter Zeichnung, sprechendem Ausdruck, vornehmlich bei dem Mädchen, und einem ganz vortrefflich wirkenden, bräunlichen Gesammtton. Einzelne Stellen haben durch Verwaschen gelitten.

Von hohem kunstgeschichtlichen Werth sind die beiden Gemälde von der Anbetung der Könige. Der ältere Katalog hat das erste als „Alberto Duro" aufgeführt; der neuere nennt, doch nicht ohne ?, Jan Mabuse und glaubt im zweiten die Hand des Jan van Calcar zu erkennen. Meine Ansicht geht dahin: beide Bilder sind von demselben Meister (ja ich glaube das auf beiden wiederkehrende Bildniß ist sogar das seinige), und dieser Meister ist derselbe Cölnische, welcher den Tod der heiligen Jungfrau in der Münchner Pinakothek gemalt hat. Es ist dieselbe Auffassung der Maria, dieselbe Auswahl aus den Naturformen, derselbe Geschmack in den (Renaissance-) Nebendingen, ganz dieselbe flüssige Behandlung des Farbenauftrags, unter welchem noch die Striche der Aufzeichnung zu erkennen sind. Nur sind in dem großen Bilde das Madonnenangesicht und das Kind von andrer Hand, wahrscheinlich übermalt, kalt und schwer.

Für einen großen Schatz der Galerie halte ich die Kreuztragung von A. Dürer (1622), fast nur eine Zeichnung, aber von der höchsten Vortrefflichkeit der Composition, reich an Motiven und mäßig im Ausdruck, edler als irgend eine derartige Darstellung von ihm; besonders wichtig durch den Umstand, daß sie eine seiner letzten Arbeiten sein dürfte, da sie die Jahrzahl 1527 trägt und er im April 1528 gestorben ist.

Das Bildniß des englischen Goldschmieds Thomas Morrett, ehedem in der Sammlung zu Modena, und durch allerhand irrende Ideenassociation, worüber der Katalog in der Einleitung vollständige Auskunft gibt, als ein Werk des Leonardo da Vinci bis auf unsre Tage aufgeführt, ist endlich seinem rechten Meister wieder zugestellt worden und wird nun wohl für immer als eines der bestgezeichneten, wenn auch nicht best colorirten und modellirten Bildnisse von Hans Holbein d. J. anerkannt und bewundert werden.

Es ist eine eigne, durch keine noch so herzliche Freude zu überschätzende Fügung, daß in der herrlichsten Gemäldegalerie der Welt, in der Dresdner, zwei Gemälde zusammengetroffen sind, die in ihrer Art die herrlichsten der christlichen Kunst sind, indem sie das reinste Ideal derselben, die Madonna, auf die vollkommenste Weise darstellen, und zwar in den beiden Sprachen, in denen vorzugsweise und eigenthümlich, nach ursprünglich national verschiedener Auffassung die christliche Kunst Gestalt gewonnen, in der italienischen und in der deutschen. Raffael's Madonna haben wir früher betrachtet und besprochen. Wir stehen nun am Schlusse unsrer Wanderung vor Holbein's, vor der deutschen Maria. Im voraus will ich bemerken, daß ich mich der Ansicht F. Kugler's, der das Bild nicht für das Original, sondern für eine Wiederholung der ehedem im Besitz des Prinzen Wilhelm von Preußen, nun der Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt befindlichen Tafel hält, nicht anschließe, weil die Behandlung des Dresdner Bildes mir viel breiter und freier erscheint, als auf dem Darmstädter, und als überhaupt bei zweiten Schöpfungen oder Nachbildungen denkbar ist. Ebenso wenig kann ich in der Erklärung des Gemäldes dem Katalog beistimmen, der in dem Kinde auf dem Arme der Madonna das Christuskind erkennen und sogar eine andre Auslegung in das Gebiet der „Sagen" verweisen will. Da der Verf. desselben diesen Gegenstand mit großer Wärme auffaßt und mit Entschiedenheit behandelt (S. 21), so glaube ich, daß hier eine Besprechung desselben doppelt am Platze ist. Wenn er das am Boden stehende Kind „in seiner naiven, gefälligen Bewegung," bei „der traulichen, brüderlichen Haltung des ältern Knaben" nicht für das Christkind halten kann, stimme ich ihm vollkommen bei. Das ist bei Holbein's klarem Sinn und seiner ausdruckwahren Darstellweise undenkbar, daß er den Christusknaben ohne alle Beziehung zur Welt oder zur Familie, nur mit der Betrachtung seines entblößten Arms beschäftigt auf den Boden stellen und von einem Mitgliede der betenden Familie, einem Knaben von etwa funfzehn Jahren, halten lassen sollte! Dagegen aber muß ich widersprechen, wenn er die Handbewegung des Kindes auf dem Arme

der Madonna eine „unzweifelhaft segnende“ nennt. Der Segen wird mit erhobener Rechten und halboffener Hand gegeben, nicht mit der gesenkten verwendeten Linken. Das ist vielmehr das Zeichen des Abschieds und der Beruhigung. Damit steht nun keineswegs die „ruhige, typische, fast gleichgültige Haltung der übrigen Familienglieder“ im Widerspruch; denn es wird nicht der Tod des Kindes dargestellt, sondern das Gebet der Familie zur Madonna, in deren Schutz sich alle ihre Angehörigen begeben, oder empfohlen werden. Das ist nun allerdings eine mehr moderne, als altchristliche, jedenfalls aber eine den Katholiken sehr geläufige Idee! An die „heilige Maria Mutter Gottes“ wird das Gebet gerichtet und sie ist es, unter deren Mantel (die Gemeinde, oder) die Familie sich sicher weiß. Das Christkind, nach der alten Vorstellung der eigentliche Beweggrund der Darstellung der Madonnenbilder, ist dabei in den Hintergrund getreten und konnte sogar nach der neuen Anschauungsweise ganz daraus verschwinden. Und das ist hier geschehen. Maria ist eine Heilige geworden, wie alle die andern, der selbstständige Gegenstand frommer Verehrung. Am wenigsten aber dürfte es dem geehrten Verfasser des Katalogs gelingen, das „Christkind“ auf Holbein's Bilde zu retten durch die Annahme, der Meister habe nicht die Fähigkeit besessen, es richtiger darzustellen.

Albrecht Dürer.

Wenn er sagt: „Der fast in allen altdeutschen Darstellungen ähnlicher Art mehr oder minder vorkommende Umstand, daß das Christkind immer weniger gelungen, als die Mutter und andere Figuren, hat offenbar zu dieser Deutung des Bildes Anlaß gegeben,“ so bedenkt er nicht, daß „diese Deutung“ keiner andern „altdeutschen Darstellung ähnlicher Art“ gegeben worden, sondern ganz allein diesem Bilde Holbein's, der nicht nur außer demselben, sondern selbst auf demselben sehr unzweifelhafte Beweise geliefert, daß ihm Kinder so gut „gelangen“ wie Große, und daß er „gegen die Schwierigkeit der Aufgabe, gegen den Mangel des Studiums schöner Naturen, und

die unruhige Beweglichkeit der kleinen Modelle" durch seine Kunstfertigkeit vollkommen sicher gestellt war, wie wir an dem „jüngsten Kinde Meyer's, das er leibhaftig vor sich sah," mithin in der bedenklichen „unruhigen Beweglichkeit," dargethan finden. Es heißt den Genius und das Vermögen Holbein's sehr tief herabsetzen, wenn man ihn in der Darstellung

Hans Holbein.

des Christuskindes von der zufälligen Beschaffenheit, Lage und Bewegung eines Modelles abhängig denken, wenn man — und grade in seinen vollendetsten Werken — ihm eine vollkommen verfehlte Auffassung seines Gegenstandes Schuld geben wollte.

Wir haben also — das wenigstens ist meine Ansicht — das Bild der Himmelskönigin vor uns, deren Fürbitte und Gnade der fromme Bürgermeister Meyer sich mit den Seinen in andächtigem Gebet empfiehlt. Eingeschlossen in dieses Gebet ist vor allen das jüngste Familienglied, das der Tod ihnen entrissen, dem aber im Arme der Mutter Gottes das ewige Leben gesichert ist. Noch liegen die Spuren des irdischen Leids in seinen Zügen, aber wie es sich vertrauenvoll der himmlischen Pflegerin anschmiegt, blickt es tröstend auf die Hinterbliebenen, von denen es für dieses Leben Abschied nimmt. Etwas ganz Neues bietet die Anordnung im Uebrigen nicht; von jeher wurden bei Altargemälden der Madonna zu Füßen die Bildnisse der Stifter in größerem oder kleinerem Maßstab angebracht. Wenn hier die Bildnisse einen ungewöhnlichen Raum wegnehmen, ja fast als die Hauptsache erscheinen, so ist eine solche Modification oder Umwandlung des Herkommens, wie überhaupt eine jede, so lange Leben darin ist, ganz naturgemäß; zumal wenn wir, was hier mit Sicherheit geschehen kann, annehmen, daß das Gemälde der Hausandacht, vielleicht gar nur dem Hausschmuck bestimmt war.

Was nun aber die Madonna betrifft und Holbein's Auffassung dieses am meisten ver-

herrlichten Ideals der christlichen Kunst, so ist sie durch und durch deutscher Art. Schon van Eyk gab, im Gegensatz gegen die Italiener, seiner Madonna im Genter Altarwerk individuelle Züge; Martin Schongauer und Albrecht Dürer thaten es, sogar ohne Berücksichtigung der Schönheit; Holbein's Madonnna hat Leben und Wirklichkeit wie jene, Herzschlag und Athem; mehr noch: alle Züge bis auf den kleinsten, sind deutsch; aber sie sind zu gleicher Zeit im höchsten Grade schön! Diesen Zügen und Formen vermählt sind jene Eigenschaften der Seele, für welche die italienische Kunst die Träger aus einer überwirklichen, idealen Welt geholt: heilige von der rührenden Bescheidenheit gemäßigte Würde, fleckenlose Reinheit und innige Muttergüte. So ist sie es, die das Auge von dem trefflichen Sinnbild deutschen Familienlebens, von dem mild-ernsten Hausvater und den beiden Söhnen, deren jüngerer — wie er entkleidet da steht — sich naiv und neugierig betrachtet, von der weniger geist- als demuthsvollen Hausfrau und ihrer gleichgestimmten Schwester und Tochter, immer wieder mit Allgewalt auf sich zieht und jedem nur leidlich empfänglichen Gemüth den Eindruck von Seelenruhe und innern Frieden gibt und zur herrschenden Empfindung macht.

Und mit diesem schönsten Segen der Kunst lassen Sie uns aus der Sammlung scheiden, die grade an dieser himmlischen Gabe überreich ist und dankbar die Stadt preisen, die solche Heil- und Lebensquellen in ihren Mauern hat und eine Regierung, die sie mit großer Gastlichkeit aller Welt zugänglich macht und erhält.

Die Theater in London.

Tagebuchreminiscenzen von

Dr. Julius Rodenberg.

Wenn es wirklich ein Trost wäre, für eigenes Mißgeschick sich mit dem noch größeren seines Nächsten zu trösten: so hätten wir allerdings Grund genug, uns über den gegenwärtigen Zustand der deutschen Bühne zu beruhigen, wenn wir den der englischen betrachten. Man kann sagen, daß in Deutschland bei einer dramatischen Production, die zwischen den Polen der äußersten Monotonie und der äußersten Effecthascherei unsicher hin- und herlavirt, und bei einem Geschmacke des Publicums, der zwischen Prüderie und Blasirtheit auf- und niederschwankt: daß grade jetzt ein Interesse für's Theater, sowohl bei den Dichtern als auch im Publicum lebt, wie kaum in seiner classischen Zeit. Wir haben keinen Mangel an guten Schauspielern, und was die Oper betrifft, so wissen wir ja, wie grade jetzt zwei musikalische Richtungen in einen Streit miteinander gerathen sind, der uns noch lange in Spannung halten wird. Von dem Allen ist in England keine Spur. Die dramatische Production ist in die Hände des Handwerks gefallen. Außer Douglas Jerrold — dessen zu frühzeitiger Tod uns und alle Verehrer der englischen Literatur jüngst erschüttert hat — und etwa noch Tom Taylor und Charles Read hat sich schon lange kein Autor von Distinction mehr am Theater betheiligt. Was der Tag bringt, sind nur Possen und Uebersetzungen. Und wie denn das zu gehn pflegt — man übersetzt nicht Molière, nicht einmal Scribe; aber man übersetzt Dumas und dramatisirt Sue. Man versucht kein Drama von Schiller oder von Goethe, aber man holt Kotzebue hervor und spielt Halm's Griseldis. „Wir haben keine Schauspieler und kein Publicum mehr!" ruft Douglas Jerrold aus. Es ist wahr, daß die große Masse der englischen Schauspieler Handwerker sind, wie die Fabrikanten der Stücke, die sie spielen. Allein es gibt auch hier Ausnahmen; für die feinere Komik sind Murdoch vom Haymarket-Theater und Robson vom Olympic vortrefflich; für die Shakspeare'sche Komik hat das Theater von Saddler's Well's viele gute Kräfte, aber für die Tragik befriedigt weder Phelps noch Kean, obwohl sie als die Sterne am Theaterhimmel Londons gefeiert werden.

Was Douglas Jerrold über das Publicum sagt, ist buchstäblich und unbedingt zu nehmen. Das Londoner Theater hat kein Publicum, wenigstens kein urtheilsfähiges mehr. Der Besuch des Theaters ist schon lange aus der Mode gekommen, ja er ist durchaus unrespectabel geworden. Aber es ist nicht bloß die Aristokratie, die sich zurückgezogen hat — sie würde nicht den Ausschlag gegeben haben. „Es ist vornehmlich," wie Karl Ohly (Brockhaus' Gegenwart, XI, 358) sehr richtig bemerkt, „das nationalökonomische und zugleich sehr fromme und sehr materielle England, die respectability der Mittelclassen, welche sich heutzutage dem Theater feindselig gegenüberstellt." Die „respectability" geht nur an die Börse und in die Kirche; die Aristokratie läßt doch mindestens noch den Besuch von Her Majesty's zu. Die Oper — bei der jedoch vom Paukenschläger bis zur Primadonna Alles Italiener, Deutsche und Franzosen sind — ist mit in den Kreis des fashionablen Lebens aufgenommen worden. Wunderbar genug — der Zweig der dramatischen

Composition, in welchem England so durchaus unfruchtbar ist, daß es nicht einmal einen Versuch gewagt hat — dieser Zweig wird protegirt! Protegirt freilich, wie man Piver, den Parfümeur von Regentstreet, und Moses, den großen Modisten von Holborn protegirt. Die Oper ist vollständig aristokratische Passion. Sie wird mit den Parlamentshäusern im Februar geöffnet und mit den Parlamentshäusern im August geschlossen. Sobald Buckinghampalace und Kensingtongarden verlassen werden, wandert auch die Schaar der Sänger und Sängerinnen aus, um die Lorbeeren der Residenz mit dem Golde der Provinzen zu legiren. Im October und November kehren sie, auf der Durchreise nach dem Continent, auf kurze Zeit nach London zurück, und es beginnt die kurze Nachsaison, zu der Alles strömt, was von der eigentlichen „Season" ausgeschlossen war, und in welcher sich die Künstler und Künstlerinnen schließlich auch noch das Reisegeld verdienen. Diese Nachsaison hatte eben begonnen, als ich (im Herbst 1856) nach London kam. Zuerst trat Signora Piccolomini, das enfant gâté der letzten Saison, von ihrem Triumphzug durch das britische Reich lorbeerbeladen nach London zurückgekehrt, in Her Majesty's Theater auf, jedoch nur zweimal, da ihr beginnendes Pariser Engagement ihr kein öfteres Erscheinen gestattete. Das Publicum, vor dem sie diese beiden Male sang, war zwar weniger vornehm, als das Sommerpublicum, aber wo möglich noch enthusiastischer; mit unbeschreiblichem Jubel begrüßte es den schönen Südstern, der im Nebel der Londoner Octobernacht vor ihm aufging. Am ersten Abend trat die Piccolomini in „Don Pasquale" und „Die Tochter des Regiments" auf; am zweiten in ihrer Glanzpartie, der Verdi'schen „Traviata." Diese, dazumal allerneuste Oper des italienischen Meisters ist bekanntlich die in Musik gesetzte „Dame aux Camélias;" alle Lorettengefühle, der ganze Faubourg Montmartre ist hier in Musik verwandelt worden; alle Champagnerstöpsel der Maison dorée fliegen darin und sie enthält Auftritte, gegen welche die unvergleichliche Sackscene in Rigoletto nur ein schwacher Versuch gegen die Aesthetik ist. Das galante Frankreich spielte in der Traviata dem ehrenfesten England einen Trumpf auf. Auch hatte, wie derzeit die Blätter meldeten, im katholischen Dublin der Erzbischof gegen die fernere Aufführung dieser Oper protestirt; allein der Gouverneur entschied sich, auf Grund der englischen Rechtsanschauung von der Unzulässigkeit einer solchen Prohibitivmaßregel, zu Gunsten der Traviata und London, die Hauptstadt „des Glaubens ohne Philosophie und Kritik" (um uns eines damals gebrauchten Ausdrucks der „Times" zu bedienen), applaudirte und war hingerissen. Freilich — Signora Piccolomini ist das lieblichste Wesen, das je auf den Brettern von Her Majesty's gestanden hat. Ihr Auge hat Feuer, ihr Gesang Gluth, ihr Spiel Leidenschaft und außerdem ist sie Italienerin und schön und jung! — Und man muß nur die Augen gesehen haben, mit welchen die Männer mit braunem und die mit grauem Haar das Bild der Unvergleichlichen, das an allen Ladenfenstern von Oxfordstreet und Piccadilly aushing, betrachteten: man muß gesehen haben, wie sie der wunderbar zarten Biegung des vollen Arms folgten, dessen feine, langgestreckte Hand das Champagnerglas an die schwellenden, halbgeöffneten Lippen führte, während die Wimpern sehnsuchttrunken das große, dunkle Auge halb verhüllten: das muß man gesehen haben, um zu begreifen, daß London gelegentlich doch auch sehr gefühlvoll sein kann! —

Den beiden Opernnächten in Her Majesty's folgte auf dem Fuße ein Cyklus von zweimal sechs Vorstellungen der italienischen Operngesellschaft in Drurylane. „Signor" Mario und „Madame" Grisi und „Herr" Formes entzückten das Publicum in Norma, Barbier und Lucrezia Borgia, und da nicht die hohen Opernpreise, sondern die ermäßigten Taxen des Schauspiels galten, so waren die Häuser gedrückt voll. Italienische Nächte für gewöhnliche Preise... Das war auch eine Art Caviar für's Volk! —

Damit aber war der musikalische Nachsommer zu Ende! Sang und Klang verstummten und die Tragödie, das Lustspiel, die Farce gingen in ungestörter Monotonie ihren Weg von Samstag zu Samstag. Am Glänzendsten eröffnete Kean die Wintersaison des Princeß-Theaters mit dem Zugstück „Pizarro," welches sich vom 1. September bis an's Ende des November auf dem Repertoire und in der unerschütterlichen Gunst des Publicums behauptete. Dieses von Sheridan nach der Kotzebue'schen „Sonnenjungfrau oder die Spanier in Peru" bearbeitete Stück erschien auf der englischen Bühne zuerst 1799, also zur Zeit, da er selber noch florirte, er, der da „schmierte, wie man Stiefel schmiert." Seine Lorbeeren aber sind schon nach dem ersten halben Jahrhundert vertrocknet und zu Staub geworden. Müßten wir uns nicht bei unsern Brüdern jenseits des Canals für seine Wiedererweckung bedanken? Während sich bei uns ein Theaterdirector in Thorn oder Neiße erst lange besinnen würde, wenn ein Schauspieler aus der alten Schule zu seinem Benefiz „Menschenhaß und Reue" geben möchte: so macht das erste Theater der ersten Stadt in der Welt mit einem Stücke, das an Werth noch weit unter jenem genannten steht, drei

Monate lang und sechsmal in jeder Woche volle Häuser! — Mein erster Theaterbesuch galt natürlich dem Stücke, von dem alle Zeitungen sprachen, alle gesetzten Leute erbaut und alle Mädchen gerührt und zu Thränen hingerissen waren. Ich erinnere mich, daß ich an jenem Abend das Theater ganz empört verließ. Das Drama laborirt an allen Fehlern, die ein Drama möglicherweise nur haben kann. Sein Hauptfehler ist, daß es keinen Helden hat. Dafür wird ein Säugling durch alle fünf Acte hindurchgeschleppt, um den sich die ganze Handlung dreht, und der darum schließlich so widerlich wird, als er im Anfange nur lächerlich war. Auch gespielt wurde unerträglich. Das Schreien und Outriren paßte ganz zu den Coulissen und Aufzügen, und die Musik dazu krönte das Werk. Allein Kean selbst verlangt in seinen programmenartig gefaßten Theaterzetteln, daß seine Aufführungen von einer andern Seite betrachtet und gewürdigt werden. Er nennt sie „historical Illustrations," und hat sie nicht bloß mit außerordentlicher Pracht, sondern auch mit einer historischen Treue und antiquarischen Genauigkeit ausgestattet, über die er in gelehrten Abhandlungen zu seinen Ausgaben der von ihm dargestellten Stücke noch besondere Rechenschaft abzulegen pflegt. Historische Treue und antiquarische Genauigkeit haben auch für das Kunstwerk ihren secundären Werth; aber aus der Bühne eine Raritätenkammer zu machen: das zeugt doch von einer bedenklichen Verwirrung der ästhetischen Begriffe! Das zweite Zug- und Spectakelstück, das auf Princeßtheater im November erschien, war der Sommernachtstraum mit der Mendelssohn'schen Musik. Ich denke noch mit Freude an den Abend, da ich dies liebliche Gedicht in meinen Knabenjahren zuerst in meine sehnsüchtige Seele aufnahm! Ich war damals noch sehr jung und betrachtete das Theater noch als eine andere und eine höhere Welt. Als ich von meinem Galerieſitz in die Kühle des Herbstabends hinaustrat, leuchteten die Sterne über mir. „Auf diesen Sternen wohnen Shakspeare und Mendelssohn zusammen!" dachte ich. „Könnte ich doch auch erst auf diesen Sternen wohnen!" — — Als ich diesmal, zehn Jahre später und in London den Sommernachtstraum wieder sah, da gab es keine Sterne und keine Sehnsucht mehr. Ich war ganz kalt geblieben. Die Musik, obwohl sie auch so noch ihren Zauber nicht ganz verlor, ward von einem schwach besetzten Orchester durchaus unangemessen executirt und sinnlos verstümmelt; die zartesten Partien unterbrach das heisere Gekreisch der Weiber: „Soda-water, Limonade, Gingerbeer, Bottle of Stout," das sich gleichmäßig von allen Seiten und überall auf gleiche Weise ungenirt mit den Feenchören vermischte. Außerdem waren Tänze eingelegt, von denen der erste allerdings nach dem schönen Chore der Meermädchen aus dem Weber'schen Oberon, vier oder fünf aber nach dem eben in Piccadilly-Saloons und Holborn Casino getanzten Polka-Mazurka's und Varsoviana's arrangirt waren. Allem aber setzte der Einfall die Krone auf, die verschiedenen Zauberscenen mit einem Liede Oberon's oder Puck's einzuleiten, welches auf eine Stelle aus dem Allegro der — Sonate pathétique von Beethoven — gedichtet worden war. Dies in usum delphini! Die Darstellung war unbedeutend, den Charakter eines Schauspiels hatte sie ganz verloren, Alles ging in der Ausstattung auf, die nun allerdings prachtvoll über die Maßen war. Allein auch hier störte das Uebermaß, das Arrangement war zu überladen und unterbrach fast vollständig das Verständniß der Handlung. Einzelne Momente waren freilich bezaubernd. So der Feentanz auf einem Klippenrande. Blau und duftig fiel der Mondenschein in die dunkelgrüne Schlucht, seine Flimmern blitzten in den Diamanten der Feenkleider und die Schatten der Tanzenden schwebten über den gelblich erhellten Steinboden. Sehr unangenehm aber fiel mir's auf, die Rolle des Puck in den Händen eines höchstens zwölfjährigen Mädchens zu sehen, das ganz ungeberdig schrie und im Grunde eigentlich gar kein Spiel hatte. Die Engländer haben die Neigung, Kinder auf der Bühne erscheinen zu lassen, vielleicht als Reminiscenz aus jener Zeit übrig behalten, wo die „Children of the Chapel" ein so wichtiger Bestandtheil des Schauspielerpersonals waren. Aber sie vergessen, daß damals die moderne Bühnenkunst in ihrer Entwicklung erst begann. Zudem, wenn auch Puck im Mährchen als ein kleines, leichtbewegliches Wesen, gewöhnlich sogar als dreijähriges Kind erscheint: so kann er doch niemals in dem in Rede stehenden Drama durch ein Kind gespielt werden; vielmehr ist sein neckisches Spiel so fein nüancirt und muß, um zugleich energisch zu sein, naiv zu scheinen und zauberhaft zu bleiben, so tief durchdacht sein, daß von allen Rollen, die jemals geschrieben sind, keine sich weniger für die Darstellung durch ein Kind eignet.

Wie unbefriedigt ich auch beim zweiten Besuch Princeßtheater verließ, kann ich gar nicht sagen. Kean's künstlerische Intentionen beschränken sich auf das, was bei uns Sache des Maschinisten, des Decorationsmalers, des Theaterschneiders ist. Der eigentlich dramatische Sinn geht bei ihm leer aus, man befindet sich im Princeßtheater wie in einer Kunstgalerie oder einem Panorama. Geistig erdrückt von der Wucht des glänzenden Apparats empfand man kaum, daß „Pizarro"

eine der erbärmlichsten und der „Sommernachtstraum“ eine der lieblichsten Schöpfungen der dramatischen Muse ist.

In Etwas ausgesöhnt mit der englischen Schauspielkunst ward ich im Drurylanetheater. Durch die Gänge und Hallen dieses Hauses schreiten noch — wie Geister — die Erinnerungen der guten, alten Zeit; es steht auf dem Platze, wo das Cock-pitt gestanden hat. Auch innen erschien mir Alles freundlicher; Umfang und Bauart erinnerten mich an die große Oper zu Paris. Aufgeführt wurde „Love,“ ein würdevoll gehaltenes und in seiner Einfachheit bewegendes Drama von Sheridan Knowles. Welch ein fürstliches Weib, diese Herzogin! Und wie herrlich schreitet sie von der Höhe ihres Thrones zu der reinen Menschlichkeit des liebenden Weibes herab! Wie führt dagegen die Liebe den unglücklichen Sclaven durch alle Stadien eines erschütternden Seelenkampfes die Stufen empor, bis er sich an ihrem Herzen findet! Beide Rollen wurden vortrefflich und mit dem gleichen künstlerischen Maße von Mrs. Waller und Mr. Anderson gespielt. — Den Beschluß dieses und einer ganzen Reihe von Theaterabenden in Drurylane machte eine Parodie auf den Pizarro des Princeßtheater. War Kean's Zettel bloß zwei Seiten lang, so ergoß Smith, der Manager von Drurylane, sich auf drei langen Seiten mit vielem Behagen aber wenig Witz. An überflüssigem Witz litt auch die Burleske selbst nicht sehr. Man mußte sich Mühe geben, wenn man lachen wollte. Ein guter Einfall jedoch war es, den Säugling aus dem echten Pizarro in einen „jungen Gentleman“ zu verwandeln, der auf einem Rollwagen vom Anfang des Stücks bis zu seinem Ende durch Paläste, Tempel, Schlachten und allen sonstigen Scandal hindurchgefahren wird. Was übrigens die Pracht der Ausstattung anbelangt, so gab der falsche Pizarro seinem Originale nichts nach.

Für classische Vorstellungen ist Saddler's Well's Theater das beste. Ich sage nicht, daß es gut sei; es ist nicht schwer, das beste zu sein, neben Concurrenten, wie Princeß- und Haymarkettheater. Aber Saddler's Well's bleibt immerhin bemerkenswerth, weil es auf seinem Repertoire fast ausschließlich classische Stücke und unter ihnen zumeist Shakspeare'sche hat, von denen einige vortrefflich gespielt werden. Es liegt in einer Gegend von London, die man nicht zu den fashionablen zählen kann, und wird zur einen Hälfte vom niedern Mittelstande besucht, den ein niedriges Entree heranzieht, und zur andern Hälfte von Deutschen, die für Shakspeare noch immer mehr Liebe und Verehrung haben, als das Volk, das ihn geboren. Das Haus ist schlicht, fast dürftig; es erinnert an die Theater der obern Boulevards in Paris. Die erste Vorstellung, der ich in diesem Hause beiwohnte, war die der „Lustigen Weiber von Windsor“ und ich kann nicht anders sagen, als daß sie mich in jeder Weise zufrieden stellte. Phelps, der in Bildung und Erfahrung sich reichlich mit Kean messen kann, obschon er auf seinen Zetteln nicht so viel Wesens davon macht, spielte den Falstaff unübertrefflich. Wie mußte man diesen dicken, hochmüthigen, grunzenden Kerl sogleich lieben! Man weiß, mit welcher Vorliebe Shakspeare diesen Charakter gezeichnet hat. Er ist hinterlistig, er ist tückisch, er ist feig, großsprecherisch, ein Trunkenbold und ein Wüstling, er hat tausend Fehler und nur die eine Tugend: nicht langweilig zu sein. Aber mit dieser Tugend erobert man die Welt. Sir John Falstaff ist die köstlichste Figur, welche die Komik aller Jahrhunderte und aller Völker erfunden hat. Man möchte zwar um Alles in der Welt nicht, daß er in seinen Liebesaventuren und sonstigen edlen Absichten reüssirte: aber man nimmt unwillkürlich Partei für ihn, man möchte ihm nicht zehn Pence borgen, um ihn aus den Händen unverschämter Gläubiger und grober Wirthe zu befreien, aber man würde unbedenklich zehn Schillinge aufwenden, um ihn durch ein paar Flaschen Sect in guten Humor zu bringen. So spielte Phelps den Falstaff; und ich glaube, daß es die Art war, wie er gespielt werden muß. Auch Meagerson, dem Darsteller des Wirths, gelang seine Rolle so gut, wie sie einem deutschen Schauspieler niemals gelingen würde, wenigstens nicht einem, der englische Sitten und englische Zustände nicht genau studirt hat. Denn der Wirth dieser Komödie ist der englische „host,“ nicht bloß, wie er vor zweihundert Jahren war, sondern wie er noch heute ist und noch so lange sein wird, als es Public-Houses gibt und Menschen, die Ale und Porterbier trinken: derb, selbstbewußt und bei aller Flegelei gutmüthig und immer lustig. Auch Pistol mit seinem schiefen Schnauzbart, der richtige Vagabond mit Trotz und knurrendem Wesen, fand in Mr. Haywell, sein College Nym, der den Bramarbas „herausbeißen“ möchte, obwohl ihn die Natur und die Laune des Dichters zu einem herrenlosen Lamm geschaffen hat, in Mr. Fenton einen geschickten Repräsentanten. Ueberhaupt läßt sich die außerordentliche Wirkung, die dieses Lustspiel hervorbrachte, besonders dadurch motiviren, daß die von Shakspeare aus dem vollen Londoner Leben herausgegriffenen Figuren, die noch heute eine gewisse typische Bedeutung haben, von den Darstellern in Saddler's Well's richtig erkannt und treu wiedergegeben wurden. So erschien in Slender nicht bloß der pretentiöse, süßliche Land-

junker, sondern auch der Glocestershiremann; so wußte selbst der Darsteller des Rugby die gutmüthige Plumpheit, die Shakspeare diesem Charakter durch die Localisirung desselben als eines Essexshiremannes gab, auszudrücken, wodurch sich denn allerlei komische Situationen mit dem französischen Doctor Cajus ergaben, der seinerseits gleichfalls, sowie auch der walisische Pfarrer geistvoll localisirt waren. Die Ausstattung war prunklos, aber mit Geschmack treu im Geiste der Dichtung gehalten; die Straßen und der Park von Windsor führten uns durchaus in die Zeit, wo die königliche Elisabeth darin residirte und auf solchem Boden machte denn eine Reihe von offenbar traditionell aus Shakspeare's Zeiten stammenden komischen „dumb shows" (Pantomimen), wie z. B. Verwechslung der Perrücken, Aneinanderrennen der Personen u. s. w. die ergötzlichste Wirkung. — Es war in der That eine Mustervorstellung, obgleich sie nur vor Handwerkern, hemdärmeligen Arbeitern und einem Parterre voll Buchhaltern, Hauslehrern und Zeitungsschreibern aus Deutschland gespielt wurde. — Sogleich die zweite Vorstellung, der ich in Saddler's Well's beiwohnte, zerstörte die schönen Illusionen, welche die erste bei mir erweckt hatte. Man gab Shakspeare's „Timon von Athen." Das Stück an sich enthält viel Unbefriedigendes, es ist wahr; aber unverständige Kürzungen und nicht motivirte Auslassungen trugen nur dazu bei, jenen unangenehmen Effect zu erhöhen. Phelps, der in der That ein eminenter Darsteller Shakspeare'scher Charaktere ist, war in einigen Scenen wahrhaft groß und unvergleichlich; so zuerst im Kreise seiner falschen Freunde, in dem Auftritt mit seinen drängenden Gläubigern und endlich in dem letzten Gastmahl, wo er wie ein Riese gegenüber dem Geschmeiß seiner Schmeichler steht, wie ein Gott auf den Trümmern einer nichtswürdigen Welt. Aber wenn er der Stadt flucht, indem er von ihren Wällen den letzten Blick auf sie wirft, wird er von der englischen Manier zu schreien und zu toben, hingerissen, und diesen Charakter trug sein Spiel bis an's Ende. Vollends vernichtet ward jeder künstlerische Eindruck durch den Coulissenschwindel, womit das Trauerspiel endete und Phelps — nicht zu seiner Ehre! — dem Princeß-Theater Concurrenz machen zu wollen schien. Das Alles in wandelnden Bildern vorüberzog mag angenehm überraschend genannt werden, obwohl man es weder wahr noch Kunstwerk nennen darf; aber daß nun auch die Wandeln der Kriegsmaschinen, der Balistenwidder, Thürme und Fallbrücken, der Schlangenwachs, Bäume, Hügel und Thäler [illegible] und zwar nur, um den Zuschauer [illegible] Timon's zu führen, hinter welchem die See und die untergehende Sonne den Effect erhöhen müssen, den die von diesen Theaterschwindlern an's Ende verlegte Grabschrift des gestorbenen Menschenhassers machen soll: das wird auch auf das harmloseste Gemüth eher den Eindruck einer Jahrmarktsbude als den eines weltstädtischen Theaters machen. Nach der Vorstellung fragte mich der Theaterreferent der Times, wie mir das Alles gefallen habe? „Ich halte es für Humbug!" sagte ich. — Seit jenem Abend hat er mich nicht wieder gefragt, wenn er mich in den Gängen des Theaters oder im Buffet traf. —

Für das nationale Lustspiel, oder um mich genauer auszudrücken: für das Lustspiel, welches vom Ende des siebzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunders in England gedichtet worden ist, bleibt Haymarket-Theater immer das eleganteste und beste. Das Haus ist in seinem Innern das schönste von allen Schauspielhäusern Londons. Es ist geräumig, bequem und in jeder Beziehung, für das Auge und Ohr gleich gut gebaut. Auch gespielt wird hier im Ganzen gut und jedenfalls viel feiner, als in irgend einem andern Theater Londons. Durch die Räume dieses Hauses weht noch der leichte freie Geist aus dem Zeitalter der Königin Anna und seine Autoren sind Farquhar, Congreve, Vanbrugh, Garrick, Sheridan. Vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts war auch das Stück, welches ich in Haymarket aufführen sah: „The Dramatist" von Francis Reynolds. Es ward mit Leichtigkeit, gutem Humor und Geschick gespielt; und das an sich nicht grade sehr bedeutende aber an komischen Situationen nicht arme Stück nahm sich ganz gefällig dahin. Buckstone, der sonst einen sehr großen Ruf bei seinen Landsleuten besitzt, gab die Rolle des „Ennui," eines stets gähnenden und immer gelangweilten Lords etwas manirirt; am besten war der, nach tragischen Situationen jagende und jede Bemerkung, die sich möglicherweise in einem Drama verwenden ließe, hastig in sein Taschenbuch notirende „Vapid" des Mr. Murdoch. Der eigentliche Magnet dieses Theaterabends und einer ganzen Reihe vor und nach ihm war jedoch Perea Nena, die schöne spanische Tänzerin mit ihrer Truppe; denn schöne Spanierinnen tanzen bekanntlich diesseits und jenseits des Canals nie vor leeren Häusern! Aber ich will freimüthig bekennen, daß auch mir Perea Nena und ihre tanzenden Gefährtinnen sehr wohl gefallen haben. Gruppentanz hat für poetisch gestimmte Gemüther immer viel Anregendes; ja, die Poesie des Tanzes offenbart sich einzig in der Gruppe. Sie ist gleichsam das Orchester; und so wenig der Virtuos ohne dieses, ebensowenig kann

die Solotänzerin ohne jene künstlerisch wirken. Dann fiel mir auch auf, daß der Mann als Solotänzer nicht auftreten dürfe, ohne Etwas zu unternehmen, was ihn herabwürdige und anstatt künstlerischer Befriedigung leicht Widerwillen erregt. Es bedarf der Tanz, um an sich schön zu sein, der weichern Formen des Weibes. Hier war Alles vermieden, was hätte stören können und Alles gethan, was die Reize des Tanzes und der Tanzenden erhöhen konnte. Das Ensemble und das Arrangement war von einer Lebhaftigkeit und poetischen Fülle, die diese Gesellschaft — als Ganzes betrachtet — Alles überragen ließ, was ich bis dahin — selbst in Paris — gesehen hatte. — Eine höhere Bedeutung hat das Haymarket-Theater nicht. Das Höchste, was man von ihm sagen kann, ist: daß es „amüsant" ist; und in der That wird es auch zumeist von Fremden, Vergnügungsreisenden und allen Denen besucht, die später bei Quinn oder Scott zu soupiren und lange nach Mitternacht nach Windmillstreet und Leicesterſquare zu gehen oder nach Mary-le-Bone zu fahren pflegen. —

Für das moderne Lustspiel ist das Olympic-Theater, in einer Nebengasse des Strandes gelegen, die herkömmliche Bühne. Das Haus ist nicht sehr groß, aber es sieht gut aus, ist hübsch decorirt und wird von einem ziemlich anständigen Publicum besucht. Die Lustspiele des Abends waren: „Tit for Tat," in welchem — ähnlich unserm deutschen „Er ist nicht eifersüchtig" — die Lächerlichkeiten eines eifersüchtigen Ehemanns ganz ergötzlich dargestellt werden, und „A model of a wife," welches von demselben Verfasser, Alfred Wigan, aber sehr viel inhaltsloser und reine Farce ist, als welche es sich denn freilich auch gleich auf dem Theaterzettel ankündigte. Die englische Farce ist von unsrer deutschen Posse sehr verschieden: in der deutschen Posse ist doch immer noch ein Fünkchen poetischer oder künstlerischer Intention, während die englische Farce durchaus auf den tollsten Unsinn und die reine Possenreißerei gebaut ist. Von den Acteurs in Olympic ist Mr. Robson der renommirteste; neben ihm, durch seine derbe und gesunde Komik gefiel mir Mr. Rogers am Besten.

Von den Theatern des Strandes spielte das Lyceum die Dumas'schen „Musketiere," noch dazu in einer höchst dürftigen Bearbeitung, und Adelphi das Spectakelstück „Belphegor," welches dem Strand-Theater Gelegenheit zu einer paradorirenden Farce gleichen Namens gab. Dies Theater ist eine bemerkenswerthe Specialität des Londoner Kunstlebens; bemerkenswerth freilich im schlechten Sinne. Das Haus ist klein, ziemlich dunkel und unfreundlich, wird von einem nicht sehr gewählten Publicum besucht, bringt ausschließlich Burlesken zur Darstellung und meist Parodien auf solche Stücke, die eben en vogue sind. In dem parodirten Belphegor sollte das niedere Künstlerleben, genauer: das Vagabundenthum dargestellt werden. Es erreichte oder überstieg vielmehr mein Gefühl für das äußerste Maß des Schicklichen, die Heldin von einem rohen Manne und ihren Gemahl von einem zarten Mädchen gespielt und als ihren Sprößling einen rothhaarigen Bajazzo — wieder ein unangenehm schreiendes Kind — agiren zu sehen. Darf selbst die Parodie zu widerlich berührenden Mitteln ihre Zuflucht nehmen? Und wenn man sich schon entrüstet von der Farce abwenden muß, da sie in der Regel Nichts als den harmlosen Blödsinn intendirt: was soll man da erst zu den Strand-Burlesken sagen, die sich principiell gegen Alles aufzurichten scheinen, was man im künstlerischen Leben als Aesthetik und im socialen als Anstand zu respectiren pflegt? Man stellt in Bezug auf seine humoristisch-satirische Tendenz das Strand-Theater oft neben den Punch; ich weiß nicht mit welchem Rechte, da ich den Punch stets mit großem Vergnügen gelesen und die Burlesken des Strand-Theaters nie ohne große Entrüstung gesehen habe. Aber sei dem nun, wie ihm wolle: Punch gehört nicht auf die Bühne und wenn eine Kunstanstalt sich von dem Polichinellkasten nur durch glänzendere Coulissen und kostbarere Costüme unterscheidet, so bezeichnet das allerdings einen Punkt, an welchem sich der Anfang und das Ende der Kunst auf eine höchst bedenkliche Weise berühren. —

Ehe ich meine Leser in die Theater des „volgus profanum" führe, muß ich noch einer ganz eigenthümlichen Bühne gedenken, des Soho-Theaters. Das Haus ist erbärmlich genug, von Innen sowie von Außen; bemerkenswerther wäre schon der Umstand, daß man hier den Macbeth mit einem Frauenzimmer in der Titelrolle aufführt. Allein da ich dies nur gehört und nicht selber gesehen habe, so steht mir keine Beurtheilung dieser Curiosität zu. Dagegen habe ich einen andern Theaterabend daselbst erlebt, wie ihn ein continentaler Schriftsteller gewiß noch nie erlebt hat. Eine französische Gesellschaft spielte zu der Zeit im Soho-Theater und man gab an jenem denkwürdigen Abend mehrere kleine Vaudevilles. Das Publicum war nicht sehr zahlreich, aber in der Dunkelheit der oberen Räume verbarg sich eine Menge verdächtiger Gesichter. Kaum war der Vorhang zum erstenmal aufgegangen, als bereits ein unmotivirtes Gemurmel von Oben vernehmbar ward. „Wir können Nichts sehen!" schrie ein Kerl von der Linken. „Wir können Nichts

hören!" ein Andrer von der Rechten. „Zur Ruhe! Zur Ruhe!" riefen ein paar Stimmen aus dem Centrum. Das Spiel auf der Bühne ging unbekümmert weiter. Die zweite oder dritte Scene führte eine allerliebste kleine Soubrette auf die Bretter; ihr Erscheinen gab das Signal zu einem solchen Gebrüll auf der Galerie, daß man unwillkürlich zusammenfuhr. Man konnte fürchten, es sei oben ein Unglück geschehen. Allein die Befürchtung wurde umgehend widerlegt. Es erhob sich im Parterre ein halbes Dutzend Männer und eben so viel Stöcke. „Schweigt still!" riefen die Parterre-Leute, „sonst werden wir Euch mit diesen Stöcken durchprügeln." Es war ein rechtes Glück, daß sich zwischen den Parteien einige Stockwerke Zwischenraum befanden, sie würden sich sonst geprügelt haben. Da sich indessen beide Theile für diesmal bei der Drohung beruhigten, so ging das Stück, nach kurzer Unterbrechung, weiter und wäre beinahe glücklich zu Ende gebracht worden. Schon war der zärtliche Vater auf dem Punkte, die Hand der glücklichen Tochter in die des glücklichen Liebhabers zu legen, als auf einmal der Scandal wieder losbrach und zwar so furchtbar, daß die beiden Glücklichen auseinanderstoben, die Tochter in die Coulisse links, der Liebhaber in die Coulisse rechts, und der zärtliche Vater an die Lampen vortrat. „Meine Herren" rief er, indem er die Perrücke abnahm, die aus dem verzweifelten Theaterdirector einen zärtlichen Vater gemacht hatte, „meine Herren! Ich weiß, daß gegen uns eine Intrigue gespielt wird, so malizios, so unerhört nur je eine gespielt worden ist. Ich klage Niemanden an; aber ich versichere Allen bei meiner Ehre, daß bei der nächsten Störung der Vorhang mit einem Eclat fallen wird, wie ihn vielleicht von der höchst ehrenwerthen Versammlung Niemand noch hat fallen sehen." Sogleich standen auch die sechs Männer im Parterre wieder auf und schworen, daß sie unerbittlich Jeden halb todtschlagen würden, der wieder einen Versuch der Störung machen würde. Der Theaterdirector, durch diesen Schwur beruhigt, setzte seine Perrücke wieder auf, die beiden Glücklichen kamen aus den Coulissen und der Vorhang fiel für diesmal ohne den angekündigten Eclat. Doch kaum hatte er sich nach einer Viertelstunde wieder erhoben, kaum war die allerliebste, kleine Soubrette vorgetreten, um eins jener Liedchen vorzutragen, wie man sie in den Cafés chantants der Elysäischen Felder von Paris hört: als das brutale Poltern und Pochen die Stille des aufmerksamen Hauses auf's Neue störte. Das arme Mädchen ward zuerst ganz roth — sie lächelte — dann versuchte sie's, weiter zu singen; aber schon quollen ihr die dicken Thränen aus den Wimpern und mit dem Ausruf: „Das ist schändlich! Mein Gott, das ist höchst schändlich!" sank sie erschöpft auf einen Stuhl nieder und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. Inzwischen war auch schon der Director vor den Lampen erschienen. „Meine Damen," sagte er „und meine Herren! Es befindet sich in diesem Hause ein Mann — ich kann ihn mit Fingern zeigen, dort sitzt er, am dritten Ständer der Galerie links — ich kann ihn mit Namen nennen — er heißt Mr. M.... Dieser Mann erschien, nachdem wir dreimal hier gespielt hatten, in der Wohnung der jungen Dame, deren vor dem Publicum geweinte Thränen ein Schimpf für ihn und eine Ehre für sie selber sind. Er eröffnete ihr, daß ein junger Lord, Namens L.... sich bei ihrem ersten Auftreten in sie verliebt habe; kurz er war gekommen, um sich ihr als Zwischenträger in einem ehrlosen Handel anzubieten. Die Dame wies ihn mit gerechter Entrüstung von sich; aber der Mann wagte es, ein zweites Mal, sich ihr zu nähern und als er seine Unverschämtheit gar so weit trieb, hier auf der Bühne zu erscheinen, da ließ ich, der Theaterdirector, ihn durch einen Diener hinauswerfen. Er schwor, sich an uns zu rächen, und er hat seinen Schwur gehalten. Dank seinen und seiner Anhänger Bemühungen muß der Vorhang heut fallen, und er wird morgen nicht anders in die Höhe gehen, als bis ich von der Londoner Polizei denjenigen Schutz erlangt haben werde, den ich als Fremder und als Franzose in Anspruch zu nehmen ein Recht habe!" Ein lautes Bravo, ein Zischen, Rufen und Stampfen und ein Gebrüll von Oben folgte dieser Anrede — in demselben Moment fiel der Vorhang und — wie mit einem Zauberschlage gingen alle Lichter aus. Die Gasröhren waren zugeschroben und wir saßen in completer Finsterniß. Bei dem unerwarteten Eintritt derselben war auch der Lärm verstummt und die lautlose Stille, die ihr folgte, machte die Dunkelheit wahrhaft unheimlich. Ich hatte Mühe meinen Hut zu finden; hier und da ward ein Schwefelhölzchen angezündet, um die kimmerische Nacht auf einen Augenblick zu erhellen — ich strebte der Thüre und der Straße zu und kann nicht sagen, was es im Hause weiter gegeben hat. Doch erinnere ich mich, daß nach drei Tagen die Zettel des Soho-Theaters wieder in Tottenham-Court-Road und in Oxfordstreet erschienen; und daß nach vierzehn Tagen in der Times stand, der Anstifter jenes Scandals habe sich der gerichtlichen Verfolgung durch Flucht nach Frankreich entzogen.

Die Theater der niedrigsten Ordnung, die

s. g. Volkstheater Britannia, Victoria, Surrey- und Queens-Theater fütterten ihr Publicum fast während der ganzen Zeit, daß ich ihrem Repertoire folgen konnte, mit der dramatisirten „Erzählung aus dem großen furchtbaren Sumpfe“ (des Beecher-Stowe'schen Dintenfasses!), mit dem entsetzlichen „Dred.“ Ich begab mich, um dieses Stück zu sehn, nach dem „lucky Victoria,“ welches mit demselben, wie der Zettel in großen Buchstaben anzeigte, einen „tremendous success“ hatte. „Der Enthusiasmus,“ so perorirte der Zettel weiter, „mit welchem diese erhabene Schöpfung während der vergangenen Wochen von den gedrängt vollen und entzückten Häusern aufgenommen ward, ist fast ohne Gleichen in der ganzen Geschichte des Theaters. Diese werthvolle Victoria-Bearbeitung, eigens dramatisirt von Mr. H. Young, demselben Autor, welcher das edle Werk „Onkel Tom's Hütte“ für unsre Bühne einrichtete, hat seinen glorioſen Bemühungen die Krone aufgesetzt. Es gibt in London kein Theater, wo „Dred“ — Mrs. Beecher-Stowe's neues Werk — so vollkommen dargestellt werden kann. Wo fände sich ein poor Uncle Tiff gleich Mr. T. E. Mills, dem einzigen Neger-Darsteller in ganz England?“ ꝛc. ꝛc. — Man sieht, daß die Londoner Theaterzettel eine Art von Literatur bilden, die wir in Deutschland nicht kennen; es ist ein Vorrath von Uebertreibungen darin erschöpft, für die das deutsche Wörterbuch kaum ausreicht. Bei dem Namen des jugendlichen Liebhabers befand sich die Bemerkung, daß man an Statt des bisherigen Darstellers — welcher Schulden halber und heimlicherweise durchgegangen sei — einen neuen Schauspieler engagirt habe, welcher seinen Vorgänger unendlich überträfe. — Ich hatte weit zu gehn, um das „große Victoria-Drama, das jeden Abend mit Beifallsdonner aufgenommen ward,“ zu sehn. Das Victoria-Theater liegt in Southwark, noch ziemlich weit hinter der Waterloobridge, jenseits des Wassers. Da sich nach langer Wanderung durch die nichts weniger als vornehmen Straßen ein freundlich beleuchtetes und gut gebautes Haus zeigte, so hatte ich schon Angst, ich sei hier am Ende doch in ein fashionables Theater gerathen. Diese Sorge erwies sich jedoch sogleich beim Eintreten als ganz unnütz. Schon im Pit befand ich mich unter Hemdärmeln und Tüllhauben mit grobem Bandbesatz; und wenn ich zu den obern Rangreihen emporsah, so erblickte ich zerlumptes Gesindel und schmutzige Weiber mit schreienden Säuglingen an der Brust.

Ueber das Stück selbst und die Aufführung kann ich nur sagen, daß es der vollständigste Hohn auf Alles war, was man selbst in der Scheune einer deutschen Wandertruppe zu sehen bekommt; und daß es mit einer Pracht ausgestattet war und Coulissen — wie z. B. den großen Sumpf bei Mondenlicht, einen Schiffbruch bei Gewitter auf offner See — hatte, deren sich bei uns ein Hoftheater ersten Ranges nicht zu schämen hätte. Das Mißverhältniß zwischen der Maschinerie und der Idee war himmelschreiend; und das Fluchen, Prügeln, Peitschen und Schießen nebst dem auf dem Zettel schon angekündigten „Beifallsdonner“ der Galerien und des Pit, verwirrten meine Sinne dermaßen, daß ich das Victoria-Theater mit derselben Betäubung verließ, mit welcher man aus der Schwüle und dem endlosen Rollen und Rasseln eines Fabrikgebäudes tritt.

Aber nicht genug mit den Dred-Dramas der vier Volkstheater.— eines Tages kündigte Astley's Reitertruppe an, daß fortan jeden Abend in ihrem Circus der Dred auch geritten werden sollte! — Und hier bin ich am Ende! Denn wenn die Muse des Dramas auf einem Paradepferde debütirt, dann ist auch der Augenblick nicht fern, wo sie — ein andrer Mazeppa — in den Sand getreten und am Boden hingeschleift werden wird. Die englische Bühne der Gegenwart steht zwischen dem Panorama und der Kunstreiterbude. Ich weiß nicht, für welches von Beiden sie sich entscheiden wird; aber ich weiß, daß sie sich eines Tages für eins von Beiden wird entscheiden müssen, wenn sie auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitet. Die deutsche Bühne laborirt an tausend Schäden, es ist wahr; aber sie hat Eines für sich, was ihnen das Gegengewicht hält: sie besitzt das Herz ihres Volkes. Die deutschen Fürsten haben die Leidenschaft, das Theater zu beschützen, die deutschen Edelleute haben die Leidenschaft, seine Intendanten zu sein, und das deutsche Publicum hat die Leidenschaft, es zu besuchen — die Londoner Theater tragen zwar alle das königliche Wappen und den Namen „Royal theatre,“ aber die Königin kommt nie dahin, der englische Adel hält den Theaterbesuch nicht für fashionable und der englische Bürgerstand hält ihn nicht für gottesfürchtig. Die deutsche Bühne hat eine Zukunft, weil die ganze Nation mit Eifer und Liebe an ihr hängt; die englische Bühne hat keine Zukunft, weil sie — um Douglas Jerrold's Worte noch einmal zu gebrauchen — „kein Publicum“ hat! —

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Kriegerische und friedliche Träumereien über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, von Pz. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. 1857.

Die Arbeit, welche die nachstehenden Zeilen veranlaßt, will als solche kaum beurtheilt sein; das Buch verzichtet auf eine reguläre Kritik. Der Verfasser gibt eben nur Träumereien, welche der Leser mit Nachsicht aufzunehmen und für nichts Besseres zu halten hat, als wofür sie sich ausgeben. Wir wollen damit weder herbe noch bitter über die „Träumereien“ abgesprochen haben; es war eine Thatsache zu constatiren. Die Composition des Werkes ist eine unfertige, seine Form im hohen Grade unkünstlerisch. Der Verfasser besitzt eine sinnige, contemplative Natur, sein Interesse hat an verschiedenen Erscheinungen der Gegenwart gehaftet, historische Probleme und politische Fragen haben ihn lebhaft beschäftigt, ein achtungswerther Patriotismus richtete seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die Verhältnisse des deutschen Vaterlandes, eine Menge von Gedanken ist ihm aufgestiegen, die Betrachtung der Gegenwart versetzte in die Vergangenheit, die Betrachtung beider rief die Reflexionen über die Zukunft, die Wünsche für deren Gestaltung hervor. Ein scharf und bestimmt begrenztes Thema hat demnach die Schrift nicht, und darin liegt ihr Fundamentsfehler, ihre Schwäche. Fast jedes Capitel handelt de omnibus rebus et de quibusdam aliis. Es fehlt die organische Einheit, die Ineinanderarbeitung des stofflichen Materials. Sie mußte fehlen, einmal weil der Verfasser es vorgezogen, in eine nebelhafte Weite hinauszuphantasiren, statt sich in festen Umrissen seine Aufgabe zu markiren, dann aber auch weil seine Methode so unwissenschaftlich als möglich. Jeden Augenblick schweift er in Excursionen ab, jeden Augenblick verändert er seine Operationsbasis. Ursprünglich nimmt sich die Darstellung des ersten Napoleon's Feldzug nach Rußland zum Ausgangspunkt, dann aber, nachdem der Befreiungskrieg ziemlich breitspurig abgehandelt, wird die fernere retrospective Entwicklung verzögert, es wird auf's Neue zurückgegriffen, die erste französische Revolution, die Feldzüge der republikanischen Armeen am Rhein und in den Niederlanden, die Kriegspolitik der englischen Plutokratie, die Kriegspolitik und die Kriegsverfassung der französischen Republik werden ausführlich, um nicht zu sagen mit ermüdender Geschwätzigkeit erörtert, und was das Aergste ist, ohne daß die Auseinandersetzung Etwas böte, was originell wäre oder neue Gesichtspunkte eröffnete. Jäh und unvermittelt folgt dann eine Abhandlung über Polen und Italien und über den Nationalitätenschwindel der Neueren, über die Verschmelzung der Nationalitäten und den internationalen Culturproceß; daran reiht sich nicht minder jäh und unvermittelt ein Abschnitt über den Einfluß der Sprache auf die Civilisation und den staatlichen Culturproceß. Die Verbindung von diesem Gegenstande mit dem nächsten mangelt gleichfalls. Das Folgende verbreitet sich über das Heerwesen der Gegenwart, über das militärische Bildungswesen, über die Dampfkraft und den Elektromagnetismus in Bezug auf Handel und Krieg. Daran wiederum schließen sich Vorträge über Strategie und Taktik, über Grenzverhältnisse und die erhöhte Feuerwirkung; plötzlich sind wir in den orientalischen Krieg versetzt, die taurische Halbinsel als Angriffsobject der Verbündeten wird besprochen, die Resultate des orientalischen Krieges werden zergliedert, hinter der Erörterung der Resultate des Kampfes hinkt die Erörterung der Motive zu demselben nach, wir sind am Ende, wir erwachen im Schlußwort von den Träumereien.

Es bedarf nicht erst der besondern Bemerkung, wie unerquicklich und unbefriedigend diese verworrene, verwaschene, sprunghafte Darstellung. Wir kommen von der Lectüre des Buches, als hätten wir ein Stück tropischen Urwaldes durchwandert. Die gewählte Metafer scheint uns glücklich, und wir behalten sie bei, denn sie be-

zeichnet nicht nur die angedeuteten Mängel der „Träumereien," sie bezeichnet auch deren Vorzüge. Wie einzelne Stellen des Urwaldes uns durch den Reichthum und die Fülle der Gestaltungen überraschen, von den „Träumereien" gilt etwas Aehnliches. Was den materiellen und concreten Inhalt der einzelnen Capitel anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß nicht selten das Nachdenken des Lesers in anregender Weise herausgefordert ist, und Ansichten und Urtheile geboten werden, welche eine durchaus gesunde und billigungswerthe Auffassung documentiren. Was wir z. B. Seite 55 über die Theilungen Polens lesen, unterschreiben wir ohne Anstand. Der vulgäre Liberalismus, dessen Principien und Grundsätze im Großen und Ganzen die Grundsätze und Principien unsers Verfassers sind, pflegt jenen Act schonungslos zu verdammen und namentlich Preußen für denselben verantwortlich zu machen. Es ist eine arge Schmach, die wir Deutsche uns selber zugefügt haben, daß wir die Theilungen Polens, die für uns ein Act der Selbsterhaltung waren, durch fast fünfzig Jahre vom Standpunkt eines Polen oder Franzosen, oder einer verkehrten Weltbürgerlichkeit bejammert haben als eine Unthat, die wir begangen. Die politische Lebensunfähigkeit des polnischen Staates war zur Zeit seiner Auflösung entschieden, das Ende der polnischen Wirthschaft für Deutschland eine Nothwendigkeit. „Wir wollen es," heißt es am angeführten Orte in den Träumereien, „hier einmal für immer ausgesprochen haben, daß die Polen an ihrem Unglück hauptsächlich selbst schuld sind, und deshalb keineswegs großes Mitleid verdienen. Das polnische Wahlkönigreich war ein eben so großer politischer Wechselbalg wie die nachherige Adelsrepublik. Herrschsucht, Eitelkeit, Verschwendung, Bestechlichkeit und eine alle Begriffe überschreitende Indolenz waren die Hauptzüge im Charakter des polnischen Adels, der weder eigenen noch fremden Beherrschern sich unterwerfen mochte, und noch viel weniger auf republikanischen Füßen zu stehen verstand. Wo die Keime der inneren Auflösung eines Staates so offen vor Augen liegen, und weder die gemachten traurigen Erfahrungen, noch die zeitweilig versuchte Abstellung der Gebrechen eine Besserung bewirken, da ist der Untergang unvermeidlich. Ein solcher Zustand kann aber den Nachbarstaaten nicht gleichgültig sein, denn dergleichen Wirren pflanzen sich wie ansteckende Krankheiten fort und bringen auch die Grenznachbarn in Gefahr. Aus der Pflicht des Selbstschutzes läßt sich daher wohl ein politisches Recht ableiten, daß der mächtigere Nachbar auf den kranken Staat die Hand lege und eine bessere Ordnung der Dinge zu schaffen suche. Dieses Recht steht jedoch allen Nachbarn gleichmäßig zu, und wenn einzelne Nachbarn aus Indolenz oder Kurzsichtigkeit dies unterlassen, so haben sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn Andre dieses nachbarliche Recht zu ihrem Vortheil ausbeuten."

Wir haben die vollste Anerkennung ferner für das warme und innige patriotische Gefühl, welches unverkennbar die Feder des Verfassers leitet. Nicht Schellen und Phrasen, sondern eine wirkliche und aufrichtige Vaterlandsliebe, eine ganze und ungetheilte Hingabe an die Gesammtinteressen des deutschen Volkes ziehen sich durch das Buch als leitender rother Faden. Eben diesem Gefühl kann man es einigermaßen nachsehen und verzeihen, wenn bei der Besprechung der Politik auswärtiger Staaten nicht immer die objective Unparteilichkeit gewahrt ist, welche der historischen Betrachtung geziemt.

Deutsche Geschichte für das deutsche Volk, von Karl August Mayer, Professor in Mannheim. In zwei Bänden. Erster Band. Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1857.

Es ist etwas Großes um dieses deutsche Volk und darum begreiflich, daß die besten Männer an der Darstellung seiner Geschichte ihre Kraft erprobt haben; aber dürfen wir auch die Leistungen unsrer Historiker bedeutende nennen, so bleibt trotzdem das Drängen und Treiben nach stets neuen Gestaltungen noch immer rege und zwar aus guten Gründen. Denn sowohl in Bezug auf Form wie auf Zweck sind die vorhandenen Werke an sich sehr verschieden, und trotz Ranke und Raumer, Gervinus und Andren, die mit ihnen zu Koryphäen erhoben sind, warten wir noch des Meisters, der Mustergültiges vollbringt. Es ist ja nicht der gelehrte Apparat, nicht die tiefsinnige Forschung, durch welche allein ein geschichtliches Werk zu bleibender Geltung kommen kann; so unabweislich und nothwendig Beide sind, erreichen sie doch erst ihre wahre Bedeutung, wenn sie, von echt nationalem Geist durchwebt, Nationales schaffen. So wurde Tacitus der größte Schriftsteller Rom's, und will es ein Deutscher ihm nachthun, so muß er, wie jener ein Römer, durch und durch ein Deutscher sein. Bei aller Kritik des Thatsächlichen und bei aller Poesie des Vortrags bleibt diese eine Forderung die erste und wichtigste: scharf ausgeprägte Gesinnung und sittlicher Charakter, wofür, um nur einen Beleg heranzuziehen, Schlosser mit seiner Weltgeschichte ein Vorbild sein kann. — Mit den übrigen Wissenschaften hat sich auch die deutsche Geschichtsschreibung seit Jahren aus den Gelehrtenstuben der Professoren auf den Markt des Lebens gewagt, und diese Umgestaltung ist nothwendig, soll anders von politischer Durchbildung der Gesammtheit die Rede sein; ebenso ist zugleich die sittliche Erziehung dadurch bedingt, wenn man uns zugibt, daß in der Geschichte göttliche Gedanken durchschlagen, nach denen das Leben der Völker harmonisch sich construirt.

Mehr wie jeder Andre hat Derjenige zu verantworten, der von vornherein seine Arbeit als eine für das Volk geschriebene kennzeichnet, also eine größere Masse für sich gewinnen will, deren Urtheil er erst zu bilden strebt. Zu den neuesten Erscheinungen dieser Art gehört das angefangene Werk des Professor Mayer, von dem der erste Band vorliegt, und wir bringen das Buch um so lieber zur Sprache, als wir in ihm einen Zuwachs für die geschichtliche Literatur erkennen,

dessen sie sich rühmen kann. — Was wir zunächst betonen: Mayer zeigt ein tiefes Verständniß von dem innersten Leben unsrer Nation, von ihrem Begehren und Ringen wie von ihrer welthistorischen Mission. „Das junge Leben der Welt ist bei den Germanen," und dieser Satz bleibt nicht müßige Declamation, sondern findet Ausführung und Begründung. Daß der Verfasser durchweg mit Leib und Seele bei seiner Arbeit ist, hat selbstverständlich zur Folge, daß auch den Leser Begeisterung für die deutsche Sache ergreift, nicht jene kleinliche Schwärmerei, die sich auf Unkosten Andrer sättigt, da auch den Andern neben uns Gerechtigkeit widerfährt, sondern das Bewußtsein: einem Volk von hoher geistiger Kraft muß auch eine politische Zukunft erblühen. War jemals das deutsche Volk nationell zerrissen und zerstückelt, so war es dies im Beginn seiner Geschichte: ohne einen gemeinsamen König verband unsre Vorfahren nur gleiche Sprache, Sitte, Rechtsgewohnheit und Religion, aber sie besaßen auf der niedrigsten Culturstufe Tugend und Tüchtigkeit, so daß die deutschen Fußsoldaten es waren, die nach der Pharsalischen Schlacht sagen konnten: deut' haben wir dem Cäsar zur Herrschaft der Welt verholfen. Und als nun Rom zusammenbrach, als die schönsten römischen Provinzen späterhin deutsches Besitzthum wurden, gab germanisches Blut der hinsiechenden Welt neue Kraft. Wahrlich, noch heut' wiederholt sich in der neuen Welt des Columbus eine ähnliche Erscheinung: ist es nämlich Nordamerika einmal bestimmt, die Krone der Welt zu tragen, so hat „dieser saftstrotzende, jugendfrische Baum im wilden Urwald doch erst Gedeihen gefunden, nachdem er mit germanischen Reisern gepfropft war, indeß die romanischen Schöpfungen in Amerika verfallen." So die Welt regenerirend führt Mayer mit patriotischen Hoffnungen seine Deutschen auf den Kampfplatz, und berechtigt ist deshalb der Goethe'sche Satz als Motto seines ersten Capitels: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt. — Auf einem verhältnißmäßig engen Raum von fünfzehn Bogen wird nun zunächst die Geschichte bis zu den Luxemburgern hin dargestellt, und, ehrlich gestanden, würde eine nur etwas ausführlichere Explication verwickelter Perioden am Platz gewesen sein, obwohl Klarheit und Durchsichtigkeit grade Tugenden des Werkes sind. Soll das Mayer'sche Buch ein Volksbuch sein, — und wir müssen dies durchaus zugeben — so muß das Gegebene durch sich selbst verständlich sein, ohne daß wir aus andern Büchern nebenher Erkundigungen einzuziehen genöthigt sind. Mayer fesselt durch seine Darstellung und regt an; weil seine Deduction frisch, lebendig, kräftig ausfällt, so sind wir nicht mehr die nachlässigen Zuschauer der Handlung, sondern unversehens nehmen wir an entscheidenden Kämpfen Theil, mit Bewunderung für die großen Männer, die er uns zeichnet. Nicht als Gelehrter, nicht als Kritiker führt uns der Autor die großen Wandlungen des Lebens vor, als Mann vielmehr, als rühriger Kämpe für Freiheit und Wahrheit lehrt er uns Geschichte. Darum scheint das, was wir zu lesen bekommen, oft nicht mit der Feder, sondern mit der Streitaxt geschrieben, markig und gewaltig, wie sich rechtzeitig zugleich sein Stil zu Ruhe und zu poetischem Schwung versteht, äußerlich schon daran erkennbar, daß er seine Abschnitte mit classischen Poesien einleitet. An sich noch kein Vorzug, auch nicht schwierig, aber mit Geschick wird das gegebene Gedicht in den Text hineingewebt und darum wollen wir des Zierraths nicht mehr entbehren. Uebrigens sind viele Partien des Mittelalters, nachdem besonders Uhland ihnen Ausdruck und Form gegeben, nicht schöner mehr wiederzugeben, und daß also der Historiker auf diese zurückgeht, finden wir ganz in der Ordnung. — Es würde sich verlohnen, dem Leser einzelne Figuren und Scenen aus dem geistvoll zusammengefügten Ganzen vorzuführen, aber wir müssen uns auf Andeutungen beschränken und nennen als besonders gelungen Friedrich Barbarossa und Rudolph den Habsburger; von den wichtigeren Schlachten gibt Mayer lebendige und klare Schilderungen, auch der poetischen Literatur wird, wenn auch kürzer als zu wünschen ist, gedacht. — Wir nannten die Mayer'sche Geschichte anregend, und es sei uns hier eine Bemerkung gestattet, die um so gerechtfertigter ist, als wir ein Buch für das Volk ankündigen und empfehlen. Wer in unserm lieben Vaterland sich ein wenig umgesehen und mit allerhand Menschen in Berührung gekommen ist, wird wahrgenommen haben, daß eine solide Geschichtskenntniß nur Wenigen eigen ist; woran das liege, ist hier festzustellen der Ort nicht, aber es ist Thatsache und eine Aenderung nothwendig. Wir sind überzeugt, daß eine aufmerksame Lectüre des hier besprochenen Buches um so lohnender ist, da es zugleich hinreichend Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Gegenwart bietet. Wir sehen mit Spannung der Fortsetzung des Werkes entgegen.

Gedichte von Friedrich Hebbel. Gesammt-Ausgabe, stark vermehrt und verbessert. Stuttgart und Augsburg, J. G. Cotta'scher Verlag. 1857.

Jeder, der sich auch nur oberflächlich mit unsrer neuesten Literatur beschäftigt hat, wird verwundert die gegensätzlichen Urtheile erfahren haben, die über Hebbel als Dichter überhaupt und namentlich als dramatischen Dichter seit dessen erstem Auftreten bis auf diesen Tag erschienen sind. Wohin man Hebbel auch immer stellen, welchen Grad der Anerkennung man ihm auch zukommen lassen mag, seine große poetische Potenz wird ihm kein Einsichtiger streitig machen und aus der Unmasse von überschwänglichem Lob und Tadel, den seine Werke hervorriefen, dürfte die über das gewöhnliche Maß hinausgebende Bedeutung dieses Dichters sicherlich resultiren. Wir werden es versuchen, eine gedrängte Anzeige seiner Gedichte zu geben und nur jene Gesichtspunkte fixiren, welche hinreichen, das Eigenthümliche und scharf Abgegrenzte seiner Lyrik zu charakterisiren.

Das Buch ist in sieben Hauptabschnitte eingetheilt und enthält die erste, 1842 bei Campe und die zweite, 1848 bei J. Weber erschienene Sammlung, sowie eine beträchtliche Anzahl neuer

Gedichte. Viele in den ebengenannten Sammlungen befindliche Gedichte wurden aus der Gesammt-Ausgabe ausgeschieden, viele wieder durch das Hinweglassen einer Strophe oder durch die Veränderung eines Verses, eines Adjectivs verbessert, und es könnte zu interessanten ästhetischen Betrachtungen führen, wenn man sich die Mühe geben wollte, den Gründen solcher Varianten nachzugehen.

Das bezeichnende Merkmal dieser Gedichte ist: eine zudringliche Kraft der Individualisirung, die sich ebenso entschieden in der Darstellung von Naturobjecten, wie in jener seelischer Zustände offenbart und in solcher Weise noch niemals lyrisch hervortrat. Wenn demzufolge das Lied qualitativ und quantitativ spärlich hier vorhanden ist, so geht das nicht nur aus jenem Hauptzuge in Hebbel's Wesen selbst hervor, sondern auch und zwar vornehmlich aus dem allgemeinen Entwicklungsproceß der modernen Lyrik überhaupt, die sich von der früheren durch das Hineinziehen aller Gegenstände im Welt- und Menschenleben in den poetischen Kreis auffällig genug unterscheidet.

Derjenige begreift weder die neuere Lyrik noch die classische, welcher Hebbel's Gedichte aus einer kalt berechnenden, philosophisch mit Gedanken spielenden Stimmung hervorgesproßt glaubt und weise Reflexionspoesie tauft. Das nachträglich in uns geweckte Denken ist es, was die Mehrzahl der Hebbel'schen Gedichte charakterisirt. Hebbel vertieft sich überall in das Einzelne und diese Vertiefung bringt den Zusammenhang des singulären Falls mit dem Totalnexus zur Erscheinung. Seine Lyrik ist weniger verwandt mit der Schiller'schen als mit der Goethe'schen, denn bei Schiller war es die eigene Unzulänglichkeit, der Empfindung und Anschauung einen lyrischen Ausdruck zu verleihen, wie denn der Keim, der einem Laura-Gedichte zu Grunde liegt, oder dem Ritter Toggenburg unter Goethe's Hand die Form von „Willkommen und Abschied" und vom König in Thule gewonnen hätte; bei Hebbel dagegen ist es die Unzulänglichkeit des Materials zur rein lyrischen Gestaltungsweise, während sich, was das Lebendige anbelangt, selbst seine specifischen Lyrika vor den Goethe'schen nicht eben zu schämen brauchen. Ein paar Beispiele sollen das Gesagte noch deutlicher machen. Hebbel's „dithmarsischer Bauer" beginnt mit folgender Strophe:

Der warme Sommer scheidet
Mit seinem letzten Strahl,
Der Sohn des Südens schneidet
Das Korn zum zweiten Mal;
Man bäckt's am Donaustrande,
Man mahlt's am Rhein und Main
Und führt's am fernsten Rande
Des Reichs zum Dreschen ein.

Hebbel ist, wie man sieht, nicht damit zufrieden, die Erntezeit in Holstein bloß zu schildern, aus welcher die Erfindung des Gedichts herauswächst, sondern ihn drängt's, das ganze deutsche Land von der Adria bis an die Nord- und Ostsee in diesem schönen Moment zu malen und eben dadurch der speciellen Erscheinung eine größere Energie zu verleihen.

Hebbel rückt, gewiß nicht in klügelnder Absichtlichkeit — denn sonst würden wir in dem Dargestellten keinen Organismus vollstreu sehen, — morgenländische und abendländische Zustände zusammen, um seine Orientalin herauszuarbeiten; er individualisirt die generellen Verhältnisse und erspart sich das specielle Detail dann um so zuversichtlicher bei der Schilderung der so und so gearteten Situation, die er vorführt. Er geht, das gilt im Allgemeinen von seinen Gedichten, jeglicher Verzweigung bis zu den Wurzeln nach und wenn er zuweilen der Schönheit wehe thut, so entschädigt er uns dafür wieder an Tiefe der Darstellung. Er bringt sonder Scheu oft häßliche, oder wenigstens zu stark entblößte Bilder der äußeren und inneren Natur, weil ihm das Fixiren des Zustandes am Herzen liegt, welcher nun einmal in keinem freundlicheren Augenblick zu ertappen war. Ebenso verhält er sich bei der poetischen Lese im lutherischen Weinberge: Wein, Weiber und Gesang. Das sind in der Form, wie sie Goethe, Uhland, Körner und Mörike behandelten, abgethane Dinge. „Freudvoll und leidvoll," „Die linden Lüfte sind erwacht" u. s. w. hat in der modernen Lyrik nicht nur keinen Raum, sondern wurde momentan unmöglich. Die Aufgaben, der geistige und auch der gemüthliche Zug sind ein andrer geworden, wir wollen jetzt vom Dichter nicht mehr hören, daß ihn die Liebe glücklich-unglücklich macht und daß der Frühling das erstarrte Leben erlöst, sondern wir wollen erfahren, wie die Liebe in der Menschenbrust die Gestalt des Hasses und der Unzufriedenheit annimmt und gleichwie auf einem Maskenball nacheinander in hundert Larven einhergeht, wir möchten wissen, welchen Reiz die Zwitterstunden des Lenzes besitzen und wie süß demnach der Mai ist, wenn auch noch der Frost die Bäume schüttelt und keine Lerchen in der Höhe wirbeln. Das Alles ist ebenso „allgemeinmenschlich" — um das beliebte Schlagwort anzuwenden — wie die Dämmerung nicht unnatürlicher ist als Tag und Nacht. Schon in Heine manifestirte sich der von uns dargelegte Individualismus der Lyrik, die sich von jener Hebbel's dadurch unterscheidet, daß Heine überall die Welt aufgelöst sieht, überall eine klaffende Posse, eine über den Erdkreis traurig klingelnde Schelle, und daß Hebbel die Welt überall sich zusammenschließen sieht, überall einig und vollständig und selbst nach ihrer dunkeln, tragischen Seite hin eher zur Entsagung und Selbstbescheidung auffordernd, als zur Klage, zum Fluch und Hohn. Je mehr sich der Kreis der Lyrik erweitert, desto weniger unmittelbar wird diese Kunstform und desto seltener werden die Stunden, in welchen sich die Empfindung nackt wie ein Kind aus dem Dichter hinausstiehlt. Schwingt sich aber einmal die Empfindung in Hebbel's Lyrik specifisch rein empor, mit der er sich's ebenso wenig bequem machte, wie mit seinen Dramen, indem er auch hier früher nach allen Weltgegenden die Blicke sandte und jedem Kampf und Conflict die Stirne zeigte, ehe er das Schöne in sich ruhig genoß, dann hat er dafür auch Klänge von der tiefsten Innigkeit und von so gesättigtem Leben, als ob für ihn Nichts als lautres Sonnengold, als Duft und Thau existirte. Als Beleg citiren wir den Liebeszauber, Süße Täuschung, aus dem Cyclus: Ein frühes Liebes-

leben, der Sonnenjüngling, das nächtliche Echo, Sturmabend und das Nachtlied.

Zu Hebbel's eigenthümlichsten Productionen gehören jene Gedichte, welche ein mystisches Lebensmoment, ein dunkles, ahnungsvolles Wesen darstellen. Da begegnen wir wirklichen Naturlauten, Stimmen nämlich, die man im Zwielicht hört, Tönen, die ein ängstlich-süßer Augenblick des Herzens geheimnißvoll weckt. Wir nennen die Gedichte: Das Mädchen im Kampf mit sich selbst, Das Mädchen Nachts vor'm Spiegel, Böser Ort, An eine Unbekannte, Sommerbild und Bubensonntag.

Seine Balladen zerfallen in zwei Arten. Die eine ist die der eigentlichen Ballade, in der nämlich ein Vorfall, sei er dramatischer oder epischer Natur, lyrisch verwirt und in Bewegung gesetzt wird. Davon führen wir auf: der Haidenknabe, Vaterunser, virgo et mater. Die zweite Art, die niedrigere, ist die der poetischen Erzählung, von welcher wir: das Kind am Brunnen, die heilige Drei und den dithmarsischen Bauer namentlich hervorheben.

Es erübrigt uns nun, noch Etwas über das Buch Sonette und über die Epigramme, die ein Drittel der Sammlung bilden, zu sagen. Die Sonette stellen, in der Art antiker Gemmen, Lebenssymbole, Kunstwerke und Landschaftsbilder auf der möglichst kleinsten Fläche poetisch dar. Wir kennen nur wenige Dichter, welche die Form des Sonetts in so meisterhafter Weise wie Hebbel behandelt hätten. Bei ihm werden die gebotenen vierzehn Zeilen eine zufällige äußere Schranke, indem der Inhalt erst durch den letzten Vers vollständig verarbeitet erscheint. Man begehrt ebenso wenig einen nachträglichen Doppelreim, als man beim Menschen mit Einem Munde unzufrieden wäre, oder als man die Krücke des Hinkenden für eine eigentlich organische Ergänzung des Individuums hielte.

Der Reichthum an blitzenden Gedanken, tiefsinnigen Anschauungen und anmuthigen Bildern, welchen man in den Epigrammen antrifft, setzt in Erstaunen und regt alle Seiten der Bildung im Menschen an.

Daß diese Gedichte viele Anfechtungen erleben werden und zwar solche, die wirklich wunde Punkte treffen, ist gewiß, ebenso gewiß aber auch, daß sie ein Moment des deutschen Geistes spiegeln und daß nicht nur ein sinniges Frauenherz, sondern auch der Belletristik abholde Gelehrte und Forscher Manches in diesen Blättern finden werden.

Schließlich theilen wir unsern Lesern ein Gedicht aus der Sammlung mit:

Süße Täuschung.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke,
Und mich so tief, so ganz hinein
In jene sel'ge Zeit versenke,
Wo wir zusammen, Hand in Hand,
Hier wandelten in stillem Wehe,
Da ist es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbestehe.

Wir gehen fort und immer fort
Und schau'n die Gräber in der Runde,
Du hast für jegliches ein Wort
Und sprichst es aus mit sanftem Munde.
Du sprichst vom frühen Schlafengehn
Und von der Eitelkeit der Erde,
Und von dem großen Wiedersehn,
Das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommst du an dein eigen Grab,
So rufst du aus: Wir müssen scheiden,
Der Vater ruft die Tochter ab,
Wir wußten's längst und wollen's leiden.
Und ruhig wandle ich hinaus,
Wie einst aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heimrief in das Haus,
Und du dann sprachst, ich solle warten!

Lieder der Minnesinger. Von Karl Simrock. Elberfeld, R. L. Friederichs. 1857.

Der Herausgeber schließt seine Vorrede nach Auseinandersetzung der Schwierigkeiten, welche die metrisch treue Uebersetzung jener alterthümlichen Dichtungen in's Hochdeutsche ihm auferlegt, mit den Worten: „An Fleiß habe ich es nicht fehlen lassen, und vielfältige Vorübung wird man mir wohl zugestehen; gleichwohl vermochte ich bei anstrengender Bemühung nur den allerkleinsten Theil des unermeßlichen Schatzes zu heben, und auch diesen nicht in seinem ursprünglichen Glanze: ich bin zufrieden, wenn man das alte Gepräge erkennt." — Diese Bescheidenheit ziemt einem Karl Simrock nicht, wie sehr sie ihn auch ehrt. Denn er hat nicht nur die reichhaltigste Auswahl unter den Minnesingerliedern, sondern auch den treusten, wahrsten Ton in der Uebersetzung getroffen. Er hat nicht Sandkörner, vielmehr Quadersteine zum Bau der Walhalla geliefert, die den fürstlichen und bürgerlichen Sängern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in den Herzen der deutschen Epigonen gebührt. Wer mit altdeutscher Sprache und Metrik vertraut ist, muß zugestehn, daß es bedeutend schwerer ist, die Poesien jener Epochen gut zu übertragen, als ausländische neue Dichter selbst so vorzüglich in unsrer Muttersprache zu repräsentiren, wie Freiligrath den Schotten Burns und Andere. Simrock hat das Höchste geleistet. Die Sammlung beginnt mit Kaiser Heinrich's VI. Liedern und erstreckt sich durch die Periode Wolfram's von Eschenbach und Walther's von der Vogelweide (der am reichsten vertreten ist) bis zu den glühenden Ergüssen Tannhäuser's, der so leidenschaftlich zu Tanz und Lebensgenuß aufspielt, daß „der Fiedelbogen dem Fiedler zerreißt." Auch das wundervolle Volkslied vom Tannhäuser ist vorhanden. Den Beschluß machen die höchst originellen Wettgesänge der Dichter, die bei'm Wartburgkrieg betheiligt waren. Wir heben statt unendlich vieler Strophen voll überraschender Anschauungen nur die einzige aus einem Liede Biterolf's hervor:

„Ein Kater deuchte sich so zart,
Daß er die Sonne freien wollte, da sie früh aufging,
Und nahm doch bald nach angestammter Art
Ein Thier, das Mäuse fing."

Als Motto über der ganzen Ausgabe könnten

die Verse Markgraf Heinrich's von Meißen stehen, die sich auf Seite 22 finden:

„Ja reicher Gott, wie sanft es thut,
Wen freudlich grüßt ein liebes Weib,
Dem wird so freudenreich der Muth,
Als ob das Herz ihm und der Leib
In Lüften flöge wunderbar."

So viel steht fest: für Junge und Alte, Frauen und Männer, würden diese Dichtungen voll Geist, Feuer, Gesinnung und Gedanken ein nützlicheres, schöneres, edleres Geschenk sein, als die Toilettenschätze der modernen Goldschnittpoeten in Albumbänden, in denen sich meist nicht ein einziges jener Elemente des wahren Sängerthums spüren läßt.

Vier Jahre Memoiren. Portraits und Erlebnisse von Eduard Schmidt-Weißenfels. Prag und Leipzig. Verlag von J. L. Kober. 1857.

Was an den Erlebnissen Wahrheit und was Dichtung sein mag, können wir nicht genau nachweisen; nur vermuthen läßt sich aus mehreren plötzlichen Absprüngen und Uebergängen, daß hier, wie Hamlet sagt, „nicht Alles taugt." Desto rühmenswerther sind aber die Portraits, die der Verfasser aus den vier Jahren 1847—51 liefert. In den Charakteristiken der hervorragenden Geister des modernen Frankreichs, namentlich: Eugen Sue, Balzac, Alexander Dumas, Girardin, Gerard de Nerval, Rosa Bonheur, Frau von Girardin, George Sand, Lamartine und den renommirten Häuptern der Februarrevolution spricht sich ein entschiedenes publicistisches Talent aus, das ein stellenweis üppiger Humor noch glänzender macht. Das Buch hat mit Ausnahme des ersten kein uninteressantes Capitel, ja je weiter man liest, desto mehr wird man durch treffliche Schilderungen von Persönlichkeiten angezogen, die Jedermann wenigstens oberflächlich kennt. Wir können allen Lesern eine befriedigende Lectüre versprechen.

Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen mit vielen ausgeführten Bildern, Illustrationen und einem Titelbilde in Farbendruck von Götze, Georgy und Kretzschmar. Prachteinband in Golddruck. Leipzig bei Volkmar.

Wir müssen den Zweck, den der Verleger bei Herausgabe dieses Albums im Auge hatte, als glücklich erreicht betrachten. Das Buch ist durchdacht und sichtlich mit großer Liebe und feinem Geschmack ausgeführt. Es finden sich eine große Anzahl solcher Lieder und Romanzen in diesem Album vereinigt, daß es in der That eine Sammlung bildet, die viel des Schönsten und Erhabensten enthält, was die deutsche Dichtkunst bietet. — Die Illustrationen, welche in vortrefflichen Holzschnitten das Album zieren, so wie die reiche Ausführung von Druck, Papier und Einband, berechtigen dazu, das Buch nach Inhalt, Form und Gedankenfülle als ein Geschenk für Jungfrauen zu begrüßen und zu empfehlen, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. — Wir rühmen als einen besondern Vorzug, daß der Bilderschmuck des Albums neben großer Schönheit der Technik, von tiefem Sinn ist und daß in den lieblichen Illustrationen die Aufforderung liegt, nach der Idee zu forschen und den Gedanken zu ergründen, welchen Dichter und Künstler in wechselnden und sich ergänzenden Bildern offenbaren. —

Die Ausführung des Titels in Buntfarbendruck hat uns übrigens gestört; der künstlerische Werth des Albums würde uns ohne denselben vollendeter erschienen sein.

Kurze Anzeigen.

Anna. Von Minna von Mädler, geborne Witte. Hannover. Verlag von Carl Rümpler. Diese anziehende Dichtung gibt ein livländisches Lebensbild und schildert in reizender Einfachheit Glück und Leid eines echt weiblichen Herzens. Die einzelnen Charaktere sind mit sorgsamer Hand ausgeführt, die Schilderung der Lebensweise derselben in der Ausführung voll fesselnder Anmuth. Der Umstand, daß die Verfasserin zum historischen Hintergrund die letzten Vorgänge in den Donaufürstenthümern gewählt, dieselben aber nur ganz allgemein angedeutet hat, rückt das lebensvolle Genrebild dem Blicke des Beobachters näher und verleiht den einzelnen Figuren eine wirksamere Bedeutung. Innere Wahrheit und gewissenhafte Naturtreue, selbst in der Ausführung der kleinsten Theile des ganzen Werkes, machen dasselbe zu einer ebenso werthvollen wie gefälligen Gabe.

Im Verlage von Otto Spamer in Leipzig ist gegenwärtig vollständig der erste Band vom Buch der Erfindungen ausgegeben. Dieser Band enthält die Geschichte des Papieres, die Erfindung der Buchdruckerkunst, der Holzschneidekunst und ähnlicher Werkthätigkeiten, denen sich die Erfindung des Schießpulvers und der Schießwaffen anschließt. In wohlgeordneter Folge werden dann die Erfindungen der neueren Zeit: Elektricität, Magnetismus, Galvanismus und Dampfkraft, sowie die Leuchtstoffe und deren praktische Anwendungen sehr anziehend und lehrreich behandelt. Zahlreiche Illustrationen erläutern den Inhalt und tragen dazu bei, dem Buche die Richtung wahrer Popularität zu verleihen.

Fünfte Abtheilung.

Ueber die Anfertigung des Kriegsmaterials bei den Engländern.

Von F. Barrentrapp.

Der lange Friede vor Beginn der Krimfeldzüge der Alliirten hatte kein Volk zu einer so totalen Vernachlässigung der Verbesserung der Waffen und Munition der Landtruppen verführt, wie die Engländer; der Krieg traf sie daher unvorbereiteter als alle Andern, die kolossalsten Anstrengungen vermochten nicht, augenblicklich das Versäumte unfühlbar zu machen, ja der Friede, den England nicht wünschen konnte, mußte geschlossen werden, ehe die Erfolge der mit bewundernswerther Energie in's Leben gerufenen neuen Anstalten zur Beschaffung des tadellosesten Kriegsmaterials sich zeigen konnten.

Derselbe Vorwurf und dieselbe Entschuldigung läßt sich hierfür geltend machen, welche der große Geschichtsschreiber Macaulay bei Besprechung der Einführung der Duldungs-Acte im Jahre 1689 der englischen Gesetzgebung als größten Fehler und zugleich als Ursache ihrer segensreichen Resultate von den Zeiten Johann's bis auf die Jetztzeit zuschreibt. Er sagt: „Die Berathungen unsrer zweihundert und fünfzig Parlamente hat stets der Grundsatz geleitet, niemals eine Neuerung einzuführen, ohne daß eine fühlbare Beschwerde sie unabwendbar macht... Die englische Nationalabneigung gegen alles Abstracte wird in der Verwaltung offenbar zum Fehler, aber es ist vielleicht ein Fehler, welcher in der Uebertreibung des Richtigen besteht." Und die andern Nationen werden Mühe haben, den Beweis zu führen, daß sie weiser handelten als die Engländer, indem sie fünfunddreißig Jahre lang den Grundsatz: si vis pacem para bellum mit Aufwand von Milliarden durchzuführen sich bethten, trotz aller traurigen Erfahrungen, welche der Krim die Engländer machen mußten.

Als der Krieg eintrat und die Mangelhaftigkeit der Waffen und Munition, sowie der ganzen Verpflegungsanstalten schwer auf den tapferen Soldaten Englands lastete, entschloß man sich, mit aller Energie nun auch die Verbesserungen, welche die Technik in den langen Friedensjahren erzielt hatte, mit einem Schlage und in der höchsten Vollkommenheit zur Ausführung zu bringen, so daß jetzt in England ein vollständig neues System der Fabrication von Schießwaffen und Munition organisirt ist, was seines Gleichen nicht hat und in welchem die Erfahrungen aller andern Länder, namentlich Amerikas, vollständig aufgenommen und zu einem organischen Ganzen vereinigt sind. Man hat keine Mittel gescheut, wie wir sehen werden, die nach unsern heutigen Kenntnissen möglichste Vollkommenheit zu erreichen und dabei manches bewundernswerth Vollendete neu eingeführt.

Als in den Jahren 1853 und 1854 die englische Armee mit Miniégewehren versehen werden sollte, errichtete die Regierung die neue Fabrik. Die Gebäude, welche die Maschinen zur Gewehrfabrication enthalten, bedecken einen Raum von 40,000 Quadratfuß; sie enthalten über tausend verschiedene Maschinen oder Apparate, die zu verschiedenen Zwecken der Vollendung der kleinen Schußwaffen dienen. Ungefähr zweihundert derselben wurden aus Amerika bezogen, wo der berühmte Mechaniker Whitney bereits seit Jahren die größten Fortschritte in der Gewehrfabrication mit Maschinenanwendung gemacht hat, einige Maschinen lieferten Belgiens allbekannte Maschinenanstalten und die übrigen achthundert stellten in unglaublich kurzer Zeit englische Maschinenfabrikanten und Mechaniker dar.

Hundertundfünfzig Pferdekräfte, durch mehrere Dampfmaschinen erzeugt, treiben die laufenden, mehr als dreitausend Fuß langen Wellen, welche sämmtliche Maschinen in Umgang setzen.

Der leitende Grundsatz bei Organisation der Fabrik bestand darin, die Vorbereitungsmaschinen bereits zu so vollkommener und gleichmäßiger Anfertigung der rohen Theile zu befähigen, daß den Vollendungsmaschinen nur Wenig zu thun

übrig bleibt, um die völlige Uebereinstimmung jedes Stückes zu bewirken; wo dies nicht unmittelbar zu erreichen stand, schaltete man einen oder mehrere Apparate ein, die die rohen Theile erst halb fertig machen, um jederzeit der Vollendungsmaschine nur die letzte Nachhülfe zu überlassen, wodurch diese geschont und im Stande erhalten wird.

Alle schmiedeeisernen und stählernen Theile des Schlosses z. B. werden unter kräftigen Dampfhämmern oder mechanischen Prägwerken in Gesenken mit Stempeln oder Stanzen, oder durch Kaliberwalzen in die erforderliche Form gebracht. Nachdem sie so möglichst genau die Form des Modells erhalten haben, werden sie durch Ausglühen weich gemacht und dann durch Beizen von allem Hammerschlag gereinigt, was die schneidenden Werkzeuge, welche zur Weiterbearbeitung dienen, gegen zu starke Abnutzung und zu baldiges Stumpfwerden schützt. Fräsen und Kräuselwerke der verschiedensten Art vollenden die Form, wo Hobelung und Anwendung von den Guillochirmaschinen ähnlichen Apparaten nicht ausreicht.

Um z. B. die Löcher in der Schloßplatte stets vollkommen richtig zu bohren, wird dieselbe in eine genau passende Büchse eingeschlossen, die auf der Bohrmaschine über den Bohrern befestigt ist, damit die Bohrspähne von selbst aus den Löchern fallen. Der nach unten gekehrte Deckel der Büchse hat so viele Löcher an den geeigneten Stellen, als in die Schloßplatte gebohrt werden sollen; durch diese treten die Bohrer von passender Größe und werden dadurch genau richtig gegen das zu bohrende Stück geführt. Die Bohrmaschine trägt auf so viel Spindeln als nöthig die Bohrer von passender Größe und bewegt dieselben mit zweckmäßiger Geschwindigkeit.

Ein durch seine Form sehr complicirt darzustellendes Stück ist das Bajonett. Es macht sechsundsiebenzig Operationen zu seiner Vollendung nöthig, jede derselben ist aber einfach und rasch durch die Maschinen zu bewerkstelligen, welche es wohlfeiler, besser und genauer liefern als die geschickteste Handarbeit. Ein eigener Apparat z. B. dreht die massive eiserne Hülse äußerlich ab, ein zweiter bohrt sie ungefähr richtig aus, ein dritter schlichtet die Endflächen, ein vierter bohrt fast richtig aus, ein fünfter versieht die Enden mit einer schiefen Facette, ein sechster gibt zuletzt der innern Höhlung eine ganz gering konische Gestalt. Alle Bajonetthülsen erhalten so eine bis auf $^1/_{1000}$ Zoll richtige Dimension. Bei den geringen Nachhülfen, die man von den Justirmaschinen verlangt, werden sie nicht übermäßig angestrengt und bleiben für so feine Arbeit genau.

Die unregelmäßige Gestaltung des Gewehrschaftes, die vielen Stellen, welche zum Einlassen des Schlosses, der Bügel und so weiter ausgestochen werden müssen, machen, daß er zwanzig Maschinen dargeboten werden muß, ehe er vom roh zugeschnittenen Stück Holz bis zur Politur, die allein mit der Hand ausgeführt wird, fertig gemacht ist. Dennoch ist mit Einschluß der für das Aus- und Einspannen des Arbeitsstückes auf die Maschinen nöthigen Zeit nur eine halbe Stunde zur Bearbeitung eines Schaftes erforderlich und die Fabrik liefert wöchentlich tausend fertige Gewehre, deren einzelne Theile so genau übereinstimmend hergestellt sind, daß man ohne weitere Nachhülfe mit der Hand jeden Theil an jedem Gewehr an seine Stelle schraubt und an Zeit und Arbeitslohn für das vorzügliche Fabricat so viel spart, daß die ganze Fabrikeinrichtung schnell verdient sein wird.

Wie man an dem Commißgewehr heute eine ganz andre Einrichtung und Vollendung verlangt als früher, so auch von der Munition, namentlich von den Kugeln. Die gegossenen genügen wegen ihrer ungleichen Schwere, und besonders da sie fast sämmtlich Höhlungen enthalten, welche sehr nachtheilig auf die Richtigkeit des Schusses einwirken, nicht mehr den Anforderungen. Man verfertigt daher Bleistangen von nahezu der Dicke der Kugeln mit Anwendung hydraulischer Pressen. Die auf einem Haspel sich aufrollenden Bleistangen werden auf einer Maschine in für je eine Kugel passende Stücke zerschnitten, diese Stücke fallen in eine aus vier Backen bestehende Form, aus der sie für die Patrone fertig hervorgeben, indem sie einem sehr starken Druck unterworfen werden und dadurch genau die erforderliche Gestalt annehmen. Die Maschine liefert pro Minute 500 Stück oder in zehn Arbeitsstunden 250,000 Stück. Die erforderlichen kleinen Holzspiegel für die Gewehrpatronen werden aus quadratischen Stäben von einer Art selbstthätiger Drehbank geschnitten; ein Knabe kann mehrere solche Apparate beaufsichtigen und liefert täglich eine halbe Million ab.

Auch die frühere Fabrication der Papierhülsen für die Patronen durch Zusammenkleistern von Papierstreifen hat man aufgegeben und eine eigene Papierfabrik deshalb mit der Munitionsfabrik verbunden, in der das Papierzeug wie gewöhnlich durch Holländer beschafft wird; man bildet aber aus der Papiermasse nun nicht Bogen, sondern eine ganze Menge kleiner Papiercylinder. Metallene Formen von der Gestalt der Patronenhülse mit vielen feinen Löchern durchbohrt sitzen auf einer gemeinschaftlichen Röhre und über jede Form ist eine Kappe von feinem Filz gezogen. Die gemeinschaftliche Röhre steht mit einer Luftpumpe in Verbindung. Man taucht die Vorrichtung in die Papiermasse und zieht die Luft aus. Dadurch bedeckt sich der Filz augenblicklich mit einem Ueberzug von Papier. Man hebt den Apparat aus dem Papierbrei und trocknet die gebildeten Papierkapseln in einem Dampfapparat, worauf man sie von der Unterlage abzieht, was Alles binnen einer Viertelstunde vollendet ist.

Im Jahre 1854 wurde auch eine neue Gießerei für Hohl- und Vollkugeln für das schwere Geschütz mit den nöthigen Bohrapparaten zur Bildung der Brandlöcher und der Sitze der Zünder errichtet; die vorhandenen acht Kugelöfen vermögen täglich 4000 Centner Voll- und Hohlkugeln zu gießen, die Formerei ist außerordentlich bequem eingerichtet. Alle Formen stehen auf Wagen, welche auf Eisenbahnen vor den Ofen gefahren und von dort nach den Räumen gebracht werden, wo die gegossenen Kugeln herausgenommen, gereinigt und die Formkasten neu hergerichtet werden. Das Herausheben der Modelle aus den Formen geschieht durch einen

Mechanismus, wodurch die Kante der Sandform besser geschont wird und jeder gewöhnliche Former leicht zum Kugelformen angelernt werden kann.

Die Bohrmaschinen genügen, um binnen vierundzwanzig Stunden an 10,400 Hohlgeschossen die Brandlöcher auszubohren und dieselben mit den erforderlichen Schraubengängen zu versehen.

In dem kalten Winter 1854—55 baute man binnen zwei Monaten ferner eine Anstalt, welche 30,000 Quadratfuß bedeckt, in der vier Dampfmaschinen sieben Dampfhämmer treiben, welche mit Beihülfe von vierzig Arbeitsmaschinen schmiedeeiserne Hohlgeschosse von der Form sehr großer Champagnerflaschen liefern. Dieselben werden aus ebenen Eisenplatten in sechs oder sieben Hitzen gestampft, so daß sie keine Naht enthalten, dann innen und außen abgedreht, was vermittelst eines Dutzends darauf gleichzeitig wirkender Drehstühle geschieht.

Die Anfertigung der hölzernen Spiegel hat man so zu beschleunigen verstanden, daß jetzt jeder Knabe siebenmal so viel davon auf seiner Drehbank anfertigt als früher.

Die Zahl der täglich producirbaren Zünder ist bis auf achttausend gesteigert worden.

Bei der Fabrication der Raketen wurde die Zusammenpressung der Füllung bisher durch ein fallendes Gewicht bewirkt, welches mehrere Menschen aufzogen. Es ist dies eine gefährliche Operation, weil dabei oft Explosionen vorkommen. Jetzt hat man selbstthätige Maschinen zum Einfüllen des Satzes erdacht, und bewirkt das Zusammenpressen durch hydraulische Pressen. Diesen ganzen Theil der Fabrication hat man von den übrigen Etablissements entfernt in der Mitte eines angrenzenden, 114 Morgen umfassenden, von Sümpfen umgebenen Terrains angelegt. Die Dampfmaschine, welche die hydraulischen Pressen treibt, ist sehr weit von dem Laboratorium entfernt und in langen Röhren pflanzt sich der Wasserdruck bis zu den Füllräumen fort, die selbst durch enorm starke Wände derart von einander getrennt sind, daß eine eintretende Explosion auf einen Raum beschränkt bleiben muß.

Was den Guß und das Ausbohren der Geschütze betrifft, so waren bis 1842 in England die alten Methoden und Vorrichtungen im Gebrauch, die schon 1780 eingeführt worden waren. Man hatte zwar bis 1851 mancherlei Verbesserungen angebracht. Im Jahre 1855 wurde es erforderlich, jede Woche zwölf Geschütze zu vollenden, man mußte daher die Woolwicher Gießerei sehr vergrößern und fing nun an, nur metallene Modelle und eiserne Formkasten anzuwenden. Statt der großen gußeisernen Mörser, die ihre Probe bei Sweaborg so schlecht bestanden, werden jetzt ähnliche in den königlichen Werkstätten gegossen aus Gemischen der verschiedensten dazu geeigneten ausländischen und inländischen Eisensorten. Es sind zehn schmiedeeiserne Dammgruben von fünfzehn bis zwanzig Fuß Tiefe vorhanden und zwanzig Bohrmaschinen, die die größten Geschütze zu bearbeiten im Stande sind. Eine Menge von Krahnen macht es möglich, daß wenige Arbeiter mit Leichtigkeit diese kolossalen Metallmassen bewegen, vor die Maschinen bringen und entfernen.

Ebenso wurde die Stellmacherwerkstatt ganz neu organisirt. Dreihundert arbeitersparende Maschinen wurden aufgestellt, um damit alle einzelnen Theile, selbst die Speichen und Radfelgen, ohne Handarbeit zu beschaffen. Eine von einer achtzig-pferdekräftigen Dampfmaschine betriebene Sägemühle schneidet die Klötze roh zu, wobei eine Kreissäge von sechsundsechzig Zoll Durchmesser und eine lange endlose Bandsäge Anwendung finden.

Auch Büchsen und Kisten zur Verpackung des Materials werden hier in Menge dargestellt, und da bei der Massenhaftigkeit des Fabricats schon der Transport zu und von den Maschinen eine große Arbeitskraft in Anspruch nahm, so hat man endlose horizontale Bänder, die über Walzen ausgespannt sind, so angeordnet, daß ein solches von jeder Maschine bis nach einem gleichen, durch die ganze Länge des Arbeitsraumes geführten Bande läuft. Die bei jeder einzelnen Maschine auf ihr Band oder Tuch fallenden Gegenstände werden durch die endlosen umlaufenden Bänder auf das Hauptband entladen und von diesem in das Magazin befördert, wo sie sortirt werden. Im Jahre 1855 wurden 280,000 Stück durch diese mechanische Vorrichtung magazinirt, 3715 vollständige Laffetten für Mörser und Kanonen nebst Protzkasten wurden angefertigt und dazu 445,000 verschiedene Artikel hergestellt; die Zahl der einzelnen Bestandtheile betrug mehrere Millionen.

Die Pulverfabriken des Gouvernements hatten seit 1815 wenig Beschäftigung, so daß die jährliche Production bis auf 3500 Fässer gefallen war. Man hat jetzt die Production auf 20,000 Faß jährlich gesteigert. Dabei hat man das Körnen des Pulvers, wobei öfters Explosionen vorkommen, einer selbstthätigen Maschine übertragen, der Arbeiter richtet nur das Erforderliche zu und begibt sich dann an einen sichern Ort; sobald die Maschine ihre Arbeit vollendet, also auch jede Gefahr verschwunden, gibt sie durch eine Klingel das Zeichen, daß der Arbeiter wieder herzukommen, das fertige Fabricat entfernen und die Vorkehrungen zu neuer Thätigkeit ohne jede Gefahr treffen kann.

Es mag gestattet sein, hier auch noch einiger allgemeiner Vorrichtungen zu gedenken, die in neuester Zeit bei dem Arsenal getroffen worden sind. Das Wichtigste ist der neue Hafendamm, der gestattet, daß vier der größten Schiffe sich unmittelbar daran legen. Auf diesem Damm sind viele hydraulische Krahne aufgestellt, welche die Zeit der früheren Befrachtung eines Schiffes auf $^1/_7$ herabbringen und dabei so viel an Tagelöhnen ersparen, daß in den ersten sechs Monaten ihres Gebrauchs ihre Anschaffungskosten nebst denen der dreißig-pferdekräftigen Dampfmaschine und der hydraulischen Vorrichtungen, die sich auf ungefähr 33,500 Pfund Sterling belaufen, erübrigt wurden.

Dieselben Apparate ermöglichen, eine sehr große Wassermasse jeden Augenblick bei Feuersgefahr nach jedem einzelnen Theile des Arsenals unter großem Druck zu leiten, sind also die vollkommenste Feuerspritze. Für die neunundsechzig Dampfkessel des Arsenals von sehr verschiedener Construction ist ein sehr vollständiges Registrirungssystem eingerichtet, wo der Kohlenverbrauch für die Menge des verdampften Wassers unter

Berücksichtigung aller Nebenumstände, als Druck des Dampfes, Verhältniß der Heizflächen, Dauer der Kessel und ihre Reparatur u. s. w. einschließt und geeignet ist, durch sehr bestimmte Angaben für die gesammte Technik großen Nutzen zu stiften.

Es ist bekannt, daß nach der Krim ein Schiff geschickt wurde, welches als Reparaturwerkstätte eingerichtet war. Es war dies ein Schraubendampfschiff von 600 Tonnen Gehalt. Zehn Wochen nach Anordnung der Einrichtung dieses Schiffes ging es mit den tüchtigsten Ingenieuren und Maschinenarbeitern bemannt in See. Es befanden sich darauf eine vollständige Sägemühle, alle Bedürfnisse einer Roth- und Eisengießerei, Drehbänke u. s. w., Schmiedewerkstatt u. s. f. Die Maschinen konnten durch die Bewegungsmaschine des Schiffes in Thätigkeit erhalten werden.

Die in diesem Aufsatz enthaltenen Angaben sind von dem Maschineninspector des königlichen Arsenals zu Woolwich dem Civil Engineer Journal in vollständigerem Maße, als hier der Raum erlaubte, gemacht worden, verdienen daher alle Glaubwürdigkeit.

Die Industrie und die Atmosphäre.

Von Prof. Gottlieb.

III.

Wir haben im Vorhergehenden die Mittel besprochen, welche zur Anwendung kommen, um das Eisen aus den Erzen abzuscheiden, ohne uns näher mit der Beschaffenheit des Productes zu beschäftigen. Diese ist aber für die Verwendung, welcher das Roheisen zugeführt werden soll, von großer Bedeutung, ebenso für die wissenschaftliche Erkenntniß der chemischen Eigenschaften des Eisens, weshalb wir derselben hier einige Zeilen widmen wollen.

Schon der Anblick des Roheisens bietet je nach seiner Gewinnung große Verschiedenheiten dar. Manches Roheisen ist weiß und zeigt auf seiner mehr oder weniger deutlich krystallinischen Bruchfläche einen metallischen Glanz. Eine andere Sorte Roheisen ist dagegen auf der Bruchfläche licht- bis dunkelgrau und hat nur sehr geringen Glanz. Die Hüttenmänner unterscheiden daher zwei Hauptarten des Roheisens: das graue und das weiße. Es ist nicht schwierig, die nächste Ursache dieser Verschiedenheit auf chemischem Wege nachzuweisen. Erwärmt man weißes Roheisen mit mäßig starker Salzsäure, so löst es sich, bis auf geringe Quantitäten beigemengter Verunreinigungen, vollständig auf und dabei entwickelt sich ein sehr übelriechendes Gas. Wenn völlig reines Eisen in Salzsäure gebracht wird, so hat das sich abscheidende Gas, welches Wasserstoff ist, keinen Geruch. Dieser rührt von dem im Roheisen vorhandenen Kohlenstoff her und gibt uns zugleich Auskunft über den Zustand des im Eisen vorhanden gewesenen Kohlenstoffs, denn letzterer wird, falls er mit dem Eisen chemisch verbunden war, durch die Behandlung mit Salzsäure, welche das Eisen unter Abscheidung von Wasserstoff auflöst, nicht etwa frei, ebenso wenig aber aufgelöst, sondern veranlaßt, sich mit Wasserstoff zu verbinden und in Gestalt von aus Kohlen- und Wasserstoff zusammengesetzten Gasen gemeinschaftlich mit dem unverbundenen Wasserstoff zu entweichen. Der Kohlenstoff verflüchtigt sich also in Gestalt von gasförmigen Verbindungen.

Anders verhält es sich aber, wenn wir das graue Roheisen derselben Behandlung unterwerfen. Auch hier beobachtet man die Entwicklung eines übelriechenden Wasserstoffgases, welches uns die Anwesenheit von Kohlenstoff beweist, der mit dem Eisen chemisch verbunden war. Aber eine namhafte Menge Kohlenstoff bleibt im unverbundenen Zustande zurück und nachdem das Eisen völlig aufgelöst ist, bemerken wir einen schwarzen Rückstand, welcher sich bei näherer Betrachtung als ein Aggregat von kleinen Blättchen herausstellt. Diese stimmen hinsichtlich ihres Aussehens und ihrer chemischen Beschaffenheit vollkommen mit jenem Kohlenstoff überein, welchen man in der Natur als Graphit antrifft und dessen bekannteste, wichtigste Anwendung die Anfertigung der Bleistifte ist, deren Masse eben aus feingepulvertem Graphit besteht.

Wir können uns nach diesen Beobachtungen recht gut die erwähnte Verschiedenheit der beiden Roheisensorten erklären. Während das weiße Roheisen sämmtlichen Kohlenstoff chemisch gebunden enthält und dadurch sein weißes, metallisches Aussehen erlangt, ist im grauen Roheisen eine große Menge des Kohlenstoffs in Gestalt von Graphitblättchen zwischen die Theilchen des Eisens, welches aber immer auch etwas Kohlenstoff chemisch aufgenommen hat, mechanisch vertheilt und diese Zwischenlagerung bedingt das graue, mattglänzende Aussehen der betreffenden Roheisensorte.

Aus dem Gesagten ergibt sich aber, daß in zwei Roheisensorten die Menge des vorhandenen Kohlenstoffs ganz gleich sein kann und nur in der verschiedenen Weise im Vorkommen desselben der wesentliche Unterschied beider begründet ist. Fragen wir nach der Ursache dieser Verschiedenheit, insoweit als sie in den, die Erzeugung des Roheisens begleitenden Umständen beruht, so lehrt die Erfahrung, daß das Eisen grau wird, wenn es bei einer verhältnißmäßig hohen Temperatur angeblasen wurde, dagegen aber weiß bleibt, falls im Hohofen eine minder starke Hitze geherrscht hat, die aber in allen Fällen ausreichen muß, um die Hohofenproducte flüssig zu erhalten. Es wurde schon früher besprochen, wie die Reduction der Sauerstoffverbindungen des Eisens von dem Kohlenoxyd und Wasserstoff besorgt wird, die sich bei der Einwirkung der Gebläseluft auf die glühende Kohle im Gestellraume bilden.

Diese Körper äußern aber ihren Einfluß nicht lediglich auf die Eisenoxyde, sondern erstrecken ihn auch auf andere Substanzen, welche sich im Bereiche ihrer Wirksamkeit finden, somit auf die übrigen Bestandtheile der ganzen Beschickung. Der in Form von schwefelsauren Salzen etwa vorhandene Schwefel wird zum Theil von dem Sauerstoff abgetrennt, der Phosphor der Phos-

phorsäure erleidet eine analoge Veränderung, auch Metalloxyde, wie z. B. das in der Beschickung als Kalk nie fehlende Calciumoxyd und besonders die Manganverbindungen, welche die Eisenerze so häufig begleiten, werden theilweise reducirt und Schwefel, Phosphor, Mangan, und Calcium gehen in das Eisen über. Dasselbe findet auch bezüglich des Siliciums statt. Das Silicium bildet mit Sauerstoff die so vielverbreitete und zugleich, theils isolirt, theils in zahlreichen Verbindungen, ungemein reichlich auftretende Kieselsäure, welche, wie schon früher angedeutet wurde, in der Beschickung des Ofens nicht fehlt und mit verschiedenen Oxyden, wie Thonerde, Bittererde und Manganoxydul die Schlacke bildet.

Das aus der Reduction der Kieselsäure hervorgegangene Silicium wird von dem Eisen aufgenommen und zwar um so reichlicher, je höher die Temperatur im Hohofen ist, da im Verhältniß zu derselben sich die Wirksamkeit der reducirenden Gase steigert. Grade dem Silicium kommt aber die Fähigkeit zu, das Kohlenstoffeisen zu einer Zerlegung zu disponiren, welche mit der theilweisen Abscheidung des Kohlenstoffs endigt und aus dem Gesagten geht hervor, wie der im Ofen herrschende Hitzegrad auf die Qualität des Roheisens wirkt und warum das Product um so reiner sein muß, je niedriger die Temperatur bei seiner Erzeugung war. Man darf aber nicht meinen, daß es jedesmal in unsrer Macht liegt, aus denselben Erzen nach Willkür weißes oder graues Roheisen zu erzeugen. Sind die Erze mit strengflüssigen Beimengungen behaftet und gestatten die Umstände nicht, selbe durch passende Zuschläge leichter schmelzbar zu machen, so muß man beim Hohofenbetriebe die Menge des Brennstoffs sehr steigern und kann demnach nur graues Roheisen gewinnen. Auch die Qualität des verfügbaren Brennmaterials ist hier entscheidend Coaks z. B., welche so häufig beim Hohofenbetriebe in Verwendung kommen, sind schwer verbrennlich im Vergleiche mit der leichten, lockeren Holzkohle. Man muß bei der Benutzung der ersteren reichlich und stark gepreßte Luft in den Ofen schaffen, wobei sie zwar vollkommen verbrennen, aber zugleich einen so bedeutenden Hitzegrad erregen, daß nur die Bildung von grauem Roheisen ermöglicht wird.

Sind aber Holzkohlen im Gebrauche und die Erze leicht schmelzbar, so ist es mit keinen Schwierigkeiten verbunden, weißes Roheisen zu erzeugen. Da dieses, aus den oben entwickelten Gründen, im Allgemeinen reiner ist als das graue Eisen, so erscheint es für viele Zwecke geeigneter als dieses, und daraus erklärt sich der Vorrang, welchen das Roheisen aus holzreicheren Gegenden wie Steiermark, Kärnten u. a. dem Eisen aus Ländern, wo man mit Coaks zu schmelzen gezwungen ist, gegenüber behauptet.

So ausgezeichnet das weiße Holzkohleneisen auch sich für die Erzeugung von Schmiedeeisen eignet, so unbrauchbar ist es dagegen dort, wo es sich um Anfertigung von Gußwaaren handelt, wozu ausschließlich graues Eisen verwendet wird. Die oben besprochenen Unterschiede sind nämlich nicht die einzigen, welche zwischen diesen beiden Eisensorten obwalten. Das weiße Roheisen ist sehr hart und eine Modification desselben, das sogenannte Spiegeleisen, welches mit einer großblättrig krystallinischen Structur auftritt, wird selbst von den besten englischen Feilen nicht angegriffen. Das graue Eisen ist dagegen, im Vergleiche mit dem weißen, weich zu nennen, es läßt sich bohren, abdrehen und gestattet demnach eine mechanische Bearbeitung, welche bei weißem Roheisen ganz unmöglich ist.

Erscheint es schon aus diesem Grunde für die Herstellung von Eisenguß geeigneter, so wird diese Brauchbarkeit noch bedeutend durch das Verhalten des geschmolzenen, flüssigen Productes erhöht. Das graue Eisen ist, sobald es zum Schmelzen erhitzt wurde, dünnflüssig und aus diesem Grunde im Stande, selbst sehr feine Formen vollkommen und gleichmäßig auszufüllen. Beim beginnenden Erstarren dehnt es sich etwas aus und trägt dadurch weiter zur möglichsten Ausfüllung der Formen bei. Das weiße Roheisen aber erscheint im geschmolzenen Zustande mehr breiartig, es zieht sich beim Erkalten ungleichförmig zusammen und ist aus diesem Grunde zum Guß nicht geeignet.

Dagegen aber zieht man es dem grauen immer vor, wo es sich darum handelt, weiches schmiedbares Eisen zu gewinnen, da es nicht nur reiner erscheint, sondern eben wegen der breiförmigen Consistenz, die es beim Schmelzen annimmt, für jene Operationen, welche die Herstellung von weichem Eisen bezwecken, geeigneter ist, als das graue. Letzteres dient aber nichtsdestoweniger gleichfals zur Stabeisengewinnung, und findet in dieser Richtung eine sehr ausgedehnte Benutzung.

Mit der Erzeugung des Stabeisens wollen wir uns diesmal näher beschäftigen. Wir haben die Schilderung der wichtigsten Eigenschaften des Roheisens vorangeschickt, um den Proceß der Stabeisengewinnung leichter auffassen zu können und erinnern hier zunächst daran, wie das Roheisen seine von jenen des weichen Eisens verschiedenen Eigenschaften der Anwesenheit des Kohlenstoffs verdankt. Doch bewirkt dieser nicht allein die Abänderungen des Eisens. Der Schwefel und Phosphor, welche sich übrigens in den brauchbaren Roheisensorten nur in weit geringeren Mengen vorfinden als der Kohlenstoff, das Silicium und das metallische Mangan, sind nicht nur dem Roheisen gegenüber von Bedeutung, sondern modificiren besonders deutlich die Beschaffenheit des Schmiedeeisens. Dies gilt namentlich vom Schwefel und Phosphor, die beide, falls sie in etwas größerer Menge vorhanden sind, das Stabeisen bis zur Unbrauchbarkeit abzuändern vermögen. Der Schwefel macht das Eisen rothbrüchig, das heißt während das Metall in gewöhnlicher Temperatur von seiner, derselben entsprechenden Dehnbarkeit wenig einbüßt, läßt es sich in der Glühhitze nicht schmieden und walzen, sondern verliert dabei stellenweise den Zusammenhang und zerreißt. Phosphorhaltiges Eisen läßt sich dagegen ziemlich gut in der Glühhitze bearbeiten, entbehrt aber bei gewöhnlicher Temperatur der nöthigen Festigkeit.

Da es nun nicht vermieden werden kann, daß sich bei der Erzeugung des Roheisens dem zu seiner Bildung nothwendigen Kohlenstoff auch die erwähnten verunreinigenden Körper beige-

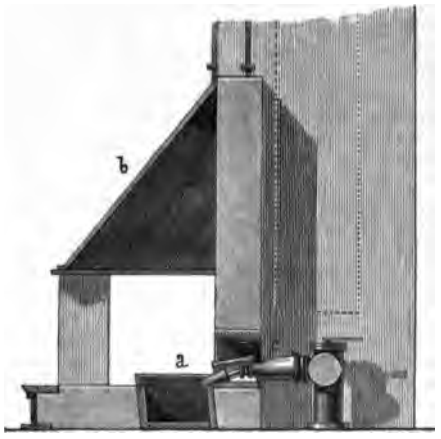
sellen, so ist es nothwendig, auch diese bei der Umwandlung in Stabeisen möglichst vollständig zu beseitigen. Dies Alles geschieht durch das sogenannte Frischen des Eisens. Das Wesen dieser wichtigen Operation besteht in einer Verbrennung der Beimengungen. In entsprechend hoher Temperatur läßt man den Sauerstoff der Luft auf das schmelzende Roheisen wirken; dieser verwandelt den Kohlenstoff in Kohlensäure, den Schwefel in schweflige Säure, den Phosphor in Phosphorsäure, das Silicium in Kieselsäure, das Mangan in Manganoxydul. Die ersten beiden Säuren verflüchtigen sich, die andern Verbindungen vereinigen sich aber unter Bildung einer Schlacke, an deren Zusammensetzung jedoch zugleich Eisenoxydul und Eisenoxyd theilnehmen. Es darf nämlich nicht übersehen werden, daß auch das Eisen unter den gegebenen Umständen theilweise in Sauerstoffverbindungen übergeht. Während also bei diesem oxydirenden Schmelzproceß ein Theil des Eisens von seinen Verunreinigungen befreit wird, verwandelt sich ein anderer, obwohl geringerer, in Oxyde, und bringt mit den übrigen Producten die Schlacke hervor. Je länger dieser Vorgang dauert, um so reichlicher erfolgt die eben angedeutete Veränderung des Eisens und die Schlacke erreicht endlich eine Zusammensetzung, in welcher das Eisenoxydul vorzuherrschen beginnt. Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, so wirkt dieses Eisenoxydul seinerseits auf das noch nicht völlig entkohlte Eisen, der Sauerstoff vereinigt sich mit dem Kohlenstoff zu Kohlensäure, und das dergestalt wieder metallisch abgeschiedene Eisen gesellt sich dem bei diesem Vorgange entkohlten Metalle zu. Die Schlacke, welche diese Wirkung äußert, kann selbstverständlich erst nach länger andauerndem Schmelzen entstehen, da sie eben sehr reich an Eisenoxydul ist, dessen Bildung nur allmählig erfolgt. Sie heißt Gaarschlacke, weil sie entsteht, sobald das Eisen gaar zu werden beginnt und ist nahezu schwarz. Der Hüttenmann nennt jedes Product gaar, was nach passender Behandlung eine entsprechende Beschaffenheit angenommen hat, und dehnt diese Bezeichnungsweise auch auf Vorgänge aus. So spricht man von einem gaaren Gange des Hohofens, wenn die Verhältnisse im Ofen ganz erwünscht und dem Producte, welches erzeugt werden soll, entsprechend sind. Auch die entgegengesetzten Umstände werden von den Hüttenleuten mit einem der Kochkunst entnommenen Ausdrucke bezeichnet, indem sie alle Stoffe und Vorgänge, welche entweder von dem gewünschten abweichen oder denselben vorangehen, roh nennen. Gewisse Störungen im Hohofenbetriebe sind demnach im Gegensatze zum Gaargang ein Rohgang. Das Roheisen ist unfertiges Eisen.

Da die Gaarschlacke erst gegen Ende des Frischprocesses entsteht und daher dort, wo ohnehin das Eisen fast vollkommen entkohlt ist, keinen besondern Vortheil mehr gewähren kann, pflegt man sie häufig dem schmelzenden Roheisen bei einer folgenden Operation zuzusetzen, so daß sie gleich anfangs mit dem noch kohlenstoffreichen Eisen in Berührung kömmt, und so nicht nur zur Vermehrung des Productes, sondern auch zur Reinigung desselben wesentlich beiträgt. Hat sie diese Wirkung geäußert, so ist sie zugleich ärmer an Eisen geworden und mischt sich mit der neuentstehenden Schlacke, die ebenfalls noch nicht reich an Eisen ist. Dann heißt die Schlacke Rohschlacke. Sie wird zum Theil beseitigt, zum Theil allmählig in Gaarschlacke übergeführt, welche dann ihre Wirksamkeit bei der folgenden Charge zu äußern hat.

Wir haben uns nun über die wichtigsten beim Frischen des Eisen zur Geltung gelangenden chemischen Vorgänge verständigt und es wird uns leicht sein, im Folgenden auch die Aeußerlichkeiten dieses Processes klar zu machen.

Es gibt zweierlei Methoden, das Stabeisen zu erzeugen: die Herdfrischerei und das Puddeln. Das erstere Verfahren ist das ältere. Es gestattet keinen sehr ausgedehnten Betrieb und muß mit Holzkohlen durchgeführt werden. Dadurch wird es kostspielig, liefert aber ein sehr reines, vorzügliches Product. Die Anwendung der Holzkohle ist darum nöthig, weil beim Herdfrischen das Eisen mit dem Brennstoff in unmittelbare Berührung kommt und falls dieser, wie die Coaks und Steinkohlen, Schwefel enthält, von letzterem soviel aufnehmen würde, daß die Qualität des Eisens aus oben angeführten Gründen eine sehr bedeutende Einbuße erlitte.

Das Herdfrischen nimmt man, wie schon der Name andeutet, in Herden vor, welche Frischherde heißen. Nebenstehende Abbildung stellt den senkrechten Durchschnitt eines Herdes vor und genügt, um dessen einfache Einrichtung zu erläutern. Der Herd a selbst ist eine viereckige Grube, deren Wände mit starken gußeisernen Platten ausgekleidet sind, welche in der Hüttensprache Zacken heißen. Sie stehen nicht ganz



senkrecht, sondern sind schwach theils in, theils aus dem Herd geneigt. Der Boden des letzteren, der sogenannte Frischboden, wird häufig aus Kohlenlösche oder Schlacke gebildet, oft aber legt man auch dort eine Eisenplatte ein. Den Herd umgeben starke Mauern, die meistens auch mit Eisenplatten bekleidet sind und gewöhnlich sind sich zwei Frischherde unter einem gemeinschaftlichen Mantel b vereinigt, welcher den Abzug der heißen Verbrennungsgase in eine hohe Esse vermittelt. Das Gebläse o führt die Luft

in ausreichender Menge den brennenden Kohlen und dem schmelzenden Eisen zu.

Die ganze Einrichtung des Herdes führt zu einer großen Verschwendung von Brennstoff, da viel von der im Herde hervorgerufenen Hitze nutzlos verloren geht. Allein die offene Herdgrube gestattet dagegen eine bequeme mechanische Behandlung des Eisens und dies gleicht den erwähnten Uebelstand wieder bis zu einem gewissen Grade aus. Die Einrichtung des Herdes erfährt an verschiedenen Orten gewisse Abänderungen, welche sich aber immer nur auf Nebendinge beziehen und meistens die Dimensionen betreffen. Um so größer ist aber oft die Verschiedenheit in der Ausführung des Frischens selbst und diese wird theils durch die Gewohnheit, theils aber durch die Qualität des Roheisens herbeigeführt.

Wie schon früher erzählt wurde, ist das graue Roheisen durchschnittlich mit mehr Verunreinigungen behaftet als das weiße. Letzteres nimmt beim beginnenden Schmelzen einen breiartigen Zustand an, während das graue Eisen sogleich dünnflüssig wird. Es ist klar, daß eine dünnflüssige Masse nicht so leicht durch Rühren oder Wenden mit Luft in vielfältige Berührung gebracht werden kann wie eine breiige, und daraus erklärt sich, wie graues Roheisen, welches zudem auch unreiner ist als weißes, zum Frischen längere Zeit und größere Mühe in Anspruch nimmt als letzteres. Das Frischen beginnt mit dem Einschmelzen des Roheisens. Der Herd wird mit glühenden Kohlen gefüllt und die Verbrennung derselben durch das Gebläse lebhaft unterhalten. Das Roheisen wird in größeren, zuweilen durch Guß in eine regelmäßige Form gebrachten Stücken an der dem Gebläse entgegengesetzten Seite in den Herd geschoben oder mittelst eiserner Zangen allmälig gegen die Mitte des Herdes vorgerückt. In dem Maße als es schmilzt und, durch die glühenden Kohlen vertheilt, herabfließt, trifft es die Gebläseluft und die uns bereits bekannte Wirkung derselben gelangt zur Geltung. Man unterstützt sie durch Rühren und Wenden des bereits am Boden angesammelten Eisens und zugleich kommt häufig Gaarschlacke in den Herd, durch welche das niedergeschmolzene Eisen gleichfalls eine entsprechende Veränderung erleidet.

Reines weißes Roheisen bedarf zu seiner Umwandlung meistens nur etwas über eine Stunde und sobald die für eine Operation angewendete Menge (durchschnittlich $2^1/_2$ bis 3 Centner) gänzlich eingeschmolzen ist, kann der Proceß als vollendet angesehen werden. Das im Herde vorfindliche Eisen hat seine Flüssigkeit verloren, es bildet eine klebrige, zähe Masse, leuchtet mit gelbem Lichte und zeigt ein lebhaftes Funkensprühen. Wenn aber das Roheisen grau und unrein war, so gelangt man nicht so schnell zum Ziele. Das erste Einschmelzen hat dann die Beschaffenheit des Eisens noch wenig abgeändert, man muß den Eisenklumpen herausheben (was in der Hüttensprache Aufbrechen heißt) und das Einschmelzen ein- bis zweimal wiederholen, so daß häufig sechs Stunden nothwendig sind, um die Herstellung des Stabeisens zu vollenden, was natürlich mit einem entsprechenden Aufwande *an Brennstoff* und Arbeitskraft verbunden ist.

Wir können füglich die einzelnen Modalitäten, welchen dieser Vorgang an verschiedenen Orten unterworfen ist, übergehen. Immer aber wird die Aufmerksamkeit und Uebung der Arbeiter sehr in Anspruch genommen. Sie haben zu beurtheilen, wie weit das Frischen des Eisens vorgeschritten ist und wann es sich seiner Vollendung nähert, sie müssen den Einfluß der Gebläseluft und der Schlacke leiten und beide zur rechten Zeit und im nöthigen Grade zur Anwendung bringen, Anforderungen, welchen nur der Geübte genügen kann, besonders weil die Handhabung der schweren Eisenmassen auch mit großer körperlicher Anstrengung verbunden ist.

Das gefrischte Eisen muß nun durch mechanische Bearbeitung von der eingemengten Schlacke befreit und zugleich in eine passende Form gebracht, d. h. geschmiedet werden. Dazu dienen auf den Frischhütten in der Regel von Wasserkraft bewegte schwere Hämmer. Der Eisenklumpen, welcher schließlich aus dem Herde auf die Hüttensohle geschafft wurde, führt die verschiedensten Namen, wie Deul, Lupe, Wolf, Klump u. s. w. Man klopft ihn zunächst mit einem leichteren Hammer, um die zwischengelagerte Schlacke zum Theil herauszupressen, zerschrotet ihn in mehrere große Stücke und legt diese auf den bereits für die folgende Charge vorgerichteten und in Thätigkeit gesetzten Herd. Dadurch wird dem Eisen mit der hohen Temperatur zugleich die zu seiner Bearbeitung nöthige Dehnbarkeit gegeben und nun beginnt das Aushämmern in die verlangte Form. Der schwere Hammer dient dabei nicht nur als Mittel, die Eisentheilchen zu strecken, sondern er preßt auch die noch beigemengte Schlacke vollends aus und sichert so dem Eisen die nöthige Festigkeit, welche sehr leidet, falls fremde Körper, wie eben die Schlacke, in dem Metalle zurückbleiben, denn bei der weiteren Bearbeitung verliert das Eisen an Stellen, wo sich noch dergleichen findet, seinen Zusammenhang.

Die Eisenhämmer, mit welchem Ausdrucke man die Frischhütten zu bezeichnen pflegt, bieten selten großartigere Dimensionen dar. Sie werden meistens vereinzelt in Gegenden errichtet, wo bei leichter und billiger Zufuhr des Roheisens die Holzkohle zu entsprechend niedrigen Preisen beschafft werden kann und das nöthige Wassergefälle zur Verfügung steht, um die Hämmer in Bewegung zu setzen. In der Hütte finden sich selten mehr als sechs, meistens nur zwei bis vier Frischherde im Betriebe und wenn auch das Gepolter der Hämmer, das Sausen der Gebläse, das Umhersprühen der Funken und glühenden Schlackentheilchen uns ein lebhaftes, anregendes Bild bewegter Gewerbsthätigkeit vorführen, so übertreffen in dieser Hinsicht die Puddelwerke die Eisenhämmer bei Weitem. In diesen ist gewöhnlich die Eisenerzeugung auf den Umfang einer großartigen, den gegenwärtigen Zuständen der Industrie und des Verkehrs entsprechenden Production gesteigert. Einige Walzenpaare, die in wenigen Minuten das Metall, welches ihnen die Arbeiter rastlos zutragen, zu seinen Stäben, Eisenbahnschienen, Blech u. s. w. ausrecken, ersetzen da Hunderte von Händen, die nöthig wären, um mit dem Hammer zum gleichen Ziele zu gelangen. Der Lärm der Hämmer ist hier durch das Tosen der rotirenden Walzen

ersetzt, und häufig sind es mächtige Dampfhämmer, welche dem roh aus dem Ofen geschafften Eisenklumpen die Form ertheilen, in welchen sie den Walzen übergeben werden müssen. Tausende von Centnern fertiger Eisenwaare (auf manchen Hütten bis 200,000 Centner) werden hier jährlich zu Stande gebracht, und der Bedarf an Maschinen zum Treiben der Walzen, Heben der Hämmer und dergleichen ruft gewöhnlich in der Nähe der Puddelwerke Werkstätten in's Leben, welche ausschließlich für die Bedürfnisse der Hütten an Geräthen und mechanischen Vorrichtungen zu sorgen haben.

Der Grund, warum die Puddelwerke in der Regel einen weit ausgedehnteren Betrieb darbieten, als die Hammerwerke, liegt hauptsächlich im Brennstoff. Während das Herdfrischen nur mit Holzkohlen durchgeführt werden kann, verwendet man in den Puddelöfen meistens Steinkohlen, seltener Torf oder Holz. Auch brennbare Gase, welche man aus minder werthvollem Material, wie Kohlenklein oder Cinders darstellt, benutzt man dabei entweder für den ganzen Betrieb oder wenigstens zum Erhitzen des Eisens vor dem Auswalzen. Da sich nun die genannten Brennstoffe an vielen Orten weit leichter und stets billiger als Holzkohlen in unbegrenzter Menge beschaffen lassen, und häufig an solchen Stellen auch der Bezug des Roheisens sehr bequem und wenig kostspielig erscheint, so bietet schon aus diesem Grunde das Puddeln im Vergleiche mit dem Herdfrischen sehr oft große Vortheile dar. Diese erhöhen sich durch die Möglichkeit eines sehr ausgedehnten Betriebes, welcher bekanntlich bei jeder Erzeugung über die kleinere Production den Sieg davonträgt und endlich durch die fabrikmäßige Regelmäßigkeit, die das Puddeln weit mehr festzuhalten gestattet, als die Herdfrischerei.

Aus schon früher angedeuteten Gründen darf bei Verwendung von Steinkohle zum Frischen diese mit dem Eisen nicht in Berührung kommen. Man erreicht das in den Puddelwerken dadurch, daß man auf das Eisen nur die heiße Flamme des Brennstoffs wirken läßt. Oefen, bei welchen dieses Princip zur Anwendung kommt, heißen Flammenöfen. Sie besitzen im Allgemeinen eine gleiche Einrichtung und werden nur in einzelnen Theilen hinsichtlich der Gestalt und Dimensionen den speciellen Zwecken, welchen sie dienen sollen, angepaßt. Die hier folgenden Abbildungen stellen einen Puddelofen von gewöhnlicher Construction vor. A ist ein senkrechter, B ein horizontaler Durchschnitt und C gibt eine äußere Ansicht des Ofens.

Der Feuerraum b enthält einen Rost, auf welchen durch die Thüre c der Brennstoff eingetragen wird. Die durch den Rost von unten nach aufwärts strömende Luft vermittelt die Verbrennung und veranlaßt die Bildung einer reichlichen Flamme, welche mit überschüssiger Luft gemengt über eine Erhöhung d in den Herd h gleitet. Letzterer ist also durch diese Erhöhung, welche Feuerbrücke heißt, von dem Heizraum getrennt. Eine zweite Erhöhung, die Fuchsbrücke g, grenzt den Herd gegen den Fuchs f, einen Kanal, ab, durch welchen die heißen Gase in die Esse e abziehen. Die Arbeitsthüren a gestatten das Eintragen, Bearbeiten und Herausholen des Eisens. Sie sind mit eisernen Platten verschließbar, welche mittelst der Vorrichtung c leicht gehoben und gesenkt werden können, und die darin angebrachten kleinen Ausschnitte erlauben, die Vorgänge im Ofen zu beobachten, wenn derselbe geschlossen ist. Der Herd hat zur Unterlage gewöhnlich starke Eisenplatten, und diese werden durch die darunter hinstreichende Luft soweit abgekühlt, daß sie nicht abschmelzen können. Auf ihnen breitet man Quarzsand oder andre feuerfeste Materialien aus und überzieht diese schließlich mit geschmolzener Schlacke, die beim Betriebe die eigentliche Unterlage für das Eisen vorstellt und zeitweilig erneuert werden muß. Um den Ofen vor zu rascher Abnutzung möglichst zu schützen, wird er aus sehr feuerfestem Material hergestellt und außen mit starken Eisenplatten bekleidet. Als Feuerbrücke dient sehr häufig ein viereckiges Rohr, durch welches man Wasser fließen läßt, denn dort herrscht die größte Hitze und ist somit die Gefahr des Abschmelzens am größten.

Das Puddeln beginnt mit dem Einschmelzen des Roheisens. Ist dieses grau, so wird es dabei dünnflüssig und geht erst nach einiger Zeit unter dem Einflusse des Oxydationsprocesses in weißes Roheisen über. Um die dadurch bedingte Verzögerung des eigentlichen Frischens zu vermeiden, wird häufig das Eisen vorher in besondern Herden unter lebhaftem Luftzutritt eingeschmolzen und dergestalt in weißes Eisen umgewandelt, welches in diesem Falle Feineisen heißt. Sobald das geschmolzene Roheisen die gewünschte Consistenz hat, wird demselben Gaarschlacke zugesetzt und diese mittelst Eisenstangen in das breiige Roheisen sorgfältig eingerührt. Ueber die Wirkung der Schlacke haben wir uns bereits verständigt. Sie vereinigt sich hier mit jener des eindringenden Sauerstoffs, um das Eisen zu entkohlen, welches in dem Maße, als es diese Veränderung erleidet, schwerer schmelzbar wird, wesbalb man, um die Einwirkung fortzusetzen, die Hitze im Ofen steigern muß. Dabei erheben sich aus der weichen Masse Blasen von Kohlenoxyd, welches nach dem Bersten derselben mit röthlicher Flamme verbrennt. Endlich beginnt trotz der hohen Temperatur das nun schon entkohlte Eisen zu erstarren, es bilden sich verschieden große, unregelmäßige Stabeisenmassen, welche lebhaft leuchten, und nun zu einigen Stücken von annähernd gleichem Gewicht vereinigt werden müssen. Man nennt diese Operation das Ballmachen. Es wird mittelst starker Eisenstäbe durchgeführt, wobei der Arbeiter möglichst viel von der eingemengten Gaarschlacke auspreßt, welchen Vorgang die Klebrigkeit des schweißwarmen Eisens unterstützt und erleichtert. Die Ballen legt man an die Feuerbrücke, holt sie in der Ordnung, als sie angefertigt wurden, aus dem Ofen und bringt sie unter einen schweren Hammer, der sie in viereckige Stücke, Luppen, formt, bei welcher Gelegenheit die Schlacke vollständiger ausgepreßt wird. Um das Eisen nun weiter mechanisch bearbeiten zu können, muß man es neuerdings erhitzen. Dies geschieht in den sogenannten Schweißöfen, welche eine ganz ähnliche Einrichtung wie die Puddelöfen besitzen. Sobald das Eisen wieder weißglühend geworden, können

Fig. A.

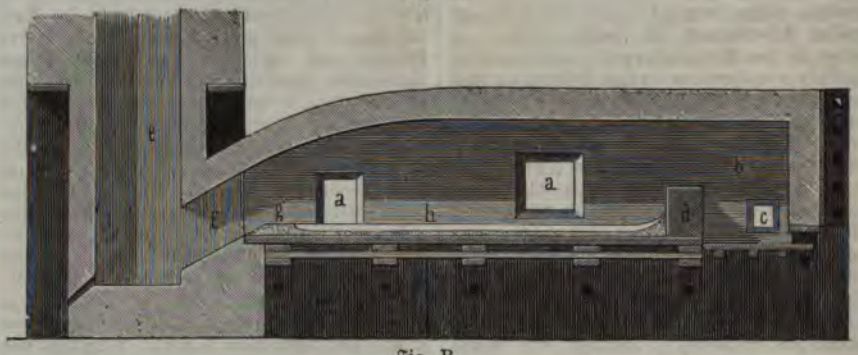


Fig. B.

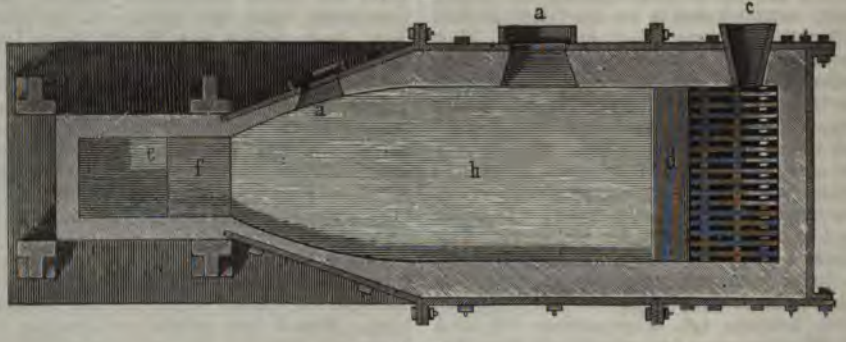


Fig. C.

die Walzen dasselbe aufnehmen und ihm die gewünschte Form ertheilen. Dabei wird noch der Rest von Schlacke, der im Eisen zurückblieb, fortgeschafft. Darauf ist besondere Rücksicht zu nehmen, und um dem Eisen eine größere Festigkeit zu sichern, wird es häufig zunächst in flache Stangen (Schienen) ausgewalzt, welche man in Stücke zerschneidet, mit Eisendraht zu Bündeln vereinigt und diese neuerdings in den Schweißofen bringt. Ein wiederholtes Auswalzen erzielt dann nicht nur die erforderliche Reinigung des Metalls, sondern ertheilt diesem zugleich ein vollkommen sehniges Gefüge und damit eine große Festigkeit. — Wir können diese Zeilen nicht schließen, ohne einer Methode der Eisenfabrication Erwähnung zu thun, welche in der letzten Zeit großes Aufsehen erregte, und über die vorläufig die Meinungen sich noch nicht soweit festgestellt haben, daß ihre Brauchbarkeit oder Anwendbarkeit bei der Eisenerzeugung im Großen als entschieden bezeichnet werden könnte. Bessemer, der Erfinder dieser Methode, hat in England viele Versuche angestellt, welche zur Evidenz erwiesen haben, daß unter großer Ersparniß an Brennstoff das unmittelbar aus dem Hohofen gelangende, flüssige Roheisen rasch in Stabeisen übergeführt werden kann, wenn man das Metall in einen Cylinder leitet, an dessen Basis sich mehrere Oeffnungen befinden, durch welche man reichlich Luft in das geschmolzene Metall preßt. Die solchergestalt eingeleitete Verbrennung des Kohlenstoffs im Roheisen veranlaßt eine so bedeutende Temperaturerhöhung, daß schließlich das sich bildende Stabeisen selbst

flüssig wird, was wir bekanntlich in unsern gewöhnlichen Oefen nicht erzielen können. Das nach dieser Methode gewonnene Eisen ist dehnbar und fest, aber es zeigt nie, und mag es noch so oft gehämmert oder gewalzt worden sein, das sehnige Gefüge, welches die guten Eisensorten sonst charakterisirt. Auch soll der Verlust an Eisen, welches dabei verbrennt, noch viel größer sein als bei den andern Verfahrungsweisen, und man will behaupten, daß wohl Kohle erspart, diese aber durch das doch noch kostbarere Eisen ersetzt werde, welches also nach dieser Ansicht hier gleichzeitig als Brennmaterial figuriren würde. Wiederholte und ausgedehntere Versuche werden erst entscheiden, ob Bessemer's Verfahren die von uns näher geschilderten Methoden der Fabrication zu verdrängen im Stande ist. Vollständig wird dies wohl nie möglich sein, da viele Stätten der Eisenerzeugung das Roheisen von mehreren zum Theil weitentlegenen Hohöfen in Anspruch nehmen, während bei dem neuern Verfahren ein wesentliches Moment in der Bearbeitung des Roheisens ohne wiederholte Schmelzung desselben liegt.

Es erübrigt nun, zur Vervollständigung dieser kurzen Schilderung der Eisenindustrie, noch Einiges über die Erzeugung von Stahl mitzutheilen. Dies, sowie die Statik der gesammten Eisenproduction im Vergleiche mit dem Verbrauche der Luftbestandtheile durch den Lebensproceß der Menschen sollen den Gegenstand der nächsten Besprechung bilden.

Die Bank von England

und die

Peel'sche Gesetzgebung.

Von Adolph Wagner.

Die Bank von England, die mächtigste und berühmteste der Welt, stammt schon aus dem Jahre 1694, wo die Unterzeichner auf eine Kriegsanleihe als „Gouverneur und Compagnie der Bank von England" incorporirt wurden. Bis zur Höhe ihres dem Staate dargeliehenen Capitals durfte die Bank Noten ausgeben. Durch successive spätere Vorschüsse an die Regierung, wodurch zum Theil die Erneuerung ihres Freibriefs erkauft werden mußte, sowie durch Hinzuziehung des bis 1816 angesammelten Reservefonds hat sich ihr Capital allmälig bis auf 14,553,000 Pf. St. (97 Mill. Thaler) erhoben, während die Bank von Frankreich auch jetzt erst ein Capital von 48²/₃, die von Oesterreich von 68³/₅, die von Preußen von 16³/₄ Millionen Thaler besitzt. Anfangs genoß die Bank von England kein ausschließliches Privileg, auch nicht der Notenausgabe, die bei den Bankhäusern der City von London allgemein üblich war. Erst 1708 gelang ihr die Aufnahme einer Clausel in ihre Privilegien, wonach in England und Wales Bankgesellschaften mit mehr als sechs Theilhabern verboten wurden. Bei dem großen Aufschwung von Handel und Gewerben gegen Ende des Jahrhunderts konnte das Bedürfniß nach Banken daher nur durch Entstehung kleiner, oft unsolider Institute befriedigt werden, zumal die Bank von England nicht einmal Zweiganstalten eröffnete. Durch jene schwachen Banken, die selten einer Geldklemme widerstehen konnten, hat England großen Schaden erlitten. Erst im Jahre 1826 wurde das Monopol der Bank durch die Erlaubniß von Banken in den Provinzen mit vereintem Capital und mehr als sechs Partnern durchbrochen, eine Erlaubniß, die 1833 auch auf London und Umgebung ausgedehnt wurde, aber ohne Befugniß der Notenausgabe.

Das wichtigste Ereigniß in der früheren Geschichte der großen Bank ist die Suspension ihrer Baarzahlungen, wozu sie im Jahre 1797 durch übermäßige und wider Versprechen nicht zurückgezahlte Vorschüsse an die Regierung William Pitt's genöthigt wurde. Durch Bestätigung und wiederholte Verlängerung Seitens des Parlaments dauerte diese Suspension bis 1821 und half England wesentlich zur Durchführung der großen Napoleonischen Kriege. Die gegenwärtig für das britische Bankwesen, insbesondere die Bank von England geltende Gesetzgebung führt nach ihrem Abfasser Sir Robert Peel den Namen Peel'sche Acten von 1844 und 1845, und ist wesentlich die gesetzliche Sanctionirung von Theorien, welche man sich über das Geldwesen zur Zeit, wo die Noten der Bank ein uneinlösliches Papiergeld waren, gebildet hatte. Sobald nämlich zu Anfang des Jahrhunderts eine Disparität zwischen solchen Noten und baarem Gelde entstanden war, entbrannte alsbald in der Presse und im Parlamente, unter Geschäftsmännern und Theoretikern ein lebhafter Streit über die Ursachen dieser Erscheinung. Durch die Erörterungen vor einer der berühmtesten parlamentarischen Commissionen, der sogenannten Bullioncommittee von 1810, und des ersten damaligen Oekonomisten, David Rikardo, gewann endlich die Ansicht den Sieg, die übermäßige Vermehrung der Noten, durch die enormen Vorschüsse der Bank an die Regierung und den Handelsstand veranlaßt, sei die Ursache dieser Entwerthung des Papiergeldes. Hieraus entwickelte sich die Theorie, daß jeder Notenvermehrung eine proportionelle Entwerthung derselben, sich zeigend in einer entsprechenden größern Disparität gegen Baargeld und einer Vertheuerung der Waarenpreise, folgen müsse. Diese Theorie wurde dann, als die Noten wieder einlösbar geworden und also mit Baar gleichstehen mußten, auf das Geld überhaupt übertragen und demgemäß entwickelte sich die auch in Deutschland namentlich unter den Laien weit verbreitete Idee, daß jeder Vermehrung der Menge der Umlaufsmittel, sei es der Banknoten oder des Metallgeldes, eine entsprechende Entwerthung derselben oder eine Vertheuerung aller Waaren folgen müsse. Ohne solche Vermehrung hielt man ein Preissteigen, wie es namentlich in Zeiten lebhafter Speculation wahrgenommen wurde, nicht für möglich. Da sich aber fast immer aus solcher Speculation eine übertriebene Geschäftsausdehnung entwickelte, welche zu Handels- und Creditkrisen führte und in Folge deren auch wohl Zettelbanken fallirten,

so glaubte man, das Uebel bei der Wurzel angreifen zu können, wenn man den Banken ihre vermeintliche Freiheit, nach Belieben ihre Notencirculation auszudehnen, nahm, um sich auf diese Weise gegen eine später mögliche Entwerthung der Noten sicherzustellen.

Allerdings hatten nun tiefer dringende Untersuchungen, namentlich des hochverdienten englischen Oekonomisten Thomas Tooke die Irrigkeit der Rikardo'schen Lehren selbst für die Zeit der Suspension der Baarzahlungen nachgewiesen, und andre Schriftsteller widerlegten die ganze Lehre, daß der Tauschwerth des Geldes von seiner Menge abhänge. Auch wurde bewiesen, daß die Vermehrung der Noten den durch die Speculation in die Höhe getriebenen Preisen erst folge, also nicht die Ursache der Vertheuerung sein könne, sowie, daß es keineswegs in der Macht der Banken stände, am allerwenigsten der auf einen ganz localen Geschäftskreis beschränkten Provincialbanken, die Menge ihrer umlaufenden Noten zu bestimmen, da dies von der Nachfrage und dem Willen des Publicums abhänge, worüber die Bank nicht gebieten könne. Indessen die Gegner einer freien Notenausgabe ließen sich dadurch nicht erschüttern. Vielmehr brachte eines ihrer Häupter, S. J. Loyd, jetzt Lord Overstone, der Chef eines der ersten Londoner Bankhäuser, die ganze Lehre in ein förmliches System und setzte sie vor den Untersuchungscommissionen des Parlaments über Zettelbanken im Jahre 1840 auseinander. Hier wurde Sir R. Peel dafür gewonnen, und er brachte dann bei Erneuerung des Bankprivileg's im Jahre 1844 die darauf bezüglichen Gesetze ein.

Vor Allem galt es die willkürliche Notenvermehrung, die vermeintliche letzte Ursache jeder Ueberspeculation, unmöglich zu machen. Deshalb wurde die Errichtung neuer Zettelbanken verboten, und die bestehenden durften nur soviel Noten ausgeben, als sie im Durchschnitt des vorhergehenden Jahres in Umlauf gehabt. Zum Regulator des gesammten Geldwesens wurde die Bank von England bestimmt, die deshalb in ein Emissions- und ein Bankdepartement getheilt wurde. Das erstere hatte die Verwaltung der Notenausgabe, und durfte für 14,475,000 Pf. St. Noten gegen Deckung der Staatsschuld an die Bank und anderer Effecten emittiren, da man diese Summe für den Verkehr unentbehrlich hielt, weshalb dafür nie baare Einwechslung verlangt werden würde. Ueber diesen Betrag hinaus durfte dies Departement nur Noten gegen Hinterlegung von edlem Metalle ausgeben. Man wollte auf diese Weise eine Aenderung in der Notenmenge nur dann eintreten lassen, wenn Geld in oder aus dem Lande strömte, daher in die Bank gebracht oder daraus genommen würde, denn nur eine solche Aenderung der Notenquantität hielt man für unschädlich, ja nöthig, weil sie mit einem der Phantasie entsprungenen „reinmetallischen Geldwesen," wo es nämlich gar keine Noten gäbe, übereinstimmen würde. Das Bankdepartement wirthschaftet daher gegenwärtig mit jenen 14,475,000 Pf. St. Noten, die ihm vom Emissionsdepartement überwiesen sind, und wie man sieht, ziemlich dem Capital der Bank *gleichkommen*, ferner mit dem Reservefonds und den Depositen, welche es empfängt. Vom Emissionsdepartement kann es weitere Noten auch nur durch Hinterlegung von Metall bekommen, gewöhnlich tauscht es das deponirte Gold gegen Noten ein, und daher erscheint in seinen Büchern unter dem Posten „unbeschäftigte Noten" ein Theil der nicht im Publicum circulirenden Bankscheine, welche also, wie man sieht, der Baarvorrath des Bankdepartements sind, die disponiblen Mittel desselben darstellen und den Depositen zur Deckung dienen, deren Größe dem Ermessen der Bank überlassen ist.

Nach einer dreizehnjährigen Erfahrung kann man wohl bestimmt aussprechen, daß die gehegten Hoffnungen Sir R. Peel's und seiner Anhänger gänzlich zu Schanden geworden sind. Perioden einer unerhört ausgedehnten Speculation fallen in diese Zeit, ohne daß irgend eine „übermäßige Notenvermehrung" hätte Statt finden können. Dagegen konnten die Banken mittelst ihrer Depositen immer durch Gewährung eines zu billigen Credits die Speculation über Gebühr unterstützen, und namentlich die Bank von England selbst ließ keine solche Periode vorübergehen, worin man ihr, gleich ihren continentalen Schwestern, den Banken von Frankreich, Oesterreich und Preußen, nicht den Vorwurf eines zu niedrigen Disconto, einer zu ausgedehnten Creditgewährung zu machen hätte. Seit der Peel'schen Acte hat die englische Bank es nicht mehr für so nöthig gehalten, auch auf die Interessen des Geldmarkts zu sehen, eine Pflicht, die ihr doch durch ihre weitgehenden Privilegien auferlegt wird. Durch eben dies Gesetz aber ist sie in Zeiten von Krisen, wo die Intervenienz einer großen Bank mit feststehendem Credite zur Unterstützung des erschütterten Vertrauens so ersprießlich ist, an der Leistung von Diensten, wie bei der großen Handelscalamität im December 1826 gehindert, und nur die Suspensirung der Acte bleibt dann als Hülfsmittel übrig, wie sie am 22. Octbr 1847 und am 12. Novbr. v. J. von dem Ministerium einseitig verordnet werden mußte.

Die Geldklemme, welche Europa seit September 1856 nicht verlassen hatte, brach im Herbste vorigen Jahres plötzlich mit erneuerter Macht aus, und dazu hatte sich in den Vereinigten Staaten allmälig zu einer Handels- und Creditkrisis Stoff angesammelt, die selbst in den Annalen dieses an solchen Ereignissen reichen Landes Epoche machen sollte und eben jetzt in gewaltsamster Weise zum Ausbruch kam. Jede amerikanische Post brachte die Nachricht von neuen Fallissementen von Handelshäusern nach England. Die Banken jenseits des Oceans erlitten enorme Verluste, Schrecken und Mißtrauen verbreitete sich, die Noten strömten an die Banken zurück, eine große Menge Depositen wurden gekündigt und herausgezogen, es blieb nichts Anderes für die Banken übrig, als selbst die Zahlungen einzustellen, ein Schritt, zu dem sich am Ende bei dem wachsenden Mißtrauen selbst die gesammten Banken der Stadt New York durch gemeinsamen Beschluß am 13. October genöthigt sahen. Die Folge dieser Ereignisse war eine starke Nachfrage nach baarem Gelde in England, zur Transmission nach Amerika und dem Continent. Die ausbleibenden Rimessen,

die protestirt zurückkommenden Wechsel, das Mißtrauen in die Zahlungsfähigkeit, führten bald auch in England zu großen Fallissementen, zuerst der Häuser im amerikanischen Handel, von welchen jedes wieder eine Reihe anderer im Gefolge hatte, viele Banken, welche durch die unbezahlt bleibenden Wechsel der falliten Häuser, die sie im Portefeuille hatten, große Verluste erlitten, wurden von den Deponenten überlaufen, welche ihr Geld, sowie sie von jenen Verlusten hörten, zurückforderten, die Baarfonds der Bank von England mußten nun auch hierher, besonders nach Schottland, Irland und an einige Provinzialbanken große Summen abgeben, einige der angesehensten Banken, wie die Western Bank of Scotland und die City of Glasglow Bank, jene mit 52, diese mit 30—40 Millionen Thaler und eines der ersten Londoner Discontohäuser mit 24 Millionen Thaler Passivis mußten ihre Zahlungen einstellen. Die Ansprüche an die Bank von England blieben trotz des binnen Monatsfrist stufenweise von $5^1/_2$ bis auf 10 Procent gesteigerten Disconto unvermindert, ja wuchsen angesichts der raschen Abnahme der Bankreserve noch, weil Jeder einen baldigen noch höhern Disconto befürchtete, ja die Aussicht nahe lag, daß das Bankdepartement bald selbst der disponibeln Mittel entblößt sein werde, wo ihm dann ebenfalls nur Zahlungssuspension übrig bliebe. Bei den inzwischen immer günstiger werdenden Wechselcoursen verminderte sich die Ausfuhr des edlen Metalls in's Ausland und Gold ging fast nur noch zum inländischen Bedarf aus der Bank, von wo es voraussichtlich nach wenigen Wochen, wenn das Vertrauen wiederhergestellt war, zurückkommen mußte. Hätte die Bank sich gänzlich geweigert, ihrer schwachen Reserve wegen weitere Vorschüsse zu machen, so würde vielleicht der halbe englische Handelsstand bankerott geworden sein, und der Bank hätte es nichts genützt, da ihr die Depositen entzogen sein würden, deren sie am 11. November 19 Millionen Pfund hatte, welche durch eine Reserve von nicht einmal $1^1/_2$ Million gedeckt waren. Dagegen standen im Emissionsdepartement unbenutzt $5^3/_4$ Millionen Gold, denn gegen die Noten der Bank von England bestand nicht das leiseste Mißtrauen, ihre Circulation war wie immer fast ganz stabil. In frühern Zeiten, wo der Baarfonds vereinigt gewesen, hatte die Bank grade in solchen Momenten des allgemeinen Mißtrauens durch Ausdehnung ihrer Notenemission, für den Augenblick ohne Rücksicht auf die Größe ihres Baarfonds, die ersprießlichsten Dienste geleistet. Grade hieran hinderte sie jetzt die Peel'sche Acte, als ihr endlich am 12. November gestattet wurde, ihre Emission über 14,475,000 Pfund auszudehnen, wogegen sie den Disconto auf 10 Procent belassen mußte, um die Ausführung des Goldes in's Ausland möglichst zu hindern. Hatte die Suspension der Acte auch nicht den magischen Erfolg wie vor 10 Jahren, indem auch nach dem 12. November noch einige Häuser stürzten, so datirt doch auch diesmal die Besserung von jenem Tage, und zweimal hat sich jedenfalls dies Peel'sche Gesetz als völlig unhaltbar erwiesen.

Zur Juragewässercorrection.

Unsre strebsame und unternehmungslustige Zeit entdeckt, erfindet und beginnt so Vieles, daß es immer schwieriger wird, ihren raschen Fortschritten zu folgen. Zum Glück, wenn wir so sagen dürfen, ist der Schaden dabei doch nicht so groß als es scheinen könnte. Vieles von Dem, was heute als angestaunte Entdeckung an's Licht tritt, hat schon der andre Tag wieder vergessen gemacht oder unausgeführt gelassen. Nur was Genie und Talent in sicherer Berechnung aller Elemente entworfen und ihrer Zeit als zu lösendes Problem hingestellt haben, überdauert die Ungunst der Verhältnisse und überwindet die Schwierigkeiten. An diese Wahrheit erinnert uns das Schicksal der schweizerischen Juragewässer-Correction, der wir im Juliheste 1857 dieser Monatsschrift eine eingehendere Besprechung gewidmet haben. Wir glaubten damals dem Plane La Nicca's als dem gründlichsten und radicalsten Heilmittel das Prognostikon des endlichen Erfolges stellen zu sollen. Manches hätte mittlerweile daran Zweifel erregen können; aber diese sind heute für beseitigt zu erachten. Wiederholte Expertisen sichern ohne unvorhergesehene Zwischenfälle dem ingeniösen Projecte La Nicca's die Ausführung, und damit einem wichtigen, ungemein wohlthätigen Unternehmen. Neuerdings haben auch die landwirthschaftlichen Experten sich sehr günstig ausgesprochen und La Nicca's Plan, der eine größere Tieferlegung der Jura-Seen bezweckt, dringend empfohlen, da er in landwirthschaftlicher Beziehung einen viel größeren Gewinn verspreche. Dabei hat sich ergeben, daß das Gebiet, welches unter den verderblichen Ueberschwemmungen der Juragewässer leidet, um zehn Procent größer angenommen werden könne, als es 1848 bis 1850 in die Plane eingezeichnet worden. Der durchgehends sehr gute Boden werde nach der Entwässerung zu jeder Art von Cultur tauglich sein. Zugleich wird die Entsumpfung den Ertrag der Dorfmoose bedeutend erhöhen, da der Torf viel tiefer werde ausgehoben werden können. Den Mehrwerth, welcher im Interesse der Hauptcorrection auf das Land verlegt werden könne, schlagen die Experten auf fast zwölf Millionen Franken an, aus welchem außerdem die Kosten der nachzufolgenden Canal- und Drainirarbeiten gedeckt werden können. Bei dieser Mehrwerthschätzung ist der Erweiterung des Inondationsgebietes um zehn Procent, dem Gewinn für bessere Torfausbeutung u. s. w. noch nicht einmal Rechnung getragen. Darf man mithin annehmen, daß das große und schöne Werk zur Ausführung kommt, so wird sich die neue Eidgenossenschaft das Verdienst eines Unternehmens erwerben, das sich den anerkennenswerthesten unsrer thätigen Zeit anzuschließen bestimmt ist. Wir glaubten diese weitere Phase der in Rede stehenden Unternehmung unserm größeren Artikel nachträglich anschließen zu sollen, da sie nicht außerhalb der Aufgabe dieser Blätter liegt.

Sechste Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Aus den La Plata-Staaten.

Profeſſer Burmeiſter erzählt, daß er in der Banda Oriental einem engliſchen Eſtanziero auf deſſen Frage, wie ihm das Land gefalle, geantwortet habe: „Es ſcheint mir nicht ſchön, wohl aber nützlich zu ſein.“ „Ja, mein Herr,“ ſtimmte der Engländer ihm bei, „das iſt der wahre Charakter des Landes.“ (Petermann's Mittheilungen, Seite 410.) Daſſelbe Urtheil läßt ſich über den ganzen Theil der La Plata-Staaten fällen, der mit geringer Erhebung über das Meer eine unabſehbare Ebene bildet. Schön ſind Landſchaften, deren Horizont in farbigen Wolken und dichten Dünſten mit Himmel und Erde verſchwimmt, allerdings nicht, aber dieſe eintönigen Ebenen beherbergen Millionen von Schlachtthieren, laſſen ohne alles Zuthun des Menſchen Orangen und Pfirſiche gedeihen und eignen ſich an vielen Stellen zum Anbau von Tabak, Baumwolle, Reis und Zucker. Sie gehören außerdem zu den ſüdamerikaniſchen Gebieten, wo der weiße Arbeiter dem Klima nicht unterliegt und wo die ſchwarze Race aus dieſem Grunde keinen günſtigen Boden findet. Leider ſind die Weißen dieſer reichen Länder Spanier und haben nach ihrer unverbeſſerlichen Art gewirthſchaftet. Binnen drei Jahrhunderten iſt in den argentiniſchen Provinzen keine Landſtraße gebaut, kein Fluß überbrückt worden. Sie haben ſich in Bürgerkriegen, in Belagerungen von trojaniſcher Dauer erſchöpft, und ohne die deutſchen Dragonerſäbel, vor denen die Gauchos bei Santos Lugares wie Spreu vor dem Winde auseinandergeſtoben ſind, würde es noch heute nicht beſſer ſein. Seit jener Schlacht vom 3. Februar 1852 athmen die La Plata-Staaten neu auf und ſchicken ſich an, die natürlichen Vortheile ihres Landes zu benutzen, den Zugang zu ſeinen Schätzen zu öffnen.

Einer der bedeutendſten Vorzüge der neuen Welt vor der alten beſteht in ihren Stromſyſtemen. Der La Plata begreift mit ſeinen Nebenflüſſen den Staat Buenos Ayres und den argentiniſchen Bund, Uruguay, einen Theil des ſüdlichen Braſiliens, Paraguay und einen Theil von Bolivia. Der Eingang in dieſen Strom iſt ſchwierig, und man kannte bisher bloß einen Canal, der dem politiſchen Nachtheil unterliegt, von der Inſel Martin Garcia, dem Eigenthum des Staates Buenos Ayres, beherrſcht zu werden. Der Engländer Sidney und der Nordamerikaner Page haben nun einen zweiten Canal gefunden, der eine leichtere Einfahrt darbietet, mehr Tiefe hat und nicht von der Inſel Martin Garcia beherrſcht wird. Von hier bis Paſſandu findet der Schiffer in dem Uruguay nie eine geringere Tiefe als achtzehn Fuß, und auf dem Paraguay können Fahrzeuge, die weniger als vierzehn Fuß Tiefgang haben, ohne Anſtoß bis Aſuncion gelangen. Die Waſſerhexe, ein nordamerikaniſcher Kriegsdampfer zwiſchen acht und neun Fuß Tiefgang, fuhr bis Corumba in Braſilien (19° ſüdl. Breite) und begegnete auf ihrem Wege keinem Hinderniſſe, weder umgeſtürzten Bäumen noch Untiefen oder Felſen. Die Nordamerikaner ſahen auf dem linken Ufer des Fluſſes 63 deutſche Meilen weit nicht eine einzige Wohnung eines gebildeten Menſchen, und auf der rechten Seite war die angrenzende Ebene ſogar auf eine Strecke von 350 deutſchen Meilen öde. Auf dem Bahia Negra (Otuquis), der aus Bolivia kommend unterhalb Coimbra in den Paraguay mündet, wurde der Waſſerhexe, als ſie ihn neun deutſche Meilen hinaufgefahren war, der weitere Weg durch undurchdringliche Maſſen von Waſſerpflanzen verſperrt. Auf dem Salado, der in der Provinz Salta entſpringt und für den Handel beſonders wichtig iſt, kann man außer den zwei Monaten des niedrigſten Waſſerſtandes 180 deutſche Meilen weit aufwärts fahren. Für dieſen Fluß richtet D. Güterbau Rauch eine Dampfſchifffahrt ein; einer ſeiner Dampfer, der Santa Fé, hat ſeine Fahrten begonnen.

Seit anderthalb Jahren bereiſt ein franzöſiſcher Gelehrter, Martin de Moussy, die argen-

tinische Republik, um ihre Provinzen in einem wissenschaftlichen Werke zu schildern. Auf einer Reise nach Chile hat er den bisher ganz unbekannten östlichen Abhang der Cordilleren, welche die argentinische Provinz Catamarca von Chile scheidet, überschritten und auch hier, unter 28° südlicher Breite, den höchsten Kamm als ein ziemlich breites Tafelland gefunden, bestehend aus kahlen und steinigen Ebenen, aus denen schneebedeckte Berge, oft mit gefrornen Seen an ihrem Fuße, aufsteigen. Er nennt diesen Kamm, auf dem Todesstille und die trostloseste Oede herrschen, eine nordrussische Ebene unter dem achtundzwanzigsten Breitengrade. Der Reisende braucht vier Tage, um diese gefährliche Wüstenei zu durchziehen und wird alle Augenblicke durch Kreuze und durch Thiergerippe an die Unglücksfälle erinnert, welche Frost und Schneestürme hier hervorgerufen haben. 1855 fand eine ganze Karawane in dieser Höhe (13,600 Fuß über dem Meere) ihren Untergang.

Die Vermessungen, die der Ingenieur Allan Campbell im Auftrage der argentinischen Republik zwischen dem Hafen Rosario und Cordova ausgeführt hat, sind so günstig ausgefallen, daß im Lande selbst für den Bau einer Eisenbahn zwischen beiden Punkten, die westlich bis Mendoza weiterzuführen wäre, Actien im Betrage von einer Million Pesos gezeichnet worden sind. Professor Burmeister (Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Bd. 3, Heft 3) glaubt ohne Uebertreibung behaupten zu können, „daß es auf der ganzen Erde keine Gegend gebe, in welcher der Bau einer Eisenbahn leichter sich bewerkstelligen lasse, als die in dreizehn Tagereisen zurückzulegende Entfernung von Rosario bis Mendoza, und daß diese Bahn mit der Zeit eine der einträglichsten von allen größeren Bahnen werden müßte.“ Die jüngste Botschaft des argentinischen Präsidenten Urquiza an den Congreß verspricht den Beginn des Baues, sobald einige Hindernisse beseitigt sein werden. Nach dieser Botschaft hat sich ferner eine Gesellschaft zur Beschiffung des Vermejo gebildet, dessen Wichtigkeit für den bolivischen Handel wir im zwölften Hefte (Bd. 2, S. 708) hervorgehoben haben. Eines der Dampfschiffe der von der Regierung unterstützten Gesellschaft ist im Plata angekommen.

Cochinchina.

In einem der früheren Hefte (13) wurde bei der Besprechung der ostasiatischen Reiche Cochinchina's und seiner älteren Beziehungen zu Frankreich gedacht. Im October erhielt der in den chinesischen Gewässern commandirende Admiral Rigault de Genouilly Befehl, eines seiner Kriegsschiffe in den Golf von Tonkin zu schicken, um einen in Cochinchina eingekerkerten Glaubensboten zu befreien. Der Gefangene war ein spanischer Bischof Diaz, aber nach französischer Auffassung bestand ein Einmischungsrecht der kaiserlichen Marine, indem Frankreich das Protectorat über alle hinterasiatischen Christen zu besitzen behauptet. Das Schiff ist zu spät gekommen, Bischof Diaz hat inzwischen durch den Strang geendet. Da wäre nun ein Conflict, der die Gestade der indischen Meere um einen neuen Kriegsschauplatz bereichern könnte.

Was wir von Cochinchina (Annam) wissen, verdanken wir hauptsächlich Crawford und Gützlaff. Das Reich besteht aus vier Provinzen, von denen Tonkin die nördlichste ist und hat ganz chinesische Einrichtungen. Das Heer — vierzig Regimenter Garde und fünfundzwanzig Regimenter Linie — zählt 60,000 Mann mit 800 Elephanten; Reiterei gibt es nicht. Die europäische Disciplin hat Aufnahme gefunden, der Sold ist der landesübliche geblieben. Ein Soldat hat einundzwanzig Neugroschen monatlich, ein Lieutenant das Doppelte. Die Flotte, deren Matrosen zugleich Seesoldaten sind, wird von Ruderboten mit vier bis sechzehn und von Segelschiffen mit zehn bis vierundzwanzig Geschützen gebildet. Tonkin ist die einzige Provinz des Reiches, wo Metalle, Eisen, Kupfer, Silber und Gold in großer Menge gefunden werden. In oder bei der Hafenstadt Ketscho hat die Hinrichtung des Bischofs stattgefunden.

Die Sclavenfrage.

Die Emancipation der Neger hat seit der großen englischen Maßregel wenige und langsame Fortschritte gemacht. In den westindischen Besitzungen Hollands wird die Negersclaverei ein Ende nehmen; eine amtliche Bekanntmachung der Regierung hat die Inselbewohner darauf vorbereitet. Auf Surinam scheint die Maßregel sich nicht erstrecken zu sollen, und grade dort regt sich unter den Sclaven ein unruhiger Geist, der auf elf Pflanzungen Unordnungen und auf einer Gewaltthaten hervorgerufen hat. Brasilien besitzt seit drei Jahren einen Verein für Emancipation. Seine Mitglieder sind lauter junge Brasilier, seine Wirksamkeit beschränkt sich zur Zeit auf den Loskauf von vierzig bis fünfzig Sclaven. In den Vereinigten Staaten hat Elihu Burritt eine National Compensation Emancipation Society gegründet, welche unter diesem unbehülflichen Namen die Tendenz birgt, „durch sanfte und gelinde Mittel dahin zu wirken, daß die Bundescentralgewalt alle auf dem Unionsgebiet wohnenden Sclaven freikaufe.“ Spanien verspricht zum hundertsten Male, die Sclaveneinfuhr in Cuba hemmen zu wollen und unterstützt eben diese Einfuhr thatsächlich in dem Grade, daß die Sclavenschiffe wagen dürfen, ihre Ladung in der Bai von Havana, nahe bei dem Fort la Punta, dem Fort el Morro gegenüber, an's Land zu setzen.

Alles, was bisher für die Unterdrückung des Sclavenhandels geschehen ist, wird in Frage gestellt, wenn die französische Regierung ihre Absicht, „die freiwillige Auswanderung von Negern aus Afrika zu befördern,“ ausführt. England opfert den Bestrebungen, den Menschenhandel zu beseitigen, außer den Summen, welche politische und religiöse Missionen beanspruchen, alljährlich 500,000 Pf. St. Der Erfolg ist kein großer, es beschäftigen sich noch immer viele Schiffe mit diesem Handel, wie aus der Thatsache hervorgebt, daß in einem einzigen Hafen der Sierra Leone in einer Woche sechs Sclavenschiffe anlegten.

Skizzen aus Constantinopel.

III.

Vielen Ihrer Leser wird aus dem Plane von Constantinopel die Lage des Palais von Dolma bagdsche (zu deutsch: der ausgefüllte Garten) bekannt sein. Dieselbe ist durch die erste Biegung bezeichnet, welche der Bosporus vom Marmara-Meere aus macht. In dieser, und zwar im eingehenden Bogen, ist das neue stolze Schloß des Padischah derartig gelegen, daß es die Meerenge bis zur Serailspitze hinabsehen und einen weiten Blick auf das Marmara-Meer und bis zu den Prinzeninseln hin thun kann. Das asiatische Gegenufer mit Skutari, desgleichen der Leanderthurm liegen dicht unter seinen Augen, und auch die Seestraße aufwärts sieht es bis zur zweiten Biegung von Arnaut-kis hinan. Wenn man die Serailspitze selbst, die Spitze von Top hane und etwa den mittleren, seewärtigen Vorsprung von Skutari ausnimmt, kann kaum ein beherrschenderer Punkt innerhalb des Bosporus und Stambuls gefunden werden. Das Palais breitet seine weitgestreckte Fronte stattlich am breiten, wogenden Sunde aus, und berührt mit seinen am meisten nach rechts vorgeschobenen Ausbauten, dem Kaik-hane, oder dem Unterkunftsgebäude für die kaiserlichen Barken, den Stadttheil Findjikli, während sein linker Flügel bis Beschick-tasch, der Stelle, auf welcher das alte Jasonium lag, sich ausdehnt, und die neuliche Niederreißung des älteren, nur aus Holz bestandenen Schlosses von Tschiraghan darauf hindeutet, daß man auch das Gestade nordwärts, in der Ausdehnung von nahe einer Viertelstunde, mit Gebäuden, die ein Anhängsel von Dolma bagdsche sein würden, besetzen will. Wenn das Palais diesen äußersten Umfang gewonnen haben wird, mag es vielleicht alle anderen auf Erden, wenn auch nicht an imposanter Masse und an Geräumigkeit an und für sich, so doch an Frontlänge übertreffen. Schon in seiner heutigen Größe bietet es, von der Terrasse des nächstgelegenen hohen Ufers aus übersehen, den Anblick eines Labyrinths von Gebäuden. Etwa in der Mitte ragt ein breiter und über die Dächer der umliegenden Schloßtheile hoch aufstrebender Centralbau auf. Man meint hier beim ersten Anblick mindestens ein vierstöckiges Gebäude vor sich zu haben, während das Palais sonst nur zwei Stockwerke bietet, und verhältnißmäßig flach gehalten ist. Indeß befindet man sich dabei durchaus im Irrthum. Grade der weitgespannteste und höchste Bau umschließt nur einen einzigen Saal, dessen außerordentliche Höhe von etwa hundertundzwanzig Fuß in keinem rechten Verhältniß zu seinem Durchmesser steht. Was von diesem baulichen Centrum rechtswärts gelegen ist, kann als der Palast des Sultans im engeren Sinne bezeichnet werden. Hier befinden sich seine Wohn- und Speisesäle, seine Empfangszimmer und vornehmlich der große Audienzsaal, in denen die Zusammenkünfte mit den fremden Gesandten stattfinden. Nach links hin dagegen sind die meisten Gebäude von dem Harem eingenommen. Dieser Begriff ist groß und im weiteren Sinne umfaßt er auch die Wohnzimmer des kaiserlichen Bruders Abdul Assis Effendi, *der einen kleinen* Palast im Palast für sich in Anspruch nimmt. Es kann nicht meine Absicht sein, im Einzelnen das ganze Palais beschreiben zu wollen. Ich werde mich im Gegentheil darauf beschränken, Ihre Leser in den Vorhof, in die Zimmer des Sultans und in seinen Wintergarten, sodann in seinen Harem und in den erwähnten Audienzsaal einzuführen. Es ist ein gewaltiges Thor, an welches man heran tritt, wenn man vom rechten Flügel her Einlaß in den Dolma-bagdsche-Palast erlangen will. Aus Eisen gearbeitet und über vierzig Fuß hoch, ist es in seiner Art ein Meisterstück der Guß- und Schmiedekunst und wurde nur bis dahin durch einen häßlichen rothen Anstrich entstellt, der indeß hoffentlich ehestens durch einen dunklen ersetzt werden wird. Eine Pforte in dem einen der ungeheuren Eisenflügel, die sich übrigens wie schwebend auf ihren Angeln bewegen, öffnet sich, und wir treten, nachdem wir einen ersten kleinen Vorraum durchschritten, in den eigentlichen Schloßhof ein, der den Anblick eines Gartens darbietet. In der Mitte befindet sich ein weites Bassin, welches von Felsstücken umgeben wird, und bestimmt ist, durch eine hundert Fuß hoch aufsprudelnde Fontaine geziert zu werden. Es ist rings von geschorenem, glattem Rasen umgeben. Der Raum ist von der den Audienzsaal enthaltenden Abtheilung des Palais, von dem Wintergarten, einer Mauer, in welcher das beschriebene Thor liegt, und einem Eisengitter eingeschlossen. Durch das letztere hindurch hat man den freien Ausblick auf die Meerenge und die Marmara-See. Stürmt das Meer und setzt ein zum Orkan anschwellender Südwind seine gewaltigen von weißem Schaum umflogenen Wogen den Bosporus anwärts in Bewegung, so bietet dieser Hof- oder Garten-Vorraum einen interessanten Anblick dar. Die Brandung kocht alsdann am Fuße des Eisengitters, weit über dasselbe hin fliegen die Flocken weißen Gischts, und dann und wann steigt eine krystallene Wassersäule auf, die sich hoch über die Spitzen der Eisenstangen erhebt und über denselben zusammenbricht. Indeß verweilen wir nicht lange in diesen äußeren Räumen, sondern gehen direct auf das Hauptportal los, wo eine elegant gebaute, in modischer Krümmung vorspringende Marmortreppe mit ihren polirten und glitzernden Stufen zum Aufgehen einladet. Wir treten in eine Galerie ein und sind darnach alsbald in dem vorerwähnten Saal. Derselbe unterscheidet sich in seiner Bauart und Ausstattung wenig von unsern europäischen Schloßräumen solcher Bestimmung, nur ist er in einer Weise mit Goldverzierungen überladen, die entschieden an den schlechten Geschmack anstreift. Der Fußboden ist parquettirt, wie denn überhaupt im Palais von Dolma bagdsche weniger von jenen prächtigen orientalischen Teppichen zu sehen ist, als man erwartet. Die Fenster sind mit Gardinen drapirt, wie bei uns, und wenn nicht eine außerordentliche Menge von Fauteuils dem Meublement einen eigenthümlichen Charakter verliehe, würde man durch dasselbe durchaus an unsre fürstlichen Einrichtungen erinnert werden. Diese Meubeln sind fast ausschließlich aus der Werkstatt eines hiesigen deutschen Hoftischlers, Namens Seefelder, hervorgegangen, der dadurch sich ein sehr bedeutendes Vermögen erworben hat. Keine Kosten sind gespart worden, um diese Ausstattung so prächtig wie möglich zu machen. Um die Entwürfe für die verschiedenen Stücke herzustellen, ließ man eigens

Zeichner und Architekten aus Deutschland und Frankreich kommen; bedeutende Vorräthe der herrlichsten Hölzer wurden angekauft und zur Anfertigung der reichen Seidenstoffe, mit denen die Meubeln überzogen sind, eine eigene kaiserliche Fabrik bei Ismid errichtet. Ich nahm Gelegenheit, mich von den Preisen einzelner der verschiedenen Fauteuils zu unterrichten und erfuhr, daß die einfachsten per Stück zweihundertundfünfzig Piaster Silber oder hundertundsechsundfünfzig Thaler preußisch Courant kosten. Man kann hieraus auf die Summen schließen, die für die Meublirung des ganzen Palais verausgabt worden sind. Vom Audienzsaal aus hat man mehrere Galerien und Säle zu durchschreiten, um in die eigentlichen Wohnräume des Sultans zu gelangen. Die Mitte der letzteren macht ein Salon aus, den man im Besonderen den kaiserlichen nennen könnte. Er erschien mir als etwas höher wie der vorerwähnte und hat die Grundform eines Kreuzes. Er nimmt die ganze Tiefe des Gebäudes ein, in dem er gelegen ist, und empfängt mithin sein Licht von der Vorder- und Hinterfronte her. Ebenfalls parquettirt, ist er, um die Tritte nicht schallen zu lassen, mit „Läufern“ und kostbaren — englischen, nicht orientalischen — Teppichen nach verschiedenen Richtungen hin belegt. Das Meublement dieses Saales hat denselben Ueberfluß an Lehnstühlen, der bereits im Audienzsalon als auffallend erwähnt wurde, und zwar sind Canapees und Fauteuils mit violettem Sammet überzogen, der mehr in's bläuliche wie in's röthliche spielend, einen außerordentlich guten Eindruck macht. Ausgezeichnet in ihrer Art sind Decke und Wände des Kaisersaales decorirt. Dieselben sind in Felder getheilt, und jedes davon in einer Menge von Farben schimmernd, kann als ein kleines Meisterstück der Holzschneide- und Decorateurkunst gelten. Unermeßlich ist der Aufwand, der auf die Vergoldungen verwendet wurde. Dieselben sind noch viel reicher als in dem Audienzsaal und machen den Eindruck außerordentlicher Gediegenheit. In der Mitte des Saals befindet sich ein Divan-Carré, auf dem, wie man mir sagte, der Sultan vorzugsweise zu ruhen liebt. Ueber demselben hängt eine mächtige krystallene Krone nieder, deren außerdem noch vier vorhanden sind, welche mehr als ausreichen, um das weite Gemach bei Abend mit einem strahlenden Lichterglanz zu übergießen. Hier auch ist es, wo der Sultan bei feierlichen Gelegenheiten Rikial hält, d. h. die Huldigungen seiner Minister und der anderen höchsten Angestellten im Reich in Empfang nimmt. Er ruht dann, vornehm und nachlässig hingeworfen, auf dem schwellenden Polster; der Großvezier voran, treten nach der Reihe die Würdenträger an ihn heran, und küssen ihm den Zipfel seines Mantels, ohne den er bei keiner öffentlichen Gelegenheit erscheint und der reich mit Diamanten und Perlen gestickt, ein Symbol seiner höchsten Würde ausmacht. Diese Begrüßung hat nicht nur die eine Bedeutung, daß der Nahende in Demuth des Herrschers Oberhoheit anerkennt, sondern auch die andere, daß dieser seinerseits durch die Annahme des Kusses eine neue Huldversicherung ertheilt. Von eigenthümlicher Form sind im Kaisersale die Mangale oder Kohlenbecken. Dieselben gleichen den Globen, deren man sich zum geographischen Unterricht bedient, und stehen in einem ähnlichen Gestell. Sie sind aus Messing gearbeitet und ermangeln in etwas der Eleganz des Ortes, an dem sie aufgestellt sind. Man sagte mir, daß in diesen Kaisersaal keine Frau des Sultans, und auch selbst die Oberhofmeisterin nicht, deren Befugnisse sich weiter erstrecken als die der Kadinen, Zutritt habe, und daß jene nur bis zu einem gewissen Vestibül vordringen dürfe. Eine bemerkenswerthe Einrichtung in Hinsicht auf die Nebeneinanderlage der Zimmer ist es, daß ein jedes von dem anderen durch ein enges Zwischengemach, eine Art Entrée, getrennt ist, welches lediglich zum Aufenthalt der Diener bestimmt ist. Denn weil es unschicklich wäre, wenn dieselben sich in ein und demselben Salon mit dem Padischah befänden, und weil andererseits dennoch die Dienste in jedem Augenblick von Nöthen sind, und sie sich mindestens in Rufweite aufzuhalten haben, verblieb kein anderes Auskunftsmittel. Unter den dem letztbeschriebenen Saal angrenzenden Räumen zeichnen sich mehrere durch eine außerordentliche Pracht aus, wenn sie auch nicht eben groß sind. Einen recht angenehmen Eindruck macht das Arbeitszimmer des Sultans. Es ist mit Scharlachtuch oder Sammet drapirt, hat weite, lichte Fenster, an den Wänden stehen ungeheure Bücherschränke, die indeß verschlossen sind, und in deren Inneres hinein man keinen prüfenden Blick zu thun vermag. Das Schreibepult ist ein doppeltes und besteht aus einer Schreibetafel, die mit blauem Tuch überzogen ist und viele Fächer hat und aus einem zum Aufklappen eingerichteten Secretär. Die Lehnstühle in diesem Zimmer sind à la Voltaire, kolossal und um Vieles reicher gearbeitet und ausgestattet wie alle anderen im Palast. Alle Meubeln des Arbeitszimmers wurden aus Frankreich bezogen und man sagt, daß sie enorme Summen kosteten. In einem anderen Zimmer sollte ein Billard aufgestellt werden; ein drittes erschien im Besonderen als Kiosk-Gemach, indem es in der freien Ecke gelegen, eine herrliche Aussicht auf das Meer und das Gestade entlang bietet. Von dem großen Saal, der den ganzen inneren Raum des oben erwähnten Centralbaues einnimmt und hundertundzwanzig Fuß Höhe hat, will ich hier nur nebenbei bemerken, daß er in einer Kuppel schließt, von deren Höhe ein Kronleuchter niederhängt, der in England angefertigt wurde und die verhältnißmäßig ungeheure Summe von achttausend Pfund Sterling gekostet hat.

Die für uns Europäer interessanteste Abtheilung des Dolma-bagdsche-Palais wird von dem Harem des Sultans gebildet. Auch der kaiserliche Bruder Abd-ul-Assis Effendi hat seinen besonderen Harem im Palais, indeß wurde derselbe nicht von mir besucht.

Wenn man in die Region der Haremgemächer eintritt, verkündet der erste Eindruck, den man empfängt, daß man die eigentliche Zone der Pracht verlassen hat und in eine einfacher ausgestattete eingetreten ist. Die Fußböden sind nicht mehr parquettirt, sondern nur mit ziemlich einfachen, aber recht nett gearbeiteten Strohdecken belegt, man bemerkt nur weiße Wände und hier und da sind sie mit Kanten und Arabesken verziert. Am stattlichsten ist das Hauptgemach der Oberhofmeisterin ausgestattet, eine Stelle, die bei Lebzeiten der Sultanin-Mutter, von dieser eingenommen wird. Man sieht hier noch Meubeln, die mit Sammt über-

zogen sind, und Fenstervorhänge aus dem schwersten Atlas und Damast. Eine Stufe niedriger, in Hinsicht auf Eleganz, stehen die Zimmer der Kadinen oder der Gemahlinnen des Sultans. Dieselben sind zwanzig und einige an Zahl und haben außer Fauteuils und einem Divan, ein merkwürdiges, wie ein Quadrat gestaltetes Bett, von etwa acht Fuß Länge und Breite, das aus einem weichen Polster mit umliegenden Kissen besteht, die mit Sammet überzogen sind. Rings um das Bett kann eine von oben herniederhängende Gardine gezogen werden. An sonstigen Geräthen finden sich in diesen Zimmern noch Handspiegel, ein messingenes, durchaus nicht elegantes, indeß kunstvoll gearbeitetes Waschbecken, eine Kaffeekanne aus demselben Metall und eine Anzahl von Rohrstühlen und Fußbänken. Die Zimmer der Kadinen hängen, wie die des Sultans, nicht unmittelbar mit einander zusammen, sondern sind durch die oben bereits erwähnten Zwischen-Cabinets von einander geschieden. Eine jede Kadine hat zwanzig und mehr weibliche Diener oder Sclavinnen. Zwischen dem Kaisersaal und dem Harem ist ein Gemach gelegen, welches im Besonderen als das Schlafgemach des Sultans bezeichnet werden kann. Beim Eintreten ist man geneigt, das Bett für einen Thron zu halten, denn es ist von einem Baldachin überdacht, und das Polster wie die Kissen sind mit einem unvergleichlichen brocatenen Stoff überzogen und mit ungeheuren echt goldenen Quasten verziert. Den Fußboden bedeckt ein reicher Sammetteppich. Nicht weit von diesem Schlafzimmer, wenn ich mich recht erinnere, ist das Bad des Sultans gelegen, ein Gemach, welches durch seine außerordentliche Kleinheit überrascht. Es ist durchaus am Boden, an der Decke und an den Wänden mit einer, wenn ich nicht irre von einer der griechischen Inseln entnommenen, gelblich aussehenden Marmor-Gattung ausgekleidet, und enthält nur eine große, ebenfalls massiv aus Marmor gearbeitete Wanne, in der ein Badender bequem untertauchen kann. Im Winter und Sommer wird der Fußboden und werden die Wände durch in denselben angebrachte Röhren mit heißem Wasser erwärmt, wie dies auch in den gewöhnlichen türkischen öffentlichen Bädern geschieht.

Der Totaleindruck, den die innere Besichtigung des Dolma-bagdsche-Palais zurückläßt, ist von dem Gefühle beherrscht, daß auf gewissen Punkten in Hinsicht auf Concentrirung der Pracht darin etwas zu viel gethan sei. Dieses Maß von unerhörter Verschwendung ist nicht von Alters hergebracht im Staate der Osmanen, sondern eine Neuerung, die erst in den letzten Jahren und kaum anderswo als in die Mauern dieses Schlosses Eingang gefunden hat. Noch Mahmud II., der Vater des jetzt regierenden Padischah, lebte und wohnte außerordentlich einfach. Wenn er Abends die langen unerleuchteten Corridore vom Tschiraghan-Palast entlang schritt, rief der vorausgehende Kislar Aga (Chef der Eunuchen, zu deutsch wörtlich „Aga der Mädchen") mit lauter Stimme: Hünkier gelior (der Würger kommt) und schnell öffneten sich alle auf die Galerie hinausführenden Thüren, und eine jede der Frauen setzte aus ihrem Gemach einen Leuchter auf den Boden des Corridors, um die Schritte des Herrschers zu *erhellen*. Die Kerzen waren von — Talg.

Um vom Garten wieder zu dem Hofraum oder Vorgarten zu gelangen, dessen ich oben erwähnte, kann man einen Weg einschlagen, der verdeckt in der dicken landwärtigen Mauer des Palais angebracht ist und dem Sultan namentlich als Communication mit seinem kleinen Wintergarten während der schlechten Jahreszeit dient. Diese Galerie ist außerordentlich lang und wird durch Fenster, die dem Palast zugewendet sind, erleuchtet. Man muß nicht mit großen Vorstellungen in die gläserne Ueberdachung eintreten, unter der sich der kleine Garten ausdehnt, in welchem der Padischah im Winter zu lustwandeln pflegt. Die großartigen Anlagen in den bedeutenden europäischen Hauptstädten erreicht derselbe bei Weitem nicht. Seine Länge ist allerdings beträchtlich, aber er ist sehr schmal. Bei der Neuheit der Anlage kann man nicht erwarten, einen bedeutenden Baumwuchs in derselben entwickelt zu sehen. Das Ganze ist mehr lieblich wie imponirend zu nennen, und beim Durchwandeln der saubern Kieswege sagt man sich, daß ein ausreichend reicher Privatmann ein ähnliches Besitzthum haben könnte. In der Mitte des Wintergartens befindet sich ein kleiner Kiosk, der allerdings nur eine Art von Miniaturgebäude ist und in dem der Sultan mit wenigen Personen Platz hat, der aber dermaßen gemüthlich einladend ist, daß mancher Besucher das schmale Räumchen dem großen und blendenden Kaisersaal vorziehen möchte.

Vom Dolma-bagdsche-Palais aus geschieht es, daß der Sultan beim Beginn der sogenannten heiligen Nacht, *) die dem Bairam um einige Tage vorangeht und mit der für den Beherrscher der Gläubigen der Fastenmonat, aber nicht für seine Unterthanen, schließt, das reich geschmückte Staats-Kaik, oder die vergoldete Barke, besteigt, um sich zum Gebet in die große und prachtvolle Moschee „Nusrethie Dschami" auf dem Waffenplatz von Top hane zu begeben. Die Feier fiel diesmal auf den 19. Mai vorig. J., das heißt auf den vorletzten Dienstag desselben. Es war ein heiterer Tag vorangegangen und der Abend breitete seine Schatten über die beinahe spiegelglatte Fluth des Bosporus. Als es bereits ganz dunkel geworden war, leuchtete der Blitz eines Kanonenschusses in der Nähe des Palais auf und eine Anzahl folgender, deren Donner weithin in der Umgegend und bis zu den äußersten Enden der Hauptstadt vernommen wurde, verkündete, daß der Padischah seine Staatsbarke (Kaik) bestiegen habe und sich auf dem Wege nach Top hane begriffen finde. Alsbald leuchteten bengalische Flammen von beiden Ufern der Meerenge her und warfen wechselseitig ihren Reflex von einem Welttheil zum andern hinüber. Das Wasser, welches am Tage tief grünblau und am Abend schwarz ist, strahlte wie Feuer. Die dreißig Ruderer griffen mächtig aus und pfeilschnell schoß das Kaik dahin. An beiden Gestaden standen Tausende von Zuschauern als stumme Beobachter des wunderbaren Schauspiels, das durch die in der Helligkeit von Myriaden Lampen funkelnden Minarets noch erhöht wurde. Endlich verkündete eine abermalige weithin donnernde Kanonen-Salve des Sultans Ankunft an der Stelle

*) Kadir jedschessi.

des Waffenplatzes von Top hane und eine dritte seinen Eintritt in die große sogenannte Stusrethie Dschami (Moschee). Man war allgemein erstaunt, ihn ungeschmückt und nicht in dem von Hunderten und aber Hunderten von Diamanten und zahlreichen Perlen schimmernden Kaisermantel zu sehen. Der Anlaß seines schmucklosen Erscheinens war der an demselben Tage erfolgte Tod einer seiner Töchter, einer kleinen Prinzessin, die erst vor kurzem ihr fünftes Jahr vollendet hatte. In so zarter Jugend sind dem osmanischen Herrscher schon mehrere Kinder gestorben, namentlich Mädchen; und auch die Sterblichkeit unter den kaiserlichen Frauen ist nicht gering. Das Haremleben ist außerordentlich ungesund und untergräbt die meisten Gesundheiten. Man denke sich eine Existenz, die im Wesentlichen auf die vier Wände eines Zimmers angewiesen ist. Kaum ein Gefängniß, in dem gefährliche Staatsverbrecher untergebracht sind, kann mit ängstlicherer Sorgfalt gehütet werden, wie die Pforten, die zu den Zimmern der Kadinen führen. Außerdem ist die Behandlung von Seiten des die Aufsicht führenden Personals oder der Verschnittenen, unter Umständen eine durchaus nicht zarte. Diese Leute werden hier, wie man voraussetzen kann, nicht Eunuchen, sondern Hattemler (Singular Hattem) genannt. Sie sind meistens von robuster Natur und von einer abschreckenden Häßlichkeit. Stöcke und Peitschen sind die Wahrzeichen ihrer Macht, und sie verstehen dieselben zu handhaben. — Der Sultan verrichtet sein Gebet allein, seine Würdenträger umstehen ihn nur in der Eigenschaft als die ihm zunächst gestellten Diener. Nachdem die Ceremonie vorüber ist, begibt sich der Padischah nach dem kleinen, in einem einfachen Style auf dem erwähnten Waffenplatz aufgeführten Kiosk, den man schlichtweg den „Kiosk von Top hane" nennt. In anderen Jahren wohl umprasselte, wenn er am hohen Bogenfenster mit der Ausschau auf den Platz und das Meer den Tschibuk „trank," den Hünkiar (Würger, der am meisten unter den Türken im Brauch stehende Name des Sultans) ein Feuerwerk. Ungeheure Racketengarben, die von einem vortrefflichen preußischen Feuerwerksmeister Namens Lehmann, der als Oberstlieutenant im hiesigen Dienst steht, angefertigt werden, stiegen zum dunkeln Himmel empor und dann und wann wurde dieser durch ganze Wolken von Leuchtkugeln erhellt, die man aus riesigen, eigens zu diesem Zweck gegossenen Mörsern von colossalem Durchmesser warf. Das Volk erfüllte dann die Straßen in der Nähe des Waffenplatzes und wogte bis Mitternacht im engen und geräuschvollen Gedränge auf und nieder. Dies Mal indeß verlief Alles ausnehmend still und es verblieb bei der Beleuchtung mit bengalischen Flammen. Vor Zeiten, unter der Regierung des Sultans Mahmud II., geschah es nicht selten, daß die Abbrennung des Feuerwerks in der Festnacht Anlaß zu bedeutenden Unglücksfällen und zum Verlust von Menschenleben gab. In den ersten vierziger Jahren kam es vor, daß Racketen von einem Floß aus, welches auf dem Meere nahe bei Top hane verankert lag, geworfen wurden. Unglücklicher Weise entzündete sich mit einem Male der ganze Vorrath und erregte unter den bestürzten türkischen Topschis eine derartige Bestürzung, daß mehrere derselben in's Wasser sprangen und ertranken. Bei einer anderen Gelegenheit wurden fünf oder sechs Mann durch Racketen schwer verletzt, und zwar dergestalt, daß zwei davon starben. Der Sultan pflegt etwa eine halbe Stunde in dem Kiosk zu verweilen, und darnach die Rückfahrt nach dem Palais von Dolma bagdsche anzutreten. Gleichmäßig mit der raschen Bewegung seines Kaiks schreitet die Beleuchtung der Meerenge vorwärts, und in dem Augenblick, wo er an der großen Marmortreppe landet, erstrahlt der Bosporus in den herrlichsten bengalischen Flammen. Im Palais selber aber herrscht eine Bewegung eigenthümlichen Anlasses — der Harem, in dem sich sonst Alles ziemlich still verläuft, ist aufgeregt und die Hattemler, mit der Oberhofmeisterin an der Spitze, sind in voller Thätigkeit. Es handelt sich darum, dem Sultan unter den vorgeschriebenen Ceremonien die neue Gemahlin zuzuführen, mit der sich die Zahl seiner Frauen an diesem Tage in jedem Jahre vermehrt. Der Padischah ist nämlich zu hoch gestellt, und es entspricht außerdem zu wenig den allgemeinen Gebräuchen des Orients, um selber werben zu können. Alles, wozu er sich herbeiläßt, ist, das Genre seines Geschmacks zu bezeichnen. Daß man von Seiten der Eunuchen und namentlich der Oberhofmeisterin mit außerordentlichem Eifer darnach strebt, diesem Geschmack möglichst zu entsprechen, ist selbstverständlich. Von der endlichen Entscheidung in dieser schwierigen Angelegenheit hängt viel ab, zumal die Stimmung des Sultans während einer langen Zeit, und vornehmlich in Bezug auf die mit der Auswahl betrauten Personen. In dieser Hinsicht ruht auf der Oberhofmeisterin eine schwere Verantwortlichkeit und drückende Bürde. Man nahm es gemeiniglich für ein Kennzeichen der außerordentlichen Ueberlegsamkeit und des richtigen Urtheils der verstorbenen Sultanin Valide, daß sie das Geschäft der Auswahl für das wichtigste der inneren Politik erachtete und darauf beinahe das ganze Jahr verwendete. Sie konnte nicht selber Musterung weit und breit im Lande halten — aber die Späher thaten es an ihrer Stelle. Sie ließ in den Provinzen vornehmlich reisen, die durch die Schönheit der Frauen sich auszeichneten und die Nachforschungen ihrer Auftragnehmer erstreckten sich bis in das transkaukasische russische Gebiet. Es mag ein außerordentlich anmuthiger und strahlender Kreis gewesen sein, der dann beim Beginn des Monats Ramasan sich hier in Stambul versammelte und aus dem die Sultanin Mutter es selber auf sich nahm, die vorleuchtend Schönste zu erwählen. Wie es heute bei dieser Wahl zugehen mag, weiß ich nicht; indeß gilt die jetzige Oberhofmeisterin für eine tief in die innere Politik des Landes eingeweihte Dame. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß, zumal vordem, die meisten ministeriellen Combinationen im kaiserlichen Harem zu Stande gebracht wurden, daß ein jeder osmanische Große dort seine Partei hat und daß man heute vielleicht selbst von einer englischen, französischen und österreichischen Fraction hinter den ängstlich errichteten Gitterfenstern reden kann. Wer im Harem am festesten steht, steht es gemeiniglich auch im Pfortenpalast, d. h. im Regierungs-Staatsgebäude.

Die

Kuria-Muria-Inseln.

Von A. Berghaus.

Die Engländer schickten bekanntlich im Herbste 1856 von Aden aus die beiden Schiffe Bleng und Philipp Dean nach diesen Eilanden, um sie wegen des dort sich in Menge vorfindenden Guanos zu besetzen, mußten aber schleunigst zurückkehren, weil die die Inseln bewohnenden Araber dieser Besitzergreifung sich widersetzten. Der englische Schiffscapitän Ord, der die Expedition befehligte, wollte zwar die Ansicht zur Geltung bringen, daß Said Said, Imam von Maskat, der vor Kurzem auf einer Reise nach einer seiner Besitzungen, Zanzibar, gestorben ist, die Inseln an die anglo-indische Compagnie abgetreten habe, eine Ansicht, die aber auf einem großen Irrthum beruht und natürlich auch nicht von den armen Bewohnern dieser Eilande anerkannt wurde. Nach Ausbruch des britisch-persischen Krieges ward es bei der Menge englischer Kriegsschiffe ein Leichtes, der Kuria-Muria-Inseln trotz kräftiger Gegenwehr Seitens der Araber sich zu bemächtigen. — Bringen wir über die Eilande eine kurze Notiz.

Die Kuria-Muria-Inseln liegen an der südlichen Küste Arabiens, näher der Straße von Ormus als der von Babel-Mandeb, in einer Bucht, die sich vom Ras Noß, der Ostspitze des in älteren Berichten Cap Monteval genannten Vorgebirges, bis zum Ras Garwau (Garwow) erstreckt und die bei den arabischen Autoren unter dem Namen Djun (d. i. Meerbusen) al-Haschisch vorkommt, von den Europäern gemeiniglich aber Kuria-Muria-Bai genannt wird. Diese enthält vier kleine Eilande, — deren richtiger Name zu Folge Edrisi Martan oder Kartan ist, — die östlich und westlich von einander und von der Küste des Festlandes etwa 1 bis 1½ deutsche Meile entfernt liegen. Sie sind hoch, so daß man sie in einer Entfernung von 3 bis 4 Meilen schon sehen kann und sind mit dem so kostbaren Dungmittel, dem Guano, bedeckt. Die Insel Haski oder Halki ist die westlichste und kleinste, Sardi oder Soda liegt 3 Meilen östlich von dieser, dann folgt Halabi oder Halanny in derselben Richtung, der sich als die östlichste Deriaby oder Djibly anschließt. Diese vier Eilande fallen alle nach Süden steil ab; bieten selbst in ihrer nächsten Nähe auf dieser Seite keinen Ankergrund dar, und die Tiefe des Wassers beträgt eine Achtel Meile von dem Südwestende Hallanny's noch 65 Faden oder 378 preußische Fuß. Der Canal zwischen der westlichsten Insel und dem Festlande ist sicher; die Canäle zwischen den andern Inseln müssen auch dafür gehalten werden, doch ist der, welchen Halabi nnd Djibly bilden, der beste, indem er durchgängig eine Tiefe von 36 bis 42 Faden (20° bis 245 preußische Fuß) hat. Von dem östlich gelegenen Cap Fartak bis zum Cap Mondeval laufen die Strömungen oft gegen den Wind während des Ostmonsun, erregen dadurch in der Nähe der Kuria-Muria-Inseln einen überaus hohen Wellenschlag, setzen in der Regel nordwestwärts in die Bai ihren Lauf fort und machen die Bucht außerordentlich gefährlich für ein Schiff, das bei den Inseln, vor dem Winde geschützt, vor Anker liegt.

Die Araber, die die Kuria-Muria-Inseln bewohnen, haben, wie die Araber auf dem Festlande, eine patriarchalische Verfassung, eine abgesonderte für jeden Stamm, eine getrennte für jede Insel, und stehen zu dem Imam von Maskat in gar keinem Unterthanverhältniß. Dieser letzte Umstand wird auch wohl den Briten genugsam bekannt gewesen sein, doch war die Besitzergreifung dieser Inseln der reichen Guano-Lager und der passenden Lage wegen, sie zu einer wichtigen Kohlenstation einrichten zu können, zu lockend, daß trotz der Zurückweisung, die der Capitän Ord erfahren, man auf diese fingirte Abtretung sich stützte und die Eilande zu Kroncolonien erhoben hat, nachdem von dem Anerbieten, sie an die indo-britische Compagnie abzutreten, von dieser kein Gebrauch gemacht worden war. Bekanntlich gab die Besitzergreifung der Inseln Ende Februar v. J. im englischen Parlamente die Veranlassung zu einer Interpellation, die dahin beantwortet wurde, daß dem Capitän Ord für die nächsten fünf Jahre die Erlaubniß ertheilt sei, die Guano-Lager auf diesen Eilanden auszubeuten, doch sei dies nichts weniger als ein Monopol, und könnte vielmehr jedes Schiff dort Guano laden, wenn es der Regierung eine Abgabe von 2 Pfd. Sterl. (13 Thlr. 26 Sgr.) pro Tonne (20 Ctr.) leiste.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 17. Februar 1858.

Erste Abtheilung.

Epigramme von Friedrich Hebbel.

Amor und Hymen.

Amor fehlen die Augen, doch Hymen ist doppelt versehen;
Zeus verlieh ihm auch die, welche der Blinde entbehrt.

Der Literatur-Historiker.

Alle Poeten sind Nullen, die Ersten so gut wie die Letzten,
Doch aus den Nullen erwächst eine unendliche Zahl.
„Eine unendliche Zahl?“ So sprech' ich, die Jüngern zu schrecken,
Hält man den Hort für gefüllt, bringt nur ein Narr mir noch Gold.

Das Paradies steht offen.

Jüngling wirst Du nicht wieder, noch Mann, wenn das Haar sich Dir bleichte,
Aber, sobald Du nur willst, wirst Du von Neuem ein Kind.

Goethe's Genius.

Goethe hör' ich mit Freuden von seinem Genius reden,
Denn sein Genius führt neben dem Dichter die Welt.
Aber, Ihr Anderen schweigt und rühmt Euch höchstens des Auges,
Das die Natur Euch verlieh; dieses genügt für das Haus.

An die Exacten.

Rasselt nur nicht zu viel mit Kette und Messer und Wage:
Machte der Himmel Euch stolz, den Ihr berechnet und meßt,
Ei, so schaut auf die Frau und werdet wieder bescheiden,
Denn Ihr fragt Euch umsonst, was Euch gefesselt an sie,
Und die Linie, so, nicht anders, gezogen im Antlitz,
Trägt doch am Ende das Haus, trägt gar den Staat und die Welt.

Lord Byron.

Welch ein schnurriges Bild! Man sieht ihn von Morgen bis Abend
Fechten und schießen, und doch kommt es zu keinem Duell!

Die Farbe der Hoffnung.

Grün ist die Farbe der Hoffnung, denn Grün ist die Farbe des Frühlings,
Welcher verspricht für den Herbst, was der Betrüger nicht hält.

An den Tragiker.

Packe den Menschen, Tragöde, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert,
Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,
Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.

Kain und Himmel und Erde von Byron.

Wie die Farben entstehen, das sollteſt Du zeigen, o Dichter,
Aber Du zeigteſt uns nur, wie man die Farben gebraucht.
Taucht man den dämmernden Morgen der Welt in die Lichter des Mittags,
Gibt es zwar auch noch ein Bild, doch es ist leichter gemalt.

Lorbeer und Perrücke.

Cäsar deckte den Scheitel, sobald ihm die Jahre ihn bleichten,
Mit dem unsterblichen Zweig, welcher ihm heute noch grünt.
Ludwig rief den Friseur, und dieser erfand die Perrücke
Für das bedürftige Haupt, dem es am Kranze gebrach.

Eine Nacht.

Von Ernst Andolt.

(Schluß.)

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß man den über meine Person entstandenen Irrthum bald entdeckte, zumal da der Referendar, welcher als gewissenhafter Fichtianer jede, auch die wohlgemeinteste Unwahrheit verdammte, sich ganz offen über den Sachverhalt aussprach. Ich selbst war inzwischen ganz zufrieden, der Löwenhaut entkleidet und wieder ich selbst zu werden, und bemühte mich bestens, die vorgegangene Verwechselung als einen mir höchst unangenehmen Zufall, an dem ich völlig unschuldig, darzustellen. Man wollte jedoch anfangs meiner wahrheitsgemäßen Erzählung, wie ich in das Schloß des Barons und später in den Heuschober gerathen, keinen Glauben schenken und behandelte mich als einen gefährlichen Verbrecher. Ich fühlte mich durch diese mir beigelegte Wichtigkeit jetzt nicht im Mindesten mehr geschmeichelt; düstere Visionen stiegen in meinem Kerkerloch, besonders in schlaflosen Nächten, vor meinem Geiste auf; ich dachte häufig an den Herzog von Enghien, den Buchhändler Palm und die vor Braunschweig erschossenen Schill'schen Krieger. Ich machte mich auf ein ähnliches Loos gefaßt und unterhielt mich damit, meine Abschiedsrede von der Welt zu entwerfen und mit den dazu gehörigen Gesten förmlich einzuüben. Ich glaube, ich hätte die Sache recht gut gemacht; auch war ich, weil ja ein Sterbender hienieden Nichts mehr zu fürchten hat, fest entschlossen, mit einer patriotischen Verwünschung des Kaisers Napoleon zu schließen. Ich dachte dabei oft meines Reisegefährten, des Turners, wie ich in seiner Achtung steigen würde, wenn er die Beschreibung meiner Hinrichtung in den Zeitungen läse.

Das Schicksal hatte es indeß anders beschlossen. Durch mehrfache Verhöre und über mein vergangenes Leben eingezogene Erkundigungen gelangten meine Inquirenten allmälig zu der Ueberzeugung, daß ich im Grunde ein sehr harmloses Subject und mehr das Opfer, als der Urheber der vorgegangenen Täuschung wäre, und so wurde ich endlich — beinah ein Jahr nach meiner Verhaftung — entlassen.

Blaß, abgemagert, hohläugig wie ein Gespenst trat ich aus den Kerkermauern wieder in die Welt, der ich halb und halb schon entsagt und von deren Schicksalen ich so lange Nichts erfahren hatte. Wie staunt' ich, als ich nun die großen Ereignisse des Jahres 1812, die Katastrophe von Moskau, den Untergang der großen Armee, die Capitulation des York'schen Corps erfuhr! Ich fühlte mich wie berauscht. Auch die Menschen fand ich so verändert; an die Stelle der hoffnungslosen, knechtischen Ergebung war eine dumpfe Gährung getreten; man flüsterte sich die furchtbaren Verluste, die Entmuthigung des französischen Heeres zu, und Viele erwarteten ungeduldig nur den Wink der heimischen Fürsten, um gegen die verhaßten Fremdlinge in offenem Aufruhr loszubrechen.

Ich eilte jedoch vor Allem, die kindliche Pflicht zu erfüllen, nach Helmstedt in die Arme meiner schwergeprüften Mutter. Welch ein Wiedersehen! — Ja, das waren glückliche Tage. — —

Aber sie waren kurz. Meine Mutter lebte in den dürftigsten Verhältnissen; und so sehr sie mir ihren Mangel unter einem Aufwand von Pflege und Frohsinn zu verbergen suchte, so erröthete ich doch bei dem Gedanken, ihr anstatt eine Stütze — noch immer eine Bürde zu sein. Ich hatte bereits an Herrn von Stawitz geschrieben und die freilich wohl zu erwartende Antwort erhalten, daß die mir zugedachte Stelle längst anderweit vergeben sei. Ueber den Baron, für den ich in's Gefängniß gewandert, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß er damals glücklich nach Rußland entkommen sei und daselbst in der Armee Dienste genommen habe. Auch von ihm war also vor der Hand Nichts zu hoffen.

In dieser niederdrückenden Lage erhielt ich von einem benachbarten Gutsbesitzer, Amtmann O., die Aufforderung, gegen ein allerdings sehr geringes Honorar den Unterricht seiner Söhne zu übernehmen. Obgleich mir der Charakter des Mannes nicht eben günstig geschildert wurde, betrachtete ich doch dieses Anerbieten als eine gütige Fügung des Himmels, wobei mich besonders der Gedanke beglückte, meiner armen Mutter in diesen gefahrvollen Zeiten so nahe zu bleiben. Ich eilte daher, den Amtmann brieflich von der Annahme des Engagements zu benachrichtigen, und einige Tage darauf schickte er mir eine Calesche, welche mich nach seinem Gute beförderte.

Ich langte gegen Mittag daselbst an und wurde sogleich durch einen wohlgepflegten Gemüsegarten zu meinem neuen Patron geführt, welcher in einer dunklen Laube bei einer halbgeleerten Flasche Burgunder saß und seine Pfeife rauchte. Ohne bei meiner Begrüßung sich zu erheben, deutete er auf eine in der Laube befindliche Bank und befahl dem Bedienten, welcher mich zu ihm geführt hatte, noch ein Glas und eine Flasche „von demselben" zu bringen. Ich nahm, über diesen

schweigsamen Empfang ein wenig verdutzt, den mir angewiesenen Platz und betrachtete mir mit Muße den breitschultrigen, wohlgenährten Mann, welcher mir auf den ersten Eindruck unter seinem schattigen Blätterbaldachin, bei dem röthlich funkelnden Rebensaft und von den Gewölken seiner Pfeife sanft umwirbelt als einer der glücklichsten Erdenbürger erschien. Ich bemerkte jetzt, daß sein volles, feistes Gesicht nichts weniger als Zufriedenheit ausdrückte; die kleinen grauen Augen schauten so grämlich unter den starken Wimpern hervor und lugten so mißtrauisch in die Welt hinaus, die Stirn zeigte so viele Runzeln, und um die Mundwinkel spielten so mürrische Falten, daß ich den Mann schon nicht mehr beneidenswerth finden konnte.

„Seien Sie mir willkommen," sagte er mit näselnder Stimme; „Sie wollten also die Information meiner Söhne übernehmen; wünsche viel Vergnügen dazu; die Rangen werden Ihnen genug zu schaffen machen. Sie haben bislang nur die Dorfschule besucht, und unser Schulmeister ist ein vollständiger Ignorant; schneidet während der Schulstunden Häcksel oder strickt Strümpfe. Außerdem fehlt die Mutter im Hause; ich bin seit Jahren Wittwer. Sie werden Ihre Noth haben, sag' ich Ihnen."

Ich äußerte, daß es an Eifer von meiner Seite nicht fehlen solle, daß ich mich glücklich schätzte, ein Feld für meine Thätigkeit zu finden.

„Nun ja!" versetzte er, „in schlechten Zeiten muß man vorlieb nehmen. Jeder hat seine Plackerei hienieden; das ist einmal so geordnet. Nach dem Pferde ist der Mensch das geplagteste Geschöpf auf der Welt, alles andere Vieh hat es besser."

Ich lächelte.

„Zumal in diesen schrecklichen Zeiten!" fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Wir gehen allerdings," versetzt' ich, „einem großen Kampf entgegen — aber einem Kampfe, der hoffentlich das wenn auch blutige Morgenroth friedlicher Zeiten ist." —

„Ich glaube nicht daran. Wäre Rußland erobert, ja! dann hätten wir Frieden. Aber so" — — Tiefer Seufzer.

„Sie könnten wirklich wünschen, daß das letzte Bollwerk, welches auf dem Continent sich der französischen Sündfluth entgegenstemmte, gefallen wäre?" fragt' ich erstaunt. —

„Ja, ich gäbe viel darum. Wenn ganz Europa nur Einem gehorchte, hätten wir keine Kriege mehr." —

„Aber auch keine Nationalitäten, keine Bewegung, kein Leben mehr! Es würde die Ruhe eines Kirchhofes sein." —

„Sagen Sie: die Ruhe einer wohlgeordneten Haushaltung, wo Jeder ohne Streit und Widerrede seine Schuldigkeit thut. Die fleißigen und friedliebenden Menschen würden sich sehr wohl dabei befinden, während bei dem Schwindel, der jetzt auf einmal in den Köpfen grassirt, nichts als Blutvergießen und Contributionen, Hunger und Elend abzusehen ist." —

„Nach so vielen traurigen Erfahrungen kann allerdings auch die jetzige Erhebung als gewagt erscheinen." —

„Sagen Sie: als ein Unsinn, purer Unsinn! Glauben Sie, weil dem Kaiser in Rußland eine Armee erfroren, werde er vor den Kosaken oder gar vor den Turnern und der preußischen Landwehr Kehrt machen?" —

„Aber vielleicht vor dem neuen Geist, welcher unsre Nation bewegt; es sind nicht bloß Heere, die er zu bekämpfen hat, es sind Ideen — die größten, welche je die Menschheit beseelten und welche zu allen Zeiten Wunder wirkten." —

„Ideen — hm! Mit all Ihren Ideen werfen Sie kein französisches Bataillon über den Haufen." —

„Gewiß nicht; aber die Ideen werden uns deutsche Bataillone und machen sie unbesiegbar." —

„Pah, wenn sie 1806 der preußische Corporalstock nicht unbesiegbar machen konnte, so werden es Hirngespinnste erst recht nicht. — Nun, hier in der Gegend hat es, Gottlob! nichts zu sagen; wir sehen hier täglich französische und andere Truppen durchmarschieren, nach der Elbe zu, um die kaiserliche Armee zu verstärken. Dieser Anblick hat für die Ideologen und Hitzköpfe etwas ungemein Abkühlendes. Aber jenseit der Elbe — in Preußen sollen die Menschen wie toll sein — besonders die Studenten und Turner. Wenn sie noch wüßten, wofür sie sich schlügen!" —

„Das wissen sie sehr wohl." —

„Wirklich? — Ich meines Theils weiß es nicht. Wenn Sie mich darüber belehren können, werd' ich Ihnen sehr obligirt sein." —

„Wie? leugnen Sie etwa, daß wir unter dem schmählichsten Joch schmachten? daß unsre nationalen Heiligthümer bedroht sind, wie damals, als Varus mit seinen Legionen in unsern Gauen stand? daß es gilt, den blutgierigsten Tyrannen" — —

„Halten Sie ein, junger Mann!" unterbrach mich der Amtmann ängstlich; „wenn ich Ihnen rathen soll, hüten Sie Ihre Zunge. Solche Reden können Ihnen den Kopf kosten und mich, wenn ich sie anhöre, compromittiren." —

„Sie können unsre Tyrannei nicht beredter schildern, als mit dieser Bemerkung," sagte ich lächelnd. —

„Wie so?" versetzte er; „nennen Sie es Tyrannei, daß hochverrätherische Reden ver-

boten sind? Das war immer so, das war vor der westphälischen Regierung noch weit schlimmer. Tyrannen — wenn Sie die, welche uns regieren, so tituliren wollen — hat es von jeher gegeben und wird es immer geben. Das ist einmal so geordnet. Ich für mein Theil will nun lieber en gros, als im Kleinen tyrannisirt werden. Wenn auf viele Millionen ein Tyrann kommt, so ist das leichter zu tragen, als wenn auf eine Million viele Tyrannen kommen, wie wir das bei uns im Heiligen Römischen Reich seligen Andenkens sattsam genossen haben. Je kleiner das Land, desto mehr Schlagbäume und desto größere Steuern; je weniger Volk, desto mehr Standesunterschiede; je weniger zu regieren, desto mehr Beamte; je kleiner das Heer, desto mehr Paraden; je weniger Macht, desto mehr Anmaßung. Und um diese Herrlichkeit zurückzuführen, sollen wir unsern letzten Thaler hergeben oder gar unser Leben riskiren? — Thoren, die's thun! —"

Ich kann nicht leugnen, daß die den meinigen schnurstracks entgegenlaufenden Ansichten des Amtmanns mir imponirten; ich wurde zweifelhaft und fühlte mich in meinem Vertrauen auf den Sieg der guten Sache erschüttert. In diesem Augenblick wurde Herr O. abgerufen; er ersuchte mich, seine Rückkunft zu erwarten.

Ich trat aus der Laube und bemerkte, daß der hintere Theil des Gartens in Parkanlagen auslief. Ich wandelte zwischen den im ersten sommerlichen Grün prangenden Baumgruppen umher, als ich unter den Wipfeln einiger hochstämmigen Buchen ein Borkenhäuschen in der Form einer Capelle erblickte. Ich trat näher und sah die Thür des Häuschens offen stehen. Nach einigem Bedenken folgt' ich dem Zuge der Neugier und trat hinein. Wie erschrak ich aber, als ich mich einer schwarz gekleideten Dame gegenüber fand, welche im Innern der Capelle an einem mit buntfarbigen Scheiben gefüllten Fenster vor einer Staffelei saß, auf welcher ein fast vollendetes Porträt aufgestellt war.

Mein Eintritt war so geräuschlos gewesen, daß die Dame, in ihre Arbeit vertieft, mich nicht bemerkt hatte. Ich wollte zurücktreten; aber der Anblick fesselte mich. Es war ein Bild wie aus einem Tieck'schen Märchen. Die kleine, gewölbte Capelle, matt erhellt von den durch die farbigen Scheiben brechenden Sonnenstrahlen — die schwarzgekleidete Frauengestalt, deren blasses, edel geformtes Antlitz von den gelben und violetten Lichtern, welche durch das schmale Fenster einfielen, wunderbar beleuchtet noch blässer und leidender erschien — der heilige Ernst, mit welchem sie, ganz in ihr Werk versenkt, die zarten Farbenstriche auf die Leinwand webte — die tiefe Ruhe, welche über der ganzen Scene lag — das Alles übte auf meine Phantasie einen mächtigen Zauber. Je länger ich das Profil der schönen Künstlerin betrachte, desto bekannter werden mir ihre Züge — es dämmert seltsam in meiner Erinnerung — ja! trotz der magischen Beleuchtung erkenn' ich es, dieses liebe Antlitz, welches mir oft tröstend in den Träumen meiner Kerkernächte auftauchte — nein! ich täusche mich nicht — sie ist es! — „Und wenn es doch eine Täuschung wäre!" Dieser Zweifel trat eiskalt an mein Herz. In diesem Augenblick sah die Dame auf und wandte mir ihr volles Gesicht zu: kein Zweifel mehr — es war die Reisegefährtin von 1812.

Erschrocken über meinen Anblick hatte sie sich erhoben; sie erröthete, aber ich glaubte zu bemerken, daß sie auch mich wiedererkannte.

Ich stammelte meine Entschuldigung, erklärte meine Anwesenheit, beklagte die Störung; je mehr ich redete, desto muthiger fühlt' ich mich: ich erinnerte sie an unser Zusammentreffen auf jener verhängnißvollen Reise. — „Aber Sie haben das vielleicht längst vergessen?" fügt' ich mit traurigem Accent hinzu. —

„Nein, ich hab' es nicht vergessen," sagte sie gerührt, „alle Eindrücke jenes Winterabends stehen noch hell vor meiner Seele, auch die hülfreiche Theilnahme, welche Sie mir bewiesen bei dem kleinen Unfall mit den Pferden." —

„O, mein Fräulein, Sie benahmen sich heroischer dabei, als ich selbst — indeß all meine Angst und Besorgniß galt nur Ihnen — besonders als unser toller Reisegenosse den Einfall hatte, Sie durch seine turnerischen Künste aus dem Wagen zu befreien." —

Sie lächelte; aber es war ein flüchtiger Strahl, der gleich wieder dem stillen Kummer wich, welcher ihr Antlitz trübte. Was war die Ursache dieser schweigenden Klage? —

Meine Blicke fielen auf das Gemälde: es war das Porträt eines Mannes; ich trat näher — ein schönes ausdrucksvolles Gesicht mit großen blauen Augen und einem braunen Backenbart — aber ein Gesicht in der Reife des Alters — ich athmete freier.

„Es ist das Bild meines armen Vaters," sagte das Fräulein mit einer Thräne im Auge. „Ich konnte es leider nur nach der Erinnerung entwerfen." —

„Er ist wohl fern von Ihnen?" fragte ich theilnehmend. —

„Recht fern — und vielleicht recht nahe," flüsterte sie und deutete mit der weißen Hand nach oben.

„Todt!" — rief ich erschüttert. —

Das Fräulein rang nach Fassung.

„Ach! er ist Ihnen nahe," sprach ich bewegt, indem mir selbst Thränen in die Augen traten. „Er blickt liebend auf Sie herab — entsagen Sie nie diesem Glauben." —

Es entstand eine Pause; ich wollte reden, aber die Stimme versagte mir; mein Herz war so voll.

Plötzlich hört' ich Schritte; der Amtmann trat in die Capelle. Nie war mir seine Erscheinung so widerlich, als in jenem Moment.

„Wo bleiben Sie nur, Herr Candidat?" rief er mit seiner näselnden Stimme; „seit einer halben Stunde suchte ich Sie im ganzen Garten. Haben derweil die Bekanntschaft meiner Nichte gemacht. Fräulein von Halden — Candidat Friedmann" — sagte er, uns gegenseitig vorstellend.

„Wie gefällt Ihnen der Kasten?" fuhr er fort, auf die Wände deutend. „Ein Denkmal meiner Schwäche für die Wünsche dieser jungen Dame. Die Baracke war total verfallen, mit Spinnweben und Gestrüpp überzogen, als ich das Gut übernahm. Ich hatte zehn Jahre lang, die ich hier wirthschafte, kein Geld für Verschönerungen, die nichts nützen. Aber auf einen Wink des gnädigen Fräuleins da läßt der gutmüthige Onkel sofort Tischler und Glaser kommen und aus der Ruine, welche kein Mensch betreten mochte, dieses allerdings etwas sonderbare Boudoir machen. Aber sie hat mir schlecht dafür gelohnt; versteckt sich hier den ganzen Tag und entzieht mir ihre anmuthige Gesellschaft."

Der Mann war wie umgewandelt; er sprach munter und belebt, und mit den kleinen grauen Augen blinzelte er das Fräulein freundlich an. „Doch ein guter alter Herr," dachte ich, „auf den ersten Eindruck etwas menschenfeindlich, aber im Grunde nicht ohne Gemüth."

„Ich bin Ihnen gewiß von Herzen dankbar, Herr Onkel," erwiederte Fräulein von Halden, „und ich glaubte das grade dadurch zu beweisen, daß ich diese liebe Stätte, die mir Ihre Güte bereitet, so gern bewohne." —

„Wenn Du mir wenigstens endlich das trauliche „Du" geben wolltest, wie es sich unter Verwandten schickt!" —

„Ja, Onkel, sehen Sie, das verträgt sich nicht mit der Ehrfurcht, mit der ich zu Ihnen, meinem Wohlthäter und Beschützer emporblicke."

Sie sprach diese Worte zögernd und mit einiger Verlegenheit.

„Was soll mir die Ehrfurcht!" versetzte Herr O., in seinen grämlichen Ton fallend. „Du sollst mich lieb haben. Doch da kommt die Mamsell — das Essen wird fertig sein. Gehen wir!"

Eine wohlgenährte weibliche Gestalt, in der sommerlichen Blüthe des Lebens prangend, mit vollem, rothbäckigen Gesicht präsentirte sich und machte die vom Amtmannn vorausgesehene Meldung.

Wir begaben uns nach dem Wohnhause, wo in einem höchst einfach möblirten Zimmer das Mittagsmahl genommen wurde; ich machte hier auch die Bekanntschaft meiner Zöglinge, welche mich scheu begafften. Am Nachmittag mußte ich dieselben in Gegenwart des Amtmanns examiniren, und diese Prüfung überzeugte mich allerdings, daß sich für meine Lehrthätigkeit hier ein völlig unbebautes Feld eröffnete. Der Unterrichtsplan wurde festgesetzt, wobei der Amtmann über meine Zeit in einer ziemlich despotischen Weise disponirte; er hatte sie ja gekauft, und ich ergab mich in mein Loos.

Wie schlichen die Stunden dahin, wie sehnt' ich mich nach dem Abend, der mir Gelegenheit geben würde, das Fräulein zu sehen! — Ach, ich mußte ihre Schicksale erfahren; sie mußte mir Alles anvertrauen, ich hatte ihr so viel zu sagen.

Der Abend kam, aber meine Hoffnung wurde getäuscht; ich sah Fräulein von Halden erst bei Tisch, wo sich die Unterhaltung meist um Wirthschaftsangelegenheiten bewegte. Nach beendigtem Mahl wurde der vom Hausherrn eingeführten und heilig gehaltenen Gewohnheit gemäß eine Whistpartie gespielt, an welcher ich mit dem Verwalter und der „Mamsell" Theil nehmen mußte. Das Fräulein wurde nur auf ihre dringende Bitte davon dispensirt und zog sich auf ihr Zimmer zurück, worüber Herr O. sehr ungehalten schien.

Am andern Morgen erwacht' ich mit dem ersten Sonnenstrahl, kleidete mich rasch an und eilte in den Park. Wie ein Dieb schlich ich nach dem Borkenhäuschen; die Pforte war verschlossen. Ich konnte mir nicht versagen, durch das Fenster in das Innere des Heiligthums zu blicken; das Bild stand noch immer auf der Staffelei; ich betrachtete es mit eigenen Gefühlen, es war mir, als ob der Mann mit den großen blauen Augen mich trauernd anblickte und als ob sich seine Lippen bewegten.

Ich kehrte nach dem Hause zurück; außer dem Amtmann fand ich schon alle Personen wach und in Bewegung. Ich begann meine Unterrichtsstunden. Gegen Mittag sah ich durch's Fenster den Amtmann in's Feld reiten. Ich gab meinen Zöglingen die Freiheit und ging nach der Capelle.

Ich fand das Fräulein, wie am vorigen Tage; das Gemälde war beendigt, und sie stand sinnend davor.

Ich begann mit einer wohleinstudirten Schutzrede für meine Kühnheit, schon wieder unberufen in das Heiligthum einzudringen. Ich berief mich auf meine doppelte Eigenschaft als einstiger Reisegefährte und nunmehriger Hausgenosse und deutete auf die wunderbare Fügung unsers Wiedersehens hin. „Möchten Sie darin," rief ich warm, „einen Wink des Himmels sehen, daß Sie mir vertrauen dürfen.

Betrachten Sie mich als einen bescheidenen und zuverlässigen Freund. Allerdings ist unsre Bekanntschaft von kurzer Dauer. Aber sind wir armen Menschen hienieden denn so überreich an fremder Liebe, um noch so viele Schranken des Mißtrauens und der Convention gegen einander aufzuthürmen, um höflich kalt an einander vorüberzugehen, wenn vielleicht das Herz nach Mittheilung seufzt?" Ich sprach noch viel in dieser Weise; ich war auf ein Mal so beredt, als ich den Tag zuvor scheu und linkisch gewesen sein mochte. Vielleicht, daß mein geistlicher Stand und meine ehrliche Physiognomie, welche selbst vor einem Lavater Gnade gefunden hätte, den Antrag meiner Freundschaft unbedenklicher erscheinen ließ — genug, Anna von Halden schenkte mir Vertrauen und erzählte mir die Schicksale, welche sie in dieses ländliche Asyl verschlagen hatten. An dem Tage, an welchem wir uns zuerst begegnet, an jenem auch für mich so bedeutungsvollen 12. Februar, hatte sie ihren Vater zum letzten Mal umarmt. Er hatte als preußischer Major nach dem Frieden von Tilsit seinen Abschied genommen und voll Kummer über das Loos seines Landes in der Zurückgezogenheit gelebt, als der zwischen Frankreich und Rußland drohende Krieg seine Hoffnungen neu entflammte. Er beschloß, wie so mancher seiner preußischen Waffenbrüder, unter die Fahnen Alexander's zu eilen und auf den sarmatischen Steppen für Deutschlands Erlösung zu kämpfen. Er wollte seiner einzigen Tochter trotz ihrer innigsten Bitten nicht gestatten, ihn auf einer so gefahrvollen Bahn zu begleiten. Er veranlaßte sie zu einem Besuch bei dem Gatten seiner verstorbenen Schwester, dem Amtmann O., mit dem Versprechen, sie vor seiner Abreise dort noch zu sehen, da er selbst mit dem Amtmann Geldangelegenheiten zu ordnen habe. Mochte sein Versprechen auch ernstlich gemeint sein, bei der Trennung übermannte ihn eine seinem strengen Wesen ungewohnte Rührung, und als er sein Kind in den Wagen hob und sie noch einmal an seine Brust drückte, waren seine Augen von Thränen umflort. Vielleicht, daß ihm eine Ahnung sagte, daß es für das letzte Mal sei. In der That sah er sich durch unerwartete Umstände genöthigt, seine Reise nach Rußland zu beschleunigen. In einem kurzen Briefe sagte er dem Fräulein Lebewohl und befahl ihr, bis zu weitern Nachrichten bei dem Amtmann zu bleiben und sich möglichst in seine Launen und Eigenheiten zu fügen, da er ihr kein anderes Asyl zu bieten wisse. Es waren die letzten Zeilen, die sie von seiner Hand empfing. Der schicksalsreiche Winter verfloß in ängstlicher Erwartung; gegen Ende desselben erhielt das Fräulein durch Mittheilung gefangener Officiere die Trauerkunde, daß der Major in der Schlacht bei Borodino den Heldentod gefunden.

Erzählte Leiden bilden zwischen den sich mittheilenden Personen ein stilles, starkes Band. Der trauliche Verkehr mit dem schwergeprüften jungen Mädchen, obwohl auf seltene, karg zugemessene Augenblicke beschränkt, versöhnte mich mit den vielen Unannehmlichkeiten meiner Stellung, welche mir besonders durch den Despotismus und das mürrische Wesen des Amtmanns erschwert wurde. Die ganze Natur dieses Mannes ruhte auf einem naiven Egoismus. Alle Dinge der Welt beurtheilte er nach den Einflüssen, welche dieselben auf seine Person äußerten oder möglicher Weise äußern könnten. Er gefiel sich in seinem einträglichen Besitz und dem ruhigen Wachsthum seiner irdischen Güter, welche er auf seine Weise genoß, und haßte Alles, was ihn darin zu beunruhigen oder zu schmälern drohte. Daher sein Abscheu gegen die patriotischen Bestrebungen, das französische Joch abzuschütteln. Er fühlte sich darunter ganz zufrieden und wünschte der schlesischen Armee von ganzem Herzen ein neues Jena. Dabei hatte er es gern, wenn ich meine Ansichten lebhaft gegen ihn vertheidigte; mein warmes Interesse für eine Sache, bei deren Sieg ich für mich selbst materiell nichts zu gewinnen hatte, erschien ihm als eine psychologische Curiosität. Er betrachtete mich in dieser Hinsicht mit einem behaglichen Gefühl geistiger Ueberlegenheit als einen unpraktischen Schwärmer, der wohl nie im Leben etwas erreichen werde. Besonders als nach der Schlacht bei Bauzen der Waffenstillstand geschlossen und die Prager Conferenzen eröffnet wurden, triumphirte er und prophezeihte, Alles werde beim Alten bleiben, Kaiser Alexander werde sich glücklich schätzen, einen leidlichen Frieden zu erhalten; Preußen bereue längst, sich an einem so ungleichen Kampfe betheiligt zu haben, und Oesterreich werde schon im Interesse der Ordnung die Partei des Weltherrschers ergreifen. „Die Schwärmer und Phantasten," fügte er mit einem mitleidigen Blick auf mich hinzu, „werden freilich ihre Rechnung nicht dabei finden, aber die ruhigen Bürger desto mehr; die lieben gar nicht, ihre Haut zu Markte zu tragen für zukünftige Dinge, die nicht von ihnen abhängen. Was hilft mir auch der beste Staat von der Welt, wenn ich vorher todt oder zum Krüppel geschossen bin! Ich glaube nicht, daß der glänzendste Sieg uns für einen dabei verlorenen Arm entschädigen kann, den wir alle Tage unsers Lebens vermissen werden. Da ist mein Schwager, der arme Major von Halden — was hätte er nun davon, wenn auch Deutschland das größte und glücklichste Reich der Welt würde — er wäre nicht mit dabei!" —

Mein Vertrauen auf die Sache der Verbündeten war auch einigermaßen gesunken; Napoleon an der Spitze einer zahlreichen Armee, die bereits glänzende Proben ihrer Begeisterung und kriegerischen Tüchtigkeit abgelegt hatte, im Besitz der Oder- und Elbfestungen, hinter sich die ihm noch immer ergebenen Staaten des Rheinbundes — kein Wunder, daß der Glaube an seine Unüberwindlichkeit in den Gemüthern der Menschen wieder auflebte! —

Für den Verlust meiner politischen Hoffnungen tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß es mir nach Wiederherstellung des Friedens gelingen werde, mit Gottes Hülfe einen eignen Herd zu gründen. Ich malte mir in glücklichen Träumereien ein stilles, von Linden umschattetes Pfarrhäuschen, abseit von dem Lärm der Welt, ein Gärtchen am Ufer eines rauschenden Baches — und in der Geisblattlaube des Gartens drei selige Menschen. Daß zwei dieser Personen meine Mutter und ich sein würden, ist leicht zu errathen; wer die dritte, war mein Geheimniß. Gegen den Amtmann äußerte ich nichts von diesen Träumen; über die politischen ließ ich ihn nach Herzenslust spotten. Ja! ich begann mehr und mehr seine quietistische Weltansicht zu theilen. Wie wenig, sagte ich mir, gewinnt bei der politischen Größe und Macht eines Staates das Wohlsein der Individuen! Der Einzelne wird sein Glück immer für sich unabhängig von den öffentlichen Angelegenheiten suchen müssen; sein Königreich sind doch immer nur die vier Pfähle, innerhalb deren er hauset.

Aus diesen Träumereien weckte mich die Kunde von dem Wiederausbruch des Krieges; das Gesicht meines Brotherrn verzog sich dabei in düstere Falten, und seine grauen Augen blickten mißtrauischer als je. „Die Welt ist toll," murmelte er wiederholt mit einem tiefen Stoßseufzer; „das einzige vernünftige Volk lebt in Amerika; könnt' ich mich doch mit meinem Grund und Boden dahin versetzen!"

Seine Stimmung wurde immer schwärzer; Niemand konnte es ihm recht machen; Kinder und Gesinde hatten viel zu leiden; ich nicht minder, so daß ich mehr als einmal im Begriff war, das Haus zu verlassen. Nur mit Fräulein von Halden machte er eine Ausnahme, gegen sie hatte er nur selten ein rauhes Wort, dem dann auch immer bald ein versöhnendes folgte.

Er suchte ihr den Aufenthalt auf dem Gute so angenehm als möglich zu machen, und ihre Gegenwart schien seine schlimmsten Launen zu verscheuchen, wenigstens unterdrückte er die Ausbrüche derselben. Dieser Zug versöhnte mich fast mit seinen übrigen Fehlern.

„Das Unglück wenigstens," dacht' ich, „ist *dem sonst* so selbstsüchtigen Manne heilig; er ehrt den Schmerz der Waise. Vielleicht auch, daß er nicht unempfänglich für ihre Vorzüge, ihren Seelenadel ist, daß er wenigstens an Andern die sittliche Schönheit empfindet, welche ihm selbst fehlt." Wie hatt' ich mich getäuscht!

Ich bemerkte häufig, daß es dem Amtmann unangenehm war, wenn ich mich mit seiner Nichte lebhaft unterhielt, besonders wenn das Gespräch religiöse oder literarische Gegenstände betraf; er suchte uns darin auf alle Weise zu stören. Es mißfiel ihm, daß wir geistige Berührungspunkte hatten, welche ihm fremd waren. Noch ärgerlicher war es ihm, wenn wir gelegentlich im Garten oder auf einem Spaziergang uns absonderten. Die „Mamsell," welche die Wirthschaft führte und in diesem Amte viele schätzbare Eigenschaften bewies, nahm dagegen unsre Partei und warnte uns, wenn wir uns allein trafen, vor seinen Ueberfällen. Sie ihrerseits schien es ungern zu sehen, wenn sich Onkel und Nichte mit einander allein befanden, und störte nicht selten ein solches Zusammensein durch wirthschaftliche Mittheilungen oder Anfragen. Mit der unermüdlichsten Thätigkeit, wegen deren sie der Amtmann schätzte, verband sie einen gewissen Widerspruchsgeist und wünschte in dem ihr zugewiesenen Kreise unumschränkt zu herrschen.

Ich ahnte die geheimen Motive aller dieser Vorgänge nicht, als mich eines Tages der Amtmann in der naiven Unbefangenheit seines Egoismus aufklärte. Ich saß mit ihm in der Gartenlaube bei'm Kaffee. Fräulein von Halden hatte uns eben verlassen, um sich mit einem Bande von Jean Paul in ihre Einsiedelei zurückzuziehen.

„Schade," sagte Herr O., „daß sie so wenig Sinn für die Wirthschaft hat. Die verdammten Bücher — ich möchte sie allesammt verbrennen." —

Ich äußerte bescheiden, daß sich das Fräulein ohne Zweifel gern der Wirthschaft mit annehmen würde, wenn sie es nicht aus Rücksicht für die Haushälterin unterließe.

„Die könnte sie ja mit der Zeit ersetzen," bemerkte der Amtmann. „Jedenfalls wird sich Mamsell trotz ihres Eigensinnes bald darein finden müssen, unter der Controle einer Herrin zu stehen, wie es früher war bei Lebzeiten meiner Frau." —

„Beabsichtigen Sie vielleicht" — die Frage stockte mir zwischen den Lippen.

„Mich wieder zu verheirathen; allerdings, mein lieber Candidat. Ich habe auch bereits meine Wahl getroffen. Schade, daß Sie noch nicht Pastor sind; sonst sollten Sie die Trauung besorgen." —

„Ich würde mich glücklich schätzen, einen so ehrenvollen Auftrag zu vollziehen," versetzt' ich lächelnd; „übrigens hab' ich über die Person der Braut nicht die leiseste Ahnung. Ich er-

innere mich, nie Damenbesuch auf dem Gute gesehen zu haben, so lang' ich hier bin." —

„Sie sehen wie gewöhnlich den Wald vor Bäumen nicht; Sie suchen immer in der Ferne, statt zu sehen, was sich vor Ihren Augen begibt."

Ich erschrak.

„Das Mädchen," fuhr er ruhig fort, „hat allerdings ihre etwas absonderlichen Liebhabereien, schwärmt gern in unpraktischen Ideen und schwatzt über Dinge, über die ein Frauenzimmer keine Meinung haben soll; indessen, in der Ehe gibt sich das. Glauben Sie mir, mein junger Freund, die Ehe ist ein durch und durch praktisches Institut." —

„Sie dächten wirklich daran, Fräulein von Halden" —

„Zu heirathen, ja. Es ist wahr, sie hat kein Vermögen, und das hat mich einen Augenblick zweifelhaft gemacht. Aber grade darum ist es zugleich ein gutes Werk. Ihr Vater wird es mir im Himmel Dank wissen, falls es überhaupt eine Fortdauer nach dem Tode gibt, was ich für ungewiß halte." —

„Aber bedenken Sie den Abstand" — der Jahre, wollt' ich sagen, fürchtete aber den Amtmann zu beleidigen.

„Welchen Abstand?" fragte er verächtlich. „Sie meinen wohl ihren Adel? — Nun, das Vorurtheil sind wir zum Glück auch durch die Franzosen losgeworden. Vor der Hand leben wir noch im Königreich Westphalen, wo es den Unsinn von Standesunterschieden nicht gibt. Bürgerliche Gleichheit, heiliges Palladium der menschlichen Gesellschaft!" —

Er blickte wie verklärt um sich: „Ja, mein Herr, noch besitzen wir es, dieses werthvollste Gut des Staatsbürgers. Noch haben es uns Ihre preußischen „Freiheitskämpfer" nicht wieder entrissen." —

„Wie können Sie glauben," rief ich entrüstet, „daß ich die Wiederkehr der alten Mißbräuche wünschte! — Ich meinte auch keineswegs diese Bedenken — ich wollte sagen — ich dachte an die nahe Verwandtschaft." —

„Darüber seien Sie außer Sorge. Das Fräulein ist nicht meine leibliche Nichte, sondern lediglich die meiner verstorbenen Frau — Gott habe sie selig! Als künftiger Prediger sollten Sie wissen, daß ein solches Verhältniß kein Ehehinderniß ist. Mein Advocat hat mich längst über diesen Punkt aufgeklärt." —

„Ich weiß das," versetzte ich ein wenig piquirt; „trotzdem widerspricht eine solche Ehe unserm Gefühle" —

„Dem Ihrigen vielleicht — dem meinigen nicht, und darauf kommt es lediglich an." —

„Aber sind Sie so gewiß, daß das Fräulein mit Ihren Gefühlen übereinstimmt?" —

„Ich habe ihr in Rücksicht auf ihre Trauer, die Anstands halber noch einige Monate dauern muß, meine Intentionen noch nicht ausgesprochen. Es kann indeß jeden Tag geschehen, und ich bin überzeugt, daß das liebe Kind bei einer Reflexion über seine Verhältnisse und Aussichten sich glücklich schätzen wird, einen Mann zu bekommen."

Es zuckte mir in den Fingern, und ich hatte meine ganze Selbstbeherrschung nöthig, sehr unchristliche Regungen, welche ich gegen den Amtmann fühlte, äußerlich wenigstens zu unterdrücken. Dieser ahnte offenbar von meiner Stimmung nicht das Mindeste und sagte ruhig:

„Da Sie nun, mein lieber Herr Friedmann, in meine Absichten eingeweiht sind, werden Sie die Schicklichkeit berücksichtigen und eine zu große Vertraulichkeit mit Fräulein von Halden zu vermeiden suchen. Ich glaube gern, daß Sie sich nichts weiter dabei denken, wenn Sie mit ihr unter einem Eichenbaume für Klopstock's Oden schwärmen — indessen, es ist doch angemessener, wenn das von jetzt an unterbleibt."

Mit diesen Worten verließ er mich und ging aus dem Garten. Ich stand wie betäubt; mein erster Gedanke war, nach dem Borkenhause zu eilen und mich dem Fräulein zu entdecken. Durft' ich länger zögern, sie über die Gefühle ihres Oheims zu enttäuschen? — Durft' ich sie länger über meine Gefühle im Zweifel lassen? — Aber wie? sollt' ich auf der andern Seite das mir geschenkte Vertrauen verletzen? ein fremdes Geheimniß verrathen? Sollt' ich die kaum verharschten Wunden in ihrer Seele wieder aufreißen, indem ich ihr Absichten enthüllte, die sie verletzen, erschrecken, die ihr den Aufenthalt unter dem Dache ihres einzigen Verwandten verleiden mußten? — Und was konnt' ich ihr bieten? — Ein ärmliches Asyl im Hause meiner Mutter, bis — wer konnte sagen, wann? — meine Hoffnungen auf ein noch so bescheidenes Amt sich realisiren würden? — Verzweifelte Lage! —

Nach langem Kampfe entschloß ich mich, die mir gemachte Mittheilung treu zu bewahren, dem Amtmann aber selbst bei einer passenden Gelegenheit frei und furchtlos das Verwerfliche seines Beginnens vorzuhalten. Im äußersten Falle würd' ich meine Entlassung nehmen und den Schutz der Gerichte anrufen, um das Fräulein seiner Gewalt zu entziehen. Zu diesem letzten Mittel hatte ich freilich selbst wenig Vertrauen, und nur die feste Ueberzeugung, daß Anna von Halden nie den Anträgen ihres Oheims Gehör geben würde, hielt mich in dieser schrecklichen Lage von übereilten Schritten zurück. —

Wie bitter empfand ich damals das Gefühl

meiner Abhängigkeit! Wie ängstlich sucht' ich nach einem Ausweg, der mir eine anständige Selbständigkeit gewähren konnte! — Ich schrieb an meinen Gönner, den Professor H., ob er mir nicht eine noch so geringe Lehrstelle an einer öffentlichen Anstalt verschaffen könnte. Bevor ich jedoch seine Antwort erhielt, traten große Veränderungen ein.

Von den Erfolgen der Verbündeten waren nur vage Gerüchte zu uns gelangt. Da kam plötzlich im October die große Kunde von der Schlacht bei Leipzig und von dem fluchtartigen Rückzug des französischen Heeres. Meine alten Gefühle erwachten, und ich beschloß in einer Stunde heiliger Begeisterung, mich als Freiwilliger der ersten deutschen Truppenschaar anzuschließen, welche unsre Gegend betreten würde.

Ich theilte vor der Hand Niemandem mein Vorhaben mit. Ich leugne nicht, daß mir dieser Entschluß schwer geworden; entsagt' ich doch damit vor der Hand all jenen idyllischen Träumen, die mich noch vor wenigen Wochen so beglückt hatten! — Mußt' ich doch zwei mir unendlich theure Personen in der hülflosesten Lage zurücklassen — vielleicht um sie nie wieder zu sehen! —

Eines Tages, gegen Ende des Octobers, saßen wir beim Mittagsmahle, als der Schäfer des Gutes athemlos und leichenblaß in's Zimmer stürzte.

„Sie kommen!" rief er zitternd, „Rettet Euch! Sie sind schon im Dorfe, rauben und morden! das Haus des Schulzen brennt lichterloh!" —

„Wer? die Kosaken?" rief der Amtmann entsetzt. —

„Nein, Franzosen," versetzte der Schäfer und lief aus der Stube.

Eine versprengte Schaar französischer Krieger war in das benachbarte Dorf eingebrochen; vom Fenster aus sah ich eine große Rauchwolke aus demselben aufsteigen.

Der Amtmann war aufgesprungen und in ein Nebenzimmer geeilt. Mit Hut und Stock, in der Hand einen Korb mit silbernen Löffeln, trat er wieder ein.

„Lassen Sie das Vieh in den Wald treiben! Schnell!" rief er dem Verwalter zu.

„Ihr Uebrigen, folgt mir! In den Wald!" —

Er eilte voraus, wir ihm nach. Ich blieb dem Fräulein, welche die meiste Ruhe zeigte und den jüngsten Sohn des Amtmanns am Arme führte, immer zur Seite.

Wir gelangten durch den Garten aus einer Hinterthür in's Freie; wir sahen von dort, wie die Plünderer bereits in das Gehöft drangen.

„Sie werden Alles verbrennen!" jammerte der Amtmann, „Fort! fort!" Wir eilten durch eine Wiese dem nahen Gehölz zu.

„O Gott! das Bild meines Vaters!" rief plötzlich Anna erbleichend und die Hand des Knaben fahren lassend; „ich muß zurück." —

„Unsinn!" donnerte der Amtmann, ihren Arm ergreifend.

„Ich bring' es Ihnen!" rief ich schnell und lief nach dem Garten zurück.

„Nein! nein!" rief sie mir mit flehender Stimme nach; aber ich hörte nichts mehr, sprang über den Zaun und eilte durch den Garten nach dem Hause zurück; ich war entschlossen, das Bild zu retten, sollt' es mein Leben kosten.

Das Haus wimmelte von Soldaten in halbzerrissenen Uniformen, von verwildertem Aussehen. Fluchend waren sie beschäftigt, Schränke und Commoden aufzuschlagen und zu durchwühlen. Es war eine schreckliche Verwüstung.

Ich gelangte, ohne beachtet zu werden, bis in das Zimmer des Fräuleins, wo das Portrait über ihrem Bette hing. Zwei der Marodeurs wühlten in dem erbrochenen Secretär und starrten mich verwundert an, als ich mit einem Sprunge das Bild vom Nagel riß und damit forteilen wollte. Ein in diesem Augenblick eintretender Soldat versperrte mir den Ausgang, während die beiden in dem Zimmer beschäftigten auf mich losstürzten und mir das Bild entrissen. „Es ist etwas von Werth darin!" rief der eine in französischer Sprache, indem er es untersuchte. „Wer seid Ihr? wo habt Ihr das Geld versteckt?" donnerte mich der andre an, mich an der Brust packend. —

„Hört mich!" rief ich in ihrer Sprache, „Ihr sollt Alles erfahren! Aber verschont das Bild." —

„Es steckt nichts darin," sagte der, welcher es untersucht hatte, indem er es gegen das Licht hielt. „Das ist ein Officier!" fügte er hinzu, den Kopf betrachtend.

„Es ist ein Officier," versetzte ich; „er schläft auf dem Felde von Borodino bei so vielen Eurer Brüder!" —

„Bei Borodino, ah!" rief der zuletzt eingetretene Krieger, ein graubärtiger Sappeur; „ich war dort." —

„Er kämpfte unter den Fahnen Eurer Feinde," fuhr ich fort; „es war für die Freiheit seines Landes, und er starb als braver Soldat. Dies Bild ist das einzige Andenken, welches seiner Tochter — einer armen Waise — von ihm geblieben. Sie erwartet von den Soldaten der großen Armee, daß sie ihr dieses einzige Erbtheil nicht entreißen werden." —

Das Wort schien zu wirken; die Soldaten sahen einander an. „Wo ist sie?" fragte der Soldat, welcher mich gefaßt hatte. —

„Sie ist nicht hier," versetzt' ich, „sie ist auf einem benachbarten Gute, wo sie eine Freundin besucht. Hätte sie eine Ahnung von diesem Ereigniß gehabt, würde sie jenes Bild mit sich genommen haben. Sie würde untröstlich sein, wenn sie es bei ihrer Rückkehr nicht fände. Aber ich hoffe, ihr sagen zu können: „Hier, mein Fräulein, das Bild des Majors, Ihres Vaters — französische Krieger gaben es mir zurück, als sie erfuhren" —

„Genug," rief der Sappeur, „nehmt das Bild, junger Mann. Wer seid Ihr?" —

„Ich bin ein armer Teufel," versetzt' ich, „ich unterrichte die Kinder des Gutsherrn."—

„Wo ist er?" —

„Schon seit einer Stunde entflohen — er hatte von Eurem Herannahen erfahren. Ich kehrte zurück, weil mir das Bild des Fräuleins in den Sinn kam." —

„Wo ist das Geld vergraben? Ihr wißt es!" rief der, welcher mich noch immer hielt, mit schrecklicher Stimme. —

„Wie soll ich das wissen!" versetzt' ich, „Durchsucht mich — nehmt, was Ihr findet. Ich habe nichts als meine Armuth!"

„Laßt ihn!" rief der alte Sappeur. „Gebt ihm das Bild." —

Der, welcher mich festhielt, ließ mich los, zog mir aber dabei meine Uhr aus der Tasche und steckte sie in die seinige. Der Sappeur runzelte die Stirn und machte eine Bewegung gegen ihn, als plötzlich unten ein lauter Ruf ertönte: „Der Feind! zu den Waffen!" —

Die drei Soldaten eilten hinaus. Preußische Husaren sprengten in den Hof und schlugen sich mit den Marodeurs herum; ich nahm das Bild und eilte hinunter, um aus dem Hause zu entkommen, weil ich fürchtete, die Plünderer möchten es angezündet haben.

Als ich auf die Hausflur gelangte, fiel von dem Hofe aus, wo der Kampf noch fortdauerte, ein Schuß durch das Fenster, welcher mich in den rechten Arm verwundete. Ich fühlte meine Besinnung schwinden nnd sank zu Boden, das Bild mit letzter Kraft fest an mich drückend.

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, begegneten meine Blicke dem lieben Antlitz des Fräuleins, welche mit zarter Hand meinem verwundeten Arm einen Verband anlegte. Ich befand mich auf einem Sopha ausgestreckt im Zimmer des Amtmanns, welches noch die Spuren der Verheerung trug. Ueber mich gebeugt stand die Mamsell, welche mir die Stirn mit Spiritus rieb.

Bei meinem Erwachen that das Fräulein einen Freudenschrei; ich sah, daß an ihren Wimpern Thränen hingen.

Von den Fragen über mein Befinden, Danksagungen, zärtlichen Vorwürfen und Selbstanklagen, die nun folgten, will ich schweigen; ich fühlte mich als der glücklichste Sterbliche; der geringe Schmerz meiner Wunde diente nur, meine Seligkeit zu erhöhen. Das gerettete Bild lag unbeschädigt neben mir auf dem Tische.

Durch den Ueberfall der Husaren waren die Marodeurs verhindert, die Gebäude in Brand zu stecken, was sie sonst wohl aus Rache gegen den Besitzer, welcher seine Werthgegenstände so wohl verborgen hatte, nicht versäumt haben würden. Der Amtmann tröstete sich über seine zerschlagenen Möbeln mit seinen — er allein wußte, wo — vorsorglich vergrabenen Schätzen. Die Preußen waren zu seiner Freude nach einigen Erfrischungen aus Küche und Keller abgezogen; nur ein blessirter Husar blieb zurück. Gegen Abend erschien der aus dem nächsten Flecken herbeigeholte Wundarzt; er erklärte meine Wunde für nicht gefährlich, verordnete aber die größte Vorsicht und Schonung. Meine kriegerischen Pläne mußt' ich also einstweilen aufgeben. Die Söhne des Amtmanns betrachteten die Ferien, welche sie sich von meinem Zustand versprechen durften, als das Beste bei der ganzen Affaire.

Die Tage meiner allmäligen Genesung gehörten zu den schönsten meines Lebens; ich verweile gern dabei, wenn ich mich zuweilen für die Plagen des Alters aus dem Born der Erinnerung erquicke. Anna von Halden ließ es sich nicht nehmen, täglich der Vorschrift des Chirurgus gemäß den Verband meines Arms zu erneuen, obgleich der Amtmann mehr als einmal ärgerlich sagte, dergleichen Dienste würden sich besser für die „Mamsell" schicken. Kein Verbot ihres Onkels verhinderte sie, den größten Theil des Tages mir Gesellschaft zu leisten; wir lasen zusammen und tauschten Gedanken; wir waren im Geiste bald verlobt und versprochen, vereint auf Lebenszeit, ohne es einander je gesagt oder die Ringe gewechselt zu haben. Mein Herz war eher geheilt, als mein Arm, ich sah der Zukunft ruhig entgegen. Der Amtmann schien von diesem inneren Vorgange etwas zu ahnen; jedenfalls erschienen ihm unsre Gespräche über Klopstock's Oden nicht mehr so harmlos, als ehedem. Er faßte seinen Entschluß und arrangirte meine Entfernung mit einer diplomatischen Zartheit, welcher ich noch heute meine Anerkennung zollen muß.

Ich war völlig wieder hergestellt — im December, wenn ich nicht irre, — als Herr O. seine Nichte zu einer Schlittenfahrt einlud. Bei'm Wegfahren nickte er mir von seiner Pritsche freundlich zu. Als der Schlitten in der Ferne entschwunden und ich fröstelnd auf mein Zimmer zurückgekehrt war, trat der Verwalter ein und überreichte mir schweigend

mit feierlicher Miene eine versiegelte Geldrolle nebst einem Brief.

„Was soll das?“ fragt' ich verwundert.—

„Vom Herrn Amtmann,“ erwiederte der Verwalter lakonisch. Ich öffnete das Schreiben und las; es lautete ungefähr also:

„So sehr ich Ursache habe, mit Ihrem auf die Erziehung meiner Söhne verwendeten Eifer und den Fortschritten derselben zufrieden zu sein, so sehr ich mithin aus väterlichen Rücksichten die Fortdauer dieses Verhältnisses wünschen möchte, so besitzen Sie, mein verehrter Candidat, doch zu viel Zartgefühl, um nicht zu begreifen, daß wir uns von einander trennen müssen. Sie kennen die Absichten, welche ich für das Wohl der Nichte meiner vom Schauplatz dieser Erde zu früh abgerufenen Gattin gefaßt habe. Diese Absichten vertragen sich nicht mit dem Benehmen, welches Sie gegen Fräulein von Halden beobachten. Ich verzeihe Ihrer Jugend, daß Sie für die Reize meiner Nichte nicht unempfindlich sind; Sie werden jedoch als ehrlicher Mann fühlen, daß dieses Verhältniß für beide Theile gefährlich ist. Sie werden vielleicht bei diesen unglücklichen Zeitläuften nie in die Lage kommen, eine Frau ernähren zu können; Sie sind mir daher zum Danke verpflichtet, daß ich Ihrem Herzen den Kampf mit der Pflicht erspare und Sie ersuche, sofort nach Empfang dieses Schreibens mein Haus zu verlassen. Das einjährige Honorar von 12 Louisdor füg' ich zur gefälligen Empfangnahme bei und bitte, die einliegende Quittung unterzeichnen und dem Ueberbringer einhändigen zu wollen.

Mit ausgezeigneter Hochachtung und den besten Segenswünschen für Ihre fernere Zukunft

der Ihrige ꝛc.“

Ich war wie versteinert; ich fühlte, wie mir die Schamröthe über eine solche Behandlung in's Gesicht stieg; ich war unschlüssig, wie ich diesem Schlage begegnen sollte.

„Die Calesche ist schon angespannt,“ sagte der Verwalter mit höhnischem Lächeln. —

„Ich werde nicht abreisen, bevor ich Herrn O. selbst gesprochen habe,“ rief ich in heftiger Aufwallung. —

„Der Herr Amtmann hat Ordre hinterlassen, seinen Willen auf alle Fälle zu vollziehen. Die Calesche ist angespannt.“ —

„Ich werde seine Rückkehr erwarten.“ —

„Sie werden sofort abreisen. Die Calesche ist angespannt.“ —

„Und wenn ich mich weigere?“ —

„Dann würde ich mich genöthigt sehen, Sie mit Gewalt über die Grenze des Guts zu schaffen. Kann ich Ihnen bei'm Packen Ihres Koffers behülflich sein?“ —

„Ich danke Ihnen, ich werde das selbst besorgen.“ —

„Beeilen Sie sich gefälligst! Die Calesche ist angespannt.“

Mit diesen Worten verließ mich der seines Herrn würdige Diener; ich hätte mich an ihm vergreifen können; aber seine athletische Gestalt flößte mir Mäßigung ein. Ich begann meine geringen Habseligkeiten zu packen, schrieb dann rasch einige Zeilen an Fräulein von Halden, worin ich ihr meine erzwungene Entfernung anzeigte mit dem Versprechen, das Aeußerste aufzubieten, um sie baldigst aus der Gewalt des Tyrannen zu befreien. Ich hatte dieses Schreiben eben versiegelt, als der Verwalter wieder eintrat.

„Fertig?“ fragte er mit cyklopischem Lächeln.

„Sogleich. Wenn Sie die Güte haben wollen, meinen Koffer zu verschließen, werd' ich unterdessen eines meiner Bücher suchen, welches in einem andern Zimmer liegen muß.“ —

„O, ich verstehe, Sie wollen den Brief da an seine Adresse besorgen. Nun, Herr Candidat, — ich mein' es im Grunde nicht böse, obgleich mich dieses summarische Verfahren des alten Herrn königlich amüsirt. Aber es kann ihm nichts schaden, wenn Sie ihm einen groben Brief unter's Sophakissen stecken. Ich weiß von nichts. Den Koffer will ich unterdessen besorgen.“

Ich eilte auf das Zimmer des Fräuleins, schob den Brief unter ein auf der Toilette liegendes Schnupftuch und ging nach einem wehmüthigen Blick auf die heilige Stätte die Treppe hinunter in den Hof, wo mich der Verwalter, welcher den Koffer bereits befestigt hatte, erwartete.

„Nun, Glück auf!“ sagte er, als ich in den Wagen stieg. —

„Sagen Sie Ihrem Principal, ich müsse sein Benehmen für unwürdig erklären und würde ihm Gelegenheit geben, es zu bereuen.“

Mit diesen Worten, welche der Verwalter gewissenhaft zu bestellen versprach, fuhr ich von dannen.

Der eisige Nordwind kühlte meine erhitzte Stirn. Die Calesche fuhr langsam durch den hohen Schnee. Meine Stimmung wurde immer düsterer: wie ein Lump aus dem fremden Hause gestoßen, in der peinlichsten Angst für die geliebteste Person, welche nun ganz den Launen eines herzlosen Tyrannen preisgegeben war, ohne Hoffnung für die nächste Zukunft, fühlte ich mich recht von Gott und Welt verlassen. Die schrecklichsten Versuchungen gingen damals durch meine Seele; in dem Gefühl meiner Ohnmacht hascht' ich gierig nach jedem Mittel der Rache, welches mir meine erhitzte Phantasie vorspiegelte; dann wieder überkam mich eine eiskalte Verzweiflung. Ich vermochte nicht zu beten; ich war nahe

daran, zu lästern. — Gütiger Gott! wie beschämtest Du mich! —

Ich empfand einen heftigen Stoß, hörte ein Geräusch und einige Flüche. Aus meiner Erstarrung auffahrend, sah ich, daß mein Kutscher mit einem uns entgegenkommenden Fuhrwerk zusammengefahren war. Beide Kutscher schimpften einander, als eine tiefe Baßstimme aus dem fremden Wagen rief: „Schock Schwerenoth! Statt zu raisonniren, seht zu, wie ihr aus einander kommt.“ Und ein in einen Pelz gehüllter Mann mit einem gewaltigen Schnurrbart sah mit funkelnden Augen über den Bock hervor. Seine Erscheinung schien auch meinem Phaeton zu imponiren, und beide Wagenlenker bemühten sich, seiner Weisung zu genügen. Ihre Anstrengungen wurden durch einen schnellen Erfolg belohnt, und eben waren wir im Begriff, friedlich an einander vorbeizufahren, als der Herr mit dem Schnurrbart ein donnerndes Halt! rief. Dann sich aus dem Wagen lehnend und mich scharf fixirend, rief er mit freudiger Stimme: „Aber sind Sie es denn auch? Sehe ich recht? Candidat Friedmann?“ —

„Mein Gott ja,“ rief ich überrascht, „der bin ich.“ —

Da sprang der fremde Mann trotz seines Stelzfußes, den ich jetzt bemerkte, mit einem Satz aus dem Wagen; ich folgte höflich seinem Beispiel; aber meine Frage erstickte an der breiten Brust des Fremden, welcher mich in seine gewaltigen Arme schloß und heftig an sein Herz drückte.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ rief er, mich endlich aus seiner Umarmung entlassend, „Sie, mein Retter, mein Märtyrer! O, ich weiß ja Alles!“

Jetzt erkannt' ich den Baron; mein Auge wurde feucht, mein Herz stand still, ich fühlte die Füße unter mir wanken. Eine Ahnung sagte mir, daß nun Alles gut werde.

Ich hätte mich auf die Knie werfen und beten mögen. —

Auch dem Baron traten die Thränen in die Augen. Er faßte meine Hände und zog mich nach seinem Wagen: „Steigen Sie ein — so bald trennen wir uns nicht mehr!“

Mechanisch folgte ich seiner Aufforderung. Dieses plötzliche Glück in dem Augenblick, wo ich an Allem verzweifelte, hatte mich übermannt.

„Aber soll ich denn den Herrn nicht weiter fahren?“ fragte der Kutscher des Amtmanns verlegen.

„Fahre wohin Du willst, mein Sohn,“ sagte der Freiherr, „aber Dein Herr bleibt in meinem Wagen. Georg,“ rief er seinem Kutscher zu, „nimm den Koffer des Herrn auf den Bock!“

Der Kutscher des Barons gehorchte; der des Amtmanns wandte um und fuhr dem Gute zu; der Wagen des Barons folgte in derselben Richtung.

„Ja, Sie haben viel für mich gelitten,“ sagte der Baron gerührt, „und es bedurfte nur eines Wortes von Ihnen, um Sie zu retten und — mich zu verderben. Ach! ich kann es Ihnen nie vergelten! Ich war in Verzweiflung, Ihren Aufenthalt nicht zu wissen — alle meine Erkundigungen waren umsonst — und nun find' ich Sie mitten auf der Landstraße und muß das Ungeschick meines Kutschers segnen, ohne das Sie unbemerkt an mir vorbei gerollt wären.“

Ich fragte den Baron nach seinen Schicksalen in der Zeit, daß wir uns nicht gesehen. Er hatte unter Kutusow den Krieg in Rußland mitgefochten, war dann unter die Fahnen seines Königs geeilt, um auf deutschem Boden gegen den alten Feind zu kämpfen. Bei Leipzig hatte er ein Bein verloren — ein Mißgeschick, das er nur beklagte, weil es seinem Kriegerleben ein Ende machte. „Nun,“ sprach er am Ende seiner Erzählung, „es sollte so sein. Auch ohne mich werden unsre Truppen in Paris einziehen und die preußische Fahne auf Montmartre pflanzen — ich wäre freilich gern bis zu Ende dabei geblieben.“

„Sie haben Ihr Wort gehalten,“ sprach ich bewegt, „und ich schätze mich glücklich, durch eine gütige Fügung des Himmels ohne mein Verdienst dazu beigetragen zu haben, einen solchen Mann dem Vaterlande zu erhalten. Ich selbst dagegen bin leider weder als Feldprediger, wie Sie damals scherzten, noch als Mitstreiter bei dem großen Erlösungskampfe thätig gewesen; indessen“ —

„Machen Sie sich darüber keine Sorge,“ versetzte der Baron, mich unterbrechend; „Jeder in seinem Beruf! Wir haben Soldaten genug, und ich zweifle nicht, daß der Krieg in wenigen Monaten beendigt sein wird. Napoleon's Mittel sind erschöpft, unsre Armeen sind ihm um das Sechsfache überlegen.“

„Und wo lebten Sie seit Ihrer Entlassung aus dem Gefängniß?“ fragte er nach einer Pause. —

„Hier in der Gegend,“ versetzte ich, „beim Amtmann O. in der bescheidenen Stellung eines Hauslehrers.“ —

„Ah! das ist merkwürdig. Haben wir noch weit bis dahin?“ —

„Höchstens noch eine Viertelstunde — wir müssen gleich den Giebel des Hauses erblicken. Fahren Sie denn zu dem Amtmann?“ —

„Ja, ein wichtiges Geschäft führt mich zu ihm. Wie ist der Mann beschaffen?“ —

Ich zuckte die Achseln.

„Er soll ein Menschenfeind, ein verdrießlicher

alter Kauz sein, wenig umgänglich. Nun, Sie wollen nicht schlecht von ihm reden; Sie leben unter seinem Dache." —

„Offen gesagt, Herr Baron, ich bin mit ihm zerfallen und hatte eben sein Haus verlassen, als wir uns so wunderbar begegneten. Mein Urtheil würde daher leicht parteiisch ausfallen." —

„Die Gesinnung eines Ehrenmannes! — Gut denn, schweigen wir von dem Amtmann. Aber das können Sie mir beantworten: lebt in dem Hause eine junge Dame, ein Fräulein von Halden?" —

Ich bejahte in der lebhaftesten Bewegung; die Frage hatte mich zu sehr überrascht. In welcher Beziehung stand der Baron zu dem Fräulein? — Dieser bemerkte meine Bewegung und fixirte mich scharf. —

„Weiß die Dame bereits den Tod ihres braven Vaters?" fragte er zögernd. —

„Ja, schon seit längerer Zeit. Wenn Sie wüßten, wie sie ihn betrauert!" —

„Fühlt sie sich übrigens in dem Hause des Amtmanns glücklich?" —

„Ich glaube — oder ich weiß vielmehr — nein! Ich bin entschlossen, sie um jeden Preis aus jenem Hause zu befreien." —

„Hoho! Mit welchem Recht?" —

„Mit dem Recht der Humanität — der Nächstenliebe. Sie müssen mich dabei unterstützen!" —

„Klären Sie mich auf!" —

„Ich bin dazu bereit. Doch zuvor, Herr Baron, in welchem Verhältniß stehen Sie zu dem Amtmann!" —

„Bis jetzt in gar keinem. Ich hab' ihn nie gesehen.

„Aber — Fräulein von Halden — kennen Sie?" —

„Ich habe sie vor Jahren einmal als Kind im Hause ihres Vaters gesehen. Er war mein langjähriger Kamerad." —

„O, dann bin ich Ihres Beistandes gewiß. Sie werden die Tochter Ihres Waffenbruders nicht in den Händen eines Tyrannen lassen, der" —

„Der? — Warum reden Sie nicht weiter? Mißtrauen Sie mir?" —

„Nein, nein! Sie sollen Alles wissen!" Ich schilderte ihm nun die völlige Vereinsamung, in welcher das Fräulein bei Herrn O. lebe, wie sie, abgeschnitten von allem geselligen Verkehr, lediglich auf den Umgang des für alle edleren Interessen unempfänglichen Hausherrn angewiesen, in einem Dasein ohne Reiz und Anregung verkümmern müsse, ich deutete ihm endlich auch die Heirathspläne des Amtmanns, jedoch lediglich als eine Vermuthung an.

„Schon gut," sagte der Baron lächelnd, „wir werden sehen, was zu thun ist. Indessen, wer weiß? vielleicht geht das Fräulein auf die Wünsche des alten Herrn ein? Man hat Fälle," —

„O nimmermehr! Glauben sie das nicht. Das Fräulein würde erschrecken, wenn sie die Absichten des Amtmanns je ahnen sollte!" —

„Ei, ei, was hat Sie dessen so gewiß gemacht?" fragte er, mich scharf ansehend. —

„Die vollständige Verschiedenheit der Charaktere; wenn Sie Herrn O. eine Viertelstunde lang beobachtet haben, werden Sie mir gewiß beistimmen." —

„Nun wohl, wenn dem so ist, wird die junge Dame noch heute sein Haus verlassen." —

„Ich fürchte, das wird nicht so leicht zu bewirken sein." —

„Seien Sie unbesorgt; ich werde die Prinzessin aus der Drachenhöhle erlösen — auch ohne das Horn des Hüon zu besitzen. — Doch nun zu Ihren Angelegenheiten, mein wackerer Freund! Würden Sie mit einer Landpfarre vorlieb nehmen?" —

„Landpfarre? — Vorlieb nehmen?" stammelte ich; „Sie scherzen, Herr Baron!" —

„Nein! ich gönnte Ihnen lieber eine Professur, oder ein höheres Kirchenamt, wo Sie Ihr Licht besser leuchten lassen könnten, als vor einer Dorfgemeinde. Indessen, vor der Hand, meinte ich —"

„Mein Gott! die bescheidenste Landpfarre würde mich zum glücklichsten Menschen machen!" —

„Vortrefflich! In der Nähe meines Gutes ist eine eröffnet, welche Graf S. als Patronatsherr zu vergeben hat. Ich habe mich schon bei dem Grafen für Sie verwandt, in der Hoffnung, Sie endlich aufzufinden; als ich ihm Ihr edles Benehmen in jener denkwürdigen Nacht erzählte, war die Sache im Reinen. Aber lesen Sie denn keine Zeitung? — Seit drei Wochen ruf' ich Ihnen in sechs öffentlichen Blättern ein flehentliches „Samiel, erscheine!" zu, und Sie lassen nichts von sich hören." —

Der Baron erschrak fast über die Bewegung, welche dieses neue Glück in mir hervorbrachte. Ich zitterte, wurde blaß und roth und suchte vergebens nach Worten. Aber wurd' ich nicht auch an diesem Tage aus dem Füllhorn der ewigen Güte wie mit einem Frühlingsregen überströmt! — Wenn ich daran denke, staun' ich noch heute, wie viel Freude auf ein Mal der Mensch zu ertragen vermag.

Kaum bemerkt' ich, daß wir bereits im Hofe des Amtmanns hielten. Ich gestehe, daß ich eine Anwandlung von Eitelkeit fühlte, so im Triumph dort wieder zu erscheinen.

„Sie gehen mit mir," sagte der Baron,

„ich wünsche bei der Verhandlung mit Herrn O. einen Zeugen zu haben."

Der im Hofe stehende Kutscher des Amtmanns, welcher eben seine Pferde ausgespannt hatte, starrte uns verwundert an. Der Baron gab ihm eine Visitenkarte mit dem Auftrag, er lasse den Amtmann um eine kurze Unterredung ersuchen.

Diese Meldung störte, wie ich später erfuhr, Herrn O., welcher, von seiner Schlittenfahrt bereits zurückgekehrt, beim Frühstück saß, in einer an Fräulein von Halden gerichteten Rede, welche von meiner Abreise beginnend zu einer Zergliederung meines Charakters im Allgemeinen und meiner „gewissenlosen" Handlungsweise im Besondern überging, dann meine armseligen Verhältnisse und die Unmöglichkeit ausführte, daß ich je zu einer anständigen Versorgung gelangen könnte. Er war grade bei der nähern Begründung dieses letztern Punktes, als ihm die Karte und Bestellung des Barons überbracht wurde.

„Was will der Mann von mir? Ich kenn' ihn nicht," sagte der Amtmann. —

„Der Name ist mir bekannt," rief das Fräulein, „es ist ein alter Freund meines seligen Vaters."

Der Amtmann entfärbte sich.

„Herr Friedmann ist auch wieder mit angekommen," bemerkte der Kutscher. —

„Was? wie kommt Der hierher?" —

„Im Wagen des Barons." —

„Ich will von beiden nichts wissen," rief der Amtmann heftig; „sie sollen sich packen, ich bin nicht zu Hause." —

„Aber ich," sagte das Fräulein, sich erhebend, mit fester Stimme, „ich will den Freund und Waffenbruder meines Vaters sehen; ich glaube ein Recht dazu zu haben." —

„Das haben Sie allerdings, mein Fräulein," sagte der bei diesen Worten mit mir in's Zimmer tretende Baron, „und ich bin hier, Sie in diesem, wie in ihren sonstigen Rechten zu vertreten."

Er verbeugte sich gegen den Amtmann.

Dieser erhob sich und maß den Baron mit einem stechenden Blicke.

„Mit welchem Rechte," fragte er langsam, „mischen Sie sich eigentlich in fremde Familienangelegenheiten? He?" —

„Zunächst mit dem Rechte einer langjährigen Freundschaft, welche zwischen dem Vater dieser Dame und mir bestanden." —

„Darauf gibt das Gesetz gar nichts — Freundschaft hat keine legale Wirkungen." —

„Sie haben Recht; und da auch Herrn von Halden diese Bemerkung nicht entging, versäumte er nicht, vor seiner Abreise nach Rußland bei dem königlichen Gericht zu Steinau ein Testament zu deponiren, in welchem er mich für den Fall seines Todes zum Vormund des Fräuleins ernannte." —

„Ein Testament! Vor — mund —" lallte der Amtmann und sank wie gelähmt in seinen Sessel zurück.

„O Gott, es kränkt ihn," rief Fräulein von Halden bewegt; und neben ihm niederknieend ergriff sie die Hand des alten Mannes und suchte ihn zu begütigen. „Vormund oder nicht, Onkel," sprach sie, „ich werde nie vergessen, was ich Ihnen schuldig bin." —

„Bitte — nehmen Sie Platz, meine Herren," sagte der Amtmann mit einer Handbewegung. „Wo ist Johann? Er soll die Pferde des Barons in den Stall bringen!" —

„Nicht doch, Herr Amtmann," sagte der Baron, „ich gedenke sogleich mit dem Fräulein abzureisen; nach dem Empfange, welcher mir von Ihnen zu Theil wurde, will ich Sie nicht länger belästigen." —

„Entschuldigen Sie mich; bedenken Sie, Herr, wie konnt' ich wissen — Gestatten Sie mir wenigstens einen Blick in das Testament meines Schwagers — Sie werden es doch ohne Zweifel" —

„Mitgebracht haben. Allerdings und zwar in gerichtlich beglaubigter Abschrift. Hier, lesen Sie mit Muße, indessen Sie, gnädiges Fräulein, Ihre Reisevorbereitungen machen werden — nicht so?" —

Die Frage war mit einer herzlichen Höflichkeit betont.

„Es war der specielle Wunsch Ihres Herrn Vaters," fügte er leise hinzu, daß Sie, sobald es die Umstände erlaubten, dieses Haus mit dem meinigen vertauschen möchten. Die Gründe später!"

Der Baron hatte in dem Blick seines Auges etwas so Festes und Ehrliches, daß man ihm unwillkürlich folgen mußte.

„Der edle Mann!" rief jetzt Herr O., welcher inzwischen das Testament gelesen, mit pathetischer Stimme. „Ja, so war er immer — sanft ruhe seine Asche! Ich könnte weinen, wenn es nicht gegen meine Grundsätze wäre." Sich dann an den Baron wendend fuhr er fort: „Sie werden mir gestatten, von diesem Actenstück eine Abschrift zu nehmen! — Bitte, behalten Sie Platz. Auch Sie, Herr Friedmann. Vor Abend dürfen Sie mich nicht verlassen." —

„Verzeihen Sie," sagte der Baron, „wir müssen sofort reisen, um noch bis Abend in Halberstadt zu sein, wo meine Frau das Fräulein voll Sehnsucht erwartet."

„Meine Frau" — herrlicher Ausspruch! mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich will es nur gestehen: je mehr ich während der vorhergehenden Scene den Baron in seiner stattlichen Erscheinung, seinem gewandten und ritterlichen Anstand bewundern mußte: je bedenklicher er-

schien mir die neue über Anna von Halden verhängte Vormundschaft. Bei dem sichtlichen Eifer, welchen er zeigte, das Fräulein so rasch als möglich von dannen zu führen, schien es mir kaum noch zweifelhaft, daß er mit größerer Berechtigung als sein Vorgänger die Heirathsgedanken desselben adoptiren dürfte, und das alte „Incidit in Scyllam etc.“ trat drohend vor meine Seele, als mir jene zwei Worte lieblich in's Ohr tönten und mich von dieser neuen Sorge befreiten. Von nun an erschien mir der Baron erst in seiner wahren Glorie.

Doch die Stunde drängt — ich eile zum Schluß. Um die letzterzählten Vorgänge, die mir selbst damals ziemlich dunkel erschienen, zu erklären, muß ich bemerken, daß in früheren Jahren der Major von Halden seinem Schwager, mit dem er sonst nicht sonderlich harmonirte, ein nicht unbedeutendes Capital geliehen hatte, um demselben das durch Kriegsereignisse und Mißwachs überschuldete Gut zu erhalten. Außer den beiden Männern wußte Niemand von jenem Darlehn; insbesondere mit seiner Tochter pflegte der Major nie über seine Geldangelegenheiten zu sprechen. Als er 1807 seinen Abschied genommen, verbrauchte er in den folgenden Jahren trotz seiner mäßigen Lebensweise den Rest seines Vermögens, so daß ihm bei seiner Abreise nach Rußland nur jenes Capital blieb, über welches ihm der Amtmann einen bereits mehrmals prolongirten Wechsel ausgestellt hatte. Er glaubte es vor der Hand noch bei demselben am besten aufgehoben. Nur ungern bestimmte der Major für die Dauer seiner Abwesenheit das Haus seines Schwagers zum Asyl der zurückbleibenden Tochter. Weit lieber hätte er dieselbe seinem Freunde, dem Baron, anvertraut; da er jedoch die gefahrvolle Lage des Letzteren kannte und sonst keinen passenden Aufenthalt wußte, entschloß er sich zu jener Wahl. Als der Amtmann die Nachricht von dem Tode des Majors erhielt, fand er es nicht passend, mit der tiefgebeugten Waise über Geldangelegenheiten zu reden; er erwähnte daher gegen sie nichts über jenes Darlehn und ließ sie in dem Glauben, daß ihr Vater kein Vermögen hinterlassen habe. Auch später schien ihm noch immer nicht der passende Augenblick für die betreffende Mittheilung gekommen zu sein, und er gewöhnte sich immer mehr an den Gedanken, daß es am besten sei, das Capital überhaupt nicht zurückzuzahlen. Bei fernerer Ueberlegung fand er, daß sich jene seine Lieblingsidee mit den Pflichten gegen seine Nichte durch seine eheliche Verbindung mit dieser am leichtesten und angenehmsten vereinigen lasse. Er besaß jedoch Menschenkenntniß genug, um sich mit der Eröffnung dieser Absicht nicht zu übereilen. Alle diese Pläne durchkreuzte nun jenes Testament; er hatte nichts von der Errichtung desselben geahnt, da er seinen Schwager zu der Classe der „unpraktischen Charaktere“ zählte, wohin er alle Menschen zu rechnen pflegte, die ihre Lebensthätigkeit idealen Interessen widmen und gar dafür Opfer bringen konnten. Er dachte nun im ersten Schreck nicht anders, als daß dem Vormund des Fräuleins freie Hand gegeben sein würde, jenen Wechsel sofort gegen ihn geltend zu machen — was ihn trotz seiner günstigen Verhältnisse in der That in einige Verlegenheit gesetzt haben würde. Mit aufrichtiger Rührung erfüllte ihn daher bei Lesung des Testaments eine darin enthaltene Bestimmung, nach welcher hinsichtlich der Rückzahlung jenes Capitals mit möglichster Schonung für die Interessen des Amtmanns verfahren werden sollte.

Dem Wunsche des Barons gemäß beschleunigten wir unsre Abreise. Das Fräulein umarmte ihren Oheim mit aufrichtiger Rührung. „Ja, ja,“ sagte dieser, „es ist traurig, daß Du liebes Kind so von meiner Seite gerissen wirst; Du fühltest Dich so glücklich in diesem Hause. Nun, ich hoffe, Du wirst den Weg dahin nicht vergessen und mit Erlaubniß Deines Vormundes von Zeit zu Zeit mich besuchen.“

„Und Sie, Herr Candidat,“ sprach er, sich zu mir wendend, „wollen mich also auch verlassen? — Hätte man dies Alles vorhersehen können, so konnten wir noch lange zusammenbleiben. Es thut mir wirklich leid.“ — „Es ist das Beste so,“ versetzt' ich trocken.

Im Wagen kam ich dem Fräulein gegenüber zu sitzen; ich fühlte mich lebhaft an jene frühere Reise erinnert, wo wir uns zum ersten Mal so einander gegenüber fanden. Auch damals waren die Felder mit Schnee bedeckt, und der kalte Nordwind sauste um die Wagenfenster, es war dieselbe Tageszeit; die Dämmerung brach allmälig herein — wie ähnlich und doch wie verändert! —

Die Gespräche im Wagen waren freilich auch diesmal traurig ernster Natur; der Baron mußte dem Fräulein von ihrem Vater und den näheren Umständen seines Endes erzählen; die Dunkelheit verbarg ihre Thränen.

Ziemlich spät am Abend erreichten wir Halberstadt, wo wir in einen ansehnlichen Gasthof einfuhren. Die Baronin, eine noch hübsche Frau von einnehmenden Gesichtszügen, empfing uns und war anfangs über meine Erscheinung nicht wenig erstaunt; kaum aber hatte der Baron meinen Namen genannt, als sich in ihrem Antlitz die freudigste Ueberraschung malte, und sie mich mit der aufrichtigsten Theilnahme als den Retter ihres Gemahls begrüßte. —

„Ich war nicht sein Retter, gnädige Frau,“ versetzte ich gerührt, „mein ganzes

Verdienst beschränkt sich darauf, daß ich nicht sein Verräther werden wollte. Aber der Baron ist heute in der That mein Retter gewesen."

Sie wünschte Aufklärung über die letzte Andeutung; aber ich verschob solche auf eine passendere Zeit.

Nach einem vergnügten Souper, bei welchem der Baron viel von dem Kriege in Rußland und von der furchtbaren Kälte jenes verhängnißvollen Winters daselbst erzählte, während das Knistern und Prasseln in dem geräumigen Windofen zu seinen Schilderungen eine angenehme Begleitung bildete, zogen sich die Damen zurück. Ich wollte mich nun ebenfalls verabschieden; mein tapferer Freund bestand aber darauf, noch einige Flaschen mit mir zu leeren.

Am andern Morgen wollte ich von diesen mir so theuer gewordenen Personen Abschied nehmen, um nach meiner Heimath zu reisen und meiner Mutter das mir widerfahrene Glück zu verkünden.

„Das geht nicht an," sagte der Baron; „Ihren kindlichen Gefühlen alle Ehre — aber ich muß darauf dringen, daß Sie vor der Hand erst mit mir nach meinem Gute und von da zum Grafen S. fahren, um ihn persönlich von der Annahme der für Sie bestimmten Pfarre zu benachrichtigen. Nebenbei besehen wir uns mit Muße das Pfarrhaus und die Kirche; Sie machen die Bekanntschaft Ihrer künftigen Gemeinde — und dann mögen Sie mit Gott heim reisen, um bald auf längere Zeit zu uns zurückzukehren."

Ich folgte seinem Rathe; nachdem ich einen Brief an meine Mutter auf die Post gegeben, fuhren wir dem Gute des Barons zu, wo wir gegen Abend anlangten. Mit welchen Gefühlen betrat ich jene Schwelle und die weite Hausflur — die braunen Hirschköpfe an den Wänden schienen mir freundlich zuzunicken als alte Bekannte; auch der Goliath erschien, ganz wie damals, mit dem mächtigen Armleuchter in der Hand, um uns in steifer Haltung vorauszuschreiten. Bei meinem Anblick spielte um seine Lippen ein wohlgefälliges Lächeln, welches jedoch gleich wieder in dem feierlichen Ernst seiner Miene verschwand.

Ich bat mir als besondre Gunst aus, auf demselben Zimmer einquartirt zu werden, auf welchem ich bei meinem früheren Besuch übernachtet — oder vielmehr nicht übernachtet hatte. Als mich der Baron selbst dahin führte, fragte er plötzlich:

„Aber nun, zum Henker! erklären Sie mir, wie Sie in jene Scheune gelangten, wo ich Ihnen beinah auf den Kopf sprang — ich habe mir das immer nicht erklären können."

Ich machte ein ziemlich verlegenes Gesicht zu dieser Frage und suchte anfangs Ausflüchte; dann aber gestand ich meinem Gastfreund offen den wahren Zusammenhang und meine lächerliche Vorsicht, die mir so verhängnißvoll werden sollte. Er lachte recht herzlich darüber. „Und damit Sie nicht wieder," sagte er, „eine schlaflose Nacht unter meinem Dache zubringen, will ich sogleich jene Ihnen so unheimliche Thür verschließen und, wenn Sie es wünschen, vernageln lassen." — „Nicht doch," versetzt' ich eifrig, „ich weiß ja nun aus eigener Erfahrung, was dahinter ist, und werde sicherlich keine neue Entdeckungsreise in jenes Gebiet unternehmen. Außerdem haben die Begebenheiten jener Nacht mich von meiner Furchtsamkeit geheilt; ich weiß jetzt: Niemand entgeht seinem Schicksal." —

„Ein wahres Wort," erwiederte der Baron, „und man könnte mit Diderot's Jacques le fataliste sagen: Es stand dort oben geschrieben, daß Sie nicht in diesem Bette schlafen, daß Sie in einem Heuschober übernachten und aus demselben in's Gefängniß wandern sollten." — „Nun ich lobe jetzt die Wanderung; hat sie mich doch an's Ziel meiner Wünsche geführt."

Wir umarmten uns herzlich und kehrten zu den Damen zurück.

Soll ich noch erzählen, wie wir Tags darauf zu dem Grafen S. fuhren, wie derselbe mich überaus gütig empfing und das dem Baron gemachte Versprechen erneuerte — es genüge, daß ich nach einigen Wochen als ordinirter Prediger mit meiner überglücklichen Mutter in dem freundlichen Pfarrhause zu —dorf saß. Der Baron hatte dasselbe in meiner Abwesenheit auf's Herrlichste in Stand setzen lassen; es war weit stattlicher und größer, als das, welches ich mir in meinen Träumereien erbaut hatte. Auch war ein kühler schattiger Garten dahinter mit einer Laube, zwar nicht von Geisblatt, aber von andern, auch ganz artigen Schlinggewächsen. Und als ich an einem schönen Maimorgen neben meiner Mutter in besagter Laube am Kaffeetisch saß und die Predigt für den nächsten Sonntag meditirte, da fehlte mir wirklich nichts mehr, um der glücklichste Erdbewohner zu sein.

Doch nein, Etwas fehlte mir noch. Das bewiesen schon die häufigen Spaziergänge, welche ich, oft bei'm schlechtesten Wetter, nach dem Schlosse des Barons machte; aus meiner Verehrung und Freundschaft für ihn ließen sie sich nicht wohl erklären, seitdem er auf längere Zeit in Geschäften verreist war. Als er zurückgekommen, hatten wir ein langes Gespräch unter vier Augen, in welchem wir uns Beide ein wenig ereiferten; der Baron war nicht ganz frei von Adelsvorurtheilen; trotzdem rief er am Schlusse der Unterredung: „Wohlan, das Mädchen mag selbst entschei-

den; im Grunde gönn' ich sie Ihnen ja von Herzen. Und wenn es dort oben geschrieben steht, daß Anna von Halden und der Landprediger von Neu-Wakefield ein Paar werden sollen, so läßt sich nichts dagegen machen, und dem zuletzt gefragten Vormund bleibt nichts übrig, als sein Jawort zu sprechen."

Und es stand allerdings oben geschrieben; und als ich einige Wochen später in der gedachten Gartenlaube zu dreien saß, ohne an die Predigt für den nächsten Sonntag zu denken, — da fehlte mir wirklich nichts mehr.

Mit diesen Worten endigte der Pastor seine Erzählung, während draußen der Wächter die zwölfte Stunde rief.

„Und was ist aus dem Referendar geworden?" fragte der Major. —

„Er starb vor einigen Jahren als Regierungsrath!"

„Und von dem Amtmann haben Sie wohl nichts weiter gehört?" —

„Nur, daß er in derselben Woche, als ich Hochzeit hielt, seine Verbindung mit der „Mamsell" feierte, bei welcher Gelegenheit sich der Verwalter sehr stark betrunken haben soll." —

„Und diese ganze Geschichte wäre wahr?" fragte Fräulein Antonie. „Nein, nein, Herr Pastor, ich kann es nicht glauben; es fügt sich Alles darin zu wunderbar glücklich, um baare Wirklichkeit zu sein; ich habe Sie in Verdacht, daß Sie uns einen Roman erzählten." —

„Ich weiß nicht, ob Ihr Verdacht für meine Erfindungsgabe schmeichelhaft ist. Uebrigens steht Ihnen frei, meine Gattin darüber zu examiniren, sobald sie von ihrer Badereise zurück sein wird. Und sollte wirklich hie und da ein Körnchen Dichtung mit untergelaufen sein, so beruf' ich mich auf das Wort unsers größten Dichters:

Gibt's ein Gespräch, wenn wir uns nicht betrügen,
Mehr oder weniger versteckt? —
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das ist die Kocherei, die mir am besten schmeckt.

Aber ich glaube, es wird Zeit sein, aufzubrechen."

Die Sängerin.

Melodrama in vier Aufzügen.

Aus dem Chinesischen

von Professor Neumann.

Einleitung.

In Indien und China befinden sich die Vertheidiger des Schauspiels eben so gut wie in Europa im Conflict mit der Staats- und Kirchenpolizei. In Hindostan wurde es den Jüngern Buddha's ausdrücklich verboten, Gesänge, Pantomimen und Schauspiele aufzuführen oder auch nur anzuhören. Sei doch einstens selbst ein unsterblicher Heiliger, lauschend den süßen einschmeichelnden Stimmen singender Mädchen, in's Verderben gerathen. Die chinesischen Moralisten verlangten überdies, daß der Staat alle dramatischen Vorstellungen verbiete oder wenigstens, da die Schauluft des Volkes kaum zu überwältigen sei, nicht dulde, daß Frauen und Mädchen solchen Spielen beiwohnen. Ein gleiches Verdammungsurtheil wurde sogar gegen die Erzähler von Mährchen und Geschichten geschleudert, welche allenthalben im Mittelreiche auf öffentlichen Plätzen sich hören lassen, wobei bildliche Darstellungen vorgezeigt werden, um die Phantasie des Hörers zu beflügeln. Und doch ist das chinesische Theater, und doch sind die zahlreichen Novellen des Mittelreiches, zum großen Theil wenigstens, eine Schule der Tugend und ein Schreckbild des Lasters. Wir kennen kein chinesisches Drama, wo am Ende die Unschuld und Ehrenhaftigkeit nicht den Sieg davontrügen, wo nicht schlechte Beamte durch den Scharfsinn höherer Behörden, oder durch die kaiserliche Allwissenheit entdeckt und gezüchtigt würden. Auch zeigen sich die dramatischen Dichter schon dadurch als Freunde der Tugend und Kenner des menschlichen Herzens, daß sie vorzüglich der Unschuld und Hochherzigkeit die Singrollen zuertheilen. Lasterhafte Personen recitiren wohl hie und da einige Verse; ihre Sprache steigert sich aber nie zur erhabenen Lyrik; nur von der Tugend werden die vielen schwunghaften Arien der chinesischen Schauspiele vorgetragen. Dessen ungeachtet vermerkt man allenthalben den Haß gegen das Theater und die Schauspiele in der Sprache, in den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen. Dirnen und Schauspielerinnen werden im chinesischen mit einem Worte bezeichnet und in eine Classe gesetzt; der Umgang mit Comödianten ist den Staatsbeamten untersagt. Wenn ein öffentlicher Beamter des Civil- oder Militärdienstes eine

Musikantin oder Comödiantin heirathet, sei es als Frau ersten oder zweiten Ranges, so erhält er, nach einer Vorschrift im peinlichen Gesetzbuche, fünfzig Streiche mit dem schweren Bambus. Die Heirath wird für nichtig erklärt und die Frauensperson von Staatswegen ihren Eltern zurückgeschickt; sie darf jedoch ihr ehemaliges Gewerbe nicht mehr ausüben.

Diese Verachtung des Schauspielwesens trägt die Schuld, daß wir, ungeachtet der zahlreichen Literaturwerke der Chinesen, keine genügende Geschichte ihrer dramatischen Poesie und der Schauspielkunst besitzen. Wir sind auf einzelne Thatsachen und Andeutungen in den Vorreden zu den Dramen, namentlich in der Einleitung zu der Sammlung von hundert Schauspielen, aus den Zeiten der Mongolen-Dynastie (1280 — 1341), angewiesen. Hieraus ist ersichtlich, daß das chinesische Drama, daß die chinesische Schauspielkunst ähnlichen Ursprung hat und sich beinahe in gleicher Weise entwickelte, wie bei andern gebildeten oder halbgebildeten Völkern. „Unser ältestes Drama," sagen die Chinesen, „bestand in einem mimischen Tanze mit Begleitung von Worten, welche nach einer bestimmten Melodie recitirt oder gesungen wurden." Durch die stumme Poesie des Tanzes wurde eine Handlung dargestellt, zu welcher die Worte und die Musik die Erklärung lieferten, und nach welcher dann umgekehrt der Tanz sich wiederum richten mußte. So hat man bei dem berühmten alten Tanz, die Geschichte des Wuwang, des großen Gründers der Dynastie Tschéu, darstellend, aus dem Liederbuche in einer bestimmten Weise gesungen.

Im Verlaufe des sechsten Jahrhunderts u. Z. soll sich das eigentliche Schauspiel, unabhängig vom Tanze, von religiösen Festlichkeiten und Tempelaufzügen, entwickelt haben. Melodramen wären die erste Gattung gewesen, deren Erfindung und Anordnung dem Gründer der Dynastie der Sui, Wenti (581 bis 601), zugeschrieben wird. Schauspiele hießen zu der Zeit die Vergnügungen „friedlicher Straßen." Unter dem Herrscherhause Tang (618 — 904) nannte man die dramatischen Erzeugnisse „Vergnügungen des Blumenwaldes," „Außerordentlich wundervolle Schauspiele," oder auch die „Musik des Birnengartens." Selbst heutigen Tages noch werden die Schauspieler Söhne und Zöglinge des Birnengartens geheißen. Es soll nämlich Kaiser Hiuen tsong (702 — 756), der große Kenner und Freund verschiedener Künste, unter Anderm auch eine musikalische Akademie gegründet haben, worin dreihundert Zöglinge beiderlei Geschlechts Unterricht erhielten. Man versammelte sich in einem Birnengarten, wo der Kaiser selbst Unterricht ertheilte. Daher erhielten in der Folgezeit alle Musikanten und Schauspieler die Ehrenbenennung „Zöglinge des Birnengartens."

Chinesen und Hindu kennen keinen Classenunterschied der Dramen; die Eintheilung in Trauer-, Lust- und Schauspiele ist ihnen fremd; sie theilen die Dramen nach den Personen, welche auftreten und nach den Stoffen, welche behandelt werden. Man hat so zwölf verschiedene Arten der Schauspiele herausgefunden:

1. Die Verwandlungen in Geister und Unsterbliche;
2. Wälder, Quellen, Hügel und Thäler;
3. In der Hoftracht gekleidete Personen;
4. Treue Beamte und ausgezeichnete Gelehrte;
5. Personen, hervorragend durch kindliche Liebe, Gerechtigkeit, Mäßigung und Keuschheit;
6. Der Fluch der Ehebrecher und die Schmach der Verleumder;
7. Vertriebene Minister und vaterlose Prinzen;
8. Das Fuchteln mit Schwertern und Zuschlagen mit Kolben, — Kriegsbegebenheiten;
9. Wind und Blumen, Schnee und Mond, — Liebesscenen;
10. Trauer und Freude, Trennung und Wiedersehen;
11. Rauch, Blumen und Schminke, — das gewöhnliche Leben;
12. Erscheinungen der Götter und Dämonen.

Ueber die Zahl der Acte und die Zeit, innerhalb welcher die Handlung vor sich gehen soll, finden sich nirgends Bestimmungen oder Grenzen. Der erste Act spielt häufig, bevor der Mensch geboren, welcher im vierten oder fünften als Jüngling oder Mann handelnd auftritt. Nicht selten beginnen die Dramen mit Vorspielen, Sietse oder Pforten genannt, worauf dann das Stück selbst in mehr oder weniger Aufzügen folgt. — Man weiß durchaus nichts von Decorationen; die Bühne bleibt immer unverändert. Erhält ein General Befehl, sich an die Spitze der Truppen zu stellen und die Rebellen zu Boden zu schlagen, so nimmt der Schauspieler einen Stock zwischen die Beine und in die andere Hand eine Peitsche, mit welcher er wüthend um sich schlägt. Am Ende reitet er, unter gräulichem Lärm der Gong, Trommeln und Trompeten, einige Male um die Bühne herum und verkündet alsdann den Zuschauern, welche diese Darstellung ganz natürlich und ergötzlich finden, er sei jetzt an Ort und Stelle angekommen und werde, wie der Kaiser befohlen, die Aufrührer zu Paaren treiben.

Die Schauspiele werden gewöhnlich in öffentlichen Hallen, hie und da auch in Tempeln auf-

geführt. Stehende Theater, welche vom Staate unterhalten werden, kennt man in China nicht. Wo die Truppe keine öffentliche Halle vorfindet, da errichtet sie in Schnelligkeit eine Bühne. Bambusstöcke werden aufgepflanzt, über diese Planken gelegt und mit Baumwollenzeug umhangen. Hat man im Hintergrund den Vorhang aufgespannt, so ist das Haus fertig und das Spiel kann beginnen. Das Publicum steht auf den Straßen oder betrachtet sich das Schauspiel von den Dächern, aus Läden und Fenstern. Eintrittsgeld wird nicht bezahlt, noch geht einer der Bande mit einem Teller herum. Die Schauspieler haben nämlich im Voraus, durch eine Subscription der Häuserbesitzer in der Nachbarschaft, ihre Bezahlung erhalten. Ich habe in den Vorstädten Cantons mehrere Dramen aufführen sehen und wurde niemals zu einem Beitrage aufgefordert. Nur einzelne Worte eines prosaischen Dialogs konnte ich verstehen; die recitirten Verse und gesungenen Arien blieben mir unverständlich. Einstens schien es, daß ich von einem Spaßmacher, wenn nicht leiblich auf der Bühne dargestellt, doch wenigstens zum Gegenstand eines Impromptu gemacht wurde. Ein abenteuerlich gekleideter Kerl, mit einer großen Pfauenfeder auf dem Kopfe, hielt plötzlich inne bei seinen in recitativer Weise gesprochenen Versen, redete, auf mich deutend, einige Worte in Prosa, worauf sämmtliche Zuschauer in ein schallendes Gelächter ausbrachen und wie aus einem Munde schrien: „Ko ti tsai san kuei.“ „Dies ist der fremde Teufel,“ — ein Schimpfwort, womit alle Nichtchinesen in Canton bezeichnet werden.

In den Reisebeschreibungen der europäischen Gesandten, der christlichen Sendboten und Kaufleute werden Schauspiele beschrieben, welche ihnen zu Ehren oder in ihrer Gegenwart aufgeführt wurden. „Unter den Dingen in China, deren man sich billig verwundern mag,“ schreibt Neuhof, „gehört auch dieses, daß jeder Gasthof oder jedes Wirthshaus seine eigenen und besonderen Comödianten hat, gleichwie in unserm Lande jeder Krug auf dem Dorfe, zur Zeit der Kirchmesse, seinen eignen Spielmann zu haben pflegt. Diese Comödianten spielen unter der Mahlzeit, um die Gäste fröhlich zu machen, allerhand lustige, kurzweilige und possirliche Spiele, und sind beide Manns- und Weibspersonen, mit mancherlei prächtigen Kleidern und Allem, was mehr dazu gehört, überflüssig versehen und ausgeschmückt. Sie haben sich auf etliche der gemeinen bekannten Spiele gefaßt gemacht, daß sie eines davon, auf der Gäste Begehr, von Stund an spielen können. Auch zeigen sie den Gästen ein Buch, darinnen alle ihre Spiele in chinesischer Sprache geschrieben, um eines daraus, welches sie gerne sehen wollen, selbst zu erwählen. Es werden aber diese Spiele fast ganz mit Singen ausgesprochen und kaum das geringste auf gemeine und gewöhnliche Manier zu reden vorgebracht. Für eine solche Mahlzeit, das Essen, Trinken und Spiele zusammengerechnet, gaben wir nicht mehr als zwei Mas, ist nach unsrer Münze etwa ein halber Reichsthaler, davon der Spielertheil nicht gar groß fallen konnte. Weshalb wir uns sehr verwunderten, woher diese Leute die Unkosten, welche sie auf stattliche Kleider und andre nothwendige Sachen verwenden, nehmen, da ihnen das Spielen so schlecht bezahlt wird.“

Die Gesandten der niederländisch-ostindischen Gesellschaft wußten nicht, daß die Schauspieler von den Nachbaren eine Bezahlung erhalten; sie wußten nicht, daß ihnen die Gäste, herkömmlicher Sitte gemäß, allerlei und selbst kostbare Geschenke machen. Ein Beispiel hievon ersieht man in dem nachfolgenden Singspiel.

Namen der Personen.

Lijenho, ein reicher Kaufmann.
Lieouschi, seine Frau ersten Ranges.
Tschangjungo, eine Sängerin.
Tschunlang, Sohn des Lijenho und der Lieouschi.
Tschangsanku, die Erzieherin des Tschunlang und Schwester des Lijenho.
Weipangjen, Liebhaber der Sängerin.
Juenjen, Aufseher von tausend Familien.
Tschangpieku, ein umherziehender Musikant.
Ein Gastwirth.
Mehrere Gerichtsdiener.

Der erste Aufzug spielt in Tschangngan, der zweite an dem Ufer des Flusses Loho, der dritte und vierte an verschiedenen Orten.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Im Hause einer Sängerin.)

Tschangjungo.

Tschangjungo. Ich bin in der kaiserlichen Residenz Tschangngan*) geboren. Mein Name ist Tschangjungo, mein Gewerbe ist das einer Sängerin. Für jetzt lebe ich mit Seiner Würden Lijenho, dessen sehnlichster Wunsch ist, mich zu heirathen. Was ist zu thun? denn ich habe ein zweites Verhältniß mit einem Weipangjen. Diesen möchte ich zum Manne haben. Man sagte mir so eben, es sei ihm in öffentlichen Angelegenheiten eine Sendung übertragen, und

*) Tschangngan, die Wiege und lange Zeit die Hauptstadt des Reiches, erhielt von der Mingdynastie den Namen Singan, des Westens Ruhe. Sie ist jetzt die Metropolis des Kreises Schensi und liegt 36° 8′ 24″ nördl. Br. und 12° 33′ 30″ westl. Länge von Peking.

er werde unverzüglich abreisen. Ich habe ihn rufen lassen, er muß jeden Augenblick kommen.

Zweiter Auftritt.

Tschangjungo und Weipangjen.

Weipangjen (tritt auf und spricht). Ich bin der Weipangjen. Hier in der Stadt lebt eine Sängerin, Tschangjungo genannt, mit welcher ich seit langer Zeit eine Verbindung unterhalte. Sie plagt mich unaufhörlich, daß ich sie heirathen möchte. Heute hat sie mir einen Boten geschickt und mich bitten lassen, sie zu besuchen. (Er bemerkt Tschangjungo.) Mädchen, warum hast Du mich rufen lassen?

Tschangjungo. Weipangjen, ich will es Dir gradezu sagen. Ich habe erfahren, daß Du auf dem Sprunge stehst, zu verreisen, um einen Auftrag der Regierung zu vollziehen. Da nun Lijenho mich als Frau zweiten Ranges heirathen will, so will ich ganz offen mit Dir sprechen. Bist Du nach einem Monat zurück, so heirathe ich Dich; bist Du nach einem Monat nicht zurück, so heirathe ich einen Andern. Du kannst über meinen Entschluß nicht ungehalten sein.

Weipangjen. Mädchen, im Gegentheil, Du bist ja nur offenherzig. Wohlan, ich reise ab, und in einem Monat werde ich wieder bei Dir sein. — Ich will nun fortgehen.

Tschangjungo. Du kommst wohl noch, ehe der Monat verflossen?

Weipangjen (sich umwendend). Schaut einmal die kleine Hexe an! (Er geht ab.)

Tschangjungo. Weipangjen ist fort. Wo bleibt denn aber Lijenho?

Dritter Auftritt.

Tschangjungo und Lijenho.

Lijenho. Ich bin aus Tschangngan. Mein Familienname ist Li, mein Eigenname Ing und mein Ehrentitel Jenho. Ich habe in der Stadt ein Leihhaus eröffnet. Meine Familie besteht aus drei Personen. Ich, meine Frau Lieouschi und mein Sohn Tschunlang, der sieben Jahre alt ist. Seine Wärterin Tschangsanku ist aus Tantscheou gebürtig. — Hier in der Stadt wohnt eine Sängerin, Tschangjungo geheißen, mit welcher ich ein Verhältniß unterhalte. Sie hegt nur einen Wunsch, nämlich den, mich zu heirathen, und ich wünsche ebenfalls, sie als Frau zweiten Ranges heimzuführen. Aber wie ist das anzufangen? Meine Frau Lieouschi gibt es nicht zu. Ach, da bin ich schon vor ihrem Hause angekommen. (Er tritt hinein und spricht zu Tschangjungo.) Mädchen, sei nicht böse, daß ich seit einigen Tagen meine gewöhnlichen Besuche nicht gemacht habe.

Tschangjungo. Du bist wahrlich ein sonderbarer Mann. Wie? Ich willige endlich ein, nehme Dich als Gemahl und Du kommst nicht einmal, mich abzuholen!

Lijenho. Warte doch nur, bis ich einen glücklichen Tag, eine glückliche Stunde ausgefunden habe; dann werde ich kommen und Dich als Frau zweiten Ranges heimführen.

Tschangjungo. Wir haben grade die siebente Stunde, und der heutige Tag ist im Kalender als ein glücklicher bezeichnet. Komm, nimm mich heute sogleich mit!

Lijenho. Mädchen, erlaube wenigstens, daß ich zuvor nochmals nach Hause gehe, um diese Sache mit meiner Frau ersten Ranges abzumachen. Ich bin in einem Augenblick wieder hier und führe Dich heute noch als Frau zweiten Ranges in's Haus. (Er geht ab.)

Tschangjungo. Ich will ihn heirathen und sollte er auch nicht wollen! Heute noch will ich mein Zimmer in Ordnung bringen; heute noch will ich mein Bett herrichten; heute will ich noch in das Haus des Lijenho ziehen. (Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

(Im Hause des Lijenho.)

Lijenho. Lieouschi. Tschunlang.

Lieouschi (ihren Sohn an der Hand führend). Dieses Frauenzimmer heißt mit ihrem Familiennamen Lieou und ist die Gemahlin des Lijenho; dies ist mein siebenjähriger Sohn Tschunlang. Mein Mann, ein Leihhausbesitzer, unterhält eine Frau von üblem Rufe, die Tschangjungo, und vergißt manchen Tag nach Hause zu kommen. — Ich will doch einmal an die Thürschwelle gehen, um mich nach ihm umzusehen. Ich bin begierig, was er sagen wird, wenn er kommt.

Lijenho (allein). Ich bin einige Tage nicht zu Hause gewesen und jetzt will ich auch noch das Frauenzimmer heirathen. Wie das anfangen, ohne die Sache mit meiner Frau zu besprechen? Ich will nun hineingehen, um es ihr zu sagen. (Lieouschi bemerkend.) Frau, hier bin ich!

Lieouschi. Lijenho, Du denkst täglich nur an Wein und Vergnügen, und vergißt ganz, was Deinem Hause frommt. Wie lange willst Du Dich noch so schlecht aufführen? (Sie singt.*)

Vergebens war des treuen Weibes Bitte,
Dein Haus verläßt Du für die schlechte Hütte;
Dem Müßiggang seit langer Zeit ergeben,
Willst heut in Saus und Braus Du immer leben;
Und die Geschäfte und die Sorgen
Versparst Du Dir auf morgen.

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Wenn der Tag will scheiden,
Kehr' heim! Komm bei Zeiten!
Wenn die Wasseruhr zeigt neun,
Solltest Du zu Hause sein!

Lijenho. Weib, habe Nachsicht mit mir! Ich will Dir einmal die Wahrheit sagen! Es ist kein ander Mittel, das Frauenzimmer will es durchaus so haben, ich muß sie heirathen.

Lieouschi. (Sie singt nach derselben Weise)

So höre ich Dich immer sagen:
„Die Fehler sollst Du Weib ertragen!"
O faß' Dir, Gatte, einen starken Sinn,
Gedenk' Siengan der österlichen Tsin!
Er wollt' in der Einsamkeit leben,
Der Wissenschaft allein ergeben.
Entsag' den schlechten Freuden dieser Welt
Gleichwie der Krieger, Kuangtscheous Held.
Wie kann Dein Sohn ein Beispiel nehmen;
O Trunkenbold, Du sollst Dich schämen!
Nun bringst Du noch die Hex' in unser Haus,
Mit Deinen Pflichten, Li, wie sieht es aus?

*) Im chinesischen Texte wird immer die Weise angegeben, nach welcher gesungen wird.

Lijenho. Hör' einmal auf, ich will sie nun einmal heirathen; sie will ich heirathen!

Lieouschi. Wenn Du sie heirathest, so wird mich der Schmerz umbringen. O, ich bin so entrüstet über sie, daß ich ihre geschminkte Fratze in die Gewässer des Flusses Milo, wo der Dichter Kiojuen sich ertränkte, schleudern könnte. Ich sehe es schon kommen. Ihre Leidenschaft für Dich wächst mit jedem Tage; es ist ihr einziges Bestreben, mich der rechtmäßigen Freuden zu berauben. (Sie singt nach der Weise: Jéuhulu.)

Theurer, allerliebster Mann,
Zieh hin, zieh zum Berge Uschan,
Und nach altem heil'gem Brauch
Zünd' den Göttern Weiherauch.
Doch gedenk' des Manns im Feld,
Der um Kaojang Land bestellt!
Denk', dies Weib sinnt nur auf Beute,
Und Verderben schleicht zur Seite.
Denk', sie buhlt mit Jedem schlau,
Und Du führst sie heim als Frau!

(Sie singt nach der Weise: Die Musik des Reiches.)

Was bringst Du mir die Wölfin in das Haus?
O peitsch', o peitsche, Mann, sie doch hinaus!
Es wird hier Streit und Zank einkehren,
Nichts wirst der Hex' Du wehren!
Du wirst Dein Bett nur mit ihr theilen,
Und mich wird Schmach und Schand' ereilen.
Was soll ich thun, wo winkt Gewinn?
Nach ihr, nach ihr nur steht des Mannes Sinn!
Dich sehend darf ich nimmer springen,
Und Dir den Sohn entgegenbringen.
Und will im Haus ich mich bewegen,
Mit Schimpf wird sie Lieouschi belegen.

(Sie spricht:)

Sie und ich, wir werden im beständigen Kampfe leben.

(Sie singt:)

Jenho, denk' doch, denk' doch an die Ehre!

Lijenho. Frau, Du irrst; sie und ich, wir sind beide unfähig, so zu handeln.

Lieouschi. (Sie singt.)

Niemand traut den Worten der Hetäre!
Offne Augen wird sie hintergehen,
Nichts im Haus wird vor ihr sicher stehen.
Reiz' nicht dieses Weib
Mit verbrauchtem Leib!
Sie erhebet ein Geschrei:
„Nachbarn, herbei!"
Glaubst Du nicht, sie gleicht dem Scorpione,
Daß ein böser Dämon in ihr wohne?
Launenhaft will sie die Auen Lojang,
Silber, Gold und alle Früchte Pingjang.

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Sieh, es wird die Schreckenszeit erscheinen,
Dein Hab und Gut schwindet hin ohne Rast,
Ueber Trümmern sitzend wirst Du weinen,
Kraftlos wie ein blätterloser Ast.
Gleich dem Schreiber der Tsching wirst Du werden,
Zitternd steht Lijenho vor Gericht:
Ein verlorner Mann bist Du auf Erden,
Und der Himmel auch, der hört Dich nicht.

Lijenho. Aber Frau, Tschangjungo ist so hübsch, so bezaubernd! Lehre mich, sie nicht zu lieben, und ich will thun, was Du willst.

Lieouschi (sie singt).

„Des Herbstes Blumen spiegeln sich im Blick,
Wie die bemalten Brauen fein gewunden!"
Sieh, Du verfällst, o Gatte, dem Geschick,
Ein böser Geist hält fest Dich ringsumwunden!
Die Stirn, wie die Blüth' Foujong voll und rund,
Zerschlägt Dir Haus und Hof und Gut in Scherben!
Gib Acht, der kirsch- und pfirsichrothe Mund,
Er stürzt des Mannes Seele in's Verderben.
Weg vom stürmenden Wind
Sind die Blumen geschwind
Und der duftende Hauch,
Wie vergeht er in Rauch!

Lijenho. Das ist ein eitles Gerede. Ich bin fest entschlossen, ich will sie durchaus heirathen.

Lieouschi. Nun, wenn Du diese Person durchaus heirathen willst, so heirathe sie nur.

Fünfter Auftritt.

Tschangjungo.

Tschangjungo. Ich bin Tschangjungo. Ich habe nun Alles angeordnet, um Lijenho zu heirathen; ich will an die Thürschwelle gehen, um zu sehen, ob Niemand da ist. Es ist Niemand da, ei nun, so muß ich rufen. (Sie ruft.) Lijenho! Lijenho!

Lijenho. Es ist Jemand vor der Thür, der mir ruft. (Er geht hinaus und sieht Tschangjungo.) Mädchen, Du bist schon gekommen?

Tschangjungo. Wahrlich, Deine Ohren müssen mit einem Walle umgeben sein, daß Du mich, die ich schon lange vor der Thür schreie, nicht hörst! Ich bin gekommen, um Deiner Frau ersten Ranges meine Huldigung darzubringen, ich will ihr meine Achtung durch ein-, zwei-, drei- und viermalige Begrüßungen bezeigen. Aber die erste soll sie bloß ruhig annehmen, bei der zweiten soll sie sich erheben, die dritte und vierte muß sie mir erwiedern. Fügt sie sich, so ist's gut, fügt sie sich nicht, so verlasse ich auf der Stelle Dein Haus.

Lijenho. Beeile Dich doch nicht so sehr, ich will zuvor mit ihr sprechen. Warte unterdessen hier. (Er geht hinein und wendet sich zu Lieouschi.) Frau, Tschangjungo ist gekommen. Sie sagte, sie will Dir durch ein-, zwei-, drei- und viermalige Begrüßungen ihre Huldigung darbringen. Die erste sollst Du bloß ruhig annehmen, bei der zweiten sollst Du Dich erheben, die dritte und vierte mußt Du ihr erwiedern. Versäume ja nicht, ihr die beiden letzten Grüße zu erwiedern! Wenn Du diese Artigkeit nicht beachtest, so wird sie Dir einen Handel an den Hals werfen, und dies könnte eine böse Geschichte absetzen!

Lieouschi. Nun wohl, ich will ihre Grüße erwiedern.

Tschangjungo (tritt auf und spricht). Gnädige Frau, nehmen Sie Platz, um die Huldigungen Ihrer Schwester zu empfangen! Lijenho, dies ist die erste Begrüßung!

Lijenho. Gut, ich sehe es!

Tschangjungo. Hier die zweite Begrüßung.

Lijenho. Jetzt, Frau, wirst Du Dich erheben?

Tschangjungo (verneigt sich nochmals und spricht dann im Zorne). Welch ein Teufel von Nagel fesselt sie an ihren Sitz! Warum erwiedert sie meine Begrüßungen nicht?

Lijenho. O Weib! Den Frauenspiegel kennst Du nicht, weder die drei Pflichten der Unterthänigkeit, noch die vier Tugenden einer Ehefrau. Ich, Dein Mann, habe ja so eben mit Dir darüber gesprochen; Du mußt Deinem Eheherrn gehorchen.

Lieouschi. (Sie singt nach der Weise Héutenghoa.)

Von der Magd dem Schimpfe preisgegeben,
Und der Mann verkennt des Gatten Pflicht,
Soll Lieouschi so länger leben?
Nein, o Herz, nein, du erträgst es nicht!
Blinde Leidenschaft, Li, heißt Dich neigen
Zu der feilen, hochmüth'gen Person,
Und die Frau des ersten Rangs soll schweigen!
Ist dies meiner Treu' und Tugend Lohn?
Ihren Hochmuth kann ich nicht ertragen;
Schamerfüllt seh' ich zum Fenster 'naus.
Sie wird lachend süße Worte sagen,
Sieh', da lauf ich eilends von dem Haus.
Perlen ihrer Thränen läßt sie fallen,
Mit dem Tuche streicheln Dein Gesicht,
Zarte Schmeichelreden wird sie lallen;
Das ertrag' ich nicht, ertrag' ich nicht!

(Sie singt nach einer andern Weise.)

„O Weib, bist nicht mehr hold,
Was willst Du von mir haben?"
Die neue Freundin heischt Gold,
Und Thee und Reis, sich zu laben!
(Sie spricht.)

Lijenho, ich kenne diese Freundinnen vollkommen.

Lijenho. Wer sind denn diese Freundinnen?

Lieouschi. (Sie singt.)

Es sind die schwächlichen Matronen,
Die falschen Töchter, fein und schlank,
Die Frauen, die euch gleich belohnen
Und reichen Speis' und Trank.
Ich bin nicht von heut, bin auch nicht von gestern,
Ich hörte von solchen Brüdern, solchen Schwestern.

Lijenho. Welche Ziererei! Frau, Du nimmst Dir die Sache allzusehr zu Herzen! Hast denn Du Dir gar keine der Tugenden eigen gemacht, die einer Frau Deines Ranges geziemen?

Lieouschi (singt eine Arie, worin die falschen Reize und die listigen Künste der Buhlerinnen geschildert werden).

Tschangjungo (zu Lieouschi). Höre einmal auf, mich dem Gespötte preiszugeben.

Lieouschi. (Sie singt.)

Was sagst Du angestrichner Tand?

Tschangjungo. Ich werde auf Dich losschlagen!

Lieouschi (singt).

Sieh, fühle! Das ist meine Hand!
(Sie schlägt sie.)

Tschangjungo (in Wuth). Lijenho, Du hast mich nicht um zu heirathen hieher geführt, sondern um mich todtschlagen zu lassen. Nun wohlan, ich erkläre es Dir nochmals: Liebst Du sie, so schicke mich fort; liebst Du aber mich, so verstoße sie. Es gibt hier keinen andern Ausweg; ich gehe sonst alsbald nach Hause zurück.

Lijenho. Zwei Kinder hat mir diese Frau gebracht, einen Sohn und eine Tochter. Wie kannst Du verlangen, daß ich sie verstoße?

Tschangjungo. Nun, Du folgst mir nicht und wendest Dich zu ihr!

Lijenho. Ich sage Dir ja, zwei Kinder hat mir diese Frau gebracht, einen Sohn und eine Tochter. Wie kannst Du nur verlangen, daß ich sie verstoße?

Tschangjungo. Ha, ha, Du folgst mir nicht und wendest Dich zu ihr; schon gut, ich gehe aus dem Hause!

Lijenho. Verweile! Verweile! Verweile! Lehre mich nur, wie ich so Etwas aus dem Munde bringen könnte. (Er nähert sich seiner Frau.) Liebe Frau, meine Frau zweiten Ranges sagte so eben, wenn ich Dich liebe, soll ich sie nur zurückschicken; wenn ich aber sie liebe, so muß ich Dich durchaus verstoßen.

Lieouschi. Ach, wird mich der Zorn nicht umbringen! (Sie wird ohnmächtig.)

Lijenho (ist bemüht, sie zu sich zu bringen). Frau, komme doch zu Sinnen!

Lieouschi. (Sie erwacht und singt.)

Wie ergreift mich plötzlich eine Wuth,
In der Kehle welche bitt're Schmerzen!
Es empört sich all' mein Blut,
Und den Stich fühl' ich im heißen Herzen!
Warum rufst Du mich nochmals zum Leben!
Himmel, kann ich denn das Kleid*) Dir geben?
Hätt' der Sohn nicht Mutter mich genannt,
Wär' ich geblieben auf der Stelle,
Doch vergebens, es ist mir bekannt;
Sieh, es steht der Tod hier an der Schwelle,
Jetzt, zweiter Tschuangtse, kannst Du singen,
Lustig, lustig auf die Töpfe springen.
(Sie stirbt.)

Lijenho (laut weinend). O, meine Frau!

Tschangjungo. Lijenho, was reißt Du das Maul auf und schreist grad hinaus? Wenn sie noch lebt, so verstoße sie; ist sie todt, nun so sorge dafür, daß man den Leichnam wegträgt.

Lijenho. Was sprichst denn Du für Worte aus! Frau, Du bist todt. Ich eile nun auf diese Anhöhe, einen passenden Platz zu wählen; ich lasse ein Grab graben und Holz schneiden, um einen Sarg zu machen. Ich befehle, daß man Lieouschi in die Erde versenke. O Frau, Dein Tod bringt mich zur Verzweiflung. (Er geht ab.)

Tschangjungo. Ha, das ist eine prächtige Wirkung meiner Gegenwart in diesem Hause! Kaum setze ich den Fuß hinein, so stirbt die Frau ersten Ranges vor meinen Augen! Jetzt will ich es mir behaglich machen und mich ganz der Freude hingeben! Dieser Lijenho hat mich geheirathet; er weiß aber nicht, daß im Innersten meines Herzens ich nicht die geringste Neigung für ihn hege. Ich glaube, Weipangjen ist vor Kurzem zurückgekehrt, ich habe nach ihm geschickt, daß er komme. Ich muß ihm meine Pläne mittheilen.

Sechster Auftritt.

Tschangjungo. Weipangjen.

Weipangjen. Vor einem Monat habe ich in öffentlichen Geschäften eine Reise gemacht. Diese Tschangjungo ist doch eine schlechte Person! Sie hat vor meiner Rückkehr einen Andern geheirathet, und jetzt läßt sie mich doch rufen.

*) Die der Frau ersten Ranges eigenthümliche Kleidung.

Ich will nur einmal sehen, was sie will, ich will in das Haus hineingehen, um zu sehen, ob Jemand da ist.

Tschangjungo (sie geht hinaus und sieht Weipangjen). Ah! bist Du zurück?

Weipangjen. Ich wage es nicht, hineinzugehen! Ich fürchte den Anstand zu verletzen.

Tschangjungo. Bah, das thut nichts.

Weipangjen. Du bist doch verheirathet. In welcher Absicht hast Du mich rufen lassen?

Tschangjungo. Ich habe mit Dir Etwas zu reden.

Weipangjen. Was hast Du mir zu sagen?

Tschangjungo. (Sie nimmt ein Packet und gibt es ihm.) Obgleich ich die Frau eines andern Mannes bin, so habe ich doch nur Dich im Herzen. Hier ist ein Packet, welches eine bedeutende Summe Geldes enthält und mehrere andre Gegenstände von großem Werthe. Ich vertraue es Dir an! — Gehe nun alsbald an das Ufer des Flusses Loho, miethe eine Barke und erwarte mich. Ich stecke das Haus in Brand und flüchte mit der Familie zum Flusse. Du ziehst das Kleid eines Schiffers an und ladest uns ein, Deine Barke zu besteigen. Sind wir ungefähr in der Mitte des Flusses, so wirfst Du Lijenho in's Wasser und erdrosselst die Amme Tschangsanku und den Kleinen. Wenn nun diese Alle todt sind, wie glücklich werden wir nicht sein! Welche ehelichen Freuden werden wir nicht miteinander genießen!

Weipangjen. Wenn Du auch meine Gattin nicht wirst, so bleibst Du doch meine Geliebte. Ich will nun alsbald an das Ufer des Flusses gehen und Dich dort erwarten. Komm nur morgen recht früh. (Er geht ab.)

Tschangjungo. Weipangjen ist nun fort. Ich habe keine Zeit zu verlieren, das Haus anzuzünden. Ich will in diesem hintern Zimmer das Feuer anlegen.

(Ende des ersten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Lijenho. Tschangjungo.

Lijenho (in der größten Bestürzung daherlaufend). Welch' schreckliche Feuersbrunst! Tschangjungo! Was wird aus uns werden? Mein Haus ist die Beute der Flammen; mein Gold, mein Silber, mein Papiergeld,*) Alles ist verloren. (Er sieht hin.) Und noch nimmt das Feuer zu! Schon bedrohen die Flammen das Regierungsgebäude, und ich weiß nicht, wo die Amme Tschangsanku, ich weiß nicht, wo mein Sohn Tschunlang ist! (Er ruft.) Sanku, Sanku!

Tschangsanku (kommt erschrocken herbeigelaufen und trägt das Kind auf ihrem Rücken). Ich laufe auf und davon! auf und davon! auf und davon! Nicht genug, daß ich meine Gebieterin verloren habe, so wird auch unser Haus die Beute der Flammen! Aber wie schmerzlich ist es nicht, dem Vaterlande den Rücken zu kehren. Ich muß nun in die Wälder dringen und die Gewässer der Thäler durchwaten. Der Regen fällt mit Gewalt darnieder, der Sturmwind umsaust mir den Kopf; das Wasser, von allen Seiten niederströmend, durchnäßt mir die Kleider und bei jedem Schritte versinken meine Füße in den Koth! Ach, der Berg, den ich vor mir sehe, scheint unermeßlich, und die Trauerweiden zu den beiden Seiten des Weges sind schon von den Abendschatten eingehüllt. O mein Herz, warum brichst du nicht!

(Sie singt.)

Wie schnell sich die Wolken bewegen,
Dahin ist der eisige Regen.

(Sie spricht.)

Wehe! Wehe!

(Sie singt.)

Ich bin auf dem Weg ein flackernd Licht,
Das verlischt ein leiser, schwacher Hauch!
Es zerschlägt der Sturm mir das Gesicht,
Ich verliere aller Sinne Brauch.
Fürchterliche Angst wühlt mir im Herzen;
Wer noch fühlte solche bittere Schmerzen!

Lijenho. Sanku, komm schnell hieher, komm doch zu mir!

Tschangjungo. Und ich, ich bin von jeher an Glück und Wohlleben gewöhnt, wie werde ich solche Mühseligkeiten ertragen können?

Tschangsanku. (Sie singt.)

Entfern' ich mich vom Vaterland,
So will das Herz mir brechen.
Und sie, „mit Mangel sei sie nicht bekannt,"
Das wagt die Elende noch zu sprechen.
Mit dem bösen Mund hat sie den Mann belogen
Und wie ein Dämon das ganze Haus ausgesogen.

Tschangjungo. Ich bin niemals im Finstern gewandelt. Wie könnte ich nun so vielen auf einmal hereinbrechenden Uebeln widerstehen?

Tschangsanku (zu Tschangjungo sich wendend). Du sagst, Du seist niemals im Finstern gewandelt?

(Sie singt.)

Nie ward mit Scham bedeckt Dein Gesicht,
Der Finsterniß bedarfst Du wohl nicht.

(Sie spricht.)

Du hast Deinen Namen öffentlich bekannt machen und anschlagen lassen. Du hast in einem Frauenhause gelebt. Du hast alle Mittel Deiner Zunge angewendet, um Himmel und Erde zu beschwören; Du hast Dich auf Deine Teppiche gelegt und den Leuten dazu geleuchtet!

(Sie singt.)

Der Polizei in dunkler Mitternacht,
Die Reize hast Du all' ihr dargebracht.

Tschangjungo (außer sich vor Wuth). Unverschämte! Du wagst es, mir solche Beleidigungen in's Gesicht zu sagen?

Lijenho. Sanku, verschone sie mit Deinen Vorwürfen. Wozu soll das gut sein, sie mit Schimpfworten zu vernichten?

Tschangsanku (zu Tschangjungo).

Tolles Zeug geht Dir im Kopf herum,
Zorn und Leidenschaft machen Dich dumm;
Deiner eignen Augen Flammen,
Nicht ein Feind wird Dich verdammen.

Tschangjungo. Wie? Hörst Du nicht? Kannst Du es dulden, daß diese elende Alte solche Schmachreden gegen mich ausstößt?

*) Zu den Zeiten der Mongolen-Dynastie in China, wo dieses Stück geschrieben wurde, hatte die Regierung große Summen Papiergeld ausgegeben.

Lijenho. Sanku, willst Du schweigen!

Tschangsanku (singt neuerdings eine Arie voller Schmachreden gegen Tschangjungo).

Lijenho. Frau, ich bin die ganze Nacht gelaufen, ich muß ein wenig ausruhen.

Tschangjungo. Wie Du gesagt hast, so geschehe es, mein Lijenho; befehle doch auch Deiner Sanku, mir dieses wollene Kleid zu trocknen.

Lijenho (ruft der Sanku). Sanku, nimm das Kleid und trockne es.

Tschangsanku. Wozu dies? In der traurigen Lage, in welcher wir uns jetzt befinden, kann sie es wohl so anziehen, wie es ist.

Lijenho. Sanku, ich befehle Dir, dieses Kleid zu trocknen. Willst Du auch mir nicht gehorchen?

Tschangjungo (in zornigem Tone). Ruchlose Person, die Du bist! Ich sage Dir, Du sollst alsbald mein wollen Kleid trocknen. Willst Du mir nicht gehorchen?

Tschangsanku. (Sie singt.)

Es regnet und sie nimmt den Mann in's Haus,
Hier kramt sie ihre ganze Schönheit aus.
Sieh nur die schwarzen Wolken, die sich theilen,
Der Regen fällt nicht mehr! Der Himmel weiß,
Auf was sie sinnt! O laß von dannen uns eilen,
Und betteln wir um eine Tasse Reis!

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Warum Kleider trocknen für dies schandvoll Weib?
Blitz, fall' nieder und zerschmettre ihren Leib!

Tschangjungo. Elende Creatur! Ich werde Dich todtschlagen. (Sie schlägt auf Tschangsanku los.)

Tschangsanku (singt nach derselben Weise.)

Ich seh' die Falten auf der düstern Stirne,
Und in den Augen den erstarrten Blick;
Mit ihren Nägeln packt mich diese Dirne,
O Sanku, weiche, weiche nur zurück.
So sei's, den Streit und Kampf sollst auf du geben
Für Gatt' und Gattin, für ein schmerzvoll Leben!

Lijenho. Nun, da sind wir am Ufer des Flusses Loho. Ich weiß nicht, ob das Wasser seicht ist oder tief. Wie werden wir wohl über den Fluß kommen?

Tschangjungo (indem sie Lijenho vorwärts stößt). Ich glaube, an dieser Stelle ist das Wasser seicht.

Lijenho (erschrocken zurückweichend). Sie hätte mich beinahe in den Strom geworfen!

Tschangsanku. Zu Hülfe, zu Hülfe!

(Sie singt nach der Weise Fatschuen.)

Ach, wie werd' ich all' das Leid ertragen,
An dem Ufer wandl' ich hin und her;
Sieh die wilden Wellen, wie sie schlagen,
Und der Strom verwandelt sich zum Meer.
Sollte wohl den Augen es nicht glücken,
Einen Kahn und Fährmann zu erblicken?

Tschangjungo (versucht, Lijenho hinunterzustoßen, Tschangsanku hält ihn noch zurück).

Lijenho. Ich bin verloren, ich bin verloren! Sanku, halte mich doch!

Tschangsanku. Ich kann Euch nicht erreichen.

(Sie singt.)

Wie scharf bläst nicht der Wind,
Ich fühl' Angst für das Kind,
Und für Juen und Jang *)
Ist im Herzen mir bang.
Und so will ich allein
Die Dankbare hier sein.
Sieh das schändliche Weib,
Sie ergreift Euch beim Leib
Und sie wirft Euch hinab,
Hin in's wässrige Grab.
Es ist der Strom so tief und breit,
Durchwatend kommen wir nicht weit;
Und seh' ich mir das Aug' aus dem Gesicht,
Ach! einen Kahn und Fährmann schau ich nicht.

Tschangjungo. Wie? Siehst Du nicht, daß er betrunken ist? Ist das meine Schuld, wenn er einen Fehltritt gethan hat? Du sagst, ich habe ihn in das Wasser geworfen? Welch' eine Lüge! Lieber solltest Du Dir Deine Zunge abbeißen, als solche Lügen aussprechen.

Tschangsanku. (Sie singt.)

Um die Kleider so zu netzen,
Mußt' Jenho sich tüchtig letzen.

Lijenho. An dieser Stelle ist das Wasser seicht; wir wollen versuchen, hier über den Fluß zu setzen.

Tschangsanku. (Sie singt.)

Ich kann es nimmer unterscheiden,
Doch laß, o laß den Fluß uns meiden.

Weipangjen (als Schiffer gekleidet kommt herbei und spricht). Mein Herr, meine Damen, ich bin hier der Fährmann; schnell besteiget mein Schiff.

Tschangjungo (gibt Weipangjen ein Zeichen des Einverständnisses).

Tschangsanku (zu Lijenho). Herr, hütet Euch, dieses Schiff zu besteigen. Ich sehe aus den verstohlenen Blicken der Dirne, daß sie mit diesem Sohne Han's*) einverstanden ist, uns zu vernichten. (Sie hält Lijenho zurück.)

Lijenho. Laß mich, laß mich los! Was haben wir denn zu fürchten? Glaubst Du wohl, daß ich mich nicht vertheidigen kann, wenn ich im Schiffe bin?

Weipangjen (wirft Lijenho in den Fluß, Tschangsanku hält ihn beim Arme und er sucht sie zu erdrosseln).

Ein Schiffer (läuft hinzu, um ihr zu helfen). Haltet den Schurken, es ist ein Mörder!

Tschangsanku (den Schiffer fest ergreifend). Das ist ein Räuber, ein Mörder! (Weipangjen und Tschangjungo ergreifen die Flucht.)

Der Schiffer. Ach, das ist grausam! Frau, ich bin unschuldig an Eurem Unglück. Dieser Schiffer wollte Euch ermorden. In dem Augenblick, wo ich kam, Euch beizustehen, ergriff er die Flucht. Irrt Euch nur nicht, gute Frau, ich bin kein Mörder.

(Sie singt nach der Weise: Sohn des Wassergeistes.)

Tschangsanku. Ich ward bestürzt, ich habe diese Buhlerin, diese schändliche Dirne nicht mehr erkannt und in der Verwirrung eine andre Person geschlagen. Wird es mir möglich sein, mich von Tschunlang zu trennen? Dies arme Kind, soll es mich nicht mehr am Rock und an den Aermeln zupfen, soll es nicht mehr mit meinen Haarflechten spielen!

Der zweite Schiffer. Frau, glaubt mir

*) Die Vögel Juen und Jang sind das Symbol ehelicher Liebe und Treue.

*) Hantse, Sohn Han's, eine gewöhnliche Benennung für Chinesen, namentlich in der Poesie. Es ist hier die Dynastie Han gemeint.

nun, ich bin herbeigeeilt, um Euch aus der Gefahr zu befreien!

Tschangsanku. (Sie singt.)

Seh' ich nicht einen des Dorfes Söhne!
Horch, sind das nicht meiner Heimath Töne?
Legt euch, Zorn und herber Schmerz, zur Ruh',
Bruder, ziehen wir nach Hantscheou!

Zweiter Auftritt.

Dieselben. Juenjen.

Juenjen. Ich bin Juenjen, aus dem Lande der Niutschi.*) Ich bin Befehlshaber über tausend Familien. Amtsgeschäfte haben mich grade in dem Augenblick an die Ufer des Flusses Loho geführt, wo mehrere Personen einen betäubenden Lärm machten. Ich sehe einen Schiffer. Holla, Schiffer, was bedeutete dieser Lärm? Was war das für ein Geschrei?

Der Schiffer. Ihr wißt also nicht, Herr, daß ein Mann die Frau, die Ihr hier seht, so eben angepackt hatte; er war im Begriff, sie zu erdrosseln. Da eilt' ich (glücklicherweise war ich grade am Ufer) herbei, ihr das Leben zu retten. Ich glaube, dieses Kind ist ihr Sohn.

Juenjen. Wollte sie wohl mir dieses Kind verkaufen? Ich wäre bereit, das Kleine zu kaufen. Frag' sie doch deshalb.

Der Schiffer (sich an Tschangsanku wendend). Frau, Frau! Der Beamte, dem ich so eben begegnete, möchte dieses Kind gerne kaufen. Ich frage Euch nun, ob Ihr die Absicht habt, es zu verkaufen?

Tschangsanku (nach einigen Augenblicken des Nachdenkens). Ich weiß in dem Augenblick weder Weg noch Steg, und ich fürchte sehr, das arme Kind stirbt mir vor Hunger. Es ist deshalb besser, ich verkaufe es. Schiffer, sagt doch dem Beamten, sein Wunsch kann in Erfüllung gehen.

Juenjen. Frau, aus welchem Lande bist Du? Wie heißt Dein Familienname, Dein Eigenname? Sage mir, in welchem Jahre, in welchem Monat und an welchem Tage ist dieses Kind geboren. Sprich, ich höre Dir zu.

Tschangsanku. Ich stamme aus Tschangngan; ich wohnte im Westen des Gerichtshofes. Mein Name ist Tschangsanku; ich bin bloß die Amme dieses Kindes, das jetzt sieben Jahre alt ist, dessen Vater Lijenho war. Das Kind selbst heißt mit seinem eigenen Namen Tschunlang, und hat ein rothes Muttermal auf der Brust.

Juenjen. Wie viel verlangst Du dafür?

Tschangsanku. Herr, gebt mir, was Euch gefällig ist.

Juenjen. Ich gebe Dir eine Unze Silber. (Der Diener gibt Tschangsanku das Geld.)

Tschangsanku (zu Juenjen). Herr, ich danke Euch. — Ich möchte jetzt Jemanden haben, der den Verkaufscontract aufsetzen könnte.

Tschangpieku (tritt auf und spricht). Der Alte, der hier erscheint, heißt Tschangpieku. Mein Gewerbe ist das eines Sängers, und damit ernähre ich mich. Als ich an das Ufer hieher kam, bemerkte ich viele Personen, die lärmend untereinander liefen. Ich weiß nicht, zu welchem Endzweck. Ich will doch einmal ein wenig zusehen!

*) Die Niutschi gehören zum tungusischen Volke.

Der Schiffer (den Greis bemerkend). Heda, Alter! Könnt Ihr schreiben? Es ist hier eine Frau, die ein Kind verkauft hat; wir finden Alle Niemand, der den Verkaufscontract aufsetzen könnte. Wenn Ihr schreiben könnt, so wird man Euch dieses Geschäft anvertrauen.

Tschangpieku. Ich kann schreiben und will gerne den Contract für diese Frau niederschreiben.

Juenjen. Gut, sehr gut; so setzt nun den Contract auf.

Tschangpieku (zu Tschangsanku). Frau, wollt Ihr dieses kleine Kind verkaufen? Gebt Eure Erklärung ab.

Tschangsanku. Wir stammen aus der Stadt Tschangngan und wohnten im Westen des Gerichtshofes. Der Vater heißt Lijenho, die Amme Tschangsanku. Der Kleine ist sieben Jahre alt und hat ein rothes Muttermal auf der Brust. Ich, Sanku, erkläre hiemit, das Kind an den Befehlshaber von tausend Familien verkauft zu haben. Damit nun dieser Kauf in der Folge nicht angestritten werden möchte, habe ich den Contract niederschreiben lassen.

Tschangpieku. Ich habe Euch vollkommen verstanden. Der Contract ist ganz nach Wunsch ausgefertigt. „Ausgestellt von Tschangsanku, niedergeschrieben von Tschangpieku." (Er übergibt Juenjen den Contract.)

Juenjen. Der Contract ist in klaren und deutlichen Worten abgefaßt. Setzt nun Euer Siegel darunter! Frau, nachdem Du mir das Kind verkauft hast, wo gedenkst denn Du künftig zu leben?

Tschangsanku. Ich habe keinen Zufluchtsort mehr auf Erden.

Tschangpieku. Da Du doch nicht weißt, wohin Du Deine Schritte lenken sollst, so höre mich an. Ich habe keine Frau, keine Kinder. Ich werde Dich ernähren. Ist es Dir recht, wenn ich Dich als Tochter annehme? Was sagst Du dazu?

Tschangsanku. Ich folge Dir, Alter, sehr gerne.

Juenjen (zu Tschangsanku). Es ist das Beste, was Du thun kannst.

Tschangsanku (nimmt das Kind nochmals und spricht). Tschunlang, höre meine letzten Worte.

(Sie singt.)

Hat Tschangsanku Dich nicht treu gepflegt,
Wie die Mutter zärtlich Dich gehegt, —
Liebes Kind, ich frage Dich?
Und für Dich, die elternlose Waise,
Nicht ertragen diese schwere Reise, —
Liebes Kind, ich frage Dich?
Ach! Dein Vater starb an dieser Stelle,
Und die Freundin fühlt die herbsten Schmerzen;
Wie auch folgt der Zeiten Well' auf Welle,
Die Erinnerung bewahr' im Herzen!
Wenn die Sonne hat vollendet ihren Lauf,
Wenn im Osten neues Glanzes sie geht auf,
Liebes Kind, erinnre Dich!
Nach dem Haus im Westen*) Dich zu wenden,

*) Die chinesischen Buddhisten wenden sich beim Gebet gen Westen; denn in Indien ward Buddha Schakiamuni geboren und hier sollen auch alle künftigen Buddha's erscheinen.

Und den Manen Goldpapier*) zu spenden,
Liebes Kind, erinnre Dich!
Weinopfer den Geistern darzubringen,
Für ihr Heil alle Gebet' zu singen,
Liebes Kind, erinnre Dich!
(Sie geht ab mit dem Alten.)

Juenjen. Jetzt, da dieser Alte die Amme mit sich fortgeführt hat, will ich auch das Kind nehmen, es zu mir auf's Pferd setzen und nach Hause zurückkehren. (Er geht ab.)

Der Schiffer (weinend). Das ist in der That schrecklich. Die Frau, welche auf dem Punkte war, von einem Schurken erdrosselt zu werden und die ich gerettet habe, ist in die Nothwendigkeit versetzt, ihr Kind an diesen Beamten zu verkaufen, und dieser Beamte nimmt das Kind mit sich fort. Gibt es denn eine traurigere, herzzerreißendere Lage! Wer könnte sich wohl bei solch' einer Begebenheit der Thränen enthalten? Aber bedenke ich's recht, was geht's denn mich an?

(Er spricht die Verse.)

Meinetwegen, sie verkaufe das Kind,
Und der Andre nehm' als Tochter sie an;
Trotzt nicht auch der Schiffer jeglichem Wind,
Schwimmend in dem leichten, schwankenden Kahn!
(Ende des zweiten Aufzuges.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Juenjen krank einhergehend, ihm folgt Tschunlang.

Juenjen. Ich bin Befehlshaber über tausend Familien.**) Seitdem ich am Ufer des Flusses Loho den Knaben Tschunlang gekauft habe, ach! wie sind die Tage und Monate pfeilschnell dahingegangen. Jetzt sind es wohl dreizehn Jahre. Das Kind war mit seltenem Geiste und den glücklichsten Anlagen begabt. Der Junge ist jetzt ein trefflicher Reiter und weiß mit großer Fertigkeit den Bogen zu handhaben. Ich will ihm meine Stelle abtreten, denn ich bin nun alt und schwach. Meine Krankheit ist unheilbar und man wird mich doch in Kurzem nicht mehr unter den Lebenden finden. Ich will die wenigen Augenblicke, die mir noch gegönnt sein mögen, nützen, um Tschunlang über seine Herkunft aufzuklären. Wenn ich es heute nicht thue, wer weiß, in welcher andern Welt des Daseins ich es ihm entdecken könnte, daß ich weder männliche noch weibliche Nachkommen habe. (Er ruft.) Mein Sohn Tschunlang, komm her, ich muß mit Dir sprechen.

Tschunlang. Mein Vater, welch' Lehren wollen Sie Ihrem Sohne ertheilen? Befürchten Sie vielleicht etwas?

Juenjen. Höre! Du bist nicht wie ich, ein Mann der Niutschi! Dein Vater war aus Tschangan; sein Familienname war Li, sein Eigenname Jenho. Deine Amme Tschangsanku hat Dich mir verkauft. Ich nahm Dich als Sohn an; Du warst damals sieben Jahr alt. Ich habe Dich bis zum heutigen Tage mit aller Zärtlichkeit eines Vaters erzogen, und nun, da Du in dem Alter bist, um die männliche Mütze aufzusetzen, da Du Talente, Kenntnisse und Kraft hast, so wünsche ich, daß Du meine Stelle erbst. Mein Sohn! Mein Sohn! So lange Du lebst, vergesse die Wohlthaten nicht, mit denen ich Dich überhäufte.

Tschunlang (die Augen voller Thränen). Wenn Sie mir dies nicht gesagt hätten, wie hätte ich dies auf eine andre Weise erfahren können?

Juenjen. Ich will Dir einen Beweis in Händen geben, der Alles deutlich machen wird. Hier ist der Verkaufscontract! Nimm ihn hin! Sohn! wenn ich gestorben bin, suche Deinen Vater auf, und verfolge die Räuber, die ihm Alles nahmen, was er besaß.

Tschunlang. Ich werde gehorchen.

Juenjen. Meine Kräfte schwinden immer mehr, unterstütze mich, ich will in das hintere Zimmer gehen.

Tschunlang (reicht ihm den Arm). Mein Vater, ermuntern Sie sich doch!

Juenjen. Das Leben verläßt mich, und mit ihm verliere ich meine Einnahme und meine Stelle. Das ist nun einmal die unvermeidliche Folge von Ursache und Wirkung! Der Mensch soll sein Unglück ertragen, nicht über die Beschlüsse des Himmels murren. Tschunlang, meine letzte Stunde ist gekommen. Wir sehen uns nicht mehr in dieser Welt. Mein Sohn, die Sinne schwinden! Ich kenne Dich nicht mehr. (Er stirbt.)

Tschunlang (indem er tiefe Seufzer ausstößt). Mein Vater ist nun gestorben! Ich will auf dieser Anhöhe einen Ort aussuchen, um ein Grab zu graben; ich will das Holz für den Sarg zubereiten, und meinem Vater die letzten Ehren erweisen. O mein Vater! Ich wage nicht, die Erfüllung Deines letzten Willens auch nur einen Augenblick zu verschieben. Ich will mich mit Reisegeld versehen und sogleich meinen Vater aufsuchen. (Er geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Lijenho allein.

Lijenho. Wer nicht folgt dem guten Rath, den überschleicht die böse That. Dieser hier ist Lijenho. Hätte ich wohl hoffen können, daß nachdem dieses schändliche Weibsbild und ihr ehebrecherischer Liebhaber mich in den Loho geworfen hatten, ich ein Brett erwischen werde, welches der Strom einhertrug? Vermittelst dieses schwimmenden Holzes bin ich nun dem Tode entgangen und habe das Ufer erreicht. Seit diesem Ereigniß sind nun bald dreizehn Jahre verflossen. Ich weiß nicht, was aus meinem Sohne Tschunlang und seiner Amme Tschangsanku geworden ist. Ich habe all' mein Vermögen durch die schreckliche Feuersbrunst verloren.*) Aller Hülfsquellen entblößt, weide

*) Das Verbrennen des Gold- und Silberpapiers, um den Geistern jenseits Zehrung zu senden, ist unter der Regierung Hiuentsong (712 — 756) der Tang-Dynastie aufgekommen. Die Sitte hat sich über alle Völker des chinesischen Culturshstems verbreitet.

**) Es gibt Beamte über zehn, hundert, tausend und zehntausend Familien. Die Decimaleintheilung ist eine gewöhnliche im Reiche der Mitte.

*) Durch Brand und Ueberschwemmungen werden in China die reichsten Leute nicht selten zu Bettlern gemacht. Wir haben ein anderes Beispiel dieser Art

ich nun die Heerde einer reichen Familie, wofür ich die Kost erhalte. Sieh, da bin ich ja auf der Landstraße. (Er spricht lauter.) Hm! Ich will die Rinder in diese Schlucht treiben, mich in den Schatten dieser Weiden setzen, und dann zusehen, ob Jemand vorübergeht.

Dritter Auftritt.

Lijenho und Tschangsanku.

Tschangsanku (kommt und trägt auf ihrem Rücken einen Sarg mit einer Leiche). Welch' eine unglückliche Person bin ich nicht! Seit dem Vorfalle beim Loho sind wohl dreizehn Jahre verflossen und ich weiß nicht, was aus dem Kinde geworden ist! Ich für meinen Theil folgte dem Musikanten Tschangpieku. Durch den Unterricht dieses Alten bin ich eine vollkommene Sängerin geworden, und bin jetzt im Stande mich zu ernähren. Als der Alte sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu mir: Sanku, bewahre treu das Andenken an meine Wohlthaten und bringe meine Gebeine nach Honanfu, bei dem Flusse Lojang. Und so trage ich nun die Gebeine des Alten schon mehrere Tage auf der Reise, und glaube bald an Ort und Stelle zu sein. — (Sie singt.)

Wie Flammen fühl' ich's an den Sohlen,
Und Hunger mir die Lippen schwellt;
Ich glaub', ich geh' auf heißen Kohlen,
Ich bin nochmals am Lo gestellt.
Da ist der Mann mit dem ergrimmten Blick,
Da ist von Hanf der fürchterliche Strick.

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Der Wind bewegt die Ulmen und die Weiden,
Zerstreut die Asch' vom goldenen Papiergeld.
Ich seh' die Geister all' vorüberschreiten,
Der hohen Weisen aus der alten Welt.
Weh! Weh! Nicht mehr nach altem heil'gem Brauch,
Genießt in Tempeln ihr den Weiherauch
Die Bosheit seh' ich auf zum Himmel ragen,
Sie fordert mit Gewalt zur Rach' heraus;
Die Bilder hat die Habsucht euch zerschlagen,
Den Schmuck im alten Gotteshaus.
Nicht Ruhm und Weisheit, Geld ist es und Gut,
Nach welchen strebt der Menschen heißes Blut.

(Sie spricht.)

Sieh! die Straße theilt sich hier in drei Wege; ich weiß nicht, welchen ich wählen soll. Ich will doch Jemand fragen! (Sie bemerkt Lijenho.) Darf ich Euch fragen, Bruder, führt wohl diese Straße nach Honanfu?

Lijenho. Ganz grade.

Tschangsanku. Welchen von den drei Wegen soll ich gehen?

Lijenho. Gehet den mittleren, der führt zum Ziele.

Tschangsanku. Ihr gebt mir das Leben, Bruder.

Lijenho (erkennt sie und ruft ihr im bewegten Tone.) Sanku!

Tschangsanku (umkehrend). Wer ruft mir? (Sie hört dreimal ihren Namen rufen).

Lijenho. Wenn Du Sanku bist, so rufe ich Dich.

Tschangsanku. Wer bist denn Du?

Lijenho. Ich bin Lijenho.

Tschangsanku (voller Verwunderung und Furcht). Ein Gespenst! Ein Gespenst!

(Sie singt zwei Arien.)

Lijenho. Sanku, ich bin kein Gespenst, ich bin ein Mensch.

Tschangsanku. Nun, wenn Du wirklich ein Mensch bist, so wirst Du mir, wenn ich Dich rufe, mit lauter Stimme antworten; bist Du aber ein Gespenst, so wirst Du mit hohler Stimme antworten. (Sie ruft dreimal) Bruder Lijenho.

(Lijenho antwortet mit hohler Stimme.)

Tschangsanku. Ein Gespenst!

Lijenho. Ich hab' Dich bloß erschrecken wollen. (Sie erkennen sich, weinen und schluchzen.)

Lijenho. Sanku, was ist aus meinem Sohne Tschunlang geworden?

Tschangsanku. Da ich ihn nicht ernähren konnte, habe ich ihn verkauft.

Lijenho (tief seufzend). Wie? Du hast ihn also wirklich verkauft? Du weißt also nicht, ob er noch lebt oder todt ist? Ach! ich vergehe vor Schmerz! Aber welches Gewerbe treibst Du denn jetzt? Ich sehe, Du trägst neue, ja sogar prachtvolle Kleider; das Ganze hat keineswegs das Gepräge der Armuth, sprich!

Tschangsanku. Ich verdiene mir mein Brot als Sängerin.

Lijenho (mit erzürnter Stimme). Du wirst mich vor Zorn umbringen! Ach! was war ich sonst für ein Mann! Ich besaß Rang und Vermögen. Wem war der Name Lijenho nicht bekannt? Und Du treibst jetzt das Gewerbe einer Sängerin? Sollte mich das nicht umbringen! Ach Sanku, Du hast meinen guten Leumund zu Grunde gerichtet.

Tschangsanku. Höre auf, so zu jammern! Findest Du, daß Dich die Schande wegen meiner umbringt, so frage ich jetzt, welches Geschäft Du treibst, Bruder?

Lijenho. Ich hüte die Heerden einer Familie. Das ist kein solches verachtetes Gewerbe, wie das einer Sängerin.

Tschangsanku. (Sie singt nach der Weise: Der zwölfte Mond.)

O sprich nur: „Dein Erwerb ist geringe,
Tschangsanku, Dein Gewerb' ist schlecht." —
Bedenk', daß jetzt aus Lieb' ich singe, —
Der Ruhm entzückt, ich sing' nicht schlecht,
Es lehrt' zuerst mich Noth das Gewerbe treiben,
Und nun erfreut es mich, dabei zu bleiben.

(Sie singt nach einer andern Weise.)

Du sagst, daß ich Dein Haus entehre,
Die Ahnen aus der alten Zeit;
Weil ich mit Singen mich ernähre, —
Es thut mir selbst im Herzen leid.
Ich schäm' mich vor dem Mann so auserlesen,
Der ehemals so groß und reich gewesen.

(Sie singt nach einer dritten Weise.)

Nicht wahr, um Deinem Herren zu gefallen,
Bebauest Du die Felder zu Lojang!
Ich ziehe Menschen zu bemalten Hallen,
Mit der Guitarr' begleitend den Gesang.
Du lebst vergessen in dem Dorfe allein,
Weil ich behaglich sitz' am reichen Mahl,
Und schlürf' der Mandel duftenden Wein,

---

in dem Drama: „Das wiedergefundene Kleid" überschrieben. Solche verunglückte Arme erhalten eine Art Bettlerpatent.

Im glänzenden Jadesaal. *)
Du ahm' nur nach dem großen Himmelshirten,
Der wandert auf und ab im weiten Raum;
Schnell wirst mit Peitsch und Stachel Dich umgürten,
Und schütteln ab die Blüth' vom Pfirsichbaum. **)
(Sie spricht.)

Bruder, wenn Du mich nach Honanfu begleiten willst, so verspricht Dir die Sängerin, Dich bis in's höchste Alter zu ernähren. Wie gefällt Dir das?

Lijenho. Ja, ja ja. Ich entsage meinem Geschäfte und folge Dir für immer.

Tschangsanku. In diesem Falle kehre zu Deinem Herrn zurück und verabschiede Dich.

Lijenho (geht zum Meierhof). Herr, ich habe eine Verwandte gefunden, und kehre mit ihr zur Familie zurück. Hier übergebe ich Euch die mir anvertrauten Rinder und Schafe; es fehlt kein einziges Stück.

Tschangsanku (zu Lijenho). Jetzt kommt und folget mir.

(Sie singt nach der Weise Nisu.)
Sieh! das Schicksal hieß uns finden,
Wie den Prinzen und die Amme;
Dieses Himmelshaus muß schwinden,
Von der Kraft der lichten Flamme.
Sehnsucht ist beiden gestillt,
Steinbock und der Leier;
Alle Wünsche sind erfüllt,
Hier sind Braut und Freier.
Mit Lieouschin
Zieht Tschangsanku hin,
Die gemeine Sängerin wird eilen,
Zu den Inseln, wo die Götter weilen!
(Sie gehen zusammen ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Gastwirth.
(Er spricht zuerst einige Verse.)

Der Wirth. Ich bin der Wirth dieses Gasthofes. In meinem Hause kehren die Beamten ein. — Ich will doch an die Thür gehen und sehen, ob keine Reisende kommen.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth und Tschunlang.

Tschunlang (in seiner Amtskleidung hereintretend, von mehreren Personen seines Gefolges umgeben). Ich bin Litschunlang. Mein Pflegevater ist gestorben, und ich habe ihn begraben. Seit dieser Zeit ziehe ich unaufhörlich herum, in der Hoffnung, die Schurken einzufangen, welche meinen Vater all' seiner Habe beraubt haben. Bald werde ich in Honanfu sein. — He, Du Knecht, nimm mein Pferd! Wirth, hast Du ein hübsches und bequemes Zimmer? Ich wünsche die Nacht bei Dir zuzubringen.

Der Wirth. Ja, ja ja! Ich habe ein sehr schönes Gemach, wo Eure Excellenz gut ruhen können.

Tschunlang. Gibt es hier keine Musikanten? Ich meine Leute muntern, lustigen Sinnes, in deren Nähe Vergnügen und Heiterkeit wohnen. Lade sie zu mir ein, ich werde sie gut bezahlen.

Der Wirth. Wir haben hier keine Musikanten. Nur ein Bruder und eine Schwester leben hier, welche das Sängergewerbe betreiben. Wenn Eure Excellenz es wünschen, so will ich sie kommen lassen.

Tschunlang. Wenn sie nur eine Sängerin ist; dann ist es schon recht, laß sie kommen!

Der Wirth. Ich gehorche, ich werde fortgehen und die Sängerin holen. Sie wohnt in der Nähe. (Er geht ab.)

Tschangsanku und Lijenho treten auf.

Tschangsanku. Bruder, es ruft uns Jemand.

Der Wirth. Es ist eine fremde hohe Person im Wirthshause, welche Euch singen hören will. Ihr sollt gut bezahlt werden.

Lijenho. Sanku, so laß uns hingehen.
(Sanku singt zwei Arien.)

Der Wirth. Ich melde Eurer Excellenz, daß die Sänger angekommen sind.

Tschunlang. Laß sie hereinkommen!

Der Wirth. Kommt herein!

Vierter Auftritt.

(Lijenho und Tschangsanku treten herein.)

Tschunlang (wendet sich an die Sänger). Ihr seid also Bruder und Schwester. — Bleibt nur am Eingange der Thür, wenn ich Euch rufe, dann sollt Ihr hereinkommen.

Tschangsanku. Wir gehorchen. (Sie gehen hinaus.)

Tschunlang. Wirth, Du hast wohl Reis, Thee und sonst was. Laß zum Essen auftragen.

Der Wirth. Ja, das versteht sich, das versteht sich. (Er bringt eine Schüssel mit Fleisch.) Herr, hier ist Braten. Ich bitte, daß sich Eure Excellenz bedienen.

Tschunlang (das Fleisch schneidend). Während ich dieses Fleisch schneide, und hier in Freuden und Ueberfluß lebe, kann ich mich nicht enthalten, an meinen Vater Lijenho und an meine Amme Tschangsanku zu denken. Sie kommen mir nicht aus dem Sinn. Muß ich nicht das größte Herzleid fühlen? Wahrlich, ich habe weder Kraft noch Lust zum Essen.

Lijenho (niest vor der Thür). Es spricht Jemand von mir.

Tschunlang. Wirth, laß die Beiden kommen!
(Der Wirth ruft Lijenho und Tschangsanku.)

Tschunlang. Nehmet diese Schüssel mit Fleisch, und wenn Ihr gegessen habt, dann kommt und leistet mir Gesellschaft.

Tschangsanku (nimmt die Schüssel). Ich danke Eurer Gnaden.

Lijenho. Schwester, wir wollen nicht gleich speisen, sondern das Fleisch aufbewahren, um es zu Hause zu essen.

Tschunlang. Ich habe das Gericht berührt und mir die Hand schmutzig gemacht. (Er nimmt ein Papier und wischt sich die Finger ab.) Sänger, nimm das Papier und werf' es hinaus!
(Lijenho nimmt das Papier.)

Lijenho. Wie ich aus der Thür herausging, so bemerkte ich, daß Schriftzeichen auf dem

*) Die Chinesen brauchen das Wort Ju oder Jade, um Alles, was schön, kostbar oder selten ist, zu bezeichnen. Ju hat in ihrer Sprache dieselbe Bedeutung, wie bei uns göttlich, himmlisch.

**) Mythologische Anspielungen.

kann es nicht leugnen, daß die vier von Barye gelieferten Gruppen über dieses ganze Statuenvolk einen fürchterlich verdunkelnden Schatten werfen, und daß sie fortfahren würden, diesen fürchterlichen Schatten zu werfen, selbst wenn dieses Statuenvolk um ein Bedeutendes weniger mittelmäßig wäre, als es wirklich ist. Ja, selbst diejenigen, die immer zugegeben haben, daß der Barye der größte Thierbildhauer Frankreichs sei, müssen überrascht vor diesen vier Gruppen stehen bleiben und gestehen, daß er hier ebenso große, menschliche Ideale geliefert, wie er ehemals Ideale von Löwen, Tigern, Stieren, Ebern dargestellt hat und daß diese vier Männer mit den vier Kindern, obwohl Theile allegorischer Darstellungen, alle übrigen, Menschen der Geschichte mit wahrhaftigen Physiognomien darstellende Statuen in Allem was Natur, Charakter, Individualität betrifft, weit hinter sich zurücklassen. Es konnte dem verkannten oder mit Perfidie theilweise anerkannten Barye nichts Angenehmeres widerfahren, als diese Ausstellung der Leistungsfähigkeit seiner Collegen — die, in seiner Nachbarschaft, eine Bloßstellung und für ihn ein perpetuirlicher Triumph geworden ist. Der Louvre ist ihm das geworden, was Rude durch seine „Marseillaise“ und die benachbarten von den andern Bildhauern herrührenden Sculpturen der Arc de l'étoile geworden — der steinerne Beweis seines Rechtes auf die Hegemonie seiner Zeitgenossen.

Der Triumphator ist heute, am Tage seines endlichen und allgemeinen Triumphes einundsechzig Jahre alt. Späte Anerkennung ist das moderne Schicksal großer Talente und es mußte Barye treffen, eben weil er so wenig von einem modernen Künstler hat, sowohl in seinem Talent, wie in seinem Charakter. Er gehört mit seinem ganzen Wesen dem sechzehnten Jahrhundert und in die Familie der Brunelleschi, Leonardo, Michel Angelo, Benvenuto, Dürer — in die Classe jener Künstler, die nicht Architekten, Maler, Bildhauer, Goldschmiede von Profession, sondern Künstler, Künstler in der weitesten Bedeutung gewesen — die ihren schönen Gedanken nicht bloß in einer eingelernten, sondern in jeder ihren Gedanken angemessenen Form zu geben verstanden — als Statue, als Gemälde, als Palast, als Gedicht. Sie hatten nicht Eine Kunst erlernt, sondern die Kunst, die Eins und einzig ist in der verschiedensten Form. Sie haben ihre Laufbahn auf dem Einen Felde angefangen, auf dem andern fortgesetzt, auf dem dritten beschlossen. Bei diesem Bildhauer wurde eine Freske, bei jenem Maler eine Reiterstatue, bei jenem Bildhauer oder Maler der Bau eines Tempels oder einer Festung bestellt und jeder Künstler kannte oder erfand sich mit Leichtigkeit, was er auf dem neuen Felde an Technik, an Mitteln der äußeren Ausführung bedurfte und es sammelte sich in Köpfen wie Leonardo, Michel Angelo, Cellini, Dürer eine Masse von Erfahrungen, die einer Bücherssammlung über Gegenstände der scheinbar verschiedensten Art gleich kam. Müssen wir dieser Menschen, die man universell nennt, weil sie nur einheitlich waren, nicht gedenken, wenn wir von Barye sprechen? — von Barye, dem großen Bildhauer der Menschen und Thiere, dem merkwürdigen Landschaftsmaler, dem größten Goldschmied unsrer Zeit, dem geschicktesten Erzgießer, dem Manne, der schon in früher Jugend für Napoleon die verschiedensten Befestigungsplane modellirt hat und der, weil er eine besondere Vorliebe für Thierbildung hatte, die Anatomie und Physiologie der Thiere so gründlich studirte, daß er ein großer Veterinär und letzte Zuflucht der Directoren des Jardin des plantes geworden.

Antoine Louis Barye ist am 3. Vendémiäre des IV. Jahres der Republik (September 1796) zu Paris geboren. Seine Eltern waren zu arm, um ihm irgend eine Erziehung geben zu können; er wuchs wild auf, beklekste mit Kohle die Mauern der Nachbarn und die Papierfetzen, die ihm der Wind entgegentrug. In seinem vierzehnten Jahre gezwungen, ein nährendes Handwerk zu erlernen, wählte er eines, das seinen schlummernden Instinkten am meisten zusagte, und trat als Lehrling in die Werkstatt des Graveurs Fourier. Hier arbeitete er zuerst an den Bunsen und Stempeln, die zur Verfertigung aller Metalltheile an der Uniform dienten; als da sind Blechgürtel, Helme, Adler, Kreuze der Ehrenlegion ꝛc. Von Zeit zu Zeit wurden dem talentvollen Fourier auch Arbeiten höherer Art anvertraut und er trieb für den Hofgoldschmied Biennais die Basreliefs aus, welche die von Napoleon für verschiedene Souveräne bestimmten Dosen schmückten. Bald wurde der Lehrling Barye vorzugsweise bei diesen höheren Arbeiten beschäftigt und eines der ersten Basreliefs, das er in Gold und zur größten Genugthuung des Meisters heraustrieb, stellte die Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander dar. Kurz darauf wurde er von eben diesem Napoleon gezwungen, die friedliche Werkstatt zu verlassen und in dieselbe Armee zu treten, welche gegen denselben Alexander einexercirt wurde. Es war die Zeit, da der Despot die letzten Reihen der gelichteten Jugend den schrecklichsten Schlachtfeldern entgegenführte und seine Conscription die blutige Hand selbst über das Haupt bartloser, kaum der Schule entronnener Knaben ausstreckte.

Lijenho (der ihn erkennt mit einem tiefen Seufzer). O mein Sohn, wenn ich dies Alles überdenke, so glaube ich, die Freude bringt mich um! Wie konnte ich ahnen, daß Du durch Dein Verdienst zu solchem Glück, zu solchen Ehren gelangen werdest?

Tschunlang. Mein Vater, Euer Sohn hat die Befehlshaberstelle über tausend Familien geerbt. Wer hätte jemals ein so außerordentliches Wiederfinden nur ahnen können? Ich stelle jetzt als Beamter in der ganzen Welt Nachforschungen an, ich muß durchaus diesen ehebrecherischen Liebhaber und dieses liederliche Weibsbild auffinden, um Rache an ihnen zu nehmen. Vater, das ist das Vorhaben Eures Sohnes.

Sechster Auftritt.

Dieselben, dann Tschangjungo und Weipangjen, die von Gerichtsdienern herbeigeführt werden.

Ein Gerichtsdiener. Wir kommen, Eurer Excellenz in Demuth zu melden, daß diese zwei Personen aus einem Regierungsgebäude eine Summe von mehr als hundert Unzen Silber gestohlen haben. Wir Gerichtsdiener haben sie schon verhört und ihre Aussagen miteinander verglichen. Wir wissen nur nicht genau die Zahl der Schläge anzugeben, die ihnen gebührt. Aus diesem Grunde bringen wir die Verbrecher hieher, damit Eure Excellenz sie nach den Gesetzen bestrafe. Wir erwarten Dero Entscheidung.

Tschunlang. Auf die braucht Ihr nicht lange zu warten. In der ersten Abtheilung des Strafgesetzbuches heißt es: „Wenn der Werth eines aus einem Regierungsgebäude entwendeten Gegenstandes fünfzig Unzen Silber übersteigt, so sollen die Schuldigen gehenkt werden."

Lijenho. Hm, ist das nicht der falsche Schiffer, der mich in den Fluß Loho geworfen hat?

Tschangsanku (Zauberkreise um sich ziehend). Ist das nicht Tschangjungo, diese schändliche Dirne?

Weipangjen. Gespenster! Gespenster! Großer und erhabner Laokiun,*) eile mir, Deinem Diener, zu Hülfe! zu Hülfe!

(Die Gerichtsdiener sprechen untereinander.)

Tschangjungo. Ich glaube, diese Männer haben uns in den Tempel des Gottes eingeführt, welcher auf dem Berge des Ostens**) thront. Von allen Seiten umgeben uns die aufgeschreckten Seelen.

Tschunlang. Der ehebrecherische Liebhaber und die schändliche Dirne stehen also vor mir! Soldaten, ergreift sie alsbald, bindet sie zusammen! Ich will sie mit meiner eignen Hand ermorden; den Manen der Mutter will ich dieses Racheopfer bringen!

Weipangjen (zur Seite). Und ist dies wirklich Litschunlang; ist dies wirklich Tschangsanku? Wie bedaure ich es heute, daß ich damals die Amme und das Kind nicht erdrosselt habe. (Er wirft sich zur Erde nieder.) Excellenz, haben Sie Mitleid mit mir! Verzeihen Sie, beachten Sie mein altes Haupt! Zur Zeit, als ich alle diese Verbrechen beging, war ich jung und ohne Erfahrung! Nun, da ich alt bin, beobachte ich strenge Fasten und versäume keinen Tag, Buddha anzurufen. Weit entfernt, jetzt einen Menschen tödten zu wollen, würde ich es nicht wagen, auch nur eine Mücke umzubringen. Es ist wahr, ich wollte Ihrem Vater das Leben nehmen; glücklicher Weise lebt er aber noch. Haben Sie doch mit einem armen Greise Mitleiden und schenken Sie ihm die Freiheit!

Tschangjungo. Bettler, der Du bist! Warum um Gnade flehen! Wie wir die Augen zusammen offen hatten, so wollen wir sie auch zusammen schließen, zusammen sterben. Im Leben theilten wir dasselbe Lager; einmal todt, werden unsre Leichname auch in demselben Grabe beisammen ruhen. Wenn wir da unten an der gelben Quelle auf ewig als Gatte und Gattin vereint sein werden, wie glücklich werden wir uns fühlen!

Tschunlang (ersticht Weipangjen und Tschangjungo, welche dann weggetragen werden).

Tschangsanku. (Sie singt.)

Es steigt herab die himmlische Gerechtigkeit
Vor unsern ird'schen Blicken,
Um der Gebieterin in jener Ewigkeit
Die Rache nachzuschicken.

Lijenho. Ja, der Himmel wollte, daß heute Beide die Rache trifft, welche Beide darauf ausgingen, Deinen Vater zu ermorden. Wir wollen deshalb ein Schaf schlachten, Trankopfer darbringen und ein großes Fest bereiten. Sohn, Du bist doch hiemit einverstanden?

(Ende des vierten und letzten Aufzugs.)

*) Der Stifter der Religion der Taosse.

**) Im Osten ist das Paradies der Taosse.

Barye.

Von Moritz Hartmann.

M. Barye is assuredly one of the greatest artists that France possesses; one of those also who have been the most roughly tried in the course of a life fertile in masterpieces of a deep and enduring character.

Bayle St. John.

Mehr als eine persönliche Genugthuung, eine große uninteressirte, reine Freude gewährt jeder neue Beweis, jede noch so kleine Bestätigung, daß man sich in dem Manne, den man trotz aller Verkennung seit Jahren verehrt, nicht geirrt habe. Diese Freude empfinden alle diejenigen, die Barye seit lange für einen der größten, und seit Rude's Tode für den größten Bildhauer Frankreichs halten, so oft sie an dem neuen, nunmehr aller Gerüste entledigten Louvre vorübergehen. Da wimmelt in Nischen und auf Galerien ein ganzes Volk von Statuen, das aus sämmtlichen berühmten und unberühmten Werkstätten hervorgegangen ist, da die Regierung an diesem eben so wohl politischen als nationalen Werke so viele Geister und Hände als nur möglich wollte Theil nehmen lassen, und siehe da, der stumpfsinnigste Beschauer dieser unzähligen Bildwerke, wie der parteiischste

kann es nicht leugnen, daß die vier von Barye gelieferten Gruppen über dieses ganze Statuenvolk einen fürchterlich verdunkelnden Schatten werfen, und daß sie fortfahren würden, diesen fürchterlichen Schatten zu werfen, selbst wenn dieses Statuenvolk um ein Bedeutendes weniger mittelmäßig wäre, als es wirklich ist. Ja, selbst diejenigen, die immer zugegeben haben, daß der Barye der größte Thierbildhauer Frankreichs sei, müssen überrascht vor diesen vier Gruppen stehen bleiben und gestehen, daß er hier ebenso große, menschliche Ideale geliefert, wie er ehemals Ideale von Löwen, Tigern, Stieren, Ebern dargestellt hat und daß diese vier Männer mit den vier Kindern, obwohl Theile allegorischer Darstellungen, alle übrigen, Menschen der Geschichte mit wahrhaftigen Physiognomien darstellende Statuen in Allem was Natur, Charakter, Individualität betrifft, weit hinter sich zurücklassen. Es konnte dem verkannten oder mit Perfidie theilweise anerkannten Barye nichts Angenehmeres widerfahren, als diese Ausstellung der Leistungsfähigkeit seiner Collegen — die, in seiner Nachbarschaft, eine Bloßstellung und für ihn ein perpetuirlicher Triumph geworden ist. Der Louvre ist ihm das geworden, was Rude durch seine „Marseillaise“ und die benachbarten von den andern Bildhauern herrührenden Sculpturen der Arc de l'étoile geworden — der steinerne Beweis seines Rechtes auf die Hegemonie seiner Zeitgenossen.

Der Triumphator ist heute, am Tage seines endlichen und allgemeinen Triumphes einundsechzig Jahre alt. Späte Anerkennung ist das moderne Schicksal großer Talente und es mußte Barye treffen, eben weil er so wenig von einem modernen Künstler hat, sowohl in seinem Talent, wie in seinem Charakter. Er gehört mit seinem ganzen Wesen dem sechzehnten Jahrhundert und in die Familie der Brunelleschi, Leonardo, Michel Angelo, Benvenuto, Dürer — in die Classe jener Künstler, die nicht Architekten, Maler, Bildhauer, Goldschmiede von Profession, sondern Künstler, Künstler in der weitesten Bedeutung gewesen — die ihren schönen Gedanken nicht bloß in einer eingelernten, sondern in jeder ihren Gedanken angemessenen Form zu geben verstanden — als Statue, als Gemälde, als Palast, als Gedicht. Sie hatten nicht Eine Kunst erlernt, sondern die Kunst, die Eins und einzig ist in der verschiedensten Form. Sie haben ihre Laufbahn auf dem Einen Felde angefangen, auf dem andern fortgesetzt, auf dem dritten beschlossen. Bei diesem Bildhauer wurde eine Freske, bei jenem Maler eine Reiterstatue, bei jenem Bildhauer oder Maler der Bau eines Tempels oder einer Festung bestellt und jeder Künstler kannte oder erfand sich mit Leichtigkeit, was er auf dem neuen Felde an Technik, an Mitteln der äußeren Ausführung bedurfte und es sammelte sich in Köpfen wie Leonardo, Michel Angelo, Cellini, Dürer eine Masse von Erfahrungen, die einer Büchersammlung über Gegenstände der scheinbar verschiedensten Art gleich kam. Müssen wir dieser Menschen, die man universell nennt, weil sie nur einheitlich waren, nicht gedenken, wenn wir von Barye sprechen? — von Barye, dem großen Bildhauer der Menschen und Thiere, dem merkwürdigen Landschaftsmaler, dem größten Goldschmied unsrer Zeit, dem geschicktesten Erzgießer, dem Manne, der schon in früher Jugend für Napoleon die verschiedensten Befestigungspläne modellirt hat und der, weil er eine besondere Vorliebe für Thierbildung hatte, die Anatomie und Physiologie der Thiere so gründlich studirte, daß er ein großer Veterinär und letzte Zuflucht der Directoren des Jardin des plantes geworden.

Antoine Louis Barye ist am 3. Vendémiäre des IV. Jahres der Republik (September 1796) zu Paris geboren. Seine Eltern waren zu arm, um ihm irgend eine Erziehung geben zu können; er wuchs wild auf, beklekste mit Kohle die Mauern der Nachbarn und die Papierfetzen, die ihm der Wind entgegentrug. In seinem vierzehnten Jahre gezwungen, ein nährendes Handwerk zu erlernen, wählte er eines, das seinen schlummernden Instinkten am meisten zusagte, und trat als Lehrling in die Werkstatt des Graveurs Fourier. Hier arbeitete er zuerst an den Bunsen und Stempeln, die zur Verfertigung aller Metalltheile an der Uniform dienten; als da sind Blechgürtel, Helme, Adler, Kreuze der Ehrenlegion ꝛc. Von Zeit zu Zeit wurden dem talentvollen Fourier auch Arbeiten höherer Art anvertraut und er trieb für den Hofgoldschmied Biennais die Basreliefs aus, welche die von Napoleon für verschiedene Souveräne bestimmten Dosen schmückten. Bald wurde der Lehrling Barye vorzugsweise bei diesen höheren Arbeiten beschäftigt und eines der ersten Basreliefs, das er in Gold und zur größten Genugthuung des Meisters heraustrieb, stellte die Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander dar. Kurz darauf wurde er von eben diesem Napoleon gezwungen, die friedliche Werkstatt zu verlassen und in dieselbe Armee zu treten, welche gegen denselben Alexander einexercirt wurde. Es war die Zeit, da der Despot die letzten Reihen der gelichteten Jugend den schrecklichsten Schlachtfeldern entgegenführte und seine Conscription die blutige Hand selbst über das Haupt bartloser, kaum der Schule entronnener Knaben ausstreckte.

Zum Glück verstand man es in der Napoleonischen Armee, jeden, auch den letzten Mann auf den ihm zukommenden Platz zu stellen und hatten die Officiere ihrem großen Feldherrn die große Kunst abgesehen, wie jedes einzelne Talent am erfolgreichsten zu benutzen war. Barye wurde in die topographische Brigade des Geniecorps gesteckt und er modellirte die Reliefs der verschiedensten Gegenden und Städte. Die Reliefs von Cherburg, Coblenz, vom Berge Cenis werden noch heute als Mustermodelle in den Kriegsarchiven aufbewahrt. Mit siebzehn Jahren wird er als höchst brauchbarer, vollendeter Topograph dem 2. Bataillon der Sapeurs du genie zugetheilt und modellirt er für den geschlagenen und fliehenden Kaiser während der Flucht und so zu sagen im Fluge viele Festungen und wichtige strategische Punkte, die man verlassen muß, für den möglichen Fall einer einstigen Wiederkehr. Während die Weltgeschichte ihre Scene auf den Feldern um Paris aufgeschlagen — März 1814 — befindet er sich eines Tages allein auf einer Mission in der Gegend von Montrouge, um das umliegende Terrain geheim aufzunehmen. In die Caserne zurückgekehrt, erfährt er, daß sich die Armee an die Loire zurückgezogen. Es ist ihm unmöglich, ihr zu folgen und seine Dienstzeit hört so mit dem Napoleonischen Regiment von selber auf.

Um sich zu nähren, fängt er wieder zu ciseliren an; um sich zu bilden, beschäftigt er sich in den abendlichen Mußestunden mit Zeichnen und Modelliren. Bald hat er es in Beiden so weit gebracht, um im Jahre 1816 von dem Bildhauer Bosio und im Jahre 1817 von dem berühmten Maler Gros mit großem Vergnügen als Schüler aufgenommen zu werden. Schon im nächsten Jahre tritt er in die Ecole des beaux - arts und gewinnt sofort als Graveur in Medaillen eine mention honorable; aber sein Basrelief, Milon von Kroton mit dem Löwen darstellend, das er bei der Bewerbung um den ersten Preis in der Sculptur geliefert, wird nicht berücksichtigt. Es zeichnete sich zu sehr durch Lebhaftigkeit, Originalität und Unabhängigkeit von allem Hergebrachten aus, also durch drei Eigenschaften, welche mehr geeignet sind das Mißtrauen und Uebelwollen als die Anerkennung der Akademie einem jungen Künstler zuzuwenden. Aehnlich erging es ihm bei den Preisbewerbungen der zwei folgenden Jahre, da er immer mit dem zweiten Preise heimgeschickt worden, während der erste mittelmäßigen aber schulgerechten Talenten wie Jacquot und Lemaire zuerkannt wurde. Barye sah ein, daß man auf die Worte der Meister schwören, jede inwohnende Schöpferkraft unterdrücken und nur todtgeborne Kinder liefern müsse, wenn man sich der Preise der Akademie erfreuen wolle. Zu dieser Selbstverleugnung konnte er sich des momentanen Ruhmes und der Vortheile wegen, die ein erster Preis mit sich brachte, nicht entschließen und er verließ jenen Kampfplatz, auf dem der Schwächere siegt, für immer — jenen Kampfplatz, von dem man mit Recht sagte, daß man ihn nur mit gebundenen Händen und Füßen betreten müsse, wenn man ihn als Sieger verlassen will.

Den Vortheilen, welche die Akademie bieten konnte, entsagend, dachte Barye daran, für einen bescheidenen Broterwerb zu sorgen und er bemühte sich um eine Stelle als Graveur an der Münze. Aber auch diese Stellen werden nur an Protegirte der Akademie und der Regierung vergeben. Mit der Akademie hatte Barye gebrochen und die Regierung war die Regierung Karl's X., um deren Gunst sich ein offener, grader, unabhängiger Charakter nicht so bemühen konnte, wie es verlangt war.

Auf Broterwerb ausgehend, gelang ihm dieser ganz und gar so, wie er einer naiven, aller gemein praktischen Speculation fremden Künstlerseele gelingen mußte: er erwarb mit Mühe und Noth just das Stück Brot, das er zu kümmerlicher Nahrung bedurfte, während seine Arbeit einem Andern Ruhm und Reichthum einbrachte. Er hatte das Schicksal aller echten aber unbekannten Künstler; er wurde ausgebeutet. Herr Fauconier, Goldschmied und Juwelier erfreute sich damals neben der allmächtigen Protection der Herzogin von Berry und des ganzen Hofes eines Rufes, wie er heute Herrn Paul Meurice auszeichnet, und doch hatte Herr Fauconier kein anderes Talent, als dasjenige, welches die Mittelmäßigkeit fast immer und ausschließlich, zum Schaden der wirklichen Künstler besitzt — das Talent, Andere zu benutzen und auszubeuten. Ein gewisses, vielstöckiges Haus im Faubourg St. Germain, fern seiner bekannten Werkstatt wie seinem Laden, könnte das Geheimniß Herrn Fauconier's verrathen und erzählen, wie man ein berühmter Goldschmied und Millionär wird. In den versteckteſten Winkeln dieses Hauses, im Keller wie in den Dachstuben, getrennt von einander wie in Zellengefängnissen, saßen die jungen brotlosen Künstler, die Herr Fauconier mit der Spürkraft eines Jagdhundes in den Wildnissen von Paris aufzutreiben verstand, und verschwendeten den Reichthum jugendlicher Phantasie an Modelle, welche die Bewunderung des Hofs und der ganzen Welt erregten und dem ausbeutenden Speculanten den Ruf eines modernen Benvenuto Cellini verschafften. Unter diesen weißen Sclaven verbrachte Barye schöne, lange Jahre, zufrieden

Brot für sich und seine Familie zu schmieden und Material in Händen zu haben, an dem er seine künstlerische Schöpfungskraft üben konnte.

Aber à quelque chose malheur est bon, wenigstens ist das bei kräftigen, empfänglichen und schöpferischen Geistern immer wahr; ihnen wird jede Lage, jedes noch so traurige Verhältniß zur Schule. Barye machte im Verstecke des Herrn Fauconier und unter der Fuchtel seiner gierigen Anforderungen mehr als einen Cursus durch. Die tausendfache Verschiedenheit der Schmuckfachen und Breloques zwang ihn, alle Formen aus Pflanzen-, Thier- und Menschenreich zu studiren und er that es zum Behufe eines kleinen Breloques, das vielleicht den fetten Bauch eines Finanziers schmücken sollte, mit derselben Gewissenhaftigkeit, als sollte seine Arbeit irgend einen öffentlichen Platz der Weltstadt verherrlichen. Einer kleinen Goldschmiedarbeit wegen durchmusterte er die ungeheuren Sammlungen des Louvre, das Hôtel Cluny, lief er von Bibliothek zu Bibliothek, in den Jardin des plantes, oder meilenweit in's Land hinaus, um nach der Natur zu zeichnen. Dabei wurde er Goldschmied im Sinne der Ghibertis und lernte aus eigner Erfahrung und Beobachtung, wie die verschiedenen Metalle verschieden zu behandeln sind und die mannigfaltige Art des Gusses, Graviren und Treibens. So bildete sich in dem armen Arbeiter der Goldschmied, Graveur, Erzgießer, Zeichner, Maler, Naturforscher und Bildhauer zu gleicher Zeit aus; als letzterer trat er, als Herr Fauconier glücklicherweise gestorben war, in der Ausstellung des Jahres 1827 mit mehreren Büsten auf, die aber nicht geeignet waren, die Aufmerksamkeit des Publicums auf den Unbekannten zu lenken, obwohl man sie jetzt als Meisterwerke der Individualisirung und des Ausdruckes bewundert.

Wieder genöthigt, um das tägliche Brot zu arbeiten, fing er jene unendliche Reihe kleiner Meisterwerke zu schaffen an, die, obwohl auf industrielle Weise vervielfältigt und bestimmt als Schmuck der Uhren und Kamine, als Briefbeschwerer und Dintenfässer zu dienen, darum nicht minder zum Schönsten gehören, was die vereinte Kraft von Kunst und Industrie in unsrer Zeit hervorgebracht, zum Besten überhaupt, was die letzten Jahrhunderte in dieser Art geschaffen haben. Ich fürchte nicht, daß mich der Leser der Uebertreibung zeihen wird, wenn er meiner Einladung folgt und das Magazin der Barye'schen Bronzen (Rue saint Anastase, 10. Marais) besucht und da die vielen Einzelstatuen und Gruppen — ein alter Katalog, der vor mir liegt, zählt 113 auf — meist Thierstücke, mit Kennerauge betrachtet, oder wenn er den langen Weg scheuend, in das Magazin, besser gesagt, Museum Barbedienne's, auf dem Boulevard Poissonnière tritt und daselbst den Tiger Barye's zu Gesicht bekommt. Jede dieser kleinen Bronzen, groß ausgeführt, in Stein gehauen oder in Erz gegossen, wäre geeignet, Paläste, Hallen, Gärten, Parks, Brunnen, öffentliche Plätze auf's Großartigste und Schönste auszuschmücken. In der kleinen Form und großen Anzahl, in der sie bestehen, werden sie der Nachwelt einen falschen Begriff von unserm Geschmacke beibringen. Wie mögen sie die Kunst geliebt haben, werden unsre Nachkommen, ungefähr wie wir von den Einwohnern Pompeji's sagen, da sie sich überall mit diesen herrlichen Meisterwerken umgeben haben. Im Gegentheil klagen uns diese kleinen Meisterwerke an, daß wir sie in ihrer Kleinheit belassen, da sie uns vor Allem als Modelle großer Monumente anmuthen und wie wenige der Käufer, die sie nach Hause tragen, wissen, was sie auf Cheminé, Uhren, Schreibtisch aufstellen; wie viele achten sie gering, weil sie nur 5, 10 oder 20 Francs für ein Kunstwerk bezahlt haben!

Künstler und Kenner wußten sehr wohl, was sie an diesem Industriellen besaßen. Vom Maler Diaz z. B. ist es mir bekannt, daß er sich auch nicht die kleinste aus den Gießereien Barye's hervorgegangene Bronze entgehen ließ und sich ein förmliches Museum einrichtete, das er benutzt, um des großen Bildhauers Ruhm zu predigen. Von andern Künstlern hingegen weiß ich, daß sie in Gemälden und Sculpturen die kleinen industriellen Bronzen, als Modelle benutzt, sich aber gehütet haben, etwas zur Anerkennung Barye's beizutragen. Ja diese ganze kleine bronzene Thierwelt wurde sogar mit Erfolg gebraucht, um Barye's Verdienst zu verkleinern. Man ließ ihn gern als Thierbildhauer gelten, um ihm das Talent, Menschen zu gestalten, mit einem Anschein von Gerechtigkeit streitig zu machen. Mit Vergnügen vergaß man seine drei Grazien, die Amazone, Angelica, die Gruppen Minotaurus und Theseus, Centaur und Lapithe, und mit noch größerm Vergnügen die Reiterstatuetten Karl VI., Gaston de Foix, General Bonaparte — obwohl diese Reiterstatuen sich mit dem Besten vergleichen können, was die Renaissance hervorgebracht, obwohl in den Gruppen manche Michel Angelo'sche Ader zu entdecken, obwohl in den drei erstgenannten Werken der unabhängige aber empfängliche Jünger der Antiken nicht zu verkennen ist. Die vier großen Gruppen an den beiden neuen Pavillons des Louvre, „die Ordnung der Friede, der Krieg, die Kraft," sind nun

leider freilich zu öffentlich geworden, als daß man in jenem System der Verkleinerung eines großen Künstlers fortfahren könnte.

Barye hatte es früh erkannt, mit welcher Welt er es zu thun hatte. Mit einer Seele, weiß und fleckenlos wie der edelste Marmor und mit einem Nacken hart wie Porphyr geboren, war er nicht geeignet, mit ehr- und geldgierigen Künstlern Clique zu machen und sich vor Journalisten und Regierenden zu beugen; — so zog er sich denn in eine Einsamkeit zurück, welche auch die Sympathie der begeistertsten Verehrer seines Genies nicht zu durchbrechen im Stande war. Seit achtzehnhundert und dreißig ist er förmlich aus der Welt verschwunden und sein Leben in Künstlerkreisen zu einer wahren Sage geworden. Man begegnet ihm manchmal in den Volkstheatern der Insel St. Louis, manchmal nach der Natur zeichnend in den Wäldern von Fontainebleau. Durch Jahre kannte man die Adresse seines Ateliers nicht und wußte man noch weniger von seinen persönlichen Schicksalen. Man sagt, er sei verheirathet und habe in seinem Familienleben große Schmerzen getragen. Vier reizende Töchter voll Geist und Anmuth sind, der Sage nach, unter seinen Augen dahin gewelkt und es ist ihm nichts von ihnen geblieben, als vier Porträts, die er selber gemalt und die Meisterstücke der Porträtirkunst sein sollen. Aber wer hat sie gesehen? — Ich weiß es nicht. Henri Daumier, der große Zeichner, traf ihn einmal in der Straße und benutzte die Gelegenheit, ihm die Zeichenlehrerstelle an einem Institute anzubieten. Die Verhandlungen dauerten durch Stunden und wurden in den Gassen geführt; an einer Straßenecke mußte Daumier den Bildhauer verlassen, der wieder in seinem Geheimniß verschwand. Das Jahr 1848 rief den bereits grau gewordenen Künstler an's Tageslicht hervor. Die Republik stellte seine zwei herrlichen Löwen, den sitzenden Löwen und den Löwen mit der Schlange im Tuileriengarten auf, jene beiden Meisterwerke, die ich einmal mit Erfolg einem bekannten deutschen Archäologen und Kunstkenner als Antiken vorstellte. (Wenn ich nicht irre, figuriren sie auch als solche in dem Buche dieses Gelehrten.) Ledru Rollin gab ihm eine Stelle im Louvre und eine Thätigkeit begann, welche die intelligenteste Aufstellung der Antiken und allen Museen und Akademien Europas die herrlichsten Abgüsse versprach — aber die Zeiten änderten sich und Barye hat seine Stellung, ich weiß nicht, ob verloren oder aufgegeben. Barye ist eben so wenig gemacht, unter den obwaltenden Umständen, Aemter zu behalten, als sie zu seinem Vortheile auszubeuten, wie folgende kleine Anekdote beweist. Kurze Zeit fungirte er als Thierzeichenlehrer im Jardin des Plantes. Gypsmodelle verschiedener Thiere wurden gebraucht, das Geld sie einzukaufen in die Hand Barye's gelegt und er kaufte die Thiere des Bildhauers Mene, er, der die Thierwelt erschöpft hat und dessen Magazin in der Rue Anastase der edelsten Modelle voll ist, er kaufte die Schöpfungen Mene's, der ihm nicht an's Knie reicht. Daran war nicht sowohl Barye's, des armen Mannes Uneigennützigkeit, als seine Bescheidenheit schuld; es kam ihm sonderbar vor, daß er seine Schöpfungen als Modelle aufstellen sollte. Und doch hat seit den Alten, die der Natur um so viel näher standen und den Gott in ihr begriffen, die armen Geschlechter

Der kinderreichen
Lebendigen Erde,

wohl Niemand die Thierwelt so dargestellt wie Barye. Er gibt nicht Tendenzthiere der Fabel, auch nicht verkleidete Satiriker wie Kaulbach, sondern Thiere, wahre Thiere, in ihrer eigenthümlichsten Eigenthümlichkeit, in ihrer Kraft, Wildheit, Anmuth, List, Treue ꝛc., je nachdem sich der „gebundene Gott" in dem Individuum ausspricht — freilich in jener potenzirten Wahrheit, in jener Idealität, die den Menschen zum Menschen und aus dem Menschen den Künstler macht; mit jener Offenbarung der Kunst, die das Geheimnißvolle zugleich geheimnißvoller und klarer macht. Ueber seinen Gebilden schwebt die Ahnung dessen, was jenseits der Schranken der verschlossenen und uns stummen Natur zu suchen ist. Unwillkürlich denke ich, wie sonderbar das auch dem Leser klingen mag, bei den Thieren Barye's an die Verse Lenau's:

An Blumen freut sich mein Gemüthe
Und ihrem Räthsel lausch' ich gern,
Die uns so nah durch Duft und Blüthe
Und durch ihr Schweigen doch so fern.

Ueber Barye's Persönlichkeit kann ich dem Leser nicht die geringste Mittheilung machen. Ich habe den Geheimnißvollen nie gesehn. Ich wollte nur auf den großen, in Deutschland noch unbekannten Künstler mit einigen Worten aufmerksam machen, ohne den Gegenstand zu erschöpfen; ferner wollte ich, nachdem ich Rude's und Beranger's Charakteristiken geliefert, gerecht sein und zeigen, daß ihrer würdige Charaktere im heutigen Frankreich auch noch unter den Lebenden wandeln — denn das ist es, was man so schwer und so ungern glaubt; am schwersten, wenn man selbst in Paris lebt.

Zweite Abtheilung.

Zweckgesetze und Schönheit in der Natur.

Von Ernst Hallier.

Die Naturwissenschaften sind in neuester Zeit durch ihre lebendige Thätigkeit vielfach auf Principienfragen geführt worden. Zu den wichtigsten dieser Fragen gehört wohl der von Schleiden und Fechner neuerdings ausgefochtene Kampf über die Anwendung von Zweckgesetzen in der Naturforschung. Im Folgenden ist eine möglichst einfache Auseinandersetzung der Sache versucht worden.

Unser ganzes Wissen ist an die Formen unsrer Sinnlichkeit, an Raum und Zeit gebunden. Nur in der Idee erheben wir uns über diese Formen in eine von uns nur geahnte Welt. Aber für die Naturwissenschaft, deren Name schon streng ihre Grenzen bestimmt, hat diese Welt keine Bedeutung, sie bleibt in der Welt des Raumes, in der äußern Natur. Der Raum ist die Form unsers äußern Sinnes. Er ist kein Begriff, sondern eine Anschauung. Nach Abstraction von allem Körperlichen bleibt uns immer noch die Vorstellung vom leeren Raum. Diese Vorstellung ist eine rein anschauliche.

Man kann sich im Weltall einen Körper in der Richtung einer graden Linie von einem bestimmten Punkte aus vorwärts oder rückwärts bewegt denken. Diese Ausdrücke „vorwärts“ und „rückwärts“ sind aber nichts, was sich auf die Bahn des Körpers bezieht, sondern auf bestimmte Gegenden im Raum, zu deren Orientirung der Punkt dient, von wo aus die Bewegung vorwärts oder rückwärts gerechnet wird. Daraus sieht man, daß der Raum auch abgesehen von allen mathematischen Verhältnissen vorhanden ist, daß er eine nothwendige Vorstellung ist.

Aber unsre mathematische Naturanschauung bewegt sich außerdem noch in einer andern Form, der Zeit. Die Möglichkeit der ganzen Arithmetik gründet sich auf das Dasein dieser zweiten Form unsrer Sinnlichkeit. Ohne diese wäre ich niemals im Stande zu zählen, also auch nicht zu rechnen, denn die ganze Rechenkunst beruht auf der Möglichkeit des Zählens. Will ich zum Begriff der Zwei kommen, so muß ich die Eins zweimal nacheinander setzen. Dieses „nach einander“ enthält ein Zeitverhältniß und ein solches wird mir klar bei jeder Operation der Arithmetik, so lange dieselbe noch nicht zu einer gedächtnißmäßigen geworden ist, sondern mit Nachdenken geschieht.

Im Raum nun fasse ich die Dinge nebeneinander als Weltganzes, in der Zeit nacheinander als Weltgeschichte auf. Da beide, Raum und Zeit, nur Formen sind, so habe ich für sie selbst kein absolutes Maß, sondern kann sie nur an den Dingen messen.

Messen heißt im gewöhnlichen Leben: zwei Größen miteinander vergleichen. Beim Raum ergibt sich das sehr leicht. Die Ausdehnung der Körper gibt zugleich den Maßstab für den Raum. Die Ausdehnung eines bestimmten, aber willkürlich anzunehmenden Körpers gibt uns die Einheit, nach der wir gegebene Räume in bestimmte Theile theilen können.

Bei der Zeit ist das anders. Theile der Zeit sind uns niemals zum Vergleich gegeben. Wir haben immer nur die gegenwärtige Zeit. Diese Gegenwart aber ist kein Zeitabschnitt, sondern ein Zeitpunkt, den wir natürlich weder theilen, noch mit irgend etwas vergleichen können. Im nächsten Zeitpunkt

ist aber die Körperwelt schon verändert, es hat Bewegung in ihr stattgefunden. Die Bewegung, oder vielmehr die während der Bewegung von den Körpern zurückgelegten Raumgrößen bieten das einzige Mittel zur Zeitbestimmung. Natürlich muß die auf den Körper wirkende Kraft constant sein.

Während eines Zeitabschnittes gehen nicht nur im äußern Naturleben, sondern auch im Geistesleben Veränderungen vor. Die Zeit ist also Form des innern so gut wie des äußern Sinnes. Daß sie aber so gut wie der Raum nur Form ist, läßt sich wie bei diesem sehr einfach darthun; denn nach aller Abstraction vom Geschichtlichen bleibt uns immer die unerfüllte Zeit zurück. Wäre die Zeit nicht etwas Selbständiges, sondern nur mit den Dingen verbunden, so könnten wir niemals Langeweile haben, denn je weniger geschähe, desto kürzer müßte auch die Zeit sein, die dazu erforderlich wäre und geschähe gar nichts, so wäre gar keine Zeit vorhanden.

Obgleich nun alle geistigen so gut wie die körperlichen Erscheinungen nur in der Form der Zeit beobachtet werden können, so sind wir doch nicht im Stande, die Lehren vom Körper und vom Geist zu einer einzigen Naturwissenschaft zu vereinen, sondern beide Gebiete müssen uns immer als getrennt erscheinen. Nur unser eigner Geist ist uns durch den innern Sinn geöffnet, ihm ähnliche Geister, zum Beispiel die andrer Menschen, beurtheilen wir nach Analogie, über anders organisirte Geister, wie zum Beispiel die der Thiere, können wir nur unvollständige Analogien aufstellen.

So ist denn unsre Naturansicht gespalten in eine geistige und eine körperliche. Beide aber beziehen sich nicht auf zwei verschiedene Welten, sondern sie sind nur verschiedene Anschauungsweisen einer und derselben Welt. Die Erscheinungen des Geistes sind uns zwar in einer Erfahrung des nacheinander Gegebenen mit den Bewegungen in der Körperwelt vereinigt, aber das Subject aller geistigen Thätigkeiten, das eigne Ich entzieht sich gänzlich der mathematischen Betrachtung, denn durch keine Anschauung, sondern nur durch Abstraction kommen wir zu dem Begriff dieses Subjectes. Das reine Ich tritt uns erst bei einer geistigen Thätigkeit vor das Bewußtsein, indem wir im Urtheil, als der reflectirten Erkenntniß, unsre Beziehung zu dieser Erkenntniß mit denken.

Dieses „Ich," von Kant „reine Apperception" genannt, ist eine Form unsers Erkennens überhaupt, über welche wir uns erst in der Idee der Seele erheben.

Daß die Geistesthätigkeiten nicht der Mathematik unterworfen werden können, versteht sich von selbst, denn sie sind ja Qualitäten, also nur nach Graden meßbar, ebenso wie die Qualitäten der äußern Sinneserscheinungen, der Wärme, Farbe u. s. w. Die ganze Körperwelt aber ist den Gesetzen der Mathematik unterworfen und den metaphysischen Gesetzen der Causalität, der Beharrlichkeit der Substanz und der Wechselwirkung. Nach diesen Gesetzen ist uns die Welt des Raumes durchaus erklärbar. Erklären heißt, einen Gegenstand, oder ein Verhältniß aus seinen Principien ableiten, mögen diese Principien nun allgemeine Gesetze oder Begriffe sein. Die Gesammtheit der Erklärungen in einer Wissenschaft, das heißt die Unterordung der Erscheinungen unter allgemeine Principien, nennen wir Theorie. Die Principien für die Erscheinungen in der äußern Natur aber sind erstens die metaphysischen Grundsätze, denn sie sind die Principien des Urtheils überhaupt, zweitens aber die mathematischen Gesetze, denn sie sind die Principien für alles im Raum Gegebene.

Alle Erklärung der Naturerscheinungen muß daher sich auf diese Grundsätze berufen; jede Erklärung aus andern Principien ist entweder falsch oder grundlos. Falsch ist sie, sobald sie obigen Gesetzen widerstreitet; grundlos aber, wenn sie mit ihnen zwar übereinstimmt, aber nur zufällig; denn man kann nicht eine Sache aus Principien erklären wollen, in deren Gebiet sie gar nicht fällt.

Diese Erklärungsweise oder Theorie in den Naturwissenschaften nennen wir Mechanik. Eine Naturwissenschaft wird erst dann zur Wissenschaft im wahren Sinn, wenn wir sie nach den Gesetzen der Mechanik entwickeln können; bis dahin bleibt sie bloße Aufzählung von Thatsachen, oder ein logisches Fachwerk als Erleichterungsmittel für's Gedächtniß.

„Aber," wird man einwenden, „gehört denn die Beurtheilung nach Zwecken in die Mechanik und wird sie nicht gleichwohl in den Naturwissenschaften oft mit glänzendem Erfolg angewendet?"

Die erste Frage muß ich allerdings verneinen, aber was die zweite anlangt, so glaube ich antworten zu müssen: Bei allen den großen Entdeckungen, welche angeblich durch teleologische Betrachtungsweise gemacht sind, hat man der Teleologie zu Gute gerechnet, was eigentlich einer mechanischen Erklärung zukam; man ist teleologisch verfahren und hat glänzende Resultate erzielt, weil diese Betrachtungsweise zufällig einmal dasselbe Resultat gab, wie die mathematische. Doch das wird näher zu erweisen sein: Der Zwecke gibt es zweierlei; Zweck als Mittel und Zweck an sich. Ich nehme zunächst den letzten.

Jedem Menschen kommt von Natur die Idee des Zweckes an sich zu und Jeder ist gezwungen, alle Erscheinungen der Dinge

unter dieser Idee zusammenzufassen. So müssen wir auch den Naturgegenständen einen Werth an sich beilegen, aber wir sind nicht im Stande, diesen Werth in Begriff und Urtheil uns klar zu machen. Die Idee des Werthes an sich kommt bei jedem Dinge zur Anwendung, aber wir ordnen das Ding nur der allgemeinen Idee unter, ohne eine Vorstellung von einem bestimmten Werth desselben zu haben. Diese Anwendung der Idee auf die Erscheinung kann nicht Erkenntniß sein, denn jede Erkenntniß läßt sich auf die Form des Urtheils bringen: sie ist vielmehr ein unbestimmtes Gefühl. Dieses Gefühl vom Zweck der Dinge an sich ist das Gefühl von der Schönheit der Naturgegenstände. Ich komme später darauf zurück.

Hier wird nur soviel klar, daß aus dem Zweck an sich, den wir den Naturgegenständen beilegen, gar nichts erklärt werden kann; denn jede Erklärung fordert ein mittelbares Urtheil, die ästhetische Beurtheilung des Schönen aber findet nur in unmittelbaren Gefühlen statt. Eine solche Erklärung ist auch niemals versucht worden.

Zweck als Mittel nennen wir jeden Zweck, der einem höhern untergeordnet ist, an sich jedoch keinen Werth beansprucht. So ist zum Beispiel der Zweck des Schreiblehrers, dem Schüler das Schreiben beizubringen; diese Fertigkeit im Schreiben ist aber dem Schüler nur Zweck als Mittel, indem sie ihm dient, Andern seine Gedanken mitzutheilen; diese Mittheilung der Gedanken ist wieder Zweck als Mittel zur Veredlung und Bildung seines Geistes und diese wiederum zur Erreichung des ewigen Gutes, welches Zweck an sich ist.

So können wir jedes Ding in der Natur wie einen Zweck als Mittel ansehen. Und in der That verfahren wir im täglichen Leben immer so.

Wir bewundern im Hamster, der Vorräthe für den Winter sammelt, die Zweckmäßigkeit der Natur, welche im Voraus für alle Bedürfnisse ihrer Geschöpfe Sorge trägt; wir sehen, daß wir jedem Muskel des menschlichen Körpers einen besondern Zweck beilegen können, den die Natur bei seiner Bildung im Auge hatte. Da hätten wir ja die teleologische Naturbetrachtung. Allerdings, aber gleichwohl sind wir nicht im Stande, die allergeringste Erscheinung teleologisch zu erklären. Könnten wir nach Zwecken erklären, so müßten wir natürlich diese Zwecke kennen und müßten von dem Augenblick an im Stande sein, alle Naturerscheinungen teleologisch voraus zu bestimmen, das heißt zu prophezeihen. Wer hat uns aber die Zwecke des Urhebers der Welt offenbart? Wie sind wir im Stande, sie zu wissen?

Welch' ungeheure Anmaßung liegt darin, die Gesammtheit der Weltzwecke kennen zu wollen! Wir kennen sie in der That nicht und sind also nicht im Stande, teleologisch zu erklären. A posteriori können wir allerdings den Bau eines Bienenstockes bewundern und seine Zweckmäßigkeit loben: aber würden wir das nicht ebensowohl thun müssen, wenn derselbe irgend eine andre Construction hätte? Die Idee der Zweckmäßigkeit müssen wir ja auf Alles anwenden, also muß uns jede Wirkung in der Natur als Zweck erscheinen, und jede Ursache derselben als Mittel, denn eine bestimmte Wirkung kann nur eine bestimmte Ursache haben; jede andre Ursache hätte eine andre Wirkung gehabt.

So stehen denn teleologische und mechanische Naturbetrachtung parallel nebeneinander; keine hat mit der andern etwas zu schaffen und nur durch die mechanische gelangen wir zur Erklärung der Erscheinungen. Nur soviel steht fest, unsre teleologische Beurtheilung ist streng an unser mathematisches Wissen gebunden und darf nie gegen mechanische Gesetze streiten. Sie kann niemals selbständig auftreten und zum Beispiel nach Zwecken das Zukünftige prophezeihen wollen; denn wir lernen die Naturzwecke erst aus der Natur kennen, nicht umgekehrt.

In der anorganischen Natur wird uns das auch leicht. Wir werden zum Beispiel nicht sagen: Der Blitz hat eingeschlagen, damit das Haus niederbrennen solle; sondern umgekehrt werden wir erklären: Weil der Blitz das Haus traf, so brannte es ab. Allerdings könnten wir hier sagen, es sei nach Bestimmung der Vorsehung das Haus abgebrannt; aber damit erklären wir gar nichts, denn wir kennen die Absicht der Vorsehung nicht, sondern behaupten nur deshalb, das Niederbrennen des Hauses sei ihre Absicht gewesen, weil es wirklich geschehen ist und gegen ihren Willen nichts geschehen kann. Hätten wir aber ihre Absicht vorher gekannt, dann würden wir das Einschlagen des Blitzes prophezeiht haben und hätten eine teleologische Erklärung dafür. Eine solche aber gibt es nicht, somit bleibt uns nur die mechanische, die sich aus der Lehre von der Elektricität ergibt. So leicht das bei Gegenständen der anorganischen Natur einzusehen ist, so schwierig ist es beim Organismus. Wir können uns gar nicht von dem Gedanken losmachen, der Mensch habe Hände bekommen, um bestimmte Verrichtungen zu machen, die Füße zum Gehen u. s. w. Und doch ist es in der That nicht so, sondern: weil er Füße hat, so geht er; weil er Hände hat, kann er bestimmte Fertigkeiten sich aneignen. Am vollendeten Organismus nachzuweisen, wie derselbe aus seiner frühesten Anlage sich nothwendig grade so hervorbilden mußte, wie wir ihn finden,

dazu ist jetzt die Wissenschaft noch nicht im Stande. Wir müssen deshalb auf die erste Anlage für Pflanze und Thier, nämlich auf die Zelle zurückgehen. Zu Kant's Zeiten glaubte man noch, die ganze organische Welt werde durch eine besondre Lebenskraft nach Zweckgesetzen gebildet; aber die Wissenschaft hat gezeigt, daß die einzelne Pflanzenzelle einer solchen Lebenskraft zu ihrem Wachsthum und ihrer Vermehrung nicht bedarf. Die Zelle wird ernährt, indem die durchdringliche Zellenwand durch Endosmose Nahrung von außen in's Innere der Zelle bringt, durch Exosmose abgenutzte Stoffe ausscheidet. So werden die Zellenwände ernährt und die Zellen, theils durch Theilung der Mutterzelle, theils durch freie Zellenbildung in ihrem Innern vermehrt. Wenn wir auch noch nicht im Stande sind, alle physikalischen Kräfte anzugeben, die hierbei in Anwendung kommen, so können wir doch einsehen, daß wir außer diesen physikalischen Kräften einer besondern Lebenskraft zur Erklärung niemals bedürfen werden. Dürfen wir nun bei der einzelnen Zelle der Lebenskraft und der Teleologie keine Stelle einräumen, so dürfen wir das ebensowenig beim ganzen Organismus; denn der ganze complicirte Bau eines Säugethieres mit seinem Knochen- und Bänderapparat, seinem Haut-, Muskel-, Gefäß- und Nervensystem muß sich zuletzt auf die einfache Zelle und die Combinationen ihrer verschiedenen Formen unter verschiedenen Verhältnissen zurückführen lassen, und die Wissenschaft muß es dahin bringen, alle vorhandenen und möglichen Pflanzen- und Thierformen aus der einfachen Zelle und ihrem Verhältniß zur Außenwelt abzuleiten.

Aber ich habe jetzt einem Einwurf zu begegnen, der alles bisher Gesagte umzustoßen scheint: Cuvier und Andre geistreiche Forscher haben angeblich ihre glänzendsten Entdeckungen teleologischen Betrachtungen zu verdanken. Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Es war Cuvier zum Beispiel die schwierige Aufgabe geworden, aus einem noch so unbedeutenden Bruchstück eines fossilen Knochens die ganze Gestalt und Natur des vorweltlichen Thieres, dem dasselbe angehörte, zu bestimmen. Die Lösung dieser Aufgabe scheint unmöglich, und doch ist sie Cuvier und Andern in unzähligen Fällen mit großer Wahrscheinlichkeit geglückt. Um einen deutlichen Begriff von der Methode zu erhalten, durch die Cuvier das erreichte, will ich ihn selbst reden lassen: *)

„Wenn die Eingeweide eines Thieres nur zur Verdauung des Fleisches und zwar des frischen Fleisches organisirt sind, so müssen auch seine Kiefern zum Zerreißen der Beute, seine Klauen zum Festhalten und Zerfetzen, seine Zähne zum Zerschneiden und Theilen eingerichtet sein, das ganze System seiner Bewegungsorgane zum Verfolgen und Einholen, seine Sinnesorgane zur Wahrnehmung in der Ferne geeignet sein; in sein Gehirn muß sogar die Natur den nöthigen Instinct, sich zu verbergen und seinen Schlachtopfern Fallen zu stellen, gelegt haben. Das würden die allgemeinen Bedingungen eines Raubthier-Naturells sein; jedes Thier mit solchem Naturell muß dieselben nothwendig alle in sich vereinigen, denn ohne sie würde seine Art nicht haben existiren können. Aber diesen allgemeinen Bedingungen sind nun noch besondere in Betreff der Größe, der Art und des Aufenthaltes der Beute, auf welche das Thier angewiesen ist, untergeordnet und aus jeder besondern Bedingung gehen specielle Modificationen der, durch die allgemeinen bedingten Gestalten hervor. Wenn der Kiefer ergreifen und festhalten soll, ist wirklich eine bestimmte Form seines Gelenkkopfes nöthig, ein bestimmtes Verhältniß zwischen seiner Lage, dem Widerstande und der Kraft des Stützpunktes, eine bestimmte Größe des Schläfenmuskels, der wiederum den Umfang der Grube, in welcher er sich anheftet und die Convexität des Jochbogens, unter welchem er liegt, bestimmt, und der Jochbogen muß gleichfalls zur Unterstützung des Kaumuskels eine davon abhängige Stärke haben."

„Damit das Thier seine Beute forttragen könne, muß es die ausreichende Kraft in den Muskeln besitzen, welche seinen Kopf aufrecht erhalten, und diese setzen eine bestimmte Form der Wirbel voraus, von denen sie ausgehen, und des Hinterhauptes, an welches sie sich anheften. Zur Verkleinerung des Fleisches müssen die Zähne scharf und schneidend sein je nach dem Grade, in welchem sie mehr oder minder ausschließlich zum Zerreißen des Fleisches bestimmt sind. Ihre Wurzeln müssen um so fester sein, je mehr und stärkere Knochen sie zu zermalmen haben."

Durch solche und ähnliche Raisonnements gelang es Cuvier in den meisten Fällen, aus einem Knochenfragment die Familie, ja oft die Gattung des betreffenden Thieres ausfindig zu machen.

Hatte er einen Zahn, der seiner Form nach einem Raubthier angehörte, so gab er diesem Thier auch Klauen mit scharfen Krallen, um die Beute zu zerreißen. Dabei raisonnirt man unwillkürlich so: Was sollten dem Thier die Zähne nützen, die auf Raub eingerichtet sind, hätte dasselbe nicht auch Krallen gehabt, seine Beute zu zerreißen? Da nichts in der Natur unnütz sein kann, so muß also das Thier

*) Erdumwälzungen. Deutsch von C. G. Giebel. Leipzig 1851.

außer den Zähnen auch Krallen gehabt haben, wie sie einem Raubthier zukommen.

Das wäre ja eine teleologische Erklärung, wenn die Begründung richtig ist. Aber die Begründung ist falsch. Um das deutlich zu machen, gebe ich ein anderes Beispiel:

Gesetzt, man erkennt an einem Zahn, er müsse zu einem Individuum aus der Familie der Wiederkäuer gehören. Die Natur des Zahnes zeigt uns allerdings, daß das Thier von Pflanzen genährt sein müsse, und somit sind die Krallen überflüssig. Aber woraus folgt denn, daß der Fuß grade einen gespaltenen Huf besitzen müsse? Warum überhaupt die Form eines Hufs? Warum nicht Hände oder ungespaltene Hufe? — Und gleichwohl sagen wir mit nicht minderer Sicherheit, als im vorigen Beispiel, daß nach der bloßen Beschaffenheit des Zahnes das betreffende Thier ein Zweihufer gewesen sein müsse. Wir sehen nämlich, abgesehn von allen Zweckgesetzen, daß alle uns bekannten Wiederkäuer zugleich gespaltene Hufen besitzen, und folgern daraus mit philosophischer Wahrscheinlichkeit, auch dieses Thier müsse gespaltene Hufen besessen haben, da es die Zähne eines Wiederkäuers besitze. Das ist aber ein Schluß nach Analogie und da ist gar nicht von Zweckmäßigkeit die Rede, und wir kennen den Zweck der gespaltenen Hufen gar nicht, noch weniger aber seine Beziehung zu diesem bestimmten Zahn des Wiederkäuers. Und können wir nicht eben diesen Schluß nach Analogie auf das erste Beispiel anwenden? Können wir ihn nicht so setzen:

Erste Prämisse: Der gefundene Zahn stimmt mit dem eines Raubthiers überein.

Zweite Prämisse: Die bekannten Raubthiere besitzen alle Krallen an den Zehen.

Schluß: Das vorweltliche Thier, dem dieser Zahn angehörte, besaß Krallen an den Zehen.

Dieser Schluß ist vollkommen bündig und ganz derselbe läßt sich auf alle Beispiele teleologischer Beweisführung anwenden. Wie kommt es nun aber, daß auch das obige teleologische Raisonnement ein richtiges Resultat gab? Das bedarf noch einer Erörterung.

Ich muß zu dem Ende auf eine Sache zurückkommen, deren ich schon weiter oben Erwähnung that, nämlich auf unsre Art, die Natur nach Zwecken zu denken.

Es versteht sich von selbst, daß Niemand die Zwecke des Urhebers der Welt mit derselben kennt. Aber, da wir überzeugt sein müssen, daß nichts gegen den Naturzweck geschieht, daß vielmehr Alles, was geschieht, schon deshab Zweck sein muß, weil es geschieht, so haben wir hierin einen Anhaltepunkt für eine Beurtheilung nach Zwecken. Aber nach der Natur unsers sinnlichen Geistes ist es einleuchtend, daß wir erst dann von einer Wirkung sagen können, sie sei Naturzweck gewesen, wenn sie der Zeit nach vorüber ist, zum Beispiel erst das vollkommen uns bekannte Thier können wir Zweck der Natur nennen, weil wir es so und nicht anders finden, aber wir können nicht voraus bestimmen, was für verschiedene Thier- und Pflanzenformen die Natur sich als Zweck gesetzt habe. Nun stehen wir aber bei der Betrachtung der fossilen Thierreste wirklich vor dem vollendeten Proceß. Wir haben wirklich schon an lebenden Thieren die Zwecke der Natur mit denselben abstrahirt, und sagen, dieselben Zwecke müsse sie auch in der Vorwelt gehabt haben, also so gut wie an lebenden Thieren müsse man vom Bau einzelner Theile auch hier auf das Ganze schließen können, denn die Natur könne nicht sich selbst widersprechen. Da hätten wir denn wenigstens in der teleologischen Betrachtung einen Leitfaden zur Auffindung der Wahrheit, und die Methode ist soweit ganz richtig. Ich glaube aber, obgleich sich nichts gegen sie einwenden läßt, so ist sie überflüssig, da der Schluß nach Analogie vollkommen ausreicht. Und im Grunde beruht auch dieser teleologische Leitfaden nur auf Analogie, denn wir müssen immer vergleichen zwischen Jetztwelt und Vorwelt, die Schlußkraft liegt immer in der Analogie, nur die leitenden Gedanken zu den Prämissen sind teleologisch. Das hat auch Cuvier selbst wohl gefühlt, wie er zum Beispiel sagt:

„Durch die Beobachtung gelangen wir zu empirischen Gesetzen, welche fast dieselbe Gewißheit, als die rationellen, erreichen, wenn sie auf hinlänglich wiederholten Beobachtungen beruhen, so daß zum Beispiel jetzt Jeder beim Anblick der Spur eines Thiers mit gespaltenen Hufen sogleich auf einen Wiederkäuer schließt. Dieser Schluß ist eben so zuverlässig, wie jeder andere in der Naturlehre oder Moral."

Aber nicht nur, daß Cuvier in der Induction das Material für seine Prämissen erkannte und von der Analogie, durch die er zu seinen Resultaten gelangte, eine Ahnung hatte, sondern er ahnte sogar den mechanischen Zusammenhang zwischen Keim und Anlage von Pflanze und Thier auf der einen Seite und dem vollendeten Organismus auf der andern, nur daß er natürlich noch weniger, als wir, im Stande war, den Bildungsproceß eines solchen Geschöpfes zu erklären. Er sagt unter Anderm:

„Jedes organische Geschöpf bildet ein Ganzes und ein einiges, abgeschlossenes System, dessen Theile einander entsprechen und zu derselben bestimmten Thätigkeit durch wechselseitige Wirkung beitragen. Keiner

dieser Theile kann sich daher verändern, ohne daß auch die andern sich verändern, und folglich bezeichnet und ergibt jeder einzelne zugleich alle übrigen."

Nach alle diesem kommen wir also zu dem Resultat, daß nach Zwecken in der Natur gar nichts erklärt werden kann und daß wir der teleologischen Betrachtung als eines Leitfadens, wenn derselbe auch erlaubt ist, mindestens nicht bedürfen. Verstehen wir auch noch nicht in jeder einzelnen Naturerscheinung den ganzen Complex der grade wirksamen Gesetze, so läßt sich doch auch von keinem Naturding die Unmöglichkeit desselben nach Naturgesetzen beweisen. Erst wenn das geschehen wäre, würde ich berechtigt sein, mir durch Zweckbegriffe die Möglichkeit desselben klar zu machen.

So wie wir nun die Wirkungen in der anorganischen sowohl, wie in der organischen Natur Zwecke derselben nennen können, so können wir auch die Naturgesetze Zweckgesetze der Natur nennen. Die Attraction, welche abnimmt im Quadrate der Entfernungen, muß wohl Zweck der Natur sein, denn sonst existirte das Gesetz nicht; aber leicht ist einzusehen, daß uns diese Betrachtung wieder zu gar nichts führt, daß wir gar nichts daraus ableiten können. Es versteht sich ja von selbst, daß wir ein solches Gesetz, das als Naturzweck betrachtet werden soll, schon vorher mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit kennen müssen; wie könnten wir also wohl umgekehrt aus der teleologischen Betrachtung Gesetze ableiten!

Aber ich gehe noch weiter, und zeige gradezu, daß die Teleologie gar keinen Halt, gar keine Selbständigkeit findet, sondern der Erfahrung Schritt für Schritt in alle Irrgänge und Fehler nachfolgen muß. Die leere Formel der Idee: „Alles in der Natur ist zweckmäßig," gibt uns an sich gar nichts, worauf wir fußen können. Erst die erkannten Gesetze und Thatsachen sind für uns erkannter Naturzweck. Und wie oft construiren wir ein Naturgesetz falsch, zum Beispiel durch unvollständige Induction. Wo bleibt da der Naturzweck? Natürlich legen wir in dem Fall der Natur falsche Zwecke unter. Das beste Beispiel ist das einer Mißgeburt. Auch diese war sicherlich von der Natur voraus berechnet, da dieselbe nichts zwecklos thut, aber dennoch sagen wir unwillkürlich über einen Menschen, der ohne Arme geboren wird, die Natur habe in ihm ihren Zweck verfehlt. Und warum sagen wir das? Weil Analogie und Naturzweck uns so eng verbunden erscheinen, daß wir sie gar nicht mehr zu trennen vermögen. Wir haben durch Induction das Naturgesetz gefunden: Alle Menschen haben Arme; und wir haben uns so daran gewöhnt, die Arme am Menschen mit dem Begriff des Zweckmäßigen zu verbinden, daß wir nun von Zweckverfehlung sprechen, obgleich wir nach der Idee keine Unzweckmäßigkeit in der Natur annehmen dürfen. So sehr ist die Teleologie Sclavin der Erfahrung, sobald wir sie auf Gegenstände der Erfahrung anzuwenden versuchen.

Unsre Naturbetrachtung bleibt mechanisch, die Teleologie verweisen wir in das Reich der Idee.

Wie aber gestaltet sich die Teleologie unter der Herrschaft der Idee? Schon das Wort Idee deutet darauf hin. Einer Idee im Kantischen Sinne müssen wir alle Dinge und alle in gleicher Weise unterordnen. Wollen wir sie auf Begriffe bringen, so wird sie wegen ihrer negativen Natur zu einer ganz leeren Formel, durch welche eigentlich gar nichts erkannt wird. Diese Formel würde in Bezug auf teleologische Naturbetrachtung etwa so lauten: „Alle Naturgegenstände haben einen Zweck." So wird klar, warum für die Naturforschung die Teleologie nutzlos ist, denn diese Formel sagt uns nicht, welchen Zweck denn das einzelne Wesen habe. Diese leere Formel kommt uns aber auch bei der Betrachtung der Dinge gar nicht zum Bewußtsein, sondern wir leiten sie erst künstlich ab, indem wir die unmittelbare Erkenntniß zu einer mittelbaren machen wollen, oder mit andern Worten: die Idee auf Begriffe bringen. Wie tritt denn nun die Idee in die Erscheinung? Nicht in deutlichen Begriffen, sondern in undeutlichen Gefühlen. Wir erkennen durch die Erfahrung nur Erscheinungen, in der Idee wird uns die Vorstellung eines Urhebers der Welt und einer höheren Ordnung der Dinge; — nun gibt es aber noch etwas, was beide, Erfahrung und das Reich der Zwecke verbindet, das ist die Idee der Schönheit oder der Ahnung des Ewigen im Endlichen.

Unter dieser Idee steht die ästhetische Beurtheilung von Natur- und Kunstgegenständen. Ueberall, wo wir dem Schönen begegnen, beurtheilen wir es in unbestimmten Gefühlen, aber merkwürdiger Weise haben diese Gefühle trotz ihrer Undeutlichkeit: Nothwendigkeit und Allgemeinheit. Von jedem Gebildeten fordern wir, daß er den Apoll von Belvedere oder eine Händelsche Kirchenmusik schön finde, und was berechtigt uns zu dieser Forderung? Bedienen wir uns nicht täglich des Gemeinplatzes: „Ja, der Geschmack ist doch verschieden?" Achten wir aber genau auf den Sinn dieser Redensart, so verstehen wir unter Geschmack hier nicht die Fähigkeit, etwas als schön oder häßlich zu empfinden, sondern den Grad der Ausbildung dieser Fähigkeit. So reden wir denn auch von einer Bildungs-

stufe des Geschmacks bei verschiedenen Menschen und Ständen, von Verdorbenheit des Geschmacks, und so weiter. An sich kann es nur ein ästhetisches Urtheil über einen bestimmten Gegenstand geben. Wir fühlen die Nothwendigkeit der ästhetischen Ueberzeugung, ohne ihren Grund einzusehen, da wir das allgemeine Gesetz nicht kennen. Das ist eben das Merkwürdige, von allen andern Erkenntnißweisen Abweichende beim ästhetischen Urtheil, daß es stets ein einzelnes ist und doch mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit gilt. Daß wir hier mit Allgemeinheit und Nothwendigkeit urtheilen, zeigt schon das beständige Streben der Aesthetiker, Gesetze der Schönheit ausfindig zu machen.

Dieses Streben muß indessen ewig vergeblich sein, eben weil das Schöne in Ideen, also unmittelbaren Erkenntnissen, zum Bewußtsein kommt, das Gesetz aber die Form einer discursiven Erkenntniß ist.

Gleichwohl spricht man häufig von Regeln der Kunst. Welcher Art sind denn diese, wenn sie keine Gesetze der Schönheit sind? Zum Theil sind es eben nur Regeln, das heißt empirische Sätze aus unvollständiger Induction, zum Theil aber sind es allgemeine und nothwendige Gesetze, von denen sich indessen leicht zeigen läßt, daß sie das Wesen der Schönheit gar nicht berühren. Sie berühren vielmehr lediglich das Verhältniß der Aesthetik zur Teleologie und Mechanik. Zuerst will ich versuchen, das in der Naturbetrachtung nachzuweisen.

Da die ganze Natur unter der Idee des Zweckes von uns betrachtet werden muß und die Schönheit ja grade die Verbindung zwischen unsrer mechanischen Weltanschauung und dem Reich der Zwecke herstellt, so ist klar, daß es der Idee nach in der Natur nichts Häßliches geben kann. Sobald wir nämlich die Idee der Zweckmäßigkeit in der Natur auf eine Formel bringen wollen, müssen wir sie so aussprechen: Alles in der Natur dient dem Reich der Zwecke, also Alles in der Natur ist schön. Hier aber widerspricht täglich unsre Erfahrung. Wie kann denn ein Mensch, ohne Arme geboren, schön sein? Ist nicht die Häßlichkeit des Affen sprichwörtlich geworden?

Beim ersten Beispiel müssen wir genau Acht geben, was denn eigentlich den Eindruck des Häßlichen in uns hervorbringt. Der fehlende Arm selbst kann es nicht sein, denn der bringt ja eben gar keinen Eindruck hervor. Ist es denn der vorhandene Theil des Körpers? Es kommt oft vor, daß man eine schöne Statue in verstümmeltem Zustande vor sich sieht. Nun möchte man doch gern von dem erhaltenen Theil einen ungestörten Genuß haben. Was thut man? Man hält die Hand vor den verstümmelten Theil und gibt sich nun der Illusion hin, als sei die Statue überall harmonisch durchgebildet. Hier sowohl, wie im obigen Beispiel, kann das Vorhandene schön sein und man wird lediglich durch Nebengedanken in der Betrachtung gestört. So wird das Urtheil vorschnell gefällt: Dieser Mensch ist häßlich. Dieses Urtheil ist aber nicht Folge der Häßlichkeit des Gegenstandes, sondern Folge der Störung im Genuß. Was uns hier hindert, ist eine teleologische Betrachtung. Wir sind gewohnt, die Menschen mit zwei Armen zu sehen und haben so der Natur das Zweckgesetz abgelernt, ihre Menschen mit Armen zu bilden. Dieser Gedanke stört uns. Er würde uns nicht stören, wenn allen Menschen die Arme fehlten. Aehnlich ist es bei dem Beispiel vom Affen:

Der Affe scheint uns zunächst häßlich aus demselben Grunde, warum ein menschlicher Schädel uns beim ungewohnten Anblick häßlich erscheint. In beiden Fällen sind es wieder Reflexionen, die uns den Gegenstand als häßlich erscheinen lassen, oder, besser gesagt, die dem ästhetischen Genuß störend in den Weg treten. Es ist der Vergleich mit dem lebendigen Menschen. Es ist eine gewisse Aehnlichkeit da, aber es fehlt manches Wesentliche. Man sieht leicht, daß die störende Betrachtung wieder teleologischer Art ist. Beim Schädel kommt häufig noch abergläubische Furcht hinzu oder wenigstens der störende Gedanke, daß hier der verlassene Wohnort eines Geistes sei. Aerzte und Naturforscher aber, die sich von solchen störenden Betrachtungen befreit haben, empfinden häufig einen wahren ästhetischen Genuß bei Betrachtung der wirklich schönen Formen des menschlichen Schädels. Der Affe ahmt den Menschen in allen seinen Handthierungen nach und da er nicht durch verständige Reflexionen geleitet wird, so müssen uns seine Bewegungen im Vergleich zu den menschlichen hölzern und unbeholfen erscheinen, aber auch nur im Vergleich mit diesen, denn bei dem nur seinen Trieben folgenden Thier kann man gar nicht von Ungeschicktheit reden. Das hat nur Sinn bei Geschöpfen, mit Reflexion begabt. Wer keinen Willen über seine Triebe hat, kann auch keine Unschicklichkeit begehen. Ganz anders wird man auch die Affen im Walde ansehen als im Käfig, gleichsam abgeschnitten von allem Zusammenhang. Im Urwalde bilden sie ein nothwendiges Instrument in dem vielstimmigen, harmonischen Concert der Natur. Und das ist überhaupt bei aller ästhetischen Naturbetrachtung zu beachten: Wollen wir einen Naturgegenstand richtig beurtheilen in ästhetischer Hinsicht, so dürfen wir ihn nicht herausreißen aus allem Zusammenhange mit seinen Umgebungen; denn die Natur ist ein Ganzes und jedes Naturgemälde gewissermaßen eine kleine Welt,

in welcher jedes Individuum zur harmonischen Schönheit des Ganzen beiträgt. So wird dem wahrhaft gebildeten Geschmack jede Landschaft ihre eigenthümliche Schönheit entfalten und selbst von der ödesten Haidegegend, von der Sandwüste oder dem unendlichen Meer wird nur derjenige sich mit Langerweile und Ueberdruß hinwegwenden, der seinen Geschmack noch nicht bis zur Anerkennung aller Naturschönheit ausgebildet hat. Aber allerdings bringen es nur wenige Menschen zu der Höhe ästhetischer Bildung eines A. von Humboldt, der uns sowohl über den Eindruck, den die endlose Prairie auf ihn machte, wie über seine Empfindungen im Urwalde Brasiliens die lebendigsten Schilderungen gibt, die uns ganz in die Stimmung versetzen, als bewegten wir uns selbst in der Natur. Er hat es verstanden, jeden scheinbar unbedeutenden Ton aufzufassen, und uns so ein vollendetes Gemälde vor die Seele zu führen. Die einzigen Fälle, wo eine Landschaft uns als unschön erscheinen kann, sind solche, wo der Eindruck durch Störungen gehindert wird. So kann wohl durch das tactlose Wirthschaften der Menschen eine Gegend verunstaltet werden; so werden z. B. Bäume, durch Cultur unter bestimmte Formen gezwängt, der Landschaft ein widriges Ansehn geben.

Aus dem Vorhergehenden ist ersichtlich, daß die Teleologie nur ein Kathartikon für die ästhetische Beurtheilung ist, nicht aber Gesetze der Schönheit enthält. Die Natur- oder Kunstgegenstände, die wir schön nennen sollen, dürfen nicht uns bekannten Zweckgesetzen widerstreiten. Ganz dasselbe Verhältniß hat die Aesthetik zur Mathematik. In der Natur wird uns das Gesetz auch hier leicht aufzufinden sein. Die Mathematik ist gleichsam die Gesetzgeberin der Natur. Alles in der Natur ist ihren Gesetzen unterworfen. Daher müssen hier Mathematik und Aesthetik parallel gehen. Das Schöne ist zugleich nach mathematischen Gesetzen gebildet.

Anders aber ist es überall da, wo der Mensch mit seiner Willkür eingreift, also auch in der Kunst. Hier können ganz regellose Bildungen entstehen, die sich gar nicht auf mathematische Gesetze zurückführen lassen. Und überall da treffen wir in der Kunst auf Häßliches, nicht immer, weil die Gegenstände an sich häßlich wären, sondern weil die Uebertretung der mathematischen Gesetze uns in der ruhigen Betrachtung stört. Teleologische sowohl wie mathematische Betrachtungen können uns im Genuß stören, und dabei ist es ganz gleichgültig, ob diese Betrachtungen richtig oder falsch sind. In der Regel beruhen sie nur auf durch Gewohnheit gebildeten empirischen Gesetzen. Die Natur kann ja nie Zweckloses bilden und doch halten wir den verkrüppelten Menschen für zweckverfehlt, bloß weil wir gewohnt sind, ihn anders zu sehen. Und dadurch wird denn unser Urtheil oder vielmehr Vorurtheil geleitet. Ebenso kommt es sehr darauf an, wie weit unser mathematischer Tact reicht, wie weit wir im Stande sind, mathematische Gesetze aufzufassen. Die Unregelmäßigkeit einer Linie kann für den Einen störend sein, während der Andre von größerem mathematischem Genie noch ein Bildungsgesetz in ihr zu erkennen vermag.

Hier liegt nun das Vorurtheil sehr nahe, als seien die ästhetischen Gesetze mathematischer Natur, weil die Mathematik so oft als Kathartikon dienen muß. Gleichwohl hat dieselbe mit dem Wesen der Schönheit Nichts zu thun. Der Kreis und die Ellipse sind beide mathematische Figuren, deren Bildungsgesetz uns vollkommen bekannt ist. Warum aber ist die Ellipse uns eine schönere Figur als der Kreis, warum ist wieder unter allen Ellipsen diejenige die schönste, deren Abscissenachse sich zur Ordinatenachse wie 3 : 2 verhält? Wir können kaum Gesetze dafür angeben, denn hier können nur ästhetische Gesetze Geltung haben, die uns aber gänzlich verborgen bleiben. Das Resultat dieser ganzen Betrachtung ist also für das Verhältniß der Aesthetik zur Teleologie und Mechanik folgendes: Sollen wir ein Kunstwerk als schön beurtheilen, so darf es weder den Gesetzen der Zweckmäßigkeit noch den mathematischen widerstreiten. Das ist aber gleichsam nur eine Vorsichtsmaßregel, die wir zu befolgen haben, bevor überhaupt von ästhetischer Beurtheilung die Rede sein kann und trifft durchaus nicht diese selbst. Die Schönheit kann niemals unter Gesetze und Regeln gefaßt werden.

Ferner haben wir gesehen, daß Alles schön ist, so wie die Natur es hervorbringt, von Häßlichem kann nur da die Rede sein, wo Willkür eingreift, also in der Kunst. Nach dieser Erklärung muß ich denn auch als Kunstwerk betrachten, was man in der Regel nicht dahin rechnet; ich meine das Leben des Menschen. Der Mensch steht nicht nur unter dem Sittengesetz, sondern zugleich unter einem Gesetz geistiger Schönheit. Wenn er gut ist und edel, so wird es ihm leicht, allen seinen Thaten noch das Gepräge einer Würde und Anmuth zu verleihen, so daß wir von seinem wohlgeordneten, harmonischen Leben wohl sagen können, es sei ein Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes. Daher kann denn in seiner äußeren Erscheinung außer der Schönheit der Form noch der Ausdruck geistiger Schönheit hervortreten; ganz besonders wird sich das zeigen in seiner Physiognomie, dem Spiegel des Geistes. Hier kann also im höchsten Grade von schön und häßlich die Rede sein, denn hier greift die Willkür am bedeu-

tendsten ein in die Natur, indem sie uns in der edlen und hohen Gesinnung eines wahrhaft human gebildeten Menschen das Schönste vorführt, was die Schöpfung aufzuweisen hat, während der furchtbare Dämon einer sinnlich gemeinen Natur als scheußliches Zerrbild und als das Häßlichste auf Erden einhergeht. Hier ist der Mensch Künstler und Kunstwerk und Kunstrichter zugleich, und es ist in seine Hand gegeben, sein Paradies auf Erden zu gründen, — nicht den Garten Eden der Unschuld und Natur, sondern das Land der Tugend und Kunst und des im Kampf errungenen Friedens.

Der Topfstein.

Von

Dr. Jacob Röggerath.

Kochgeschirre, Töpfe, Wasserkessel und dergleichen aus Stein gedrechselt! Ueber solchen Hausrath, der sogar eine ziemlich bedeutende Handelswaare in verschiedenen Ländern bildet, möchte man sich in Deutschland, wo man diese Anwendung nicht kennt, leicht verwundern können. Und doch ist die Benutzung gewisser Steine zu solchem Zwecke nicht bloß uralt, sondern auch sehr angemessen und vortheilhaft.

Topfstein, Lavezstein, Giltstein, Schneidestein (lateinisch: lapis ollaris; französisch: pierre ollaire; italienisch: lavezzi; englisch: pottstone) sind die Namen der Steinart, welche diese Anwendung findet. Die älteste Nachricht davon gibt der griechische Schriftsteller Theophrast (etwa 225 Jahre vor Christus) in seiner Abhandlung von den Steinen. Er sagt: „Es gibt auch mehrere Steinarten, die man auf alle Weise bearbeiten kann. Dergleichen wird zu Siphnus, drei Stadien vom Meere, ein Stein gegraben, welcher in Kugeln und Knauern vorkommt und so weich ist, daß man ihn drechseln und schneiden kann. Wenn man ihn aber mit Oel tränkt und brennt, so wird er schwarz und hart. Man macht Tischgefäße aus ihm." Man hätte zweifelhaft bleiben können, ob der Stein von Siphnus, einer der cykladischen Inseln, wirklich unser Topfstein gewesen sei, wenn der römische Naturforscher Plinius nicht auch jenen Stein erwähnte (Hist. nat. 37, 44), und zwar mit dem Zusatze, daß man hohle Gefäße daraus drechsele, welche zum Kochen der Speisen und zu Speisegeschirr gebraucht würden, und daß auch der grüne Comensische Stein die gleiche Anwendung finde. Dieser, nämlich der Topfstein, aus der Gegend von Chiavenna in der Nähe des Comersees ist aber derjenige, welcher noch heutzutage dieselbe Anwendung findet und das Material zu einem bedeutenden Gewerbe bildet.

Nicht aber allein bei Chiavenna werden solche Geschirre aus Topfstein gefertigt, sondern auch noch an manchen andern Punkten der Erde. Die Natur des Topfsteins und die daran sich knüpfende Industrie verdient ebensowohl eine nähere Besprechung, als die schönen und Schmucksteine, mit welchen sich die „illustrirten deutschen Monatshefte" schon einige Male beschäftigt haben, und ich unternehme jene gern, da ich Chiavenna selbst besucht, mich über alle wesentlichen Verhältnisse des Topfsteins und der Fabricate aus demselben an Ort und Stelle genau unterrichtet habe, und daher den Gegenstand umsomehr jetzt grade mit entsprechender Vollständigkeit behandeln kann, als Delesse uns jüngst mit einer mineralogischen Arbeit über den Topfstein beschenkt hat, zu welcher die mannigfache Vertretung dieses Materials und seiner Fabricate bei der großen Pariser Industrie-Ausstellung im Jahre 1855 ihm die Veranlassung darbot.

Zunächst müssen die mineralogischen und chemischen Verhältnisse des Topfsteins an die Reihe kommen. Wir versuchen dabei, die Wissenschaft ihres strengen Gewandes so viel als möglich zu entkleiden. Ganz ist dieses freilich nicht thunlich, soll die Absicht der Belehrung nicht verloren gehen. Vielleicht entschädigt dafür diejenigen Leser, welche darin nicht folgen mögen, die sich daran schließende Mittheilung über das Industrielle des Gegenstandes und über andere Dinge, welche sich sachlich oder geschichtlich daran anschließen.

Der Topfstein ist meist kein einfaches Mineral, sondern er bildet Gebirgs- oder Felsarten, welche an den Localitäten des Vorkommens in großen Massen, oft auch in ganzen Bergen vorhanden sind. Folgende Kennzeichen sind im Allgemeinen für den Topfstein bezeichnend: Seine Farbe ist weiß, grau oder grün und schwärzlichgrün. Er fühlt sich sanft, etwas fettig an, und läßt sich leicht mit dem Fingernagel kratzen, wobei die Farbe, wenn er nicht ursprünglich weiß ist, lichter wird. Unter dem Hammer klingt er nicht, und nimmt dessen Eindruck an, welches seine Weichheit in Verbindung mit einer großen Zähigkeit und einem bedeutenden Zusammenhange seiner Theile andeutet. Er ist unschmelzbar, oder doch so schwierig zu schmelzen, daß die Hitzegrade, welche er bei seiner Anwendung als Kochtöpfe und dergleichen zu erleiden hat, ihm nichts schaden. Im Gegentheile steigert sich dadurch seine Härte.

Mineralogisch lassen sich die Topfsteine aus den verschiedenen Gegenden, in welchen sie

zur Anwendung kommen, nach dreierlei Haupt-Varietäten ordnen. Delesse unterscheidet nämlich: 1. Topfkalk (Talc ollaire), 2. Topfspeckstein (Stéatite ollaire) und 3. Topfchlorit (Chlorite ollaire).

Der erste, dessen Repräsentant der eigentliche Topfstein von Chiavenna ist, besteht aus blätterigem, zuweilen faserigem Talk. Er ist grau oder grünlich, meist in verwischten schmutzigen Farben, perlenmutterartig glänzend in das Fettglänzende übergehend, und besteht aus innig verflochtenen kleinen Talkblättchen. In dünnen Splittern ist er etwas durchscheinend. Man erkennt in ihm aber auch noch einige fremdartige Mineralien eingemengt, namentlich kohlensaure Verbindungen, besonders von Magnesia und Eisen, Magneteisenstein und Chlorit. Die kohlensauren Mineralien sind kaum mit dem bloßen Auge zu unterscheiden, wenn aber das Gestein gebrannt wird, so werden sie als braune mikroskopische Theilchen sichtbar. Diese Carbonete lösen sich nur äußerst langsam in Säuren auf, selbst nachdem der Topfstein vierzehn Tage in Säure gelegen hat, dauert das Brausen noch fort. Bei der dunklen Rothglühhitze verliert er nicht einmal seinen ganzen Gehalt an Kohlensäure, ungeachtet er dabei dreizehn Procent am Gewichte einbüßt, welche zum allergrößten Theile aus Kohlensäure bestehen. Es ist in der That auffallend, daß ein Stein, der als Kochgeschirr im Feuer angewendet wird, darin einen so großen Verlust seiner Masse erleidet, ohne irgend einer wesentlichen Störung in seinem Zusammenhalte zu unterliegen. Wahrscheinlich geht aber bei der Benutzung des Gesteins zu Kochgeschirren die Kohlensäure nur an der Oberfläche, in einer dünnen Schicht, verloren, welche zunächst von der Flamme berührt wird. Bei der sehr schwierigen Einwirkung der mineralischen Säuren auf den Topfkalk ist es begreiflich, daß derselbe vom Essig oder andern schwachen Säuren fast gar nicht angegriffen wird. Der eingemengte Chlorit ist dunkelgrün und besteht in mikroskopischen Blättchen, auch der Magneteisenstein ist nur in sehr kleinen Theilchen darin vorhanden.

Ganz ähnlich dem Gesteine von Chiavenna ist ein solches von Drontheim in Norwegen, welches zu gleichem Zwecke verwendet wird.

Der Topfspeckstein ist unter den Topfsteinen der seltenste, er ist weicher als der Topfkalk und der Topfchlorit, fühlt sich auch fettartiger an, als diese; man kann nicht so dünne Gefäße aus ihm drechseln, als aus jenen. Er ist gräulich-weiß oder licht grün.

Seine Fundorte sind Prales in Piemont, Grönland, Madras in Indien. Der piemontesische ist weiß, der grönländische aber blaßgrün und der indische grau und wird Bulpum genannt. Er eignet sich auch mehr für Oefen und Ofenplatten als die beiden andern Topfsteinvarietäten. Diese Verwendung findet er besonders zu Hospenthal am St. Gotthard, an mehreren Punkten im Canton Wallis, namentlich im Visperthale, zu Freiheitsberg bei Zoptau in Mähren, in Steiermark u. s. w.

Der Topfchlorit wird fast ausschließlich durch Chlorit gebildet. Er ist meist grün oder schwärzlich. Man erkennt dessen Blättchen deutlich auf dem frischen Bruche und an polirten Flächen. Die Chloritblättchen liegen entweder nach allen Richtungen durcheinander, oder auch gleichförmig übereinander, durch welches eine schieferige Textur hervorgerufen wird. Man erkennt auch etwas Titaneisen im Gemenge, namentlich in dem von Drontheim in Norwegen. Da der Topfchlorit etwas härter, als der Topfkalk ist, so läßt er sich dünner als dieser ausdrechseln. Im Feuer verliert er sechs bis dreizehn Procent seines Gewichts.

Als Fundorte des Topfchlorits sind anzuführen: Montescheno in der Gemeinde Ossala, die Gegend von Pignerolles, Campei in der Gemeinde Gumandona bei Bielle, Balma della Vasa, Gemeinde Ala bei Turin, Drontheim in Norwegen, Potton in Unter-Canada und an mehreren Punkten in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, Gya und Dajpoor in Indien.

Es gibt übrigens auch Topfsteine, welche zwischen dem Topfkalk und Topfchlorit in der Mitte stehen, den Uebergang des einen zu dem andern bilden. Dahin gehört der Stein von Kutnagherry in Indien, in welchem viel dunkelgrüner Chlorit mit grauem, silberartig glänzendem Talk verbunden ist. Auch findet man unter den altegyptischen Alterthümern Hohlgefäße, welche aus einem gemengten Topfstein dieser Art bestehen. Man nennt diesen Stein Baram.

Alle Topfsteine sind aber, von der chemischen Seite betrachtet, wasserhaltige Magnesia-Silicate. Sie enthalten, je nach den verschiedenen Abänderungen fünf bis über zwölf Procent Wasser; der von Chiavenna ist verhältnißmäßig von geringem Wassergehalte, er besitzt nur das angegebene Minimum, ist aber der reichste an Kohlensäure, von welcher er vierzehn Procent in sich schließt.

Der Topfstein im Allgemeinen bildet Lager oder große Nester im alten krystallinischen oder im metamorphischen Gebirge. In Scandinavien erscheint er in gangförmigen Niederlagen.

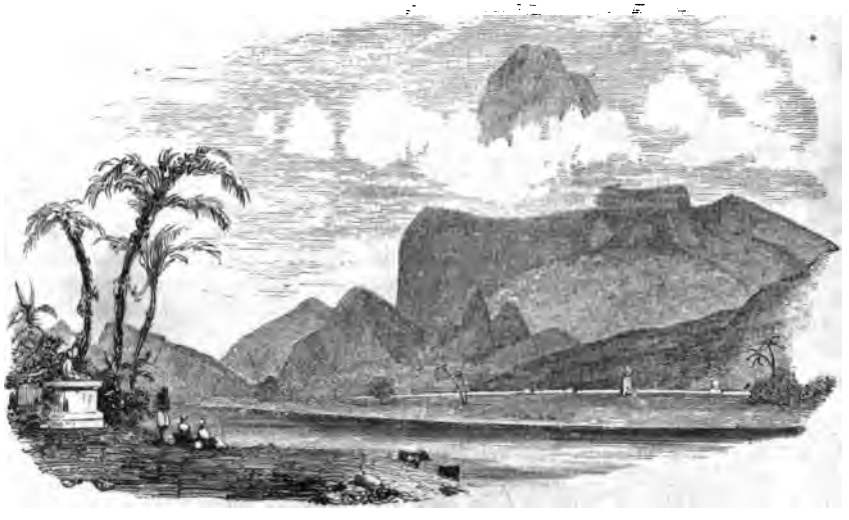
Die Verarbeitung des Topfsteins findet zu mancherlei Gefäßen, Koch- und Wasserkesseln, Krügen, runden Oefen und Ofenplatten statt. Die Grönländer verfertigen schon seit langer Zeit aus einem weißen Topfstein Lampen, Krüge und Kessel, und haben diese Anwendung nicht von den Europäern gelernt. In Schweden und Norwegen scheint diese Be-

meilen, und 38,236 sind unmittelbar britisches Gebiet. Mit Hinzurechnung der abhängigen Staaten erkennen 167 Mill. Menschen das englische Machtgebot an, drei Millionen folgen zur Zeit noch ihren eigenen Gesetzen, und 500,000 gehorchen andern europäischen Staaten. So ungleich vertheilt sich die Menschenmasse der englischen Besitzungen, daß die nordwestlichen Provinzen mit ihren 8900 Einwohnern auf der Geviertmeile Belgien, das bestbevölkertste Land des europäischen Festlandes, übertreffen, während Pegu mit seinen 375 Menschen auf demselben Raume etwa Schweden und Norwegen (339 Menschen) gleichsteht und hinter dem europäischen Rußland (598) beträchtlich zurückbleibt.

Meere und Gebirge umgeben Indien von allen Seiten, aber innerhalb dieser bestimmt gezogenen Grenzen entfaltet sich die größte Mannigfaltigkeit, als wäre das Land von der Natur selbst dazu bestimmt, eine Welt für sich zu sein. Ungeheure Ebenen, deren Ernten von den Niederschlägen der Ueberschwemmungen riesiger Flüsse abhängen, langgedehnte Tafelländer, große Wüsten wie die Thurr südlich vom Indus und unabsehbare Sumpfdickichte, wie die Sunderbunds an den Gangesmündungen, im Norden die höchsten Gipfel der Erde (Mount Everest 29,002 engl. Fuß, Kintschindunga 28,156 Fuß), im Westen der Rinn von Katscha, eine der merkwürdigsten Vertiefungen der Erdoberfläche, die in der geschichtlichen Zeit aus dem Meere emporgestiegen und in dasselbe zurückgesunken ist — mit solchen Gegensätzen spielt das Land der Hindu. Es vereinigt die furchtbarsten und die nützlichsten Thiere, die Brotpflanzen der gemäßigten und der heißen Zone, es hat sein eigenes Krokodil und seinen eigenen Seidenwurm.

Seit des Macedoniers Zuge ein Lieblingsgegenstand europäischen Wissensdurstes und seit Vasco da Gama von Soldaten, Abenteurern, Kaufleuten, Glaubensboten und gelehrten Forschern nach allen Richtungen durchzogen und in jedem Sinne ausgebeutet, birgt Indien noch heutigen Tages Geheimnisse, die ihm seinen Charakter eines Fabellandes in einem gewissen Grade bewahren. Wer sind die „Affenmenschen“ mit lang herabhängenden Armen, platten Nasen, und mit bogenförmigen Runzeln im Gesicht, wie Maultaschen anzusehen, die zuweilen in Nothzeiten von den Gebirgen und aus den Dschengeln (Sumpfwildnissen) hervorkommen? Möglich, daß sie die Reste der ältesten Ureinwohner sind, und daß die Tamulen oder Drawidastämme, denen man neuerdings einen türkisch-tatarischen Ursprung zuschreibt, nicht die eingeborenen Herren des Landes, sondern nur die ersten der iranischen und turanischen Eroberer sind, die den Weg durch die einzige Pforte im äußersten Nordwesten, durch das Thal von Kabul, gefunden haben.

Deckt den Eroberungszug des arischen Volks der Hindu auch nicht dasselbe Dunkel, in dem die Urgeschichte der Tamulen sich birgt, so ist doch auch hier Vieles für uns Geheimniß. Die Hindu haben ihre Geschichte in Theogonien und Heldensagen verwandelt. Die geographischen Grundzüge Indiens und die verschiedene Art, wie die Stämme der heutigen Bevölkerung untereinander gemischt sind, geben wenigstens einigen Anhalt. Indien scheidet sich in zwei große Massen, in das eigentliche Hindostan, das ein Continentalland



Cap Comorin.

iſt, und in das Dekhan, eine von zwei Meeren umgebene Halbinſel. Das Windhwa-Gebirge bildet die Scheidewand. Unſre Orientaliſten überſetzen den Namen in „das Zerriſſene“ und erklären ihn durch die vielen Päſſe des Gebirgs. Unfern des Windhwa beginnen die Ghat oder Gangketten, welche in der Richtung gegen Süden laufen und auf beiden Seiten dem Meer in größerer oder geringerer Entfernung folgen. Im Norden Hindoſtans haben die Hindu ſich zuerſt niedergelaſſen und hier haben ſie mit der Wuth von Eroberern, die ein Aryavarta, ein heiliges Reich, gründen, die Ureinwohner ausgerottet. Im weiteren Vordringen in Hindoſtan haben ſie ſich aber damit begnügt, die erſten Beſitzer des Landes zu unterjochen und zu ihren Hörigen zu machen. Auch durch das Windhwa-Gebirge ſind die Hindu vorgegangen und haben dort ein großes Gebiet, das Land der Mahratten, beſetzt. Außerhalb dieſes Gebiets findet man ſie in der Regel nur an der Küſte und im Tieflande. In den Gebirgen und wo ſonſt die Bodenbildung Schutz gewährte, haben die Tamulen ſich behauptet und bilden zahlreiche Stämme oder Genoſſenſchaften, welche die Hinduſprache wegwerfend als Laſtträger, Fremde, Kaſtenloſe, Diebe u. ſ. w. bezeichnet.

Der Ramayana, eines der beiden indiſchen Heldengedichte, beſingt den Zug der Hindu durch das zerriſſene Gebirge gegen Süden. Dieſer Zug endete nicht am Cap Comorin, ſein eigentlicher Zweck war vielmehr die Eroberung von Ceylon. Man ſollte meinen, daß die Erinnerung an das größte Ereigniß der Urzeit im Volke noch lebendig ſein müſſe, und daß mindeſtens das Cap Comorin, dieſer großartige Schluß Indiens, von deſſen ſchönen Felsmaſſen unſer Bild einen ungefähren Begriff gibt, etwa auf die Weiſe in die indiſche Sage verflochten ſein würde, wie das viel unbedeutendere moreotiſche Vorgebirge Matapan in die altgriechiſche. Allerdings beſchäftigt ſich die indiſche Sage mit dem hochragenden Vorgebirge, aber was ſie erzählt, bezieht ſich nicht auf den Kampf des göttlichen Helden Rama mit den Rieſen der Zimmtinſel, ſondern auf die Heirath einer Königstochter. Durch das lange Ausbleiben des Bräutigams verſtimmt, verfluchte die Braut den Reis, der in ungeheuren Maſſen herbeigeſchafft worden war, und verwandelte ihn in den körnigen Granit des Caps. Bei dem ausdrucksvollſten Landſchaftsbilde vorbeigehend, hat die Verehrung der Hindu eine kleine ſandige und niedrige Inſel zu ihrer Lieblingsſtätte gemacht. Es iſt die Inſel Ramiſſeram zwiſchen Ceylon und dem Feſtlande, an der Grenze der Sandbänke, die bei den Chriſten Oſtindiens die Adamsbrücke heißen, und die dortige Pagode, die wir als eine der prächtigſten in unſre Illuſtrationen aufgenommen haben, wird alljährlich von Tauſenden von Pilgern beſucht.

Mag der Marſch Alexander's des Großen nach Indien auch weiter nichts geweſen ſein, als ein abenteuerliches Unternehmen eines Ehrgeizigen, der ſich durch ſeine Thaten den Göttern ebenbürtig machen wollte, ſo hat dieſer Stoß in die Luft doch nach einer Seite hin die größten Wirkungen geübt. Nicht für

Pagode von Ramiſſeram.

Indien, denn in der dortigen Bevölkerung haben sich die Eindrücke einer fremdartigen Cultur ohne Zweifel so schnell verwischt, wie die Furche, die das Schiff hinter sich zieht, in den Wellen verschwindet. Dagegen hat Alexander in den abendländischen Völkern jene Sehnsucht, die indischen Wunder zu schauen, geweckt, welche von da an, von Zeit zu Zeit

Altindische Krieger.

durch neue Berichte genährt, nie aufgehört hat, nach Befriedigung zu streben.

Die neueren Gelehrten, namentlich Burnes, haben die Oertlichkeiten von Alexander's Zug und die Grenze, wo die Meuterei seiner Soldaten ihn zum Halt zwang, genau nachgewiesen. Er ist nicht bis zum Setledsch, geschweige denn bis zum Ganges gekommen. Die Flüsse, von denen wir bei Arrian lesen, gehören dem Fünfstromlande, dem Pendschab, an. Die Kathäer des griechischen Schriftstellers sind die heutigen Kattia zwischen dem Tschinab und dem Rawi. Die kriegerischen Bewohner des gegenwärtigen Landes der Sikhs haben in ihren Booten, ihren Wohnungen und Geräthschaften, in ihrer Kleidung, selbst in ihren Waffen Manches aus jener alten Zeit beibehalten und das obige Bild paßt, abgesehen von dem Kriegswagen, einem Rüstzeug, von dem die Kathäer den ausgedehntesten Gebrauch machten, ziemlich auf die heutige Zeit.

Nicht Seleukus, der den Ganges wirklich sah, nicht die alexandrinischen Griechen, die mit dem Südwestmonsun nach Muziris oder Mangalore gelangten, nicht die nestorianischen Christen, die im fünften und sechsten Jahrhundert eingewandert sind, sondern die Mohamedaner, im Süden die Araber, im Norden türkisch-tatarische Völker, haben in Indien Umgestaltungen herbeigeführt. Der Einfluß der Araber blieb im Ganzen auf die Küsten- und Handelsstädte beschränkt, während im Norden die Herrschaft der Hindufürsten durch den Mohamedanismus gebrochen wurde. Das Reich des ersten mohamedanischen Eroberers, Mahmud des Ghasneviden, beschränkte sich auf das Pendschab und die nordwestlichen Provinzen, und fast drei Jahrhunderte vergingen, ehe das Dekhan erreicht und unterworfen wurde (1295 — 1316). Delhi, das uralte Indaprastha (Hochebene des Indra) und der Göttersitz der Pandus oder Sonnenkinder, war seit 1193 mohamedanische Residenz, und hier begründete der Timuride Baber 1526 die sogenannte mongolische Herrschaft, die wir richtiger die tatarische nennen würden. Sein zweiter Nachfolger Akber, dessen Geschichte wir durch das Werk seines Wesirs Abul Fazl genau kennen gelernt haben, stellte diese Herrschaft auf eine feste Basis und machte zugleich seine Regierung zu einer der wenigen und kurzen Perioden des Glücks, welche den despotisch regierten Völkern des Ostens beschieden sind. Das Andenken des toleranten und gerechten Kaisers würde auch ohne den glänzenden Palast von Futtipur Sikra, den er in der Nähe von Agra erbaut hat, im dankbaren Gedächtniß des Volkes fortleben. Der Theil des Palastes, den unser Bild zeigt, ist derjenige, in welchem sein Wesir Abu Fazl zu wohnen pflegte. Die drei nächsten Regierungen Dschehanghir's — der Name bedeutet Eroberer der Welt — Dschehan's und Aurengzeb's waren ebenfalls noch glücklich, wenn auch durch innere und äußere Kämpfe und wiederkehrende Auflehnung des Sohns gegen den Vater getrübt. Schah Dschehan hat in

Akber's Palaſt, Futtipur Sikra.

Agra das berühmte Mauſoleum erbaut, das unſtreitig das ſchönſte Bauwerk Indiens, nach engliſchen Urtheilen ſogar der ganzen Welt iſt. Die engliſche Regierung unterhält es mit muſterhafter Sorgfalt. Seine Mauern, ſein Dom, ſeine Minarets beſtehen ganz aus weißem Marmor, die ſchöne Moſaikarbeit aus Carneolen, Lapis Lazuli und Jaspis. In dem großen Saale, den der Dom überragt, ſind die Gräber des Kaiſers und ſeiner Lieblingsgemahlin Nur Dſchehan. Die Koſten des Gebäudes mit ſeinen Gärten, in denen prachtvolle Springbrunnen von weißem Marmor ſtehen und die ſchönſten Bäume und Blumen vereinigt ſind, werden auf zweiundzwanzig Millionen unſrer Thaler veranſchlagt. Der Fluß, den man auf unſerm Bilde ſieht, iſt die Dſchumna.

Aurengzeb (1659—1707) war der letzte kräftige Mongolenkaiſer. Nach ſeinem Tode begann eine Periode des Verfalls und der Anarchie, die etwa mit der Zeit der Auflöſung des oſtrömiſchen Reichs verglichen werden kann. Verſchiedene Stämme oder Genoſſenſchaften, Mahratten, Sikhs, Radſchputen, Rohillas, traten als verwüſtende Eroberer auf, die ehemaligen Statthalter und Veſire erklärten ſich für unabhängig, und wer von dem eingebornen Adel irgend Geld oder Anſehn genug beſaß, um Söldnerbanden werben zu können, der warf ſich zum Fürſten oder Großfürſten (Radſcha, Maharadſcha) auf. Der Kaiſer zu

Delhi wurde zum Schatten, die neuen Regenten waren wenig mehr als wüste Todtschläger und Mordbrenner. Ihre Reiterschaaren im Sturm über die reifen Ernten der Ebene hinwegjagen zu lassen, Dörfer und Städte niederzubrennen, ihre Nebenbuhler mit Gewalt aus dem Wege zu schaffen oder in den Netzen einer treulosen Politik zu verstricken, darin bestand ihre Staatskunst. Den Engländern war es beschieden, die arme Bevölkerung Ostindiens aus diesem entsetzlichen Zustande zu erlösen.

Die ostindische Handelsgesellschaft, für die thatkräftige und geniale Männer den volkreichsten Colonialstaat der Welt erobert haben, wurde im Jahre 1599 mit einem Capital von 30,000 Lstrl. gegründet. Längere Zeit bloß auf Handel und die Ausdehnung ihrer Factoreien bedacht, mischte sie sich später, das französische Beispiel nachahmend, in die Händel der einheimischen Fürsten und wurde durch die Schlacht von Plassey übermächtig. Die wichtigsten späteren Ereignisse sind die Abtretung der Königreiche Bengalen, Behar und Orissa durch den Großmogul, die eine Folge jener Schlacht war, die Bewältigung der Sultane von Maissur (bis 1799) und der Mahratten (in den beiden Kriegen von 1803—1805 und von 1817—1819), die etwas frühere Erwerbung des ganzen Karnatiks mit Einschluß von Arkote, die Losreißung der wichtigsten Himalayapässe von Nepal (1816), die Eroberung Ceylons (1815), der birmanischen Gebiete Assam, Arrakan, Pegu und Tenasserim (1825 und 1853), Sinds (1843), des Pendschabs und Peschawers (1845 und 1849). Durch diese Erwerbungen und Eroberungen sind die Engländer im Süden, Norden und Westen bis zu den natürlichen Grenzen Ostindiens vorgedrungen und haben im Osten nach Hinterindien hinübergegriffen. Ihre Aufgabe ist nicht mehr, zu erobern, sondern das Gewonnene zu behaupten.

Die Bevölkerung, der gegenüber diese Aufgabe erfüllt werden muß, ist eine sehr gemischte. Die drei großen Gruppen der Mohamedaner, Hindu und Tamulen, in die sie zerfällt, begreifen jede eine Menge von Unterabtheilungen in sich, die wir zum Theil kaum nothdürftig kennen. Die Kopfzahl jeder der drei Gruppen läßt sich nur nach ganz unsichern Schätzungen angeben. Die Mohamedaner sollen zehn bis siebzehn Millionen zählen, die weder zum Hinduismus noch zum Islam bekehrten Tamulen sechzehn Millionen; die übrigen sind Hindu. Die Mohamedaner vertheilen sich auf die einzelnen Provinzen etwa so, daß sie im Pendschab 60, in Sind 50, in den nordwestlichen Provinzen 15, in Bengalen und den ehemals birmanischen Gebieten 8, in dem übrigen Indien 4% der Gesammtbevölkerung ausmachen. Sie sind die Nachkommen der Eroberer, die zu Lande oder zu Wasser in Indien eingedrungen sind, also ihrem Ursprung nach Araber, Afghanen, Perser, Türken und Beludschen. Sie sind kriegerisch und verhalten sich gegen jeden europäischen Einfluß äußerst feindselig. Sie theilen sich in die beiden bekannten Secten der Sunniten und Schiiten, die sich oft unter einander mit demselben Fanatismus bekämpfen, mit dem sie gemeinschaftlich den Hindu und den Christen entgegentreten. Barbaren nach mittelalterlicher Art haben sie ihre Macht, wo sie noch solche besitzen, regelmäßig dazu benutzt, die Kaufleute zu brandschatzen, ihre Jagdforsten auszudehnen und die schlimmste Haremswirthschaft zu treiben. Das Resultat ist überall dasselbe; großes Elend, wenig Handel, keine Straßen und gänzliche Unwissenheit der Vornehmen wie der Geringen.

Zwischen den Hindu, zu denen sie nach ihrer Abstammung zählen, und den Mohamedanern stehen die Sikhs, eine Religionsgenossenschaft des Pendschabs, die im funfzehnten Jahrhundert entstanden ist. Sie sind von ihren ursprünglichen Glaubenssätzen und den Geboten ihres Stifters Nanik, nur einen Gott zu verehren, über Religionssachen nie zu streiten und häufig zu baden, später abgewichen, und trotz der Annahme eines Gemisches von Regeln des Korans und der Veda's arge Fanatiker geworden, die nicht anders mehr beteten, als indem sie das Schwert mit beiden Händen umfaßten und Gott gelobten, bis zum Tode für den reinen Glauben kämpfen zu wollen. Die beiden glücklichen Feldzüge der Engländer im Pendschab haben ihre große Macht und, wie es scheint, auch ihren wilden Unabhängigkeitssinn gebrochen.

Die Hindu der Ebenen sind trotz ihres großen passiven Muths ein weibisches Geschlecht. Sie ertragen Qualen und den Tod mit merkwürdiger Hingebung, aber den activen Muth, der sich kühn auf den Feind wirft und in der Vertheidigung ausharrt, so lange Muskeln und Sehnen zusammenhalten, besitzen sie nicht. Eine Ausnahme machen einige Stämme, namentlich der Berge, die Mahratten, Gorkhas, Radschputen u. a. m. In Bengalen sind sie schwächlich, aber durch eine außerordentliche Schmiegsamkeit und Biegsamkeit der Glieder ausgezeichnet. Ihr Gesicht ist oval, das Auge in der Regel dunkelbraun, das Haar lang, schwarz und schlicht. Gegen Süden wird die Gesichtsfarbe immer dunkler, und den Engländern gelten alle Hindu ohne Ausnahme für Nigger. Die Frauen der untern Classen sind nichts weni-

Hindu im Dekhan.

ger als anziehend, bei denen der obern Stände findet man häufig die anmuthigsten Formen. Unser Bild zeigt Hindu des Südens mit den Waffen, die zur Zeit der Landung der Portugiesen im Gebrauch waren. Eine kindische Vorliebe für Schmucksachen ist allen Hindu gemein. Fein, scharfsinnig, sind sie unter ihren tyrannischen Herrschern listig, unehrlich, lügnerisch und betrügerisch geworden. Ihre vier ursprünglichen Kasten der Brahminen oder Priester, der Kschetriyas oder Krieger, der Vaisyas oder Kaufleute und der Sodras oder Handwerker und Arbeiter haben sich durch eine Menge von Unterabtheilungen vervielfältigt.

Die Tamulen sind in so viele ganz verschiedene Stämme getheilt, daß sich kein allgemeines Bild von ihnen entwerfen läßt. Die Bewohner des eigentlichen Tamulenlandes, dessen größte Stadt Madras ist, schildert Graul als träg, sinnlich und lügenhaft. Die Kulis in den westlichen Ghat bis Bombay und weiter südlich, deren Name, weil sie hauptsächlich als Lastträger benutzt werden, auf alle Arbeiter überhaupt übergegangen ist, zeichnen sich durch Fleiß aus. Die Santals an der westlichen Grenze Bengalens, mit denen die Engländer 1855 zu kämpfen hatten, erregen durch eine patriarchalische Ehrlichkeit Aufsehn.

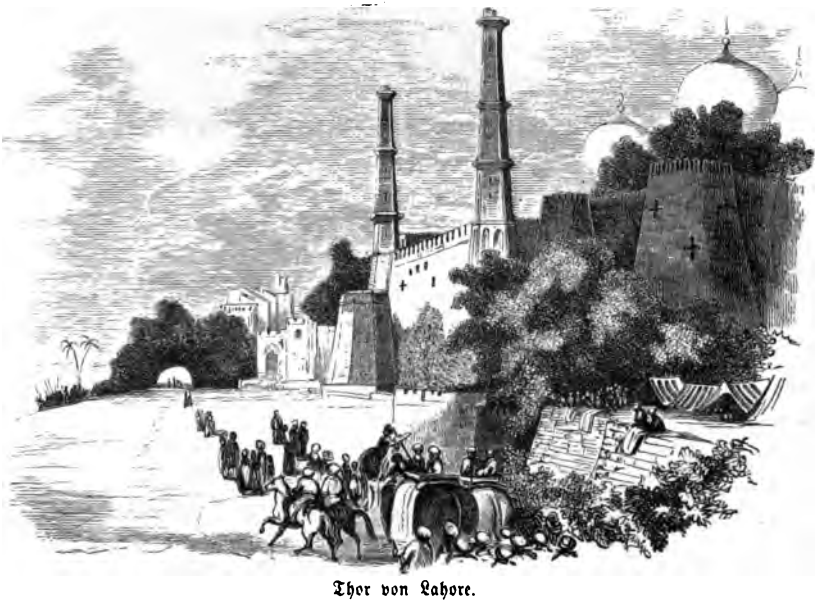
Unser Urtheil über den sittlichen Charakter der Hindu ist lange irre gegangen, weil wir

Ein indisches Fürstenschloß.

ihre Vergangenheit zu sehr im Auge hatten. Entschiede das über ihren eigentlichen Gehalt, was ihre Voreltern in früher, zum Theil vorchristlicher Zeit in der Philosophie und Moral, in der Poesie und Kunst gedacht und geschaffen haben, dann allerdings müßten wir sie sehr hoch stellen. Diese Blüthen, die der Volksgeist einst gezeitigt hat, kennt leider der heutige Hindu nicht mehr, und sogar die Baudenkmale seiner Vergangenheit, so laut sie zu seinen Sinnen reden, versteht er nicht. Viele der ältesten und schönsten Bauten gelten ihm für unrein. Für uns sind diese alten Bauten überaus merkwürdig, weil sie Vorbilder der egyptischen Tempel und Pyramiden, der Caryatiden und der geglie-

sind ein verkommenes Geschlecht, und sie aufzurichten kann nur die langsame Arbeit von Jahrhunderten sein.

Grausamkeit ist ein Charakterzug, der bei allen Völkergruppen Indiens wiederkehrt. Der weibische Hindu am untern Ganges ist furchtbarer Wuthausbrüche fähig und verhängt über seine Kinder, über seine Diener Strafen, die wirkliche Martern sind und die Gesundheit gefährden. In den Gefilden, die unsre Dichter so idyllisch schildern, sind Verbrechen im Schwange, denen man auf europäischem Boden seit Jahrhunderten nicht mehr begegnet. Ganze Völkerschaften bringen Menschenopfer dar, und an der nordwestlichen Küste des Golfs von Bengalen gab es, ehe die



Thor von Lahore.

derten Säule, des Domes, ja der Ornamentik des italienischen Wiedergeburts-Styls enthalten, zu welchem Allen die mohamedanische Architektur noch gothische Anklänge fügt. Um der Gegenwart näher zu bleiben, legen wir unsern Lesern kein altindisches Tempelbild vor, sondern wählen zum Vertreter der Hindu-Baukunst den Palast eines Radscha's. Es ist das Schloß von Ramnaghur am rechten Ufer des Ganges, nahe bei Benares. Des Vergleichs wegen fügen wir ein mohamedanisches Bauwerk hinzu, ein Thor von Lahore aus der Zeit der Mongolen-Herrschaft.

Der Contrast zwischen diesem glänzenden Eingange und den dürftigen, schmutzigen Straßen, zu denen er führt, ist nicht größer als der Contrast zwischen dem alten und dem heutigen Indien. Die Hindu der Gegenwart

Engländer energisch einschritten, eine eigene Kaste der Panwas, die sich davon ernährte, daß sie Kinder aus den Ebenen in die Berge führte, damit es in den Zeiten der Aussaat nie an Opfern für die Gottheit fehle. Den Suttis oder Wittwenverbrennungen haben die Engländer ein Ende gemacht, die Ermordungen der weiblichen Kinder durch die Eltern, auch wohl durch die Diener des Hauses, dauern wenigstens in den halb unabhängig gebliebenen Staaten fort. Gewöhnlich ist es der Stolz des Vaters, der dieses Verbrechen hervorruft. Nicht im Stande, für mehrere Töchter die kostspieligen Hochzeitsfeste zu veranstalten, tödtet er sie lieber, ehe er die Schande erlebte, sie Männer niedern Ranges wählen oder unverheirathet bleiben zu sehen. Dieses Verbrechen muß in ausgedehntem

Maßstabe begangen werden, denn es gibt im mittlern und östlichen Indien Bezirke, wo die weiblichen Kinder nur den vierten und fünften Theil aller Kinder ausmachen.

So bekannt die Engländer nach einer siebenzigjährigen Herrschaft mit den dunkeln Nachtseiten in dem Charakter der Hindu geworden waren, fühlten sie sich doch von Entsetzen ergriffen, als sie halb zufällig bei den Nachforschungen, welche das spurlose Verschwinden einiger beurlaubter Sipahis hervorrief, die Entdeckung machten, daß es eine eigene und zahlreiche Kaste gebe, für die der Mord zugleich Lebensunterhalt und Religionspflicht sei. Die Thags dienen der Göttin Kali und je mehr Menschen sie erwürgen, desto wohlgefälliger werden sie dieser Schrecklichen. Sie beten zu ihr, ehe sie morden, sie danken und opfern ihr, wenn sie ihr Werk vollbracht haben. Sie haben ihre Priester, ihre Kasten der Aufspürer, Mörder und Todtengräber, ihre festen Regeln des Mordens und Begrabens, von denen abzuweichen eine Gottlosigkeit wäre. Sie schließen sich arglosen Reisenden an und werfen ihre Schlinge, die ihre einzige Todeswaffe ist, wenn sie des Erfolgs ganz sicher sind, während ihre Opfer beten, essen oder schlafen. Oberst Sleeman, der die Maßregeln gegen sie leitete, hat in seinen **Rambles and Recollections** über die Erfolge der englischen Thagpolizei Bericht erstattet. Von 1830 — 1837 wurden 3266 Thags den Gerichten überliefert. Mehrmals glaubte man sie ausgerottet zu haben, und immer wieder stieß man auf Spuren ihrer scheußlichen Thätigkeit. Bei der Eroberung des Pendschabs fand man sie so massenhaft vor, daß ein eigenes Thaggefängniß eingerichtet werden mußte. Zuletzt war das Königreich Audh ihr Schlupfwinkel.

Keine Kaste, wohl aber eine geschlossene und gut organisirte Gesellschaft, sind die Dattureas oder Giftmischer. Es gibt ihrer zu Hunderten, und auch sie haben wie die Thags ein festes System und heilig gehaltene Satzungen. Zu zahlreichen Banden vereinigen sich, namentlich in den nordwestlichen Provinzen, die Dakoits oder Räuber. Die Grausamkeiten, welche sie begehen, sind entsetzlich, und in welchen Massen sie auftreten, beweist die Thatsache, daß in den Jahren 1833 — 1836 nicht weniger als 14,168 Dakoits vor Gericht standen. Noch größer ist die Zahl der hinterlistigen Verbrechen, die keinen Muth erfordern, der Fälschungen, Betrügereien, Meineide. Der falsche Schwur bildet im wirklichsten Sinne des Worts ein legitimes und unentbehrliches Beweismittel der Hindu. Wird Jemand fälschlich als Schuldner für eine gewisse Summe belangt, so hütet er sich wohl, zu leugnen, denn er weiß, daß sein Gegner um Zeugen nicht in Verlegenheit ist. Nein, er giebt den Klaggrund zu, aber er führt seinerseits durch meineidige Zeugen den Beweis, daß er gezahlt habe. In Bengalen hat der Meineid seinen Marktpreis — er kostet einen Ana, nach unserm Gelde etwa 1 Sgr. 5 Pf. Die Häufigkeit des Ehebruchs führt uns zu der faulsten Stelle der indischen Zustände, auf die Stellung der Frauen. In der tiefsten Unwissenheit erhalten — es gibt in ganz Bengalen nicht eine einzige Mädchenschule, und alle Bemühungen der Engländer haben kein Resultat gehabt — und dazu bestimmt, im Verein mit andern Gefährtinnen den wechselnden Launen des Mannes zu dienen, kann die Frau keinen sittlichen Halt haben und wenig oder nichts zur Ausbildung ihrer Kinder beitragen.

Das ist das Volk, mit dem die englische Regierung zu thun hat. Sagt man, um das Anomale ihrer Stellung zu schildern, daß es für sie sich darum handle, in ungeheurer Entfernung vom Mutterlande mit einer Handvoll Europäer 170 Millionen Menschen zu beherrschen, so muß man, will man alle Schwierigkeiten mit einem Male nennen, noch hinzufügen, daß die Regierenden diese Millionen bis jetzt höchst unvollkommen kennen, und daß sie von ihnen theils bitter gehaßt, theils als unrein verabscheut werden. Ein orientalischer Herrscher würde in dieser Lage den Schrecken zu seinem Losungswort machen, die Engländer haben in europäisch-christlichem Geiste regiert.

Die englische Regierung Indiens ist eine doppelte, eine im Mutterlande und eine in der Colonie. Die im Mutterlande baut sich in ihrem untern Theile kraus und schief aus Gewalten auf, die im Laufe der Zeit den Boden unter den Füßen verloren, aber noch grade so viel Macht behalten haben, um hemmen und verzögern zu können. Die Generalversammlung der Actieninhaber, die eigentlich legitime Gewalt, gilt im Grunde gar nichts mehr, wenn sie auch noch Anordnungen über Nebendinge treffen darf und bei der Ertheilung von höheren Gnadengehalten und Geldbelohnungen gehört werden muß. Der Hof der Directoren, der die Regierungsgewalt an sich genommen hatte, mußte sie seinerseits an den geheimen Ausschuß, der aus drei Mitgliedern besteht, abtreten, und jetzt entscheidet in allen wichtigen Dingen nicht mehr dieser geheime Ausschuß, sondern der Vorsitzende des Controlamts, der ein königlicher Minister und als solcher dem Parlament verantwortlich ist. Die nominelle Verfassung der Regierung im Mutterlande enthält über die Beziehungen dieser verschiedenen Behörden eine ziemliche Anzahl von Be-

stimmungen, in der Wirklichkeit ist das Verhältniß so, daß der Hof der Directoren gegen Entscheidungen des Controlamts binnen vierzehn Tagen Vorstellungen machen kann, und daß das Controlamt nach dieser Frist volle Freiheit hat, auf seinem Willen, der in diesem Falle sogleich zum Befehl wird, zu bestehen. Nachdem die ostindische Handelsgesellschaft 1833 ihr Handelsmonopol und der Directorenhof 1853 durch die Einführung des allgemeinen Concurses sein einträgliches Patronatrecht verloren hat, besitzt das gewöhnliche Mitglied weiter nichts mehr als seine 10½% Interessen und der Director sein Jahrgehalt von 500 Lstrl.

auf dem nächsten Bilde macht den Uebergang von dem einen Stadttheil in den andern.

Der in Calcutta residirende Statthalter regiert außer seiner eigenen Provinz ganz Indien mit Ausschluß von Ceylon, welches der Krone unmittelbar unterworfen ist. Bei Strafe des Hochverraths verbunden, alle von London ankommenden Befehle auszuführen, ist er von fünf Räthen umgeben, ohne an deren Gutachten gebunden zu sein. Darum heißt es in der Eingangsformel seiner amtlichen Erlasse: Der Generalstatthalter in seinem Rath befiehlt u. s. w. (the governor general in council, und nicht the governor general and council). Auch die beiden andern

Regierungshaus in Calcutta.

Der Sitz der indischen Regierung ist Calcutta. Handelsbedürfnisse haben über diese Wahl entschieden, die in politischer Beziehung nicht unglücklicher hätte getroffen werden können. Die „Stadt der Paläste" ist ebenso entlegen wie ungesund, und nicht selten „entläuft" der Generalstatthalter seinen Räthen und den Regierungssorgen, um in einer der nördlichen Gesundheitsstationen kühlere Luft einzuathmen. Besonders Lord Ellenborough hatte diese Gewohnheit, der man die vielen Mißgriffe seiner Verwaltung zuschreibt. Man hat statt Calcutta's Allahabad zur Residenz vorgeschlagen, und noch passender wäre Delhi mit seinen tausend Erinnerungen an die Herrlichkeit der Hindu- und Mongolen-Herrschaft.

Der Palast des Generalstatthalters, von dem wir eine Abbildung beifügen, ist ein der hohen Stellung dieses Beamten würdiges Gebäude. Marquis Wellesley erbaute ihn an dem südlichen Endpunkte des Maidan, eines großen mit Rasen bekleideten Platzes. Der anstoßende, von Europäern bewohnte Theil der Stadt erinnerte den Bischof Hebert an Petersburg. Um so unscheinbarer ist der Theil von Calcutta, der den Eingeborenen *geblieben ist.* Der Bazar der Chilpore-Straße

Präsidentschaften Bombay und Madras haben jede ihren Statthalter und ihren Rath. Ferner existirt in jeder der drei Präsidentschaften ein Obergericht, dessen Gerichtsbarkeit sich über die in seinem Bezirke lebenden Engländer erstreckt. Jeder Statthalter hat Secretäre, eine Art verantwortlicher Minister, zur Seite, und es bestehen Oberbehörden (boards) für Einkünfte, Controle und Finanzen überhaupt, wie besondere Aemter für Zölle, Salz und Opium.

Die Zahl der übrigen englischen Beamten ist nach unsern Continentalbegriffen eine unbegreiflich kleine. Die ostindischen Bezirke sind sehr groß und werden in Bombay durchschnittlich von 600,000, in den nordwestlichen Provinzen von 730,000, in Madras von 800,000, in Bengalen von 1,000,000 Menschen bewohnt. Ein jeder solcher Bezirk hat nur drei englische Beamte, denen wenige europäische Gehülfen beigegeben sind: einen Bezirksverwalter, der die Ordnung aufrecht erhält, für die Straßen, Brücken und Canäle sorgt, die Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten beaufsichtigt und kleinere Vergehen straft, einen Steuereinnehmer und einen Richter, der als mittlere Instanz zwischen die

einheimischen Untergerichte und die mit Engländern besetzten Obergerichte (Sudder Adawlut, in jeder Präsidentschaft eines) tritt.

In ganz Indien gab es 1856 nicht mehr als 808 englische Beamte. Sie werden sehr gut bezahlt, denn die durchschnittliche Besoldung eines Civilbeamten kann zu 1780 Lstrl. angenommen werden. Aber man fordert auch sehr viel von ihnen, namentlich Kenntnisse in den orientalischen Sprachen, und Jeder von ihnen setzt in dem glühenden Klima seine Gesundheit auf's Spiel. In den untern Reihen wird kaum einer dieser Beamten Geld sparen können. Die Sitten des Landes machen eine zahlreiche Dienerschaft nöthig, deren Unterhalt 167 Lstrl. jährlich kostet, und wollen Eltern nicht die gewöhnlichste Sorgfalt für Leben und Gesundheit der Kinder vernachlässigen, so müssen sie dieselben in England erziehen lassen.

Man hat den Eingeborenen ihre Gesetze gelassen, den Hindu ihre alten Satzungen, den Mohamedanern ihren Koran, und die Verordnungen der ostindischen Gesellschaft, die von Lord Cornwallis 1793 zu einer Sammlung vereinigt worden sind, verstoßen im Ganzen gegen diese Klugheitsregel nicht. Aber an der Ausführung ihrer eigenen Gesetze in den höheren Behörden Antheil zu nehmen, gestattet man den Eingeborenen nicht. Die von Lord William Bentinck 1831 zuerst verfügten und seitdem fortgesetzten Begünstigungen erstreckten sich nicht weiter, als daß man den niedern Aemtern, zu denen man Hindu und Mohamedaner zuläßt, erweiterte Befugnisse und höhere Besoldungen gegeben hat. Die höchsten, für Eingeborene erreichbaren Stellen sind die eines Unterrichters (in drei Abstufungen principal sudder ameen, sudder ameen und munsiff), eines Zollbeamten und eines Angestellten bei der Salz- und Opiumverwaltung. Solcher Beamten gibt es in der Präsidentschaft Bengalen 1850, und ihre Besoldung bewegt sich innerhalb der Grenzen 100 und 1200 Lstrl. jährlich. Einheimische Beamte überhaupt hatte die Präsidentschaft zu Anfang des vorigen Jahres 45,538 und der kleinste Besoldungssatz war 2 Rupien oder etwa 4 Schilling monatlich.

Bazar in Calcutta.

Der Zustand, in dem sich die einheimische Polizei befindet, läßt die Uebertragung höherer Stellen an Eingeborene kaum als thunlich erscheinen. Schon die regelmäßige, der Controle der Regierung unterworfene Polizei ist eine Geißel für das Land. „Ich glaube," erklärte der hochgebildete und menschenfreundliche Hindu Dwakarnath Tagor vor einem Parlaments-Ausschusse, „daß die ganze indische Polizei vom Darogah (erstem Polizeibeamten eines Unterbezirkes, deren Bengalen 469 hat) bis zum letzten Diener abwärts ein Krebsschaden ist, und daß man nicht in einem einzigen Falle sein gutes Recht erlangen kann, wenn man sich nicht den Schutz dieser Beamten mit Geld erkauft." Diese Polizei

verhaftet Unschuldige und läßt die wirklichen Verbrecher, die sich mit ihr verständigt haben, in Freiheit, sie foltert, begeht Erpressungen und brandschatzt ganze Dörfer, ohne daß die eingeschüchterte Bevölkerung zu klagen wagt. Noch schlimmer treibt es die Dorfpolizei, eine ruchlose Bande, deren Zahl in ganz Indien sich auf 170,000 Menschen beläuft. Weil der Eingeborene mit Recht jede Berührung mit dieser Polizei fürchtet, kommt nicht die Hälfte aller Verbrechen zur Anzeige. Die Engländer glaubten erträglichere Verhältnisse herbeizuführen, wenn sie jedem Dorfe die Ernennung seiner Polizeibeamten überließen. Es trat keine Besserung ein, da die Bauern ganz unter dem Einflusse der großen Grundbesitzer stehen, und diese Zemindare ihre seit unvordenklichen Zeiten beibehaltene Gewohnheit, ihre Polizei gleich einer Räuberbande zu benutzen, nicht ändern wollen.

Von dem jungen Manne, der indischer Civilbeamter zu werden wünscht, fordert man eine Menge von Kenntnissen in der Geometrie, Algebra, Astronomie, Statik und Dynamik, im Griechischen, Lateinischen, Persischen, Sanskrit und Hindostan, in der Nationalökonomie, in der allgemeinen und in der indischen Geschichte, und unterwirft ihn fünf Prüfungen, ehe man ihn für tüchtig erklärt. Der junge Mann, der der ostindischen Gesellschaft seinen Degen anbietet, hat, wenn er weder in die Artillerie noch in das Genie eintreten will, nur zu beweisen, daß er zwischen sechszehn und zwanzig Jahre alt ist und die gewöhnliche Gymnasialbildung besitzt. Als Junker kommt er nach Indien, bleibt einige Wochen im Fort William, wird an ein Regiment abgegeben und lernt nun erst unter der Leitung eines Unterofficiers ein Jahr lang den Dienst.

Der Stellenkauf existirt in der ostindischen Armee nicht, wohl aber das Auskaufen, d. h. es ist gestattet, daß die Officiere, um schneller vorzurücken, einen Vorgesetzten durch eine Geldsumme, welche sie unter sich aufbringen, zum Rücktritt bestimmen. Schnelle Beförderungen sind nichts weniger als häufig. Jeder rückt nach dem Dienstalter vor, und die „Ernennung durch Brevet," die man als Belohnung glänzender Thaten eingeführt hat, ertheilt bloß im Felde einen höheren Grad und führt keine Gehaltsvermehrung herbei. Havelock, der Erretter der Besatzung von Lacknau, hat dreiundzwanzig Jahre als Subalternofficier gedient. Das durchschnittliche Einkommen eines Civilbeamten beträgt, wie wir gesehen haben, 1780 Lstrl., das eines Officiers bloß 480. Der Fähnrich erhält 202 Rupien monatlich, der Lieutenant 256, der wirkliche Hauptmann 465, der Major 780, *der wirkliche* Oberst 1032, der wirklich Commandirende des Regiments, der in der Regel nicht der Oberst ist, hat 400 Rupien monatliche Zulage zu seinem Sold.

Die Stellung der Officiere ist eine verschiedene, je nachdem sie zu den königlichen Truppen, welche die Krone der Gesellschaft zur Verfügung stellt, oder zu den eigenen Truppen der Gesellschaft, die von ihr geworben und ausschließlich in Ostindien verwendet werden, gehören. Der Officier der königlichen Truppen dünkt sich vornehmer, aber der Officier der Gesellschaft ist in der Hinsicht bevorzugt, daß nur er zu einträglichen außerordentlichen Beschäftigungen verwendet werden darf. Wer der orientalischen Sprachen mächtig ist, oder zu diplomatischen Sendungen, topographischen Arbeiten, in einer Beamtenstelle verwendet werden kann, bezieht in dieser Eigenschaft und als Officier doppelten Gehalt, und solche Stellen werden daher sehr gesucht. Alle diese Angestellten, ferner diejenigen, welche in den Stab, in das Commissariat und in eines der unregelmäßigen Regimenter befehligt worden sind, figuriren in den Listen fort, fehlen aber beim Regiment. Die Zahl der auf diese Weise Fehlenden betrug 1856 bei der Armee von Bengalen 530, nämlich 136 in bürgerlichen Stellen, 44 im Stabe, 130 beim Commissariat und 220 bei unregelmäßigen Regimentern. Noch haben wir eine zahlreiche Classe Nichtanwesender nicht genannt — die Classe der Beurlaubten. Es ist vorgekommen, daß ein Fähnrich der höchste beim Regimente anwesende Officier gewesen ist, und Valbezen (Les Anglais et l'Inde, p. 86.) hat sogar von einem Arzt gehört, der einige Monate lang eine Truppe befehligt habe.

Alle indischen Soldaten, die europäischen wie die eingeborenen, werden angeworben. Die Löhnung des europäischen Soldaten beträgt 15 Rupien monatlich; nicht bloß Brot und frisches Fleisch, Salz und Holz, sondern auch Thee, Bier und Rum werden ihm geliefert, wenn er nicht, wie es zuweilen geschieht, statt der Lebensmittel eine Entschädigung in Geld, batta genannt, erhält. Sein Leben würde im Vergleich zu dem des deutschen Soldaten ein behagliches zu nennen sein, wenn nicht das Klima viele Unannehmlichkeiten und Gefahren hätte. Obgleich man die königlichen Regimenter, ehe sie ihren funfzehnjährigen Dienst in Indien antreten, eine Zeit lang auf Zwischenstationen, auf Malta, in Gibraltar, am Cap, in Australien, verweilen läßt, werden sie dennoch schwer von Krankheiten heimgesucht. Von 1000 Mann sind immer 129 im Hospital, und jeder Soldat pflegt jährlich dreimal auf der Krankenliste zu erscheinen. In England sterben

jährlich von 1000 Soldaten 15, und in Ostindien beträgt die Sterblichkeit:

	In Bengalen.	Madras.	Bombay.	
bei d. europ. Offic.	2,9	—	—	v. 100
= = = Sold.	7,38	3,846	5,078	=
= = Sipahis	1,79	2,096	1,291	=

Die viel geringere Sterblichkeit der bengalischen Sipahis im Vergleich zu der bei den Sipahis von Madras erklärt sich daraus, daß die ersteren, meistens Männer von hoher Kaste, sich der starken Getränke enthalten, und die Sipahis von Madras, die aus den untern Classen hervorgehen, die Unmäßigkeit der europäischen Soldaten nachahmen. In einzelnen Fällen übersteigt die Sterblichkeit bei den europäischen Regimentern das oben angegebene mittlere Verhältniß bei Weitem. So hatte das 98. Regiment, das bei seiner Landung 718 Mann zählte, nach acht Jahren noch 109 Mann von diesem ursprünglichen Bestande am Leben.

Mit der Anwerbung der Sipahis braucht sich die Regierung keine Mühe zu geben. Sie melden sich freiwillig, und wenn ein alter Solbat auf Urlaub in seiner Heimath gewesen ist, bringt er gewöhnlich einen oder mehrere Burschen seines Dorfes mit, die man annimmt, nachdem sie eine Bescheinigung über ihre Kaste eingereicht haben und von dem Arzt für diensttüchtig erklärt worden sind. Ein bestimmtes Alter ist für die Recruten nicht festgesetzt; sie sind meistens zwischen 18 und 22 Jahre alt. Die Sipahis repräsentiren alle Volksstämme und Religionen Indiens. In Bengalen hat man vorzugsweise Leute höherer Kasten und angesehenere Mohamedaner eintreten lassen, theils ihrer Nüchternheit wegen, theils um das Ansehn der Sipahis bei der Bevölkerung zu erhöhen. Am 1. Januar 1856 dienten in den einheimischen bengalischen Regimentern 27,993 Radschputen (lauter Mitglieder der Kriegerkaste), 24,849 Brahminen, 13,920 Leute aus niederen Kasten, 12,416 Mohamedaner und 1076 Christen. Ihre Heimath hatten diese Soldaten größtentheils in den nordwestlichen Provinzen und in Audh, welchem Königreiche allein 40,000 angehörten. In den beiden andern Präsidentschaften sind es die niedrigsten Kasten, welche die Hindu-Sipahi liefern. In der Armee von Bombay dienen viele Juden, denen man als tapfern und gehorsamen Soldaten vor allen andern den Vorzug gibt. Für die ganze indische Armee nimmt man das folgende Verhältniß an: $^1/_3$ Mohamedaner und $^2/_3$ Hindu, unter den letzteren $^1/_{10}$ Sikhs. Die Reiterregimenter bestehen zur Hälfte aus Hindu, zur Hälfte aus Mohamedanern.

Jeder Sipahi verpflichtet sich auf nicht mehr als drei Jahre und geht nach Ablauf dieser Zeit eine neue Capitulation ein. Nach funfzehn Jahren wird er pensionsfähig. Die Löhnung besteht beim Fußvolk für den Soldaten aus 7—9 Rupien monatlich (nach dem Dienstalter verschieden), für den Naick oder Corporal aus 12, für den Havildar oder Unteroffizier aus 14, für den Dschemmadar aus 40, für den Subadar aus 60. Die beiden letzten sind Officiere, die aber im Range dem jüngsten europäischen Fähnrich nachstehen, und dieselbe Stellung einnehmen wie der master in der Marine. Nahrung und Kleidung muß der Sipahi von seinem Solde bezahlen, die letztere erhält er stets zu einem festen Preise geliefert; im Felde auch den Reis. Lebt er sparsam, so kann er jährlich 36 Rupien zurücklegen oder seiner Familie schicken. Die Pension ist für den Sipahi auf 4, den Naick auf 7, den Havildar auf 9, den Dschemmadar auf 13, den Subadar auf 25 Rupien monatlich festgestellt. Im Jahre 1844 gab es in Bengalen 22,381 Soldaten und 1730 Familien, welche Pensionen bezogen.

Neun Monate genügen, aus dem Sipahi einen fertigen Soldaten zu machen. Da seine Uniform mit Ausnahme der runden wollenen Mütze, die er statt des Tschakos trägt, jener der europäischen Regimenter gleicht, so könnte man ihn seiner Haltung nach für einen Engländer halten, wenn er nicht etwas schlaff marschirte, seine Waffen mit einer gewissen Unsicherheit handhabte und von seinen Schuhen in Verlegenheit gebracht würde. Außer Dienst wird er augenblicklich zum reinen Indier, entledigt sich aller Uniformstücke, gürtet sich mit seinem Taschentuche und kauert affenähnlich am Boden nieder.

Außer den königlichen Truppen, den Regimentern der Gesellschaft und den Sipahis gibt es noch unregelmäßige Truppenkörper, Hülfstruppen der eingebornen Fürsten und die ungeordneten, mit Luntenflinten, Schwertern und Schilden bewaffneten Haufen, welche von den Finanzbehörden, der Polizei und der Justiz verwendet werden. Da auf das numerische Verhältniß der europäischen und der eingebornen Truppen unter den jetzigen Verhältnissen sehr viel ankommt, dürfen wir es nicht umgehen, eine Armeeliste aufzustellen. Am 1. Januar 1856 war der Etat der indischen Armee folgender:

Officiere im Dienst der Gesellschaft	6,215 M.
Königliche Reiterei	1,400 =
= Infanterie	24,000 =
Europäische reitende Artillerie . .	2,660 =
Einheimische = = . .	440 =
Europäische Fuß-Artillerie . . .	4,040 =
Einheimische = . . .	4,480 =
Europäische Infanterie der Gesellschaft	9,000 =

Einheimische Infanterie der Gesellschaft	170,000 M.
Einheimische unregelmäßige Infanterie	51,150 =
Einheimische regelmäßige Reiterei	9,450 =
= unregelmäßige =	23,780 =
Zusammen	306,819 M.
mit 516 Geschützen.	

Thornton hat eine niedrigere Zahl, nämlich 290,000 Mann, worunter 50,000 Europäer. Auf die drei noch immer gesonderten Armeen der Präsidentschaften vertheilen sich die Mannschaften nach diesem Schriftsteller so, daß Bengalen in 128 Stationen 174,000 Mann, Bombay in 27 Stationen 59,000 und Madras in 33 Stationen 57,000 besitzt.

Jedes regelmäßige Sipahi-Infanterieregiment hat an europäischen Officieren einen Oberst, einen Oberstlieutenant, einen Major, sechs Hauptleute, zehn Lieutenants und fünf Fähnriche, an einheimischen Officieren zehn Subadars und zehn Dschemmadars, bei den regelmäßigen Reiterregimentern stehen zwanzig europäische und zwölf eingeborne Officiere. Bei den unregelmäßigen Regimentern ist die Zahl der europäischen Officiere in der Regel auf zwei Subalterne beschränkt, von denen einer den Befehl führt und der andre Adjutant ist.

Wie überall zeichnen sich die englischen Officiere Indiens durch ihren tollkühnen Muth aus. Im Friedensdienst sind sie nichts weniger als eifrig. In dem Buche Life and Opinions of General Charles Napier lesen wir schlimme Urtheile über sie. Der Eroberer von Sind nennt sie Sybariten und alberne Narren, welche sich täglich verschlechterten, Scherbet machten, Champagner tränken und die Sonne vermieden. Nicht sie, setzt der General hinzu, sondern die Subadars, „Männer von hoher Kaste und kühnem Sinn, beharrliche, nachdenkliche, sehr eifrige und militärische Leute," seien die Lehrer der Soldaten, und man werde es dereinst erleben, daß die Armee den unerfahrenen Cadetten von den Subadars entrissen werde.

Zu den obigen Zahlen des Heeres sind noch die Contingente der einheimischen Fürsten, 32,300 Mann, und die Polizeisoldaten, Zoll- und Finanzwachen, etwa 300,000 Mann, zu rechnen. Die europäischen Soldaten verschwinden in dieser Masse, je einer kommt auf 2541 Einwohner. Ein solches Verhältniß existirt nicht einmal in den Vereinigten Staaten, wo von 1822 Einwohnern immer einer Soldat ist.

Mit einem solchen Minimum europäischer Streitkräfte Ostindien gewaltsam niederhalten zu wollen, ist den Engländern nie in den *Sinn gekommen.* Sie haben die Erhaltung und festere Begründung ihrer Herrschaft vielmehr von moralischen Mitteln erwartet. Was in dieser Beziehung geleistet, was vernachlässigt und was positiv gesündigt worden ist, wollen wir so vollständig, unparteiisch und kurz wie möglich zusammenstellen.

Es ist gewiß, daß die heutige englische Regierung die beste ist, deren Ostindien in den geschichtlichen Zeiten sich jemals zu erfreuen gehabt hat. Nicht einmal unter Akber, der viel mit Uzbeken, Afghanen, Radschputen und seinem eigenen Sohn zu kämpfen hatte, und noch weniger unter Aurengzeb, dessen Macht von den Mahratten stark erschüttert wurde, hat in Ostindien so viele Ruhe und Ordnung, so viele Sicherheit der Person und des Eigenthums wie jetzt geherrscht. Durch Geschworne und durch freie Zeitungen die Justiz und die Verwaltung controliren zu können — diese kostbaren Rechte der Eingebornen, welche Hindu- oder mohamedanische Regierung würde sie ihnen jemals eingeräumt haben? Die englische Regierung hat in manche Mißbräuche tief eingeschnitten, die zahllosen müßiggehenden Orden und religiösen Gaukler unter scharfe Aufsicht genommen, die erschlichenen Lehen der weltlichen Aristokratie größtentheils eingezogen und die Allodien derselben zum Nutzen des Ganzen der Besteuerung unterworfen. Sie hat den Eingebornen Banken, Dampfschiffe, in der neuesten Zeit auch Eisenbahnen und Telegraphen, sie hat ihnen Posten und wohlfeiles Porto, gleiches Maß, gleiches Gewicht und gleiche Münze gegeben. Erst sie hat die Thags, von denen außer Akber nie ein indischer Fürst ernstliche Notiz genommen hat, fast vollständig ausgerottet, die Dakoits unabläßig verfolgt, den Wittwenverbrennungen ein Ende gemacht, den Menschenopfern und den Ermordungen der weiblichen Kinder die engsten Schranken gesetzt.

Unter den Gesetzen, welche den Engländern zur Ehre gereichen, ist das mit dem 10. April 1843 in Wirksamkeit getretene Gesetz über die Sclaverei nicht das letzte. In Nord- und Mittelindien besteht Hausclaverei, welche milde Formen hat, doch im Kauf und Verkauf weiblicher Sclaven zu argen Mißbräuchen führt und in mehreren der oberen Provinzen der Unsittlichkeit unberechenbaren Vorschub leistet. Ueberall, wo Tamul gesprochen wird, besteht Hausclaverei, und diese nimmt namentlich auf der westlichen Küste des Dekhan Formen von der äußersten Härte an. Seit dem 10. April 1843 ist in ganz Indien Niemand mehr Sclave, der es nicht selbst sein will. Jeder kann seinen Herrn verlassen, kein Gericht darf ein Eigenthumsrecht auf Menschen anerkennen. Weiter, bis zur völligen Aufhebung der Sclaverei, konnten die Engländer

nicht gehen, weil die Sclaverei sowohl im indischen als im mohamedanischen Recht begründet ist, das zu achten die ostindische Gesellschaft in den Capitulationen gelobt hat.

Der Erziehung widmet die englische Regierung eine große Sorgfalt. Die Präsidentschaft Bengalen ist am besten mit Anstalten bedacht. Es bestehen dort acht hohe Schulen — vier, nämlich das Hindu-Collegium für Verbreitung europäischer Kenntnisse, das Sanscrit-Collegium für Brahminen, die Medressa für mohamedanische Rechtsgelehrte und die medicinische Schule in Calcutta, die andern vier in Benares, Agra und Delhi — und sechsundvierzig Gymnasien. Die Präsidentschaft Bombay hat drei hohe Schulen und vierzehn Gymnasien, Madras in der Hauptstadt eine hohe Schule. Die Schüler sind meistentheils arm, so daß sie nur mit Hülfe von Stipendien der Regierung oder von Stiftungen ihre Studien verfolgen können. In den Anstalten, welche zur Verbreitung europäischer Kenntnisse bestimmt sind, geht man von der Ansicht aus, daß alles Heil für Indien aus der englischen Literatur kommen müsse, und daß diese nicht verständlich sei, ohne daß der Unterricht Alles umfasse, was in Europa gelehrt werde. Man macht die Hindu und Mohamedaner mit Shakspeare, mit Byron bekannt und stellt bei den öffentlichen Prüfungen Fragen wie diese: „Wie war der Verlauf der atheniſchen Expedition nach Sicilien im peloponnesischen Kriege, wie waren die Namen der Generale, welche von ihnen starben in Sicilien, und welchen Einfluß übte das Betragen der Athener gegen Alcibiades auf den Erfolg des Zuges aus?“ Trotz solcher Mißgriffe sind diese Schulen bei den bengalischen Hindu sehr beliebt, doch ist der Besuch bei Weitem nicht so stark, daß das Gesetz Lord Hardinge's von 1844, bloß solchen Eingebornen Anstellungen zu geben, welche von diesen Anstalten ausgebildet worden seien, hätte ausgeführt werden können. Alle diese Schulen sind übrigens rein weltlich.

Hin und wieder findet man reiche Grundbesitzer, welche auf ihren Gütern einen guten Unterricht einführen, und diese unterstützt die Regierung, wenn sie darum bitten, oder sie nimmt ihnen die Schulen ab, um Normalschulen daraus zu machen. Diese Fälle sind jedoch Ausnahmen, und im Allgemeinen reicht der Einfluß der Regierung nicht bis zu den Volksschulen hinab. Der zu ungeheure Unterschied zwischen den Regierenden und den Regierten verbietet es. Adams hat bei seinen Nachforschungen in fünf bengalischen Bezirken gefunden, daß die Zahl der eine Schule besuchenden Kinder zu der der ganzen Bevölkerung im Mittel sich wie $7\frac{3}{4} : 100$ verhält. Die Bemühungen der englischen Regierung, die Frauen an dem Unterricht Theil nehmen zu lassen, haben so gut wie kein Resultat gehabt. Die von Drinkwater Bethune in Calcutta gegründete und fürstlich ausgestattete Schule für Töchter der besseren indischen Familie, in der auf die Kastenvorurtheile und die Gewohnheiten der indischen Familie die ängstlichste Rücksicht genommen wird, hat nie mehr als sechzig Schülerinnen gehabt!

Den materiellen Verkehr Ostindiens mit alleiniger Rücksicht auf das Land selbst zu heben, verboten die Grundsätze der alten Colonialpolitik, die in England allen Redensarten von Freihandelspolitik zum Trotz ihre Geltung nicht verloren haben. Wie könnte man es anders als Colonialpolitik nennen, daß England der Ansäßigmachung seiner eigenen Bürger in Ostindien Beschränkungen auferlegte, von nicht englischen Waaren Differentialzölle erhob, die indischen Baumwollengewebe und Seidenwaaren in England hohen Eingangsabgaben unterwarf und seine eigenen Fabricate in Ostindien zollfrei eingehen ließ? Was damit erreicht werden soll, ist ja nichts als das hohe und schöne Ziel aller Colonialpolitik: Die Colonie liefert dem Mutterlande die Rohstoffe und erhält dafür Fabricate zurück. In wie weit England den Ausschluß des fremden Handels und den Absatz seiner Fabricate ermöglicht hat, wollen wir mit einigen Zahlen belegen. Der Handel Bengalens war 1850

	Einfuhr. Lstrl.	Ausfuhr. Lstrl.
England	4,057,275. .	4,768,074.
Frankreich . . .	123,380. .	629,021.
Hamburg. . . .	13,227. .	13,551.
Uebriges Europa	12,763. .	9,272.

An englischen Baumwollenwaaren wurden eingeführt:

	Rupien (zu 2 Schilling).
In Calcutta (1855) für . .	30,516,160.
= Bombay (1854) = . .	20,225,250.
= Madras (1854) = . .	2,998,595.

In gleichem Schritt mit der Zunahme des englischen Absatzes in Indien ist der Verfall der einheimischen Weberei gegangen. Die berühmten Mousseline, von denen man im Orient einst sagte, sie seien von Luft gewoben, sind vom Markt verschwunden, und alle die vielnamigen Stoffe, deren Bezeichnung in unserm Verkehr den indischen Ursprung verräth, werden nicht mehr auf indischen, sondern auf europäischen Webstühlen gefertigt.

Rohbaumwolle dürfen die ostindischen Provinzen nicht bloß liefern, nein sie sollen sie liefern, damit England von dem nordamerikanischen Markte frei werde. Die ostindische Gesellschaft hat sich dieses Artikels bereits 1788 durch die Lieferung von Sämereien angenommen, sie hat dann später vortheil-

haste Verträge mit Grundbesitzern abgeschlossen, Schulen für Pflanzungen errichtet, Reinigungsmaschinen eingeführt und 1839 amerikanische Pflanzer kommen lassen. Die Hoffnungen auf die indische Baumwolle stützen sich besonders darauf, daß die niedrigen Arbeitslöhne das Pfund zu 1½ Penny herzustellen erlauben, während es in Nordamerika 2¼ — 3 Pence kostet. Dieser Vortheil wird durch Nachtheile mehr als aufgewogen. Der erschöpfte Boden Indiens liefert nicht halb so viel Ertrag wie der Louisiana's, und will man ihn nicht ganz zu Grunde richten, so muß man sich mit einer Baumwollenernte in drei Jahren begnügen. Ferner arbeitet der Hindu nicht so gut wie der Negersclave, und die Waare selbst steht hinter den bessern amerikanischen Sorten, z. B. der sogenannten See-Inseln-Baumwolle von Georgia, weit zurück. England gesteht den Vorzug der amerikanischen Baumwolle thatsächlich durch den kleinen Theil, den es von den 191 Millionen Pfund, die Bombay jährlich versendet, für sich kauft.

Auch des Indigo, des Zuckers, der Rohseide hat sich die Regierung angenommen. Die letztere Cultur ist bloß in Bengalen zwischen dem einundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten Breitengrade zu einiger Entwicklung gelangt und bleibt stationär (1²/₁₀ Millionen Pfund). Der Indigo — eine sehr gewagte, von jeder Laune des Wetters abhängige Cultur — liefert im jährlichen Durchschnitt 100—120,000 Maunds (etwa 74 Zollpfund) im Werth von 120 Rupien, aber dieser Ertrag kommt nicht den Eingebornen zu statten, da die Indigobauer Europäer sind. Bessere Resultate hat der Zucker ergeben. Nachdem die Ueberstürzung, mit der sich die englische Speculation nach der Aufhebung der Sclaverei auf den indischen Zucker warf, ungeheure Verluste — in dem einzigen Bezirk Tirhut eine Million Lstrl. — hervorgerufen hatte, überließ man diese Cultur wieder den Eingebornen, und in den Händen derselben hat sie sich in einem solchen Verhältniß gehoben, daß die Ausfuhr von indischem Zucker in einem Vierteljahrhundert (1831 — 1855) von 267,173 Maunds auf 1,212,077 (Werth: 11,235,075 Rupien) gestiegen ist.

Das große Unglück Ostindiens ist der Mangel an schiffbaren Flüssen. Der nördliche Theil des Landes ist theilweise gut versorgt, aber in Mittel- und Südindien werden die Flüsse von keinem Segel belebt. Den Nerbudda befährt nicht ein einziges Boot, der Godavery ist bloß in seinem untersten Theile Schiffen zugänglich. Ebenso fehlt es an Straßen, denn was man in Indien so nennt, sind meistens Fußwege, halb durch Dickichte gebrochen und für Lastträger bestimmt. Gute Verbindungsmittel, für jedes Land hochwichtig, sind es für Ostindien doppelt und dreifach. In dem großen Tafellande Indiens, wo der langsame und theure Landtransport den Werth der Erzeugnisse herabdrückt, fällt der Bauer mehr und mehr in die Hände der Wucherer, deren Zinssätze von 2½ Procent monatlich bis zu 50 Procent und mehr jährlich gehen, und verarmt rettungslos. Grade die dringendste aller ihrer Pflichten, für Verbindungswege zu sorgen, haben die Engländer am längsten vernachlässigt.

Im Jahre 1825 gab es in ganz Indien nicht zwanzig englische Meilen fortlaufender fahrbarer Straßen, und noch 1830 wurde Lord William Bentinck's Vorschlag, jährlich 30,000 Pfd. Sterl. auf den Bau von Straßen zu verwenden, unwillig verworfen. 1836 begann man endlich die große Hauptstraße (Great trunk Road) von Calcutta nach Delhi, Lahore und Peschawer, die, wenn sie ganz fertig ist, eine Länge von 1450 englischen Meilen haben wird. Im Bau ist eine zweite Straße von Bombay nach Agra und eine dritte von Calcutta nach Bombay. Nun einmal das Eis gebrochen war, hat man die Binnenzölle aufgehoben, die Flüsse Godavery und Kistna mit Canälen versehen, Bewässerungsarbeiten unternommen und schließlich den Bau von Eisenbahnen begonnen, durch den dereinst den drei Präsidentschaften eine Verbindung und dem Dekhan eine bequeme Handelsstraße gegeben werden wird. Die prächtigste und nützlichste dieser Arbeiten ist der 450, mit seinen Abzweigungen 890 englische Meilen lange Bewässerungscanal zur Befruchtung des Stromlandes (Duabs) zwischen Ganges und Dschumna, der bei Hurdwar beginnt. Mit einem Kostenaufwand von 1½ Millionen Lstrl. hat die Regierung durch diesen Canal eine Bevölkerung von acht Millionen Menschen gegen die Gefahr einer Hungersnoth geschützt. Im Dekhan ist dagegen noch viel zu thun.

Die Entschuldigung der ostindischen Verwaltung, daß es ihr an Geld zu großen Arbeiten gefehlt habe, kann nicht als vollgültig angenommen werden. Richtig ist allerdings, daß die Finanzen trotz eines für das Land drückenden Abgabensystems (142,829,680 Rupien Grundsteuer, 17,244,980 Rupien Salzmonopol u. s. w.) mit Ausnahme der Jahre 1835 bis 1839 und 1849 bis 1853 immer ein Mehr der Ausgaben gehabt haben. Aber dieses Mehr ist eine Folge der vielen Kriege, die zum Theil wenigstens unnöthig waren. Von den jüngsten Kämpfen wollen wir die gegen das Pendschab und gegen Birma als durch Nothwehr hervorgerufen gelten lassen, aber die Feldzüge in Sind, Afghanistan und Persien wurden durch eine grundfalsche Po-

litik hervorgerufen. Zugegeben, daß die Gefahr eines russischen Alexanderzuges nach Indien wirklich existire, ist es eine unbegreifliche Verblendung, dadurch vorbeugen zu wollen, daß man die Grenzvölker gegen sich erbittert und die russische Marschstraße durch Vorschieben der indischen Grenze abkürzt. Diese Marschstraße ist von der Insel Aschur Ada im südöstlichen Winkel des kaspischen Meeres bis Attock am Indus vielleicht fünfhundert Stunden lang und führt auf der sogenannten Königsstraße, die weder etwas Königliches hat noch nach dem allerbescheidensten altmecklenburgischen Maßstabe eine Straße genannt werden kann, durch Einöden, Steppen, Wüsten, Gebirge und Engpässe. Ein Heer, das mit solchen Naturhindernissen und der wilden Tücke und Feindseligkeit von Turkomanen und Afghanen zu thun gehabt hat, kann man ruhig am Indus erwarten.

Außer der äußeren gibt es eine innere Gefahr, und was die Engländer gegen diese gethan haben, wird ihnen zum schwersten Vorwurf gemacht. Ehe man die „Annexationen" zu hart beurtheilt, vergesse man nicht, daß das Verhalten einer Regierung nicht bloß durch die biblischen und völkerrechtlichen Vorschriften, sondern auch durch die Pflicht der Selbsterhaltung und durch Menschlichkeitsrücksichten bestimmt wird. Die Erfahrungen, welche die Engländer mit den Sultanen von Maissur, den Mahratten, den Sikhs und den Birmanen gemacht haben, sind ihnen zur Lehre geworden, daß kein indischer Staat und kein indischer Volksstamm zu einiger Macht gelangen kann, ohne auf der Stelle die Verjagung der Engländer für seine Aufgabe zu halten. Was die kleineren Staaten betrifft, um deren Einverleibung es sich in den letzten Jahren gehandelt hat, so wird dort eine solche Wirthschaft getrieben, daß es einem englischen Generalstatthalter, je gewissenhafter er ist, um so schwerer werden muß, dem Unwesen mit untergeschlagenen Armen zuzusehen. Die souveränen, verbündeten und mediatisirten Fürsten, welche Indien bedecken, umgeben sich mit einem rohen Adel, erschöpfen ihr Land und rufen in den meisten Fällen eine solche Zerrüttung hervor, daß ein allgemeiner Zustand des Faustrechts eintritt. Ein unverwerflicher Zeuge, den wir schon einmal reden ließen, ein Hindu von erlauchter Geburt, Dwakarnath Tagor, hat über die Annexationen geurtheilt: „Alle Hindu sind der englischen Regierung zu unendlichem Dank verpflichtet. Sie trete alle das streitsüchtige Gesindel der Maharadscha und Nawab, der Sultane und Emire zu Boden und erhalte so die Ruhe des Landes; Indien bedarf eines solchen mächtigen Schutzes." Die unteren Classen denken ebenso wie der edle und reiche Hindu. Alle halb oder ganz unabhängigen Staaten haben eine geringere Bevölkerung als die unter England stehenden Gebiete: die Bevölkerung wandert aus, um unter dem Schutz der englischen Gesetze zu leben.

Die letztere größere Annexation ist die von Audh. Die dortigen Herrscher waren ursprünglich mongolische Statthalter, und England hatte sie 1819 als Könige anerkannt. Sie waren nach einem Vertrage von 1801, dessen Bestimmungen nachher öfter wiederholt wurden, verpflichtet, „in Zukunft durch ihre eigenen Beamten ein Verwaltungssystem einzuführen, welches das Wohl und Gedeihen ihrer Unterthanen sichere und fördere." Auf den 1120,46 deutschen Geviertmeilen des im höchsten Grade fruchtbaren Bodens lebten 1851 nach dem

Lacknau.

Bericht über die trigonometrische Vermessung von Indien 2,970,000 Menschen. Residenz war Lacknau, eine Stadt am Gumti, mit 200,000, nach v. Orlich mit 300,000 Einwohnern und einigen schönen Gebäuden. Der königliche Palast, der auf unserm Bilde besonders hervortritt, ist in dem Styl ausgeführt, den die Engländer orientalische Gothik nennen, und vereinigt die Minarets der Moscheen mit den gespitzten Kuppeln der Hindutempel.

Die Regierungsweise der Könige von Audh stand noch unter dem niedrigen Niveau indischer Fürstenwirthschaft. Der erste König Ghazieddin brachte durch Erpressungen einen Schatz von zehn Millionen Pfd. St. zusammen, der zweite, Nasr-eddin, der 1837 vergiftet wurde, vergeudete diesen Schatz und befriedigte seine Geldbedürfnisse durch Steuereintreibungen, denen seine Unterthanen sich mit bewaffneter Hand zu widersetzen pflegten, durch Plünderung seiner Beamten und durch Vermögenseinziehungen. Dann standen Kronprätendenten auf, und zuletzt regierte ein von Fanatikern geleiteter Mann, Waschid Ali. Es wurde unter diesen Herrschern schlimmer und schlimmer, bis endlich die Elemente der Gesellschaft kaum mehr zusammenhielten. Sowohl Lord Auckland (1836), als Lord Hardinge (1845), drohten mit Absetzung, wenn die Bedingung einer guten Regierung nicht erfüllt werde. Eine gleiche Drohung gegen den letzten König hatte bloß einen Mordanfall auf den englischen Residenten Oberst Sleeman zur Folge (1853). Inzwischen nahmen die Reibungen, die in Audh zwischen Hindu und Mohamedanern, Schiiten und Sunniten nie aufgehört haben, einen gefährlichen Charakter an. Die Mohamedaner machten in Feisabad Angriffe auf einen Hindutempel, der König, der ein Schiit ist, nahm mit dem mohamedanischen Adel für seine Glaubensgenossen Partei, selbst in der Hauptstadt wurden die Hindu geplündert, ihre Häuser abgedeckt, ihre Frauen und Töchter mißhandelt, und ein Mollah Amin Ali durfte, zum heiligen Kriege auffordernd, das Land durchziehen. Diese Vorgänge sind es, welche die Einverleibung von Audh (4. Februar 1856) hervorgerufen haben, und man wird nicht leugnen wollen, daß das Motiv der Maßregel, auf diese Weise den Ausbruch eines Religionskrieges zu verhindern, Beachtung verdient. Allerdings ist die Absetzung des Königs verhängnißvoll geworden, da der Verlust eines verschwendenden Hofes und die Entlassung einer großen Anzahl von Soldaten viel Unzufriedenheit erregt und auf die 40,000 Sipahis aus Audh eingewirkt haben.*)

*) Der Verfasser, dem die Aufgabe einer allgemeinen Darstellung der indischen Verhältnisse gestellt worden war, konnte bei einem einzelnen Vorgange nicht auf eine Erörterung des Für und Wider eingehen. Leser, die sich über die Rechtsfrage und die Thatsachen unterrichten wollen, brauchen nicht um Belehrung verlegen zu sein. Die früheren Verhältnisse bis 1837 behandelt: The private Life of an Eastern King von W. Knighton, die Rechtfertigung der englischen Regierung findet man in dem Blaubuch Oude Papers, die Vertheidigung des Königs in Mohammed Mussih Eddin's: Oude, its princes and its Government vindicated.

Die gewöhnlichste Klugheit gebot den Engländern, ihrerseits Alles zu vermeiden, was die Flammen eines Religionskrieges entzünden konnte. So lange die ostindische Gesellschaft wirklich herrschte, geschah dies mit großer Aengstlichkeit. Man verbot jede Proselytenmacherei, man unterstützte die beiden fremden Religionen, man umgab den Tempel von Dschaggernath, den Schauplatz widerlicher Selbstopfer, mit Ehrenwachen, man verfolgte ein in persischer Sprache geschriebenes Buch, das die Irrthümer des Islams enthüllte, mit Strenge. Von dieser übertrieben ängstlichen Politik ist man unter dem Drängen von Exeter-Hall abgegangen, um nach und nach die Proselytenmacherei offen zu begünstigen. Der Ausspruch Lord Wellesley's: „Die Bibel zu verbreiten, ist das Geringste, was ein Christ thun kann, und das Höchste, was eine englische Regierung erlauben darf," bezeichnet die Grenze, deren Ueberschreitung zu vermeiden war. Man überschritt sie, indem man den Glaubensboten eine Einwirkung auf die Erziehungsanstalten der Regierung gestattete, die Sipahis zur Verspottung ihrer eigenen Geistlichkeit ermunterte, dem Hindugesetz zuwider das Erbrecht Abgefallener aufrecht erhielt und diesen Bekehrten überhaupt so viele Begünstigungen gewährte, daß sie von den Eingeborenen nur noch Regierungs- oder Reischristen genannt wurden.

Was man auf diesem gefährlichen Wege erreicht hat, ist nicht der Rede werth. Seit dem siebenzehnten Jahrhundert hat es in Indien Missionen gegeben. Bis zu glänzenden Anfängen gelangte Robert's de Nobilibus Jesuitenmission von Madura, die sich im Brahminengewande einschmuggelte, aber von Clemens XI. wegen dieses akatholischen Verfahrens unterdrückt wurde. Der Pariser Missionsverein, der die Arbeiten fortsetzte, fand die Zöglinge der Jesuiten zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt. Er selbst taufte in dreißig Jahren höchstens dreihundert Menschen. Inwieweit diese Getauften Christen zu nennen waren, ist aus dem Urtheil zu entnehmen, das Abbé Dubois zu Ende des vorigen Jahrhunderts über seine eigene Wirksamkeit gefällt hat: „Mit Scham muß ich erklären, daß ich mich keines Falls erinnere, wo ein Eingebore-

ner aus eigener Ueberzeugung und ohne allen Eigennutz unsre Glaubenslehre angenommen hätte."

Protestantische Missionen gibt es auf der Küste von Coromandel seit 1705 (Ziegenbalg), in Bengalen seit 1756 (Kiernander), und heute zählt man in ganz Indien 853 Glaubensboten, 360 Europäer und 493 Eingeborene. Die Menge der Bekehrten wird verschieden angegeben; die höchste Zahl hat der Church Missionary Atlas von 1857: 112,000. Was bedeutet eine solche Zahl, wenn neun Zehntel dieser sogenannten Christen Ausgestoßene oder lasterhafte Menschen sind, die bei ihrem Uebertritt weltliche Vortheile gesucht haben?

Die Bekehrungssucht der Engländer, von der viele Officiere nicht frei blieben, ist eine der Ursachen der Unzufriedenheit, die so plötzlich hervorgebrochen ist. Sie wirkte um so mehr, als der Hindu ein Volk, das seine heiligen Kühe schlachtet und ißt, mit Abscheu betrachtet, und der Mohamedaner einen sittlichen Zustand, der einen freien Umgang der beiden Geschlechter gestattet, für einen sehr niedrigen hält. Beide Classen hatten im europäischen Wissen Fortschritte gemacht und wurden doch weder im Heere noch in der Verwaltung zu höheren Stellen zugelassen. In den Eingaben von Eingeborenen, welche 1853 bei den Berathungen über die Erneuerung des Freibriefs der ostindischen Gesellschaft in London einliefen, sind die Proselytenmacherei und die Ausschließung der Indier von den höheren Stellen die am häufigsten wiederkehrenden Beschwerdepunkte. Abgesehen von einzelnen Klagen über die Höhe der Steuern, über die Nichtanerkennung der Rechte, welche die Adoption nach altindischem Recht verleiht, über das Salzmonopol u. a. m., läßt sich der Hauptinhalt aller dieser Eingaben in die Worte zusammenfassen: Verbürgt uns den unantastbaren Gebrauch unsrer religiösen Gesetze und Institutionen und stellt uns den Engländern gleich. Der englische Hochmuth im Umgange mit den Eingeborenen, den „Niggers," der in Indien bitter empfunden wird und gewiß nicht zu den letzten Ursachen des Aufstandes gehört, wird in den Eingaben nirgends erwähnt.

Wir haben die Mohamedaner Indiens bereits als fanatische Feinde der Europäer bezeichnet. Alle asiatischen Muselmänner sind es, und alle kennen ihre Lage in der Gegenwart. Bis in die Raubstaaten der chowaresmischen Steppe ist die Unruhe über das Vordringen des Christenthums verbreitet. Von allen Seiten, innen und außen, bedroht, verfolgen die Muselmänner jede Bewegung im feindlichen Lager mit grimmigen Blicken und sind jederzeit wunderbar gut unterrichtet. Es klingt wie ein schlechter Witz, wenn man die freie indische Presse als Quelle dieses Wissens und dieser Feindseligkeit bezeichnet. Die gelesenste der einheimischen Zeitungen, der Sambad Bhaskhar (die Sonne) von Calcutta, ist nie in mehr als 400 Abdrücken abgezogen worden, und 149 Millionen indischer Menschen können nicht lesen. Ohne Zeitungen und Lesecabinette wissen die westlichen Grenznachbaren des chinesischen Reichs so gut wie die Bewohner von Delhi, was in Constantinopel und Teheran, in Bagdad und Kairo geschieht. Das Gefühl der Zusammenhörigkeit lebt und äußert sich in ihnen so stark, daß Kenner des Orients eine allgemeine Schilderhebung der asiatischen Muselmänner nicht für unmöglich halten. Verschiedene Artikel unsrer und der französischen Zeitungen, die wahrscheinlich in den Mittheilungen französischer Lazaristen der Missionen des Morgenlandes ihre gemeinschaftliche Quelle haben, nehmen sogar eine große Verschwörung an, deren Fäden in Mekka, dem Sammelpunkte der Pilger, zusammenliefen. Wie dem auch sei, die Thatsache steht fest, daß der Islam an einen entscheidenden Kampf gegen das Christenthum denkt.

Die Engländer wissen, was sie von den indischen Mohamedanern zu erwarten haben. Als die Birmanen zum ersten Male rüsteten, als Persien in den dreißiger Jahren gegen Herat zog, bei den Feldzügen in Afghanistan und im Pendschab regte es sich jedesmal von den Alpenpässen Nepals bis zu den südindischen Dschengeln unheimlich und drohend. In der neuesten Zeit erregten die gleichzeitigen Kriege mit China und Persien bei den Mohamedanern neue Hoffnungen. Sie traten zu einander in nähere Verbindung und organisirten sich. Ein aus Atta, einer bengalischen Getreideart, gebackner Kuchen wurde als Symbol der Empörung im Lande umhergeschickt. Leute niedern Standes, die Niemand viel beachtete und die jetzt unsinniger Weise für russische Wühler ausgeschrieen werden, machten die Boten und trieben sich als Aufhetzer bei den Sipahis umher. Die Hindu ließen sich ködern, sowohl die Aristokratie, in deren Erinnerung die alte Herrlichkeit mit glänzenden Farben fortlebt, als die Sipahis, die, von den englischen Officieren sträflich vernachlässigt, in den Händen der ehrgeizigen Subadars waren und von der Regierung selbst Anleitung zur Selbstüberschätzung erhalten hatten. Ihnen hatte man kurz zuvor durch das Streichen der Clausel ihres Eides, welche sie ausschließlich zum Dienst innerhalb der Grenzen Indiens verpflichtete, einen neuen Grund zur Unzufriedenheit gegeben. Die Sendlinge der Verschworenen redeten ihnen ein, daß die gefetteten Patronen, die für das eben eingeführte Gewehr (Enfield rifle) vertheilt

worden waren, eine Mischung von Rindfett und Schweinefett enthielten. Das erste ist für die Hindu, das zweite für die Mohamedaner ein Gräuel.

In Barrackpur, einer großen Militärstation sechs bis sieben deutsche Meilen oberhalb Calcutta's, wo augenblicklich lauter Sipahis mit einheimischen und europäischen Officieren die Besatzung bildeten, machte sich zuerst unter den Soldaten ein Mißvergnügen über die gefetteten Patronen bemerkbar. Der englische Befehlshaber, General Hearsey, nahm die Sache keineswegs leicht. Er empfahl der Regierung, die Bitte der Sipahis, daß sie ihre Patronen künftig selbst aus übersandtem Material anfertigen dürften, zu erfüllen, und berichtete zugleich, wie ihm scheine, würden seine Soldaten von einer Religionspartei aufgehetzt, welche die Zurücknahme der Verfügung, durch die den Wittwen die Wiederverheirathung gestattet werde, erzwingen wolle. Sein erster Bericht datirt vom 23. Januar 1857, und Ende März war die Regierung mit ihren Erwägungen, ob es gerathen sei, den Sipahis nachzugeben, noch zu keinem Entschluß gelangt. In dieser Zeit waren Officierswohnungen (Bangalos) und Magazine niedergebrannt worden, man hatte von geheimen nächtlichen Berathungen und Beschlüssen der Sipahis, die Cassen wegzunehmen, alle Europäer zu tödten und sich dann zu zerstreuen, Kunde erhalten, und ein Regiment, das 19., hatte aufgelöst werden müssen (31. März). Diese Auflösung war eine sonderbare, für uns kaum begreifliche Scene. Die Meuterer, denn das waren sie, ließen sich ruhig entwaffnen, sammelten sich beim Auseinandergehen, um dem General ein langes Leben zu wünschen, und überreichten ihm eine Bittschrift, in der sie versprachen, daß sie, „wenn man sie zu einem Regiment für den allgemeinen Dienst mache, marschiren wollten, wohin man sie schicke," d. h. über die indischen Grenzen hinaus. Der Inhalt dieser Bittschrift berechtigt zu dem Schluß, daß die Sipahis hauptsächlich mit der Aufhebung der Beschränkung ihrer Dienstpflicht auf den heimischen Boden unzufrieden waren.

Nicht genug, daß man die Sipahis des 19. Regiments ungestraft sich zerstreuen ließ, vernachlässigte man die sich mehrenden Anzeigen über die schlechte Stimmung anderer Abtheilungen. Wenn ein Regiment öffentlich als verdächtig bezeichnet wurde, widersprach der Befehlshaber voll Entrüstung, und mehr als ein eingeborener Officier, der warnen wollte, wurde zur Ruhe verwiesen. Bei einiger Aufmerksamkeit hätte man ermitteln können, daß ein allgemeiner und gleichzeitiger Losbruch aller bengalischen Regimenter verabredet und der 22. Mai dazu bestimmt sei. Es war ganz wie in Afghanistan, wo die Engländer dem Verrath der Afghanen den freiesten Spielraum ließen und selbst dann noch ihre Unterhandlungen fortsetzten, als Sir Alexander Burnes und Sir William Macnaghten ermordet worden waren.

Der erste massenhafte Abfall von Truppen erfolgte in Mirut, einer altindischen Stadt, die, fünf bis sechs deutsche Meilen von Delhi entfernt, in einer sandigen Ebene liegt. Am 10. Mai, also vor dem verabredeten Tage, verließen die Sipahis plötzlich ihre Casernen, befreiten die Gefangenen und rückten, von dem mohamedanischen Pöbel der Stadt verstärkt, gegen die Bangalos der Officiere, wo sie plünderten und mordeten. Man hatte verhältnißmäßig viele europäische Truppen in der Nähe, und diesen hielten die Meuterer nicht Stand. Sie flohen gegen Delhi, ohne daß man sie verfolgte, ja ohne daß man den dortigen Behörden Nachricht gab.

Delhi ist die militärisch wichtigste Stadt des nördlichen Indiens, denn in ihr sind die Artillerieparks und ungeheure Vorräthe an Waffen und Munition vereinigt. Hier residirt der Großmogul, allerdings bloß ein Schattenkönig, aber doch immer noch so geehrt, daß die indischen Großen von ihm die Bestätigung ihres Erbrechts und ihres Besitzes erbitten und sich nicht eher für vollberechtigt halten, als bis sie von Delhi Titel und Ehrenkleider erhalten haben. Diese wichtige Stadt, deren mohamedanische Bevölkerung — 66,120 Menschen neben 71,530 Hindu — wegen ihres Fanatismus berüchtigt ist, hatte in jenem verhängnißvollen Augenblick eine Besatzung von lauter Sipahis. Sie war als Mittelpunkt des Aufstandes gewählt worden, theils wegen der historischen Erinnerungen, die sich für Mohamedaner und Hindu an sie knüpfen, theils weil die Engländer mit ihren großen Schiffen nicht bis Delhi bringen können. Ebenso gut gewählt war die Zeit des Losbruchs. In dieser Periode beginnt die heiße Jahreszeit, in der jeder angestrengte Marsch für Europäer mit großem Menschenverlust verbunden ist.

Die Sipahis von Delhi rückten den Meuterern von Mirut willig entgegen, aber sie feuerten ihre Gewehre in die Luft ab und warfen sich dann mit dem blanken Stahl auf ihre englischen Officiere. Die Regimenter, welche anfangs treu geblieben, wurden in den Strudel mit hineingerissen. Diese schonten ihre Officiere, die übrigen überließen sich gegen die europäischen Männer und Frauen wahrhaft kannibalischen Gräueln und Grausamkeiten.

Akber III., ein hochbetagter Greis, der vor etwa einem Jahrzehnt die unerhörte Erscheinung eines schriftstellernden Großmoguls dargeboten hat, wurde als Herrscher von ganz Indien ausgerufen. Sein Palast wurde das

nominelle Hauptquartier des Aufſtands. Dieſer Palaſt, den wir im nächſten Bilde geben, iſt von Schah Dſchehan von 1631—1641 erbaut worden und das ſchönſte Bauwerk von Delhi. Seine hohen Mauern, ſeine beiden Prachtthore, die nach Delhi und Lahore benannt werden, ſeine mächtigen Thürme, ſeine Dome von Marmor und ſeine vergoldeten

Palaſt des Königs in Delhi.

Minarets entſprechen ganz unſern Vorſtellungen von dem Prunk des alten Hofes zu Delhi. Durch einen Nebenarm der Dſchumna, feſte Mauern und einen Graben geſchützt, kann dieſer Palaſt einem Angriff, der nicht über Belagerungsgeſchütz verfügt, einen achtbaren Widerſtand leiſten.

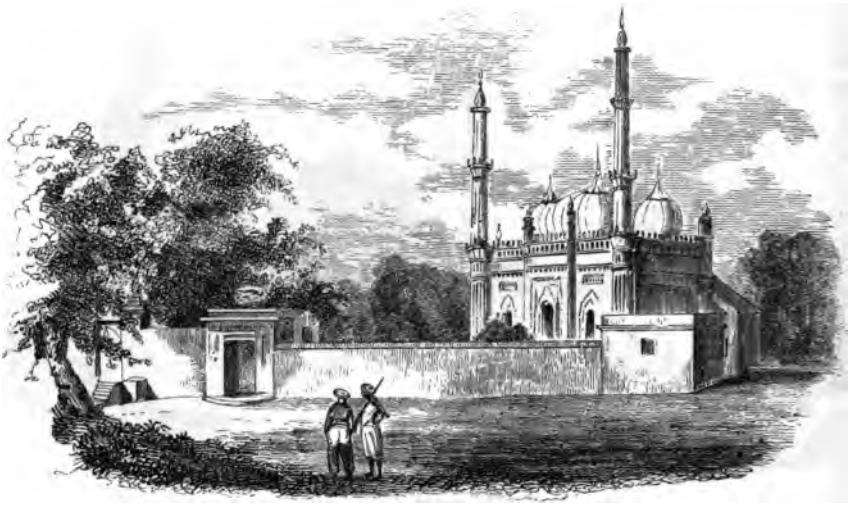
Akber III. behielt keine Zeit, ſich in die Tage ſeiner Ahnen zurückzuträumen. Die Sipahis klopften an die Thür ſeines Thronſaals und meldeten ſich als ſeine Herren. Er mußte ihnen die Europäer ausliefern, die bei ihm Schutz geſucht hatten, er mußte ihnen die Rationen, den Sold, die Belohnungen bewilligen, die ſie forderten, und ſeinem kaiſerlichen Munde war es vorbehalten, den Geldwechslern der Stadt zu melden, daß ſie alle von den Sipahis ermordet werden würden, wenn ſie nicht Geld für die Vorausbezahlung eines zweimonatlichen Soldes lieferten. Außerhalb Delhis waren ſeine Herren ſelbſt ohne Macht; die Dorfbewohner, welche ſich erhoben, plünderten auf ihre eigene Rechnung.

Der Aufſtand von Delhi war das Platzen der Bombe. Auf dieſes Signal hatten die Verſchworenen gewartet, und nun es gegeben war, brachen ſie überall los. An vielen Orten, wo die Regimenter unentſchloſſen waren und erſt lange von Fakirs und Gurus (mohamedaniſchen und Hindu-Prieſtern) bearbeitet werden mußten, hätte eine größere Energie der Officiere das Schlimmſte verhüten können, aber an dieſer Energie fehlte es meiſtens. Ein Oberſt bat ſein Regiment viermal, die Waffen niederzulegen, ein zweiter verſprach ſeinen Soldaten, wenn ſie zur Treue zurückkehrten, 100,000 Rupien, andere Befehlshaber unterhandelten lange mit den Meuterern und verſäumten darüber, naheſtehende europäiſche Truppen herbeizuziehen. Selten waren Männer wie Hauptmann Braſier, der allein an den Reihen eines meuternden Regiments hinabging und den Soldaten einzeln die geladenen Musketen aus der Hand riß.

Am 18. Juni waren von der bengaliſchen Armee 33 Regimenter Fußvolk, 5 Reiterregimenter und 3 Batterien, etwa die Hälfte des ganzen Truppenkörpers, aufgeſtanden. In der ſpäteren Zeit folgten noch andere Truppen nach, ſo daß zuletzt bloß zwei Regimenter, das 31. und das 73. treu, wenigſtens ruhig, blieben. Nicht alle dieſe Meuterer ermordeten ihre Officiere, in einzelnen Fällen konnten dieſelben unbeläſtigt abziehen und erhielten wohl gar, wie es in Feiſabad geſchah, von ihren Soldaten Boote und Reiſegeld. Dieſe Fälle waren jedoch Ausnahmen, und ſie finden ihr Gegenſtück in dem treuloſen Benehmen der Sipahis von Barilly, die ihren Officieren vorſtellten, daß ihre Familien in dem Stationsorte mehr Sicherheit finden würden, als in den Hochlanden, und die dann, als die Frauen und Kinder angekommen waren, ihren Aufſtand ausführten. Die thieriſche Wuth rief an allen Aufſtandspunkten die ſcheußlichſten Scenen hervor. Welcher Gräuel weibiſche und wollüſtige Menſchen im Delirium des Fanatismus fähig ſind, wollen wir nicht mit

Beispielen belegen. Wie viele Frauen und Kinder der Bestialität geopfert worden sind, wie viele Männer unter den raffinirtesten Qualen den Geist aufgegeben haben, weiß man zur Zeit noch nicht. Mancher konnte sich retten, weil die Empörer dem Geschäft des Plünderns die meiste Aufmerksamkeit widmeten.

Die düsterste Tragödie spielte in Kahnpur, einer Stadt am rechten Gangesufer, die trotz ihrer bedeutenden Ausdehnung kein anderes schönes Bauwerk besitzt, als die kleine Moschee unsers Bildes.



Moschee in Kahnpur.

Kahnpur ist eine der größten Militärstationen, und es liegen hier gewöhnlich 8000 Mann. Die Officiere wohnen in ihren Bangalos am Ufer, das hier hundert Fuß hoch ist, und haben sich einen Corso, der nach Sonnenuntergang von eleganten Reitern und Equipagen belebt wird, geräumige Gesellschaftszimmer und ein Theater eingerichtet. Der den Befehl führende General, Sir Hugh Wheeler, hatte nicht mehr als 210 europäische Soldaten, glaubte aber von den Sipahis — 1., 53. und 56. Infanterieregiment und 2. leichtes Reiterregiment, zusammen mit etwa 100 europäischen Officieren — nichts zu befürchten zu haben. Sie meuterten dennoch, die Reiter zuerst, und zwar auf Anstiften Nena Sahib's, der die Engländer tödtlich haßte, weil sie ihm die Pension Badschi Rao's, des letzten Peischwa's von Punah, dessen Adoptivsohn er ist, nicht ausgezahlt hatten. Nach dem Abfall der Sipahis zog sich Wheeler in eine Stellung zurück, die kaum zur Hälfte befestigt und an vielen Stellen dem feindlichen Feuer ausgesetzt war. Unter den 900 *Menschen, die* bei ihm waren, befanden sich 330 Frauen und Kinder und 120 eingeborene Diener, kranke Sipahis und zurückgebliebene Officiere. Nena Sahib begann seinen Angriff am 6. Juni mit weitüberlegenen Kräften an Mannschaft und Geschütz. Bloß zwei Stunden täglich schwiegen seine Kanonen, und diese Zeit benutzten die Belagerten, um aus ihrem einzigen Brunnen, den die Kugeln frei bestrichen, Wasser zu holen. Viele starben am Sonnenstich, andere, besonders Frauen und Kinder, an Nahrungsmangel, die meisten tödteten die Kugeln und Bomben, gegen die nur die ausgehöhlten Erdlöcher hinter den Schanzen einigen Schutz gewährten. Es wäre den Sipahis ein Leichtes gewesen, diese schwachen Schutzmauern mit Sturm zu nehmen, aber die Kartätschen und mehr noch das Bajonnet flößten ihnen Respect ein.

Am 24. Juni bot Nena Sahib eine Capitulation an: die Engländer sollten unbehelligt mit Frauen und Kindern nach Allahabad abziehen. Nach den militärischen Regeln durfte General Wheeler diese Capitulation annehmen. Er stand mit einer erschöpften, größtentheils verwundeten Mannschaft in einer unhaltbaren Stellung, und konnte bloß noch sieben Tage lang volle Rationen austheilen. Aber er kannte den Charakter der Eingeborenen und hätte nicht, wie er that, die Capitulation für gesichert halten sollen, weil Nena Sahib sie beschworen hatte.

Am 27. Juni Morgens gingen die Engländer zum Ganges hinab, wo Boote für sie bereit waren. Ein Theil hatte sich eingeschifft, ein anderer war noch am Ufer, als drei Kanonenschüsse fielen. Auf dieses Signal feuerten die Meuterer von allen Seiten und hie-

in der fünften Abendstunde waren die Engländer im Besitz der Stadt. Am nächsten Morgen wurde Akber IV. gefangen, und während er trauernd und einsam in einem Gemach seines Palastes saß, feierte General Wilson, von jubelnden Soldaten umgeben, den blutigen Sieg in der schönen Marmorhalle, wo einst der Pfauenthron gestanden hat, mit einem Hoch auf Königin Victoria.

Der Sieg von Delhi und der Entsatz von Lacknau haben der Empörung die Spitze abgebrochen. Mag das Königreich Audh, der letzte Haltpunkt der Sipahis, noch so entschlossen fechten, der Ausgang des Kampfes ist entschieden. Dann stehen die Engländer vor einer neuen Aufgabe. Dasselbe Bild der Verödung und Verwüstung, das Delhi nach dem Sturme darbot, wiederholt sich in allen indischen Gebieten, die der Aufstand durchfegt hat. Die öffentlichen Gebäude mit Eigenthum aller Art sind zerstört, die Staatscassen ausgeraubt, dem Nationalwohlstande die Sehnen durchschnitten. Von diesen Schlägen, die es sich selbst zugefügt hat, wird Indien sich lange nicht erholen. In diesem Augenblick wollen die Engländer noch schrecken, im nächsten werden sie versöhnen müssen. Die momentane Stimmung glaubt mit der gänzlichen Beseitigung der ostindischen Gesellschaft viel gethan. Wir geben zu, daß die Entfernung unbeholfener und lästiger Einrichtungen, die zur bloßen Form geworden sind, ein Fortschritt sei, aber wir meinen, daß es viel wichtiger ist, wenn man Indien von nun an allein für Indien regiert, den Eingebungen der Colonialpolitik entsagt, nach Mitteln sucht, wie der Bauer von dem Druck der Zemindare, die sich als die schlimmsten Feinde Englands erwiesen haben, befreit wird, und damit beginnt, die Dorfpolizei, diese Geißel des Landes, unter europäischen Officieren und Unterofficieren neu zu organisiren.

Die

Gewitter der gemäßigten Zone.

Von Fr. Neumann.

Es war an einem Junitage des Jahres 1752, als sich auf offnem Felde bei Philadelphia ein schon im vorgerückten Alter stehender Mann auf die für seine Jahre scheinbar nicht sehr würdige Art beschäftigte, einen papierenen Drachen wiederholt in die Höhe steigen zu lassen.

Treten wir an ihn näher heran, so sehen wir, daß am Ende seiner hänfenen Schnur einerseits ein starkes Seidengewinde befestigt ist, mit dem der alte Herr das Spielzeug hält, während andrerseits ein Schlüssel an der Leine hängt, der von Zeit zu Zeit helle Funken unter heftigem Knistern zum Erdboden entsendet.

Der Mann war ein Färbersſohn [illegible]ist anfänglich Seifensieder, [illegible] Schriftsteller, späterhin sogar Präsident der Assembly von Pensylvanien in seinem befreiten Vaterlande; es war der berühmte Benjamin Franklin, — sein Drache, — kein Spielwerk — verhalf ihm zur großen Entdeckung: die Identität der Gewitterausbrüche mit den elektrischen Funken unsrer Maschinen war durch ihn erwiesen. —

Allerdings wurde damals die Originalität seiner Idee nicht anerkannt, — das ist der Lauf der Welt; — und es hatten auch in der That schon achtzig Jahre vor ihm Dr. Wall, dann Grey, Desagulier, le Cat u. A. auf die Aehnlichkeit beider Erscheinungen hingewiesen, keinem aber war das gelungen, was er zu Stande brachte: der Beweis für die Richtigkeit solcher Anschauungen.

Seit jenem culturgeschichtlich wichtigen Momente ist wieder ein Jahrhundert verflossen,

Eine bessere Wendung trat mit dem Augenblicke ein, als Generalmajor Havelock, der eben von Persien zurückgekehrt war, seinen Marsch von Allahabad antrat. Mit nicht mehr als 1300 Mann Hochländern, schlug er die Empörer in drei Treffen, nahm ihnen 26 Geschütze und erzwang sich den Eingang in Kahnpur (17. Juli). Die abgehärteten Hochländer waren auf alle Schrecken gefaßt, aber was sich auf dem Platze, wo die Frauen ermordet waren, ihren Blicken darbot, übermannte sie. Sie weinten wie die Kinder und brachen in verzweifelte Wuth aus. Der Hofraum schwamm in Blut, und hie und da sah man ein zerrissenes Seidenkleid, ein Atlastuch, eine lange Haarlocke!

Die unter Oberst Neill angekommenen Verstärkungen in Kahnpur zurücklassend, überschritt General Havelock am 25. Juli den Ganges und drang gegen Lacknau vor. Auf seinem Wege lagen mehrere Flüsse und mehrere von elenden Lehmmauern, aber auch von Sümpfen und Wasser umgebene Dörfer. In zweien derselben, Unao und Bupirgange, wurde ihm der entschlossenste Widerstand geleistet (29. und 30. Juli). In den ewigen Fehden mit allen Nachbarn ringsum und insbesondere mit dem Steuerpächter haben die Einwohner von Audh die Eigenschaften spanischer Guerilleros angenommen. Im offenem Felde zu raschester Flucht geneigt, schlagen sie sich hinter ihren Lehmmauern vortrefflich. Unao mußte in Brand gesteckt, Bupirgange Haus für Haus mit dem Bajonnet genommen werden. Von diesem Dorfe hatte Havelock bis Lacknau bloß noch acht deutsche Meilen, aber seine Truppen waren geschwächt, er hatte so viele Verwundete, daß es nach einem neuen Gefecht an Wagen für sie gefehlt haben würde, die Cholera zeigte sich in seinen Reihen, und um das Maß der Schwierigkeiten voll zu machen, nahmen zwischen ihm und Lacknau 30,000 Feinde Stellung, während die neuerdings in Dinapur abgefallenen Regimenter (das 7., 8. und 40. des bengalischen Fußvolks und das 12. der unregelmäßigen Reiterei) sich anschickten, ihm den Rückzug nach Kahnpur abzuschneiden. Er ging daher über den Ganges zurück. Am 4. August setzte er sich nochmals, mit nur 800 Mann, in Bewegung, aber auch dieses Mal nöthigten ihn die Umstände zum Rückzug. Nachdem General Outram sich mit ihm vereinigt hatte, ging er zum dritten Male vor (19. September), und dieses Mal erreichte er, freilich nach schweren Kämpfen und herben Einbußen, sein Ziel des Entsatzes von Lacknau (25. September). Wie heiß mag den armen Frauen hinter den eingeschossenen Mauern der englischen Residentschaft das Herz geklopft haben, als sie Tags vorher die königliche Salve hörten, welche ihnen sagte, daß Hülfe nahe sei! Es war die höchste Zeit! Zwei Minen, eben zum Laden fertig, würden wenige Stunden später die Reste der abgematteten, ausgehungerten Besatzung in die Luft geschleudert haben.

Von Lacknau gegen Delhi, das noch gegen 38 deutsche Meilen entfernt ist, vorzudringen, war für Havelock nicht möglich, da er sich selbst von Feinden eingeschlossen sah. Der Gang der Ereignisse in jener Stadt machte zum Glück sein Erscheinen dort nicht mehr nöthig.

Im Anfange hatten die englischen Abtheilungen, die vor den Platz gerückt waren, einen äußerst schweren Stand gehabt. Die Meuterer erhielten, da eine Einschließung von Delhi durch die weit schwächeren Belagernden natürlich undenkbar war, von allen Seiten Zuzüge und machten häufige Ausfälle. Nach und nach besserte sich die Lage der Engländer durch die Verstärkungen, die der unermüdliche Generalmajor Nicholson aus dem Pendschab schickte. Ihre Stärke hob sich zuletzt nach der Bombay-Gazette, die eingeborenen Hülfstruppen mitgerechnet, auf 6500 Mann Fußvolk, 1000 Reiter und 600 Artilleristen. In Delhi müssen mindestens dreimal so viel Meuterer gestanden haben. Am 3. September erschien endlich das sehnlichst erwartete Belagerungsgeschütz, und sofort begannen die thätigsten Operationen. Die Engländer wurden dadurch begünstigt, daß der Feind ihre Breschebatterien nicht eher bemerkte, als bis sie zu feuern begannen. Der Hagel von Vollkugeln und Bomben, der nun seine Bastionen überschüttete, schwächte übrigens seinen Muth nicht. Er antwortete mit seinen Geschützen und, wenn diese demontirt wurden, mit einem anhaltenden Kleingewehrfeuer.

Am 13. waren gangbare Breschen gebildet, und am folgenden Morgen bildete General Wilson seine drei Sturmcolonnen. Vier Helden, die bis auf einen fielen, gingen mit Pulversäcken voran und sprengten das Kaschmir-Thor. Unaufhaltsam drangen die Stürmenden ein und bemächtigten sich aller Wälle bis zum Kabul-Thor. Damit war nur der kleinste Theil der Arbeit gethan. Die Meuterer vertheidigten Straße auf Straße, feuerten aus allen Oeffnungen, von den platten Dächern und hielten jedes einigermaßen feste Gebäude mit verbissener Wuth. Die Engländer mußten sich durch ihre Ingenieure und Sappeurs mühsam und blutig Bahn brechen lassen und wurden auf mehreren Punkten in die Defensive zurückgedrängt. Am hartnäckigsten hielt sich der Palast, wo die besten Regimenter die kaiserliche Familie umgaben. Endlich fiel auch dieser Punkt, und am 20.

in der fünften Abendstunde waren die Engländer im Besitz der Stadt. Am nächsten Morgen wurde Alber IV. gefangen, und während er trauernd und einsam in einem Gemach seines Palastes saß, feierte General Wilson, von jubelnden Soldaten umgeben, den blutigen Sieg in der schönen Marmorhalle, wo einst der Pfauenthron gestanden hat, mit einem Hoch auf Königin Victoria.

Der Sieg von Delhi und der Entsatz von Lacknau haben der Empörung die Spitze abgebrochen. Mag das Königreich Audh, der letzte Haltpunkt der Sipahis, noch so entschlossen fechten, der Ausgang des Kampfes ist entschieden. Dann stehen die Engländer vor einer neuen Aufgabe. Dasselbe Bild der Verödung und Verwüstung, das Delhi nach dem Sturme darbot, wiederholt sich in allen indischen Gebieten, die der Aufstand durchfegt hat. Die öffentlichen Gebäude mit Eigenthum aller Art sind zerstört, die Staatscassen ausgeraubt, dem Nationalwohlstande die Sehnen durchschnitten. Von diesen Schlägen, die es sich selbst zugefügt hat, wird Indien sich lange nicht erholen. In diesem Augenblick wollen die Engländer noch schrecken, im nächsten werden sie versöhnen müssen. Die momentane Stimmung glaubt mit der gänzlichen Beseitigung der ostindischen Gesellschaft viel gethan. Wir geben zu, daß die Entfernung unbeholfener und lästiger Einrichtungen, die zur bloßen Form geworden sind, ein Fortschritt sei, aber wir meinen, daß es viel wichtiger ist, wenn man Indien von nun an allein für Indien regiert, den Eingebungen der Colonialpolitik entsagt, nach Mitteln sucht, wie der Bauer von dem Druck der Zemindare, die sich als die schlimmsten Feinde Englands erwiesen haben, befreit wird, und damit beginnt, die Dorfpolizei, diese Geißel des Landes, unter europäischen Officieren und Unterofficieren neu zu organisiren.

Die

Gewitter der gemäßigten Zone.

Von Fr. Neumann.

Es war an einem Junitage des Jahres 1752, als sich auf offnem Felde bei Philadelphia ein schon im vorgerückten Alter stehender Mann auf die für seine Jahre scheinbar nicht sehr würdige Art beschäftigte, einen papierenen Drachen wiederholt in die Höhe steigen zu lassen.

Treten wir an ihn näher heran, so sehen wir, daß am Ende seiner hänfenen Schnur einerseits ein starkes Seidengewinde befestigt ist, mit dem der alte Herr das Spielzeug hält, während andrerseits ein Schlüssel an der Leine hängt, der von Zeit zu Zeit helle Funken unter heftigem Knistern zum Erdboden entsendet.

Der bejahrte Mann war ein Färbersohn aus Boston, selbst anfänglich Seifensieder, dann Buchdrucker und Schriftsteller, späterhin sogar Präsident der Assembly von Pensylvanien in seinem befreiten Vaterlande; es war der berühmte Benjamin Franklin, — sein Drache, — kein Spielwerk — verhalf ihm zur großen Entdeckung: die Identität der Gewitterausbrüche mit den elektrischen Funken unsrer Maschinen war durch ihn erwiesen. —

Allerdings wurde damals die Originalität seiner Idee nicht anerkannt, — das ist der Lauf der Welt; — und es hatten auch in der That schon achtzig Jahre vor ihm Dr. Wall, dann Grey, Desagulier, le Cat u. A. auf die Aehnlichkeit beider Erscheinungen hingewiesen, keinem aber war das gelungen, was er zu Stande brachte: der Beweis für die Richtigkeit solcher Anschauungen.

Seit jenem culturgeschichtlich wichtigen Momente ist wieder ein Jahrhundert verflossen,

die Welt hat seitdem oft die Richtigkeit des d'Alembert'schen Hexameters beurtheilen können, welcher von Franklin sagt: „Eripuit coelo fulmen...“ wir aber wollen es versuchen, darzustellen, inwiefern die Wissenschaft seither Franklin's Theorie ausgebildet hat.

Die Gewitter haben nach der allgemeinen Meinung zweierlei verschiedene Ursachen; sie entstehen zwar immer in Folge von plötzlichen und bedeutenden Dunstcondensationen, diese aber werden entweder 1) dadurch bewirkt, daß die Wasserdünste, welche in den untern Luftschichten schweben, durch einen warmen Luftstrom, der vom erhitzten Erdboden sich erhebt, in kältere höhere Schichten getragen, und dort sogleich unter Elektricitäts-Entwicklung verdichtet, zu Wasser niedergeschlagen werden, oder 2) dadurch, daß zwei entgegengesetzte Luftströmungen von verschiedener Temperatur zusammentreffen, und dann ebenfalls eine plötzliche Condensation der mitgeführten Wasserdünste hervorrufen.

Die ersteren sind unsre gewöhnlichen Sommergewitter; sie entstehen meist nach der größten Tageshitze, in den Tropenländern fast täglich, und nahezu um die gleiche Stunde, — die zweite Art, die sogenannten Windgewitter, kommen bei uns im Winter, doch nur selten zum Ausbruch, während sie gewissen, sehr feuchten Gegenden charakteristisch sind. Indeß läßt sich nicht leugnen, daß viele unsrer Sommergewitter ganz oder theilweise dem plötzlichen Umschlagen des Windes zugeschrieben werden müssen, daß somit im Sommer allerdings Windgewitter, im Winter aber nie Wärmegewitter vorkommen.

Wenn wir auf ihre Intensität näher eingehen, so sind unsre Wintergewitter wegen des niederen Wolkenzuges gefährlicher und drohender, als die Sommergewitter, unter den letzteren wieder jene, bei denen erst nach längerer Dauer der Regen zum Ausbruch kömmt, die bedeutendsten.

Unvergleichlich großartiger aber als alle Entladungen in der gemäßigten Zone sind jene der Aequatorialgegenden; sie dauern gewöhnlich mehre Stunden, sind vom heftigsten Sturme begleitet, ergießen wolkenbruchähnliche Regenfluthen, und entladen sich in rasch auf einander folgenden heftigen Schlägen, unter unaufhörlichem Erleuchten der von dem Wolkenzelte verdunkelten Landschaft, — ihre Regelmäßigkeit ist vom Instinkte der Thiere so sehr erfaßt, daß sich in der feuchten Jahreszeit gegen 1 Uhr Mittags alle Geschöpfe in die dichtesten Waldstellen zurückziehen, und ängstlich ihre Laute verstummen lassen.

Wir möchten es nicht unternehmen, von *unsern Gewittern*, die im Vergleiche zu den tropischen eine milde Naturscene sind, eine Schilderung zu entwerfen, dort wo der Griffel der Natur den Carton entworfen, vermag kein menschlicher Pinsel das Bild auszuführen; dennoch aber werden wir einiger Thatsachen Erwähnung thun, die beweisen, wie großartig auch bei uns die Elektricitätsentladungen auftreten. Wir übergehen hier die merkwürdigen photographischen Wirkungen der Blitzschläge, deren Erzählung kürzlich in den Journalen die Runde machte; die mechanische Gewalt solcher Explosionen werden die folgenden Daten vollkommen anschaulich machen.

In einem Hause unweit Manchester verschob der Blitz am 6. Aug. 1809 eine Mauer zwischen einem Keller und einer Cisterne, die 3 engl. Fuß dick, und 12 Fuß hoch war, so daß der weggeschobene Theil an einer Seite 4 Fuß, an der andern 9 Fuß aus seiner Lage entfernt war.

Die Berechnung des Gewichtes dieser circa 9000 verschobenen Backsteine (nahe 52,000 Pfund), des Adhäsions-Widerstandes, und der Schnelligkeit, mit der die Fortschleuderung geschah, läßt auf die riesige Kraft schließen, die zu solcher Verwüstung nöthig ist.

Ebenso wurde bei dem bekannten Gewitter zu Chateauneuf das Kreuz der Kirche auf die Entfernung von 9 Klftr. in einer Felsspalte steckend gefunden.

Man kennt noch viele ähnliche Fälle, deren Aufzählung aber würde nur ermüden.

Die Frage nach der Häufigkeit und Verbreitung der Gewitter kann noch nicht genügend gelöst werden, örtliche Verhältnisse wirken oft so störend ein, daß die im Allgemeinen aufgestellten Gesetze dadurch umgestoßen werden.

Nach den Zusammenstellungen von Arago, Berghaus, Becquerel u. A. ergibt sich: daß die Gewitterzahl überhaupt vom Aequator gegen die Pole hin wie die Regenmenge abnimmt, daß speciell in Europa die größte Häufigkeit derselben 42 bis 45 im Jahre einen elliptischen Erdraum (zwischen 38° und 45° nördl. Br.) umfaßt, der einen großen Theil des mittleren und südlichen Italien, dann Dalmatien, den südlichen Theil von Ungarn und Siebenbürgen, so wie Theile der Wallachei einschließt, — wogegen unterm 50° nördl. Br. Theile von Schottland, Norwegen, Schweden, Lappland und Sibirien jährlich die Durchschnittszahl 5 aufweisen, in Grönland unterm 70° nördl. Br. nur im Laufe von je 6 Jahren ein Gewitter vorkömmt; und über dem 75° nördl. Br. noch gar kein Gewitter beobachtet wurde.

Die Betrachtung dieser Verhältnisse mit Rücksicht auf einzelne Landesstrecken, so wie die Vertheilung der Gewitter nach den Jah-

reszeiten fordert ein so umfassendes Material, daß wir sie hier kaum andeuten können.

Die Zahl der Sommergewitter ist in Europa bei Weitem überwiegend; im Westen unsers Erdtheiles fällt ungefähr die Hälfte auf den Sommer, ein Zehntheil auf den Winter; an den Ostküsten des adriatischen Meeres, in Norwegen, überhaupt in den Küstenländern, die im Winter vorherrschend Südwind haben, ist die Zahl der Wintergewitter größer, dagegen kennt man in ganz Ost-Europa und einem großen Theile der scandinavischen Halbinsel keine Wintergewitter. —

Wenn wir hier die mit Gewitterausbrüchen möglicherweise verbundene Gefahr näher betrachten, so geschieht dies bloß, um den verschiedenen Vorurtheilen zu begegnen, unter deren Aegide noch heutzutage oft die unverständigsten Schutzmittel in Anwendung gebracht werden. Vor Allem ist es klar, daß ein Gewitter nicht gefährlich sein kann, das nicht vollkommen oder theilweise über dem Beobachter zieht; bekanntlich läßt sich nun die Entfernung des Gewitterherdes aus dem Zeitintervall berechnen, das zwischen Blitz und Donner verstreicht; die Geschwindigkeit des Lichtes beträgt nahezu 42,000 Meilen pr. Secunde, die des Schalles 1050 Fuß; eine einfache Proportion ergibt, daß in runder Zahl der Blitz soviel mal 1000 Fuß (337 Meter) in grader Linie vom Beobachtungsorte entfernt ist, als Secunden zwischen dem Wahrnehmen des Lichtes und des Schalles vergehen.

Sobald der Donner hörbar ist, kann das Gewitter höchstens mehr 4 geogr. Meilen entfernt sein, und da die durchschnittliche Geschwindigkeit, mit der die Gewitterwolken fortziehen, 47 bis 63 Pariser Fuß pr. Secunde beträgt, könnte ein solches Gewitter in circa einer halben Stunde am Beobachtungsorte sein, die größere Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, daß der Ort der Entstehung des Gewitters auch gleichzeitig der Ausbruchsort ist, somit nur sehr starke Gewitter einen bedeutenderen Weg zurücklegen.

Was die senkrechte Höhe der Gewitterwolken betrifft, so beträgt sie durchschnittlich 3000 bis 4000 Fuß, allein schon in 700 bis 1000 Fuß sowie noch in 14,600 Fuß Höhe wurden sie beobachtet.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß ein Gewitter, das nicht schon unserm Zenithe sehr nahe steht, so gut wie gar keine Beobachtung verdient, indem einerseits dessen Annäherung zum Beobachtungsorte, andrerseits dessen Fortdauer sehr unwahrscheinlich ist.

Der Schutz vor dem durch seine Nähe wirklich gefahrdrohenden Gewitter ist sehr verschieden, je nach unsrer speciellen Lage; Gebäude werden bekanntlich durch die ebenfalls von Franklin entdeckten Blitzableiter am Zweckmäßigsten gesichert.

Deren Construction ist den Wenigsten fremd, es handelt sich vielmehr um die Merkmale ihrer Verläßlichkeit; diese beruht vor Allem darauf, daß die Spitze des Blitzableiters den höchsten Punkt über dem Gebäude einnimmt, da die elektrischen Explosionen immer den nächsten Weg zur Erde einschlagen; Erfahrungen sollen dargethan haben, daß die Sphäre der schützenden Kraft des Blitzableiters ein Kreis sei, dessen Halbmesser die doppelte Höhe der Auffangstange nicht übersteigt; allein nach Arago's Untersuchungen ist die Richtigkeit dieses Gesetzes sehr in Zweifel gestellt.

Ferner muß der Blitzableiter auch in den einzelnen Theilen gewissen Erfordernissen entsprechen, deren wesentlichstes die leitende Verbindung mit dem Erdboden ist; zu dem Ende sollen die Leitungsstangen gehörig an einander schließen, und bei dem Eintritte in den Boden in mehrere Kupferdrähte oder Eisenstangen endigen, die dann in einen Brunnen, oder an einen feuchten Ort führen; — die Art und Weise, wie man gewöhnlich noch heutzutage die letztere Bedingung außer Acht läßt, verdient daher vollen Tadel. — Die Prüfung der Leitungsfähigkeit solcher Ableitungsstangen geschieht ganz einfach mittelst eines galvanischen Stromes; der Draht, der zum einen Pole der Batterie führt, wird mit dem untern Ende des Blitzableiters leitend verbunden; vom andern Pole wird ein Leitungsdraht isolirt an die Saugspitze des Blitzableiters geführt, und nun in die Leitung ein Galvanometer eingeschaltet, zeigt dieses einen Ausschlag, so muß die Leitung eine ununterbrochene sein.

Schließlich wollen wir noch die Versicherung geben, daß nach Arago's Untersuchungen die Zahl der vom Blitze Getroffenen eine äußerst kleine ist, und daß die Gefahr nach statistischen Daten keine größere Wahrscheinlichkeit hat, als jene der rein zufälligen Beschädigungen oder Tödtungen, wie sie in größeren Städten vorzukommen pflegen.

Aluminium oder Thonerdemetall.

Von

F. Varrentrapp.

Es ist in den letzten Jahren vielfach die Rede gewesen von der Entdeckung Sainte-Claire Deville's, das Metall, welches in der Thonerde enthalten ist, also eine außerordentliche Verbreitung auf der Erdoberfläche

hat und in sozusagen jeder Menge, an jedem Orte darzustellen sein würde, auf eine bis jetzt ungeahnt leichte und wohlfeile Art zu gewinnen. In dem Erstaunen und der Freude über die wichtige Entdeckung vergaß man zuerst in Frankreich, daß Wöhler in Göttingen bereits im Jahre 1827 das Thonerdemetall, freilich nur als graues Metallpulver, darzustellen gelehrt hatte. 1845 fand Wöhler, daß man seine frühere Vorschrift nur wenig abzuändern brauche, um das Metall in kleinen zusammengeschmolzenen silberähnlich glänzenden Kugeln zu erhalten. Für die Wissenschaft genügte diese Kenntniß vollkommen, und wenn man Sainte-Claire Deville's erste Mittheilungen liest, findet man kaum etwas anderes Neues darin, als daß er mit Hülfe und Unterstützung der Pariser Akademie allgemein die Hoffnung zu verbreiten wußte, er werde uns sehr bald lehren, das fast silberweiße Thonerde- oder Aluminium-Metall, welches dreimal leichter als Eisen ist, beim Gebrauche noch weniger anläuft als Silber, sich gießen, hämmern und walzen läßt, ganz leicht und billig herzustellen. Vorerst aber wartete man vergebens auf die in Aussicht gestellte Darstellungsmethode, und wenn auch auf der Pariser Ausstellung einige ganz ansehnliche Barren und einige Fabricate daraus, zum Beispiel ein Uhrwerk producirt wurden, so mußte man sich doch sagen, daß dies nur mit ganz unverhältnißmäßigen Geldopfern erreicht war, und daß man in der That Silber noch leichter und billiger haben konnte, als das Aluminium. Es bestanden noch vollkommen alle die Schwierigkeiten, welche Wöhler's Entdeckung zu einer praktischen Bedeutung in fünfzehn Jahren zu gelangen verhindert hatten. Man bedurfte des theuren Natriums, um aus der nur schwierig und kostspielig herzustellenden Verbindung des Thonerdemetalls mit dem Chlor das Metall im reinen Zustande zu erhalten. Alle in der Natur vorkommenden oder leicht künstlich darstellbaren Körper, welche das Metall enthalten, ließen nur auf sehr umständliche und kostspielige Weise sich so zubereiten, daß das Metall im reinen Zustande daraus gewonnen werden konnte.

Rose's Entdeckung, daß das Kryolith genannte, in Norwegen in Masse vorkommende Mineral, sich ohne weitere Vorbereitung zur Gewinnung des Aluminiums eigne, war daher ein sehr bedeutender Fortschritt. Der Kryolith ist in Mengen und zu sehr billigen Preisen zu erhalten, er enthält 13% an Metall, und es gelang bereits 8% reines geschmolzenes Metall daraus zu gewinnen.

Man sieht nicht recht ein, warum Deville, der nicht aufgehört hat, mit dem größten Eifer und dem Aufwand sehr großer Geldmittel nach einer fabrikmäßigen und billigen Darstellung des Aluminiums zu streben, vorerst wenigstens sich nicht zu der Verarbeitung dieses trefflichen Materials, des Kryolithes wendet, da die Herstellung von Chloraluminium jedenfalls theurer und mühsamer bleiben wird, als die Verwendung des gleich vortheilhaften, leicht zu gewinnenden Naturproductes. In neuerer Zeit nun versichert Dumas, daß Deville eine sehr vortreffliche Methode zur Darstellung des Chloraluminiums gefunden, indem er es aus einem Gemenge von Porzellanerde oder auch Pfeifenthon, Kochsalz und Kohle unter Einwirkung von Chlorgas gewinne. Der Apparat ist sehr vereinfacht, aber doch kostspielig, und namentlich durch die hohe Temperatur, in der die Operation vorgenommen werden muß, sehr zerstörbar. Der Centner Kryolith aber ist für drei Thaler in Seehäfen zu haben.

Das Natrium soll zum Preise von noch nicht einem Thaler pro Pfund herstellbar sein, das Aluminium zu 13—14 Thlr., wie man hofft, aber es noch keineswegs bis jetzt zu liefern vermag.

Tipier in Amfreville soll aus Kryolith fabrikmäßig Aluminium herstellen, und besonders aus den Legirungen desselben mit Kupfer vielerlei Waaren mit goldähnlicher Farbe fertigen. Er verwende dazu eine Legirung, der auf 100 Theile Kupfer 10 Theile Aluminium zugesetzt seien, und die sich gut bearbeiten lasse, zugleich auch fester und härter als Messing sei.

Auch in England hat sich Newton auf Darstellung des Aluminiums im Großen patentiren lassen.

Ob aber in der That im Handel aus Aluminium verfertigte Gebrauchsgegenstände zu haben sind, ist uns nicht bekannt. Mancherlei ist unter dem Namen feilgeboten, ohne eine Spur von Aluminium zu enthalten, zum Beispiel Statuetten und dergleichen, die wesentlich aus einer Composition von Zinn und Zink gegossen waren. Andere Gegenstände sollten mit Aluminium galvanisch überzogen sein, waren aber galvanisch versilbert.

Nach Debray, der viele Aluminium-Legirungen dargestellt hat, ist auf die Verbindung von 3 Theilen Zink mit 97 Theilen Aluminium wegen ihrer Härte, Dehnbarkeit und schönstem Glanz aufmerksam zu machen. Legirungen mit Kupfer von 10 bis zu 80% erschienen noch weiß, die schon oben erwähnte Verbindung von 10% Aluminium mit 90% Kupfer ist gelb, und in der Hitze so gut wie weiches Eisen schmiedbar. 3 Theile Silber mit 97 Theilen Aluminium geben ein sehr schön weißes Metall.

Dritte Abtheilung.

Schicksale antiker Kunstwerke

im Mittelalter und der neuern Zeit.

Von F. Friedländer.

Wenn man die Antikensäle eines größern Museums durchwandert, kann man sich zuweilen nicht des Wunsches erwehren, die Schicksale dieser Marmorbilder zu wissen, von der Zeit an, wo sie aus der Werkstatt des griechischen Bildhauers hervorgingen, bis auf den Tag, wo sie ihren jetzigen Platz in einer Barbarenhauptstadt eingenommen haben. Einst haben sie in herrlichen reichgeschmückten Tempeln gestanden, zu ihnen sind die Gebete und der süße Opferrauch der Gläubigen emporgestiegen. Dann sind sie von den rohen Händen römischer Soldaten von ihren Postamenten gerissen worden, um in dem langen Triumphzuge zu prangen, in welchem der siegreiche Imperator durch staunende und jubelnde Massen zum Capitol hinaufzog. Sie haben die Hallen und Tempel der Weltstadt geschmückt, und selten fiel aus dem geschäftigen Menschenstrom, der täglich an ihnen vorbeifluthete, ein kalter, flüchtiger Blick auf sie; oder sie waren in die Villa eines vornehmen Mannes verbannt, der seinen Besuchern vorrechnete, wie viel sie ihn gekostet hatten. Sie sind von dem Hammer eines christlichen Bischofs zertrümmert worden, der sie für die verzauberten Wohnstätten böser Dämonen hielt, oder in dem Einsturz der Mauern begraben, die der Sturmbock der Gothen oder Vandalen in Schutt legte. Jahrhunderte sind sie unter dem Schutte verborgen gewesen, dessen schützende Decke sie vor gänzlicher Zerstörung bewahrte. Endlich hat ein Zufall sie an's Licht gebracht. Auf ihnen haben die Augen Rafael's und Michelangelo's bewundrungsvoll geruht, ihre Schüler haben sie bewundert und nachgeahmt. „In den Sälen, die von Pulci's Scherzen wiederhallten, den Gärten, in denen Lorenzo ein funkelndes Lied zum Maitanz etrurischer Jungfrauen ersann," hat sich mancher edle Herr und manche schöne Frau vom Mediceerhofe an der Feinheit ihrer Conturen entzückt. Später haben akademische Professoren in Allongenperrücken ihren ehrfurchtsvoll lauschenden Schülern demonstrirt, daß der Antike doch eigentlich der höhere Schwung und die wahre Natur fehle, die allein bei Bernini zu finden sei: und die alten Götter haben auch diese Lästerung mit ruhiger Milde angehört. Zuletzt sind sie aus den Palästen der italienischen Principi ausgewandert, die dafür die blanken Scudi der forestieri in Empfang nahmen, deren sie dringend bedurften, und haben in gradlinigen, glattgeschorenen Alleen und an geschmacklosen Fontainen in Sanssouci oder Versailles gestanden. Endlich, nachdem sie der Wille des Eroberers von Europa für kurze Zeit zu einer glänzenden Versammlung im Palast der alten Könige Frankreichs vereinigt hatte, sind sie in die Museen der Residenzen zurückgekehrt. Viel ästhetischer Unsinn wird vor ihnen geredet, manche Bewundrung, die ihnen gezollt wird, ist nur erheuchelt: aber ihre „edle Einfalt und stille Größe" bleibt immer dieselbe, und an einer Generation nach der andern üben sie ihre „heimlich bildende Gewalt."

So oder ähnlich sind, natürlich mit den mannigfachsten Modificationen, die Schicksale eines großen Theils der erhaltenen Antiken gewesen: die wenigsten aber können wir im Einzelnen auch nur einigermaßen verfolgen.

Die massenhafte Zerstörung der alten Kunstwerke ist eine Folge ihrer massenhaften Anhäufung in Rom, und später (obwohl in sehr viel geringerem Maßstabe) in Constantinopel gewesen: alle Schläge, die diese beiden Metropolen des Orients und Occidents trafen, haben die unersetzlichen Denkmäler des griechischen Geistes zu Hunderten und Tausenden zertrümmert, so daß der Nachwelt nur spärliche Reste von jener überschwenglichen Herrlichkeit geblieben sind. Die ungeheuren Brände in Rom von dem Neronischen an, und später auch in Constantinopel; die mehrfachen Eroberungen und Plünderungen beider Städte; die fanatische Zerstörungswuth des ältesten Christenthums; die inneren Fehden der römischen Großen im Mittelalter; die Barbarei, mit der in Perioden des wiederaufblühenden Wohlstandes antike Sculpturen als Baumaterial benutzt und zu Mörtel gebrannt wurden: alle diese, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten, zum Theil systematisch ausgeführten Plünderungen haben vielleicht neun Zehntel von dem vernichtet, was die griechische Kunst von der Zeit der Perserkriege bis auf Marc Aurel geschaffen hat, und darunter (mit sehr geringen Ausnahmen) grade das Beste. Diese Ausnahmen sind fast ausschließlich solche Werke, die die Agenten des römischen Plünderungssystems in Griechenland lassen mußten, weil sie an Monumenten hafteten; oder solche, die sie übersehen haben, vielleicht auch nicht zu schätzen wußten. Zu der ersten Classe gehören die Elgin marbles, die Reliefs von Phigalia und Halikarnaß, zur zweiten die Venus von Milo.

Bekanntlich sind unter den jetzt vorhandnen Antiken diejenigen äußerst selten, die vollständig erhalten sind. Dies ist fast nur bei Broncen der Fall, von denen aber wieder nur sehr wenige existiren, weil die meisten eingeschmolzen worden sind; abgesehen von den in Pompeji und Herculanum zahlreich gefundenen kommt auf mehrere hundert Marmorfiguren erst eine Bronce. Den Marmorfiguren aber sind fast immer die freistehenden Theile, das heißt Arme und Hände, und äußerst häufig auch die Nasen abgeschlagen: eine Statue zum Beispiel wie der sogenannte Germanicus im Louvre, dem nur drei Finger fehlen, ist eine große Ausnahme. In einem einzigen Fall sind wir im Stande anzugeben, wann und wodurch die Verstümmelung einer Antike herbeigeführt ist. Im Jahr 537 hatte Belisar, von den Gothen in Rom belagert, eine Garnison in das Mausoleum Hadrian's (bekanntlich jetzt Castel Sant' Angelo) geworfen. Die Vertheidiger stürzten auf die Angreifer die Statuen herab, mit denen das Monument geschmückt war. Bei einer spätern Aus*räumung des* Festungsgrabens wurde eine Figur gefunden, die beim Sturz beide Beine verloren hatte; sie kam in den Besitz des Hauses Barberini; von dort erwarb sie König Ludwig für die Glyptothek in München. Es ist der schlafende Faun, eine der beiden Perlen dieser vortrefflichen Sammlung.

Noch im neunten Jahrhundert existirten in Rom sehr zahlreiche antike Gebäude, theils völlig erhalten, theils in Ruinen, wie wir aus der Beschreibung eines Mönchs vom Kloster Einsiedeln wissen, dessen Handschrift glücklich aufbewahrt ist; die Stadt muß damals noch in hohem Grade das Gepräge der kaiserlichen Residenz getragen haben, wie sie in den Tagen Constantin's und Theodosius des Großen war. Aber die Eroberung Roms durch Robert Guiscard (1082) vernichtete zwei Drittheile so von Grund aus, daß der südliche Theil seitdem nicht wieder bewohnt worden ist. Dann kamen Jahrhunderte der inneren Zerrüttung und der Baronalfehden, die den Verfall allgemein machten. Während des päpstlichen Schisma's sank Rom zum Dorf herab. Immer höher häufte sich der Schutt in den Thälern, immer vereinzelter ragten die Ruinen auf den Hügeln: das Forum, nun ein mit Gras bewachsenes Schuttfeld, wurde zur Viehweide (campo vaccino), der tarpejische Fels zum Berg der Ziegen (monte caprino): Namen, die sich bis heute erhalten haben. Im Jahr 1432 kannte der gelehrte Florentiner Poggio nur fünf antike Bildsäulen in Rom. Eine derselben war die broncene Reiterstatue Marc Aurel's, die jetzt auf dem Capitolsplatze steht. Sicherlich wäre sie nicht dem Schicksal des Einschmelzens entgangen, wenn man nicht durch ein glückliches Mißverständniß in ihr ein Bild Constantin des Großen zu sehen geglaubt hätte, der im Mittelalter in Rom eine beinahe kanonische Verehrung genoß. Bei dem Volksfest, das Cola Rienzi zur Feier der wiedergeborenen Freiheit veranstaltete, flossen aus den beiden Naslöchern des Pferdes Strahlen rothen und weißen Weins.

Die Benennungen, die das Volk namentlich solchen Figuren gegeben hat, die auf öffentlichen Plätzen gestanden haben, sind oft interessant. Warum eine Togastatue, die in einem Gäßchen in Rom steht, Abbate Luigi, eine kolossale weibliche Büste in der Nähe des venetianischen Platzes Madama Lucrezia heißt, dürfte jetzt nicht mehr zu ermitteln sein. Der bekannte Dornauszieher hat den Namen „il fedele del Campidoglio“ durch eine anmuthige Sage erhalten. Das Capitol soll von einem feindlichen Ueberfall bedroht gewesen sein, von dem ein Knabe Kunde erhalten hatte: so schnell er konnte, lief er hin, um den Wächtern Anzeige davon zu machen, und kam noch zur rechten Zeit. Jetzt erst

gönnte er sich Ruhe, einen Dorn aus dem Fuße zu ziehn, den er beim Laufen eingetreten hatte; und zum Gedächtniß seiner Treue wurde er in dieser Situation abgebildet, und die Statue auf dem Capitol aufgestellt. Eine Statue der Diana (jetzt im Louvre) hat in Neapel, wo sie sich früher befand, den Namen la Zingarella (die kleine Zigeunerin) erhalten, weil ihre aufgehobene Hand von dem Volk für die Geberde einer Wahrsagenden genommen wurde. Die Kolosse der Dioskuren auf monte cavallo sind nach den gesta Romanorum die Statuen zweier großer Zaubrer, deren Geschichte dort ausführlich erzählt ist. Stahr gibt in seinem Buch über Jena und Weimar ein Beispiel, wie sich die fort und fort geschäftige, sagenbildende Thätigkeit an Kunstdenkmäler knüpft, die ihr unverständlich sind, und sie auf eine ihren Vorstellungen gemäße Weise erklärt. Im Park von Weimar steht ein aus der Göthe'schen Zeit stammendes Monument: ein Altar mit einer Schlange, welche ein darauf liegendes Brot verzehrt; es soll nach römischem Gebrauch den Genius des Orts vorstellen. Das Volk glaubte, es sei zum Andenken an einen Drachen errichtet, der die Gegend verwüstete und den ein Bäcker durch ein vergiftetes Brot tödtete. Im Museum von Arles ist eine Figur des Aeon, das heißt der Zeit, deren Unendlichkeit die gnostische Symbolik durch Windungen einer Schlange ausdrückte, die den ganzen Körper umziehn. Eine alte Castellanin, die den Schreiber dieser Zeilen dort herumführte, erklärte ihm, es sei das Monument eines Mannes, der von dieser bösen Schlange getödtet worden.

Zu den Antiken, die unter der volksthümlichen Benennung bekannter sind, als unter der ihnen gebührenden, gehört vor allen der sogenannte Pasquino, der an einer Ecke des Palastes Braschi in Rom steht: ein Fragment einer vortrefflich gearbeiteten Gruppe des Menelaos, der die Leiche des Patroklos aus dem Getümmel der Schlacht trägt. Bekanntlich soll dies Fragment dazu benutzt worden sein, anonyme Satiren anzuheften, in denen sich der Volkswitz über die Großen Luft machte: und diese Invectiven soll die öffentliche Meinung zum Theil einem päpstlichen Schneider, Namens Pasquino, zugeschrieben haben, der seinen Laden in der Nähe hatte, und wegen seines beißenden Witzes berühmt war. Auch das Pasquill soll von ihm seinen Namen erhalten haben. Nach einer Notiz in einer Reisebeschreibung vom Jahr 1624 wäre aber das Fragment der Gruppe erst nach dem Tode des witzigen Schneiders bei seiner Wohnung aufgestellt und zum Andenken an ihn vom Volke mit seinem Namen benannt worden. (Vergleiche Lessing Collectaneen, Ausgabe von Lachmann. Band XI. Seite 358.)

Mit dem Wiedererwachen des wissenschaftlichen Lebens und der Alterthumsstudien erwachte auch das Interesse für die alte Kunst; von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an wurde überall in Rom auf das Eifrigste ausgegraben, und die vorzüglichsten Antiken, die jetzt die römischen und florentinischen Museen zieren, sind von 1450 bis 1550 gefunden. Der Laokoon hat dem glücklichen Besitzer des Weinbergs, in dem er 1506 ausgegraben wurde, dem römischen Bürger Felice de Fredi nicht nur große Vortheile, sondern auch eine Art von Unsterblichkeit verschafft. Er trat ihn Julius dem Zweiten für einen Antheil an dem Zoll des lateranischen Thores ab: und auf seinen Grabstein in der Kirche Ara Celi wurde folgende für jene Zeit charakteristische Inschrift gesetzt: „Hier ruht Felice de Fredi, der durch seine eigene Tugend und durch die Entdeckung des göttlichen, beinahe athmenden Laokoonbildes, das du im Vatican siehst, die Unsterblichkeit erworben hat." Die hohe Begeisterung jener Periode für das Alterthum athmet aus diesen Zeilen. Im Jahr 1583 wurde die Niobidengruppe entdeckt, die der Cardinal Medici (Ferdinand von Toscana) kaufte, und die erst 1770 nach Florenz gebracht wurde, wo sie noch jetzt ist. Welch' goldne Zeit damals für Antikensammler war, wird man aus dem Preise ersehen, den der Käufer zahlte. Fünfzehn, zum Theil kolossale Figuren, wurden für 800 Scudi (1200 Thaler) erstanden: eine Summe, für welche heute kaum eine einzige zu haben sein würde.

Die Entdeckungen vorzüglicher Antiken hörten auch im siebenzehnten Jahrhundert nicht auf; im Anfange desselben wurde zu Porto d'Anzo der borghesische Fechter, in der Mitte (1651) die Venus von Arles gefunden. Aber die folgenreichste Entdeckung, die je gemacht worden, ist die der sogenannten Herculanerinnen, gegenwärtig im Museum von Dresden. Man fand diese schönen Portraitstatuen einer Mutter mit zwei Töchtern im Jahre 1711 bei der Aufräumung eines verschütteten Brunnens auf dem Landgute eines Prinzen von Elbeuf, in der Nähe von Neapel. Durch diesen kostbaren Fund aufmerksam gemacht, setzte man die Grabung weiter fort und stieß auf das Theater von Herculanum, das seit dem 24. August 78 nach Christi Geburt unter einer Lavadecke ruhte: und indem die Grabungen sich allmälig ausdehnten, wurde 1748 auch Pompeji entdeckt. Jene Statuen, welche auf die Spur der verschütteten Städte geführt hatten, wurden heimlich außer Landes geschafft, ehe die Regierung Ansprüche darauf erhob, und kamen in den Besitz des tapfern Prinzen

Eugen von Savoyen; als dieser 1736 gestorben war, erwarb sie der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August der Dritte. Bei den ferneren Entdeckungen in Pompeji und Herculanum zu verweilen, ist hier nicht der Ort: um so weniger als sie in artistischer Hinsicht hauptsächlich nicht für die Geschichte der Plastik, sondern für die der Malerei und Mosaik wichtig geworden sind. Nur das sei hier erwähnt, daß eine der modernsten Erfindungen gegenwärtig mit Erfolg angewandt wird, die Bilder für immer zu fixiren, die der Pinsel pompejanischer Künstler vor achtzehnhundert Jahren auf die Wände der untergegangenen Stadt geworfen hat. Diese Fresken sind, wenn sie bloßgelegt werden, in großer Gefahr, durch die Einwirkung der Atmosphäre zerstört zu werden: daher bedient man sich jetzt der Photographie, um wenigstens im Abbilde zu retten, was im Original zu erhalten unmöglich ist.

Auch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeigten gelegentliche Ausgrabungen, wie reiche Schätze der Boden Italiens nach so lange fortgesetzten Durchforschungen immer noch birgt. Die (überhaupt sehr ergiebigen) Grabungen in Otricoli lieferten (1777) die schönste Jupiterbüste, die wir gegenwärtig kennen; ein Zufall brachte in der Nähe von Velletri (1797) die berühmte nach diesem Orte benannte kolossale Minerva an's Licht. Damals hallte Italien vom Klange der französischen Waffen wieder, und die Göttin der Weisheit wurde von den Eroberern nach Paris geführt. Aber erst mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts begann eine neue Epoche in der Entdeckungsgeschichte der alten Kunst: fruchtbarer und bedeutender als jene erste im fünfzehnten und sechzehnten. In jener Zeit waren die Reste der Kunstpracht zu Tage gefördert worden, die die Römer zum Schmuck ihrer Hauptstadt verwandt hatten; jetzt sollte Europa die weit herrlicheren, der besten Periode angehörigen Ueberbleibsel kennen lernen, die trotz aller römischen Plünderungen in Griechenland zurückgeblieben waren.

Noch im siebenzehnten Jahrhundert stand die herrlichste Schöpfung der Perikleischen Zeit, der Minervatempel auf der Akropolis von Athen, im Ganzen unversehrt: wenn auch der überreiche plastische Schmuck, mit dem Phidias die Friese und Giebel des Hauses der jungfräulichen Göttin verziert hatte, schon mehrfach beschädigt war. Die Zerstörung des Parthenon erfolgte erst im Jahre 1687, als die Türken in Athen von den Venetianern unter Morosini und Königsmark belagert wurden: eine Bombe sprengte den von den Türken in ein Pulvermagazin verwandelten Tempel und machte ihn zur Ruine. Im Jahre 1800 erwarb sich Lord Elgin, damals englischer Gesandter in Constantinopel, durch großherrlichen Ferman Zutritt zur Akropolis, mit der Erlaubniß „zu zeichnen, abzuformen und wegzunehmen," was ihm beliebte. Vom August 1800 bis Mai 1801 arbeiteten seine Agenten an dem Zerstörungswerk. Sie brachen die Metopen und Friestafeln aus, hoben die Statuen aus den Giebeln und fügten noch manchen andern unschätzbaren Rest aus der Nachbarschaft ihrer Beute hinzu: und so wurde der größte Theil der Phidiassischen Werke nach England versendet. Einzelne Bruchstücke sind anderswohin verstreut; ein Friesstück war schon früher nach Paris gebracht worden (durch den Grafen Choiseul Gouffier, französischen Gesandten in der Türkei am Ende des achtzehnten Jahrhunderts), einige Metopenfragmente sind nach Kopenhagen gekommen, Manches ist erst seit der Regierung König Otto's entdeckt und deshalb in Athen geblieben.

Lord Elgin bot seine Erwerbung dem brittischen Staat zum Kauf: er veranschlagte seine Kosten auf 74,000 Pfund. In der Presse erhoben sich manche Stimmen gegen eine Ausgabe, die einem mit Kunstsinn wenig begabten Volke ebenso exorbitant als überflüssig erschien. Während der Debatten, die im Parlament über den Ankauf geführt wurden, erschien im Morning chronicle ein Gedicht, worin es unter Anderm hieß: By scriptural measure your bounty is shown, we ask you for bread and you give us a stone. Schließlich einigte man sich mit dem Besitzer auf 35,000 Pfund. Durch diese Erwerbung ist das brittische Museum die erste Antikensammlung in der Welt geworden.

Die Plünderung des Parthenon durch Lord Elgin hat man vielfach als Vandalismus anathematisirt: quod non fecerunt Gothi id fecerunt Scoti, ist noch das mildeste, was dem gewaltthätigen Kunstfreunde von seinen Gegnern gesagt worden ist. Am leidenschaftlichsten hat sich Byron im zweiten Gesange des Childe Harold gegen ihn ausgelassen. „Sulla," sagt er in der Anmerkung zu der betreffenden Stelle, „konnte Athen nur bestrafen, Philipp es nur unterjochen, Xerxes es nur verbrennen: aber dem armseligen Alterthümler und seinen erbärmlichen Agenten blieb es aufbehalten, es so verächtlich zu machen, als sich selbst und seine Unternehmung." Nichts hat so sehr auf die öffentliche Meinung influirt als diese Invectiven Byron's: Lord Elgin gilt seitdem als ein roher Barbar, schlimmer als Genserich und Totila. In der That ist aber diese Beurtheilung so ungerecht als möglich. Der Anblick des kläglich verunstalteten, seiner Zier beraubten Tempels mag den Betrachter mit Trauer und Widerwillen erfüllen; er mag das lebhafteste Verlangen empfinden, Sculptur und Architektur

wieder zu einem Totaleindruck zusammen wirken zu sehen, wie es denen vergönnt war, die Athen vor Lord Elgin's Raub besuchten. Aber man sollte dabei nie vergessen, daß diese Wunder der Kunst vor unvermeidlichem Untergang nur dadurch gerettet werden konnten, daß sie von Athen entfernt wurden. Theils aus Muthwillen, theils aus Antipathie gegen die durch den Mohamedanismus verpönten Abbilder der menschlichen Gestalt, würden die Türken dies Monument ebenso sicher zerstört haben, wie schon so vieles Andre. Noch im Jahre 1759 stand ein Tempel am Ilissus, der jetzt spurlos verschwunden ist. Theils wird der Marmor zu Mörtel zerstoßen, theils werden Statuen in der Hoffnung zerschlagen, Schätze darin zu entdecken. Da man sich im Orient nur durch diese Voraussetzung den Werth erklären kann, den die Europäer den alten Steinbildern beilegen, geschieht dies sehr häufig. Auch haben Reisende mehr als einmal gesehen, daß Türken die Köpfe antiker Figuren zu Zielen ihrer Schießübungen machten. Aber selbst wenn die Sculpturen in Athen hätten erhalten werden können, müßte man Lord Elgin's Verfahren billigen: es war im Interesse der gebildeten Welt. Vielleicht wird in fünfzig Jahren Athen ebenso leicht erreichbar sein, als jetzt London ist: aber gegenwärtig wird Athen doch nur von einzelnen Bevorzugten besucht, während nach London in jedem Jahr Tausende aus allen Ländern strömen, und überdies von London aus der Mitgenuß des kostbaren Schatzes durch Gypsabgüsse den Bewohnern und Besuchern aller größern Städte möglich geworden ist. Die Mißempfindungen einiger Alterthumsfreunde und Philhellenen beim Anblick des geplünderten Parthenon können nicht in Anschlag kommen gegenüber der Thatsache, daß die herrlichsten Reste antiker Kunst ein Bildungsmittel für ganz Europa geworden sind. Lord Elgin's Raub war nicht bloß eine rettende That, er ist auch für die Entwicklung des Kunstsinns und die Anregung der Kunstthätigkeit bereits vom förderndsten Einflusse gewesen und wird es sein, so lange es überhaupt eine Kunst geben wird.

Während nun diese aus Phidias Geist entsprungenen Göttergestalten nur dadurch vor gänzlicher Zertrümmerung bewahrt worden sind, daß man sie aus ihren alten Wohnstätten weit über das Meer geführt hat, ist ein andres benachbartes Monument, aus derselben Zeit und Schule, in unsern Tagen auf wunderbare Weise wieder aus der Erde entstanden, nachdem es für immer verloren schien. Noch kurz vor der venetianischen Belagerung Athens stand beim Aufgange zur Akropolis, oben rechts, ein kleiner Tempel, den die Athener in den Tagen ihres Glücks der flügellosen Siegesgöttin errichtet hatten, in der Hoffnung, daß sie mit ihren Fittigen ihre Flüchtigkeit abgelegt habe und fortan bei ihnen weilen werde. Zweitausend Jahre ungefähr hatte dieses kleine Säulenhaus auf die wechselnden Schicksale herabgeblickt, die über die unglückliche Stadt zu seinen Füßen dahinzogen. Als die venetianischen Sieger die Akropolis 1687 betraten, war er spurlos verschwunden. Aber als nach der Thronbesteigung König Otto's der Erdwall abgetragen wurde, den die Türken hier aufgeführt hatten, fanden sich in demselben die Bestandtheile des Tempels, ohne Beschädigung durch Geschütz, in so großer Vollständigkeit, daß das Gebäude von Neuem an der alten Stelle wieder aufgeführt werden konnte. Offenbar hatten es die Türken in Stücke gebrochen, um durch diese ihrem Wall mehr Stärke zu geben.

Auch die Entdeckung des Frieses im Apollotempel zu Phigalia in Arkadien ist von sehr interessanten Umständen begleitet gewesen. Man sieht einen Abguß dieses Frieses, der ebenfalls im brittischen Museum ist, an den Wangen der großen Treppe im neuen Museum zu Berlin. Der Tempel wurde nach der großen Pest erbaut, die Griechenland zu Anfang des peloponnesischen Krieges verwüstete: der Baumeister des Parthenon, Iktinos, und einige Schüler des Phidias wurden aus Athen berufen, um sowohl den Bau als seine plastischen Zierden des Gottes würdig zu vollenden. Auf der Höhe einer wilden, einsamen, von immergrünen Eichen bewachsenen Bergschlucht stand das weißschimmernde marmorne Säulenhaus. Ein griechischer Reisender, der es im Zeitalter der Antonine, sechstehalb Jahrhunderte nach seiner Erbauung sah, zählt es zu den schönsten Tempeln des Peloponnes. Seitdem war es verschollen, bis im Jahre 1812 nordische Reisende in diese Wildniß drangen und den Tempel als Ruine fanden. Die Säulen der Halle, die sich rings umherzog, standen aufrecht: aber innerhalb lag ein wüster Trümmerhaufe, Fries- und Architravstücke, Mauerquadern und Säulentrommeln übereinander gehäuft. Zufällig sahen sie einen Fuchs durch eine Spalte in diese Marmortrümmer schlüpfen, und indem sie dem Thiere nachblickten, entdeckten sie Figuren in halberhabener Arbeit. Man holte nun die Erlaubniß des Pascha von Morea ein, das Innere des Tempels ausräumen zu können; und in Hoffnung auf einen bedeutenden Gewinn ertheilte er sie nicht nur, sondern betheiligte sich auch an dem Unternehmen. Die Reisenden schlugen ein kleines Lager von Zelten in der Nähe des Tempels auf, die ganze Bevölkerung der Umgegend, meistens Hirten, wurde zu der Arbeit aufgeboten. Der kurländische Baron Stackelberg, ein Mitglied der

Gesellschaft, hat ihr Lagerleben sehr lebendig in seinem großen Werk geschildert, das vollständige Abbildungen und Beschreibungen des Tempels und seiner Sculpturen enthält. Das gutartige, unverdorbene arkadische Hirtenvolk war mit dem Gewinn, den ihnen die Kunstliebe der Franken brachte, sowie mit der Abwechslung, die ihr einförmiges Leben dadurch erhielt, höchlich zufrieden. In langen Reihen zogen die Arbeiter, an knarrende Taue gespannt, die kostbaren Trümmer aus Schutt und Wust heraus: die Spielleute, die auf einfachen Instrumenten die monotonen Volksweisen jener Gegend erklingen ließen, feuerten sie zu immer neuen Anstrengungen an. In den Feierstunden führten Bursche und Mädchen in der malerischen Landestracht Reihentänze auf. Auch ein nächtlicher Anfall von Räubern mußte mit Flintenschüssen abgewehrt werden; die Klephten waren durch den Ruf der Entdeckung unermeßlicher Schätze herbeigelockt worden. Endlich als im Herbst die Arbeit vollendet war, die Halle des Tempels von Schutt und Trümmern geräumt dastand, und der Besitz der herrlichen Sculpturen die Bemühungen der Reisenden reichlich vergolten hatte, schieden die fränkischen Fremdlinge und die arkadischen Hirten mit herzlichem Bedauern von einander.

Das Alles vergrößernde Gerücht hatte den Pascha von Morea in die angenehme Illusion versetzt, es seien lauter Arbeiten in massivem Silber gefunden worden. Seine Hoheit bestand folglich darauf, sich durch Augenschein zu überzeugen. Als er aber nichts als steinerne Figuren erblickte, war er sehr enttäuscht und gern bereit, seinen Antheil an der Entdeckung gegen eine Abstandssumme abzutreten. Doch glaubte er seine Kunstkennerschaft an den Tag legen zu müssen, und äußerte, die Schildkröten auf den Reliefs hätten ihm namentlich sehr wohl gefallen. Er hatte nämlich einige große runde Schilde, die die Figuren griechischer Helden mit Ausnahme des Kopfes und der Füße ganz bedeckten, für Schildkröten angesehen.

Wohlverpackt wurden die kostbaren Fragmente von Tripera über das Gebirge an's Meer geschafft und von da nach Zante eingeschifft. Bekanntmachungen in allen europäischen Blättern forderten zur Theilnahme an der Versteigerung auf, die ein Jahr später stattfand. Während des anberaumten Tages brannte nach dortiger Sitte eine Kerze, und der Zuschlag erfolgte an denjenigen, dessen Gebot im Augenblick ihres Erlöschens das höchste war. Es war der Beauftragte der brittischen Regierung, die um den Preis von 15,000 Pfund diese neue unschätzbare Zierde für ihr Museum erwarb. Die 1811 von Mitgliedern derselben Gesellschaft entdeckten Giebelgruppen des Tempels von Aegina hatte König Ludwig von Baiern (nach Einigen für 6000 Pfund oder 40,000 Thaler, nach Andern für 20,000 Scudi oder 30,000 Thaler) erworben und von Thorwaldsen ergänzen lassen.

Eine andre kostbare Acquisition verdankt England der imponirenden Stellung, die es im Orient einnimmt: nämlich die einiger Trümmer des weltberühmten, sprichwörtlich gewordenen Mausoleums. Dies Monument hatte Königin Artemisia die Zweite von Karien ihrem Gemahl Mausolus im Jahre 357 vor Christus errichtet. Ein quadratischer Unterbau, von der Säulenhalle umgeben trug eine Pyramide, auf deren Spitze ein Viergespann aus Bronce stand; die Gesammthöhe war 104 Fuß. Die größten damals lebenden Bildhauer hatten gewetteifert, den ganzen Bau mit plastischen Zierden auszustatten; Skopas und vielleicht auch Praxiteles waren unter den von der Königin zu der Arbeit Berufenen. Im Jahre 1522 wurden unter den Trümmern dieses Denkmals, das die alte Welt zu ihren sieben Wundern gezählt hatte, elf Basreliefstafeln gefunden, die den Fries des Unterbaues geschmückt hatten. Sie stellen, wie der Phigalische Fries, einen Kampf zwischen Griechen und Amazonen vor. Die Ritter von Rhodus verwandten sie bei der Aufführung einer Festung St. Peter's bei dem alten Halikarnaß, der Hauptstadt von Karien, gegenwärtig Fort Boudroun. In den Mauern dieses Forts blieben sie unter der türkischen Herrschaft, bis der gegenwärtige Sultan Abdul Medjid sie 1846 herausnehmen ließ, um dem englischen Gesandten Sir Stratford Canning damit ein Geschenk zu machen. Dieser schenkte sie dann an das brittische Museum.*)

An eine weitentfernte Küste ist schon vor mehreren Jahrhunderten ein andres Bruchstück desselben Monuments verschlagen worden. Wenn man den in aller Pracht südlicher Vegetation prangenden Garten des Marchese Negroni in Genua besucht, wird man in einem kleinen Pavillon durch den Anblick eines Reliefs überrascht, das in Material, Größe, Gegenstand, Auffassung und Styl auf's Genaueste mit jenem nach England gebrachten übereinstimmt. Es war das kunstgeübte Auge einer deutschen Alterthumsfreundin, Frau von Mertens-Schaffhausen in Köln,**) das vor nicht langer Zeit in diesem Fragment einen Theil des Frieses am Mausoleum entdeckte. Höchst wahrscheinlich ist es schon in der Zeit nach Genua gekommen, als die Republik zu den ersten Seemächten des Mittelmeers gehörte und im lebhaftesten Verkehr mit der Levante

*) Neuerdings sind die Grabungen in Boudroun mit Erfolg fortgesetzt worden.

**) Sie ist in diesem Jahre gestorben.

stand. Aus jener Blüthezeit der italienischen Republiken schreibt sich überhaupt mancher Besitz griechischer Kunstwerke her, die man jetzt vereinzelt in den dortigen Museen unter den zahlreichen römischen, an Ort und Stelle ausgegrabenen Arbeiten sieht. Namentlich in Venedig sind griechische Reliefs nicht selten, die die heimkehrenden Kauffahrer zum Theil als Ballast mitgebracht haben, und Einiges ist von dort in die Museen von Verona und Mantua verstreut.

Von den Schicksalen der einen Perle der Münchener Glyptothek, des schlafenden Faun, ist bereits die Rede gewesen. Die andre Hauptzierde dieser Sammlung, den Torso eines knieenden Niobiden (auch Ilioneus genannt) können wir nur bis in's siebenzehnte Jahrhundert verfolgen. Er befand sich in der sogenannten Rudolfinischen Schatzkammer in Prag; vermuthlich ist er von Kaiser Rudolph dem Zweiten, einem eifrigen Sammler von Kunstwerken und Curiositäten aus Italien erworben worden. Diese Schatzkammer wurde durch Joseph den Zweiten zerstört. Unter andern Maßregeln, die ihm seine Nützlichkeitswuth eingab, war auch der Befehl, die ehrwürdige Prager Burg, an die so manche Erinnerung von welthistorischer Bedeutung sich knüpft, in eine Caserne zu verwandeln. Obwohl dieser Befehl später zurückgenommen wurde, war doch die Räumung der Burg bereits begonnen und die dort aufgestellte Rudolfinische Sammlung verkauft worden. Ein Torso fand keinen Käufer. Endlich warf man ihn zum Fenster hinaus in den Schloßgarten, wo ein Steinmetz sich des noch immer brauchbaren Stückes Marmor bemächtigte. Glücklicherweise entdeckte ihn in dessen Werkstatt ein Kunstkenner, der Augenarzt Barth aus Wien, und kaufte ihn für sechs Siebenzehner. Er brachte ihn während des Congresses nach Wien, wo König Ludwig von Baiern, damals Kronprinz, ihn für 6000 Ducaten an sich brachte. Man erzählt, ein Kammerherr des Prinzen habe, über den Preis erstaunt, geäußert: er habe nie von einem ähnlichen gehört, obwohl er doch auch viel gereist sei, worauf der unhöfliche Kunstkenner geantwortet haben soll: „Koffer reisen auch und sehen doch Nichts."

Leicht hätte auch das Juwel des Pariser Museums, die Venus von Milo, Eigenthum der Glyptothek werden können. König Ludwig hatte als Kronprinz 1814 auf dieser Insel (dem alten Melos) ein Stück Land zum Behuf von Ausgrabungen an sich gekauft; aber der Zufall wollte, daß diese wundervolle Statue außerhalb dieses Terrains begraben lag. Im Februar 1820 entdeckte sie ein Bauer, der auf seinem Felde grub, in einer Entfernung von fünfhundert Schritten von dem antiken Theater der Insel. Ein französischer Schiffslieutenant, Herr d'Urville, berichtete sogleich über diesen Fund an den französischen Gesandten in Constantinopel, Marquis de la Riviere, und dieser sandte auf der Stelle den Gesandtschaftssecretär Vicomte de Marcellus nach Milo, um die über den Ankauf der Statue begonnenen Unterhandlungen zu Ende zu führen. Graf Marcellus (derselbe, der sich durch Memoiren aus seinem vielbewegten diplomatischen Leben bekannt gemacht und durch die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich dem Staatsleben entfremdet, eine immerhin anerkennenswerthe Uebersetzung des griechischen Dichters Nonnus veröffentlicht hat) war ganz der Mann, die Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrages richtig zu würdigen und ihn glücklich auszuführen. Die Primaten der Insel wollten die Statue dem Fürsten Morosini, Dragoman der Pforte, schenken. Als Graf Marcellus in Milo ankam, war man bereits im Begriff, das Meisterwerk einzuschiffen; aber die Energie, mit der er sich diesem Vorhaben widersetzte, hatte den gewünschten Erfolg, er kaufte die Statue und brachte sie nach Constantinopel, von wo sie der Gesandte als Geschenk an den König von Frankreich sandte. Frankreich verdankt also dem Grafen Marcellus den Besitz dieses Werkes, das durch Großartigkeit der Conception und Vollendung der Ausführung den wenigen Antiken von erstem Range beizuzählen ist, die wir außer den Werken des Phidias kennen.

Diese Erzählung der Umstände, von denen die Entdeckung der bedeutendsten Antiken begleitet gewesen ist, zeigt, wie innig die Geschichte der alten Kunstwerke mit der politischen Geschichte des modernen Europas verknüpft ist. Sie zeigt zugleich, daß bei Weitem die vorzüglichsten erst in den letzten sechzig Jahren bekannt geworden sind, weil man erst seit dieser Zeit die Erforschung des griechischen Bodens begonnen hat. Die Befreiung Griechenlands von der Oberherrschaft der Türkei ist bereits von segensreichen Folgen für die Erhaltung und Bekanntmachung alter Kunstreste gewesen und wird es hoffentlich künftig in noch höherem Grade sein. Nicht nur haben die Zerstörungen aufgehört, sondern auch Ausgrabungen sind vielfach mit Erfolg veranstaltet und Museen gebildet worden. Ein Vertrag, der zwischen der preußischen und griechischen Regierung bereits gemacht ist über Ausgrabungen, die auf Kosten der ersteren auf griechischem Boden unternommen werden sollen, ist, so viel wir wissen, nur deshalb noch nicht zur Ausführung gekommen, weil der russische Krieg derartige Pläne in den Hintergrund gedrängt hat. Hoffentlich

werden sie nun von Neuem wieder aufgenommen werden.

Schließlich sei hier noch ein Blick auf die Schicksale einiger großen antiken Cameen und Gemmen geworfen. Sie sind noch viel bunter und wechselvoller gewesen als die der größern Sculpturen, weil diese Pretiosen unendlich leichter aus einer Hand in die andre gingen und überdies zu allen Zeiten schon wegen der Kostbarkeit ihres Materials und weil sie leicht als Schmuck angewendet werden konnten, mehr Liebhaber und Liebhaberinnen fanden als Werke höheren Ranges. Diese großen Edelsteinarbeiten stammen zum Theil aus dem Orient, dessen Fürsten in alter wie in neuer Zeit mit Juwelen zu prunken liebten. Die Kreuzzüge streuten dann die von abendländischen Rittern erbeuteteten Schätze über Europa aus, und nun glaubte man sie nicht würdiger verwenden zu können als zum Schmuck von Kirchengeräthen, so sehr auch die heidnischen Gegenstände, die auf den Edelsteinen ausgeführt sind, mit diesem Zweck im Widerspruch stehen. So befand sich ein schöner Beryll mit dem Portrait der unglücklichen Julia, Tochter des Kaisers Titus, an einem Silbergeräth in der Abtei zu St. Denis, l'oratoire de Charlemagne genannt, und noch jetzt haftet daran ein Theil der Einfassung mit den Buchstaben M A..., wonach die römische Prinzessin trotz ihrer Adlernase und ihres hohen Toupés im Mittelalter für die heilige Jungfrau gegolten zu haben scheint. Der größte Cameo des Pariser Cabinets wurde durch den letzten lateinischen Kaiser in Constantinopel, Balduin den Zweiten (1228—1261), an Ludwig den Heiligen von Frankreich geschenkt. Das darauf ausgeführte Sujet bezieht sich auf die Regierung des Kaisers Tiber, doch im Mittelalter sah man es als eine Darstellung von Joseph's Traum an und trug daher kein Bedenken, das Kleinod den Schätzen der Sainte Chapelle einzuverleiben. Auch ein andrer großer Cameo, gegenwärtig in Wien, der die Apotheose August's vorstellt, ist in den Kreuzzügen nach Europa gekommen. Der Johanniterorden von Jerusalem, der ihn in Palästina erworben hatte, schenkte ihn an Philipp den Schönen von Frankreich, dieser vermachte ihn dem Nonnenkloster von Poissy. Während der französischen Bürgerkriege wurde er gestohlen und tauchte erst wieder am Hofe Kaiser Rudolph's des Zweiten auf, der ihn um 12,000 Ducaten für seine oben erwähnte Sammlung erstand. Andre antike Cameen finden wir in den Sammlungen zweier Fürstinnen, die beide den Glanz des Thrones mit dem Privatleben vertauschten, Josephinens von Frankreich und Christinens von Schweden. Königin Christine war eine leidenschaftliche Liebhaberin *antiker Gemmen*. Ein großer Sardonyx mit den Porträts eines ptolemäischen Königspaares, der sich früher im Besitz der Fürsten Gonzaga befand und von ihr angekauft wurde, befindet sich jetzt im kaiserlichen Cabinet zu St. Petersburg.

Diese fragmentarischen Notizen geben immerhin eine Vorstellung, wie vielfach diese kostbaren Steine in zweitausend Jahren umhergeworfen worden sind. Könnten sie reden, so würden sie manche geheime Geschichte zu erzählen haben. Manche Begierde haben sie entzündet, manches Verbrechen ist um sie begangen, manches mahnende Gewissen durch ihre Pracht beschwichtigt worden.

Zur Geschichte der französischen Tanzkunst.

Nachdem im Mittelalter die edlern und ernsten Tänze mit der Zeit bedeutungslos geworden, von der Kirche und den Fürsten vernachlässigt, die muntern als wollüstig und unanständig verboten waren, erhob sich der Tanz erst im fünfzehnten Jahrhundert wieder aus seinem Verfall, und erhielt von Italien aus mit den übrigen Künsten neues Leben. Es wurden auf dem Theater Ballete und an den Höfen Bälle gegeben, wo aber die Tänze so ernst waren, daß sie mit jeder Würde und mit allen Wohlanstandsgesetzen sich vertrugen, weßhalb selbst geistliche Würdenträger bei den zu Ehren vornehmer Personen veranstalteten Bällen zugegen waren, so daß, als Ludwig XII. in Mailand einen Ball gab, die Cardinäle von St. Severin und Narbonne als Tänzer auf demselben erschienen, und auf einem Ball des Concils zu Trident, zu Ehren des Sohnes Karl's V., der Cardinal Hercules von Mantua den Tanz eröffnete.

Die Tänze der Vornehmen damaliger Zeit waren die sogenannten niedrigen Tänze (Danses basses), bei welchen man sich nicht von der Erde erhob und weder sprang noch hüpfte. Die Tänzer hatten dabei die Mäntel über die Schultern gezogen und unter dem linken Arme zusammengefaßt, die Tänzerinnen hatten schöne, lange, oben bis an den Hals hinaufreichende und unten die Füße ganz bedeckende Kleider an. Es galt auch bei den höfischen Frauen des Mittelalters als eines der obersten Gesetze des Anstandes, möglichst langsam und mit ganz kleinen Schritten zu gehen, um dadurch anzudeuten, daß nicht eine geschäftliche Nöthigung, sondern lediglich die freie Laune eine Dame zu dem plebejischen Act des Gehens treiben dürfe.

Unter Franz I. und Heinrich II. kamen die ersten Tänze aus Italien nach Frankreich, und hier that Katharina von Medicis viel zu deren Ausbildung. Sie ließ heroische, galante, komische und allegorische Ballete aufführen. Den Luxus und die Pracht der kleinen italienischen Höfe nach Frankreich verpflanzend, gab die Königin den französischen Damen durch eine üppige Kleidung Gelegenheit, ihre Reize den Tänzern zu zeigen. Sie fügte zu den niedrigen Tänzen (der Pavane und Branle) allmälig lebhaftere italienische Tänze, wie die Gaillarde und Volte hinzu, wo dann die Cavaliere, Tänzer von Profession nachahmend, Sprünge machen mußten, und die Damen kurze Kleider trugen, damit man sehen konnte, ob sie auch den Tanzschritt hielten.

Nun wurden in Frankreich die Maskeraden mit Bällen in Verbindung gebracht, aus Spanien die Sarabanden eingeführt, und die Nationaltänze aller Provinzen auf den Bällen nachgeahmt; man tanzte die Passepieds der Nieder-Bretagner und die Bourée's der Auvergner (beides in den Straßen von Paris 1587 zuerst aufgeführte Tänze), die Tambourins und Rigaudons der Provençalen, und die Gavotten der Bewohner der Dauphiné.

Nun kam auch ein Domherr von Langres, Thoinet Arbeau, auf die Idee, die Tänze und Tanzschritte aufzuzeichnen und unter jede Note der Melodie die Bewegungen und Pas des Tanzes zu schreiben. Sein choreographisches Werk erschien 1588 unter dem Titel: Orchesographie, und ist für die Kenntniß aller genannten Tänze unentbehrlich. *)

Auf das Höchste stieg die Ausbildung des Tanzes in Frankreich aber unter Ludwig XIV. Nicht nur, daß der Chevalier Servandoni, unter dessen Leitung der prachtvolle Bau der St. Sulpice-Kirche aufgeführt wurde, und der gleich berühmt als Architekt und Perspectivmaler war, Schauspiele anordnete, in denen die Musik, die Pantomime, der Tanz, die Maschinerien, die Decorationen und Costüme in gleich hohem Grade glänzten, — weßhalb dieser florentinische Künstler als ein Hauptbeförderer des theatralischen Tanzes angesehen werden kann, — auch der gesellschaftliche Tanz gedieh hier zur höchsten Vollendung, so daß der Monarch selbst bei dem Balletmeister der Pariser Oper, François de Beauchamp, der gleichzeitig der Erfinder der Grundstellungen der Tanzkunst, der fünf Positionen ist, zwanzig Jahre hindurch täglich Tanzunterricht nahm. Auch in der Oper: der Friedenstempel, welche 1685 am Hofe gegeben wurde, wirkte der König in einer der Hauptrollen mit. In jener Zeit, wo die Oper noch nichts anderes war, als eine Hoffestlichkeit, tanzten Prinzen, Prinzessinnen und Andere vom Hofe in den Balleten und, einem Ministerialbefehl von 1669 zufolge, durfte jeder Mann von Stande in der Oper mitsingen und Gehalt annehmen, unbeschadet seiner Standesrechte, auch wurde festgestellt, daß man nicht geringer würde, wenn man die Tanzkunst als Beschäftigung erwählt habe.

Es wurde 1661 in Paris eine königliche Tanzakademie errichtet, und Beauchamp mit dem Titel: Docteur de l'académie de l'art de la danse als Erfinder der von Thoinet Arbeau zuerst angeregten Idee der Choreographie durch einen Ausspruch des Parlaments erklärt. Die Akademie, die aus dreizehn Mitgliedern bestand, hatte keine geringere Bestimmung, als darüber zu wachen, daß der Tanz von Fehlern gereinigt und bewahrt würde. Die Akademiker kamen ihrer Verpflichtung, sich über das Technische der Tanzkunst zu berathen und ein System aufzustellen, leider nicht nach, und haben uns nichts hinterlassen, als ihre Namen.

Als Modetanz der damaligen Zeit ist der Branle zu nennen, der die Bewegungen der Polonaise und den graziösen Schritt der Menuett in sich vereinigt. Er wurde häufig am Hofe getanzt und stets vom König selbst entweder mit der Königin oder einer Prinzessin von Geblüt angeführt. Diesem Tanz schloß sich gewöhnlich die Courante an, die als der erste regelmäßige Gesellschaftstanz zu betrachten ist, und von Ludwig XIV., der sie vorzüglich tanzte, allen andern Tänzen vorgezogen wurde. Die Courante wurde im Dreivierteltact getanzt, und zeichnete sich durch die größte Einfachheit aus.

Wir können jedoch nicht alle Tänze der damaligen Zeit in den Kreis unsrer Besprechung ziehen, sondern wollen nur einige der hauptsächlichsten nennen. Es sind dieses: Le Rigaudon de la Paix, Gigue à deux, Entrée à deux, Sarabande pour femme et pour homme, Folie d'Espagne, Bourée d'Achille, Mariée, Bourgogne, Savoye, Fortana, Conty und Canary à deux. Letzterer, der Canary (Canarienvogeltanz), war ein munterer Tanz, in welchem der Herr mit seiner Dame den Saal entlang hüpfte: sie blieb hier am untersten Ende stehen, und er tanzte nun rückwärts bis an das entgegengesetzte Ende; diese Tour wiederholte er vor- und rückwärts; dann machte die Dame dieselbe Tour. Es ist hier auch der Ort, anzuführen, daß man in der überfeinerten Redeweise jener Zeit statt „Tanzen" — „Liebes-

*) Die von Beauchamp vervollkommnete Choreographie brachte Feuillet später in ein System, das er 1700 mit der größten Umständlichkeit und Weitschweifigkeit herausgab.

runen mit den Beinen zeichnen" — tracer des chiffres d'amour, sagte.

Die eigentliche Quelle für das Studium aller vorhin genannten Tänze muß immer Feuillet's Choreographie*) bilden. Hier finden wir alle Tänze des siebzehnten Jahrhunderts von der Rigaudon de la paix, dem ersten Colonnentanz, der wahrscheinlich von England aufgenommen und später zur Anglaise Veranlassung gab, bis zur Conty auf das Umständlichste beschrieben.

Keiner dieser Tänze hat jedoch einen so nachhaltigen Einfluß auf die Tanzkunst ausgeübt, als die Menuet, die in ihren Consequenzen noch in unserm heutigen Contretanz unverkennbar ist.

Man will wissen, daß die Menuet (v. franz. menu, latein. minutus — klein, zierlich), von einem Tanzmeister in Poitiers, der Hauptstadt der Provinz Poitou, zum Fest einer silbernen Hochzeit erfunden worden sei, und daß die Akademie in Paris auf diesen Tanz, der sehr schnell in allgemeine Aufnahme kam, eifersüchtig wurde, weil er die Courante, ihren zuerst für die Noblesse bestimmten Tanz alsobald zu verdrängen begann. Die Menuet in der Anordnung, welche zuerst am französischen Hofe (Menuet de la cour) Eingang fand, sich weiter verbreitete und, wenn auch aus der Reihe der gesellschaftlichen Tänze geschieden, als unersetzliches Lehrmittel sich erhielt, wird dem seiner Zeit berühmten Tänzer Pecourt (1674 — 1729) zugeschrieben.

Die erste Menuet wurde 1653 zu Versailles getanzt, und zwar vom König Ludwig XIV. mit einer seiner Maitressen. Im Jahre 1707 kam die Menuet en quatre, und 1715 eine Menuet d'Espagne auf, der die Menuet en six, Menuet en huit und Menuet de la cour folgten. Die schönste Composition, aber auch die künstlichste und schwierigste war die Menuet à la reine, die in Verbindung mit der Gavotte à la Vestris getanzt wurde, indem man auf das Majestätische eine graziöse Munterkeit folgen ließ. Lully, der Vater der heroischen Oper in Frankreich, ist auch als Vater der Musik zur Menuet zu betrachten, und seine erste Composition dieses Tanzes von 1653 hat sich bis auf unsre Tage erhalten.

Als die Leichtfüßigkeit und das lebhaftere Temperament der Franzosen nicht mehr Gefallen daran fand, in dem majestätischen Tempo fortzutanzen, suchte man einen Ausweg. Man vertauschte den langsamen Dreivierteltact mit dem Zweivierteltact im Allegro, und — die Quadrille war erfunden. Die Form des Tanzes blieb dieselbe, aber es entstand nach und nach ein Reichthum der Touren, die noch bekannt sind, und die unzähligen Variationen gaben dem Tanz einen Reiz, welcher sich so lange erhielt, bis endlich der Contretanz eingeführt wurde.

Schon in Feuillet's Choreographie von 1700 findet sich ein Tanz dieses Namens, der aber mit dem unsrigen keine Aehnlichkeit hat, und nur von zwei Personen ausgeführt wurde. Die Erfindung des Tanzes, den wir unter Contretanz (von dem engl. Countrydance — ländlicher Tanz), verstehen, wird einem englischen Tanzmeister zugeschrieben, der denselben 1710 in Frankreich eingeführt haben soll. Doch erst, nachdem Rameau 1745 in dem Ballet „Les fêtes de Polymnie" einen Contretanz eingeflochten hatte, welcher, dem Geschmacke der Pariser entsprechend, den allgemeinsten Beifall fand, wurde er in den Salons heimisch und fand später auch in den Tanzlocalen des Volkes Eingang. Die Melodien der Contretänze hatten bei ihrem Entstehen alle einen besonderen Namen. Um die Zahl der Touren-Combinationen zu verringern, die bei jedem Contretanz wechselten, wählte man endlich sechs dieser Melodien aus, die am geeignetsten schienen, und executirte die Contretänze in Quadrillen vereinigt. Die Quadrille bestimmt die Ordnung der Touren. Die Melodieen, aus denen sie besteht, haben sämmtlich ihren Charakter. Die Quadrille ist auf diese Weise eine Sonate von fünf Stücken von verschiedenem Charakter geworden. Als man die Quadrille auf diese Weise organisirte, gab es Lieblingscontretänze, welche le pantalon, l'été, la poule, la trénis und la pastourelle hießen. Da die Melodien dieser Contretänze als Grundformen gewählt wurden, so erhielten sie deren Namen, die auch allen neuen Stücken gegeben wurden.

Le pantalon
De Foinon
N'a pas de fond.

Diese Verse wurden mit einer sehr alten Contredanse-Melodie improvisirt. Das Liedchen gefiel und ging selbst in die Salons über. Der Contretanz verlor seinen ersten Namen und Jedermann verlangte le pantalon, indem man so die Melodie des Tanzes mit den ersten Worten des Liedes bezeichnete. Endlich gab man die Melodie und das Lied auf, aber die Tour von le pantalon blieb. — Ein 1800 berühmter Contretanz, „le pas d'été," mußte auf eine ganz eigenthümliche Weise getanzt werden. Es gehörte Grazie und Lebendigkeit dazu, er konnte deshalb nur von Virtuosen ausgeführt werden, die ihn lange zusammen geübt hatten. Deshalb mißfiel er auch bald denen, die ihn nicht tanzen konnten, sie bildeten die Mehrheit, und das pas d'été wurde von den Bällen verbannt. Der Name blieb jedoch und hat sich bis heute

*) Das Buch erschien 1700 in Paris und hat sich bereits sehr selten gemacht.

in unsern Quadrillen erhalten. Im Jahre 1802 erschien ein Contretanz von Julien, dessen zweiter Theil mit einer Nachahmung des Hühnerschreies begann. Die Tour dieses Contretanzes war neu und hübsch und man nahm sie allgemein an; der Name blieb, um alle Contretänze zu bezeichnen, welche nach den Touren der poule geschrieben wurden, obgleich ihre Melodie mit dem Gluck! Gluck! nichts gemein hat. Trenitz war ein ausgezeichneter Tänzer, der um das Jahr 1800 die Tour des Contretanzes erfand, welche noch jetzt seinen Namen führt. Tausende von Melodien sind nach dieser Combination von Pas gemacht worden, aber keine ist der ursprünglichen gleichgekommen. Sobald Trenitz tanzte, drängten sich Alle in seine Nähe, um ihn zu sehen und zu bewundern. La pastourelle wurde so genannt wegen der Melodie und der Begleitung nach Art der Villanellen (Hirtentänze). Der Name finale, wie man den Contretanz nennt, welcher die Quadrille beschließt, bedarf keiner Erklärung.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verpflanzte sich der Galopp, wie schon früher der Walzer (in franz. Nachbildung Allemande genannt), nach Frankreich, und wurde dort Salontanz, wie später die Polka. Die Allemande wurde im Anfange der Kaiserregierung in Paris auf die Bühne gebracht, und gefiel dort so außerordentlich, daß sie lange Zeit hindurch fast nach jedem Zwischenacte getanzt werden mußte.

Merkwürdig ist es übrigens, daß der schnellfüßige Galopp vom schwerfälligen Deutschland nach Frankreich verpflanzt, und dagegen früher die gravitätische Menuet vom leichtfüßigen Frankreich nach Deutschland gebracht werden mußte!

Wenn wir von den modernen choregraphischen Erfindungen Frankreichs, der Imperiale, Sicilienne u. s. w. hier weiter keine Notiz nehmen, so geschieht dies, weil dieselben von keinem Einfluß auf die Tanzkunst waren und jetzt schon wieder vergessen sind. Umsomehr müssen wir aber dem neuesten Tanz, der Quadrille à la cour, die im Winter 1856 in Paris von dem berühmten Tanzlehrer Laborde der englischen Lanciers-Quadrille nachgebildet wurde, und sich schnell die Gunst des Publicums erworben hat, das Wort reden. Sie ist ein erfreulicher Schritt, den Tanz wieder zu Grazie und Harmonie, die mit der Menuet aus unsrer gesellschaftlichen Tanzkunst verschwunden war, zurückzuführen, und dürfte, wenn auf diesem Wege fortgebaut wird, die Hebung der Tanzkunst in Aussicht stellen.

Beranger's letzte Lieder.

Von

Julius Rodenberg.

Es war im Jahre 1833, daß Beranger zum letzten Male mit einem Bande neuer Chansons vor das Publicum trat. Seitdem hat er geschwiegen — geschwiegen freilich, wie ein Poet zu schweigen pflegt: er hat im Stillen und nur für sich gesungen. Und diese Gesänge der Einsamkeit — von denen der erste aus dem Jahre 1834 und der letzte aus dem Jahre 1851 datirt ist — hat er seinem Freunde und Verleger Perrotin anvertraut, um sie erst nach seinem Tode als seine „dernières chansons“ seinem geliebten Frankreich zu übergeben.

Diese Lieder — das Vermächtniß eines großen Todten, der poetische Abschluß eines schönen Lebens — sind jetzt erschienen. „Es sind die Lieder meines Alters, die vielleicht kein andres Verdienst haben, als die singenden Memoiren meines Lebens zu vervollständigen.“ Das sind Beranger's eigne Worte, die sich in dem Brief an Perrotin, der dem Werke vorgedruckt ist, finden. Beranger, eine grade, offne Natur, versteht es nicht, Bescheidenheit zu affectiren; er schlägt in der That das Verdienst seiner letzten Lieder zu gering an. Freilich ist es nicht mehr das jugendliche Feuer, das aus diesen Chansons sprüht — es ist nicht mehr der Jubel und die Heftigkeit früherer Tage, — die glückliche Reimverschlingung, der kecke Refrain — aber, du lieber Gott! — hat denn nur die Jugend ihre Poesie? Hat nicht auch das Alter, wenn es schön, wenn es nur würdig ist, seine Poesie? Ich sollte meinen; die lauten Töne sind gedämpft, die grellen Farben sind versöhnt, — hier und da mahnt ein fallendes Blatt und eine sterbende Blume an das Ende, der Nebel, der jetzt noch im niedern Buschwerk flattert, strebt hinauf und wird bald die Wipfel und den Himmel, ja die Sonne selbst verhängt haben. Aber das geschieht Alles ohne Hast und ohne Laut — und bewegt nicht vielleicht deshalb die Wehmuth das Menschenherz am tiefsten, weil sie es am leisesten berührt? .... So geht es dem Leser bei Beranger's letzten Liedern. Sie haben die goldne Pracht, das milde Blau, sie haben die Stille und Friedseligkeit einer Herbstlandschaft; aber darüber steht die Wehmuth, wie der Duft, den die scheidende Sonne um sie zu verbreiten pflegt.

Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher Paris und ganz Frankreich diese letzte Gabe seines theuren Chansonniers annahm, ist uns Deut-

schen natürlich fremd, da ihr wesentliches Motiv ein nationales war. Allein interessant ist es auch für uns Deutsche, wie sich in diesen letzten Gesängen alle Töne, die der Dichter jemals anschlug, friedlich und voll in Harmonie zu lösen scheinen. Anakreontiker ist Beranger nie gewesen; er besingt zwar die Liebe, den Wein, die Rose und die Nachtigall, aber der Grundton in seinen Natur-, Wein- und Liebesliedern bleibt immer der nationale, der specifisch modern-französische. Seine Liebe und sein Haß, sein Humor und seine Satire haben alle dieselbe Grundfarbe. Er ist der erste Socialpoet der Literaturgeschichte, der Reihe und dem Range nach; er faßt die Franzosen nicht mehr ausschließlich als „Volk," sondern ebensosehr als „Gesellschaft" auf, er feiert nicht mehr bloß ihre „gloire," sondern ebensosehr ihre „fraternité;" er hat es versucht, die Schlagwörter der ersten französischen Revolution dadurch auf ihr Maß und ihre Bedeutung zurückzuführen, daß er sie poetisch verklärte — er hat es versucht und es ist ihm gelungen. Beranger ist der erste Socialpoet, weil er der Erste — und bis jetzt der Einzige — gewesen, der die socialen Ideen der neuen Zeit für die Poesie fruchtbar gemacht hat.

Der Socialismus, wie er und alle Welt ihn auffaßt, hängt auf's Engste mit der Politik zusammen; oder er verhält sich, um es vielleicht noch richtiger auszudrücken, zur Politik wie die Species zum Genus. Und wenn nach dieser Seite hin die letzten Lieder unsers Sängers, — indem sie ihn der Socialpolitik nicht mehr als einen feurigen Eifrer, sondern als einen betrachtenden Philosophen gegenüberstellen — höchst interessant sind: so ist die Vorrede zu denselben grad' für die rechte Würdigung dieser Stellung höchst instructiv. Nachdem der Dichter sein langes Schweigen und frühzeitiges Abtreten von der Oeffentlichkeit und dem „kritischen Theater" dadurch zu motiviren gesucht hat, daß er sagt, wie sehr er sich nach Ruhe, Einsamkeit und glücklicher Dunkelheit gesehnt, wie er ferner dadurch sich beengt gefühlt habe, daß seit 1830 stets Männer aus der Zahl seiner Freunde auf der Ministerbank gesessen hätten und wie endlich das politische Lied eine Waffe sei, die durch zu häufigen Gebrauch seine Spitze verliere: bittet er um Erlaubniß, zu diesen Gründen seines Stillschweigens eine Betrachtung von größerer Tragweite hinzufügen zu dürfen. Den Lesern dieser Zeitschrift bemerke ich noch, bevor ich Beranger's eigne Worte mittheile, daß die Vorrede, der ich sie entnehme, schon 1842 geschrieben ist, was denn freilich ihrer Anwendung auf die Gegenwart und ihrer Bedeutung für den *Commentator* Beranger's Nichts nimmt. „Wir dürfen nie vergessen," sagt er, „daß es Frankreichs Ruhm ist, nicht bloß eine große politische Revolution, sondern auch eine ungeheure sociale Revolution gemacht zu haben. Das Jahr 1789 hat neue Bildungselemente geschaffen und ihre Versöhnung, die unsre Herrscher — Copisten der Vergangenheit! — bisher nur zu sehr vernachlässigt haben, ist die unerläßliche Aufgabe geworden. Ihre Lösung verlangt, wie ich glaube, vielmehr die Beihülfe der Wissenschaft und Philosophie (ich meine die wahrhafte Philosophie, welche weder die Psychologie, noch die Ideologie und der Eklekticismus u. s. w. ist), als die der Poesie und der Kunst überhaupt. Diese müssen es abwarten, daß das große Problem gelöst werde, daß heißt, daß in der Gleichheit endlich die Ordnung herrsche, damit sie im Dienste einer neuen Bildungsphase nützlich werde. Welcher Empfang würde dem Sänger werden, welcher nach Melodien des Pont-Neuf die Organisation der Demokratie, den Angriff dieser wichtigen Arbeit verlangte, die immer noch zu thun ist, und an die sogar die Republikaner nicht zu denken scheinen?

Der Poet irrt heut' auf's Gradewohl, inmitten versuchter Neubauten und verfallender Ruinen — wohlauf denn! lasse er die Arena den Gelehrten und den Weisen, die da kommen werden, wo sie nicht schon gekommen sind, was ich aus Achtung für unsre großen Staatsmänner nicht zu entscheiden wage. Indessen, — wenn ich mich nicht betrogen und die Bedürfnisse der Zeit recht erkannt habe: — soll sich der Poet in die Zukunft flüchten, um der aufwachsenden Generation ihr Ziel anzudeuten!" —

Daß der größte Socialpoet unsrer und aller Zeit sein Leben und sein Wirken mit dem Bekenntniß abschließt: daß es die Poesie wohl gewesen sei, welche die socialen Ideen laut und eifrig proclamirt habe, daß es aber die Poesie nicht sei, welche sie zu lösen vermöge: dies Bekenntniß, bezeichnend wie es für den fremden Dichter ist, möge den heimischen eine Warnung sein! —

Die Vorrede ist noch reich an Punkten, welche über das innere Leben Beranger's, über seine biographischen Versuche, über seine Ansicht vom Refrain u. s. w. Aufschluß gewähren. Allein da hier nicht der Ort ist, über Alles dies weitere Betrachtungen anzustellen, so erlaube ich mir die Anzeige, daß ich Vorrede und sämmtliche „dernières chansons" bis zum Sommer dem Publicum in einer deutschen Uebersetzung vorlegen zu können hoffe, und benutze den mir an dieser Stelle noch gestatteten Raum zur Mittheilung von einigen Proben daraus, wobei mich freilich mehr die Rücksicht auf ihre Kürze, als ihren größern oder geringern Werth leiten muß.

Ich gebe zuerst das Lied, welches die Sammlung eröffnet:

1. Plus de vers.

Nein, keine Verse mehr, ob es auch keime
Und in mir drängt — die Kunst und Regel fehlt;
Ein Schüler findet leichter jetzt die Reime
Zum Vers, den er am Finger abgezählt.
Sprech' ich mit meinem Herzen, wo die Rose
Mein Haupt umblüht, in Wäldern, menschenleer:
Antwortet mir das Echo nur in Prose —
Gott will von mir ja keine Verse mehr!

Gott will es nicht! — und wie im Herbst der Bauer
In seinen Feldern, friedlich eingehägt,
Zum Baum aufschaut, ob unter'm goldnen Schauer
Des Laubs er noch vergeß'ne Früchte trägt:
So such' ich; — doch ich kann mir's nicht verhehlen,
Daß todt der Baum, gebeugt vom Winter schwer —
Wie werden meinem Korb die Früchte fehlen ....
Gott will von mir ja keine Verse mehr!

Gott will es nicht — und dennoch! ich erkenne
Wie seine Stimme ruft, gewalt'gen Tons:
„Heb' deine Stirne, Volk! denn ich ernenne
Zum Erben dich der Krone und des Throns!"
Er spricht's — und ich — voll tausend Seligkeiten —
Als ich begann, in Weisen stolz und hehr,
Mein Volk, zu deinem Erbtheil dich zu leiten — —
Da will von mir Gott keine Verse mehr!

2. Les violettes.

Ihr Veilchen unter'm Hagen
Mich schmerzt's, daß ich so früh euch seh!
Den blauen, sonnigen Tagen
Folgt über Nacht vielleicht ein Schnee.
O Veilchen, laßt euch fragen:
Seid ihr geboren auch zum Weh?

— Gott hieß uns blüh'n und schwillen,
Trotz Frost der Nacht und Märzenwind;
Es sucht uns hier im Stillen
Laura, das arme, gute Kind.
Und es war ihretwillen,
Daß zitternd aufgeblüht wir sind.

— Wer ist sie? — Eine Waise,
Die ihre Pflegeeltern nährt.
Sie nährt sie von dem Preise
Der Blumen, die der Lenz gewährt,
Von dem, was in dem Gleise
Des Stoppelfelds ihr Gott bescheert.

Im Frühroth heute Morgen
Ein Engel leise zu uns trat;
Sprach: „Laura weint verborgen,
Das Brot fehlt ihr — sie weiß nicht Rath —
Drum helft ihr aus den Sorgen,
Blüht, Veilchen, blüht!" ... Doch still, sie naht!

3. Les voyages.

Komm! rufen mir zwanzig rasche Wagen,
Uns jagt das Feuer durch die Welt;
Durch Wälder wollen wir Dich tragen,
Ueber Berg' und Wiese, Haid und Feld.
Wie Schwalben fliegen wir über die Hügel;
Du glaubst, wenn über Dir wirbelt der Rauch,
Die Erde habe Schwingen und Flügel,
Um hinzugleiten vor deinem Aug'! —

Komm! ruft mir ein Schiff, das die Wellen wiegen,
Sollst Menschen an fernen Küsten sehn;
Sollst Reiche seh'n, die in Trümmern liegen,
Und Reiche, die wachsen und erst entstehn.
Und wie Dich tragen die launischen Wellen,
Und alles Bekannte sich hinten verliert:
Soll eine neue Welt sich Dir stellen
Zu denen, die unsere Welt regiert

Komm! sagt mir ein Luftballon. Den Sternen
Folg' ich auf ihrer Bahn durch's Blau;
O steige mit mir zu den himmlischen Fernen,
Und labe die Seele an himmlischer Schau.
In kühnem Flug, auf sicherem Sitze
Sollst du die Räthsel der Schöpfung versteh'n;
Komm — über dem Donner und über dem Blitze
Die ganze Tiefe des Himmels zu seh'n!

— O, wandert dahin! und laßt mich bleiben
Glücklich in meiner beschränkten Welt;
Laßt mir die Vögel, die Blumen — die Scheiben,
Durch welche der duftige Schatten fällt.
Wenn nun die Nacht herauf mir dunkelt,
Und in des zitternden Bächleins Schoß
Einer von jenen Sternen funkelt —
O, wie wird dann die Welt so groß!

Den Beschluß dieser Mittheilungen mache das Lied, welches das letzte der Sammlung ist und überhaupt das letzte sein soll, welches Beranger gesungen.

4. Adieu!

Frankreich, ich sterbe! Leise naht die Stunde,
Die mich heimruft; doch soll dein Name sein
Das Letzte, was da schwebt auf meinem Munde,
Denn treuer liebte Keiner dich — o nein!
Ich sang von dir, eh' ich die Feder brauchen
Gekonnt, und nun den Tod ich kommen seh,
Will ich im Lied den letzten Schmerz verhauchen —
Geliebte Mutter, wein' um mich! — Ade! —

Indeß zehn Kön'ge mit des Sieges Rossen
Dich wild zertraten und zerfleischt, wie nie:
Ist meines Liedes Balsam mild geflossen,
Aus ihren Fahnen zupft' ich dir Charpie.
Doch deine Trümmer schmückt mit Frühlingsfarben
Der Himmel, und ich fühl' es, daß dein Weh
Die Welt befruchten soll, daß du die Garben
Der Bruderlieb' ihr reichen wirst — ade!

Halbhingestreckt heb' ich mich aus dem Staube —
Dir laß ich, die ich liebte auf der Welt, —
Frankreich! du schuldest es der armen Taube,
Die nie nach Beute ausflog in dein Feld.
Und daß mein Bitten ihr vernähmet oben,
Wenn ich schon feiernd vor dem Ew'gen steh:
Hab' ich den Stein von meinem Grab gehoben —
Mein Arm wird schwach ... es fällt der Stein — ade!

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Ein Frühling, von Jacob Corvinus. Braunschweig. Friedr. Vieweg u. Sohn.

Eine bewundernswerthe Vertiefung in den deutschen Geist der mittelalterlichen Kunst oder, besser gesagt, eine Wiedergeburt derselben spricht aus diesem Buch, dessen Stoff aus den Verhältnissen und Anschauungen der unmittelbaren Gegenwart genommen ist. Es erinnert uns lebhaft an die deutsche Malerei in ihrer Blüthe. Dieselbe gewissenhafte Sorgfalt, das echt deutsche, bescheidene, anspruchslose und getreue Gemüth des Künstlers ausgeprägt in jeder einzelnen seiner Gestalten, und diese Gestalten alle doch so streng charakteristisch, so einfach wahr, ganz aus dem täglichen Leben seiner Umgebung gegriffen. Wir haben es hier mit einem Dichter von entschiedenem Berufe zu thun und wenn schon die einstimmige Anerkennung, die das Erscheinen seines ersten Werkes „Die Chronik der Sperlingsgasse" begrüßte, ihn als solchen bezeichnete, so kann diese neue Dichtung seinen wohlverdienten Ruf nur befestigen. Die Eigenschaft des wahren Genius zeigt sich darin, daß er ebenso groß in der Erfassung des Einzelnen wie des Ganzen ist; so ist der Humor die höchste Blüthe geistiger Anschauung, denn er birgt hinter den mit hingebender Treue ausgeführten Bildern des bunten Wechsels der engen Wirklichkeit den Ernst tieferen Denkens. Wahre Humoristen, wie sie England, das Vaterland des Humors, erzogen hat, sind in Deutschland bis heute in unverfälschter Bedeutung nicht erstanden; die besten Vertreter desselben verfielen auf der einen Seite in das Läppische, durch kurzsichtige subjective Beurtheilung kleiner Verhältnisse, oder in widerliche Sentimentalität, in Folge unklarer Auffassung der großen Beziehungen: Corvinus ist auf dem Wege, ein deutscher Humorist im besten Sinne zu werden. Wir sagen, er ist auf dem Wege dazu und das vorliegende Buch ist ein Schritt weiter zum Ziele, ein erfreulicher, zu schönen Erwartungen berechtigender Schritt. Schon die classische Art, wie er den Leser mit seiner Heldin — diesem wiederum so ganz durch und durch getreuen Bild einer einfachen deutschen Jungfrau, die unbewußt den Himmel im reinen Gemüthe trägt — bekannt macht, gibt den überraschend überzeugenden Beweis, daß hier eine schöpferische Kraft ersten Ranges waltet. Je weiter wir lesen, um so mehr sind wir von der echt künstlerischen Schilderung gefesselt. Jede kleine Einzelheit in der Umgebung und Lebensweise der Personen trägt dazu bei, das Bild derselben schärfer hervorzuheben, aber alle diese Einzelheiten geben wieder so bestimmt aus dem Mittelpunke oder dem Kerne jedes Charakters hervor, daß wir mit diesen Menschen wirklich bekannt zu sein glauben und mit ihnen immer vertrauter zu werden scheinen. Hier passen in Wahrheit Goethe's Worte:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben.
Ein Jeder lebts, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist es interessant."

Ein Jeder lebt's, aber zu den Wenigen, denen es bekannt ist und die es mit echter Künstlerhand darzustellen berufen sind, zählt Corvinus unbedingt mit vollem Rechte. Keine seiner Personen pocht auf Grundsätze oder Anschauungen, sie bewegen sich alle in dem kleinen Kreis ihrer engen persönlichen Pflichten und Verhältnisse; aber der göttliche Hauch tiefsittlicher Kraft und Reinheit hat sie geschaffen und ihnen geistige Bedeutung und wahres Leben verliehen. Möchte doch dies Buch der deutschen Nation recht eindringlich zeigen, wie hoch gesunde und keusche Männerkraft über die seichten Productionen unsrer schreibseligen modernen Romanschriftstellerinnen zu schätzen ist, deren cokette Selbstzufriedenheit unerschöpflich ist in der Reproduction der eignen hysterischen Armseligkeit.

Reisen in Südwest-Afrika bis zum See Ngami, in den Jahren 1850 bis 1854, von Charles J. Andersson. Aus dem Schwedischen von Dr. Hermann Lotze. Mit 8 Stahlstichen in Tondruck von A. Alboth, und zahlreichen Holzschnitten. Zwei Bände. Leipzig, Herm. Costenoble.

Dem Epoche machenden Tagebuch Heinrich Barth's, das so eben erst in der literarischen Welt die gebührende Würdigung gefunden hat, ist in den Reisen Andersson's ein Werk gefolgt, das uns von Neuem zu den Wüsten und Savannen Afrikas unwiderstehlich hinlockt. Unterdeß arbeitet Livingston an seinen Entdeckungen in demselben Erdtheil — in der That, Afrika hat Glück mit seinen Geographen. Ja, zu den Heroen des Tages gehören alle jene kühnen Reisenden, die als Kundschafter der Menschheit nach Nord und Süd steuern, um zu erspähen, „wo das Land offen sei;" aber nicht kriegerische Horden folgen ihnen, um Völker zu vernichten, sondern Wissenschaft und Gesittung, um sie zu retten und zu gewinnen. Barth, Andersson und Livingston dringen von verschiedenen Seiten in das Innere Afrikas ein; deshalb hat Jeder selbständig Neues zu berichten, und wenngleich unser Schwede Ein großes Reiseziel: den Ngamisee, mit dem Missionär vor Augen hat, so nähert sich doch Jener demselben in der Richtung nach Osten, während Livingston ein aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehendes Kanoe besteigt und auf dem Zougafluß den See erreicht. —

Der See liegt unter 20° 19′ südlicher Breite und 20° östlicher Länge; seine Höhe über dem Meeresspiegel beträgt 2825 Fuß und seine Länge fünfzig bis siebzig (englische) Meilen. — Von vorn herein bezeichnen wir das Buch als eine außerordentlich bedeutende Erscheinung; Andersson's Berichte sind ebenso originell wie anregend, ebenso ausführlich als spannend, und wer mit dem Bestreben, Gediegenes zu erlernen, Großes und Erhabenes in der Welt gern bewundert, findet auf den Seiten unsers Buchs Material dazu. Dabei tritt Andersson selbst als ein Mann auf, zu dem man sich unwillkürlich hingezogen fühlt: ernst und bescheiden, kühn bis zur Verwegenheit, poetisch in seiner einfachen Diction. Vor Allem natürlich wandert er mit Leidenschaft und meisterhaft versteht er's, den Leser an sich zu fesseln. Mühen und Anstrengungen haben seine Gesundheit untergraben und den Grund zu einer Krankheit gelegt, die er, nach eigenen Erklärungen, wohl bis zu seinem Tode behalten wird. Aber gern, wenn die Umstände es erlaubten, würde er wieder zu jenem Leben voll Entbehrungen und Beschwerden zurückkehren. Hiernach begreifen wir Lord Byron's Satz: nächst dem Ehrgeiz ergreife den Menschen Nichts so sehr, als die Lust zu reisen.

Ursprünglich beabsichtigten Galton und Andersson, vom Cap aus durch das Bezirk der Boers (Bauern oder Colonisten von holländischer Herkunft) nördlich zum Ngamisee vorzudringen, doch war dies der übermüthigen und räuberischen Boers wegen unmöglich, und so entschloß man sich bald, von der Wallfischbai an der Westküste quer durch ein vollständig unbekanntes Land sein Heil zu versuchen. Wenn hierdurch die Expedition schwieriger, sogar nach dem ersten ernstlichen Versuch aufgegeben wurde, so ist dem Leser damit nur gedient, denn Andersson wird dadurch länger in Afrika zurückgehalten und hat Gelegenheit, zwei weite Länderstrecken, das Gebiet der Damaras, wie Ondonga, das Land der Ovambos, genau zu erforschen. Dem Europäer sind diese zwei Völkerstämme, die in der Darstellung in den Vordergrund treten, bisher fast ganz unbekannt gewesen, und während uns der Verfasser ihre religiösen Gebräuche mit ihrem Aberglauben, ihre Sitten und Gewohnheiten lebendig vorführt, geht „Karabontera Andersson," der „Vogeltödter," wie sie ihn nennen, in Gemeinschaft seiner Begleiter oder allein, fleißig auf die Jagd. Die dabei bestandenen Abenteuer gehören zu dem Ueberraschendsten, was man lesen kann. Was unser frischer freudiger Jäger an Pflanzen und Thieren antrifft, erklärt er uns auch, und selbst der bekanntesten der letzteren thut er ausführlich Erwähnung. Wir sind weit entfernt davon, diesen Vorzug des Buches zu verkennen; freilich haben wir Alle schon Löwen, Giraffen und Hyänen gesehen und über sie wie ihre übrigen wilden Gefährten Treffliches in früheren Werken gefunden, aber wir bekommen in dem vorliegenden Buch grade Andersson'sche Zeichnungen, die zugleich Manches bringen, was der Leser vorher nicht wußte. So bekommen wir in einem besonderen Capitel den Strauß vorgeführt, in der Art etwa, wie der geniale Michelet seine Vögel beschreibt; Andersson's „Eisenfresser" rühmt sich einer ebenso ausführlichen wie lebendigen Charakteristik. Aehnlich verhält es sich mit der Flora Afrikas, seinem Klima und seinen Naturerscheinungen. Ueberhaupt muß eine vierjährige Beobachtung des Gegenstandes, von Andersson angestellt, an und für sich umfassend ausfallen. Nichts ist ihm unwichtig, weßhalb er Alles, was sich ihm darbietet, wenigstens andeutet. — Andersson bedurfte, wie Jeder, durch das unwirthliche Land und die Syrtes aestuosas der Führer; nun, er hat viel zu erzählen von der Unzuverlässigkeit und Verschmitztheit der Eingebornen, die ihn oft genug im Stich ließen, so daß er auf sich allein angewiesen war; den besten Anhalt und Schutz fand er überall noch an den Missionären, und wir können nicht absehen, was er ohne sie oft hätte anfangen sollen. Diesen Aermsten ist in vielen Reisebeschreibungen Unrecht gethan; ihre Wirksamkeit ist in hämischer Weise in Frage gestellt, ja man hat ihnen vorgeworfen, einen entsittlichenden Einfluß auf die Wilden ausgeübt zu haben. Aus Andersson lesen wir nichts von alle dem heraus, wenn uns auch eclatante Erfolge ihrer Bekehrungsversuche nirgends entgegentreten. Jedenfalls sind sie durchschnittlich edle, opferfreudige Gestalten, die uns Respect einflößen, und so oft noch Expeditionen in das Innere Afrikas unternommen werden, bleiben sie die treuesten und zuverlässigsten Rathgeber der Gelehrten.

Die geographischen Entdeckungen Galton's und

Andersson's, soweit der erste Band davon berichtet, sind durchaus gewichtig; wir nehmen hier besonders Notiz von dem Cunenè, welcher Fluß bereits einige Jahre früher von einer französischen Fregatte entdeckt war und zwischen dem siebzehnten und achtzehnten Grad südlicher Breite liegt. Seltsamer Weise konnte man den Fluß nach einiger Zeit nicht wiederfinden und Andersson, der nicht annehmen konnte, daß sich die Entdecker geirrt haben möchten, stellte nun von Ondonga aus nördlich Nachforschungen an. Was stellt sich heraus? Obgleich der Cunenè ziemlich groß ist und eine bedeutende Wassermasse enthält, soll er doch nicht immer seinen Weg direct nach dem Meere zu finden. Der Grund hiervon lag darin, daß sich an der Mündung des Flusses Sandbänke bilden, welche ihn zwingen, seinen Weg unter der Erde zu nehmen, obgleich er auch manchmal diese Bänke durchbricht. Es war dies von hohem Interesse, da so die Erklärung für das räthselhafte Verschwinden des Flusses gegeben war.

Von großem Interesse für die Ethnographie sind die Damaras und Ovambos, welche letzteren in der Damarasprache ein Volk bezeichnen, welches feste Wohnhäuser hat und Ackerbau treibt. Die Ovambos haben den Vorzug vor ihren Nachbarn, das will sagen: sie leben unter dem Schutz eines Königs, der sie durch strenge Polizei zur Ehrlichkeit anhält, eine Tugend, von der der Damara nichts weiß. Ebenso findet sich in Ondonga Gastfreundschaft und Anhänglichkeit an das Vaterland; Timbo, ein Begleiter Andersson's, ein Afrikaner durch und durch, war außer sich vor Entzücken über das schöne Land, und Andersson selbst nennt es ein Elysium, das in reichem Maße für alle Mühen und Entbehrungen entschädigte. Galton war weit und breit in der Welt gereist und er gestand, daß er nie etwas gesehen habe, was sich hiermit vergleichen ließe. Die Natur selber hat den Ovambos einen Anstrich von Cultur gegeben; sind doch wir alle bis zu einem gewissen Grade von Klima und Nahrung abhängig! Von der üppigen Fruchtbarkeit Ondango's zeugt ein Baum mit einer apfelähnlichen Frucht, dessen Zweige einen Raum von 144 Fuß Durchmesser und 432 Fuß Umfang einnahmen. — Sollen wir weiter berichten von dem Falstaff-König Nanyoro? Wir geben doch keine ausreichende Beschreibung von seiner Corpulenz und verweisen viel lieber auf Andersson's Audienz, deren er mit Galton gewürdigt wurde. Auch von den Schönheiten des Hofs plaudert er manches Geheimniß aus, aber ebenso weiß er von der Fürsorge der Ovambos für ihre Armen und von andern Tugenden zu reden, so übel auch ihre Begriffe über Sittlichkeit beschaffen sind. Nur auf seinem heimathlichen Boden gedeiht der Ovambo, in der Fremde stirbt er am Heimweh; so wurde Mr. Galton zu einer spätern Zeit auf St. Helena erzählt. Bei den Damaras ist von Vaterland überhaupt gar nicht zu sprechen, denn es ist ausgemacht, daß sie noch nicht lange in dem Lande wohnen, das sie jetzt inne haben; Einige unter ihnen suchen ihr Heimathland im Norden, Andere in Nordost. Vor ungefähr siebzig Jahren war kein Damare südlich von Kaoko zu finden, aber kurz darauf überschwemmten sie das Land, welches damals von Buschmännern und Berg-Damaras bewohnt war, von denen die Letzteren wahrscheinlich Eingeborne sind. Obgleich auf den Karten das Damaraland als groß erscheint, ist doch nur der geringere Theil davon bewohnbar. Die Ursache davon liegt wie beim Namaqua-Lande in dem Wassermangel und in den undurchdringlichen Wäldern von stachlichen Bäumen. Unter dem Wendekreis des Steinbocks gelegen, sind die Jahreszeiten dort mithin den unsrigen hier entgegengesetzt. Im August, wo unser Sommer ungefähr zu Ende geht, wehen dort warme Westwinde und sehr bald darauf ist die Vegetation versengt. Zugleich jagen Wirbelwinde mit grausenerregender Schnelligkeit ungeheure Sandsäulen von mehreren Fuß Durchmesser und einigen hundert Fuß Höhe vor sich her. Und solcher Sandsäulen treiben bisweilen einander zehn bis fünfzehn. Sie heißen Orokumb'anhara, Regenbettler, da sie gewöhnlich den Regen anmelden. Das Damara-Volk ist in vielen Beziehungen das directe Gegentheil von den Ovambos; wie lange noch werden sie auf der Erde zu finden sein? Andersson gibt ihnen noch hundert Jahre, wir begegnen also hier derselben Erscheinung wie bei den Bewohnern der Hawaiischen Inseln im großen Ocean, deren successives Verschwinden Skogmann statistisch nachweist. So treiben sich die Generationen der Menschen! — Wir überlassen dem Leser die eigene Kenntnißnahme von den Damaras wie von dem übrigen reichen Stoff des Buches, für welches diese Zeilen nur anregen wollten; aber wir bemerken, daß die Lectüre Andersson's neben dem wissenschaftlichen Werth noch eine andere ernste Seite hat. Wer aufmerksam folgt, kommt bei den Studien solches Werks zugleich zu sittlichen Reflexionen. Man tritt in den Haushalt der Natur hinein und es begegnet uns bei aller Gesetzlichkeit ein Etwas, das überall durchschimmert; Herder nennt es den Geist der Schöpfung, und diesem für Alles sorgenden ruft er zu: „Guter Gott, wenn Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst Du auch des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte.“ So findet auch unser Gemüth auf Andersson's Blättern Nahrung. Grausam zum Theil erscheint der Süd-Afrikaner, aber er schwört „bei den Thränen seiner Mutter,“ eine Sitte, ebenso innig als rührend.

Zu seinen Lesern zählt unser Verfasser nicht bloß die Gelehrten — dann hätte er sich kürzer fassen können —; Jeder vielmehr, den es interessirt, daß unten auch noch Menschen wohnen, die weinen und fröhlich sind wie wir, findet in Andersson Erholung und Belehrung. Die Verlagshandlung hat für treffliche Ausstattung und der Herr Dr. Lotze für gute Diction gesorgt, so daß wir an die Uebersetzung nicht erinnert werden.

Ulrich von Hutten. Von **David Friedrich Strauß.** Zwei Theile. Leipzig bei Brockhaus.

Als Johnson benachrichtigt wurde, daß Boswell beabsichtige, seine Lebensgeschichte zu schreiben, erklärte der große Schriftsteller mit Entschiedenheit, er werde, wenn er glaube, daß Boswell

wirklich gesonnen sei, sein Leben zu schildern, dies dadurch verhindern, daß er Boswell das seine nähme. Man lege der Aeußerung nicht bloß Eitelkeit als Motiv unter; gäbe es eine Vorbeugungsmaßregel gegen schlechte Biographen, wir würden es Niemand verargen, wenn er sich ihrer bediente. Blöde und schwache Augen pflegen meistens grade diejenigen zu sein, welche glänzende Gegenstände vorzugsweise lieben, und nicht so bald ist die letzte Scholle Erde auf das Grab eines großen Todten geworfen, und schon stürzt sich ein Schwarm kleiner Menschen über die Hinterlassenschaft des öffentlichen Charakters her, um auch ohne durch das Testament dazu berechtigt zu sein, sich in die Erbschaft zu theilen. Mit der bescheidenen Sehkraft, die ihnen beschieden, blinzeln und spähen die guten Leute, sammeln und tragen zusammen, quälen sich und treten breit, bis sie eine leidliche Anzahl Bogen mit ich weiß nicht was angefüllt, dann kommt das Manuscript in die Presse und die Lebensgeschichte ist fertig. Mühe kostet die Arbeit gar wenig. Die Grundlage des Gebäudes liefert das nächste beste Compendium oder Conversationslexicon, dort erfährt man das Datum und den Ort der Geburt des betreffenden Individuums, seine privaten und öffentlichen Verhältnisse, seinen Erwerbszweig und Beruf, die Aeußerlichkeiten seiner Thaten oder die Titel seiner Werke, den Todestag kennt man aus der Zeitung oder aus dem Journal, ein Stein wird auf den andern gelegt, grade wie er in die Hände fällt, hie und da wirft man ein paar Kellen philosophischen oder doch raisonnirenden Mörtels als Kitt dazwischen, und so steigt das wundersamste Gebäude, ein architektonisches Räthsel, gestaltungs- und formlos in die Höhe. Es sollte anders sein. Das Leben des niedrigsten Staubgebornen muß, wahrheitsgetreu niedergeschrieben, selbst für den größesten Geist von Interesse sein, und dieses Interesse wird sich unendlich steigern, wenn der betreffende Sterbliche durch seine Schicksale, durch sein Denken und Thun über der gewöhnlichen Masse bedeutsam emporragt. Es ist keine unbegründete Klage, daß es in unsrer Zeit der Aufklärung und Bildung so wundersam wenig Originalität und selbsteigenes Wesen unter den Menschen gibt, ein Leben ist so sclavisch die Copie des andern, das man unter tausenden selten eins findet, das ureigen und wirklich neu wäre. Die Gesichter gleichen heute mehr oder minder einer Medaillenform mit der Umschrift: „Durch Geld zum Genuß!“ Man hört Nichts als das alte Lied von einer neuen Stimme, sei es etwas besser, sei es etwas schlechter, gesungen. „Die Menschheit,“ sagt Carlyle, „macht ihre Lebensreise in ungeheuren Flotten, wobei sie einem einzigen auf den Wallfisch- oder Heringsfang ausziehenden Commodore folgt. Das Logbuch des Einzelnen weicht in keiner wesentlichen Bedeutung von dem des Andern ab; ja die Meisten haben gar kein leserliches Logbuch, weil Nachdenken und Beobachtung nicht zu ihren Talenten gehören; sie führen keine Rechnung, sondern halten sich bloß in Sicht des Flaggenschiffes und fischen. Man lese die Papiere des Commodore und man wird erfahren, was man zu erfahren wünschte.“ Gewiß sehr richtig, aber die Papiere des Commodore pflegen meistens in Unordnung zu sein, d. h. die Biographien der leitenden, der großen Männer sind gewöhnlich ebenso schlecht, wo nicht noch ärger entstellt, als die Lebensgeschichte der mediocren Talente, die sich nur in Sicht des Flaggenschiffes hielten.

Man hat heute eine naheliegende Veranlassung, mit derartigen Reflexionen nicht zurückzuhalten. Die Biographie, von der vielleicht gilt, was von Homer, daß sie die leichteste, gleichzeitig aber auch die schwierigste Gattung, wird gegenwärtig mit Vorliebe cultivirt, zumal diejenige Biographie, welche sich Persönlichkeiten zum Mittelpunkte nimmt, welche der Literaturgeschichte angehören. Die Messen der letzten Jahre haben solcher Monographien eine Menge ausgeworfen, viel Seetang, wenig Perlen. Die Biographie Ulrich's von Hutten, welche Strauß auf seine eben so gründliche, als vortrefflich geschriebene Studie über Nicodemus Frischlin hat folgen lassen, wollen wir weder in die eine noch in die andere Kategorie werfen, weder als Seetang bezeichnen, noch als Perle. Um es kurz zu sagen, Vieles empfiehlt das Buch und fesselt bei seiner Lectüre, aber kaum minder oft fühlen wir uns unbefriedigt und abgestoßen. Die Anerkennung darf dem bekannten Verfasser in keiner Weise geschmälert werden, daß er mit der größten Ausdauer und mit sichtbarem Fleiße seine Quellenforschungen angestellt, er scheint aus seinen eigenen reichen Vorräthen sowohl, als aus dem Apparat, den ihm Böcking mit neidloser Liberalität zur Disposition stellte, in umfassender Weise geschöpft zu haben, denn er erzählt Vieles, was er nicht auf der breiten Heerstraße gefunden haben kann, sondern was er suchen und ausgraben mußte, zahlreiche Personen treten bei ihm auf, und das Bestreben des Autors ist offenbar, einen Reflex von ihnen in seinem Spiegel aufzufangen, Thatsachen und Daten waren zu sichten und zu berichtigen, zerstreute Notizen und vereinzeltes Material zu ordnen, Viel zu glätten, Viel zu erläutern, aber es begreift sich, mit diesem Geiste des Fleißes und des rüstigen Forschertriebes, den der Herausgeber nach dieser Seite hin entwickelt und der ihm bis an das Ende seines Werkes treulich zur Seite steht, ist lange nicht Alles erreicht, was zu einer Biographie erforderlich, die in der That ein historisches Kunstwerk genannt zu werden verdiente. Strauß hat es nicht vermocht, sich zu einer reinen Krystallisation aus der chaotischen Masse seines Materials emporzuarbeiten, nicht verstanden, die Persönlichkeit seines Helden als ein greifbares, organisches Ganzes hervortreten zu lassen, wir erhalten eine übergroße Menge Details, darunter genug Spreu und accidentielles Beiwerk, an dem sich nicht selten eine Kritik von dialektischer Schärfe unfruchtbar zersplittert, Auszüge und Mittheilungen aus dem Papierkorb und vom Arbeitstisch, aus Tagebüchern und Correspondenzen, abgelauschte Gespräche u. dergl. mehr: Alles Farben zu einem Bilde, aber kein Gemälde selbst. Dazu kommt zweitens als unsre wesentlichste Ausstellung, daß Strauß für Hutten eine größere Vorliebe hegt, als sich mit der streng geschichtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit verträgt. Man kann die geistige Gewandtheit Hutten's,

sein unleugbares Talent bewundern, man mag den unglücklichen Mann wegen seines tragischen Mißgeschicks, wegen der vielen harten Schicksalsschläge aufrichtig bemitleiden, man mag manche excentrische Ausschreitung, manche seiner Thaten, maßlos, unüberlegt und leidenschaftlich, durch das angeborne Naturell, später durch den körperlichen Zustand, durch die ewige Krankheit entschuldigen: als einen Mann in des Wortes vollster Bedeutung, der uns als Muster und Ideal hingestellt werden darf, als der Commodore, um den gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, können wir Ulrich von Hutten nicht achten. Keine Frage, daß echte Begeisterung ihm nicht fremd war, aber wir lesen es selbst aus der parteiisch gehaltenen Biographie heraus, daß sowohl seiner patriotischen Erzürnung als seinem Eifer für die Reformation die selbstlosen, ausschließlich sittlichen Motive keineswegs zu Grunde lagen. Sie kamen mit in das Spiel, sie sind mit in Ansatz zu bringen, indeß außer ihnen auch der verzehrende Drang Hutten's nach Anerkennung und Auszeichnung vor den Andern um jeden Preis. Man kann ihn von der persönlichen Eitelkeit und Ruhmsucht nicht freisprechen.

Wären wir weniger beschränkt im Raume, wir würden wenigstens eine theilweise Inhaltsrelation nicht verabsäumen. Wohl bieten die vierundzwanzig Capitel, aus denen die beiden Theile sich zusammensetzen, zahlreiche Stellen, welche anregend und bedeutsam, welche theils zum Widerspruch, theils zur Beistimmung herausfordern. Wohl verdienen einzelne feine und gelungene Genrebilder, in denen die Zeit Ulrich's geschildert ist, der beifälligen Erwähnung, wohl die scharfsichtige, einschneidende Kritik, der die literarischen Productionen der Epoche und speciell des Helden des Werkes unterworfen werden, den gleichen Beifall: wir müssen darauf verzichten, es dem Leser überlassend, sich derartige Stellen nach seinem Geschmack herauszusuchen.

Tuti-Nameh, das Papageienbuch. Eine Sammlung orientalischer Erzählungen. Nach der türkischen Bearbeitung zum ersten Male übersetzt von G. Rosen. Leipzig. F. A. Brockhaus.

Während der Abwesenheit eines türkischen Kaufmanns fällt dessen Frau in Versuchung und der getreue Hauspapagei hält die pflichtvergessene Gebieterin durch das Erzählen von Mährchen und Geschichten von der Ausführung ihres verbrecherischen Vorhabens ab. Neben diesem Zwecke macht auch die eigene Lebensgefahr den Papageien erfindungsreich in seinen Erzählungen, denn er entgeht dadurch der Nothwendigkeit, die ungeduldige Frau zu warnen und dafür von ihr getödtet zu werden. Man sieht, dieser Papagei ist eine gefiederte Scheherazade, und seine Geschichten zählen zu denen aus „Tausend und Einer Nacht." In bunter Mannigfaltigkeit reihen sie sich zu einer fortlaufenden orientalischen Perlenschnur, deren verbindender Faden die Geschichte der Mahi-Schecker, der ungeduldigen jungen Frau, bildet. Ursprünglich stammen die meisten dieser Erzählungen aus Indien, sie sind alsdann zu den Persern und von da zu den Türken gewandert. Interessant ist die Vereinigung der Spuren dieser verschiedenen Nationalitäten in den moralischen Anschauungen und Nutzanwendungen, die fast jeder einzelnen Geschichte beigemischt sind.

Gedichte von Karl Gottfried Ritter von Leitner. Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover. Victor Lohse.

In unsrer Zeit, wo man neu erscheinende Sammlungen von Gedichten nur noch mit unbehaglichem Gefühle zur Hand nimmt, nachdem man deren zu viele vertrauensvoll ergriffen und verstimmt weggelegt hat, wirkt die Erfahrung um so angenehmer, wenn man endlich einmal, ohne vorheriges hochgespanntes Erwarten, sich durch die ersten Proben überraschend angezogen, dann gefesselt und zuletzt bewältigt sieht, und da, wo man enttäuscht zu werden fürchtete, unwillkürlich zur Bewunderung hingerissen wird. — Der vorliegende ziemlich starke Band Gedichte hat uns diese wohlthuende Umwandlung der Meinung bereitet; da ist echte und wahre Poesie, frei von aller aufdringlichen Tendenz, frei von den Ergüssen unzufriedener und übermüthiger Ironie, abgeklärt von den Schlacken subjectiver Kämpfe und Entwicklungsphasen, allgemein verständlich, weil rein menschlich, in einfacher, ungezwungener Form ein harmonisch klingendes Spiel reiner Empfindung. — Die sämmtlichen Gedichte sind eingetheilt in Lieder, Sonette, Sinngedichte, Vermischte Gedichte, und zum Schlusse werden Romanzen und Balladen angefügt. Jede dieser Abtheilungen enthält Perlen vom reinsten Glanze und die einzelnen Gedichte sind alle von unzweifelhaftem poetischen Werthe, dazu mit klarer Einsicht und reifem Geschmacke gewählt, so daß nichts Unbedeutendes dazwischen sich findet. Vor allen verdienen die Lieder Beachtung, denn in ihnen sprudelt der Quell wahrer Lyrik einmal frisch und klar, nicht getrübt von krankhafter Blasirtheit. Es finden sich einzelne Stimmungsbilder darunter von seltner Vollendung, deren naturwahre Färbung eine unbeschreibliche Wirkung auf das Gemüth ausübt. Hier bleibt der Kritik kaum eine weitere Aufgabe, als aufzufordern, bei der fremden Meinung den unmittelbaren Genuß nicht zu versäumen, denn Jeder, der sich dem Einflusse dieser sinnigen Dichtungen mit empfänglicher Seele überläßt, wird sie lieb gewinnen, sich durch sie erhoben und zur Bewunderung getragen fühlen.

Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die Achatschleiferei im Idarthale.

Von Zippel.

Wo sich der Hunsrück zwischen Mosel und oberer Nahe in dem Hoch- und Idarwalde zu seiner bedeutendsten Höhe erhebt, entspringt am Fuße des letztern ein kleines aber wildes, sich in die Nahe ergießendes Gebirgswasser, der Idarbach, dessen Namen zwar wenig bekannt ist, dessen Wasser jedoch die Betriebskraft liefert für einen Industriezweig, dessen Producte im Norden und Süden, im Osten und Westen der ganzen bewohnten Erde gekannt sind.

In dunklem Tannenforste, von dem höchst wahrscheinlich Berg und Bach ihren Namen erhalten haben,*) entspringend, schlängelt sich der Bach, an dessen Seiten sich Schleifmühle an Schleifmühle reiht, durch ein enges, wildromantisches, an vielen Stellen von pittoresken Felsen eingeengtes Thälchen und ergießt sich, nachdem er den Hauptort der Achatschleiferei, den Flecken Idar durchflossen hat, oberhalb des herrlich gelegenen, durch sein Felsenkirchlein bekannten Städtchens Oberstein in die Nahe. Auf der größten Strecke seines beinahe vier Stunden langen Laufes wird der Idarbach von Sumpf und Wald begleitet. Nur hie und da finden sich zwischen den dichten Forsten des Hochwaldes einzelne, zerstreute Dörfer, deren Bewohner dem Boden von nur geringer Fruchtbarkeit kaum den für ihren Lebensunterhalt nothwendigen Bedarf an Kartoffeln und andern Feldfrüchten zu entlocken wissen.

So wenig reich indessen ein Theil der nächsten Umgebung des Idarthales an Erzeugnissen ist, welche in das Gebiet der Cultur- und Nahrungspflanzen gehören, so reichhaltig ist das der Grauwacke-, Porphyr- und Melaphyrformation angehörende Gebirge an manchen Gegenständen des dritten Natur- oder Mineralreiches. Namentlich sind es die verschiedenen Arten und Abarten aus der reichen Gattung des Quarzes, welche sich in den Grauwacken- und Melaphyrbergen der Umgebung des Idarthales finden.

Der Reichthum an den genannten Steinarten, auf welche in früheren Zeiten eine Art unregelmäßigen Bergbaues betrieben wurde, ist sicherlich die erste Veranlassung gewesen, welche dem zur Zeit in hohem Grade blühenden Industriezweig der Achatschleiferei seine Entstehung gegeben hat.

Der Ursprung der Achatschleiferei im Idarthale und dessen nächster Umgebung verliert sich in die dunklen Zeiten des Mittelalters, und kaum ist es möglich, deren Spur bis zu jenen Zeiten mit einiger Sicherheit zu verfolgen. Nur von der Hand der Sage und Tradition geleitet, wird es möglich, einiges Licht in das herrschende Dunkel zu bringen. Diese berichten, daß ein Graf Johann von Nassau-Saarbrücken, welchem Hause in damaliger Zeit der sogenannte Idarbann lehenspflichtig war, im vierzehnten Jahrhunderte zu Bologna die Rechte studirt und von Italien aus, wo man diese Kunst schon im Alterthume kannte, die Steinschleiferei auf den heimischen Boden verpflanzt habe, dessen Berge einen nicht unbeträchtlichen Reichthum an entsprechendem Material zur Verarbeitung in ihrem Innern bargen.

Die erste verbürgte historische Nachricht über das Bestehen der Achatschleiferei findet sich in einem „Berichte" des Grafen Franz von Dhun und Oberstein über die Herrschaft Oberstein. Aus diesem geht unzweifelhaft hervor, daß schon lange vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in der Herrschaft Oberstein, zu der ein

*) Idar, von dem altdeutschen id Eibe, Tanne und hart Wald abgeleitet. Nach einer andern Ableitung soll das Wort von Iduna und ar, Wasser (Idunas-ar, zusammengezogen Id-ar) stammen.

Theil des Idarthales gehörte, Achatschleifereien bestanden hatten, welche dem Herrn von Oberstein zinspflichtig waren.

Anfänglich herrschte wenig Mannigfaltigkeit in den durch die Achatschleiferei hervorgebrachten Kunst- und Luxusgegenständen. Erst mit der Ausbildung des noch rohen Geschmackes und mit Erlangung der erforderlichen Handfertigkeit konnte sich dieselbe steigern. Der Vertrieb der gefertigten Gegenstände geschah in den ersten Zeiten gleichfalls in höchst einfacher Weise. Gewöhnlich waren es die Arbeiter selbst, welche denselben übernahmen. War ein beträchtlicher Vorrath von Waare angefertigt, so lud sich der Eigner einen mit derselben angefüllten Ranzen oder Kasten auf den Rücken und wanderte nach den Fürsten- und Adelssitzen, nach den bedeutendern Städten, oder er folgte den Heereszügen und bot seine Waare feil. Einzelne besuchten jedoch auch schon im sechzehnten Jahrhundert die Messe zu Frankfurt.

Die bewegten Zeiten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und der häufig wiederkehrende Wechsel der Herrschaft scheinen den Aufschwung der Achatschleiferei, welche außerdem durch die Zunftordnung und feststehende Gebräuche in ziemlich enge Grenzen eingezwängt war, wenig begünstigt zu haben. So kam es denn, daß sie sich während dieser Zeiten wenig über den niedrigen Anfangsstandpunkt erhob. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse bestanden, soweit bekannt ist, in Dosenplatten, Rock- und Hemdenknöpfen, Rosenkränzen, Degen- und Hirschfängergriffen u. s. w. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann sich ein höherer Aufschwung bemerkbar zu machen. Es wurde jetzt der Umfang des ganzen Industrieweſens insofern bedeutend erweitert, als die geschliffenen Steine an dem Sitze der Achatschleiferei zu Armbändern, Ohrgehängen u. s. w. in Semidor, ja sogar in Silber und Gold gefaßt und dann in den Handel gebracht wurden. Es entstanden, neben der Innung der Achatschleifer, diejenigen der Gold-, Silber- und Tombackschmiede. Einzelne wohlhabendere Achatschleifer brachten durch Kauf von den minder wohlhabenden größere Vorräthe von Waaren an sich, und es bildete sich so nach und nach ein eigner Handelsstand (wie er zur Zeit noch besteht), dessen einzelne Mitglieder größere Reisen unternahmen und den Verschleuß der Industrieerzeugnisse bis in entferntere Gegenden und Länder ausdehnten. Die Messen zu Frankfurt und Leipzig, welche damals schon großen Ruf genossen, wurden alljährlich von den Kaufleuten des Idarthales regelmäßig besucht. Ja einzelne Handelsleute wagten sich sogar nach Kleinasien (Smyrna) und Nordrußland (Archangel).

Dienten diese Handelsreisen einerseits zunächst der Ausbreitung des Verkehres nach Außen, so bewirkten sie andrerseits auch eine nicht zu übersehende Erweiterung nach Innen. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Kunstgegenstände, welche aus den verschiedenen Halbedelsteinen gefertigt wurden, nahmen mehr und mehr zu in dem Maße, als die Bewohner des *Idarthales in* Berührung kamen mit der *consumirenden* Welt und sich ihnen Gelegenheit bot, von den Erzeugnissen fremder Kunst und Industrie Einsicht zu nehmen. Die reisenden Handelsleute, welche sich während ihres Aufenthaltes in der Heimath noch immer eigenhändig mit der Achatschleiferei beschäftigten, versuchten die in der Fremde gesehenen, aus Elfenbein, Perlmutter und andern Materialien gefertigten Kunst- und Luxusgegenstände in Stein nachzubilden, und sahen ihre Bemühungen mindestens theilweise von günstigem Erfolge gekrönt. Hierzu kam noch, daß andre Gewerbszweige, wie die Verfertigung von Papierdosen ꝛc. auf geschickte Weise mit den hiesigen Industriezweigen verbunden wurden und daß außer Luxusgegenständen auch solche zu technischem Gebrauche in Künsten, Wissenschaften und den verschiedensten Fabrikzweigen angefertigt wurden.

So vermochte in den letzten Jahrzehnten des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts der Markt an den aus den Achaten und andern Halbedelsteinen gefertigten Gegenständen die reichste Auswahl zu bieten. Außer den oben schon genannten Erzeugnissen fanden sich jetzt Schachspielfiguren, Leuchter, Vasen, Uhrengehäuse, Toilettenkästchen, Tassen, Teller, Messerstiele, Siegel, sowie kleinere Luxusgegenstände der verschiedensten Art und in Formen, welche oft mit bewundernswerther Geschicklichkeit ausgeführt sind. Für Wissenschaft, Kunst und Industrie lieferte man unter Andrem Reibschalen für den Chemiker, Glättsteine, Walzen für Bandfabriken, Steine für Mechaniker u. s. w. in großer Zahl.

Auf diese Weise mußten sich die Anforderungen, welche die Fremde an die hiesige Industrie stellte, immer mehr steigern, und der Bedarf an entsprechendem Rohmaterial zunehmen. Kaum waren die heimischen Berge, welche man zudem nicht in der richtigen Weise auszubeuten verstand, mehr im Stande, denselben zu befriedigen, und was man von Außen an einzelnen Steinarten, z. B. indischem Carneol u. s. w., bezog, stand zu dem Verbrauche in keinem Verhältnisse. Die Steine stiegen mehr und mehr im Preise, die geeignetern wurden mit enormen Summen bezahlt und konnten auch so kaum erlangt werden. Eine bedenkliche Krisis schien sich mit schnellem Schritte zu nahen. Doch sie wurde abgewendet und wie ein Phönix aus der Asche schwang sich die Achatschleiferei zu neuer Blüthe empor. Wie so oft wurde auch hier der Zufall Helfer in der Noth. Einige im Jahre 1827 nach Brasilien ausgewanderte Einwohner Idars, unter denen sich mehrere Achatschleifer befanden, entdeckten in der neuen Heimath eine reiche Quelle an Steinen. Ungeheure Massen von Chalcedonen lagen als lose Geschiebe an den Ufern einiger Flüsse und in den Ebenen Brasiliens auf der bloßen Erde oder doch nahe unter der Oberfläche des Bodens und konnten auf die leichteste Weise gewonnen werden. Da überdies zu Anfang die Einfuhr nach der Heimath eine bedeutende Erleichterung darin fand, daß die gesammelten Steine von den nach Europa zurückkehrenden Schiffen als Ballast frei bis in die Häfen Englands, Frankreichs, Hollands und Deutschlands mitgeführt wurden, so richtete man seit dieser Zeit von hier aus sein Hauptaugenmerk auf

jene Bezugsquelle. Gegenwärtig treffen alljährlich reiche Ladungen von Rohsteinen aus Brasilien ein und es beginnt der Handel mit denselben allmälig zu einem bedeutenden Geschäftszweige zu werden. Das Steingraben in den hiesigen Bergen ist in Folge hiervon nach und nach fast gänzlich eingestellt worden. Nur die seltneren und schöneren Varietäten von Achatjaspis, die sogenannten Baumsteine, namentlich aber Steine für Sammlungen werden auch heut zu Tage noch in der Umgebung Idars gegraben, gesammelt und nicht selten zu bedeutenden Preisen verwerthet. Hinreichender Vorrath und reichliche Auswahl an Rohmaterial, verbunden mit dem bedeutenden Verkehr nach Außen, der sich außer Europa über Nord- und Südamerika, Australien, ja fast über alle Theile der bekannten Erde erstreckt, haben die Achatschleiferei auf eine Höhe der Entwicklung gebracht, welche sich, bleiben anders die sonstigen Verhältnisse günstig, sicherlich fort und fort steigern und ein immer sich mehrendes volkswirthschaftliches Interesse in Anspruch nehmen wird.

Die Steine, welche in den Achatschleifen verarbeitet werden, gehören, wie schon am Eingange erwähnt wurde, vorzugsweise der Familie des Quarzes an. Namentlich verschleift man die Chalcedone in ihren verschiedenen Varietäten, welche unter dem Namen von Carneol, Plasma, Heliotrop bekannt sind. Ferner die Achate, Gemenge von Chalcedon und Jaspis, sowie die verschiedenen Arten des letztern selbst. Endlich den Bergkrystall mit seinen Abarten Citrin und Rauchtopas und dem Amethyst. Weniger häufig kommen der echte Topas, der Lasurstein und der Malachit zur Verarbeitung.

Die Rohsteine, welche in den Handel kommen, bilden in der Regel größere Blöcke und sind demgemäß nur zum kleinsten Theile unmittelbar für die Verarbeitung geschickt. Die bei Weitem größere Zahl muß zu kleineren, leichter zu handhabenden und der jeweiligen Verwendung entsprechenden Stücken zugerichtet werden. Diese Vorarbeit wird bei werthvolleren Steinen und da, wo größere plattenförmige Stücke erfordert werden, mittelst einer durch Wasserkraft oder durch Menschenhände in Bewegung gesetzten Stahlscheibe, die an dem zugeschärften Umfange mit Smirgel bestrichen wird, verrichtet. Bei weniger werthvollen, leichter spaltbaren Steinen, und wo nicht grade größere Platten erfordert werden, wendet man zur Zerkleinerung einfach Meißel und Hammer an.

Sind die Steine in dieser Weise vorbereitet, so werden sie zur Schleifmühle gebracht. Diese enthält, wenn sie eine sogenannte einfache ist, in der Regel vier bis fünf Schleifsteine, welche aus rothem Vogesensandstein gehauen sind und aus den bei Pirmasenz in der bairischen Pfalz gelegenen Sandsteinbrüchen hierher geliefert werden.

Die Schleifsteine werden mittelst eines, etwa 10′ im Durchmesser haltenden, gewöhnlich unterschlächtigen Wasserrades in Bewegung gesetzt. An dem Wellbaume des letztern befindet sich innerhalb der Schleifmühle ein Stirnrad mit 160 Kämmen. Diese greifen in ein Getriebe mit 16 (hie und da auch mit 12 — 14) Triebstöcken, welches sich mit den Steinen an ein und derselben Achse befindet und diese in Bewegung setzt. Bei dieser Einrichtung ist es möglich, den Steinen eine entsprechende Umdrehungsgeschwindigkeit zu ertheilen. Das Wasserrad, sowie das mit ihm an gleicher Achse befindliche Stirnrad machen in der Minute etwa 14 — 16 Umgänge, was für das Getriebe, dessen Zahl der Triebstöcke zehnmal in

Das Innere einer Achatschleife.

derjenigen der Rammen des Stirnrades enthalten ist, demnach auch für die Steine 140 bis 160 Umgänge in der Minute ausmacht. Die Geschwindigkeit der Schleifsteine, deren Durchmesser ohngefähr fünf Fuß beträgt, erreicht sonach circa 40 Umgänge in der Secunde.

An je einem Schleifsteine können zu gleicher Zeit zwei Arbeiter beschäftigt werden, indem der eine die rechte, der andere die linke Seite des etwa einen Fuß breiten Umfanges einnimmt. Es finden sonach in einer einfachen Schleifmühle zu gleicher Zeit acht bis zehn Arbeiter volle Beschäftigung.

Der Schleifer drückt die zurecht geschlagenen Stücke der zu verarbeitenden Halbedelsteine, wenn sie hinreichend groß sind, mit bloßer Hand, bei kleineren Dimensionen mittelst eines Holzstäbchens, an das sie festgekittet sind, gegen den Schleifstein. Zunächst wird den Steinen auf einer sogenannten ebenen Bahn ein roher, gradflächiger Schliff ertheilt. Hierauf werden sie, um ihnen die gewünschte Form zu geben, an verschiedenartig geformten, auf dem Umfange des Steines eingeschliffenen Hohl- und Rundkehlen zur Vollendung gebracht. Die Härte der zu verarbeitenden Steine verlangt, daß sie mit bedeutender Gewalt gegen die Bahnen des Schleifsteines gestemmt werden, wozu die volle Muskelkraft der Arme des Arbeiters in Anspruch genommen wird. Hierauf beruht die eigenthümliche Stellung, welche die Achatschleifer vor den Steinen einnehmen. Es liegen dieselben nämlich auf starken, hölzernen Böcken, welche mit einer Aushöhlung für die Brust und mit zwei Einschnitten für die Arme versehen sind. Die Füße werden dabei gegen einen in dem Fußboden der Schleife befestigten Holzblock gestemmt, so daß das ganze Gewicht des Körpers nach vorn gedrängt wird. Da diese Lage, sowie die ganze Arbeit mit einem höchst bedeutenden Aufwande an Muskelkraft verbunden ist, geschieht das Schleifen mit Unterbrechungen, so daß mit den Arbeitsstunden gleichlange Ruhestunden wechseln, in denen jedoch die Arbeiter sich meistens mit dem Zerschlagen der Rohsteine beschäftigen.

Vom Schleifsteine und aus der Hand des Schleifers, wo ihnen die Form gegeben worden, gelangen die Steine in die Hand des Polirjungen und zur Polirmaschine, um geglättet zu werden, damit sie Farbe und Glanz in vollem Maße zeigen. Die letztere Vorrichtung besteht aus einem eigens hiezu geformten und abgedrehten Cylinder aus hartem Holze und wird durch einen Lederriemen, welcher mit der Achse der Schleifsteine in Verbindung steht, in Bewegung gesetzt. Die Masse, welche zum Poliren verwendet wird, besteht aus fein zertheiltem Tripel, der feucht auf den Cylinder aufgetragen wird. Für manche Steine werden jedoch zum Poliren Scheiben von Blei oder Zinn verwendet, gegen welche die zu polirenden Steine mit einiger Gewalt angedrückt werden.

Bis in die neuere Zeit herauf war das Schleifergewerbe gleichsam erblich, indem meistens nur die eignen Söhne, oder solche andrer Schleifer, als Lehrlinge einen Platz fanden. In letzterer *Zeit hat* sich jedoch, wie so manches Andere, *auch dieses geändert*, und man drängt sich von allen Seiten zur Schleiferei, welche man meist nur von ihrer glänzenden Seite auffaßt, und von der sich gar Viele goldene Berge versprechen. Im Allgemeinen ist zwar der Verdienst der Achatschleifer ein nicht geringer; allein Aussicht auf hohen Erwerb bietet sich nur den Arbeitern, denen es neben bedeutender Handfertigkeit nicht an Arbeitslust sowie an Schönheitssinn mangelt. Im Durchschnitt soll sich nach statistischen Angaben der Verdienst auf zwanzig Silbergroschen bis einen Thaler pro Tag belaufen, welcher Betrag sich bei den geschicktern und ausdauerndern Arbeitern zu Zeiten wohl auf vier bis sechs Thaler pro Tag und höher steigert.

Nur die wenigsten Achatwaaren haben, wenn sie aus der Hand des Schleifers kommen, ihre Vollendung erreicht. Die bei weitem größere Anzahl muß noch verschiedenen Nacharbeiten unterworfen werden, ehe sie auf den Markt gebracht werden kann. Diese beziehen sich theils auf die Vermehrung der Haltbarkeit und die Erhöhung und Aenderung der natürlichen Farben, theils geschehen sie, um den einzelnen Stücken, je nach ihrer Bestimmung, die nothwendigen Bohrungen, Aushöhlungen, Fassungen u. s. w. zu geben.

Zur Vermehrung der Haltbarkeit und zur Erhöhung der natürlichen Farben wendet man das Brennen an, während man den natürlich schlecht und matt gefärbten Steinen, wenn dies überhaupt die Beschaffenheit gestattet, auf künstliche Weise die erwünschten Farben gibt. Das Brennen geschieht in der Regel vor dem Verschleifen, findet indessen auch häufig bei schon vollendeter Waare statt. Es wird bei den gelblich grauen bis gelblich rothen, in kleineren Kugeln vorkommenden Carneolen (sogenannten Faßsteinen, weil sie in Fässer verpackt in den Handel kommen) aus der brasilianischen Provinz San Leopoldo in Anwendung gebracht. Zunächst werden diejenigen Steine, welche dem Brennen unterworfen werden sollen, einige Zeit, oft mehre Wochen lang, einer anfangs geringen, nur ganz allmälig gesteigerten Ofenwärme ausgesetzt, um dieselben möglichst gut auszutrocknen und alles in den Poren enthaltene, nicht chemisch gebundene Wasser zu vertreiben. Gehörig ausgetrocknet werden nun die Rohsteine unmittelbar in gußeiserne oder irdene Gefäße gebracht, während schon fertige Waaren noch mit Lagen weißen Sandes umgeben werden. Diese Gefäße werden hierauf einer Hitze ausgesetzt, die man so weit steigert, bis das Rothglühen derselben eintritt. Hat dieser Hitzgrad einige Zeit eingewirkt, so läßt man langsam erkalten. Die matte und trübe Farbe der Carneole ist nun in ein mehr oder minder feuriges und schönes Carneolroth übergegangen, indem das der Chalcedonmasse als färbender Bestandtheil beigemengte Eisenoxydhydrat durch das Glühen in Eisenoxyd übergeführt wurde.

Die künstlichen Farben, welche man in den Steinen hervorzurufen versteht, beschränken sich bis jetzt auf Carneolroth, Schwarz, Gelb, Blau und Grün. Und selbst von diesen erreichen einige nur in sehr seltenen Fällen diejenige

Reinheit, welche ihnen bei natürlichem Vorkommen eigen ist. Außerdem sind nicht alle Steine geeignet, Farbe aufzunehmen. In der Regel wählt man Stücke von mattem Glanz auf dem Bruche, welche leicht Feuchtigkeit einsaugen und demzufolge an den Lippen kleben. Ganz und gar ungeeignet zum Färben sind solche Chalcedone, welche auf den frischen Bruchflächen einen glasartigen Glanz zeigen.

Das Carneolroth wird dadurch hervorgebracht, daß man die zum Färben geeigneten Steine in eine Lösung von salpetersaurem Eisenoxyd bringt und längere Zeit darin liegen läßt. Aus dieser Lösung genommen, trocknet und brennt man dieselben in ähnlicher Weise, wie es oben beschrieben wurde, ohne jedoch bei dem Brennen ganz so hohe Hitzgrade einwirken zu lassen, wie bei den Faßsteinen. Hat die Farbe während der ersten Beize nicht gehörig eingeschlagen, so wird nach vorausgegangenem vorsichtigen Trocknen das Einlegen in die Eisenlösung so oft wiederholt, bis die gewünschte Farbenhöhe erscheint.

Schwarz werden vorzugsweise die zu Cameensteinen bestimmten, sowie die weiß und grau gestreiften Chalcedone gefärbt. Man bringt zu dem Ende die Steine in mit Wasser verdünnten Honig oder Syrup, läßt sie hierin acht bis zehn Tage stehen und setzt sie dann, nach vorausgegangenem Abwaschen in einem Bade von Schwefelsäure, der Kochhitze aus. Der in die Poren des Minerals eingedrungene Honig wird durch die Einwirkung der Schwefelsäure verkohlt eine raben- oder pechschwarze bis rauchbraune Färbung. Die weißen Streifen erscheinen außerdem nach dem Färben heller und glänzender, wie in der Natur.

Gelb färbt man durch Einlegen des Chalcedons in unreine Chlorwasserstoffsäure und hierauf folgendes Trocknen und Brennen.

Die blaue Farbe, welche je nach der Beschaffenheit der Steine an den hiesigen Kunstproducten in den verschiedensten Nüancen, vom tiefen Lasur- bis zum zarten Himmelblau getroffen wird, wird durch Eisencyanürcyanid (Berlinerblau) hervorgerufen.

Die Herstellung von Grün gelingt im Ganzen weniger gut als diejenige der genannten Farben.

Die Kunst des Steinbrennens und Steinfärbens, obwohl dieselbe schon den Völkern des Alterthums bekannt war, ist hier noch verhältnißmäßig neu. In früherer Zeit kamen alljährlich zu gewissen Zeiten Italiener (die Romaner, wie man sie nannte) an hiesigen Ort, um entweder gegen Bezahlung Steine für die hiesigen Kaufleute zu färben, oder solche aufzukaufen und ihnen dann in ihrer Heimath die passende Färbung zu ertheilen. Das Schwarzfärben wurde durch einen noch lebenden Handelsmann von Paris aus hierhergebracht. Die Herstellung des Carneolroth wurde vor fünfzehn bis zwanzig Jahren von einem Goldschmiede durch Zufall entdeckt. Derselbe hatte bei seinen Versuchen einige Steinchen in Salpetersäure liegen, in welche zufällig einige Nägel gefallen waren. Als der Mann seine Steine aus der Säure nehmen wollte, war er sehr erstaunt, dieselben rothgefärbt zu finden. Auf gut Glück hin trocknete und brannte er die Steine und siehe, der Zufall hatte ihm das lange vergebens gesuchte Geheimniß in die Hände gespielt. — Längere Zeit als Geheimniß bewahrt, wurde die Kunst doch endlich bekannt und ist jetzt allgemein verbreitet. Neue Versuche zur Hervorrufung der verschiedensten Farben werden von den hiesigen Arbeitern noch täglich gemacht, ohne jedoch, bei dem herrschenden Mangel an chemischen Kenntnissen, zu dem gewünschten Erfolge zu führen.

Die Fingerringe, die Steine zu Armbändern, Halsketten, Stock- und Regenschirmgriffen, zu Messerstielen u. s. f. bedürfen, um sie zweckmäßig befestigen oder mit der erforderlichen Metallfassung versehen zu können, entweder einer völligen oder theilweisen Durchbohrung. Diese Arbeit wird von den Achatbohrern verrichtet und geschieht mittelst einer sehr einfachen Vorrichtung. An einem mittelst Stahlstiften in Carneol laufenden Holzcylinder können am unteren Ende Blechröhren oder Stahlstifte eingesetzt werden, welche entweder mit Staub von schwarzem Diamant oder Diamantstückchen versehen sind und wodurch der Chalcedon gleichsam durchschnitten wird.

Mit dem Fassen der Ring-, Ohrgehänge-, Hals- und Armbändersteine u. s. f. beschäftigt sich eine nicht unbedeutende Anzahl von Goldschmieden.

Nachdem so die Erzeugnisse der Achatschleiferei, manche Hand durchlaufend, ihre Vollendung erreicht haben, werden sie zu vielen Hunderten von Centnern nach allen Weltgegenden versendet. Mit ihnen schmückt sich die Salondame der Weltmodenstadt Paris, sowie die braune Tochter des nordamerikanischen Urwaldes. Sie prunken auf dem Nipptische des nach Kunstschätzen jagenden Engländers und bilden eins der nothwendigsten Geräthe auf dem Arbeitstische des Chemikers. Merkwürdig erscheint es, daß grade unser deutsches Vaterland, mit Ausnahme der in Wissenschaft und Industrie verwendeten Gegenstände, den hiesigen Kunstproducten eine nur höchst unbedeutende Aufmerksamkeit schenkt, während sie sich durch Steppen und Meere Bahn zu brechen wissen.

Die Natur in der Wirthschaft.

Erschöpfung und Ersatz.

Von Dr. Fraas.

Von einer Wirthschaft, sie gehöre in's Gebiet der industriellen oder Verkehrs- oder landwirthschaftlichen Thätigkeiten, wenn sie gut betrieben wird, sagt man, sie sei gut „organisirt," und nimmt diese Bezeichnung von einer Erscheinung in der lebenden Welt her, deren Vorgänge als musterhaft für uns erscheinen, weil wir den Organismus als die höchste Vollendung einer Wirthschaft anerkennen, in welcher Einnahme und Ausgabe, Zweck und Mittel

Genaueste und nach den Gesetzen unverbrüchlicher Nothwendigkeit geordnet sind. Mit 14—15 Elementen unternimmt bei jedem organischen Wesen ein Unbekannter eine Wirthschaft, die in der Zeit ihrer Blüthe viel mehr einnimmt, als ausgibt, endlich zwar im Alter in's Umgekehrte umschlägt, immer aber zuletzt als Product eine Masse organischer Substanz bei der Bilanz, die der Tod zieht, zurückläßt, welche der Mutter Erde als unvermeidlichem Intestaterben zurückfällt. Aus einem kaum 1/4 Gran wiegenden Samen beginnt der Unbekannte mit Hülfe der 14—15 Elemente — mit Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff — Chlor, Schwefel, Phosphor, Kiesel — Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisen und Mangan, vielleicht auch Jod — eine Wirthschaft, indem er einnimmt, ausgibt und zurücklegt, deren Product nach 100 Jahren ein stattlicher Fichtenbaum von über 100 Centner Gewicht sein kann. Der Unbekannte heißt Lebenskraft — oder Naturgesetz — oder organische Kraft — sein Product gehört, wenn es stirbt, der Erde wieder, die es wie die Mutter das Kind beerbt.

Jedenfalls ist seine Art Haushalt uns Muster, weil wir einen gut geordneten darnach nennen, d. h. organisirt. Wir selbst sind nur das Product einer solchen Wirthschaft, deren Soll und Haben im Stoffwechsel erscheint, und tragen damit das Gepräge der Ordnung des unergründlichen Wirthschaftsführers in uns, freilich oft unbewußt.

Wie in der Einzelwirthschaft Alles wohl organisirt sein muß, wenn die Aufgabe erreicht werden soll, so in Summa alle Einzelwirthschaften, die ein besondrer Organismus leitet, dessen Gesetze sich allmälig von selbst ergaben und, erkannt, den Inbalt der politischen Oekonomie, die wir Deutsche gern Nationalökonomie nennen, bilden. Organismus und Stoffwechsel — also auch der Stoffwechsel in der Nationalökonomie! Er bildet die naturwissenschaftliche Grundlage derselben, die man bis jetzt fast ganz vernachlässigt hat, um bloß die rechnerische auszubilden. Aber letztere erforscht und combinirt nur die Daten, ohne ihre Ursachen zu ergründen! Merkwürdigerweise ist man auf den Gang des Stoffwechsels, soweit er die unorganische Welt betrifft, bis jetzt noch gar nicht aufmerksam geworden, obwohl man weiß, daß der Rückersatz des Einmal Genommenen bei der enormen Langsamkeit der Naturvorgänge für unsre Art der Zeitbestimmung soviel wie gar keiner ist. Erzlager, Kohlenflötze, Kalk- und Mergelgruben werden erschöpft, ohne daß Jemand an den Rückersatz denkt; — man hofft einfach, daß nach uns wohl wieder andere Mittel zum Fortkommen gefunden werden, also etwa wie ein liederlicher Hausvater das von seinen Kindern auch hofft.

Aber im Gebiet des Organischen, wo doch eben der sammelnde, emsige, genaue Unternehmer herrscht, ist man viel ängstlicher und spricht von Erschöpfung des Bodens sofort, wenn Waldstreu dem Walde entzogen wird, wenn ein Land Knochen ausführt, Dünger unbenutzt in's Wasser laufen läßt, viel Getreide und Vieh exportirt; man sagt voraus, daß der Unternehmer demnächst im Boden alle 10 obengenannten Elemente mit Ausnahme der 4 ersten, oder doch einen guten Theil derselben nicht mehr in hinreichender Menge finden werde, daß also dann die Ausgaben nicht mehr gemacht werden können, weil Erschöpfung eingetreten sei. Man weist dabei auf die wachsenden Steppen am Nilalluvium, auf die salzigen mit Gestrüpp im sandigen Boden bedeckten und unfruchtbaren Steppen am Doppelstromgebiet des Euphrat und Tigris, der jetzt öden und ehedem fruchtbarsten Mesene, dem Mesopotamien der alten Welt; auf die nun leer gewordene Kornkammer Siciliens, die öde Campagna Roms und seinen mager gewordenen ager romanus, die Maremmen Liguriens, ja selbst auf die Wanderungen des nordamerikanischen Farmers, den die Bodenerschöpfung schon jetzt in Noth bringe oder westwärts zu wandern zwinge.

Untersuchen wir nun in einigen Beispielen, die der Urproduction entnommen sind, wie weit hier Erschöpfung und Rückersatz gehen, — betrachten wir den Stoffwechsel, wie er sich in der Wirthschaft schon da gestaltet, wo sie nur die Natur ohne besondere Eingriffe benutzt.

Wald und Wiese, — d. h. gesellschaftlich vorkommende Baumarten und Gräser und Kräuter in großer Ausdehnung sind die Vegetationsformen, welche die nördliche gemäßigte Zone kennzeichnen. Beide, Jahrhunderte unberührt gelassen, bilden Urwälder und Prärien oder Pampas, in denen der Ersatz des von der Vegetation dem Boden Entzogenen sich von selbst macht, da selbst die wild in ihnen lebenden Thiere, wenn auch etwa in sehr extremer Vertheilung, endlich wieder dem Boden zurückgegeben werden. Der Boden sollte aber damit nicht bereichert werden können, denn es geht ja kein Atom mehr zu, wenn Bäume und Gräser verwesen, als was vom Boden genommen ist. Und dennoch ist ein solcher Boden, nach der Rodung viel fruchtbarer geworden, als ein andrer Urboden, der mit weniger Vegetation bedeckt war, der also weniger Kraft verwandte, der Urwaldboden wieder viel fruchtbarer, als die Prärie. Ein kraftlos gewordner Boden bei uns, der mit Wald bestockt wurde, ist nach 60—80 Jahren des Waldbestandes, dem man seine Abfälle gelassen hat, viel fruchtbarer geworden, als er noch vor der Bestockung war, selbst wenn man jetzt den Holzzuwachs und mit ihm die seit 60—80 Jahren aufgenommenen Bodenbestandtheile entfernt.

Die alte Schule sagte, das rührt vom Humus her, der von den Abfällen inzwischen gebildet wurde, aber die Abfälle, der Humus, wie das Holz selbst enthalten nicht mehr Bodenbestandtheile, als ursprünglich auch vorhanden waren. Aber, da der Boden damals unfruchtbar war und jetzt fruchtbar geworden ist, neue Materien aus dem Boden stammend nicht dazukamen, so kann es nur die Form sein, in welcher die Materie zur Fruchtbarkeit gegeben wurde und der Zusatz der von der Luft genommenen Nährstoffe, die in den Abfällen gleichfalls dem Boden zuwandern, — Kohlenstoff und stickstoffhaltige Substanz.

Welche bedeutende Massen von Bodenbestandtheilen mit dem Holze dem Boden entzogen werden, zeigt folgende Rechnung:

Man entfernt bei einem achtzigjährigen Föhren-

bestand, den man fällt und bei einem jährlichen durchschnittlichen Zuwachs von nur ½ Klafter — also bei 40 Klafter — die lufttrockne Klafter zu 28 Centner — und letzte Aeste und Nadeln dazugerechnet — 2400 Pfund Aschenbestandtheile, von Einem Klafter 60 Pfund Asche gerechnet. In diesen 24 Centnern gehen aus dem Walde, d. h. werden dem Boden genommen:

252	Pfund	Kali
225	=	Natron
1109	=	Kalk
334	=	Magnesia
74	=	Eisenoxyd
108	=	Phosphorsäure
72	=	Schwefelsäure
25	=	Chlornatrium
201	=	Kieselsäure

2400 Pfund (nach Levi's Analyse im Gießener chemischen Laboratorium).

Man hüte sich jedoch zu glauben, daß dies alle Bodenbestandtheile wären, welche der Wald eines Tagwerks für 80 Jahre seines Wachsthumes, d. h. um 1120 Centner lufttrocknes Holz zu bilden, gebraucht habe. Er hat zur Bildung der Blattorgane, die ihm inzwischen bis auf den Rest in den letzten 3 Jahren abgefallen sind, noch viel mehr gebraucht, aber wir haben angenommen, daß sie dem Boden geblieben seien, d. h. daß keine Waldstreu genommen wurde.

Gesetzt nun, es würden die Nadeln gleichfalls vollständig genommen, wie es denn durch Streurechen alle 5—6 Jahre auch oft wirklich geschieht, so erhält man bei einem sechzigjährigen Föhrenbestande im Mittel jährlich per Tagwerk 16½ Centner lufttrockne Föhrennadeln, die 2½ % Asche enthalten (Hertwig). Wenn nun auch unsre Föhren, die 80 Jahre alt werden, später immer das gleiche Quantum geben, so geben sie es doch sicher anfangs nicht und die mittlere Zahl des Blättergewichtes ist noch nicht so wie beim Holzzuwachs ermittelt, da durch rasche Verwesung derselben während der großen Vegetationsperiode von 80 Jahren die Controle sehr erschwert wird. Ich glaube, daß die Annahme von 15 Centner Nadeln im Durchschnitt von einem Tagwerk per Jahr gerechtfertigt ist. Das gibt für 80 Jahre 1200 Centner lufttrockene Föhrennadeln, die bei 100° getrocknet in 100 Theilen 2½ % Asche enthalten, was der geringste Ansatz ist, denn Fichtennadeln werden mit 6%, Laubholzblätter mit 8—11% eingestellt. Es gäbe dies für die ganze Vegetationsperiode 30 Centner Bodenbestandtheile — die leider nicht näher zu bezeichnen sind, da mir eine brauchbare Analyse nicht bekannt ist.

Jedenfalls ist klär, daß dem Boden durch die Nadeln viel mehr Bestandtheile entzogen werden, als durch das Holz. Wenn man, wie einige Chemiker angeben, gar erst für bei 100° getrocknetes Föhrenholz nur 0,328 %, also etwa 5 mal weniger annehmen will (der Aschengehalt alten und jungen Föhrenholzes wechselt gewaltig!), so werden mit den Nadeln mehr als 6 mal so viel Bodenbestandtheile dem Walde entzogen, als mit dem Holze, d. h. der Schaden des Waldstreurechens wird sehr evident.

Im Ganzen werden also durch unsern Föhrenbestand in 80 Jahren dem Boden 54 Centner Aschenbestandtheile entzogen.

Es gibt Wiesen, in Flußthälern, Thalmulden gelegen, wo sie bald von den Flüssen, bald von den umliegenden Höhen oder Bergen Alluvionen und Ueberschwemmungen erhalten, — welche Wiesen niemals künstlich gedüngt, wohl aber alljährlich und zwar 2 mal abgeerntet werden. Wir kennen solche Wiesen in Baiern z. B. im Altmühl-, Itz- und Baunachsgrunde und an vielen andern Orten. Solche Wiesen tragen im großen Durchschnitt 40 Centner lufttrocknes Heu und Grummet. Vorausgesetzt, daß die Ernte aus Gräsern besteht, so werden immer solchen Wiesen in 80 Jahren 3200 Centner lufttrockne organische Masse, welche bei 100° getrocknet noch 2752 Centner mit 5,8 % Asche, also über 159 Centner Bodenbestandtheile enthielten, entzogen. Um nur die Hauptstoffe zu erwähnen, so kommen damit aus dem Boden circa

8	Ctr.	Phosphorsäure
4	=	Schwefelsäure
7	=	Chlornatrium
34	=	Kalk
12	=	Bittererde
38	=	Kali
56	=	Kieselsäure, (nach Bousfingault's Analysen eines Wiesenheues, — Durchschnitt aus 3 Untersuchungen).

Eine Alpenwiese (Alm), die außer dem Mist der Weidethiere, der im besten Fall nur die Hälfte desjenigen ist, der von der Weide selbst herrührt, — keine weitere Düngung erhält, liefert die Hälfte obigen Ertrages, — also 20 Ctr. Heu jährlich, deren Aschenbestandtheile zur Hälfte gedeckt sind, die andre Hälfte beträgt in achtzig Jahren 46 Ctr. auf ein baierisches Tagewerk. Die gleiche Menge wird in derselben Zeit von Wiesen geliefert, welche nicht überschwemmt oder bewässert, oder künstlich gedüngt werden, von schlechten Feldwiesen oder Hardtwiesen, von einmähdigen trockenen Wiesen.

Wollten wir nun zusammenstellen, was Wald und Wiese, sich selbst überlassen, ohne künstlichen Ersatz des Entzogenen, also ohne Düngung, dem Boden zu entziehen im Stande sind, was also auch im natürlichen Zustande in demselben zur Verfügung kommen muß, abgesehen von dem, was Luft und Regen an Mineralsubstanzen noch zuführen, so müßte noch die physikalische Beschaffenheit des Bodens und seine ursprünglichen Bestandtheile überhaupt, dann das Klima in Rechnung gezogen werden.

Da, wo eine Fläche, als Wiese liegend, nur 10 Ctr. Heu pro Jahr vom Tagewerk gibt, wird ein Föhrenwald auch nicht ½ Klafter Holz jährlich Zuwachs geben, ja nach Erfahrungen, die wir selbst machten, beträgt auf schlechten Hardtflächen mit seichter Krume und Kies im Untergrunde der Holzzuwachs nebst Nadeln noch weniger als der Graswuchs. Man rechnet von Letzterem 5 Ctr. pro Jahr, — von Ersterem jedoch nur 2½ Ctr.

Wir wollen aber gleiches Klima für beide voraussetzen, gleichen Bestand an Holz und an Gräsern, und den guten Wiesen auch den hohen Waldertrag zur Seite stellen, und dann ergibt sich Folgendes:

Der Ertrag von Föhrenholz nebst Nadeln entzieht	die gute Wiese	die Alm
in 80 Jahren	in 80 Jahren	in 80 Jahren
54 Ctr.	159 Ctr.	79,5 Ctr.

Man sagt leicht, daß die beiden Letzteren einigen Ersatz bekommen und zwar die gute Wiese von den Flüssen reichlich, die Alm von den weidenden Thieren spärlich — und wir haben schon oben gezeigt, daß ohne Ersatz die Letztere gleich einer einmähdigen Wiese zweiter Classe nur etwa 46 Ctr. dem Boden entzieht.

Die Differenz zwischen 46 und 54 Ctr., welche Letztere der Wald ohne Ersatz liefert, ist bei solchen Rechnungen für sehr gering anzusehen und wir können mit Berechtigung behaupten, *diese natürlichen Vegetationsflächen entziehen in gleicher Zeit ziemlich gleiche Quantitäten von Aschenbestandtheilen dem Boden.*

Nehmen wir die mittlere Zahl 50 hiefür an, so treffen auf ein Jahr 62 Pfund.

Aber das ist noch nicht die Gesammtmenge der im Boden ohne alle künstliche Zuthat oder Arbeit zur Disposition gekommenen Pflanzennahrung, so weit solche nicht von der Luft kommt. Es kommt darauf an zu erfahren, ob nicht viele sehr wesentliche Nährstoffe aus dem Boden mit dem Meteorwasser während der achtzig Jahre in den Untergrund gezogen sind?

Meines Wissens sind die von mir seit zwei Jahren mit sogenannten Lösungsmessern (die etwas veränderte unterirdische Dalton'sche Regenmesser sind) angestellten Versuche zur Zeit noch die Einzigen, die hierauf Antwort geben können.

Nach diesen Versuchen, deren Detail anderwärts gegeben worden ist (Ergebnisse der agriculturchemischen und landwirthschaftlichen Versuchsstation des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern. I. Heft. München, 1857.), hat sich herausgestellt, daß von ungedüngtem, nicht bearbeitetem und bebautem Boden in den Untergrund *trotz der großen Absorptionsfähigkeit des Bodens* fast dreimal soviel Mineralbestandtheile, die sonst Pflanzennahrung sind, abzogen, als in einer vollen Ernte dem Boden auf gleich großen Flächen entzogen werden. Unsre jüngsten Versuche p. Sommersemester 1857 ergaben weiter, daß bei fünf verschiedenen Bodenarten theilweise gedüngt und mit Gerste besäet, die in den einen Cubikfuß Boden enthaltenden Lösungsmessern eingesetzt waren, im Durchschnitt für jeden Quadratfuß 4,755 Gramme Mineralbestandtheile vom Wasser in den Untergrund, diesen nach 1 Fuß Tiefe als vorhanden angenommen, geführt wurden. Das macht für 40,000 Quadratfuß oder nahezu 1/3 Hectare 380 Pfd. oder für 1 Hectare circa 1100 Pfd., während im großen Durchschnitt durch eine

Weizenernte 32,55	Kali,
3,82	Natron,
12,98	Kalk,
4,41	Magnesia,
20,81	Phosphorsäure,
20,88	Schwefelsäure,
129,25	Kieselsäure,
5,77	Chlornatrium u. Chlorkali
229,12	Kilogr. oder 458 Pfunde,

für 1/3 Hectare oder nahezu ein baierisches Tagewerk, also 152 Pfund, somit nicht einmal die Hälfte dem Boden entzogen wird.

Es ist also gewiß, daß schon im ungedüngten Boden das Doppelte und Dreifache der Mineralbestandtheile, die eine Pflanze braucht und wäre sie selbst eine mit starken Ansprüchen, wie etwa Kartoffeln, Runkeln oder Taback, zur Disposition als Pflanzennahrung kommt!

Und doch gedeihen unsre Culturpflanzen auf solchem Boden ohne Düngung nicht in gewinnreicher Weise!

Daraus folgt unwidersprechlich, daß:

1) entweder ein Vielfaches und zwar ein Bedeutendes von solchen Bestandtheilen den Pflanzen noch dazu gegeben werden muß, — ein superfluum;
2) oder daß noch besondere Stickstoff- und Kohlensäurequellen den Pflanzen im Boden außer den in der Luft vorhandenen gegeben werden müssen;
3) oder endlich, daß ihnen eine bessere Benutzung der klimatischen Einflüsse künstlich bei uns noch geboten werden muß, wodurch vielleicht in vielen Fällen 1 und 2 per se gegeben werde wie dies sicher in südlichen Ländern der Fall ist.

Aber es folgt nicht, daß die Mineralsubstanzen bedeutungslos für die Vegetation eien insbesondere seitdem die Beziehung zwischen ihnen und den organischen Substanzen nach Zahlen festgestellt sind.

Zur ersten Behauptung füge ich bei, daß dies aus physiologischen Gründen sehr wohl begründet ist. Außer dem Nachweise des B. von Liebig in den jüngsten chemischen Briefen stützt sich dieselbe auf den physiologischen Satz, daß die Pflanzen nur an den Enden ihrer Wurzeln Nahrung aufnehmen, d. h. mit den sie umgebenden Nährstoffen des Bodens, gasförmigen oder flüssigen, in Diffusion treten können. Es ist klar, daß eine Pflanze, deren Wurzeln etwa fünf Zoll weit vom Stamme entfernt hinweggewachsen sind, nur in der Peripherie des letzten oder fünften Zolles Nahrung aufnehmen kann, Alles was außer oder innerhalb dieses Kreises oder dieser Region sich ihr bietet, ist für sie soviel wie nicht da.

Aber die Enden dieser Wurzeln nehmen nicht bloß auf, sondern sie scheiden, wie das nach den Gesetzen der gegenseitigen Durchdringung oder Diffusion sein muß, auch aus und wirken selbst lösend und zersetzend auf die sie umgebenden Substanzen. „Sie bereiten sich selbst ihre Nahrung!" Da sie diese nicht alle consumiren, so liegt hierin der Grund warum manche Pflanzen den Boden *bereichern*, die *Bodenkraft mehren*, nicht als wenn sie ihm mehr Mineralbestandtheile hätten geben können als sie von ihm empfingen, sondern weil sie den Boden aufschlossen und für andre ihnen folgende Pflanzen besser vorbereiteten, als es geschehen wäre, wenn sie gar nicht auf dem Felde gewesen wären. Darum wird ein Lupinenfeld ebenso stark, wenn man die Ernte dem Boden nimmt, wie wenn man sie demselben einverleibt, und darum bleiben die Kleearten für eine gewisse Zeit Bodenkraft mehrende Pflanzen.

Eine Fläche Landes, die von Vegetation ent-

blößt ist, wird in längeren Zeiträumen nicht reicher, sondern ärmer an Bodenkraft. d. h. an pflanzennährenden Stoffen, weil von den von der Natur freigemachten, trotz aller Absorptionskraft ein großer Theil in den Untergrund abgeführt wird, von den fehlenden Pflanzenwurzeln aber keine neuen freigemacht werden können. Ein Jahr lang Brache gehalten, nützt, — zwei Jahre bessern nichts weiter und drei Jahre schaden.

Das Alluvium am Euphrat und Tigris ist vegetationslos, jetzt eine Steppe geworden, unfruchtbar, wie die Reisenden sagen, und ehedem, als es cultivirt, aber nicht gedüngt war, so fruchtbar!

Dasselbe ist der Fall in vielen Gegenden Italiens und Siciliens, Kleinasiens und selbst Egyptens, wohin die Nilalluvion nicht mehr reicht. Wieder bearbeitet und bestellt werden diese Flächen auch ohne Dünger dort rasch wieder fruchtbar. Wald und Wiesenflächen sind, umgebrochen, fruchtbar und für längere Jahre mit pflanzennährenden Stoffen versehen. Aber sie schwinden nach dem Anbau mit Culturpflanzen um so rascher, je mehr diese in Anspruch nehmen, je geringer die Absorptionskraft des Bodens, je geringer die Verwitterungsfähigkeit desselben, je durchlassender er ist.

Unsre zweite Folgerung, daß künstliche Stickstoff- und Kohlensäurequellen im Boden neben den Mineralsubstanzen zu geben, nützlich sein möge, barrt zwar noch strikter Beweise durch Experimente, allein schon die Versuche einiger Botaniker und Chemiker (Unger, Vogel jun., Bousfingault) scheinen zu beweisen, daß die Pflanzen den in einer gewissen Zeit in ihrem Wachsthum abgelagerten Kohlenstoff und Stickstoff nicht mit ihren Luftorganen, sondern mit den Wurzeln aus dem Boden genommen haben müssen. In diesen konnten sie allerdings aus der daran so reichen Quelle, der Atmosphäre, kommen, allein es ist doch zu wahrscheinlich, daß die Verbindungen derselben aus Kohlensäure, Ammoniak oder Salpetersäure, im Boden künstlich gegeben, viel rascher, reichlicher und daher auch wirksamer den Pflanzen zu gute kommen. Die Praxis, welche sich verführen ließ, zuletzt den Stickstoff als alleiniges Preismaß für alle Dünger anzunehmen, deutet gleichfalls dahin.

Wie ein Superfluum von Mineralsubstanzen, so wird ein Plus von assimilirbaren Kohlensäure- und Stickstoffquellen aus denselben oben entwickelten Gründen im Boden nothwendig sein!

Unsre dritte Folgerung endlich scheint allen zunächst nur für die kältere gemäßigte Zone berechneten Theorien der künstlichen Pflanzenernährung, die allerdings der wichtigste Punkt des Ackerbaues sind, das Fundament zu nehmen, da nämlich unbestreitbar schon in der wärmeren gemäßigten Zone, noch mehr in den subtropischen und tropischen nur ausnahmsweise künstliche Düngung zur Pflanzenproduction angewandt wird und diese dennoch ohne jeglichen Ersatz seit Jahrtausenden mit Vortheil betrieben wird, dabei Niemandem zu leugnen einfallen kann, daß sie mit diesem Ersatz noch viel gewinnreicher sein würde. Man kennt heut im culturalten Hellas weder Heuernte (mit wenig Ausnahmen) noch Kunstfutterbau, geordnete Viehhaltung oder Einstreu, Mistwagen oder selbst Straßen, um ihn auf die Felder zu fahren, — man hält in Ländereien ohne Bewässerung ein bis zwei Jahre Brache (ὀρχώματα) und dann erhält man zwei bis drei Jahre lang für Winterbau (Weizen oder Gerste) alljährlich sehr schöne Ernten, dazu bei ganz schlechter Bearbeitung im ersten Umbruch! Nur ausnahmsweise werden selbst Weinberge gedüngt, häufiger Baumwolle und Taback, fast immer Melonen. Mit Bewässerung oder für Grüngerste wird gar nicht gebracht und alljährlich geerntet.

Zwei Drittheile der cultivirten Erdoberfläche tragen lohnende Ernten ohne alle Düngung und nur in den kälteren gemäßigten Zonen und zwar für hier nicht einheimische Culturpflanzen ist Düngung zum lohnenden Ertrag mit Andauer nöthig, weßhalb wir schon früher sagten, der Dünger sei nur ein Corrigens des Klima.

Werden also in den wärmeren Zonen mehr Pflanzennährstoffe in Luft und Boden geboten? oder haben die Pflanzen durch die Gunst des Klima mehr Zeit oder Kraft, sie zu assimiliren?

Wir denken, beides sei vorhanden.

Der große Reichthum von Bildung an Nitraten in wärmeren Ländern ist bekannt, eine reichlichere Verwitterung in Folge der Einwirkung großer Hitze auf die den Sommer über nackten Culturländer, dann der extremen Einwirkung der Feuchtigkeit und Wärme überhaupt, ein äußerst günstiges klimatisches Verhalten gegenüber unsern Cerealien, die dort Alle nur Winterfrüchte sind, den Mais ausgenommen, der aber auch schon Dünger braucht und die den Winter über immer reichlichen Regen bei mäßiger Wärme und nie unterbrochenem Wachsthum erhalten — das Alles scheint uns zusammenzuwirken, um das Gedeihen der Pflanzen auch ohne künstlichen Ersatz des von ihnen dem Boden Genommenen zu bewirken.

Um so nöthiger ist aber der künstliche Wiederersatz des dem Boden in unserm Klima Entzogenen, wenn man Letzteres zu bessern nicht im Stande ist. Die oben von uns aufgeführten Zahlen sprechen zu deutlich, um nicht alle unsre Aufmerksamkeit auf den rationellen Ersatz zu lenken und von jener Irrlehre abzumahnen, welche glaubt, nur durch Zusatz von einem oder dem andern werthvollen Nährstoff auf die Dauer auszureichen, denn eben darin, daß der Stallmist sie Alle enthält, liegt der größte Vorzug desselben.

Wenn aber der Landwirth Etwas thun muß, was andere Producenten nicht zu thun brauchen, kann dann wohl noch immer in nationalökonomischen Schriften die Grundrente auf ein „außerordentliches Geschenk“ wirksamer Naturkräfte zurückgeführt werden oder auf „unzerstörbare“ oder „unerschöpfliche Naturkräfte?“

Inwiefern kann nun von diesen unerschöpflichen Elementen der Production bei einem Betriebszweig mehr wie bei einem andern die Rede sein, um darauf Ausnahmsstellungen innerhalb der Wirthschaftslehre zu begründen?

Das mag in einem zweiten Artikel näher untersucht werden.

Sechste Abtheilung.

Neueſtes aus der Ferne.

Die Euphratbahn.

Am 24. November 1857 iſt Omer Paſcha, der glückliche Held des letzten Donaukriegs, in Alexandrette gelandet. Mit derſelben Poſt, welche uns dieſe Nachricht bringt, hören wir von einem Beſchluſſe der Pforte, von Aleppo bis Baſſora befeſtigte Stationen zu errichten und mit unregelmäßigem Militair zu beſetzen. Jene Landung Omer Paſcha's und jener Beſchluß ſtehen unter einander und mit der Euphratbahn in engſter Verbindung. Das Paſchalik Bagdad, zu deſſen militäriſchem Generalſtatthalter der Muſchir ernannt worden iſt, ſteht zur Regierung in Conſtantinopel in einem faſt nur nominellen Abhängigkeitsverhältniß. In dieſes Gebiet ſchickt man „das Schwert der Reform," deſſen Brauchbarkeit gegen alttürkiſche Parteien und unbotmäßige Volksſtämme in Syrien, Kurdiſtan, Albanien und Bosnien ſich glänzend bewährt hat. Was dann die Militärſtationen betrifft, ſo beginnen ſie hinter Aleppo, d. h. genau an dem Punkte, wo die Araber mächtig zu werden anfangen und die Arbeiten an der Eiſenbahn ſtören könnten.

Nach den Mittheilungen, welche Generalmajor Chesney in der 27. Verſammlung der britiſchen Geſellſchaft für Fortſchritt in den Wiſſenſchaften gemacht hat, iſt die Genehmigung der Pforte zum Bau der Euphratbahn erfolgt. Die Koſten ſind auf ſechs Millionen Pf. St. veranſchlagt, und die Pforte gewährleiſtet den Actieninhabern 6% Zinſen. Außerdem übernimmt ſie den Bau eines Hafens an dem Punkte der Mittelmeerküſte, von dem die Bahn ausgeht. Sir John Macneill, der Oberingenieur der engliſchen Bahngeſellſchaft, will den Hafen an der ſüdlichen Seite der Bai von Antiochien, drei engliſche Meilen ſüdlich von der Orontesmündung, ſechs Meilen öſtlich von dem alten Hafen von Seleucia, angelegt wiſſen. Von dort bis nahe zum Euphrat (within sight of the Euphrates) ſind die Meſſungen beendet. Vom Mittelmeer bis Aleppo gibt es wenig Schwierigkeiten — keinen Tunnel, zwei Durchſtiche von geringer Bedeutung, zwei Kettenbrücken über den Orontes — von Aleppo bis zum Euphrat gar keine. Ueber die Verhältniſſe des Euphrattbals ſchweigt Chesney's Vortrag, wir wiſſen aber aus ſeinen früheren Berichten über die Unterſuchung des Euphrats, die er in den Jahren 1835 — 1837 im Auftrage ſeiner Regierung ausführte, daß dort weniger die Bergketten, welche an wenigen Stellen an den Fluß herantreten, als die Sümpfe, die ſeine Ufer begleiten, zu fürchten ſein werden. Der Endpunkt der Bahn ſoll nicht Baſſora, ſondern Kuratſchi in der Nähe der Indusmündungen ſein. Am perſiſchen Meerbuſen würde die Bahn in den ſandigen und heißen Ebenen des Germaür am Meere hinlaufen und weiterhin in Beludſchiſtan eintreten. Hier iſt die Küſtenbildung ähnlich, der Boden womöglich noch ſandiger und heißer, nur daß unmittelbar an der Küſte ſalzige Sümpfe eine Strecke von zwölf bis fünfzehn engliſchen Meilen Breite einnehmen und vor Kuratſchi ein Bergzug zu durchſchneiden iſt.

Die Entfernung zwiſchen England und Indien ſoll auf dem Euphratwege weit geringer ſein als über Suez. General Chesney rechnet wie folgt:

Von London bis Suez	4372 ½	engl. M.
„ Suez nach Kuratſchi	1705	„ „
Summa	6077½	engl. M.

V. London b. z. perſ. Meerbuſ.	4271	engl. M.
„ dort bis Kuratſchi	702	„ „
Summa	4973	engl. M.

Somit wäre der Euphratweg um 1104 engl. Meilen kürzer. Reiſende und Waaren, meint man, würden in 13½ Tagen den Indus erreichen, telegraphiſche Depeſchen in 18 — 20 Stunden befördert werden können. Da im Industhal, wo zur Zeit bloß Dampfſchifffahrt exiſtirt, ebenfalls eine Bahn mit Fortſetzung bis Lahore projectirt wird, Lahore aber mit Calcutta in Verbindung gebracht werden ſoll, ſo

erhielte man vom Orontes bis Calcutta eine zusammenhängende Bahn.

Herr von Lesseps und die Organe der Presse, in denen er Zugang hat, vergelten die Kritik, welche dem Suezprojecte entgegentritt, durch mindestens eben so ungünstige Beleuchtungen der Euphratbahn. Für den Canal bemüht sich die französische, für die Eisenbahn die englische Politik, und wir neigen zu der Hoffnung, daß der Streit mit einem Compromiß endigen und das eine wie das andere Unternehmen zu Stande kommen wird.

Das rothe Meer; noch einmal Perim.

Das hydrographische Departement der englischen Admiralität hat das Schiff Kyklops, Capitän Pullen, zu Sondirungen im rothen Meere ausgerüstet. Von den zwanzig Vermessungsabtheilungen, welche vom Mai 1856 bis zum Mai 1857 im Auftrage der Admiralität in den verschiedenen Meeren thätig waren, beschäftigte sich nicht eine mit dem rothen Meere. Dort hat Wellstedt, der 1830 auf dem Palinurus hauptsächlich Küstenaufnahmen ausführte, noch viel zu thun übrig gelassen. Der Kyklops ist mit einer Dampfmaschine von zehn Pferdekraft versehen, die zum Aufwinden der Sondirungsleine dienen soll. Seine Vermessungen sind Vorarbeiten für das Legen des Telegraphen-Taues.

Zu unsern früheren Bemerkungen über die Insel Perim haben wir einige Nachträge zu machen. Daß die Insel die Straße von Bab el Mandeb vollständig beherrscht, ist richtig, denn das Fahrwasser läuft dicht an ihrer Küste hin und ist nicht breiter als 7500 Fuß. Wie sich jetzt bei dem französischen und nordamerikanischen Widerspruch gegen die Besitznahme gezeigt hat, betrachtet England die Insel als ein ursprünglich herrenloses Gut, das erst 1799 einen Souverän, und zwar England, erhalten habe. In jenem Jahre besetzten die Engländer nämlich Perim, um einen französischen Angriff auf Indien abzuwehren. Bis zu jener Zeit hat die Insel, der es sowohl an Wasser als an Pflanzenwuchs fehlt, in der That niemals Bewohner gehabt, doch dieses Unbewohntsein gegen das Souveränetätsrecht der türkischen Regierung geltend zu machen, steht wahrlich der Regierung am wenigsten zu, welche das Recht des ersten Entdeckers auf wüste Inseln und öde Küsten so oft gegen spätere Ansiedler geltend gemacht hat. Der arabische Name der Straße Bab el Mandeb, „Thor der Bekümmerniß," paßt nicht mehr. Gleich der Scylla und Charybdis und gleich dem Maelstrom hat die Einfahrt zum rothen Meer ihre Schrecken verloren. Seit 1839 ist dort nicht der kleinste Unfall vorgekommen. Perim besitzt einen ausgezeichneten Hafen, in dem die Schiffe mit 36 bis 42 Fuß Wasser unter sich vor Anker gehen können. Eine Batterie ist fertig, und an geräumigen Gebäuden, welche die Absicht einer bleibenden Niederlassung andeuten, wird gearbeitet. Zum Vorrathsplatz für Perim ist die Insel Sokotora ausersehen.

Charthum und Abyssinien.

Seit einiger Zeit wiederholen sich die Nachrichten, daß die katholische Mission in Charthum aufgegeben werden solle, und wenn auch mit zuversichtlichem Ton widersprochen wird (S. Allgemeine Zeitung vom 30. November 1857), so scheint doch soviel außer Zweifel zu sein, daß man um die Geldmittel in Verlegenheit zu gerathen anfängt. Wir würden das Aufgeben des vielversprechenden Unternehmens tief beklagen. Unmittelbare religiöse Resultate können wir an einem Punkte, wo die Propaganda des Islams ihre volle Kraft entwickelt, nicht erwarten. Um so höher schätzen wir die mittelbare Einwirkung der Mission auf die Negerbevölkerung und die Dienste, welche sie der Wissenschaft geleistet hat und bei ihrem Fortbestehen ferner leisten würde. In Charthum haben die deutschen Reisenden bereitwillige Unterstützung und namentlich Dolmetscher für die Negerstämme gefunden, von Charthum aus ist Dr. Knoblecher, der Generalvicar der Mission, den Nilquellen näher als irgend ein andrer Europäer gekommen, von Charthum aus ist Theodor von Heuglin, der österreichische Consul am blauen Nil, in Abyssinien eingedrungen. Die Reise des letzteren fällt in die Jahre 1852 und 1853, und die Beschreibung derselben ist im vorigen November veröffentlicht worden. Für die Geographie ist durch sie der Raum zwischen dem zwölften und dreizehnten Breitengrade, den bis dahin kein Europäer gesehen hatte, neu gewonnen worden.

Neun Handelsstraßen führen aus dem Sudan nach Abyssinien, aber der Handel hat seit dem Vordringen der Türken gegen Süden sehr abgenommen. Die Grenzprovinz Galabat befindet sich seitdem in einer sehr schlimmen Lage. Sowohl die Türken als die Abyssinier treten dort als Herren auf und documentiren ihr Recht nach dortiger Landessitte durch Raub und Plünderung. Ohne diese politischen Verhältnisse würde die Provinz, deren Hauptstadt Methemmeh die Zwischenstation für den ganzen Handel des Sudans mit Abyssinien ist, in Folge ihres Reichthums an Wasser und Erzeugnissen des Fleißes und der Betriebsamkeit ihrer Einwohner zu hoher Blüthe gelangen.

Die abyssinischen Binnengebiete kommen wahrscheinlich in Kürze unter eine einzige Herrschaft. Ein Häuptling aus dem westlichen Abyssinien, Kasa genannt, hatte schon früher die Grenzen seiner Herrschaft durch Eroberungen bedeutend erweitert und außer verschiedenen Gallasprovinzen im Süden auch das wichtige Dembea am Tzanasee erworben. Nachdem der koptische Patriarch ihn als Negus (König) Theodor I. gekrönt hatte, riß Kasa, der sich nun als den Herrscher von ganz Abyssinien betrachtete, Landschaft auf Landschaft an sich und fügte sogar das Königreich Schoa seinen Eroberungen hinzu. Letzthin fiel der oft genannte Ubie, der sich ganz Tigre dienstbar gemacht hatte, in seine Gewalt, und bloß noch das nordöstliche Abyssinien widerstand ihm. Um den Besitz dieses Landes wird gegenwärtig gekämpft. Der Gegner Kasa's, der Yeh heißt, muß sehr im Nachtheil sein, wenn es wahr ist, daß er bloß etwa 1000, Theodor I. dagegen 12,000 Flinten besitzt. Bei dem letzteren befinden sich Plowden, der englische Consul von Massaua, und Gobat, der anglicanische Bischof von Jerusalem, Yeh wird von der ka-

tholischen Mission und dem französischen Consulat der abyssinischen Hafenstadt unterstützt.

Dr. Livingstone.

Der berühmte Reisende ist nach Afrika unterwegs. Zunächst hat er sich nach Lissabon gewendet, um mit der portugiesischen Regierung Anordnungen in Beziehung auf die Beschiffung des Zambesestusses und den Handelsverkehr mit dem Binnenlande von den Küstenstraßen aus, die unter portugiesischer Herrschaft stehen, zu verabreden. Die große Theilnahme, welche der König von Portugal und seine Minister für die afrikanischen Erforschungen an den Tag gelegt haben, läßt den Erfolg seiner Bemühungen kaum bezweifeln. Die englische Regierung hat ein Schiff in Bereitschaft setzen lassen, welches vermöge seines geringen Tiefganges zur Bergfahrt auf dem Zambese sich eignet. Das Schiff soll im März an der Mündung des Zambese eintreffen; die Kosten der Expedition werden auf 5000 Pfd. St. berechnet.

Im Parlament wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die zweite Reise Livingstone's ein Gebiet erschließen werde, das zum Baumwollenbau tauge. Der Reisende hat sich in der That erboten, die Baumwollencultur unter seinen alten Freunden, den Mokololo, heimisch zu machen, und man hat ihn zu diesem Behuf mit Samen, Pflügen und Reinigungsmaschinen versehen. Er selbst scheint sich mehr von einer Pflanze Buaze zu versprechen, welche schon jetzt, trotz der rohen Bearbeitung durch die Eingebornen, dauerhafte Gewebe liefert. Nach Proben, die er bei seiner Rückkehr vorzeigte, urtheilte einer der ersten Fabrikanten, daß die feste Pflanzenfaser, wenn sie entsprechend zubereitet werde, auf dem englischen Markte 50 bis 60 Pfd. für die Tonne werth sei und zu allen den Zwecken benutzt werden könne, für die man jetzt den Flachs verwende.

Das Mausoleum; der Fucinosee.

Eine unschätzbare Bereicherung erwächst der archäologischen Sammlung des englischen Museums durch die Nachgrabungen, die Newton, englischer Consul in Mytilene, an der Stätte des alten Mausoleums von Halikarnassus in Karien veranstaltet hat. Man fand einen ganzen Schutthaufen mit Marmortrümmern und Bausteinen, die Grundlage des Mausoleums, einer von sechsunddreißig Säulen getragenen Grabkammer, über der sich eine Pyramide, von einer Quadriga gekrönt, erhob. Die werthvollste Ausbeute besteht in zwei Löwenköpfen, einem unversehrten kolossalen Löwen, einem Rad des Wagens, einem marmornen Pferde mit ehernem Geschirr und dem Scherbenstück einer Vase von egyptischem Alabaster mit zwei Inschriften, in Hieroglyphen und in Keilschrift.

Die Trockenlegung des Fucinosees in den Abruzzen, an der rastlos gearbeitet wird, hat auch ein großes archäologisches Interesse, jener See, der sich dadurch nach und nach über die fruchtbarste Hochebene des Marsenlandes ausgebreitet hat, daß mehrere Gebirgsbäche in ihn münden und für ihr Wasser keinen genügenden Abzug fanden. Ein Canal, den Kaiser Claudius durch den Salvianoberg graben ließ, genügte bloß, das Zunehmen des Sees zu verhindern. Seine Gewässer haben drei Städte, Valeria, Archippe und Pennä überfluthet, und an mehreren Stellen sieht man halbzerfallene Gebäude und kann sogar Straßen und Plätze unterscheiden. Diese seit zwei Jahrtausenden unter Wasser liegenden Marsenstädte wird die Trockenlegung des Sees wieder an Tageslicht ziehen.

Die Ersteigung des Popocatepetl in Mexiko.

Directe Mittheilung von

J. Labarriere in Mexiko,

Chef der wissenschaftlichen Commission des Thales von Mexiko, correspondirendem Mitgliede der kais. Ackerbau- und Acclimatations-Gesellschaft in Paris.

Ich empfange soeben einen Artikel: „Auszug aus den Illustrirten Deutschen Monatsheften von Westermann. 1857. Nro. 10. Seite 440. Dieser Artikel, welcher die Ueberschrift hat: „Ersteigung des Popocatepetl in Mexiko," ist der Auszug aus einer Mittheilung, welche dem Journal de Genève durch Herrn Henri de Saussure gemacht worden ist, den ich das Vergnügen gehabt habe hier mehrmals zu sehen und welcher hier viele Andenken zurückgelassen hat.

Nach Herrn de Saussure, welcher, wie man sagt, nach Mittheilungen aus Mexiko schreibt, ist die vom mexikanischen Gouvernement entsendete wissenschaftliche Commission anfangs unter die Direction des Herrn Baron von Müller und später unter diejenige des Herrn Franz Sumichrast gestellt gewesen. Ich bin durch das mexikanische Gouvernement selbst autorisirt, diese erdichteten Angaben in allen Punkten zu widerlegen.

Herr Baron von Müller ist niemals Präsident irgend einer Commission in Mexiko gewesen; er hat lediglich und einfach an einer Commission Theil genommen, welche beauftragt war, das Wasserbecken von Mexiko zu erforschen; kaum waren aber die Arbeiten begonnen, als er aus Beweggründen, mit welchen ich mich nicht zu befassen habe, sich davon trennte.

Was Herrn Sumichrast betrifft, welcher als Naturforscher der Expedition des Herrn de Saussure beigegeben war, so ist er in der nämlichen Eigenschaft der wissenschaftlichen Commission zugetheilt gewesen. Seine Arbeiten haben sich auf die Jagd und darauf beschränkt, daraus Sammlungen von Vögeln und Vierfüßlern zu bilden.

Daß Herr de Saussure den Krater des Vulcans besucht habe, ist möglich; daß Herr Sumichrast bei dieser Besteigung ihn begleitet habe, ist auch möglich. Aber ich kann versichern, daß zur Zeit der am 20. Januar 1857 durch die Commission des Gouvernements bewirkten Ersteigung, wovon ich allein die Ehre hatte, damals der Chef zu sein, Herr Sumichrast, weit entfernt uns zu folgen, wozu ich ihn eingeladen hatte, sich dessen auf eine bestimmte Weise geweigert hat.

Ohne auf Untersuchungen einzugehen, welche mir zuwider sind, um zu erfahren, wer von den Herren de Saussure oder Sumichrast sich erlaubt hat, in diesen Punkten die Thatsachen so zu entstellen, wie dieselben veröffentlicht worden sind, bitte ich Sie, gefälligst diese Berichtigung, welche officiell ist, in Ihr nächstes Monatsheft einzurücken. Indem Sie dieses thun, huldigen Sie nicht allein der Wahrheit, sondern Sie werden auch behülflich sein, eine der traurigsten Bestrebungen der jetzigen Zeit zu entlarven, welche viele eben nicht gewissenhafte Personen machen, um die Früchte der Bemühungen Anderer sich anzueignen, indem sie ihnen den gesetzlichen Antheil an dem Ruhme rauben, den sie beanspruchen können. Die wissenschaftliche Rechtschaffenheit sowohl als auch die literarische wird, wenn das so fortgeht, eine ebenso seltene Tugend werden, als die commercielle!

Der zu dieser Expedition vorzugsweise gewählte Zeitpunkt bot einen Vortheil dar, welchen andre Forscher vernachlässigt hatten. Zu dieser Zeit ist nämlich der Himmel fast immer von einer auffallenden Reinheit, der Schnee, der die Flächen des Vulcans bedeckt, ist fest und bietet einen um so festeren Stützpunkt dar; endlich erstreckt sich der Schnee während dieser Jahreszeit viel weiter gegen den Fuß des Berges herab, was dem Reisenden einen Theil des beschwerlichen Weges über die Region der vulcanischen Sandstrecken erspart, dessen Schicht so tief und so locker ist, daß der Fußgänger sie nicht anders als langsam und mit großer Anstrengung überschreiten kann.

Die Commission war zusammengesetzt aus dem Herrn Dr. Sonntag, beauftragt mit der Triangulirung und den barometrischen Beobachtungen; Herrn Franz Sumichrast, Naturforscher, und mir, der ich mit den die Staatswirthschaft und einige andre Zweige der Naturwissenschaft interessirenden Beobachtungen betraut war.

Am 18. Abends bei dem kleinen Pachthofe Tlamaca, 3899 Meter über der Meeresfläche gelegen (nach den Angaben des Dr. Sonntag), angekommen, wurden alsbald die Vorbereitungen zu der Ersteigung begonnen, welche am nächsten Morgen stattfinden sollte. Der Pachthof Tlamaca ist der letzte bewohnte Punkt dieser hohen Region; er besteht aus einem aus Brettern erbauten Hause, worin der mit der Gewinnung des Schwefels, welcher im Krater des Vulcans gesammelt wird, beauftragte Aufseher wohnt, und aus drei kleinen Hütten, aus Tannenzweigen erbaut, die mit langem Gras, welches in der Nähe wächst, zu Matten geflochten sind.

Im ganzen Umkreise dehnt sich der Tannenwald aus, dessen letzte Bäume immer lichter stehen und auf der Nordseite des Vulcans, ungefähr eine Viertelstunde vom Pachthofe, gänzlich aufhören.

Am 19. Januar Morgens 4 Uhr und bei einer heftigen Kälte stieg ich mit Herrn Dr. Sonntag zu Pferde, begleitet von einem indianischen Führer, von Herrn Saturnius Perez, von der Ortsobrigkeit der Expedition als Zeuge beigegeben, und von zwanzig indianischen Dienern (Péons) zu Fuß, welche mit Lebensmitteln, Gepäck und Instrumenten beladen waren. Man wendete sich nach der Nordseite des Berges, welche diejenige ist, auf welcher die Indianer, die den Schwefel aus dem Krater herausschaffen, hinaufsteigen. Auf dieser Seite ist die Ersteigung viel leichter wegen der geringeren Steilheit des Abhanges und weil die vulcanische Sandregion hier weniger breit ist. — Um 8½ Uhr Morgens erreichte man den Punkt, Los Crazes genannt, eine Art natürlichen Circus, von hervorragenden Felsspitzen gebildet, welche aus dem sie umgebenden Sandmeere emporsteigen. Hier stieg man ab; die Pferde waren ermattet und konnten kaum athmen, so beschwerlich war der Marsch durch den Sand gewesen. Nach einer viertelstündigen Ruhe setzte Jeder von uns eine sogenannte Conservationsbrille auf, nahm seinen Eisstock und fing an, den Berg zu erklettern, wobei man sich gegen die Schneelinie wendete, die man in einiger Entfernung wahrnahm. Die Péons hatten uns nicht abgewartet, sondern einen großen Vorsprung gewonnen. Je höher wir stiegen, desto keichender wurde das Athmen, wir waren trotz der Kälte mit Schweiß bedeckt. Indessen gingen wir weiter, machten aber nach jeden hundert Schritten Halt. Die herrlichen Aussichten, welche wir jeden Augenblick entdeckten, hatten in diesem Moment nicht viel Reiz für uns; die Mattigkeit des Körpers war dergestalt, daß wir nur von der Idee eingenommen waren, so bald als möglich auf den Gipfel zu gelangen und uns auszuruhen.

Endlich nach einem vierstündigen fast ununterbrochenen Marsche traten wir in den Krater ein. Es war seltsam, die Physiognomie eines Jeden von uns in dem Augenblicke zu sehen, wo wir das Ziel unsrer Anstrengungen erreicht hatten. Herr Dr. Sonntag, an einer Vergrößerung des Herzens leidend, war am krankten von uns Allen, er fiel wie eine todte Masse auf den Boden, seine Augenlider waren so geschwollen, daß er sie beinahe nicht öffnen konnte, sein Gesicht war leichenblau, die Lippen, ebenfalls geschwollen, waren schwärzlichblau und mit einem weißen Schaum bedeckt, seine Brust glühte. — Herr Saturnius Perez dagegen war blaß, seine Nasenflügel waren gegen die Scheidewand so festgedrückt, daß er kaum zu schnaufen vermochte. — Ich hatte ein scharlachrothes Gesicht, empfand heftiges Kopfweh und eine solche Beschleunigung des Pulses, daß ich bis hundertundzwanzig Schläge in der Minute zählte. Obgleich Niemand Appetit hatte, so wollte man doch essen und trinken, allein unglücklicherweise hatte uns unsre Unerfahrenheit grade Speisen und Getränke wählen lassen, welche unsrer Lage am wenigsten zusagten. Wir hatten gemeint, daß ein Alcoholgetränk helfen würde, uns vor der Kälte, auf die wir gefaßt waren, zu schützen; allein diese Getränke brachten in dieser Höhe, wo die Luft viel mehr Sauerstoff enthält und mehr durchdringt, die Wirkung von Schwefelsäure hervor. Ein wenig Thee, den wir zufällig bei uns hatten, erschien uns eine Wohlthat des Himmels. Was die Speisen betrifft, so war alles das, was ein längeres Kauen erforderte, für unsern matten Zustand zu be-

schwerlich; Suppe und Eier sind dasjenige, was uns am zuträglichsten erschien.

Um 12½ Uhr Mittags im Krater angekommen, blieben wir daselbst bis zum andern Morgen um 10 Uhr. Die Nacht brachten wir unter einer vorhängenden Felsenwand zu, ohne daß Einer von uns schlafen konnte. Jeden Augenblick hörte man den Vulcan toben wie ein entferntes Gewitter. Sein weiter Schlund war wie das Schallloch einer kolossalen Trompete, welche das jüngste Gericht ankündigt. Wir befanden uns Alle in einer physischen Aufregung, welche uns keine Ruhe ließ. Der Eindruck einer glühenden Hitze und der Geruch des Schwefels peinigten uns unaufhörlich. Gegen 4 Uhr Morgens konnte ich es daselbst nicht mehr aushalten; ich erhob mich und stieg auf den Rand des Vulcans. Von da hatte ich, während ich begierig von dem Schnee aß, um den mich verzehrenden Durst zu stillen, das erhabene Schauspiel eines Sonnenaufgangs, welchen ich nie vergessen werde. Der unermeßliche Raum zu meinen Füßen war in tiefe Finsterniß gehüllt, gegen Osten erschien plötzlich ein Lichtpunkt, glänzend wie ein Rubin. Das war der mit Schnee bedeckte Pic de l'Orizaba, welcher zuerst von den noch unter dem Horizonte befindlichen Sonnenstrahlen in Gluth gesetzt war. Aber diese wunderbare Erscheinung machte bald einem noch großartigeren Schauspiele Platz. Die feurige Sonnenkugel erschien plötzlich, die langen weißen Nebelstreifen, welche die Erde in ein Leichentuch einzuhüllen schienen, vor sich her treibend. Die langen Schatten, welche in die Thäler von den sie umgebenden Bergen geworfen wurden, verkürzten sich allmälig und ließen unermeßliche Strecken Landes im Lichte sich baden. Die ganze Schöpfung, neu erwacht, fing an, einen neuen Tag zu leben und verkündete durch Millionen Stimmen ihr Glück im Angesicht eines Himmels von glänzendem Blau!

Ich war indessen bald genöthigt, aus diesen Empfindungen mich herauszureißen, um an meine Arbeiten zu denken. Mit einer von Kälte erstarrten Hand nahm ich einige Croquis vom Krater auf bis zu dem Augenblicke, wo wir das Hinabsteigen unternahmen, welches um 2½ Uhr stattfand.

Hier folgt, kurz zusammengestellt, das Ergebniß der von Herrn Dr. Sonntag mit vieler Sorgfalt und sehr guten Instrumenten ausgeführten Arbeiten.

Pico mayor	5425,40	Mtr.
Espinazo de Diablo (östlicher Punkt)	5240,40	"
Pico del fraile (Fels. in Nordost)	5050,10	"
Grund des Kraters	5119,10	"
Eingang in denselben	5283,60	"
Durchmesser des Kraters vom Pico mayor bis zum Espinazo del Diablo	825,70	"
Durchmesser des Kratergrundes von Nord nach Süd	228,60	"
Tiefe des Kraters unterhalb des Pico mayor	306,30	"
Tiefe des Kraters unterhalb des Eingangspunktes in den Vulcan	164,60	"

Temperatur des Kraters.

Rand des Kraters um 8 Uhr Mrgs.	— 7,0	C.
Grund " " " 2 " Nchm.	+ 2,0	"
An dem uns Schutz bietenden Felsen um 4 Uhr Nachmittags	— 2,0	"
" 6 " Abends	— 4,0	"
" 8 " "	— 7,5	"
" 4 " Morgens	—11,8	"
" 6 " "	— 9,0	"
" 7 " "	— 7,0	"
" 8 " "	— 5,8	"

Der Grund des Kraters besteht aus einer mit Schnee bedeckten horizontalen Kreisebene, aus deren Umkreis in einer geneigten Ebene von ungefähr 45° sich Sand und Steine erheben und sich an eine senkrechte Felsenmauer anlehnen, welche die Wände des Kraters bildet. Diese Steine und Sand lösen sich zur Zeit des Temperaturwechsels und der Regenzeit vom Gipfel des Berges ab und fallen so zu sagen ununterbrochen herab. Hier und da sind Oeffnungen, aus denen warmes Wasser quillt und Schwefel auswirft, welcher theils unmittelbar durch das Wasser niedergeschlagen, theils durch den Wasserdampf fortgetrieben wird und, indem er sich verdichtet, die leichtesten Theilchen auf dem umliegenden Sande und Steinen niederschlägt. Das Wasser, welches aus jeder dieser Oeffnungen hervorquillt, ist anfangs röthlich, geht hierauf in dunkelgelb, dann in strohgelb und endlich in weiß über. Die Oeffnungen wechseln ihre Ausströmungsorte, denn sie werden oft von so schweren Felsstücken verstopft, daß der Lauf des Wassers genöthigt ist, auf einer der Seiten, wo die Hindernisse geringer sind, sich einen Durchgang zu verschaffen. Jedes Jahr erhöht sich der Grund des Kraters in Folge des vom Gipfel des Vulcans herabfallenden Gesteins und Sandes. Man rechnet, daß diese Erhöhung 1 bis 1½ Meter jährlich beträgt, was am Ende einer gewissen Anzahl Jahre die völlige Verstopfung des Kraters herbeiführen wird und einen Ausbruch voraussehen läßt, welcher ihn wieder frei macht und reinigt.

Man sammelt ungefähr 7000 Arroles Schwefel während der Arbeitszeit, welche im Januar anfängt und Ende Mai aufhört.

Die Arrole hat nahe an 25 Pfund oder 12½ Kilogr. Von obiger Zahl sind 4000 Arroles Schwefelblume und 3000 Arroles unreiner Schwefel.

Skizzen aus New York.

Von F. Schütz.

Sie haben jetzt den Sturm, wir die vollkommenste Windstille. In Europa zerschellt jetzt die stolze Armada der modernen Industrie- und Handelswelt an den Klippen des wilden Oceans der Speculation; der Amerikaner hat sich bereits in den Trümmern seines Schiffbruches häuslich eingerichtet. Die von den Wogen des Bankrotts vom Verdecke Hinweggespülten sind vergessen, aber nicht umgekommen. Sie werden bald wieder auftauchen und mit nicht erschütterter Kühnheit von Neuem sich den Strömungen der Speculation anvertrauen. Never die! — ist der

Wahlspruch des Amerikaners! „Welch' ein Wahnsinn, welche Thorheit, sich aus Verzweiflung über einen Bankrott zu erschießen!" — sagte mir dieser Tage ein amerikanischer Kaufmann. „Die Gemüthlichkeit wird die Deutschen stets verhindern, uns auf der Bahn der großen Industrie- und Handelsunternehmungen zu folgen. Die dummen Teufel erschießen sich, statt aus dem Unglück zu retten, was zu retten ist und in dem Bankrott nur eine vortheilhafte Abrechnung mit der Vergangenheit zu erblicken. Gesteben Sie, unsre so verschriene Smartness ist eine zweckmäßigere Tugend als Ihre verzweifelnde Gemüthlichkeit. Ein bankrotter Amerikaner behält den Kopf auf dem rechten Platz, ein Deutscher jagt sich eine Kugel durch denselben. Sind seine Gläubiger dadurch befriedigt? Wir bezahlen auch die unsrigen nicht, aber wir geben unsern Familien bald wieder einen andern Wohnsitz, vielleicht noch glänzender als der für kurze Zeit verlassene. Unsre Frauen trauern nicht in Wittwenkleidern. Sehen Sie die Herren K. Y. Z. Sind sie darum weniger die geachtetsten und glücklichsten unsrer Handelsfürsten, weil sie zwei- oder dreimal bankrott waren? Was können Sie dagegen sagen? Warum ging bei uns die Krisis so rasch vorüber, während sie in dem alten Europa erst recht verheerend tobt? Warum anders, als weil wir smart und nicht gemüthlich sind. Nun, was sagen Sie dazu?" — „„Andre Länder, andre Sitten!"" — war meine Antwort. Der großen Mehrheit der Amerikaner begreiflich machen zu wollen, daß das, was er in diesem Falle als deutsche Gemüthlichkeit verspottete, das alte Erbtheil einer hundertjährigen, vom Vater auf Sohn übertragenen Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit ist, würde nur als humbug belacht werden. Dagegen fügte ich hinzu, was meinem Freunde faßlicher war: „Es ist aber auch für den amerikanischen Bankbrüchigen leichter, als für den europäischen, aus dem „Unglück" etwas Beträchtliches zu retten. Sie können unter dem Namen conventionelle Schulden recht anständige Summen den Gläubigern entziehen und in ihre Taschen stecken. Die Gesetze sind nicht so barmherzig in Europa; dort sind sie für den Gläubiger, in Amerika für den Schuldner gemacht." — „Und so muß es sein, soll die Welt Fortschritte machen!" — war die rasche, triumphirende Erwiederung meines Antagonisten. „Was sind denn die Gläubiger gewöhnlich? Gefüllte, träge, nutzlose Geldsäcke. — Wer öffnet sie? Wer streut die sonst nutzlosen Schätze auf den fruchtbaren Boden der Unternehmungen, um die Ernte möglich zu machen, von der alle künftigen Generationen leben werden? Wer anders als die Schuldner, d. h. jene unternehmenden Geister, die Genies ohne Geld, die Schöpfer aller modernen Wunder. Unsre Gesetze sind der weise Ausdruck dieser Philosophie des Handels und der Industrie. Das alte Europa wird und muß von uns lernen." — Dies ist hier die Moral der großen Fabel, welche die Krisis von Amerika aus über ganz Europa hin aufführt. Nicht Alle, doch die Meisten beurtheilen hier die Finanzkatastrophe von diesem Standpunkte aus. Daß diese Anschauungs- und Handlungsweise neben den durch die natürlichen Verhältnisse gegebenen Elementen dazu beiträgt, die Krisis scheinbar rascher vorübergehen zu machen, kann nicht bezweifelt werden. Die Folgen des großen Cataklysmus sind noch alle vorhanden; die Handelswelt ist noch ein Leichnam, aber zum Scheinleben galvanisirt durch diesen Geist des sorglosen Vergessens der Vergangenheit, der wagenden Zuversicht für die Zukunft. Die Außenseite unsrer Metropolis ist wieder, was sie war, ehe der Sturm des allgemeinen Bankrotts über sie verheerend hinzog. Das ominöse Wort „Krisis," welches vor Kurzem noch das erschreckende Alpha und Omega jeder Unterhaltung war, wird jetzt schon mit halbzufriedener Behaglichkeit ausgesprochen, denn es gilt nur noch für Europa. Es fehlt sogar nicht an Ansichten, welche in dem Umstande, daß der Stoß des großen Handelserdbebens von Amerika ausging, den Beweis finden, in der neuen Welt sei bereits der Schwerpunkt der ganzen menschlichen Thätigkeit. Die Zerknirschung und Bußfertigkeit, welche in der Angst der hereingebrochenen Zerrüttung auf dem Geldmarkte und auf der Kanzel gepredigt und von der Allgemeinheit reuevoll gebeichtet wurden, haben bereits dem unbegrenzten Selbstvertrauen Platz gemacht. Der „junge Riese" vergißt bereits die Züchtigung seiner Ausschweifungen und ist nicht fern, in neue sich zu stürzen. Sack und Asche, in denen man trauerte, sind bei Seite geworfen, die Festkleider der Freude werden angelegt. Die Geistlichkeit verkündete selbst vor wenigen Wochen von der Kanzel herab, auf der die Straf- und Jammertöne kaum verhallt waren, die Größe, die Macht, den Reichthum der von Gott beschützten Nation. Der jährliche „Dankbezeigungstag" war eine ungestörte Feier des amerikanischen Selbstvertrauens; kein Nachklang der noch so naheliegenden Trauerzeit war vernehmbar.

Wie das Klima, so die Menschen. Von einem Extreme zum andern. Vor wenigen Wochen noch zitterten Viele in Folge der Handelskrisis vor einer drohenden Auflösung der ganzen öffentlichen Ordnung. Die Tiefen der Gesellschaft öffneten sich; Elend und Verbrechen schienen vereint Besitz von der glänzenden, reichen Metropolis nehmen zu wollen. Die Tausende der beschäftigungslosen Arbeiter durchzogen die Straßen, drohten in zahlreichen öffentlichen Meetings der reichen Bevölkerung gegenüber sich in offenen Kriegszustand zu erklären, und um zu zeigen, daß es ihnen Ernst damit sei, machten sie mitten in dem Geschäftstheile der Stadt eine furchterregende Demonstration. Sie verlangten offen, in den Besitz der Millionen gesetzt zu werden, welche der Handel daselbst aufgehäuft hat. Der Finanzpanik folgte für einen Augenblick die einer gesellschaftlichen Katastrophe. Der Kampf des Elends gegen den Reichthum, die sociale Revolution, vor der das alte Europa noch nicht ganz zu zittern aufgehört, schien plötzlich in der Metropolis der jungen Republick zum Ausbruch kommen zu wollen. Dem gefürchteten Kriege des Elends gingen bereits die scheußlichsten Gewaltthaten des Verbrechens voraus. Im Laufe von fünf Tagen kamen sieben Mordthaten oder Mordversuche vor; Raubanfälle bei Tage und in den belebtesten Straßen, nächtliches Einbre-

chen in die Waarenlager und Wohnungen bildeten die Tagesgeschichte. Zu dieser doppelten Gefahr kam noch die Furcht vor den Folgen eines leidenschaftlichen politischen Wahlkampfes, zu dem die Bevölkerung sich verabredete. Die New Yorker Demokratie hatte für ihre Herrschaft zu fürchten, und hier wie in Amerika überhaupt hat dieselbe ihre Ausläufer bis tief hinunter in die verworfensten Schichten. Alle politischen Parteien haben ihre Klopffechter, ihre Leibgarde in den Rowdies, aber in New York ganz besonders gehört die große Masse der Demokratie an. Den Mayor Wood, den schlauen und rücksichtslos energischen Vertreter der städtischen Demokratie zu stürzen, hatten sich die übrigen politischen Parteien vereint und selbst ein Theil der Demokratie schloß sich dieser Coalition an. Die Aufregung in beiden Lagern war groß; der Entschluß, zu siegen, auf beiden Seiten gleich entschieden. Die Furcht vor der Möglichkeit eines gewaltsamen Zusammenstoßes der erbitterten Gegner begann die Gemüther zu erregen. Man sprach von einer „geheimen" Gesellschaft von Tausend der „thatkräftigsten" Rowdies der demokratischen Partei, entschlossen, die Wiederernennung ihres bedrohten Chefs um jeden Preis durchzusetzen. Scenen der Gewaltthätigkeit, ein blutiger Kampf vielleicht zwischen den Massen der beiden Parteien wurden allgemein befürchtet. Der Wahltag stand als ein verhängnißvoller Schlachttag bevor. So schien New York vor wenigen Wochen fast von einer vollständigen gesellschaftlichen Auflösung bedroht. Und jetzt? Ruhiger als je, dem Aeußern nach glänzend und im Genusse eines ungestörten Glückes geht es dem frohen Christfest entgegen. Im Innern des Familienkreises hat die Krisis allerdings manche Beschränkung herbeigeführt, die Außenwelt der Wintervergnügen hat kaum eine vorübergehende Störung erlitten. Theater und Concerte sind nicht weniger besucht als in den glänzendsten Epochen der glücklichen Speculation. Trauernde Sorgen haben keine dauernde absolute Gewalt über den Geist des Amerikaners. Selbst mitten in dem Schrecken der Krisis ergab sich der Kaufmann nach den peinlichen Geschäftsstunden seinen gewohnten Vergnügungen mit der vollen Leidenschaftlichkeit der glücklichen Tage.

In einer der schwärzesten Stunden jenes Finanzsturmes fand ich einen Freund, wie er eben im Begriffe war, sein Büreau lange vor der Zeit zu schließen. „Noch ein solcher Tag und ich schließe für immer — aber dem Schicksal kann man nicht entlaufen. Wollen Sie meine Spazierfahrt theilen? Ich habe einen neuen, prachtvollen Trotter, der Tag ist herrlich; es wird ein schönes Wettrennen werden; die schnellsten Pferde, die kühnsten Lenker werden da sein. Kommen Sie." —

Von allen Leidenschaften der Amerikaner ist die für Pferde und den Wettkampf des pfeilschnellen Fahrens eine der gewaltigsten, der allgemeinsten. Der Omnibuskutscher treibt mit rücksichtsloser Wildheit sein Gespann durch die mit Wagen und Menschen gefüllten Straßen; der Bäcker-, Fleischer- und Krämerjunge stürzt mit seinem leichteren Fuhrwerk rechts und links *durch das Gewühl*, selbst der Fuhrmann treibt sein ermüdetes Pferd, nach Abladung der schweren Last, in tollem Trapp und mit polterndem Karren dahin. Die Straßen New York's sind die beständige Arena eines tollen Wagenrennens. „Go a head! — das ist unsre Nationaldevise; ein schnelles Pferd unser andres Ich; wir verstehen uns." So sprach mit glücklichem Blick und Lächeln mein kaum noch so sorgenvoller Freund, als er nach einigen Liebkosungen für seinen wirklich herrlichen Renner sich in froher Laune in das leichte Wäglein schwang, wohin ich ihm folgte. — „Ich nehme selten Jemand mit mir," fuhr er fort; „ich verliere nicht gern die Chance, meine Nebenbuhler zu beschämen. Heute will ich aber nur eine Probefahrt und kein Wettrennen machen. Unsre Wagen sind, wie sie sehen, wirkliche Spinngewebe aus dünnem, aber kräftigem Holze; es ist der tüchtige amerikanische hickory, der sonst nirgends zu finden ist. Mein Wagen wiegt weniger als ich; seine hundertundsechzig Pfund und meine zweihundert sind mir schon zu viel für ein Wettrennen, wie ich es haben möchte. Ihr Uebergewicht wird uns heute im Begräbnißschritt halten." — Mit diesen Worten gab er dem Pferde durch ein scharfes Zischen das Zeichen der Abfahrt und wir befanden uns nach wenigen Secunden nicht aber im Begräbnißschritt in dem Wagen- und Menschengewühle des Broadway. Mit gewandter Hand und mäßiger Eile wand mein Freund seinen Weg durch das Gewirre der massiven Omnibus, wie der etwas schwerfälligen Gallawagen, in denen die Schönen von New York zum Sehen und Gesehenwerden auf dem fashionablen Rendezvousplatze auf und nieder fahren. „Wo ist die Krisis? Wo ist die Panik?" — begann mein Freund mit einem halb ernsten, halb freudigen Blick über den Menschen- und Wagenstrom hindeutend, der bis zur fernen Perspective auf dem Broadway hin- und herrollte.

Prachtvolle Carrossen mit herrlichem Gespann, den reichgekleideten Neger und den elegant costümirten Diener auf dem Wagensitz zogen gleich einem glänzenden Goldstreifen durch die Wagenmasse, welche dem Geschäfte und den weniger Beglückten den Verkehr vermittelt.

„Es ist aber doch ein sonderbares Vergnügen, das Eure eleganten Damen in dem Staube und dem betäubenden Geschäftstreiben des Broadway suchen. Warum fahren sie nicht, wie ihr Männer es thut, aus der Stadt?" —

„Aus der Stadt, das könnten sie wohl, aber wohin und wozu?" — erwiederte mein Freund lächelnd. — „Nun, wo wir jetzt auch hinfahren, wohin Sie mir sagten, alle Welt heute sich begeben wird." — „Ah bah! Sie wissen wohl, alle Welt heißt ja immer nur eine ganz besondere; eine solche werden Sie heute kennen lernen und Sie werden selbst sehen, daß die Ladies da nicht an ihrem Platze wären. Ihre Töchter vielleicht, ihrer Töchter Töchter wahrscheinlich werden in dem künftigen Centralpark ihr Rotten Row oder ihre Champs Élisées haben; bis dahin müssen unsre Damen sich aber begnügen, ihre Schönheit und ihren Prunk neben Omnibuskutschern, Fleischer- und Bäckerkarren in dem uneleganten Gewühle des Broadway zu zeigen." — So waren wir bis zu dem Punkte dieser großen Arterie New Yorks gekommen, wo der

Glanz und das Getriebe dieſer ſtets ſo belebten Straße zu ſchwinden beginnt. Die Anzahl der Fuhrwerke war geringer und von andrer Art geworden. Omnibus, Kutſchen und Laſtwagen waren nach und nach ganz oder großentheils verſchwunden, dagegen zog vor uns, neben uns, hinter uns ein Gewühl leichter Wäglein, ähnlich dem unſern, hin. —

„Hier beginnt unſer Terrain," — ſagte mein Freund mit dem ſo friſch fröhlichen Lächeln eines Mannes, der keine Sorgen hat oder plötzlich mit Vergeſſen derſelben frei aufathmet. Das feurige Roß theilte offenbar das frohe Gefühl ſeines Herrn und dachte: Hier iſt unſer Terrain; mit einem langen, eleganten Satze begann es den gewaltigen Trab, durch den die amerikaniſchen Wagenroſſe ſich auszeichnen.

„Ho! Ho!" — mahnte ruhig und nur halblaut ſein Meiſter und das intelligente, wohlgeſittete Thier fiel in den gemäßigten Schritt zurück, den wir, ſowie faſt alle andern Fuhrwerke angenommen hatten. „Ruhig, ruhig! Sie ſehen," zu mir ſich wendend, „nur ein paar Barbaren auf dieſer Rennbahn ſtürzen jetzt mit belachter Eile dahin. Wir von der wahren Race fahren uns und unſre Pferde auf dem Hinausweg erſt in die rechte Stimmung. Die Rückfahrt iſt der Augenblick des glänzenden Wagenrennens. Ha! Ha! Sehen Sie dieſen dicken Herrn mit ſeiner ehrwürdigen Ehehälfte. Das iſt ein Invalid der Rennbahn. Er hat ein Weib und Corpulenz gewonnen; unſre leichten Rennwäglein ſind verloren für ihn. Jetzt fährt er bedachtſam ſeine Theuere zu dem Rendezvousplatze, an dem das Wagenrennen ſeinen Glanzpunkt haben wird. Dort übergibt er ſeine Liebe der Einſamkeit, verſüßt durch ein Glas Limonade, während er mit alten, beſſer berathenen, weniger beleibten Freunden durch den edlen Brandy die ſchönen Tage der Vergangenheit in der Erinnerung heraufzaubert. Ho! Ho!" — und wir hielten vor einem Gaſthauſe an der Wegesſeite, um uns her ein Dutzend leichter Wäglein. In der Wirthsſtube — barroom — fanden wir nur Freunde meines Freundes, etwa ein Dutzend. „Ein Glas" — war das Begrüßungswort; — will you take a drink iſt das Salem aleikum der Amerikaner. Der Yankee-Nektar wurde angeboten von Jedem für Alle und ſo genoſſen wir deſſelben ebenſoviel mal, als wir im Freundeskreiſe zählten. So will es die ſtrenge amerikaniſche Etikette. Jeder muß Allen die Ehre anthun und Alle müſſen ſie von Jedem annehmen. Die höflichſte Abbitte würde immer eine Beleidigung, wenigſtens ein grober Verſtoß ſein. — „Das war das erſte Aufwärmen," ſagte mein Freund, als er wieder die Zügel ergriff. — Etwas raſcher fuhren wir und Alle davon. Die Straße war voll von den kleinen faſt ganz gleichartigen Fuhrwerken. — „Das iſt unſre Lebensſtärkung nach dem erſchöpfenden Geſchäftsdrange. Dem Engländer der ruhige Familienſchlummer, dem Franzoſen die Reize der Oper und des Ballets — uns ein guter Wettkampf mit Roß und Wagen. Es gibt wenige Männer in New York, die, wenn nur irgend ſie im Stande ſind, nicht Pferd und Wagen zur Befriedigung dieſes wirklichen Nationalbedürfniſſes hätten."

„Und was koſten Wagen und Pferd?" — „Ein hübſcher guter Renner von 300 zu 500 Dollars, läuft er aber ſeine drei engliſchen Meilen in drei Minuten, d. h. achtundzwanzig Fuß in einer Secunde, ſo koſtet er von 500 zu 1000 Dollars, und 2000 bis 3000 Dollars, wenn er aber eine Meile in anderthalb Secunden machen kann. Lächeln Sie nicht ungläubig," bemerkte mein Freund, indem er mich ſcharf anſah; „Sie denken wohl jetzt: Yankee-Prahlerei! Sie werden ſehen." — Noch mehrmals „wärmten wir auf" und raſcher und raſcher ging es dem entfernteſten Rendezvous, High Bridge, zu. „Hallo! da liegt Einer," — rief plötzlich mein Freund. Und ſo war es. Weit weg aus dem Koth des Seitengrabens tauchte eben der unglückliche Phaeton eines der leichten Wäglein auf, deſſen zierliches Holzgewebe in dünnen Trümmern auf der Landſtraße lag, während das ſchon ruhig gewordene Pferd von einem herbeigeeilten Zuſchauer gehalten wurde. — „Better luck another time!" rief mein Freund dem beſchmutzt und beſchämt herbeihinkenden Entthronten zu und fort ging es. „Das iſt ein guter Junge, ein guter Pferdeführer, aber zerſtreut; er ſah dieſes Stück Felſen mitten im Wege nicht. Zwei oder drei Wagen braucht er jedes Jahr. Es gehört übrigens eine feſte Hand und ein ruhiger Kopf dazu, um mit einem das Jahr durchzumachen; mehr als das kann kein Wagen durchmachen, wenigſtens nicht für einen Gentleman. Die Fleiſcherjungen nehmen dann Beſitz davon und machen uns mit unſern verabſchiedeten Pferden und Wagen den Kampfpreis ſtreitig — gewinnen ihn wohl auch oft. So ein altes Rennpferd hat noch prachtvolle Augenblicke, wenn erhitzt, angefeuert durch die Leidenſchaft des Ehrgeizes es gleichſam ſeinem früheren Herrn ſagen will: „Ich war noch etwas werth!"

„Zwei bis drei Wäglein in einem Jahre!" — bemerkte ich mit dem Ausdruck des berechnenden Erſtaunens. — „Das brauchen Viele und macht allerdings für Viele eine nicht unbedeutende Summe; 150 Dollars iſt der gewöhnliche Preis eines ſolchen Fuhrwerkes. Das gehört aber einmal zu dem Budget des Amerikaners, ſo gut wie der Schneider und Schuhmacher. Wollen Sie aber wiſſen, welche Art Leute die ſchönſten, ſchnellſten Pferde, die eleganteſten Wagen zu dieſem Wettfahren bringen? — Nun, es ſind die Spieler von Profeſſion, die Gauner im Großen und beſonders die Schutzherrn von Freudenhäuſern. Die Houris dieſer Harems ſetzen ihren Stolz darein, ihre Freunde am glänzendſten auf dieſer Rennbahn erſcheinen zu ſehen. Schauen Sie um ſich und Sie werden ſehen, daß die wirklichen Gentlemen nur die Minorität dieſer hineilenden Menge ſind. An Wochentagen, wie heute, ſind es Geſchäftsleute, Rentiers, Advocaten, welche mit Gaunern, Schurken und den Freunden jener öffentlichen Häuſer den Wettkampf unternehmen; am Sonntag kommen dazu noch die Fleiſcher-, Bäcker-, Krämerjungen und ſonſtige achtbare, nicht ariſtokratiſche Liebhaber des Wagenrennens. Einmal hier auf der offenen Landſtraße ſind wir alle gleich; die Achtbarkeit — respectability — die in der Stadt ein ſo mächtiges Wort iſt, liegt hier nicht in dem Manne, — ſie hängt vom Pferde

ab. Der aristokratische Fashionable verschmäht es nicht, mit dem Sohne oder Knechte seines Fleischers eine Wettfahrt einzugehen, wenn er dessen Pferd dieser Ehre würdigt. — So ist es auf unserm Rotten Row. Glauben Sie noch, daß unsre Damen daselbst erscheinen könnten, wie die schönen Engländerinnen es im Hyde Park thun können?" —

Unter solchen Gesprächen und nach noch mehrfachem „Aufwärmen" waren wir endlich an dem Ziele unsrer Fahrt angekommen. — Der weite Hofraum war gefüllt mit Pferden und Wagen, die unter dem gedeckten Platze nicht eine Stelle mehr gefunden hatten. In der großen Wirthshalle war eine bunte Menge, ein erregtes Treiben. Um den großen Ofen — der Nachmittag war amerikanisch kalt — saßen und standen die Neuankommenden, um dann mit einigen Freunden zum Schenktisch zu wandern und die nöthige Libation zu verrichten. Vom Ofen zum Schenktisch und so hin und her ging der Strom. Pferde, Wagen, Brandy — der gestrige Wettkampf mit seinen Vorfällen — das war die Unterhaltung, die in nie überlautem Gesumme durch den Saal tönte. Der Geist des Brandy's sprach allerdings aus den Augen und den Zügen, aber die Zunge wurde nicht angeregter. Der Amerikaner behält selbst in der Aufregung des Trinkens eine eigenthümliche Ruhe. — Mit naiver Gemüthlichkeit lud ein sehr geachteter Richter von New York meinen Freund in folgenden Worten zu einem Trunk ein: „Es ist mir heute recht unangenehm zu Muthe; ich habe soeben einen Burschen zum Galgen verurtheilt, lassen Sie uns Eins trinken!" —

Der Abend nahte und Alle waren genügend „aufgewärmt." — Zurück ging es jetzt — nicht „im sausenden Galopp" — der Trab ist die vorzügliche Eigenschaft der amerikanischen Pferde — aber welch ein Trab! — die Hunderte der leichten, spinnwebartigen Wäglein flogen, schwanden über die Straße hin; es war ein Gewühl als wenn die Geister wirklicher Wagen ein Wettrennen hielten. Rascher und rascher wirbelte der ungeheure Zug die hinabgehende Straße hin. Kein Rufen, kein Peitschenknall, kein Ausbruch der so heftig gefühlten Lust — nur das feine Rollen der leichten Räder, der regelmäßige leichte Hufschlag der Pferde war hörbar. So stürzten wir alle dem Ziele entgegen; am Fuße des Hügels steht das Gasthaus, in dem die weniger Glücklichen sich zum Anblick des Wettrennens versammeln. Näher und näher kamen wir, eifriger und eifriger suchte Jeder die Palme des Sieges zu erringen; Pferde und Führer waren in Extase. Da erschallte plötzlich durch die Stille der gespannten Aufregung ein „Hallo!" — Mitten auf der Straße lagen vier bis fünf der Wäglein, Führer daneben, darunter; Pferde schnaubend und sich bäumend brachen los oder schlugen die Trümmer des Fuhrwerkes umher. „Ein Tölpel hat umgeworfen und andre Tölpel sind auf ihn hingerannt" — sprach rasch und mit erregter Stimme mein Freund — und mit kühner, geschickter Hand lenkte er unser sausendes Wäglein an dieser gefährlichen Klippe vorüber; — hinunter ging es den ziemlich steilen Hügel auf dem glatten Wege. Ein schallendes Hallo! *empfing die Triumphatoren* dieses Wagenkampfes. Mein Freund war unter der Zahl. Sein sonst so ruhiges, kaltes Gesicht strahlte vor Freuden. Ich erkannte in ihm den Geschäftsmann nicht wieder, der immer ernst, vor wenigen Stunden noch mit sorgengetrübtem Antlitz seine Bücher schloß und mir sagte: „Dies ist vielleicht mein letzter Tag als zahlungsfähiger Kaufmann." —

Beim Abschied von ihm sagte er mir: „Jetzt kennen Sie auch die Art, wie der Amerikaner für Augenblicke den Sorgen entläuft." —

Skizzen aus Paris.

Die menschliche Weisheit scheint nur da zu sein, um menschliche Thorheiten zu erklären und zu entschuldigen, — und darum hat sie so viel zu thun, zumal in dieser Zeit. So haben sich denn auch weise Männer gefunden, welche seiner Zeit die tanzenden Tische, Klopfgeister und was damit zusammenhängt als nothwendig und logisch aus dem Mißbehagen, der Geistesträgheit des lebenden Geschlechtes hervorgegangen darzustellen suchten. Aehnlich erklärte man die religiösen Uebertreibungen, mystischen Neigungen, hyperromantischen Exaltationen als einen Drang, der Materialität der Epoche etwas das Ideelle und Ideale Ersetzende entgegenzustellen und zwischen der äußeren und inneren Welt ein Gleichgewicht zu gewinnen. Dem mag sein, wie ihm wolle, wir haben nur zu constatiren, daß Psychologen und Geschichtsphilosophen noch lange nicht fertig sind und daß für ihre Forschungen sich von Tag zu Tag mehr Material aufhäuft. Wir in Paris sind mit jenem verdächtigen Drange, das verlorene Ideal zu ersetzen, noch lange nicht zu Ende; so oft sich seit Jahren die gebildete Gesellschaft zu Anfang des Winters in Paris zusammenfand, so oft haben wir uns überzeugen müssen, wie sehr ungebildet sie uns vom Lande und aus den Bädern zurückkehrt — und in diesem Jahre mehr als seit sechs Jahren. Dieses Jahr hält sie ihren Einzug wie ein chaldäischer König, umgeben und gefolgt von Zauberern, Geistersehern, Wunderthätern und mystischen Tänzerinnen — zu schweigen von den zahlreichen Bonzen, die wichtiger und hochmüthiger daherschreiten als je. — Herr Home, auch Hume genannt, der Barnum der Geisterwelt, ist wieder zurück und treibt in hohen und höchsten Kreisen sein Wesen nach wie vor, obwohl ihn die Geistlichkeit, die er durch seinen Uebertritt gewonnen glaubte, vorsichtig desavouirt hat. Es scheint aber, daß die Gläubigen dem Geisterbeschwörer mehr glauben, als dem Jesuiten Père Ravignan, der nur ein kluger, beredter, geistreicher Mann ist. Es klopft noch immer, es erscheinen noch weiße Hände, verstorbene Kinder machen noch ihre Mutter weinen — aber es hat doch den Anschein, daß der Spuk ein Ende nehmen wird, wenn sich erst gewisse auf die sonstige Sittlichkeit des Geisterbeschwörens bezügliche Gerüchte bestätigt haben; dann werden auch die hohen Beschützer ihre Hand von ihm abziehen, obwohl es der Polizei nicht vergönnt sein wird, sich an ihm zu ver-

greifen. Wie Schade! denn niemals haben Geiſter der Polizei widerſtanden, trotz der prahlenden Behauptung Mephiſto's. — Doch iſt nicht zu fürchten, daß mit der Entfernung Home's der Durſt nach Geiſtern verlechzen müſſe; ſchon hat der große Mann Schüler und Nachahmer gefunden, die den Meiſter weit übertreffen werden. Ein weiſer Hyperboräer iſt aufgetreten, ein Landsmann Swedenborgs, der mehr von den Geiſtern weiß als alle Yankee's zuſammen und über die Geiſter und ihre Beſchaffenheit ein Buch geſchrieben hat, das im Geiſterland das ſein wird, was uns Burdach's Anthropologie. Durch dieſes populäre Werk wird das Gros der Geiſter eigentlich erſt erfahren, was, wie und warum ein Geiſt eigentlich ſei und exiſtire. Der Mann heißt Guldenſtubbe. Er lebt mit den Geiſtern in beſtändigem brieflichen und perſönlichen Verkehr, was ihn allein befähigen konnte, ein ſo auf alle Details des Geiſterlebens und des Geiſterreiches eingehendes Buch wie „la manifestation des esprits“ zu ſchreiben. Er zeigt ganze Bände von Briefen auf, die ihm die Geiſter und zwar in den verſchiedenſten Handſchriften geſchrieben. Auf ſeinem Bureau liegt immer Briefpapier bereit und wie er den Rücken kehrt iſt das Papier voll geſchrieben und zwar voll der intereſſanteſten Mittheilungen über Vergangenheit und Zukunft. Dieſelben Leute, die ſich in dieſem Winter ſchämen, während des vorigen Winters Herrn Home geglaubt zu haben, ſtrömen ihm in Maſſe zu als dem vero pollucinello. Charakteriſtiſch iſt es, daß ſich unter dieſen Gläubigen vorzugsweiſe Slaven, d. i. Polen und Ruſſen befinden (Polen waren es, die Herrn Home aufgebracht haben). Polen und Ruſſen ſind es auch, welche Somnambüle und Hellſeher ernähren. Man erzählt ſich in dieſer Beziehung die ſonderbarſten Geſchichten, ich erwähne nur diejenigen, deren ich gewiß bin. Ein hoher Adeliger aus Rußland machte ſich im vorigen Jahre dadurch bemerklich, daß er auf alle Kirchhöfe lief und mit den intereſſanteſten Todten Correſpondenzen anknüpfte, indem er ſeine Briefe auf oder unter ihre Leichenſteine legte. Am andern Morgen fand er unfehlbar die Antwort, die ihm die eigenthümlichſten hiſtoriſchen Aufſchlüſſe gab. Dieſes Jahr hat er ſein Correſpondenzweſen noch vervollkommnet; er correſpondirt mit Auguſtus, Titus, Nero, Vitellius, kurz mit allen hiſtoriſchen Perſonen, deren Statuen ſich im Louvre befinden. – Eine Somnambüle aus gutem Hauſe, der man über ihr Treiben Vorwürfe machte, entſchuldigte ſich damit, daß ſie ja Niemand betrüge als Ruſſen und Polen, qui ne demandent pas mieux und für die dergleichen erfunden ſei. — Eigenthümlich iſt in der Sache nur der Umſtand, daß bei den Ruſſen ihr Eingehen auf das myſtiſche Treiben gewöhnlich mit einem Religionswechſel endet. Es mag Ihnen ſonderbar erſcheinen, daß ich, von franzöſiſchen Geſellſchaftszuſtänden ſprechend, auf die Ruſſen komme, doch iſt nichts natürlicher. Den Ruſſen gehört der heutige franzöſiſche Salon, das Theater, die Couliſſen, Mabil, der Concertſaal, kurz Alles. Es iſt eine friedliche Invaſion, von der Handel und Gewerbe jeglicher Art zu profitiren ſuchen; ob auch Bildung und guter Ton, iſt eine andere Frage. Doch gibt es auch höchſt ausgezeichnete Menſchen unter ihnen, die, was Bildung und Streben nach Fortſchritt betrifft, die franzöſiſche müde Geſellſchaft arg beſchämen. In Vielen zeigt ſich ein rührendes Streben, aus dem Occident ſo viel als möglich von Bildung und verbotner Erkenntniß heimzubringen und ſo ſieht man ſie, Männer und Weiber, mit den Heften unter dem Arm ſchaarenweiſe wie Schüler dem College de France zueilen, um z. B. Laboulaye zu hören und abzuſchreiben, denn was man ſchwarz auf weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen. Das College de France iſt allerdings nicht für Elementarſchüler gemacht, aber das iſt nun einmal die Art der Ruſſen, mit dem andern Ende anzufangen.

Dies Paris iſt überhaupt eine Herberge aller Nationen geworden und man müßte hier bald jenes Unbehagen fühlen, das eine gedrängt volle, lärmende, zechende Kneipe voll unbekannter und erhitzter Geſichter einflößt, wenn es nicht, malgré lui, auch zugleich die Herberge der Ideen fremder Nationen zu ſein verſpräche. Mit den reichen Erben, die hierherkommen, um ihr Erbe zu verpraſſen, mit den Rentiers, die alljährlich hier einwandern, um ſich ihres Lebens zu erfreuen, kommen doch auch fremde Gedanken hierher, die den Franzoſen zu Gute kommen und ſich von hier aus, wie Gas aus dem gemeinſamen Behältniß weiter und nach allen Seiten zu verbreiten ſtreben. Seit lange haben wir italieniſche, rumäniſche, engliſche Zeitungen in Paris; in dieſem Augenblicke wird eine halbliberale ruſſiſche Zeitſchrift gegründet und mit dem letzten Januar wird das erſte Heft der Revue Germanique ausgegeben, welche den Franzoſen und allen franzöſiſch leſenden Völkern einen Begriff vom geiſtigen Streben und Leben deutſcher Nation beizubringen ſuchen wird. Das Programm iſt bereits ausgegeben (Frank'ſche Buchhandlung) und die Deutſchen mögen daraus erkennen, ob ſie in dieſer Revue über oder unter ihrem Werthe aufgefaßt werden. Beim franzöſiſchen Publicum wird ſie gewiß großen Anklang finden; es ſehnt ſich nach Neuem und, wie die Sachen ſtehn, iſt ihm bisher alles Fremde neu. Das Studium der deutſchen Sprache hat in den letzten Jahren ſehr zugenommen und mit dieſem Studium gleichen Schrittes ging die Ueberſetzung deutſcher Schriftſteller. Man fühlte das Bedürfniß und fühlt es mit jedem Tage mehr, die Lücke auszufüllen, die in der franzöſiſchen Literatur immer größer wird. Viele der berühmteſten oder beliebteſten Novelliſten ſind kurz nach einander geſtorben, wie Soulié, Balzac, Charles de Bernard, Eug. Sue, A. de Muſſet — andere haben ſich in ihren letzten Werken alt und veraltet erwieſen, wie Georges Sand; Henri Murger tritt das Thema breit, das er ſeit Jahren verarbeitet, ſo bleibt nichts als Edward About mit ſeinem guten Styl, dem es aber zu ſehr an allem Ernſt fehlt, um längere Zeit oder tiefer intereſſiren zu können. Von Poeten ſind Beranger und Muſſet heimgegangen; Lamartine begräbt ſich ſelbſt unter dem Schutte von Worten, den er um ſich aufhäuft, Victor Hugo iſt unter der Hyperbel verſchwunden und Auguſt Barbier iſt längſt verſtummt.

Außerdem gehörten die meisten dieser Dichter und Schriftsteller der Juliepoche an und haben in der neuesten Zeit als fremde dagestanden. Was die neueste Poesie leisten kann, hat Baudelaire mit seinen fleurs du mal gezeigt, die nichts sind als eine Anstrengung ohne Kraft so grob und häßlich zu sein, als nur möglich. Die Bühne hat die Stoffe, welche Börse und Demimonde liefern erschöpft und es ist nicht abzusehen, welche andern Stoffe unsre Epoche liefern kann oder darf. So ist es natürlich, daß man sich nach Import umsieht und die große Bewegung unsrer Zeit und die allgemeine Berührung wird die Ueberpflanzung fremder Productionen und deren Verständniß erleichtern. Man muß wenigstens so hoffen und wäre es auch nur des Conversationsstoffes wegen — denn es ist traurig anzusehen und anzuhören, wie die Conversation der conversationsberühmten Franzosen elendiglich zu Grunde geht. In diesem Augenblicke muß eine projectirte Heirath die Kosten des allgemeinen Gespräches decken. Der Herzog von Latremouille, ein junger Mann, dessen altadeliger Name in alle Zeiten und Thaten Frankreichs mitverwebt ist, wird oder soll Mademoiselle Mirés, die Tochter des glücklichen Speculanten heirathen — ein Ereigniß, über das sich alle alten Damen des Foubourg St. Germain die letzten legitimistischen Haare ausraufen werden. Ein Herzog Latremouille und eine Jüdin! — jetzt erst begreift man, wie jener Latremouille Carl's VII. die Jungfrau von Orleans verrathen und verbrennen lassen konnte! Noch von andern großen Verbindungen zwischen Söhnen der Kreuzzüge und Töchtern der Börse wird berichtet — aber wir wollen nicht dran glauben — denn was müßte man nicht dann Alles glauben! —

Die Musik hilft uns über die Armuth und Verarmung unsrer Gesellschaft hinweg — so erscheint Rossini als ein wahrer Retter. Dieser alte Meister hat sich plötzlich verjüngt und die Menschenfeindschaft, die ihn neben seiner Musikfeindschaft in den letzten zehn Jahren auszeichnete, abgelegt und wird demnächst einen Salon eröffnen. Welch ein Gedränge! welch ein Bemühen da zum Handkusse zu kommen. Jeder will mit einer Einladung Rossini's prahlen können, jeder erklärt ihn für den größten Compositeur aller Zeiten. Die Ueberraschung die der große Musiker seinen Gästen bereiten wird, wird in der Musiklosigkeit seines Salons bestehen — und das ist gewiß kein kleines Verdienst. Rossini hat Geist genug, um sich seiner Musik entschlagen zu können. — Schade, daß man das nicht auch von Amb. Thomas sagen kann, daß sich dieser Mann nicht mit der Ehre begnügt, Akademiker zu sein und daß er nicht, wie Rossini, auf seinen Lorbeeren ruht. Seit Aufführung seines letzten Werkes in der Opera comique des „Carneval von Venedig," ist dieses Bedauern allgemein. Doch wird dieses langweilige Machwerk seine vierzig Aufführungen erzwingen, während es Herrn Pasdeloup kaum gelingen wird, Mendelssohn's Elias nur noch ein mal vorzuführen. Das ist für hiesige musikalische Zustände sehr bezeichnend und man würde sie ganz aufgeben müssen, wenn nicht doch von Zeit zu Zeit Symptome auftauchten, die auf ein gewisses geheimes Publicum mit gutem Geschmacke schließen lassen. Ein solches Symptom z. B. ist der allgemeine Beifall, mit dem die letzten Promenades d'un solitaire von Stephan Heller aufgenommen worden. Ueberhaupt gewinnt dieser edle, durch und durch geschmackvolle Tondichter von Tag zu Tag mehr an Terrain. Seine Etüdensammlung, die er vor zehn Jahren für 2000 Fr. an Benacci verkauft hat, hat jetzt die Musikalienhandlung Lemoin, nach so langer Zeit für 10,500 Fr. an sich gebracht, um sie neu aufzulegen. Diese Zahlen beweisen beinahe so viel als eine Kritik von Fetis, jedenfalls mehr als eine Kritik der Gebrüder Escudier. Und da ich, ohne es zu wollen, in die Musikwelt gerathen bin, darf ich das bedeutendste Ereigniß, das in dieser bevorsteht nicht unerwähnt lassen. Hector Berlioz hat vier Acte seiner Oper „Dido" vollendet; das Libretto hat er sich à la Richard Wagner selbst verfaßt. Man lobt die Verse, die er einem auserlesenen Kreise von Schriftstellern mitgetheilt hat, so sehr, daß Berlioz in Gefahr ist, von den Musikern künftig den Dichtern beigezählt zu werden. Man sagt auch, daß er seine musikalischen Memoiren zu schreiben gedenke. Wir sind in die Epoche der Memoiren eingetreten, was immer ein Zeichen des Alterns ist, denn das Alter lebt von Erinnerungen. Kurz nach Neujahr wird der erste Band der Memoiren Guizots erscheinen, dem monatweise noch fünf andere Bände folgen werden. Unser eifrigstes Gebet ist dahin gerichtet, daß Guizot wahr sein möge, dann werden seine Denkwürdigkeiten gewiß das interessanteste Geschichtsbuch, der breiteste Spiegel unsrer Zeit. Aber! aber! — Herrn Guizot ist die Versicherung: Ich wasche meine Hände, viel homogener als der angsterfüllte Ausruf: Was ist Wahrheit?

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 18. März 1858.

Erste Abtheilung.

Die

Märtyrer der Phantasie.

Novelle.

Von Ludwig Foglar.

Motto: Non coerceri maximo, contineri minimo, divinum est.
P. Loy.

Wenn eine schöne Stunde sich erfüllen soll, dann geschieht es oft im überreichen Maße und es ist als wäre ein Stück olympischen Himmels auf den Einen Punkt der großen Erde niedergefallen. Zeit, Ort und Stimmung der Menschen klingen zusammen in Einen volltönigen Accord und lange, oft lebenlang zittert seine Harmonie in getreuen Herzen nach. So war ein stiller Herbsttag in dem würtembergischen Landstädtchen Nürtingen. Nahebei rauscht der jugendliche Neckar, dessen Pfade schlanke Pappellinien bezeichnen. Im Hintergrunde prangen anmuthige Hügel mit Fruchtfeldern und Obstbäumen, umrahmt von wildreichen stundenlangen Forstgehegen. Das Bild der reizenden Landschaft krönt der ferne Gipfel der Alb in malerischen Formen, bald leicht geschwungen, bald stolz erhoben, ein milder Gebieter der freundlichen Wiesenthäler. Den ruhig dämmernden „Winkel im Hart" erreichte nicht der ringsumher brausende Kriegslärm der 1790ger Jahre; nur ein froh bewegtes Treiben wogte in dem idillischen Gartenhause des Dichters Fritz H., der eine Schaar lieber Freunde und mitstrebender Geistesgenossen um seinen kleinen Tisch versammelt hatte, wie sie nur gar selten in so merkwürdiger Mischung sich zusammenfinden. Der energische Schelling, der schon den späteren Denker bekundete, den Schmuck des philosophischen Areopages, leerte unter sinnigem Trinkspruch den Rheinweinbecher und bat Fritz: „Laß doch etwas Musik anklingen!" Der muntere Lebenszecher Schubart stand auf, rückte den Ofenschirm vor das offenstehende Clavier und rief dem Dichter zu: „Echte Musik soll man nur mit geschlossenen Augen anhören! Da wir nun aber nicht Alle blind dasitzen wollen, so verstecken wir den Musicus. An die Tasten also, guter Fritz!" Und dieser erhob sich langsam sinnend vom Tische, seine edle Gestalt, sein idealer Kopf überragte strahlend die Gruppe und als er durch's Zimmer nun schritt, war es als wandelte Apollo im Erdenraum. Fritz präludirte und lautlos horchte die Runde. Die rührendste Melancholie klagte aus den Saiten des ärmlichen Instrumentes, begeisterte Empfindung durchströmte die Hörer und als die Schlußcadenz verklungen, stürzte der bewegte Neuffer dem neben ihm sitzenden Conz an den Hals und der elegische Mathisson legte wie segnend die Hand auf der Freunde Haupt, citirend aus dem Liede des jugendlichen Dichters:

„Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen —
Im Arme der Götter wuchs ich groß!"

Magenau aber, der kräftige Mensch voll sprudelnden Humors, nahm Fritz gradezu beim Kopf und küßte ihn derb ab: „Du singst Einem die Seele aus dem Leibe, Bruder — aber ich brauch' sie noch weiter!" Schubart füllte die Becher auf's Neue und Stäudlin, der Chorführer der schwäbischen Sänger improvisirte den Trinkspruch:

„Das Lied verrinnt allmälig,
Wie frei, wie leicht, wie selig
Bei Freundeswort und Wein!
So lasset euch behagen,
Auch in des Herbstes Tagen
Frohmüthig jung zu sein."

Ein Rundgesang, von dem heiteren Neuffer angestimmt, von dem Schwärmer Conz auf der Flöte begleitet, stimmte die Gesellschaft immer lebendiger und die rothglühende Sonne warf ihre feurigsten Strahlen auf die begeisterte Runde. Schubart, neu auflebend nach den Leidensjahren auf dem Asperg, war unerschöpflich in geistvollen Ergüssen und selbst der düstere Hegel, schon damals das negirende Princip des Bundes, gab sich der musenfrohen Stimmung mit ganzer Seele hin. Sekendorff und Sinclair, zwei fremde Gäste, schlossen sich dem Bunde an als wären sie längst befreundet und innig vertraut. Stäudlin schlug ein Buch auf — es war der eben erschienene Musenalmanach — er las

„Freude, schöner Götterfunken!"

und das Lied hallte im Rundgesang weiter, doch vor der letzten Strophe unterbrach Fritz die Sänger:

„So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein."

Doch Schubart trat dazwischen: „Keine Schatten, keine Wolken auf diesen unsern blauen Himmel! Oder sagt doch:

„Ein zitternd' Gefäß voll schäumenden Lebens
Voll Freudebedürfniß und seligen Leides
Ist dieses Herz. O gnadenspendender Frühling,
Zu viel des Segens häufst du auf Einmal.
Noch ein Atom aus der Fülle des Lichtes,
Vom ewigen Quell aller Wonnen
Noch Einen Tropfen — so bricht es!"

Fritz war schweigend in sich versunken, die hohe Denkerstirne in die Hand gestützt; sein Auge starrte auf einen Ring an seiner Linken und als Hegel ihn nun fragend ansah und ihm den Becher hinreichte, sprach er: „Dieses Ringlein hab' ich von der Mutter — von der guten, herzlieben Mutter, schau, die Worte *darauf* „Gott mit Dir!" sind schon halb verwischt — kaum mehr lesbar — mir ist manchmal als wäre „Gott nicht mehr mit mir!" „Das hast Du von Deinem Spinoza," rief Conz dazwischen," lassen wir das melancholische Thema! Vernunft, Unsterblichkeit Gottesgewißheit — hier trink' ich Dir Alles zu!" Aber Fritz lehnte den Becher ab: „Mir ist, als wäre der Abschied von der schönsten Jugend nahe, wenn ich denke, daß wir morgen in alle Winde zerstäuben — und *wie* ich Euch einst, und *ob* ich Euch wiedersehe? wer wagt das zu hoffen! die Zeit ist ernst und der Beruf will Männer. Ja, Freunde, indeß wir dahier schwärmen, geht draußen der Vorbote der Freiheit, eine neue Aera der Cäsaren durch die Welt! Etwas muß Jeder beithun zur Bildung, zur Besserung des Menschengeschlechtes, die Keime wecken helfen, die zu künftigem Heile reifen — wo soll ich zuerst Hand anlegen?"

„Laß erst," sagte Schelling, „die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden kommen, die Sache der Menschheit ist keine verlorne, wenn wir an sie glauben. Du aber, guter Fritz, wähle gleich jedem von uns, erst einen äußeren Beruf, eine praktische Thätigkeit — denn legst Du Hand an Dich selbst, so förderst Du auch das Allgemeine, Große, Ganze."

Neuffer stand auf: „Vergeßt mir nur nicht den Künstler, den Poeten! Oder meint Ihr, man könne den Gott in sich abthun, wie man einen thörichten kindischen Wunsch beseitigt? Wohl hat mancher Stärkere als wir Jungen versucht, ein tüchtiger Geschäftsmann oder auch Gelehrter im Amt und dabei Dichter zu sein. Aber immer ward Eines dem Andern aufgeopfert und das war in keinem Falle gut; denn wenn man das Amt um der Kunst willen vernachlässiget, wird man unehrlich an Andern und gibt man die Kunst preis für das Amt, so sündigt man nicht minder groß an dem heiligen Geist der Muse, ein schlimmeres Vergehen fast als das an seinem Leibe!" „Aus diesem Dualismus," warf nun Magenau ein, „helfen uns Venus und Silenus — lasset heitere Götter walten und:

Von Gestern schweigen unbedingt,
Für Morgen nichts beschließen —
Das Glück, das uns das Heute bringt
Gedankenlos genießen!
Das ist's, woran gebunden sind
Die rosigen Geschicke —
Zur Gottheit bringt's das Menschenkind
Ja nur für Augenblicke!"

Jetzt erhob der Hund im Vorhofe ein mächtiges Gebell und verkündete die Ankunft eines neuen Gastes — es war Albert Nast, der Jugendfreund unsers Dichters aus dem Seminar von Maulbronn. Er hielt einen Brief in der emporgestreckten Hand, stürzte strahlend vor Freude mit den Worten: „Ein Palmen-

zweig für Dich mein Friedrich!" auf diesen zu und drückte dem Erstaunten das Blatt in die bebende Rechte. Fritz öffnete hastig das Siegel und las:

„Mein junger Freund! es ist mir gelungen, die besagte Stelle im Hause Gontard's zu Frankfurt am Main für Sie zu vermitteln. Sie sind als Hofmeister bei dieser Familie angenommen. Eilen Sie, daselbst einzutreffen; man erwartet Sie stündlich. Mit den herzlichsten Glückwünschen der Ihrige

Friedrich Schiller."

Ein Ausruf freudiger Verwunderung entfuhr der überraschten Versammlung, die sich um den Brief herandrängte, die geliebten Schriftzüge des verehrten Dichterpropheten zu schauen. Nast hielt den tiefbewegten Freund umschlungen und dieser dankte mit einem Blicke inniger Rührung, dann zu den Andern gewendet sprach er: „Das ist es, Brüder, was ich heute noch, aber so freudig als bangend erwartete —! Freunde, der Ernst des Lebens, der prüfenden Nothwendigkeit pocht an meine Thür und ruft mich aus Eurer Umarmung. Schiller hat uns oft vereint, sein Genius, sein weltumfassendes Priesterherz war oft in unsrer Mitte, — Schiller trennt uns heute. Ihm, dem edelmüthigen Schützer und Anwalt aller Strebenden hatte ich mich längst anvertraut, er hat mich dem Berufe der Menschenerziehung zugewiesen, dem mir begehrenswerthesten, da endlich ein Stand doch gewählt sein muß — und when it must be done, it may be quikly done! Muß es geschieden sein, so sei es rasch gethan. Leicht gepackt ist meine Habe: Plato, die Bibel und etwelche Manuscripte — Morgen — noch diese Nacht kann ich reisen!" Die Gläser klangen zusammen auf ein donnerndes Lebehoch — noch ein Rundgesang hierauf, dann ein Lied Schubart's und mit der hereinbrechenden Dämmerung sah man rasche Mannesgestalten durch die duftig wallenden Fluren dahinschreiten nach allen Strichen der Windrose.

Friedrich litt es nun auch nicht länger im Hause, rasch ordnete er seine dringendsten Angelegenheiten, nahm Ränzel und Wanderstock und ehe noch die volle Mondscheibe über den Ulmen des nahen Gehölzes stand, hielt er bereits die Gartenthüre geöffnet, winkte ein Lebewohl seinen Hausgenossen; warf noch einen feuchten Blick auf all' die liebgewordenen Räume, die Plauderbank vor der Hausthüre, das epheuumrankte Fenster, den Brunnenstein, den Taubenschlag — dann wandelte er träumerisch in die schweigende prächtige Mondnacht hinaus. Auf einer Anhöhe blieb er stehen und winkte noch einen Abschiedgruß hinunter zu den stillen grünumbuschten Dächern, dann mit einer raschen Wendung trieb er sich gleichsam selber vorwärts, wie einer, der sich gewaltsam losreißt von einer lieben Last, und seine Losgebundenheit ersteht für ein „Stück Leben," das er dabei zurücklassen muß. Hinzuwandern durch die laue flimmernde Mondnacht, einzuathmen den Geist der Ruhe mit jedem Lufthauche, umwebt von allen Zaubern lautloser Einsamkeit — sich selbst ein Wunder scheinend gegenüber den Wundern der unerklärten Erdenwelt, losgetrennt von allem Bedürfniß der Außendinge, mit seiner ganzen Wesenheit aufzugehen in dem ahnungseligen Schauen des Unendlichen — das ist ein Genuß, dessen sich vielleicht nur die gläubige Jugend in seiner ganzen Tiefe bewußt wird. Unser Wanderer überraschte in dem nächsten Städtchen einen Studiengenossen, bei dem er ermüdet einsprach, ergoß seine trunkene Seele noch von hier aus in einem Briefe an die Mutter, der er am Schlusse schrieb:

— „Es ist der Schmerzen werth dies Leben,
So lang' uns Armen Gottes Sonne scheint
Und Bilder besser Zeit um unsre Seele schweben,
Und ach! mit uns ein freundlich Auge weint!"

Am anderen Tage setzte er die Reise fort und traf zu rechter Zeit in Frankfurt ein.

Ein wunderbarer Verwandtschaftzug fesselt geistig ebenbürtige Naturen zu einander und zwar so rasch und unmittelbar als der Haß die Mischung der sich widerstrebenden Elemente gewaltsam verhindert, ihren Kampf beschleunigt. Erkenntniß, zu welcher die Menschen gewöhnlichen Schlages Monden und Jahre benöthigen, ist unter bedeutend angelegten und energisch organisirten Wesen das Werk weniger Stunden, ja oft Minuten.

Fritz hatte erst kaum einen halben Tag in dem Hause des Frankfurter Kaufherrn Jacob Gontard geweilt, und schon lagen die Fäden der persönlichen Beziehungen mit solcher Bestimmtheit vor ihm hingebreitet, daß er nicht mit Unrecht am Abende desselben Tages einen Brief an seine geliebte Mutter mit den Worten schließen konnte: „Unterstreichen Sie das Datum meines heutigen Schreibens, liebe Mutter! dieser Tag ist die Sonnenwende meines Lebens!"

Und Niemand erkannte so tief wie die Mutter den Gehalt dieser wenigen Zeilen.

Kaufmann Gontard, einer der tüchtigsten, gewandtesten Geschäftsleute in Frankfurt a. M., geachtet, angesehen, gesucht und — gefürchtet, verdankte den größten Theil seines sehr bedeutenden Vermögens dem eigenen Fleiße, zunächst glücklichen Conjuncturen und jener Richtung seines ganzen Wesens auf's Praktische, auf das Ausbeuten, Ausnützen aller Dinge und Verhältnisse, die der charakteristische Grundzug gewisser Stände zu allen Zeiten waren. Gontard sah im Erwerben und Besitzen die Mission des Mannes, in sich selbst den Schöpfer seines Glückes und dieses bestand ihm nicht in beschaulichem Genuß, sondern im

Streben nach Mehr, nach Einfluß, Ehre, Macht.

Er liebte es, Jeden rasch, so wie er gerne ohne Umweg den Andern kurz und gut erforschen mochte, über sich in's Klare zu setzen. So hielt er es auch in diesem Falle mit Fritz. Zwei Knaben, zwischen sieben und neun Jahren sollten ihm zur Erziehung anvertraut werden. Gontard nahm die ungeberdigen Rangen, so wie sie eben zu erwischen waren, stellte sie ihrem neuen Gebieter ohne Weiteres vor und sagte, indem er sofort sie ruhig wieder sich balgen ließ: „Ist höchste Zeit, daß die Köter unter strengere Zucht kommen. Machen Sie, Herr Doctor, ganz nach Ihrem Ermessen. Meine Zeit gehört dem Geschäfte, den öffentlichen Angelegenheiten; es bleibt wenig davon für die Familie übrig — auch fehlt mir mitunter Geduld und Einsicht. Meine Frau ist zu schwach, zu gut, hat keinen Sinn für's Praktische, nicht genug Festigkeit und Energie zum Erziehen, sie imponirt Erwachsenen durch ihren Geist, ihre Kenntnisse, ihren Geschmack, aber den Kindern gegenüber fehlt ihr Halt und Maß, die liebende Strenge — kurz der sens commun. Wir differiren darin sehr gewaltig. Meine Frau ist Idealistin — in des Wortes vollster Bedeutung, ich aber überzeuge mich, daß nur der Realismus uns Allen noth thut — und es ist nur eine Concession an die Humanität, oder, wenn Sie lieber wollen, an die unvermeidliche böse Ananke, an die incorrigible Menschennatur, wenn ich die Existenz der Metaphysik um mich dulde und ihre Jünger und Priesterinnen anerkenne; denn Alles in der Welt hat wohl seinen Zweck. Sie erkennen aus meinen offenen Mittheilungen zugleich, welche Richtung ich dem Gemüthe meiner Knaben gegeben wünsche. Um Gotteswillen keine Träumer! Es mag an einer Frau noch hingehen, an Männern ist es mir gradezu unleidlich. Ich habe gar nichts gegen classische Bildung einzuwenden, aber man muß sich daran nicht betrinken. Meiner Frau haben's die Griechen und Römer angethan und wäre sie ein Mann, sie führte glaub' ich die Olympischen Spiele und das Delphische Orakel wieder ein, oder hielte mit Plato Symposien. Die Folge davon ist, daß derlei Naturen die Wirklichkeit hart zu Leibe geht, das Leben, so wie es nun einmal ist, muthet sie befremdend an, sie fühlen sich ohne Zusammenhang mit der Gegenwart und wurzeln doch auch nicht in der Vergangenheit." —

„Sind vielleicht Vorbildner und Propheten der Zukunft" — unterbrach Fritz bescheiden aber festen Tones die Philippika Gontard's, allein dieser schien diese Worte zu überhören und rief in das Nebenzimmer: „Susanna, *bitte, liebe Susanna, komm!*" Damit stellte er seiner alsbald eintretenden Gattin den neuen Hofmeister vor und eilte an seine Geschäfte, froh, einer Sorge ledig zu sein. Zwei Menschen standen sich nun gegenüber im Vollglanze des Strebens und Lebens — Menschen, die sich nie gekannt und dennoch längst geahnt hatten. Der junge Mann von raffaelischer Schönheit voll Ausdruck seelischer Thätigkeit, ein wahrer Pelide; das blühende Weib, ein Bild der Majestät und Anmuth, voll Ernst und Freudigkeit — hohe Trauer und süßes Spiel, Geist und Kindlichkeit Alles zu Einem wunderbaren Ganzen vereint. Erstaunt, enzückt standen sie im Anschauen versunken, schweigend, doch tief beredt. Die spielenden Knaben unterbrachen die heilige Stille entscheidender inhaltschwerer Minuten durch ein fürchterliches Gepolter und Gezanke. Susanna, wie aus Träumen erwachend, eilte hin und beschwichtigte die Tobenden: „Sie sehen schon, Herr Doctor," sprach sie, „Sie bekommen da sprödes Material zu bearbeiten. Ihre Aufgabe wird die schwierigste sein, ich fühlte mich ihr nie gewachsen."

„Um so verdienstlicher ist das Gelingen," erwiederte Fritz; „Geduld und Liebe wirken Wunder, zumal an Kindern. Ich war seit je gerne mit ihnen. Wer möchte auch gleichgültig vorübergehen an der Menschheitsaat? In ihr liegt die Zukunft der Nation, sie birgt den Keim der einstigen Größe. Welch ein lieber Beruf, an diesem Baue mitzuwirken, die Ideale der edelsten Geister verwirklichen zu helfen und dabei Hand an sich selbst zu legen unabläßig und freudig; von seinen erworbenen Schätzen auszuspenden, die eigene Helle über eine werdende Generation zu ergießen — ein Ziel der höchsten Opfer werth! Der holde Lohn, womit das Bewußtsein, so gründlich zu wirken, uns segnet — wird nur von Wenigen empfunden." „Diese schöpfermuthige Richtung habe ich auch aus Ihren „Hymnen" im diesjährigen Musenalmanach gelesen," gab Susanna zurück.

„Fanden Sie die Verse Ihrer Aufmerksamkeit würdig? Es sind anspruchlose Ergüsse jugendlicher Sehnsucht, unbestimmten Dranges; embryonische Gedanken, aus denen ich einst Besseres wenn nicht Größeres zu entwickeln hoffe."

„Eine ringende Seele spricht daraus," fuhr Susanna ernster fort, „gebildet an den reinsten Formen der mustergiltigen Alten, meiner lieben einzigen Griechen; noch hat deren Geist und Stimmung Sie nicht überkommen, noch sind Sie befangen in den Fesseln der Schule, der Umgebung, der Nationalität, endlich der ewig kreisenden Phantasie, jener Zaubersirene, die uns den göttlich ordnenden Verstand in Schlummer singt; noch sind Sie Idealist" —

„Ja, ich bin es mit unserm Schiller!"

antwortete Fritz, „und Sie, verehrte Frau, wollten Sie es minder sein, Sie," —

Er zögerte, wie von seinem eigenen Gedanken überrascht. „Ich bin es," unterbrach Susanna, „gegenüber dem täglichen Leben, dem Herkommen, der Gewohnheit, dem, was man oft so barock die Sitte nennt — aber ich kämpfe damit, ich unterjoche wohl noch den Dämon — ach, dieser Sieg!"

„Um welchen Preis?" warf Fritz dazwischen — „künstlerisch angelegte Naturen sind allzumal Märtyrer der Phantasie!"

„Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Theil," sagte Susanna. „Auf dem Bache zu schiffen, ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz, unser Schicksal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann!" —

„Und am Ende der Bahn?" —

„Wahrheit, Klarheit, Ruhe," redete Susanna weiter. „Unterwegs freilich büßen Viele ein gut Theil der von Hause mitgenommenen Habe ein." —

„Wir müssen darauf gefaßt sein, als Bettler anzulangen, um König zu werden in der neuen terra firma;" — ergänzte Fritz eifrig, und sein ganzes Wesen blühte gleichsam auf im Feuer des erregenden Gespräches. — „Denn sind nicht wir Alle Idealisten vom Apollonischen Priester bis herab zum wuchernden Krämer! Das Erdensein verschönen will jeder auf seine Weise, wie er es eben versteht und erkennt, durch Besitz, durch Genuß, durch Erwerb, Kunst, Wissenschaft — ja durch Wahn und Tand. Ein Bild der Volkommenheit schwebet uns Allen vor, Vergangenheit und Zukunft leihen uns die Farben dazu; aber so kommt es, daß die Wenigsten froh werden des Heute, des Jetzt, des Augenblicks."

„Des Augenblicks!" wiederholte langsam und sinnend Susanna; ein feierliches Schweigen folgte, die Blicke zweier des „Augenblicks" trunkener Menschen fanden sich, stürzten über- und in einander, die Welt rings umher schien gehoben, verklärt, es war als „wandelte ein Engel durch's Zimmer" — da jagten die wilden Knaben heulend aus dem Nebengemache herbei — eine widerliche und doch unbewußt willkommene Störung. Die beiden Menschen hatten sich warm gesprochen bis zur Subjectivität, Grenze und Umkehr gleich unbestimmbar — und so rettete die äußere Störung die ganze reine Schönheit des ersten Eindrucks. Man trennte sich rasch — „auf Morgen!"

Wie Glieder einer großen geistigen Gemeinde schließen ebenbürtige Menschen unmittelbar und rasch jenen Bund, für den es so viele Namen gibt, deren keiner seine Bedeutung vollends erschöpft. Im conventionellen Verkehr gehen wir oft Jahre lang neben und mit, vor und hinter einander dahin, ohne am Ende eines Lebensabschlusses weiter zu sein als in der ersten Stunde, aber der rechte Mensch, der mich ergänzt, erräth, weiterführt und erleuchtet, der ist mir so klar und lieb und befreundet, als hätten wir zusammen auf der Schulbank gesessen. Widersprüche und was sonst uns befremdet und entfremdet, bindet und vermittelt grade, wo die Freude der Genossenschaft als Herold voranging — die beseligende Ahnung: „Du stehst nicht allein und nicht unerkannt am Kampfplatze um die Palmen des Lebens und was Dich erhebt und quält, findet ein Echo in der Brust der Besten."

Jeder Glaube an ein Fortleben und an ein Gewesensein muß an diese Wahrnehmung einer unsichtbaren Verkettung anknüpfen.

Es begann nun eine Reihe von Tagen, Wochen, Monden, wie sie uns nur in den Zaubermythen der Olympischen erinnerlich sind — und doch hat jegliches Menschenherz seine solchen Fabelzeiten, nur werden sich ihrer die wenigsten bewußt. Eine wahrhaft götterfreudige Stimmung lag auf den Gemüthern wie einer jener sonnigblauen wolkenlosen halkyonischen Tage, an denen der Eisvogel, ungetrübte Reinheit des Aethers verkündend, ausfliegt. Die lebhaften, verwöhnten Knaben fügten sich wie gebändigte Fohlen der sanft leitenden Hand des neuen Lehrers, der sie stets anregend zu beschäftigen, erheiternd zu unterrichten wußte. Susanna, die glückliche Mutter, einer so peinlichen Sorge enthoben und sich sonnend an Gontard's Befriedigung, stürzte sich nun wieder mit wahrem Feuereifer den Musen in die Arme, die sie unter ihre Lieblinge und Priester aufgenommen zu haben schienen; denn Alles, was das Leben schmückt und verklärt, hatte diese seltene Frau in ihr geistiges Besitzthum aufgenommen. Gesang und Musik, die Schätze der schönen Literatur, endlich geselliger Verkehr mit strebsamen und begabten Menschen erfüllten ihre Mußestunden und deren waren nicht allzuviele, denn ein wohlgeordneter Haus- und Güterstand beanspruchte einen großen Theil der Thätigkeit dieser tüchtigen Frau und Gontard war in seinen Anforderungen bezüglich des Haushaltes und namentlich seines persönlichen Comforts strenge, fast unerbittlich zu nennen. Im übrigen ließ er Susanna freie Hand und blieb im unbedingten Vertrauen auf ihren echt ethischen Charakter ziemlich unbekümmert um Alles, was sie trieb, mit wem sie umging; nur seine Schwester Alma, ein ganz junges Mädchen von eben so viel Reiz als kindlicher Unbefangenheit, das im Hause lebte, empfahl er ihrer besondern Sorgfalt und mochte es gerne leiden, wenn diese

von „der neuen Corinna," wie er seine Gattin scherzend zu nennen beliebte, Belehrung, Anregung, Zurechtweisung und Ermunterung genoß, wenn beide Wesen gleichsam sich ergänzend in der Anmuth edlen Wetteifers prangten.

Das Verhältniß der beiden Gatten war ein mehr freundschaftliches zu nennen, als ein aus Liebe entsprungenes. Nach Patriciersitte frühzeitig fast noch als Kinder verlobt, hatten sie sich an den Gedanken sich anzugehören als etwas Selbstverständliches gewöhnt. Leidenschaft, Romantik, Begeisterung waren keinerseits Factoren der Verbindung. Gontard reiste früh durch Reisen in die neue Welt, glückliche Handelsunternehmungen befestigten seine praktische Richtung und gaben ihm jenes gediegene Selbstbewußtsein, welches namentlich die Männer der Hansestädte kennzeichnet — während Susanna durch die Tragik des Lebens jenen Ernst überkommen hatte, der vereint mit hoher Bildung und tadellosem Zartsinn sie in ihrer Opposition gegen die Flachheit und Heuchelei der Gesellschaft rechtfertigte. Ihr Vater hatte sich in Folge fehlgeschlagener Speculationen entleibt, die Mutter, ein Opfer der Convenienz, war aus Gram darüber gestorben, vier Kinder im zartesten Alter in Noth und Elend zurücklassend — innerhalb dieses Dramas hatte die Jungfrau ihre erste Jugend begraben — aber keineswegs ihre Illusionen.

Der Großmuth mitleidiger Freunde dankten die Waisen eine anständige Erziehung und ihren eigenen Talenten, genährt von Empfänglichkeit und glücklicher Umgebung jene seltenen Vorzüge des Geistes und Herzens, welche ihnen sämmtlich eine würdige Stellung in der Gesellschaft zuwege brachten. Susanna's Geist, emporgeläutert an dem Studium des Alterthums, gestählt durch den Anblick außerordentlicher Schicksale, voll tiefen Antheils an der vulcanischen Bewegung des Jahrhunderts und begeistert für alles Schöne, Große, Gute, galt als Genius der Stadt und ihrer weiteren Umgebung bei dem edlern Theile der Gesellschaft, indeß der andere bei weitem größere Theil sie als Dämon perhorrescirte, der zuweilen ganz unvermerkt aber entschieden und muthig die Wahrheit und Unschuld gegen Verleumdung und Egoismus vertrat — so stand sie mitten im Gewühle des socialen Kampfes unnahbar und beneidet, verfolgt und angebetet, gehuldigt und verlästert, ein Abgott der Männer, eine Meduse den Frauen, doch Keinem gleichgültig', Allen interessant, überall Parteien sondernd.

Das Ideal eines „schönen Lebens," dem ihre rastlose Seele nach Mustern des alten Griechenlands zustrebte, suchte sie allmälig in dem kleinen Kreise der Geselligkeit möglichst zu verwirklichen und ließ sich durch Hohn, Spott und boshafte Mißdeutung, die ihr kühnes Durchbrechen des herkömmlichen Schlendrians lohnten, nicht im mindesten stören, dem Ziele ihrer phantasievollen Strebungen nachzueilen, das Problem einer socialen Reform im Kleinen darzustellen. Alle banale Mittelmäßigkeit und süße Weichlichkeit, alle Gefühlscoketterie und Verstandesheuchelei waren thunlichst ausgeschlossen aus ihrem Salon und in der Entfernung noch Gegenstand der heitersten Epigramme; von Musik wurde nur das Edelste, Gediegene geduldet, Gesang und Spiel durften nicht um ihrer selbst willen dasein wollen, sondern um der Kunstschöpfung willen, der sie zum Organe dienten. Für bloße Virtuosen jeder Art war da kein Feld, wo man gewohnt war, auch in das kleinste Thun den Gehalt einer Gesinnung zu legen.

Die bildende Kunst fand in Frau Gontard eine thätigst fördernde Bewunderin, Maler und Bildhauer geizten um die Ehre, Ihren Saal schmücken zu dürfen; die Literatur, zumal die poetische fand hier die erste, reichlichste Vertretung: Schiller's Don Carlos und Goethe's Tasso wurden hier vor einem größern Kreise gelesen, ehe sie noch von der Bühne bekannt waren, Wilhelm v. Humboldt, Hegel und Schelling schmückten die Versammlung und Winkelmann ließ da manch' ein Capitel seiner Kunstgeschichte vortragen. Daß unter solchen Einflüssen das Fraubasenthum und die bürgerstolze Philisterei sieghaft zurückgedrängt aber ebenso tödtlich verletzt und zur Rachelust empört wurden, ist begreiflich; denn manche Eitelkeit mußte gekränkt, manche Rücksicht unterlassen, manche äußerlich wichtige Persönlichkeit übergangen werden, während andre innerlich bedeutsame Menschen ausgezeichnet wurden, die man in den Salons der geld- und rangstolzen Patricier nun und nimmermehr geduldet haben würde.

Ganz natürlich mußte eine Frau so seltener Art, scheinbar so frei und selbstbestimmend, eine Frau mit aller Berechtigung zum Glücke und mit einem so tiefen Bedürfniß zu beglücken allen einigermaßen potenzirten Naturen unter den jüngeren Männern der guten Stadt Frankfurt am Main als ein höchst begehrenswehrtes und Manchen darunter als ein nicht ganz unerreichbares Gut erscheinen, um so mehr als der Gatte völlig seinen Erwerbbestrebungen hingegeben die schönsten Seiten im Charakter seines Weibes unerkannt oder doch ungewürdigt, unermuntert ließ — man also ohne viel psychologischen Tiefsinn voraussetzen konnte, daß ihre Seele ebenso wenig ganz von ihm erfüllt sei, als — umgekehrt. Unter die eifrigsten und feurigsten Bewerber um Susanna's Gunst gehörte Jacob Gontard's Freund und täglicher Genosse Dr. Orbes, ein naturforschender Gelehr-

ter von ausgezeichnetem Rufe, ein Mann, der trotz eines wenig empfehlenden Aeußern, durch blendendes Wissen, rhetorische Gewandtheit und scharfen Verstand unwiderstehlich fesselte.

Er war Gontard's einziger Freund und Vertrauter, Rathgeber und Lenker, Engel oder Dämon, wie es ihm beliebte, seinen unbedingten Einfluß auf ihn zu gebrauchen — was er jedoch zumeist nur im besten Sinne gethan hatte. Susanna betrachtete ihn als wissenschaftliche Autorität, holte sein Urtheil gern ein auch in Sachen des Geschmackes, der Phantasie, und seine klare, nüchterne, scheinbar aller Illusion bare Anschauung ersparten ihr manch unfruchtbares Suchen, Irren, manchen Umweg, manche Täuschung. Er imponirte ihr durch die thatsächlichen Erfolge seiner Positivität, sie hielt ihn fortwährend in Athem durch mächtig fördernde Anregung nach allen Seiten des intellectuellen Lebens. Die Debatte war zwischen ihnen permanent und je heftiger sie wurde, desto freudiger ward sie geführt; je schärfer die Contraste sich an beiden Wesenheiten entfalteten, desto lebhafter ward das Interesse sich zu bekämpfen und Gontard mochte sich oft an diesen Geistesschlachten weiden — nicht ahnend, wie tiefinnerst der Freund daran betheiligt sei!

Orbes sah still betroffen zu, als der neue Hofmeister allmälig in die geselligen Kreise des Hauses mit gezogen zu werden begann, als sich dem apollonischen Manne, dem berühmt werdenden Dichter, dem Schützling Schiller's und Freunde Hegel's und Schelling's sofort die Aufmerksamkeit der Gebildeten zuwendete; als Susanna offenbar eine mehr als künstlerische Theilnahme für den neuen Hausgenossen ganz unbefangen an den Tag legte und selbst Gontard, erfreut über die Fortschritte in der Entwicklung seiner Knaben, von Fritz mit mehr als gewöhnlicher Bewegung sprach.

Zwischen all diesen Parteiungen und unsichtbaren Feldzügen stand arg- und harmlos wie eine Blume der Haide, glücklich in ihrer naiven Unbefangenheit und im Behagen des Unbewußtseins das kindliche, kaum erblühte Mädchen — Alma — und schien sie auch manche Secunde sinnender, ernster als gewöhnlich, so mochte dies dem hereindämmernden Ahnen neuer Welten im Gemüthe der Jungfrau beigemessen werden.

Wenn sie mit Susanna zweistimmige Lieder sang, wozu Fritz am Piano begleitete, so jubelte ihre volle Seele wie eine Frühlingslerche im Saatfelde auf und man konnte nichts Bezauberndes hören als solche Vorträge; es war als ob diese drei Menschen Ein einziger Hauch beseelte, oder als bildeten sie zusammen Ein Saitenspiel, dem eine unsichtbare Hand Tonwellen entlockte. Diese reizende Trias war natürlich alsobald das Stadtgespräch, die Sonne, um die sich alle geselligen Elemente treu eifrig bewegten und sogar die eben heftig angeregte politische Debatte in so entscheidenden Tagen verstummte zuweilen gänzlich vor dem Zauber, welchen drei absichtlose Menschen über eine ganze Stadt verbreiteten — durch geistige Schönheit, durch Vorzüge der Erscheinung seltener Art, durch reine echt menschliche Seelengüte, durch begeisterte und begeisternde Liebe zu Kunst und Wissenschaft, durch reizende Empfänglichkeit für die Sonnenblicke einer heiteren Menschennatur, deren duftige Wärme sie selbst über ihre Umgebung ausbreiteten.

Ein paar der schönsten Jahre waren so dahin geschwunden, ohne daß die leiseste Trübung dieses reine Verhältniß gestört hätte, denn noch wagten es die Dämonen des Neides, der Scheelsucht, der Bosheit und Verläumdung nicht, unmittelbar heranzudringen in jenen geweihten Kreis der Auserwählten. Aber rings war der Boden unterwühlt und es bedurfte nur eines geringfügigen Anlasses von Außen, um die Säulen des Glückes zu stürzen, auf denen der Tempel seltenster Vereinigung ruhte. Denn es ist für die Menschen leicht, leben zu lassen, was sie im Grunde wenig achten; nur das, was sie beneiden können, möchten sie stören! Ein kurzer Ausflug nach dem nahen Homburg am Fuße des Taunusgebirges mußte die Situation allmälig erschüttern. Das Reisen bringt überhaupt die Menschen näher und offenbart sie einander mehr als das Zusammenwohnen oder die locker bindende Geselligkeit aphoristischer Stunden. Orbes, der ernannte Reisemarschall, hatte sich wohl gehütet, dem der Eifersucht kaum zugänglichen Gemüthe Jakob's den geringsten Verdacht nahe zu legen, um so weniger als Gontard gewohnt war, seine Frau von einem „Minnehofe," wie er es nannte, umgeben zu sehen, ja er mochte diese ihrem Geiste geltende Huldigung gern leiden, auch konnte Niemand auch nur einen Anhauch des Vorwurfs auf dem blanken Schilde von Susanna's Tugend entdecken, davon war nun Gontard so fest überzeugt, daß auch die dringendsten Beweise des Gegentheils seinen Glauben an die eigene Alleinherrschaft in ihrem Herzen nicht zu erschüttern vermocht hätten. Was dagegen zu thun möglich gewesen wäre, das that ohne ihn die geschäftige Welt, aber Orbes baute seinen Plan, das verlorne Terrain zurückzuerobern, auf ganz andere Voraussetzungen. Ihm war es nicht entgangen, daß und warum Alma seit geraumer Zeit bedenklich verändert war, so daß der besorgte Bruder für ihre Gesundheit bangte. Um sie zu zerstreuen, war auch die Sommerfrische im Bade Homburg beschlossen worden.

Ein Gang durch den Hochwald trennte einst

Susanna und Orbes von der übrigen Gesellschaft auf beträchtliche Entfernung. Dieser blieb plötzlich stehen und deutete in eine Waldeslichtung. „Hat man jemals," sprach er, „unsre Alma, das Kind, so selig und wohl aussehend gefunden, als jetzt, da sie am Arme Friedrich's — Ihres Haus- und Hofpoeten — dort in den Büschen wandelt?"

„Sie ist wohl eben in den Jahren der Träume!"

„Ja, Träumen ist schön, wer möchte nicht immer träumen! Doch träumen ist Selbstvernichtung, Selbstvernichtung Feigheit. Wir müssen uns endlich klar werden, in uns, um uns muß Helle sein."

„Und wie nennen Sie Alma's Klarheit?"

„Soll ich es nennen in trocken lakonischer Kürze — Sie wissen — ich umschreibe nicht gern."

„Was wäre dabei zu wagen?"

„Sie liebt Friedrich!"

Susanna blieb eine Secunde betroffen und barg ihre flüchtige Röthe unter einer Beugung des Kopfes, indem sie wie zufällig einen vorhängenden Ahornzweig knickte. Dann ergänzte sie scheinbar ruhig und heiter: „— mit jener geistigen Liebe, welche alle Guten und Edlen zu einer Gemeinde verbündet! Dieses Erdenleben soll sein eine Himmelfahrt und willkommen sei jede freundliche Hand, die hülfreich uns sich darbietet, um eine Stufe weiter emporzuklimmen auf dieser Jakobsleiter."

Susanna sprach diese Worte mit einer Art gedämpfter Bewegtheit, ihre Hand glitt wie im Begriffe, einen Schleier um das blühende Antlitz zu legen, über die hohe sinnende Stirn hinweg und weiter sagte das lebhaft empfindende Weib, indem sie ein Buch, Pindar's Oden, an einer Stelle anmerkte: „Wir wollen das Höchste! doch möge kein Menschenkind so vermessen sein, sich einzubilden, es vereinige in sich alle jene geistigen Vortrefflichkeiten, die nur zerstreut an verschiedenen, einzelnen Naturen zu finden sind — es enthalte alle die Lichter und Farben, die uns das Bild des Ideals darstellen und es könne für sich allein alle anderen entbehrlich machen. Beständig und ausschließend hat uns nur der Gedanke, das Princip — aber dieses lebt in Vielen, in Fernen und Verschiedenen — ein Theil davon nur offenbart sich uns in den Individuen — lieben also wir in diesen nicht ein großes Ganze, ein Unbekanntes, die Idee?"

„Sie sprechen von der Freundschaft, von der Sympathie, von der Wahlverwandtschaft ebenbürtiger Geister — ich jedoch —"

„Verleugnen Sie, was einst die Pythagoräer sogar verband, einigte —"

„Wir aber sind keine Griechen und leben im achtzehnten Jahrhunderte nach Christus" —

„Doch blieben wir Menschen, und fähig jener Freundesgefühle, die weniger egoistisch als die Gesetze jener Liebe —"

„Verehrte Frau," erwiederte Orbes ernster, „versuchen Sie nicht, mich und sich zu täuschen; die Beziehung der Liebe besteht in der wirklichen Welt, die uns umschließt; nicht durch den Geist allein; auch die Sinne (nicht die Sinnlichkeit) haben daran Theil; eine Liebe, die wir so ganz der Wirklichkeit entrücken, nur im Geiste noch erkennen, der wir weder Nahrung noch Hoffnung mehr geben könnten, würde am Ende zur gefährlichen Träumerei werden oder vor uns verschwinden; sie bliebe, aber wir wüßten es nicht mehr und ihre wohlthätigen Wirkungen auf unser Herz würden aufhören!"

„Was dann, was dann?"

„Ja dann! Wer zählt die Pulsschläge einsam brechender Herzen!"

„Doch hier — Sie irren, guter Doctor!"

„Oder — Sie wünschen, daß ich irren möchte?"

„Ich sehe keine Möglichkeit der Erfüllung."

„Sie denken an Jakob Gontard und seine starren Grundsätze? Das sei meine Sorge. Ich habe Sinn für den Triumph, das Glück von zwei trefflichen Menschen begründen zu helfen."

Unter diesen Worten hatte man sich der übrigen Gesellschaft wieder genähert. Ein feierlich bedeutsames Schweigen war auf allen Gemüthern gelagert, nur Gontard, von einem gesegneten Fischfang zurückgekehrt, war munterer als sonst und erging sich in Epigrammen über die „verstimmten Musen," neckte die Frauen mit Plato und Spinoza, die Männer mit mythologischen Schwänken und schwelgte im Vorgenuß seiner schmackhaften Beute. Sein sarkastischer Humor verließ ihn auch über Tisch nicht und erst als Dr. Orbes ihn auf einen Spazierritt einlud, woran auch Friedrich Theil nehmen sollte, der jedoch sich entschuldigend ablehnte, überkam ihn seine normale Stimmung, er empfahl Fritz den „Frauendienst," umarmte die Kinder, warf einen Blick in die Handels- und Schifffahrt-Zeitung und eilte mit dem Freunde hinaus. Friedrich hatte versprochen, einige Fragmente aus seinem neuesten Werke, dem Roman „Hyperion" vorzulesen, er ging, das Manuscript zu holen und ließ die Frauen allein. Diese wandelten Arm in Arm durch den Garten, in einer dämmerig kühlen, duftig umrankten Laube ließen sie sich nieder. Susanna war heftig bewegt, indeß Alma sinnend träumerisch vor sich hinblickte, ein seliges ungelöstes Räthsel. Susanna küßte das holderblüthe doch rührend bleiche Geschöpf auf die Stirn und schaute sie forschend an: „Meine Alma, ich vermisse Dein munteres Singen seit geraumer Zeit, bist Du noch krank? oder, Alma, könntest Du vor mir ein Geheimniß

haben?" Die Jungfrau erröthete leicht, dann stürzte sie an den Busen der Freundin und schluchzend barg sie das Antlitz in den zitternden Händen. „Hab' ich Dein Vertrauen nicht mehr, süßes Kind, oder bedarfst Du keiner Seele mehr hienieden? Fürchtest Du den Tod für deine stille Seligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß? Und ist es ein Leid, kann es nicht geklärt, gemildert, aufgelöst werden am Herzen Deiner liebenden Schwester? Sieh', wir Alle bangen um Dich, doch kein Arzt kann in Deine Seele blicken und doch, mein' ich, ist dort der Sitz Deines Uebels. Ich aber komme und will Dir Heilung reichen."

„Sorget doch nicht um mich," flüsterte Alma; ich gehe lieber so hin in stillem, schönem Frieden wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe, was ich bin; denn was ich fühle, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur Ein Bild möcht' ich Dir zeigen und so brauchte es keiner Worte mehr. Ach, ich könnte ewiglang in seliger Betrachtung mich und Alles vergessen, so unerschöpflich reich ist die Fülle des Glückes — und des Leides in diesem Bilde!"

„Soll ich Dir dieses Bild in den Rahmen eines Wortes fassen?"

Alma bebte und erröthete.

„Friedrich!"

Susanna sprach das Wort mit forschendem Blicke und der Träger dieses Namens kam durch den Laubgang herauf. Sie ging ihm entgegen, denn Alma, das fühlte sie, bedurfte einige Augenblicke der Sammlung, der Einsamkeit. Der Blick in die eigene Seele hatte die zarte Jungfrau innerlichst erschüttert — ihm mußte wohlthuende Ruhe folgen.

Denn sprichst Du die Freude, so sprichst Du sie hin,
Aus ist, was rasch von der Lippe Dir fällt!

Susanna wandelte mit dem Freunde ihrer Seele seitab im Parke, den klaren Bach entlang. Der Schleier des Ernstes, die Wolke eines unter Schmerzen errungenen Entschlusses lag auf ihrer Stirn. Die Unterredung mit Orbes hatte sie einen Blick thun lassen in die dämmernde Zukunft. Alle Zauber eines absichtlosen seligen Dahinlebens waren umdüstert von den hereinragenden Schatten bisher unbekannter Sorgen — wie mit Einem Schlage lag die Welt entgöttert vor ihr, die Wirklichkeit starrte herein mit grinsenden Zügen in die reizende Schöpfung ihrer Phantasie und die zerschmetternde Ahnung des grimmen Conflictes mit den Weltsatzungen durchzuckte ihr starkes Herz.

Fritz schaute sie fragend, befremdet an — er war gekommen mit übervollem Herzen, bedürftig, all seinen Reichthum in einem weihevollen Momente zu entladen, der lange und mühesam zurückgedämmten Leidenschaft endlich Worte mächtigen Ergusses zu leihen — und er stand vor den Pforten eines Geheimnisses. Zum ersten Male wagte Fritz, Susanna's Hand an seine Lippen zu drücken, seine ganze Seele wollte überströmen in dem Einen Kusse, ihre Blicke begegneten sich in Einem versengenden Blitze und der leidenschaftliche Jüngling stürzte nieder zu den Füßen des angebeteten Weibes. Susanna fuhr erschrocken zusammen und beschwor den theuren Mann, ihrer zu schonen. Dem Hause zuwandelnd, langsam, mit zitternden Schritten, hier und dort an einem Blüthenbusche verweilend, sprach sie mit tonloser Stimme, die sich aus einem zerquälten Herzen emporrang: „Freund meiner Seele! Eins nur gibt es für uns — wenn wir einander bleiben wollen, was wir sind und sein dürfen hienieden — Trennung, rasche Trennung!" Fritz entfärbte sich und das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Susanna fuhr fort: „Es leben Menschen mit und um uns, in deren Schicksal einzugreifen, wir nicht berufen sind. Unser eigenes und das jener Anderen aber hängt am Faden unsers Willens. Die Freiheit, über unsern Verhältnissen zu stehen, ist das Einzige, was wir retten können aus dem Schiffbruch unsers Glückes. Das Ideal bedarf der Götterhand — wir Armen können es ahnen, empfinden, dafür leiden und — sterben den Märtyrertod — aber verwirklichen können — dürfen wir es nicht — denn wollten wir sogar, es könnte doch nur auf den Trümmern gestürzten Glükkes Anderer erstehen! An dieser Schöpfung aber könnte kein Menschenkind seine Freude haben und ich beneide keine Gottheit um solch trauriges Werk."

„O Diotima, Diotima! diese Stunde!"

„Lassen Sie mich, theurer Freund, unter diesem Namen, den mir Ihre Muse in der Feuertaufe der Liebe gab, fortleben unter den Gestalten Ihres schaffenden Geistes — mir ist Nichts verloren, hab' ich Theil an Ihren Siegen, und keine Entfernung kann mir entreißen, was der Freund mir gab, was sein Genius mir offenbarte in begeisterten Stunden."

„Eine Wüste starrt mich grauenvoll an und entsetzlich; entvölkert sind meine Paradiese und ich könnte den Wurm beneiden um sein schön erfülltes Dasein! O Mutter, wie muß ich Deiner Mahnung denken: Ein Tropfen Lust, ein Weltmeer Schmerz — Du kennst ja das, ist wieder Dein!"

„Seien wir nicht ungerecht, Friedrich! es war ein Weltmeer Lust und Glück und Freude — nun kommt der herbe Tropfen Schmerz — "

„Groß genug, um daran elend zu Grunde zu gehen! O wohin rett' ich mich vor dem Gedanken, Dich zu verlassen, Diotima!"

„In den heiligen Hain, wo die Schönheit wandelt, die ewige Klarheit hehre Gestalten

umgibt; — milde Götter gaben Ihnen die Sendung, Prophet unentweihter Welten zu sein auf Erden, den Glauben an den Bund der Geister zu verkünden unter dem Gesetze der Kunst, das Dasein der Menschen zu verschönen im Dienste der Muse — ein schwerer Dienst! doch ein neidenswerther. Denken Sie der Stunde, wo ich Ihnen sagen mußte: „Wen die Götter lieben, dem senden sie großes Leid — und große Freude wird ihm zu Theil!“

„Es häuft sich eine Last auf meiner Seele — die mich am Ende erdrücken muß, mir ist, als verfinsterten sich alle Sinne und der blaue Vorhang des Himmels risse von oben bis unten entzwei, die Sonne sei versunken und das Chaos thue sich auf vor meiner Seele.“

Susanna lehnte das Haupt in die Hand, helle Thränen entstürzten ihren Augen, sie wankte an eine Hermensäule und hielt sich krampfhaft daran aufrecht. Fritz starrte vor sich hin wie verloren und zerpflückte eine halberblühte Rose — die einbrechende Dämmerung goß ihre magischen Farben über die trauernde Gruppe. — Alma kam wie ein Engel des Friedens und der Versöhnung durch die Lindenallee herausgegangen, ihr ahnungloses Kindergemüth prägte sich beseligend in der wiedergewonnenen Heiterkeit ihres lieblichen Gesichtes ab — das halbentlockte Geständniß hatte ihr Herz erquickt, erleichtert, ermuthigt, sie wand in Eile einen üppig und sinnig geordneten Kranz, bot denselben dem heranschreitenden Dichter an und flehte: „Nun lesen Sie uns aus Hyperion!“

Mit unsäglicher Anstrengung gelang es dem schwergeprüften Manne, den sturmgewaltigen Aufruhr in seiner Seele niederzukämpfen, er folgte mechanisch der holden mildfreundlichen Mädchengestalt, die ihn zum Lese-Pavillon geleitete, aber mit seinem Werke vermochte er keinen Zusammenhang zu finden, er las mit gebrochener Stimme nur die nachstehenden Fragmente, die zum Theil — wunderbar zufällig — eine wehmüthige Illustration und Commentirung der obschwebenden Situation und der darin zunächst betheiligten Menschen darstellen:

„Es gibt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist als hätten wir Alles verloren; eine Nacht unsrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal der fahle Moderglanz eines Holzrumpfes uns leuchtet.“

„Das ist der Schmerz, dem keiner gleichkommt, das ist unaufhörliches Gefühl gänzlicher Zernichtung, wenn unser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt, du mußt hinunter und Nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur daß du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden!“

„Der Leidende frage nicht den Arzt, nicht den Priester, wenn er innerlich vergeht — aber er flüchte zurück in die Freude vergangener Tage; daraus entfalte sich ihm die Blume der Zukunft.

„Es gibt Stunden, wo das Beste und Schönste wie in Wolken erscheint und der Himmel der Vollendung vor der ahnenden Liebe sich öffnet.“

„Was ist Alles, was in Jahrtausenden die Menschen thaten und dachten, gegen Einen Augenblick der Liebe? Es ist das Gelungenste, Göttlichschönste in der Natur — dahin führen Alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir.“

„Die Liebe gebar die Welt, die Freundschaft wird sie wiedergebären. Von Kinderharmonie sind einst die Völker ausgegangen, die Harmonie der Geister wird der Anfang einer neuen Weltgeschichte sein.“

„Ich will die Brust an den Freuden der Vergangenheit versuchen, bis sie wie Stahl wird; ich will mich üben an ihnen, bis ich unüberwindlich bin — oder überwunden.“

„Die Blumen des Herzens wollen freundliche Pflege. Ihre Wurzel ist überall, aber sie selbst gedeihen nur in heiterer Witterung.“

„Eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklärend, wenn er liebt; und liebt er nicht, so ist er eine dunkle Wohnung, wo ein rauchend Lämpchen brennt.“

„Es gibt große Stunden im Leben. Wir schauen an ihnen hinauf, wie an den kolossalen Gestalten der Zukunft und des Alterthums; wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen und bestehen wir vor ihnen, so werden sie wie Schwestern, und verlassen uns nicht.“

„Wer Aeußerstes leidet, dem ist auch das Aeußerste recht.“

„Wir opfern die eigenen Gefühle gern, wenn uns ein großes Ziel vor Augen steht.“

„Glücklich, wem sein Leben wechselt zwischen Herzensfreude und frischem Kampf.“

„Wer nur mit ganzer Seele wirkt, irrt nie. Er bedarf des Klügelns nicht, denn keine Macht ist wider ihn.“

„Die Sprache ist ein großer Ueberfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe, wie die Perle im Grunde des Meeres.“ —

Friedrich blickte voll tiefster Rührung auf die Frauen, dann fuhr er bewegter fort:

„Der echte Schmerz begeistert. Wer auf sein Elend tritt, steht höher. Und das ist herrlich, daß wir erst im Leben der Seele Freiheit fühlen.“

„Alles altert und verjüngt sich wieder. Sind wir ausgenommen vom schönen Kreis-

lauf der Natur? Ja, weil Eines in uns ist, das ungeheure Streben, Alles zu sein; das, wie der Titan des Aetna, heraufzürnt aus den Tiefen unsers Wesens."

„Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt in seiner tiefsten Knechtform frei, bleibt Eins und wenn du es zerreißest bis auf den Grund und wenn du bis in's Mark es zerschlägst, doch bleibt es unverwundet eigentlich und sein Wesen entfliegt dir siegend unter den Händen."

„Wir fürchten das Schicksal viel weniger für uns, als für die, welche unserm Herzen theuer sind."

„Und nun noch einmal, Diotima, Zauberseele" — hier schloß Friedrich plötzlich das Manuscript, stand wankend auf und stürzte ohne Abschied fort in die schweigende Nacht.

Die Frauen sanken sich schluchzend in die Arme.

Friedrich drängte sich in das hoch wogende Gewühle des nahen Spielhauses — er ging, ohne zu wissen wohin, er wäre ebenso blindlings in einen brennenden Wald gesprungen, seine Aufregung hatte einen Grad der Krankhaftigkeit erreicht, die alle Gewalt über Sinne und Willen lähmte. Am Pharaotische wimmelte in bunten Gruppen die spielwüthige Menge. Eine Sammlung von Typen der Leidenschaft in den verschiedenartigsten Physiognomien aus allen Ständen, Altern und Ländern. Um den Tisch selbst lautlose Stille, nur von den Ausrufen der Croupiers und vom Klange rollender Münzen unterbrochen. Eine unerträgliche Schwüle im hell erleuchteten Saale, dessen Eingang von ab und zu gehenden Gästen umlagert ist. Friedrich war bis an den Banquier vorgedrungen und warf ein Goldstück auf den Tisch, er gewann augenblicklich, setzte theilnamlos den Gewinn, der abermals traf und sofort eine geraume Zeit, bis ein Haufen Goldes vor ihm aufgethürmt blinkte. Er schien es nicht zu achten, aber seine Wangen glühten, sein Auge rollte fieberhaft — er setzte Alles — verlor Alles wieder und von da ab unablässig bis zum letzten Inhalt seiner Börse. Eben wollte er in der Verwirrung des Augenblicks das in erhobener Hand gehaltene Manuscript seines „Hyperion" auf den grünen Tisch hin schleudern, gleichsam den letzten und kostbarsten Einsatz, da fühlte er sich mächtig am Arm ergriffen und bei Seite gezogen. „Junger Freund," flüsterte ihm Orbes zu, „kommen Sie doch lieber mit mir!" Friedrich sah ihn verwundert und befremdet an — denn noch hatte er aus diesem Munde kein so zutrauliches Wort vernommen — er folgte willig, schweigend, erschöpft. Die beiden Männer begaben sich in ein fernabgelegenes Nebenzimmer und gesellten sich zu einem Kreise lesender Gäste. Zeitungen gingen von Hand zu Hand, das Gespräch ward lebhaft, denn die politischen Ereignisse beschäftigten alle Köpfe. Ein schmachvoller Friede hatte Deutschland soeben wieder fühlen gemacht, welcher Erniedrigung es unter einer entwürdigenden Fremdherrschaft preisgegeben war, wie die Fürsten nicht minder als die Völker Steine trugen zu dem Bau geistiger Zwingburgen, wie die von den edelsten Kräften strotzende Nation verkümmerte unter der Hand gewissenloser Lenker und die eignen Söhne die Eifrigsten waren, die Mutter Heimath unter das Joch zu drücken.

Friedrich schien allmälig zu erwachen aus seiner Leidensapathie, die Sache der Menschheit hatte er wie Ulrich Hutten stets zu der seinen gemacht, war jeden Augenblick bereit, für sie opferfreudig einzustehen — um so mehr mußte sie bei ihm anklingen in einem Augenblicke, wo eben der Schmerz und Ernst der Wirklichkeit mahnend, prüfend, läuternd an seine vom Ideale erfüllte Brust herangetreten war. Ausrufe des Unwillens wurden laut, als einer der Gäste die Proceßverhandlung gegen einen Gelehrten vorlas, der, seiner liberalen Gesinnungen wegen von Amt und Würden entsetzt, den gemeinsten Verfolgungen anheimgefallen war. Orbes machte seine Randglossen dazu und gab als geschichtliches Seitenstück einige für das Vaterland gar demüthigende Episoden aus dem berüchtigten Rastadter Congresse zum Besten. Die Bewegung theilte sich elektrisch allen Anwesenden mit. Nichts desto weniger unternahm es ein hagerer Senator von löschpapiernem Antlitz, erstorbenen Augen und krächzender Stimme die Uebergriffe der Reaction zu beschönigen, zu rechtfertigen, ja als wahre Erlösungsthaten zu glorificiren, dagegen den Opfermuth der lichtfreundlichen Partei, und namentlich die Berechtigung des „jungen Europa" zur Regenerirung der Gesellschaft zu verdächtigen und die Vorkämpfer für die Emancipation des Geistes in den Koth der Verläumdung zu zerren. Da loderte Friedrich auf von edlem Zorn, er erhob sich in voller Glorie heiliger Entrüstung und noch eh' er ein Wort erwiedert hatte, waren Aller Augen ihm zugewandt. Im stolzen Feuer mannhafter Begeisterung leuchteten seine Blicke, er ließ sie eine Weile auf dem Redner ruhen und gab ihnen sodann einen Ausdruck zermalmender Verachtung, daß der Senator sich unwillkürlich niederließ und sein Gesicht in ein Zeitungsblatt steckte; endlich brach Friedrich los: „Und diese nennen sich Deutsche! Das sind Glieder Einer Nation, in deren Mitte solche Ausbrüche der Entsittlichung möglich sind!"

„Barbaren nenn' ich sie, verwilderter selbst noch durch Fleiß, Wissenschaft, Religion — weil ohne Harmonie!"

„Der da sprach, hat nicht für sich allein geredet — er ist ein armes Instrument, ein Organ dunkler Gewalten, der Ausdruck eines Theiles der Nation, der krank und faul ist, verdorben bis in's Mark, tiefunfähig jedes göttlichen Gefühls, beleidigend für jede gutgeartete lichtbedürftige Seele, dumpf und harmonielos wie die Scherben eines weggeworfenen Gefäßes. Bemitleiden kann man den Einzelnen, der gefangen ist in der Nacht seiner Beschränktheit — aber beweinen muß man eine Nation, die ihre wunden Stellen kennt und nicht heilen will! Welch eine Zerrissenheit bei so viel Nöthigung zum Zusammenhalt, welche Ohnmacht bei so viel Kraftüberfluß, welch ein Cynismus der Sorglosigkeit bei so anstürmender Mahnung an die Gefahr. Handwerker ringsumher, aber keine Menschen, Denker, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, Knaben und Greise, Thoren und Salomone — aber keine Menschen! Es ist ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen, indessen das vergossene Lebensblut im Sande verrinnt."

„Eure Tugenden selbst, Ihr Deutschen, sind ein glänzend Uebel, nichts weiter; Nothwerk, aus feiger Angst mit Sclavenmühe dem wüsten Herzen abgedrungen; sie lassen jede reine Seele, die gern vom Schönen sich nährt, die verwöhnt vom heiligen Zusammenklang in edleren Naturen, den Mißlaut nicht erträgt, der schreiend ist, in all' der todten Ordnung dieser Menschen. Freiheit und Liebe — das sind die Schwingen zu großen Thaten. Der Knechtsinn tödtet, gerechter Krieg macht jede Seele lebendig. Das gibt dem Golde die Farbe der Sonne, daß man es in's Feuer wirft. Das gibt dem Menschen erst seine ganze Jugend, daß er Fesseln zerreißt. Das allein rettet ihn, daß er sich aufmacht und die Natter zertritt, das kriechende Jahrhundert, das alle schöne Natur im Keime vergiftet!"

Der Senator war heftig aufgestanden, doch blieb er und mit ihm die stets wachsende Versammlung; Niemand wollte Ein Wort verlieren, Alles horchte und der Redner fuhr fort, ungestört durch die grimmigen Wuthgeberden des Senators: „Nichts Heiliges, das Knechtschaft nicht entheiligte und herabwürdigte zum ärmlichen Behelfe, entadelt wird selber das edle Menschenbild, seiner Schwingen beraubt, auf daß es krieche im Staube und diene der gemeinen Nützlichkeit, nicht mehr schwärme und schaffe in der unendlichen Werkstätte der Welten, sondern sich unterordne dem verhaßten Zwange."

„Doch richten wird die heilige Natur! Unbeirrt wandeln oben die Gestirne. Ihr entweihet, Ihr zerreißt und zerstöret — sie aber leben fort in unendlicher Jugend, Anmuth, Stärke — das sind die Symbole des Geistes — seinen Frühling könnt ihr nicht vertreiben!"

„Schmähet immerhin seine Vorkämpfer diesseits und jenseits des Rheins, ihre Fehler beweisen nur ihre Menschlichkeit und ihr Irrthum macht Eure kalte, feige Berechnung zu Schanden. Wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern, das Ideal in seinen Denkern ehrt, da weht wie Lebensluft der Geist der Freiheit — da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt und fromm und groß sind alle Herzen und Helden gebiert die Begeisterung! Dort ist die Heimath aller Menschen, das bringt Kraft und Adel in ihr Thun und Heiterkeit in's Leiden, Friede den Hütten wie den Palästen. Wo aber, wie hier bei uns, beleidigt wird die göttliche Natur im Menschen durch freiwillig getragene Fesseln, da welkt des Lebens beste Lust hinweg, wüster, öder wird Alles ringsumher; der Knechtsinn gedeiht, mit ihm der grobe Muth, der Rausch wächst mit den Sorgen, und mit der Ueppigkeit der Hunger und die Nahrungsangst, zum Fluche wird dem Unfreien jeder Segen und — alle Götter fliehn!"

„Deutschland! im Gehirne Deiner Ideologen lebst Du, und im Munde Deiner Feinde. Dein größter Dichter wandelt wie ein Fremdling im eigenen Hause, wie der Dulder Ulyß, da er in Bettlergestalt an seiner Thür saß, indeß die unverschämten Freier im Saale lärmten und fragten — wer hat uns den Schwärmer gebracht?"

„Noch aber, Vaterland, ragen Deine heiligen Wälder — noch rauschen Deine Ströme —"

Ein heftiger Tumult unterbrach hier die Rede, es war ein Abenteurer, auf falschem Spiele ertappt, hereingeflüchtet und unter den Zuhörern entdeckt worden. Er setzte sich zur Wehre, Parteien bildeten sich und der Abend endete mit der peinlichsten Scene. Die Erschütterung dieses Auftrittes und der vorangehenden Rede bebte durch ganz Homburg und noch weiter. —

Das neunzehnte Jahrhundert war durch Ereignisse eingeleitet worden, die auf alle patriotisch Gesinnten lähmend und entmuthigend, auf alle Freunde einer fortschreitenden Menschheitbildung niederdrückend wirken mußten. Der Congreß von Rastadt, die Reichsdeputation und Friedenschlüsse von Luneville und Amiens hatten die Kluft zwischen Volk und Machthabern in Deutschland bis zur Trostlosigkeit erweitert und alle Schäden der Zerrissenheit einer zum größten Vorbilde berufenen Nation auf das Bedauerlichste bloßgelegt. Es fehlte demnach auch nicht an Zeichen leidenschaftlicher Entrüstung, so sehr diese auch allenthalben mit geheimer und offener Gewalt nieder-

gehalten wurde. Auch in Sachsenhausen, einer Vorstadt von Frankfurt a. M., hatte sich eine heißblütige Jugend zu Manifestationen hinreißen lassen. Am 14. Juli fand man zur Erinnerung an den Bastillensturm von 1789 Freiheitsbäume aufgepflanzt, die über Nacht errichtet worden waren, die Tricolore flatterte lustig und trotzig von einigen Dächern und die Klänge der Revolutionshymne schmetterten drohend dazwischen. Der Arm der Behörden streckte sich geschäftig nach allen Richtungen, Verdacht und Argwohn züngelten in die entsetzten Familien. Lang aussehende Untersuchungen kamen in Gang, jeder Tag kündete neue Verhaftungen an und es wurde natürlich jene Standrede in Homburg dem Kreise der Nachforschungen nicht entzogen. Alle Bande der Geselligkeit waren plötzlich zerrissen, Vorsicht und Feigheit, Verleumdung und Rachsucht wetteiferten um den Vorrang in den Gemächern des Rathhauses. Es waren gewitterschwüle Tage. Friedrich dachte kaum mehr jenes Zwischenfalles, das Geschick seines eigenen Herzens beschäftigte alle Kräfte der Seele — er fühlte, es müsse ein Entschluß — und zwar ein rascher entscheiden. Susanna, der Inhalt und das Fatum seines irdischen Lebens, stand vor ihm in allen Thaten und Gedanken, sie, das Bild reinster, schönster Weiblichkeit; ihr Glück, ihre Ruhe zu wahren, das war seine nächste, seine dringendste Aufgabe, deren Lösung er einzig in einer unverweilten Trennung erkannte. Vor dieser Ueberzeugung trat auf Momente sogar der ungeheure Schmerz bei dem Gedanken: *sie* zu verlassen, mit der er die Erde und den Himmel verließ, in den Hintergrund.

Mit blutendem Herzen schrieb er das *Lebewohl* in einem Briefe, dessen Inhalt Ein einziger erschütternder Schmerzensausruf war.

Eilig sandte er das Blatt zur Stelle und die nächste Stunde der Nacht traf ihn auf dem Wege zur Flucht aus der Stadt.

Noch ein letztes Grüßen an all' die unvergeßlichen Plätze, welche „Diotima" geheiligt, noch einen gepreßten Seufzer hoffnungslosen Verzagens —

Da trat ein Mann auf ihn zu und ersuchte ihn, sofort ihm zu folgen.

Friedrich antwortete nicht, seine Seele war in schöneren Fernen.

Der Fremde wiederholte nachdrücklicher seine Aufforderung, ohne etwas Anderes als einen gleichgiltigen erstaunten Blick des Angeredeten zu erlangen.

„Ich muß Sie bitten, mir ohne Aufenthalt zu folgen."

Unwillig wandte sich Friedrich ab und wollte seine Schritte fortsetzen, über die Straße ausbeugend.

„Halt, mein Herr, im Namen des Gesetzes!"

Der Fremde zog eine Schrift aus der Tasche. „Sie sind **mein** Gefangener!"

Entrüstet wollte sich der Unglückliche zur Wehre stellen — aber schon näherten sich zwei Bewaffnete der Gruppe — er besann sich und rasch den Zusammenhang überlegend, brach er beinahe zusammen unter der Last des Gedankens an alle möglichen Folgen.

Der Uebermacht weichend folgte er ohne ein Wort des Widerspruches — und die einsame Zelle umfing alsbald den Schlummerlosen.

Diese einzige Nacht voll unsäglicher Qualen läuterte den Jüngling zum reifsten Manne empor — sie gab ihm eine schaudervolle Vorahnung seines künftigen Geschickes — öde Finsterniß, Todesstille ringsumher, hörbar nur der hämmernde Herzensschlag, vor dem der eingeschüchterte Sinn erbebt. Alle Dämonen einer rastlosen Phantasie stürmten hin auf dieses ringende Menschenkind und das aufdämmernde Morgenroth beleuchtete eine gebrochene, fast unkenntliche Gestalt.

Der Fluchtversuch des jungen Mannes hatte im Gontard'schen Hause die peinlichste Bestürzung hervorgebracht; der Untersuchungs-Commissär, obwohl selbst der Familie befreundet, konnte die Form nicht umgehen und der heilige Herd, an dem bisher die Vestaflamme der Schönheit und der Muse genährt worden, einmal von den Schergen der Gewalt entweiht, wurde nunmehr gemieden wie ein Pestort. Qualvolle Tage waren für Susanna hereingebrochen und jetzt zum erstenmale ward ihr Art und Umfang der Situation in erschütternder Weise klar. Durch Orbes war ihr der Zusammenhang der Vorgänge aufgeklärt und bedeutet worden, daß ein schlimmer Zufall den Fluchtversuch des „deutschen Schriftstellers" mit der gleichzeitigen Entdeckung einer weit verzweigten Conspiration zu Gunsten der republikanischen Partei in Einklang gebracht hatte. Das Aufsehen war um so größer, als in derselben Nacht eine Anzahl junger Leute im Augenblicke des Entweichens festgenommen worden war, bei denen man Waffen, Abzeichen und Proclamations-Entwürfe vorfand, nebst Briefen, die auf weitere Verzweigung eines Compromisses schließen lassen konnten.

Nichts von alledem war freilich bei dem „schönen Doctor," wie man ihn nannte, entdeckt worden, doch seine Gesinnung war kein Geheimniß und jene Philippica in Homburg konnte allein schon hinreichen, jeden Verdachtgrund gegen ihn zu rechtfertigen.

Auf dem Bureau des Untersuchungs-Commissärs, der eben mit Ordnung der auf den Vorfall bezüglichen Actenstücke beschäftigt war, wurde eine Dame gemeldet, die dringend Ge-

hör verlangte — es war — Susanna Gontard.

Der Commissär traute kaum seinen Augen, es war ein Unerhörtes! eine Frau, diese Frau in den Canzeleien der politischen Untersuchungs-Commission!

Nach wenig Worten einer zeugenlosen Unterredung wußte der Beamte, was es galt.

„Begehren Sie nichts von mir, edle Frau, was ich Ihnen, so schwer es mir auch fiele, verweigern müßte."

„Sie quälen einen Schuldlosen. Für ihn einzustehen, ist Menschenpflicht und es gibt kein Gesetz der Sitte, keine Rücksicht des Geschlechtes, die uns hindern sollen, dem Gebote der Menschlichkeit als Vorkämpfer zu dienen mit allen Waffen, die wir führen können."

„Ich ehre Ihre Grundsätze und werde sie Jedem gegenüber vertheidigen, der mich außer den Räumen dieses Hauses dazu auffordert. Hier aber bin ich nur ein Organ eines höheren Willens."

„Und wenn Sie sich nun vergingen an dem Opfer eines Irrthums?"

„Der müßte erst bewiesen werden. Können Sie mich überzeugen, daß der Fluchtversuch Ihres Clienten andere Motive hatte als politische?" —

„Und wenn ich dieses könnte?" —

„Dann ist es nicht unmöglich, daß ich auf seine unmittelbare Freilassung antragen könnte."

„So empfangen Sie hiermit den klaren Beweis." Bei diesen Worten übergab Susanna dem Commissär jenen Scheidebrief, den sie in der verhängnißvollen Nacht erhalten hatte.

„Ich überliefere Ihnen hiermit ein gut Theil von meinem Ich, es ist mein heiligstes Geheimniß und nicht ausschließend mein Besitzthum — doch geb' ich es hin um den Preis der Rettung einer Menschenseele — denn ich nur ermesse die ganze Gefahr, die ihr hinter den Kerkergittern droht."

Der Commissär hatte erstaunt und bewegt das Blatt gelesen, er faltete es langsam und nachdenklich zusammen. Beide schwiegen; eine Pause voll der tobendsten Sorgengedanken für die ängstlich harrende Frau. „Der Freund Ihres Hauses," unterbrach jetzt der Commissär, „nicht der Diener des Gesetzes möchte die Frage wagen, ob Sie wohl überlegt, was Sie hiermit zu thun gesonnen?"

„Kann es ihn retten?"

„Bedenken Sie, daß dieses Blatt auf dem Tische des Richter-Collegiums" —

„So wie vor dem Richterstuhle meines eigenen Bewußtseins" —

„Welches sich unterordnen muß den Rücksichten auf Welt und Leben. — Der Schritt, *den ich mit diesem* Blatte über jene Schwelle thue, scheidet Sie vielleicht von Ihrer Vergangenheit und stößt Sie in eine fremde, ungewisse Zukunft." —

„Sprechen Sie, kann es ihn retten?"

Der Commissär trat zu seinem Pulte, öffnete das Actenbündel, legte den Brief vergleichend zwischen die Papiere und rief nach kurzem Nachsinnen: „Beruhigen Sie sich — der Angeklagte wird frei!" —

Wenige Stunden später öffnete sich die Pforte von Friedrich's Gefängnisse und er mochte kaum seinen Sinnen trauen, als Alma eintrat und ihm die Freiheit ankündigte.

Die Glorie kindlicher Freude, unaussprechlichen Entzückens leuchtete auf ihrem lieblichen Angesichte, das nur ein Nebelstreif leichter Trübung zu beschatten schien, als sie sein kummervolles Aussehen gewahrte. Thränen der Rührung erstickten ihre Antwort, als der Ueberraschte sie mit Fragen bestürmte — er schloß das holdselige Mädchen mit brüderlicher Inbrunst an seine Brust und sandte Blicke glühenden Dankes zum Himmel empor.

Doch die nächste Minute riß den Tempel der Seligen nieder und ihr Schritt zögerte an der Schwelle des Kerkers: „Unser Schutzengel," sprach Alma, „erwählte mich, um Ihnen das Herrlichste mit dem Herbsten zugleich zu verkünden. Sie sind frei, das ist für jetzt das Wichtigste, Nöthigste, — wodurch Sie es wurden, ist Susanna's Geheimniß — doch — Sie müssen fort — noch diese Stunde fort." —

Fritz stand wie verloren, ein Chaos von Vermuthungen that sich auf vor seinem Geiste — er dachte alle Möglichkeiten durch, worein er die Liebsten der Menschen versetzt, er erinnerte sich jenes Abends im Parke, der forschenden Blicke des überklugen Orbes, er schaute auf das an seinem Arme ruhende, vor banger Wehmuth und mädchenhafter Schüchternheit verklärte Kind — eine Ahnung durchzuckte seine Seele und er flüsterte: „Lebet wohl, Ihr Guten!"

Wie auf eine liebende Schwester legte er die Hand in segnender Geberde auf Alma's Haupt, er fühlte ihr Beben darunter, sie brach zusammen und kniete weinend zu seinen Füßen. Da dröhnten außen im Gange die Schritte des Wärters, mit aller Kraft hob Friedrich die Zitternde empor und führte sie an den Wagen — dort hauchte sie ein letztes „Lebewohl" und entschwunden waren sie sich für immer. Lange schaute Friedrich in jene Richtung, wohin der Wagen rollte; sein Herz hatte sich müde gerungen — und doch von jedem Hause, von jedem Steine hätte er mögen nochmal Abschied nehmen.

Da trat Orbes auf ihn zu und sie gingen zusammen eine Strecke Weges: „Ich weiß," begann dieser endlich, „Sie verlassen uns; erlauben Sie, daß ich Ihrer nächsten Zukunft,

die ja Poeten bekanntlich selten bedenken, einen Anhaltpunkt leihe. Dieser Brief empfiehlt Sie dem Hause des Hamburgischen Consuls zu Bordeaux, möge es Ihnen dort recht wohl werden. Nein, keine Widerrede. Es ist keine Wohlthat, die ich Ihnen hiemit aufdringe, im Gegentheile, Sie verpflichten mich auf das angelegentlichste, wenn Sie jener mir befreundeten Familie Ihre bewährten Dienste, Ihre reichen Talente widmen. Sie werden dort mit offenen Armen empfangen sein. Der Herr geleite Sie!"

Er drückte dem Erstaunten herzlich die Hand und bog um die Ecke der Gasse.

Wie man den letzten Stunden eines armen Sünders, den der Uebergang in's Nichtsein erwartet, alle Wohlthaten des Daseins genießen läßt, als wollte man ihm den Abschied recht empfindlich erschweren — so schien sich das Füllhorn der Menschengüte noch einmal über Fritz ausschütten zu wollen, um ihm erkennen zu lassen, welche Schätze er zurücklasse.

„Geh unter, schöne Sonne, sie achteten
Nur wenig Dein, sie kannten Dich, Heil'ge, nicht,
Denn mühlos und stille bist Du
Ueber den Mühsamen aufgegangen."

Dieser Accord aus seligen Dichterstunden zog durch seine Seele mit schwellendem Wohllaut, die letzten Häuser lagen hinter seinen Schritten, ihn empfing der wogende Feldpfad. Alle Pracht und Herrlichkeit des Sommers lag auf den Fluren, duftig wehten die Lüfte aus Baum und Strauch, er wendete sich um; die Stadt prangte im Abendroth und ihr zu Füßen blickte der liebliche Main, den Hunderte von Schiffen belebten — und er sprach im Weiterwandern: „In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid! Doch, wie verscheucht von thörichter Bitte, flieht der Zauber! Dunkel wird's, und einsam unter dem Himmel, wie immer, bin ich!"

Die Macht der weltgeschichtlichen Ereignisse hatte nach und nach die Erinnerung an die Homburger Episode und ihre traurigen Folgen in den Hintergrund gedrängt, aber eine unheilbare Verstimmung war im Hause Gontard's zurückgeblieben.

Dem verständigen Jacob waren die Beziehungen kein Geheimniß geblieben, unter denen Friedrich's plötzliche Entfernung stattgefunden hatte. Orbes war der einzige, mit dem er darüber sprach, aber sein Verhalten zu Susanna und Alma wurde ernster, gemessener, strenger und seine Salons, einst der Sammelplatz und Mittelpunkt der Intelligenz und künstlerischer Größen, der patricischen Aristokatie, welche selbst den Gefeiertsten der damaligen Zeit, den Heros Goethe aufzunehmen die seltene Auszeichnung genossen, sie waren jetzt verödet und eine unheimliche Stille lag über jenen sonst heitern, dem Cultus griechischen Lebens geweihten Räumen. Selbst das Getobe der nunmehr einer höheren Unterrichtsanstalt übergebenen Knaben war verstummt und nur das Geschäftsleben brachte zuweilen Abwechslung in diese Einförmigkeit.

Jacob hegte den Lieblingsplan, seine ihm über Alles theure Schwester Alma dem einzigen Jugendfreunde, dem treuen Genossen und Theilhaber seiner eigensten Gesinnung Orbes zu vermählen, obschon das Mädchen niemals die entfernteste Zuneigung zu dem „Nüchternen" an den Tag legte.

Susanna wies jegliche Einmischung in diese Angelegenheit, die ihrer Natur entschieden widerstrebte, unbedingt von sich und so war die Sache ausschließlich nur zwischen den Männern abgemacht worden, wie man ein Geschäft anderer Natur beilegt.

Der anberaumte Zeitpunkt der Verlobung war der Erfüllung nahe und Orbes kam eines Morgens, das Nähere in Bezug darauf zu besprechen. Er traf Gontard auf seiner Schreibstube allein und verstört. Ein Blick überzeugte ihn, es müsse etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein. Allein gewohnt, zu beobachten und das Vertrauen an sich herankommen zu lassen, ließ er sich in seiner Absicht nicht irre machen, sondern näherte sich vorsichtig dem Zwecke seines Besuches.

Nach mehreren einleitenden Reden jedoch bemerkte er, daß Jacob ihn nicht gehört hatte, sondern unverwandt auf ein Blatt in seinem Contobuche stierte, wirr, ruhelos, unstät. Orbes wiederholte aufmerksamer und nachdrücklicher sein Anliegen, aber Jacob stand auf, durchschritt das Zimmer, wie Einer, der nach Fassung ringt, und erwiederte nach einer Pause dumpf und hohl: „Willst Du die Schwester eines Bettlers heirathen?"

„Mein Gott, ich verstehe dich nicht."

„Dann lies diesen Bericht."

Er reichte ihm dabei ein Schreiben aus New York. Es enthielt die Fallit-Erklärung eines der bedeutendsten dortigen Handelshäuser, Gontard's Agentur.

Orbes entfärbte sich und ließ das Blatt sinken. Jacob sah ihn starr mit kalter Verzweiflung an und seinen bleichen Lippen entfielen die Worte: „Ja, ich bin ein Bettler!"

Damit sank er in den Lehnstuhl nieder.

Während dessen waren die Frauen in den anderseitigen Gelassen des Hauses mit Zurüstungen zu einer Badereise vollauf beschäftigt, denn Susanna kränkelte seit Wochen bedenklich und ein Aufenthalt an den Küsten der Nordsee war ihr dringend angeordnet.

Die Vorbereitungen waren getroffen und sie sollten noch denselben Nachmittag aufbrechen. Da pochte es an der Thür und auf den Ruf trat Orbes herein, der Jacob am

Arme führte, auf dessen Angesicht die Spuren zerstörender Eindrücke mühsam zurückgedrängt waren. Prüfend und verstört blickte er bald die Schwester, bald den Freund an, bis sein Auge mit dem Ausdruck unendlicher Wehmuth auf Susanna verweilte. „Sie reisen," sprach Orbes, „und ich komme, Ihnen meine Begleitung anzutragen, indeß Jacob zur Ordnung seiner Geschäfte noch zurückbleibt. Ich habe ein Recht zu diesem Antrag, denn soeben habe ich bei Jacob um Alma's Hand geworben und ich hoffe, Sie werden seine Einwilligung sanctioniren!

Jacob umarmte den Freund tief aufathmend, indeß die Frauen sich erschrocken und erstaunt anblickten.

Das Jahr neigte dem Ende zu, ein ungewöhnlich strenger Winter war hereingebrochen und hatte zahlreiche Opfer an Menschenleben im Gefolge, namentlich im südlichen Theile von Frankreich und in einigen Gegenden Deutschlands. Nichts desto weniger und grade als Rückschlag des klimatischen und politischen Druckes, herrschte in den bewegteren Städten eine Jagd nach Vergnügen, eine Genußsucht und Lebenslust, wie sie auf den ersten Anschein nur dem Zustande allgemeiner Befriedigung und glücklichen Segensjahren entspricht. So war es vor allen zu Bordeaux. Fritz sah sich unter äußerlich günstigen Verhältnissen in neue Beziehungen zu Menschen und Dingen gebracht, die schon um ihrer Neuheit willen seine erregbare Phantasie beschäftigen mußten, wenn auch der Rückblick auf Verlorenes ihn nicht schmerzlich gedrängt hätte, den Aufschrei seines bedrängten Herzens durch andre Eindrücke zu übertäuben. Die südliche Natur einer geistreichen aufstrebenden Nation, die anregende Leichtigkeit des persönlichen Verkehrs, die zugängliche Liebenswürdigkeit begabter Menschen jedes Alters und Standes, wie sollten all diese Factoren anders als fesselnd und gewinnend auf ein Dichtergemüth wirken? Namentlich waren es Künstlerkreise, denen er gern angehörte und hier um so mehr täuschte ihn die eigene Phantasie über die seinem innersten Wesen nahe Gefahr. Die damalige Gesellschaft barg unter der lieblichen Hülle anmuthiger Formen den Taumel eines wüsten Lebens und aufreibender Genüsse, denen auch der Besonnenste anheimfallen mußte, sobald er sich über den Kern der socialen Erscheinungen irre leiten ließ.

Unter diesen Einflüssen konnte eine ohnedies in den Grundfesten erschütterte Gesundheit unmöglich erstarken, und nur mit den äußersten Besorgnissen erfüllt, hatte der zu Besuch anwesende Sinclair seinen Friedrich *wieder verlassen*. Um somehr mußte der Umstand zu bangen Vermuthungen Anlaß geben, daß eines Tages Friedrich, der, wie sonst, des Morgens ausgegangen war — noch am späten Abend nicht wiederkehrte. Anfragen und Nachforschungen ergaben, daß er die Stadt verlassen hatte und mit den nötigen Papieren zu einer Reise außerhalb des Landes versehen war.

Niemand ahnte die Veranlassung dazu, ein Tag erschöpfte Vermuthungen und Theilnahme daran, — dann ging die rauschende Lebenswoge auch über diesen Namen hin. Nach einer Woche kamen wohl noch Freunde und kamen Briefe an den Vermißten, dann blieben auch diese fort, die letzten Anklänge an den deutschen Gast. Dieser war indessen unaufhaltbar weiter gewandert, mitten im eisigen Winter, einsam, zu Fuß, über die steilen verschneiten Höhen der Auvergne, von Thal zu Thal, rastlos, allen Gefahren trotzend und wie gesagt von dem grimmigsten Dämon — bis er auf deutschem Boden ermattet niedersank. Spät in der Nacht hatte ihn eine ärmliche Dorfherberge aufgenommen, der matte Schein einer Laterne fiel auf einen am Tische hingelehnten Schläfer — er erwachte und mit dem Ausrufe herzfreudiger Ueberraschung stürzte der liebste Jugendfreund Sinclair an Friedrich's Brust: „Was gibt dich endlich der Heimath wieder?" Dieser ergriff die Hand des Freundes und wollte ihm antworten. Doch keines Wortes mächtig und überwältigt von der ungeheuersten Anstrengung einer unter allen Schrecken eines grimmigen Winters übereilten Wanderung, sank Friedrich auf die Bank nieder und reichte dem Freunde schweigend diesen Brief von Orbes:

Wangeroog den — 18.

„Es ist, als sei mit Ihnen, edler Freund, der gute Genius des Hauses Gontard entwichen; denn kaum schien Alma's Melancholie etwas beschwichtigt, als ein Siechthum bedenklichster Art die treffliche Susanna heimsuchte. Das Nordseebad hat die Leiden des schwergeprüften Weibes dergestalt gesteigert, daß wir gezwungen waren, weit über die Saison hier zu verweilen. Aber noch eine andre Rücksicht bannt uns in diese Verborgenheit — der jüngste und härteste Schlag: Gontard ist bankerott — des Besitzthums letzte Reste sind es, an welche sich die Familie klammert und Jacob kommt nur als Retter, oder nie wieder zum Vorschein — möge er nicht zu spät kommen! muß ich den Himmel bitten, so oft ich die hinwelkende Rose Susanna betrachte. Dieses Alles Ihnen zu melden, ist meine traurige Pflicht — aber ich muß und will sie erfüllen, dafür achte ich Sie zu aufrichtig. Senden Sie einen Lichtstrahl der Theilnahme in diese öde Nacht der Verlassenheit!"

Sinclair versuchte nicht, den Freund zu trösten — aber er fand seinen Zustand derartig, daß er ihn nicht allein lassen konnte. Er wanderte am nächsten Morgen mit ihm den Küsten der Nordsee zu.

Ein stiller Wintertag breitete seine Friedensfittige über Wangeroog; ein leichter Lufthauch kräuselte die Fläche der Nordsee, die in hellen Farben spielte und manches lustige Segel wogte hinaus in die lautlose Wasserwelt, und zwischen den Sandbänken und Klippen der Insel schaukelten leichte Fischerbarken.

„Es rauschet die Fluth auf und nieder
Und decket mit schäumigem Gefieder
Der Tiefe Geheimniß zu.
Dann wiegt sich die kräuselnde Welle
In farbig kristallener Helle
Dahin voll wohliger Ruh.

Und Niemand vermag es zu ahnen
Auf welch' unenthüllbaren Bahnen
Die stille Welle verrinnt?
Wo ihre segnende Sendung,
Wo ihres Laufes Vollendung,
Wo ihre Vernichtung beginnt!"

Und nichts in der friedlichen Stille ringsumher ließ eine Ahnung aufkommen von den tief eingreifenden Erlebnissen, zu deren Schauplatz das Schicksal grade diese kleine Erdscholle auserkoren hatte.

Zwischen den niedern Hütten der Eingebornen ragte die alte Schifferkirche unscheinbar und verwittert empor. Es war Sonntag. Orgelklang und Andachtgesänge wurden vernehmbar. Neben der Kirche war ein kleiner Platz als Friedhof eingezäunt, zwei Wanderer erschienen an dem Eingange der Umfriedung.

„Die Leute sind bei'm Gottesdienst," sprach Sinclair, „wir werden jetzt Nichts erfragen. Komm indessen mit in die Kirche."

Friedrich zögerte, er faßte des Freundes Hand.

„Eine feste Burg ist unser Gott!" scholl es jetzt mächtig aus dem Kirchlein und unwillkürlich beugten sich die Männer vor der Allgewalt des anklingenden Gedankens. Und sie traten an die Schwelle des Gotteshauses. „Schau dort!" sprach Friedrich, sich nochmals umwendend und sein Auge weilte auf dem bekränzten Kreuze eines ganz frisch aufgeworfenen Grabes, das auffallend zwischen den beschneiten Andern hervorragte — deren Denktafeln fast verwittert waren.

Zögernd traten die Freunde näher, Sinclair hatte zuerst die Inschrift gelesen und wollte seinen Gefährten zurückhalten, um dessen Aufmerksamkeit abzulenken — da stürzte Friedrich auf das Kreuz hin, lüftete den Kranz vollends und las:

„Susanna Gontard."

Sein Antlitz küßte den starren Hügel. Die Orgel verstummte, langsam entfernte sich die kleine Schaar der Beter aus dem Kirchlein — es war wieder erbauliche Stille ringsum, daß man das Spiel der Uferwelle im Klippensande vernahm. Heiter glänzte das freundliche Tagesgestirn auf die blendende Schneefläche und in die farbenschillernden Wellen nieder, darüber die Möve hinschwebte als fröhlicher Jugendgedanke — doch mitten in all' der sonnigen Daseinsfreude war das harmonische Saitenspiel eines Menschenherzens zerrissen worden — keine Kunde davon zitterte durch die Schöpfung:

Alles einet Ort und Stunde,
Den Verlust und den Besitz,
Sonnenlächeln, Zornesblitz,
Lebensquell — und Todeswunde! —

Wenig war es, was Sinclair von den Eingebornen zu erkunden im Stande war. Jacob Gontard hatte noch den Segenshauch des geliebten Weibes empfangen, er war am Abende ihres Verscheidens eingetroffen, nachdem er die kargen Trümmer eines bedeutenden Besitzthums für die Seinen gerettet und eben im Begriffe stand, neue Quellen des Erwerbes anzubahnen. Er hatte die Insel mit Alma und Orbes bald darauf verlassen. Man führte die Freunde in das Zimmer, welches Susanna noch zuletzt bewohnt, wo sie die leidenvolle Welt des Wahrnehmbaren mit jener unbekannten der Ideale vertauscht hatte. Verwelkte Blumen lagen noch auf ihrem Arbeitstische, neben einem aufgeschlagenen Buche, es war Friedrich's Hyperion; ein Epheublatt lag bezeichnend bei der folgenden Stelle: „— Auch wir sind nicht geschieden! Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohllaut, Natur! Wie der Zwist Liebender sind die Dissonanzen der Welt: Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder!" Daneben waren mit Bleistift die kaum lesbaren Worte hingekritzelt:

„Ihrem Hyperion — Diotima!"

Ostern, das liebliche Fest des Maien, verklärte die lange gefesselte Erde und die ganze Natur war Ein großer tiefer Athemzug der Erquickung, der Befreiung, der seligsten Lebensfülle. In froh bewegten Schaaren zogen geschmückte Menschen durch die Straßen Tübingens, muntere Kinder jubelten um ihre Gabenspender, Scherz und Frohsinn, die erhaltenden Genien des Lebens, hatten ihr Lager aufgeschlagen zwischen den Siegesbogen des Frühlings. Auch unter den Jüngern des Sänger-

bundes in Schwaben herrschte freudige Regsamkeit, Mathisson hatte in Stuttgart die Herausgabe von Friedrich's Poesien vermittelt, deren Erscheinen die Freunde und Strebensgenossen desselben wie eine Art Musenfest begrüßten. Der wackere Neuffer und der Lebenszecher Schubart wurden erwählt, um der verehrten Mutter des Dichters ein prächtig ausgestattetes Exemplar des Buches zu überreichen. Im Gärtchen vor dem Thore ihres Hauses saß die ehrwürdige Greisin, schwermüthig, gedankenvoll, sich sonnend an den wohlthätigen Strahlen der Lenzsonne, ihr müdes Auge labend an dem jungen Grün, an dem Getriebe zukunftvoller Menschen.

Sie empfing die wohlbekannten Männer mit gerührtem Danke, drückte das Buch an ihr Herz und sprach unter Thränen: „Ach, wann endlich werd' ich meinen Sohn so umarmen, wie dies sein liebes Werk!" und mit einem Blick in das Buch: „Ja, das ist der holdselige Schwärmer! So tönt eine Leier, die Gott selbst besaitet hat. Ach, das Beste bleibt aber doch unausgesprochen — im Dichten wie im Leben!"

Sinclair war eingetreten, die Matrone reichte ihm die Hand: „Sie durften mir nicht fehlen am geistigen Geburtstag Friedrich's, Sie treue Seele; doch Sie haben ihn zuletzt gesehen, wo und wie und wann? darauf sind Sie mir noch Antwort schuldig." —

„Edle Frau, ich bin sein Abgesandter, seit Tagen und Wochen erwarte ich unsern Freund — ach Gott" — er wendete sich ab und sagte zu Neuffer — „Nein, ich vermag es nicht, ihr das Wahre zu sagen."

Eben war ein Herr mit einer Dame, beide im Gewande der tiefsten Trauer in den Hofraum getreten, die alte Frau eilte auf sie zu: „Ach, können Sie mir Nachricht geben, theurer Doctor — wann kommt mein Sohn?"

„Morgen, gute Mutter, morgen" — antwortete Orbes, „ich komme, Ihnen dies zu melden, morgen erhalte ich sicher Berichte für Sie und meine liebe Alma soll sie Ihnen selbst überbringen!" Er tröstete und beschwichtigte endlich die besorgte Frau, die er in den wenigen Tagen seines Hierseins so verehren gelernt hatte, wie die Stimme eines Orakels. Ja, — es waren verwandte Töne des Sohnes, die ihn aus dem Munde der Greisin so magisch ansprachen. Der Wille des Bruders, die Macht der Dankbarkeit, die Probehältigkeit echter Freundschaft hatten über Alma gesiegt — sie hatte sich ihm kurz vor Susanna's Hintritt, von dieser gesegnet, in aller Stille vermählt. Zu ihr sagte Orbes — „Du magst zusehen, wie Du es ihr beibringst." —

„Was denn?" fragte bange Alma.

„Ja so," fuhr Orbes fort — „ach! die Wirklichkeit! Doch Du, Alma, Du mußt endlich Alles wissen. Komm." Sie trennten sich von den Freunden und fuhren an das entgegengesetzte Endtheil Tübingens. Vor dem Hospitale machten sie Halt.

Einen langen Corridor mußten sie durchschreiten, dann gelangten sie an eine Pforte, darauf stand: „Abtheilung für die Irren."

Alma athmete kaum, ein schmerzliches Ahnen durchzuckte ihre Seele, es lag wie schwüler Nebel vor ihren Sinnen; sie hielt sich fester an ihren Gatten geschmiegt, ihr Schritt wankte, kein Laut kam über ihre Lippen. Sie wandelten eine Reihe von Zellen entlang, fremdartiges Geräusch störte nur selten die unheimliche Stille und die Tritte des Wärters verhallten in den öden Steingewölben, in denen der Sonnenstrahl wie ein verirrter Wandrer ungastlich aufgenommen schien. Alma konnte nicht weiter. Orbes umfaßte sie und sprach mit Innigkeit: „Ich kann sie Dir nicht ersparen, geliebtes Weib, diese Feuertaufe des Schmerzes; er wird Dich berühren mit seinem Weihestahl und der blendende Schleier wird fallen von Deiner Welt der Ideale. Vom Wurme hängt der Gott in uns ab und jene, so dies vergessen, die Märtyrer der Phantasie, sie enden wie unsre Griechin, jene „Corinna des Nordens," oder, wenn die Götter zürnen, wie dieser vielbeweinte Unglückselige!" Sie standen vor einer Zelle, durch das schmale Fenster sah man eine Gestalt, wirr, verstört, verwildert, im Anschauen eines Bildes vertieft, unverständliche Laute ausstoßend. Ueber der Thür eine Tafel, darauf der Name: Friedrich Hölderlin!

Groß ist die Natur, reich und schön, wo sie noch in unentweihter Ursprünglichkeit waltet, erhaben sind selbst ihre Zerstörungen, erschütternd die gleichmäßige Ruhe, mit der sie über das erschöpfte Einzelleben hinschreitet. Und soll sie nutzbar werden und dienlich den Zwecken irdischer Bestimmung und Vervollkommnung, so muß sie dem Gesetze sich unterwerfen, das ihre Wildheit zähmt, ihre Kraft regelt, ihre Bahnen vorzeichnet und ihre gewaltigen Triebe dem großen Ganzen unterordnet. Nicht anders ist es mit den Atomen des Weltengeistes, die wir „Menschen" nennen, deren jedes Einzelne berechtigt scheint, in sich und für sich die Schöpfung darzustellen, und doch nur im Zusammenhange mit den ewigen Normen eines ungetrübten Kreislaufes der Entwicklung das erzeugen kann, was man ein geltendes Leben nennt, welches auch mustergültige Spuren seiner Bestrebungen hinterläßt. An jener Klippe der Cultur, dem Berufe zum Glücke, das mit Bewußtsein eingreift in Unabänderliches, „dem ungeheuren Streben, Alles zu sein, das wie der Titan des Aetna heraufzürnt aus den Tiefen unsers Wesens" — sind die edelsten Naturen gescheitert — sie mit Erfolg zu umschiffen,

scheint die Aufgabe eines fortgeschrittenen Jahrhunderts zu sein — es dämmert herauf!

Mit diesen Gedanken verließ Orbes das Hospital, aus dessen dunkler Pforte er seine tiefgebeugte Gattin führte. Ueber Alma's Wesen lag seit jenem Tage ein ernster Schatten gebreitet und ihre liebsten Stunden lebte sie fortan nur an der Seite von Friedrich's Mutter, die aus dem Munde des holden Weibes die Trauerbotschaft mit wahrer Gottergebenheit vernommen hatte.

Sinclair brachte jeden Tag Berichte über das Befinden des unheilbar Kranken und diese Kunden, denen nicht selten ein leichter Hoffnungsschimmer als tröstender Engel zum Geleite diente, waren der süßeste Lebensinhalt der beiden Frauen. Die Theilnahme des deutschen Vaterlandes wendete sich der schwergebeugten Mutter zu, Goethe's Anfragen, Schiller's herzliche Briefe, die Freundschaftsbeweise der edelsten Zeitgenossen ihres Sohnes hätten ihr Herz mit Stolz erfüllen können, wenn darin neben dem Gedanken an des Sohnes Geschick und dem andächtigen Vertrauen auf die rettende Gottheit noch eine Empfindung Raum gehabt hätte.

Jahre waren hingegangen, die Hülfsmittel der Wissenschaft erschöpften sich längst an den Mysterien eines unentwirrbaren Organismus und angestellte psychologische Versuche hatten nur ganz flüchtige Erfolge an Hölderlin. Ein Wiedersehen Alma's entlockte ihm Thränen und den Schmerzensruf: „Diotima!" Mit Freunden aus frühester Zeit sprach er selten vertraulich, Musik, womit er sich am liebsten beschäftigte, übte einen beruhigenden Zauber — doch fehlte darin, wie in seinen Gedichten aus jenen Tagen, immer mehr der energische Gedanke, Zusammenhang und Form, es waren Irrgänge eines flackernden Lichtes, kein Strahl, keine Wärme, kein Leben. Endlich mußte dem Andringen der liebenden Mutter willfahrt werden, sie wollte den armen Sohn doch wiedersehn, man baute sogar leise Hoffnungen auf den Besuch — doch er verdüsterte nur die Nacht des Unheils, der Kranke verfiel melancholischen Phantasien, die alte Frau aber ward bald darauf ein Opfer der verzehrenden Aufregung. Alma begrub auch sie.

Stern um Stern an ihrem Lebenshimmel war hinabgesunken, fast gleichgültig vernahm sie die Nachricht, daß Orbes und Gontard mit den Kindern das Vaterland zu verlassen und jenseits des Oceans eine neue Heimath zu suchen beschlossen hatten — sie warf eine Scholle Erde auf alle theuren Erinnerungen und betrat den Boden der neuen Welt mit ruhiger Entsagung. Nach einer Reihe von Jahren erhielt sie von Freundeshand dieses Blatt zur Erinnerung an den „Lebendig Begrabenen," der „lange sterbend" alle die Seinen überlebte:

Ebene Wege.

Wer Dir im Geiste wahlverwandt,
Den schone nur und hege
Und ebne ihm mit milder Hand
Die rauhen Pilgerwege.

Viel Tausende vorübergeh'n
Achtlos für Deine Grüße,
Verweht doch jedes Lüftchens Weh'n
Die Spuren ihrer Füße.

Und kommt der Eine, der verweilt,
Wo Du es liebst, zu weilen —
So sei der Raum mit ihm getheilt
Und all', was ist zu theilen.

Dann bist Du voll, dann bist Du ganz —
Zureifend Deiner Sendung,
Und spiegelst selig Dich im Glanz
Der künftigen Vollendung!

Die Stellung der Frauen im Orient und Occident.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Die Frauen bilden das Herz im Staatskörper; von ihrer Stellung hängt die Zukunft der Staaten und somit das Schicksal des ganzen menschlichen Geschlechtes ab. Einem Thema so wichtiger Art geziemt eine ernste Behandlung. Die Stellung der Frauen in der Familie wie im Staate wird wesentlich bestimmt durch Sitte und Gesetz. Die besten Zustände werden sich bei denjenigen Völkern finden, wo die Sitte dem Gesetze vorauseilt, mehr thut als das Gesetz verlangt, ja dieses in gewissem Grade überflüssig macht — und umgekehrt die schlechtesten Zustände da, wo die Sitte am weitesten hinter dem Gesetze zurückbleibt.

Da ich kein Rechtsgelehrter bin und die Gesetzgebung bei den verschiedenen Völkern doch so bestimmend auf die Stellung der Frauen einwirkt, so scheint es mir nöthig, hier gleich die Hauptquellen anzudeuten, aus welchen ich die Grundlagen zu meinem Studium geschöpft habe. In erster Linie stehen hier unsers großen Grimm's deutsche Rechtsalterthümer; dann Edouard Laboulaye's gelehrte und geistvolle Untersuchungen über die bürgerliche und politische Stellung der Frauen seit den Zeiten der Römer bis auf unsre Tage; endlich Ernest Légouvé's vortreffliche

Sittengeschichte der Frauen. Für den Orient diente mir, außer dem Koran, besonders D'Ohsson's riesiges Werk: Tableau général de l'Empire Ottoman als Führer. Interessante Notizen verdanke ich außerdem Klemm's Werke über die Frauen und Charles White's Untersuchungen über die Sitten und Einrichtungen bei den Türken.

Ich werde in dem Bilde, das ich vor Ihnen entwerfe, hauptsächlich die Gegenwart zeichnen, aber nicht umhinkönnen, auch hin und wieder in das Alterthum zurückzugreifen, um zu zeigen, wie das, was wir vor uns sehen, so geworden, und warum es so geworden.

Wenn wir eine Parallele ziehen zwischen der Stellung der Frauen im Morgen- und Abendlande und dabei einen Blick in die Geschichte werfen, so stellt sich als erstes überraschendes Resultat heraus, daß die Stellung der Frauen im Orient seit Jahrtausenden dieselbe geblieben, immer dieselbe gewesen, so weit unsre Kenntniß ihrer Geschichte zurückreicht, während im Occident eine fortwährende Entwicklung sich zeigt, ein unaufhaltsamer Fortschritt zum Bessern.

Im Orient finden wir Stillstand, Erstarrung, Zustände, wie sie dem Untergange der Völker vorauszugehen pflegen; im Occident dagegen finden wir Leben, Bewegung, alle Bedingungen einer noch großen Zukunft. So rasch geht hier die Entwicklung zum Bessern vor sich, daß wir in den letzten Decennien Erscheinungen gesehen, welche im vorigen Jahrhundert noch zu den Unmöglichkeiten gehörten. Hier sind besonders die socialen Reformen zu nennen, welche von hervorragenden englischen Frauen ausgingen, einer Elisabeth Fry, Clara Balfour u. A. Es ist der Einfluß der Frauen hervorzuheben auf die Verbesserung des Gefängnißwesens, die Bildung der ärmern Classen durch Errichtung von Sonntagsschulen, ihre sittliche Einwirkung auf weibliche Sträflinge ꝛc. ꝛc.

Seit den ältesten Zeiten und bei allen Völkern haben sich in der Behandlung und Würdigung der Frauen die seltsamsten Widersprüche und Verkehrtheiten gezeigt, wovon sich selbst heute, und zwar bei den gebildetsten Völkern, noch Spuren genug vorfinden. Von den Poeten und glühenden Liebhabern wurden sie besungen als Blumen, gefeiert und angebetet als gute Genien, überirdische Wesen — von den Gesetzgebern und im bürgerlichen Leben wurden sie behandelt als Sclavinnen und im besten Falle als unmündige Kinder.

Nun bin ich der Meinung, daß die Frauen weder Blumen, noch überirdische Wesen, sondern Menschen sind wie wir; in mancher Beziehung verschieden von uns, aber in jeder Beziehung uns ebenbürtig; — ich bin der *Meinung*, daß die Aufgabe der Frau im Leben, wenn sie auch einen beschränktern Wirkungskreis hat, doch nicht minder wichtig ist als die Aufgabe des Mannes und daß die Frauen deshalb die vollständig gleichberechtigte Hälfte des menschlichen Geschlechtes bilden.

Ich glaube, daß die Frauen bei dieser Auffassung, der sich auch die neuere Gesetzgebung zuzuneigen scheint, selbst besser wegkommen, als bei aller romantischen Ueberschwenglichkeit und ihrem nothwendigen Gegensatz, und ich kann mir kaum denken, daß Frauen recht glücklich, ihres Lebens recht froh werden können, die sich nicht früh gewöhnt haben, ihre Aufgabe im Leben als eine höchst ernste und wichtige zu fassen. Hiemit habe ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, den Leitfaden gegeben, der sich durch meine Betrachtungen ziehen wird.

Bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den Stämmen der edlen arischen Race, war die Stellung der Frau eine unwürdige. Die Frau wurde als Sache behandelt, sie konnte verkauft werden. Dies war sogar bei den durch ihre Frauenverehrung ausgezeichneten Germanen der Fall. In der isländischen Sage finden wir, daß der Mann unter besondern Umständen seine Frau einem Andern käuflich überließ. Bei den Sachsen herrschte dasselbe Recht, das sich am längsten in England erhielt, wo noch in diesem Jahrhundert, zuletzt in den Jahren 1815 und 1819, Fälle vorkamen, daß Ehemänner ihre Frauen auf öffentlichem Markte verkauften.

In welcher geringen Achtung das Recht der sonst in der Cultur so weit vorgeschrittenen Indier die Frauen hielt, möge eine einzige Stelle aus dem Gesetzbuche des Manu veranschaulichen. Hier gibt eines der längsten Capitel, welches nicht weniger als 25 Seiten enthält, Vorschriften über die Mittel, durch welche eine Frau zu hüten sei. Zur Rechtfertigung der darin angeführten strengen Maßregeln sagt Neréba: „Eine Frau bleibt ihrem Gatten weder treu aus Furcht vor dem Sittengesetze, noch aus Sorge für Haus und Gut, noch aus Achtung für ihre Familie, noch in Folge guter Behandlung, sondern lediglich aus Furcht vor Prügel und Gefängniß. Denn Sturm und Unwetter, Tod und Abgründe, die Schärfe eines Rasirmessers, Gift und Schlangen sind alle zusammengenommen nicht so schlimmer Natur wie eine Frau."

Diese Worte des ernsten Gesetzgebers bilden einen beredten Commentar zu der überschwenglichen Rolle, welche die Frauen in der indischen Poesie spielen.

Bei den Juden war die Stellung der Frau eine so recht- und schutzlose, daß ein falsches Zeugniß genügte, um eine Frau schuldig erscheinen zu lassen, wie wir am deutlichsten aus der Geschichte der Susanna sehen, welche trotz

ihrer Unschuld verdammt wurde, ohne daß man daran dachte, die Sache zu untersuchen, und es gleichsam einer göttlichen Dazwischenkunft durch den Mund Daniel's bedurfte, um ihre Unschuld an's Licht zu stellen.

In Rom, wie in allen Staaten, wo die Familie vorwiegend den Charakter einer politischen Institution hatte, waren Frau und Kinder ganz in die Gewalt des Paterfamilias, des Familienvaters gegeben. Dieser hatte die gesetzliche Macht, seine Tochter auszusetzen, zu verkaufen, zu tödten, kurz mit ihr zu machen was er wollte; ja die väterliche Gewalt hörte selbst dann nicht auf, wenn die Tochter verheirathet war; der Vater konnte sie von ihrem Gatten zurückverlangen.

Ganz anders finden wir die Familienverhältnisse bei den alten Germanen. Wie groß hier die väterliche Gewalt auch war, so bildete sie doch nicht die eigentliche Grundlage der Familie; Geburt und Blut waren die Quellen, aus welchen die Rechte der Familienglieder flossen; weder durch Heirath noch durch Emancipation verloren die Kinder die ihnen von der Natur zukommenden Privilegien. Der Vater konnte nicht einmal nach Belieben über sein Vermögen verfügen; das germanische Gesetz sicherte den Kindern ihr Anrecht auf die väterlichen Güter. Ja, die Kinder waren gesetzlich Mitbesitzer der Güter, welche der Vater ohne Einwilligung seiner Erben nicht veräußern durfte. Die Kinder konnten noch zu Lebzeiten des Vaters ein eigenes Vermögen erwerben und unabhängig darüber verfügen.

Bei den Germanen stand der Geschlechtsverband höher als die Familie. Die verheirathete Frau, wenn sie auch dem Gesetze nach sich in der Gewalt des Mannes befand, hatte einen mächtigen Rückhalt an ihrer Verwandtschaft, die keine ihr zugefügte Unbill ungeahndet ließ.

Die Sitte, den Töchtern bei ihrer Vermählung ein Heirathsgut mitzugeben, wurde erst mit dem römischen Rechte in Deutschland eingeführt. Früher war es hier, wie bei allen nordischen Völkern Brauch, daß die Tochter dem Vater vom Bräutigam abgekauft wurde, wodurch er sich aller Rechte auf sie begab, ein Brauch, der noch heutzutage im ganzen Orient besteht. Bei uns ist dies Verhältniß bekanntlich oft umgekehrt: Die heirathslustigen Männer kaufen den Vätern ihre Töchter nicht mehr ab, sondern suchen in den meisten Fällen ein möglichst großes Vermögen zu erheirathen, so daß häufig das Heirathsgut als Hauptsache betrachtet wird.

Uebrigens ist zu bemerken, daß die germanischen Heirathes- und Erbschaftsverhältnisse noch nicht hinlänglich aufgeklärt sind. Die mangelhafte Kenntniß davon wird in neuerer Zeit vielfach ergänzt durch eine genauere Kenntniß der alten scandinavischen Rechtszustände. Hier finden wir, daß die Mitgiftsangelegenheit bei Verheirathungen in ähnlicher Weise geregelt wurde wie noch heute bei unsern Bauern der Fall ist. Es kamen Fälle vor, wo die Frau ein weit größeres Heirathsgut mitbrachte, als der Mann, und daß danach auch ihre Rechte in verhältnißmäßiger Erweiterung festgestellt wurden.

Ueberall bei den Germanen war die Frau unumschränkte Herrin im Hause.

Eine Unsitte, die bei uns nur noch sporadisch vorkommt, war bei allen Völkern des Alterthums allgemein: nämlich daß die Eltern über Herz und Hand der Tochter verfügten und diese, die doch zunächst bei der Heirath betheiligt war, am wenigstens dabei zu Rathe gezogen wurde.

Bei den Römern wie bei den Germanen bestand das Recht der Ehescheidung, wurde aber selten ausgeübt. Bei den Germanen hatte der Mann das Recht, eine treulose Frau zu tödten, oder mit abgeschorenen Haaren fortzujagen. Ebenso stand die Todesstrafe auf den so häufig bei unsern Altvordern vorkommenden Entführungen von Frauen und Mädchen. Ein ganz eigenthümliches Verfahren ordnete das spätere friesische Gesetz an, wodurch die Frau zur Schiedsrichterin des Schicksals ihres Entführers gemacht wurde. Sobald man ihrer habhaft ward, kam sie in die Gewalt des Frohnboten, der sie nach dreitägiger Haft auf den Richtplatz führte und zwei Stäbe vor ihr in die Erde steckte. Bei dem einen Stabe stellten sich die Verwandten der Entführten, bei dem andern stellte sich der Entführer auf. Der Frau blieb es freigestellt, sich zu einem der beiden Stäbe zu begeben. Ging sie zum Entführer, so wurde die Ehe als giltig betrachtet und es fand keine weitere Strafe statt; wenn sie aber zu ihren Verwandten ging, so verfiel der Entführer der Gewalt des Gesetzes.

Allgemein bekannt ist, wie sehr die alten Germanen durch die hohe Verehrung, welche die Frauen bei ihnen genossen, vor allen Völkern sich auszeichneten. Trotzdem war auch bei ihnen, nach unsern heutigen Begriffen, die Stellung der Frauen eine unwürdige. Erst das Christenthum brachte den Frauen Freiheit und Erlösung. Das große Wort des Heilands, als die Juden die Ehebrecherin zu ihm führten, um sie zu steinigen: Wer sich unter Euch rein fühlt, der hebe den ersten Stein auf! — schoß wie ein Sonnenstrahl in jeden sündigen Winkel und begründete eine wahrhaftige Gerechtigkeit, an welcher die Frauen hinfort auch Theil haben sollten. Aber das Christenthum fand wiederum für seine Heillehre nirgends einen so fruchtbaren, so

wohlbereiteten Boden wie im germanischen Lande. Christenthum und germanischer Geist mußten zusammenwirken, um Freiheit und Würde der Frauen zu entwickeln. Bei den Slaven blieb die Frau unfrei trotz des Christenthums, bis germanischer Einfluß auch dort bessere Zustände vorbereitete; bei den Georgiern und Armeniern ist sie noch heute unfrei, obgleich das Christenthum in jenen Ländern schon seit anderthalb tausend Jahren herrscht.

Die christliche Ehe verlangt Gleichheit der Pflichten und Rechte. Wo solche Gleichheit nicht besteht, ist die Ehe keine echt christliche.

Die ältesten Christen handelten nach diesem Grundsatze, der erst verwischt wurde durch den Feudalstaat.

Der Feudalstaat trat in mehr als einer Beziehung als Feind und Verderber der Familie und der Gemeinde auf; die natürliche Ordnung, die Gleichheit der Erbschaft, konnte sich nur beim Volke erhalten.

Doch seit das Christenthum die innere Befreiung der Frau bewirkt hatte, war eine Bewegung eingetreten, die auf die Dauer nichts mehr hemmen konnte, und die über kurz oder lang auch die äußere, die gesetzliche Befreiung — die bis jetzt noch nicht ganz besteht — herbeiführen muß. Man wird mir nicht zumuthen, daß ich unter dieser gesetzlichen Befreiung die Emancipation der Frau im modernen Sinne des Wortes verstehe, denn eher noch würde ich der orientalischen Sclaverei der Frauen, als solcher Emancipation à la Louise Aston das Wort reden.

Aus der Vermischung des christlichen Germanenthums mit romanischen Elementen erzeugten sich neue Lebensformen und Sitten, und als Blüthe derselben entsprang jener ritterliche Frauendienst des Mittelalters, dessen Frucht erst jetzt zu reifen beginnt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete sich dieser Frauendienst, der bis dahin nur an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen geherrscht hatte, wo edle und schöne Frauen den Mittelpunkt alles ritterlichen und poetischen Lebens bildeten — seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete sich dieser Frauendienst auch in den Städten, mit seiner Ausdehnung immer mehr an sittlicher Grundlage gewinnend.

Die Völker, welche den Islam annahmen, blieben, mit Ausnahme der Araber, in Spanien, diesen großen Bewegungen fremd bis auf den heutigen Tag. Bei ihnen blieb die Liebe, wie sie bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den feingebildeten Griechen war: eine ausschließlich sinnliche. Hier konnte Frauenverehrung im höheren Sinne des Worts nicht aufkommen, wo die Frau von vornherein durch Gesetz und Sitte zur Sclavin des Mannes gemacht war.

Wenn ich nun versuche, Ihnen die Stellung der Frauen im Orient zu veranschaulichen, so werden die der Wirklichkeit entnommenen Bilder jedenfalls einen seltsamen Contrast bilden zu der Vorstellung, welche man sich nach der Schilderung der Poeten gewöhnlich über die Zustände im Orient zu machen pflegt. Ob früher wirklich Frauen wie Lallah-Rookh und Zuleikha im Orient vorkamen, weiß ich nicht; daß sie heute weder in Persien noch in der Türkei vorkommen, glaube ich behaupten zu können. Frauen von großer Körperschönheit, anmuthigen Bewegungen und vortrefflicher Beredtsamkeit gibt es genug im Morgenlande; aber was wir echte Weiblichkeit nennen, dürfte man dort vergebens suchen. Bei der strengen Sonderung der Geschlechter ist von vornherein alle feinere Bildung, die Blüthe der Geselligkeit, aller veredelnde Einfluß der Männer auf die Frauen, und umgekehrt, unmöglich gemacht, und in Folge dessen fehlt auch später alles innige, geistige Zusammenleben zwischen den Ehegatten, sowie ein glückliches Familienleben im wahren Sinne des Worts. Der Harem ist das Grab der weiblichen Würde. Eine im Harem aufgewachsene Frau und eine gebildete Europäerin sind zwei grundverschiedene Wesen, die sich niemals verstehen und verständigen würden, wenn sie auch dieselbe Sprache redeten.

Im Morgenlande sind die Frauen wie ein Licht, das unter den Scheffel gestellt wird, oder wie ein Schmuck, den man sorgfältig vor den Augen der Welt zu verbergen sucht. Sie leben in der strengsten Abgeschiedenheit von den Männern und erscheinen, wo sie sich öffentlich zeigen, in so vollständiger, absichtlich plumper Umhüllung, daß man von ihnen wenig mehr sieht als was sie selbst zum Sehen brauchen: ihre Augen. Diese Abgeschiedenheit von der Männerwelt und diese Art der Verhüllung wurden nicht erst durch Muhamed eingeführt, sondern sind eine asiatische Sitte, die aus den ältesten Zeiten stammt. Durch den Koran geheiligt und nach seinen Vorschriften streng überwacht, hat diese Sitte sich ohne die geringste Abweichung bis auf den heutigen Tag erhalten. Es liegt ihr der Gedanke zu Grunde, daß die Frau sich nur für ihren Mann schmücken, nur vor ihm ihre Reize entfalten soll. Der Morgenländer hält es für recht und sittlich, streng darüber zu wachen, daß die Reize seiner Frau keine Begierden in den Herzen anderer Männer erwecken, und darum muß sie beim Ausgehen ihre zierlichen Füßchen in möglichst großen Stiefeln und ihren feinen Wuchs in möglichst weiten Gewändern verbergen. Zu Hause aber muß sie so feine Pantoffeln tragen, wie man bei uns nur als Seltenheiten sieht, und sich mit der größten Sorgfalt salben, pflegen und schmücken.

Jedes türkische oder persische Haus zerfällt in zwei streng geschiedene Wohnungen, nach dem Stande des Besitzers mehr oder minder groß, deren eine: das Selamlik, von den Männern, und die andere, der Harem, von den Frauen bewohnt wird. Harem bedeutet ursprünglich Zufluchtsort, geheiligte Stätte, und es wird nicht nur die geweihte Wohnung der Frauen damit bezeichnet, sondern auch die Frauen selbst, welche eine Hausgenossenschaft bilden.

In den Häusern der Reichen findet man häufig den Harem mit dem Selamlik durch eine Reihe von Zimmern verbunden, welche Mabéin, d. h. wörtlich: „zwischen Beiden" genannt werden, und nur von dem Herrn des Hauses betreten werden dürfen, der auch allein das Recht hat, in das Innere des Harems zu bringen, zu welchem selbst den Dienern und nächsten Verwandten des Hauses der Zutritt versagt ist. Alle Dienste im Harem werden durch Sclavinnen verrichtet. Im untern Stock ist nach dem Hofe zu ein kleines Sprechzimmer, wo die älteste Sclavin den Dienern ihre Befehle ertheilt, jedoch solchergestalt, daß keiner seinen Fuß über die Schwelle setzen darf. In der Mauer ist eine Art Drehladen (türkisch dolab) angebracht, ähnlich wie in den Nonnenklöstern, und vermittelst dieses Drehladens wird alles Nöthige von Außen herbeigeschafft, ohne daß Sclaven und Sclavinnen einander sehen.

So wird auch nur in den gefährlichsten Fällen und nur unter sorgfältigster Ueberwachung ein Arzt in den Harem gelassen, dem aber selten mehr gestattet wird, als den Puls seiner Patienten zu befühlen. Alle gewöhnlichen Krankheiten werden von Frauen geheilt. Die Hülfe eines Geburtsarztes ist bei den Türken etwas so Unerhörtes, daß sie als ein Schimpf für die ganze Familie betrachtet wird.

Bei der äußerst strengen Ueberwachung der Frauen in den Haremen gehören verbotene Abenteuer hier fast zu den Unmöglichkeiten, und das Meiste was davon erzählt wird, ist aus der Luft gegriffen. Kommt einmal ein Fall der Art vor, so muß ihn die Frau, wenn er entdeckt wird, mit dem Tode büßen.

Solche Fälle sind aber äußerst selten und noch seltener ist ihre Entdeckung.

Demnach sind die Frauen im Orient so weit tugendhaft, als äußerer Zwang sie dazu nöthigt. Von jener höhern weiblichen Tugend aber, welche des äußeren Zwanges nicht bedarf, haben sie keinen Begriff und können sie keinen Begriff haben. Ihre Tugend steckt in der Zwangsjacke, nicht im Herzen. Natürlich liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an ihrer Erziehung, an den traurigen Verhältnissen, unter welchen sie aufwachsen. Von Kindheit an eingeschlossen im Harem, allem belehrenden Verkehr mit Männern, aller Geistesbildung fremd, führen selbst die reichsten Frauen im Orient, trotz alles Glanzes und Schmucks, womit sie umgeben sind, nach unsern Begriffen ein ödes, trauriges Leben. Wenn sie nur in den Garten gehen wollen, um frische Luft zu schöpfen, so darf dies nicht anders als unter der sorgfältigsten Ueberwachung und Umhüllung geschehen. Der Eintritt in die Moschee wird ihnen erst bei vorgerücktem Alter gestattet, und so ist den armen Frauen grade in der schönsten Zeit ihres Lebens sogar der Trost der Religion versagt. Die Fensterläden ihrer Wohnungen sind dadurch ihren Schleiern ähnlich, daß sie, selbst ungesehen, Alles dadurch sehen können, was draußen vorgeht. Das ist ihr einziger Verkehr mit der Außenwelt, nach unsern Begriffen gewiß kein befriedigender, denn ich glaube, daß einer schönen Frau wenigstens eben so viel daran liegt, von Andern gesehen zu werden, als Andere zu sehen.

Trotzdem würde man irren in der Annahme, daß die Orientalinnen sich selbst für so unglücklich halten, als sie nach unsern Begriffen erscheinen müssen. Sie kennen kein besseres Loos und sind deshalb zufrieden mit dem ihrigen. Ja, sie bedauern die Christinnen, die so wenig von der Eifersucht ihrer Männer geplagt werden, daß diese ihnen erlauben, unverschleiert durch die Straßen zu gehen, als ob die ganze Welt ihr Harem wäre, mit jedem Manne sprechen und — Gräuel aller Gräuel! — sogar fremde Männer bei sich zu empfangen. Denn nach der Eifersucht wird im Orient die Liebe des Mannes bemessen, in ähnlicher Weise wie bei uns früher Frauen aus dem Volke glaubten und hin und wieder noch glauben: ihr Mann liebe sie nicht, wenn er sie nicht zuweilen prügele.

Vornehme Orientalinnen lassen sich selten in den Straßen sehen. Die Einkäufe auf dem Bazar werden meistens durch ältere Sclavinnen besorgt, die ebenfalls immer in tiefster Umhüllung erscheinen. Kein Mann darf sich unterfangen, eine Frau auf der Straße anzureden, selbst wenn es seine eigene Frau wäre.

Eine natürliche Folge dieser strengen Sonderung der Geschlechter ist, daß öffentliche Verkäuferinnen, Ladenjungfern, Kellnerinnen, Hökerinnen ꝛc. im Orient nicht vorkommen.

Jede Familie lebt außer allem Verkehr mit andern und in jeder Familie leben wieder die beiden Geschlechter außer allem geselligen Verkehre. Selbst der Mann darf nicht wagen, in das Zimmer seiner Frau zu treten, wenn diese von ihrer Mutter, Schwester oder sonstigen nahen Verwandten Besuch hat. Zwingt ihn eine dringende Veranlassung, eine Ausnahme zu machen, so muß er sich vorher anmelden lassen, damit die besuchende Dame Zeit hat sich zu entfernen.

Freundschafts-, Pflicht- und Anstandsbesuche sind bei den morgenländischen Damen vollständig unbekannt. Keine Dame von Rang braucht sich einer andern, selbst der Sultanin nicht, vorstellen zu lassen. Das Verhältniß der Männer untereinander, Dienstpflicht, Freundschaft, oder was es immer sein möge, hat keinerlei Einfluß auf die Frauen.

Die öffentlichen Bäder sind fast der einzige Ort, wo Frauen aus verschiedenen Haremen in größerer Anzahl zusammenkommen und Gelegenheit haben, ihre Reize, ihren Putz und Schmuck vor Andern zu entfalten. Hier bringen sie denn auch, so oft sie können, einen großen Theil des Tages zu und hier sucht eine die andere an Zungenbeweglichkeit zu übertreffen. Nach dem Bade strecken sie sich auf weiche Teppiche, Stunden lang aus kleinen Schälchen schwarzen Kaffee schlürfend und ihren Tschibuk dazu rauchend. Die Kostbarkeit dieses Tschibuks, sowie die Pracht ihrer Gewänder und sonstigen Zierrathe und endlich die Zahl ihrer Sclavinnen bilden den Maßstab, wonach sie ihre Stellung untereinander bemessen, sich gegenseitig anziehen und abstoßen, loben und schmähen, bewundern und beneiden. Die Toilette nimmt eine geraume Zeit in Anspruch, da außer Salben und Oelen, weißer und rother Schminke noch verschiedene Schönheitsmittel angewandt werden, wie z. B. der Cohol, zum Färben der Augenbrauen, welche für besonders schön gelten, wenn sie in einem einzigen großen Bogen sich über Augen und Nase ziehen. Diesen Bogen künstlich herzustellen, wenn die Natur nicht dafür gesorgt hat, ist eine äußerst wichtige Angelegenheit für die Orientalinnen. Ferner gilt es für eine unerläßliche Zierde, die Nägel und Fingerspitzen blau zu färben mit Chenna.

Bekanntlich kam im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich die Mode der Mouches oder Schönheitspflästerchen auf, die zugleich mit dem Reifrock wieder verschwanden. Diesen Schönheitspflästerchen gleicht das in Persien und besonders unter den Kurden übliche Besprenkeln der Brust mit schwarzen Flecken, wie denn ein kurdischer Dichter es als eine große Schönheit an seiner Geliebten rühmt, daß er über dreihundert solch schwarzer Flecken an ihrem Halse und ihrer Brust zähle.

Einen Hauptschmuck haben von jeher im Orient wie im Occident die Armringe gebildet und ebenso wird auf Perlen und Edelsteine großer Werth gelegt.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern wurde das Haar als eine Hauptzier der Frauen betrachtet und künstlich gepflegt und verschönert. In dieser Beziehung haben sich die Orientalinnen immer natürlicher und geschmackvoller gezeigt als die Frauen des Occidents, welche es zu Zeiten für schön hielten, dem Haare eine ganz andre Farbe zu geben als es ursprünglich hatte. Wie in Frankreich lange die Mode herrschte, das Haar zu pudern, so bestrebten sich schon die römischen Damen der Kaiserzeit, ihrem von Natur dunklen Haare jene blonde oder goldige Farbe zu geben, welche an den Frauen der Germanen so viel bewundert wurde. Sie bezogen deshalb aus Deutschland entsprechende Färbemittel, oder sie kauften auch ganze Perrücken, die aus germanischen Haaren gemacht waren, und bedeckten damit ihr eigenes Haar, besonders seit die künstlichen Lockengebäude Mode geworden, wie wir sie noch auf zahlreichen Büsten römischer Kaiserinnen finden. Es entwickelte sich solchergestalt eine vollständige Haararchitektur, welche von den Französinnen des siebzehnten Jahrhunderts wieder aufgenommen und so in's Ungeheuerliche ausgebildet wurde, daß einige dieser Frisuren eine Höhe von dreizehn Zoll erreichten.

Die alte germanische Frauensitte, das Haar lang herabwallend zu tragen, verlor sich im Mittelalter und ist heutzutage nirgends mehr zu finden.

Die Orientalinnen tragen das Haar meist in herabfallenden Flechten, doch kommen bei den Vornehmen auch verschiedene künstliche Frisuren vor.

Daß die herkömmliche nationale Tracht der Orientalinnen malerischer und kleidsamer ist, als die nach den Launen der Mode wechselnden Gewänder unsrer Damen, wird Niemand leugnen. — Wenden wir uns jetzt von diesen Außerlichkeiten zu dem häuslichen Leben im Morgenlande.

Die Frauen verbringen ihre Zeit in den Haremen mit Erziehung der Kinder, Sticken, Nähen und weiblichen Handarbeiten aller Art. Musik, Lectüre und höhere Bildung kommt äußerst selten vor. Unter hundert Orientalinnen dürften durchschnittlich kaum fünf zu finden sein, welche lesen und schreiben können.

Eine lobenswerthe Sitte aller Frauen im Morgenlande, die Sultaninnen nicht ausgenommen, ist es, daß sie ihre Kinder selbst nähren, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden. Ist dieses nicht der Fall, so wird eine junge Sclavin zur Amme genommen, die von dem Augenblicke, wo sie ihr Amt antritt, frei und als Verwandte des Hauses betrachtet wird. Im ganzen Orient gilt es seit den ältesten Zeiten als eine Unehre, als eine Art Unglück für die Familie, wenn das erstgeborne Kind ein Mädchen ist. Dieser Zug, der sich bei allen Völkern des Alterthums und etwas gemildert auch heute noch in Europa wiederfindet, ist sehr bezeichnend für die Stellung des weiblichen Geschlechtes. In Bezug auf den Orient wüßte ich keinen Grund dafür

anzugeben, als das untergeordnete Ansehen der Frauen überhaupt — bei uns läßt es sich aus der Elternliebe selbst erklären, wenn die Geburt eines Mädchens oft mit minderer Freude, als die Geburt eines Knaben begrüßt wird. Denn die Elternliebe unterscheidet sich von jeder andern Liebe durch ihre Voraussicht, durch ihre Sorge für die Zukunft. Ein Sohn kann für sich selbst sorgen, wenn er das Jünglingsalter erreicht hat, für eine Tochter aber muß gesorgt werden, und im glücklichsten Falle, wenn sie früh durch die Ehe eine entsprechende Versorgung findet, müssen die Eltern sich von ihr trennen.

Im Orient findet der Unterricht der heranwachsenden Kinder im Hause statt und beschränkt sich meistens darauf, ihnen die wichtigsten Satzungen des Koran beizubringen. Erst in neuerer Zeit wurden in Constantinopel öffentliche Unterrichtsanstalten gegründet, welche aber selbstverständlich für den weiblichen Theil der Bevölkerung so gut wie nicht vorhanden sind. Mädchenschulen, Pensionen, Stiftungen und dergleichen gibt es im Morgenlande nicht. Die Mädchen werden meistens schon im Alter von vier oder fünf Jahren verlobt, natürlich ohne zu wissen mit wem, und zwischen zwölf bis vierzehn Jahren verheirathet, ohne zu wissen wer ihr Mann ist, den sie bei der Hochzeit zum Erstenmale sehen. Verlobung und Heirath werden durch Vermittler eingeleitet und zwischen dem Vater der Braut und dem Vater des Bräutigams abgeschlossen, meistens ohne daß die zunächst dabei Betheiligten etwas davon wissen. Bei dem Abschluß des Heirathvertrages, welcher durch den Imam der Moschee in Gegenwart der Verwandten beider Häuser vollzogen wird, dürfen keine Frauen zugegen sein. Die Hochzeit wird in beiden Häusern mit einem so großen Prunk begangen als es die Verhältnisse irgend gestatten. Aber auch hierbei bleiben die Geschlechter streng geschieden; die Frauen ergötzen sich im Harem, die Männer im Selamlik.

Wird eine Frau Wittwe, so sucht sie durch Vermittlung ihrer Eltern so schnell als möglich wieder zu heirathen, denn eine ehelose Frau ist bei den Türken ein unglückliches, hülfloses Wesen. Glücklich aber werden die Mütter gepriesen, besonders wenn ihr erstgebornes Kind ein Sohn ist; ihr Ansehen wächst mit der Zahl ihrer Kinder.

Der Koran erlaubt jedem seiner Bekenner vier gesetzmäßige Frauen zu haben und eine beliebige Zahl von Sklavinnen. Von dieser Erlaubniß machen jedoch außer dem Sultan und den Großen des Reichs nur wenige Türken Gebrauch. Die Aermeren haben nur eine Frau, weil ihnen die Mittel fehlen, mehrere zu unterhalten, und die meisten Andern haben nur eine Frau, weil der Türke vor Allem die Ruhe liebt, die mit mehreren Frauen unverträglich ist. Denn jede von ihnen will die Bevorzugte sein, und so werden von Allen die wunderlichsten Mittel angewandt, um die Liebe des Herrn zu erlangen oder zu erhalten.

Bei allen Völkern finden wir, daß die Frauen sich gewisser Zaubermittel bedienten, um das Herz des Geliebten zu fesseln. Bei den alten Skandinaviern wurden zu diesem Zwecke die Runen angewandt. Im Mittelalter kommen sowohl bei den romanischen wie germanischen Völkern die Liebestränke häufig vor. Im Oriente spielen noch heute Liebestränke wie Talismane eine bedeutende Rolle.

Das großartigste Bild eines morgenländischen Haushalts und somit das großartigste Spinngewebe von Intriguen, Zaubermitteln, Eifersucht, Haß und Liebe bietet natürlich der Harem des Sultans dar, der im großen Ganzen ebenso eingerichtet ist, wie der Harem Salomo's, des großen Königs der Juden, war.

Die Zahl der Frauen, welche den kaiserlichen Harem bilden, belief sich früher insgemein auf Tausend, während sie unter dem gegenwärtigen Sultan dreihundertfünfzig beträgt, worin die Türken eine beklagenswerthe Annährung an abendländische Sitten sehen. Unter diesen dreihundertfünfzig besteht ungefähr die Hälfte aus Negerinnen, welche die geringeren Dienste versehen. Dreißig Sclavinnen sind für den Dienst der Kadinnen oder Sultaninnen — und vierzehn für die sieben ersten Hofdamen bestimmt. Das ganze Personal zerfällt in vier Classen: Gedeklik's (Auserwählte), Usta's (Herrinnen,) Schahzirda (Novizen) und Dsharia (Sclavinnen.) Die erste dieser Classen ist auf zwölf beschränkt, wozu die schönsten und gebildetsten gewählt werden, welche bei'm Sultan Pagendienste versehen.

Die höchste Stelle im kaiserlichen Harem nehmen die Kadinnen oder Frauen des Sultans ein, deren Rang sich nach dem Datum ihrer Erhöhung richtet. Die Mutter des erstgebornen Prinzen hat den Vorrang vor allen übrigen, nimmt aber erst bei der Thronbesteigung ihres Sohnes den Titel Sultanin Valide an.

Besma allem (Zierde des Weltalls), die Mutter des jetzt regierenden Sultans war eine georgische Sclavin, die in ihrer Kindheit nach Constantinopel verkauft wurde.

Das Princip der Ebenbürtigkeit bei der Ehe kennen die Türken nicht. In Europa entwickelte es sich besonders scharf in den Ländern, wo Leibeigenschaft bestand, trat aber im Mittelalter und in der neueren Zeit schärfer hervor als früher der Fall war. Bei den

alten Normannen konnte z. B. eine Königstochter unbedenklich einem freien Bauern die Hand reichen; die sagenberühmte böhmische Königin Libussa heirathete ebenfalls einen Bauern, während bei uns im siebzehnten Jahrhundert eine Grafentochter sich schwer entschlossen haben würde, einen Baron zu heirathen.

Die Türken legen bei den Frauen gar kein Gewicht auf vornehme Abkunft. Bei ihnen gilt das Wort: „Die Perlen werden im Schlamm des Meeres gefunden und die besten Frauen in den untersten Schichten des Volkes."

Habe ich das Loos der Frauen im Orient als ein keineswegs beneidenswerthes geschildert, so muß doch rühmend hervorgehoben werden, daß das Gesetz ihnen überall schützend zur Seite steht und sie vor jeder rohen Behandlung von Seite ihrer oder anderer Männer sichert. In den Fetwah's des rechtskundigen Muphti Abdullah-Effendi heißt es, daß eine Frau das Recht habe, Jeden, der ihrer Ehre irgendwie zu nahe trete, zu vergiften oder sonst um's Leben zu bringen. Wenn eine Frau von ihrem Manne brutal behandelt wird, so hat sie das Recht, ihn zu verklagen, und das Gericht entscheidet fast immer zu Gunsten der Frau.

In diesem Punkte ist das türkische Gesetz gerechter und milder als das germanische und römische, welche dem Manne erlauben, die Frau durch Prügel zu mißhandeln. Das bayerische Landrecht enthält noch heute den Satz, daß dem Manne eine gelinde Züchtigung der Frau gestattet sei.

Bei den Persern nimmt mit geringen Abweichungen die Frau dieselbe Stellung ein wie bei den Türken. Größere Unterschiede und poetischere Beziehungen finden wir schon bei den Tataren am kaspischen Meere und im Daghestan, und am freiesten unter allen Islamiten gestalten sich die Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern bei den eigentlichen Tscherkessen am schwarzen Meere. Polygamie kommt hier meines Wissens gar nicht vor; die jungen Mädchen gehen unverschleiert und unbewacht umher bis zu ihrer Verheirathung, sie dürfen mit Männern verkehren so viel sie wollen und trotz — oder vielmehr in Folge dieser Freiheit herrscht hier eine größere Sittenreinheit als bei irgend einem andern orientalischen Volke, die christlichen Georgier und Armenier nicht ausgenommen.

Der berüchtigte Mädchenhandel, welcher von der tscherkessischen Küste aus mit der Türkei unterhalten wird, kommt nur unter der Classe der Sclaven und Unfreien vor, deren Töchter in der Heimath, wo eine durchaus aristokratische Gliederung der Gesellschaft besteht und kein Fürst oder freier Mann unter seinem *Stande heirathet*, doch keine so gute Partie machen würden wie in der Türkei, wo sie sicher den Weg in den Harem irgend eines Großen finden.

Bei den Tscherkessen, wie bei allen Völkern des Kaukasus, verlangt es die Sitte, daß die Braut nach vorherigem Einverständniß von ihrem Bräutigam entführt werde, wobei regelmäßig Scheinkämpfe stattfinden, die nicht immer ohne Blutvergießen ablaufen. Ueberhaupt zeigt sich in keinem andern moslemischen Lande eine so große und interessante Mannigfaltigkeit von Sitten und Gebräuchen, wie bei den Tscherkessen, deren gesellschaftliches wie politisches Leben in vielen Zügen an die alten Germanen erinnert, wie Tacitus sie uns schildert. Dies hier näher auszuführen, erlaubt mir der beschränkte Raum nicht und zudem habe ich Alles, was ich Bestimmtes darüber weiß, bereits in meinen Reisewerken ausführlich beschrieben.

Indem ich mich nun, vor dem Schlusse, den abendländischen Frauen wieder zuwende, kann ich füglich die meisten der Einzelheiten übergehen, die bei der Schilderung der Türkinnen nothwendig waren, denn wie sie sich baden, salben, kleiden und schmücken, ist allbekannt.

Wenn deutsche Frauentreue und Tugend auch von jeher vielfach gerühmt wurde, so bin ich doch bei meinem Studium der Geschichte der Frauen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frauen bei uns immer noch besser waren als ihr Ruf, und daß überhaupt bei uns die Sitte der Gesetzgebung weit voraus war.

Das germanische Gesetz erlaubte die Polygamie; die germanische Sitte verbot sie, und deshalb kam sie bei unsern Fürsten äußerst selten vor, und meistens nur aus politischen Gründen.

Noch im sechzehnten Jahrhundert wurde von den Juristen und Theologen über die Zulässigkeit der Vielweiberei gestritten, nachdem die Wiedertäufer in Münster dieselbe in der Art geübt hatten, daß Johann von Leyden fünfzehn, die übrigen zehn bis zwölf Frauen besaßen, ähnlich wie heutzutage die Apostel der Mormonen in Amerika.

Frankreich gilt seit lange vorzugsweise als das Land, wo die Galanterie und Artigkeit gegen die Frauen am weitesten getrieben wird, und doch kommen grade in Frankreich in allen Schichten des Volks bis zu den höchsten hinauf täglich ungestraft Dinge vor, die im Orient ihres Gleichen suchen. Das Gesetz gibt in Frankreich dem schlechtesten Manne Waffen in die Hand, gegen welche es der besten Frau unmöglich ist, sich zu vertheidigen. In Frankreich liegt die Gesetzgebung in Bezug auf die Frauen noch sehr im Argen.

Am freiesten und würdigsten ist die Stellung

der Frau in Deutschland und England, obgleich auch hier noch viel zu wünschen übrig bleibt.

Doch wo Gesetz und Sitte den Fortschritt begünstigen wie bei uns, sind alle Uebel nur vorübergehender Natur und es hängt von den Frauen zur Besserung ihrer Stellung selbst viel mehr ab als von irgendwelchen neuen Theorien socialer Einrichtungen, irgendwelchen Experimenten der Politik oder Beweisen geistiger Ebenbürtigkeit. Treue Pflichterfüllung und sorgfältige Ausbildung des Herzens und Geistes ist die beste Schutzwehr gegen Ungerechtigkeit.

Eine große, nicht genug zu beachtende Quelle häuslichen Unglücks ist die allzufrühe Verheirathung der jungen Mädchen. Jeder, dem daran liegt, sich über diesen wichtigen Punkt zu unterrichten, wird leicht die Beobachtung machen können, daß die meisten unglücklichen Ehen aus der eben genannten Quelle entspringen. Daß es viele glückliche Ausnahmen gibt, versteht sich von selbst. Aber in der Regel ist es nicht gut, gleich aus den Kinderschuhen in die Ehepantoffeln zu schlüpfen.

In unserm gemäßigten Klima, wo die Entwicklung langsamer vor sich geht als im Orient, tritt die vollständige geistige wie körperliche Reife selten vor dem einundzwanzigsten Jahre ein. Nun scheint es mir in keiner Beziehung rathsam, daß eine Dame Frau und Mutter werde, bevor sie ihre vollständige Reife erlangt hat.

Die gefährlichste Zeit für ein junges Mädchen liegt zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre. Die Richtung, die es in dieser Zeit erhält, wird maßgebend bleiben für sein ganzes Leben.

Was ein junges Mädchen bis zum vierzehnten Jahr lernt, ist ziemlich gleichgültig; hingegen ist, was es in den folgenden Jahren treibt, von der größten Wichtigkeit. In diesen Jahren ist nichts heilsamer, nichts segensreicher als eine strenge Zucht des Geistes, ernste Studien oder Beschäftigungen irgendwelcher Art, die unschuldige Vergnügungen keineswegs ausschließen, vielmehr selbst eine reiche Quelle solcher Vergnügungen werden. Diejenigen aber, welche diese Zeit bloß mit nichtigen, eitlen Zerstreuungen verbringen, werden das im spätern Leben vielfach zu büßen haben.

Es ist hier nicht der Ort, diese Andeutungen weiter auszuführen. Den Verständigen genügt ein Wink und den Unverständigen predigt man vergebens.

Wenn es sich um den Fortschritt der Nation handelt, so kommt die häusliche Sitte nicht minder als die öffentliche in Betracht und jene ist es, mit welcher es die Frau vorwiegend zu thun hat. Der Unterdrückung und ungerechten Behandlung, welche zahlreiche Frauenclassen, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen sind, zu erdulden haben, kann nur durch das Mitgefühl und die Gerechtigkeit ihrer günstiger gestellten Mitschwestern abgeholfen werden. Eine geistreiche Engländerin, Mrß. Balfour, die selbst in ihrer Heimath viel zur Verbesserung der Lage ihrer Mitschwestern gethan, sagt mit Recht: Was die Quelle für den Strom, was das Herz für den Körper, das ist die Macht der heimathlichen Stätte für die Tugend einer Nation.

Daß die Stellung der Frauen bei uns jetzt eine unendlich freiere und bessere ist als sie in den gepriesenen Zeiten des Mittelalters war, wird kein Kundiger leugnen.

Es kommt factisch heutzutage nicht mehr jene überschwengliche Schwärmerei vor, welche den Ritter Ulrich von Lichtenstein bewog, sich den Finger abzuhacken und denselben seiner Geliebten als Zeichen seiner Liebe zu senden, aber es kommt auch nicht mehr vor, daß die Ritter ihre Frauen prügeln, wie früher sehr häufig der Fall war. Der Stock scheint seit der ältesten Zeit eine Stütze germanischer Frauenverehrung gewesen zu sein. In Norddeutschland, bei den Bauern der Soester Behörde, herrscht noch die alte Sitte, daß der Bräutigam nach erfolgter Trauung von den umstehenden Bauern einige tüchtige Hiebe mit Dornstöcken erhält, damit er fühle, wie weh schlagen thue und er sich nie beikommen lasse, seine Frau zu prügeln.

Trotz des durch diese Sitte angedeuteten, noch vielfach vorkommenden Mißbrauchs der männlichen Gewalt, dürfen wir mit Fug und Recht sagen, daß die Frauen bei uns eine würdigere Stellung einnehmen, als in irgend einem andern Lande der Welt, und wenn wir, um auch die schlimmsten Schattenseiten der Frauen kennen zu lernen, einen Blick in die Gefängnisse werfen und finden, daß auf zwölf männliche Verbrecher nur eine Verbrecherin kommt, so müssen mir eingestehen, daß die Frauen nicht bloß das schöne Geschlecht, sondern auch das gute Geschlecht genannt zu werden verdienen.

Das Unverwüstliche der weiblichen Trefflichkeit läßt sich am besten dadurch veranschaulichen, daß grade Diejenigen die Frauen am meisten verehren, welche sie am genauesten kennen mit all' ihren Vorzügen und Schwächen, die immer gleichen Ursprungs sind. Auch die edelsten weiblichen Anlagen können zu den größten Thorheiten führen, wenn die Frau nicht in Ausübung ernster Berufspflicht ein heilsames Gegengewicht gegen die angeborene ideale Richtung findet. So entspringt aus der Begeisterungsfähigkeit jener alberne Enthusiasmus, der sich um die Handschuhsetzen eines Lyrikers oder fingerfertigen Virtuosen reißt. Die meisten Auswüchse und Verkehrt-

heiten kommen in der sogenannten „guten Gesellschaft“ vor, wo am wenigsten äußere Nöthigung und innerer Antrieb zu ernster Thätigkeit vorhanden ist. Denn die Arbeit bildet den Werthmesser der Frau wie des Mannes, und was für das Individuum gilt, findet seine Anwendung auf das ganze Geschlecht. Wo in einem Hause, in einem Kreise, in einem Lande der Arbeitsberuf der Frau außer Acht gelassen wird, da fängt das Verderben an.

Gedanken über Macaulay's Essay Frederic the Great.*)

Von Herman Grimm.

Ein Daguerreotyp stellt gleichsam den fixirten Moment dar. Wie die Sache aussah in dem Augenblicke, wo sie vom Lichte der Sonne auf der Metalltafel festgehalten ward, sah sie niemals vorher aus und wird sie niemals in der Zukunft aussehn. Denn die Veränderung des Stoffes ist in unaufhaltbarer Thätigkeit nachzuweisen. Die Sonne rückt weiter, und die Schärfe ihres Lichtes wird durch eine ewig wechselnde Atmosphäre bedingt. Ein Gebäude, dessen Aufnahme in einer Anzahl Secunden geschieht, ändert sein Aussehn während sie verfließen. Das Antlitz eines Menschen wird in dem Momente, wo es den Apparat des Photographen anzustarren beginnt, von andern Gedanken bewegt als in dem, wo das Zeichen gegeben wird, daß die Sitzung vorüber sei, und dauerte sie auch nur ein Dutzend Athemzüge. Unser Auge ist nicht geübt genug, dies auf dem Bilde herauszufinden. Nun aber wirkt keine Kraft für sich allein. Die ewig wechselnde Materie, die niemals ruhenden Gedanken kreuzen sich unaufhörlich in allen Richtungen. Unsere Sinne sind zu schwach, um diese Strahlen zu erkennen oder zu verfolgen. Nur das Gröbste offenbart sich, und wir sagen, weil wir dazu gezwungen sind, — es bleibe mit den Dingen beim Alten, bis der Wechsel so deutlich wurde, daß wir ihn zu beobachten fähig sind.

Die Gedanken jedes einzelnen Menschen in sich und die aller Menschen zusammen untereinander begegnen und berühren sich nach unbekannten Gesetzen; diese Verschlingungen sind eins der wunderbarsten Geheimnisse. Ein Gedanke unterbricht plötzlich den andern und verdrängt ihn. Ein Gedanke *soll* einen andern unterbrechen. Wir wollen es, aber er vermag es nicht. Wir geben es auf. Ungerufen kehrt er zurück. Er thut es morgen, er thut es nach langen Jahren. Ein Gedanke treibt uns zu einer Handlung. Wir wissen es nicht im Augenblicke, wo wir ihm nachgeben, im Gegentheil, wir glauben unter dem Einflusse eines ganz andern Gedankens zu handeln, unter dem jener erste versteckt lag, aber dennoch wirksam. Der zufällige Blick auf irgend einen Gegenstand erweckt Erinnerungen, durch welche unser Wille plötzlich verändert wird. Der Wille eines Menschen zieht den unsern wie durch eine magnetische Lockung nach sich, und wir, im Momente der nun entstehenden Handlung, glauben, *wir* wären es gewesen, die *ihn* bestimmten. Man kann im Fluge weniger Secunden wollen, nicht wollen, dennoch wollen, abermals nicht wollen, und ein Stein, an den grade unser Fuß stößt, oder ein Vogel der auffliegt, oder der Anblick von irgend etwas, das unsre Aufmerksamkeit mechanisch fesselte, gibt den Ausschlag, daß mitten in diesem Wechsel zwischen ja und nein das eine oder das andere festgehalten wird, wie ein Sandkorn, das in ein Uhrwerk fällt, die Räder grade da in's Stocken bringt, wo die Uhr zwölf schlägt. Es hätte ebenso gut eine Minute oder 20 oder 100 Minuten später sein können, das Sandkorn hat nichts zu thun mit dem Schlag zwölf, es war ein Zufall.

Wir wissen das Wenigste von den Wegen, die unsre eignen Gedanken gehn, noch weniger von denen unsrer besten Freunde, was aber von denen der Menschen, die wir niemals erblickten, die Jahrhunderte vor uns lebten? — was von der geistigen Strömung, welche damals herrschte als sie lebten? Denn jede Zeit hat ihre eigenthümliche Atmosphäre. Die Summe der allgemeinen Kenntnisse, der allgemeinen Wünsche, Erfahrungen und Befürchtungen wirkt stets auf die Menschheit mit einem gewissen Drucke und gibt ihr zugleich das eigenthümliche Licht, unter dem allein die richtige Betrachtung möglich wird. Nach dem dreißigjährigen Kriege war Deutschland verwüstet, ermattet, man wußte wenig von den Naturwissenschaften, wenn man die Kenntnisse unsrer Tage dagegen setzt, man lebte unter dem Einflusse von Sitten, Gebräuchen und Gesetzen, die heute nicht mehr vorhanden sind; wer dürfte, was damals gedacht, gethan, geschrieben ward, so ansehen als sei es heute gedacht, gethan, geschrieben? Und diese Atmosphäre wechselt nicht nur in Jahrhunderten, sie wechselte schon damals alle

*) Eine gediegene Uebersetzung findet der Leser im 9. Bde. von „Macaulay's Ausgewählten Schriften. Deutsch von Dr. Fr. Steger. Braunschweig. Verlag von George Westermann.“ Preis für den einzelnen Band unter dem Titel: „Friedrich der Große, Joh. Bunyan, Barère, Oliver Goldsmith, Sam. Johnson,“ 25 Ngr.

Tage, wie sie es heute thut. Der indische Krieg hat uns Alle anders gemacht. Wir denken nach den dortigen Schlachten anders über die Engländer als wir nach dem Kriege vor Sebastopol thaten, wir dachten damals anders über sie als man nach der Schlacht von Waterloo sie beurtheilte. Wir denken seit dem indischen Kriege anders über das Verhältniß der germanischen Völker den Asiaten gegenüber, wir blicken überhaupt zum erstenmale wieder aufmerksam auf jene Gegenden, daß sie uns näher gerückt erscheinen. Wir sehen, daß Scheußlichkeiten in unsern Tagen möglich sind, die vorher keine Phantasie ersonnen hätte. Ebenso hatte uns der russische Krieg verändert, ebenso hatte es die gewaltige Ausbreitung der Dampfschiffe und Telegraphen gethan. Wer dürfte die Kriege Cäsar's in Germanien so ansehn, als hätte es damals telegraphische Depeschen gegeben? Niemand wird das thun, es wäre lächerlich. Bald aber wird es schon schwieriger sein, wenn diese Erfindungen völlig in Leib und Leben übergegangen sind. Shakspeare läßt Cäsar mit Kanonen schießen. Das wissen wir freilich alle besser. Wie es aber bei seinen Schlachten zuging, kann dennoch Niemand sagen, denn wären auch seine eignen Berichte darüber doppelt so genau, doppelt so deutlich und ohne den kleinsten Irrthum abgefaßt, es wäre trotzdem soviel darin ausgelassen, das sich zu Cäsar's Zeiten von selbst verstand, es wäre bei so manchem Worte die Zeit und das römische Publicum nöthig, um es grade in dem Sinne zu begreifen, in dem Cäsar es gebrauchte, daß wir dennoch kein getreues Bild seiner Thaten empfangen würden.

Ich will hier keineswegs zu dem Schlusse kommen, daß man überhaupt nichts wissen könne, weil Alles sich der Beobachtung entzöge; ich möchte nur gezeigt haben, wie sich die Ansicht vertheidigen läßt, daß wer die Dinge dadurch kennen lernen will, daß er sie zerlegt, die Gedanken dadurch, daß er sie entwirrt und im Einzelnen verfolgt, die Geschicke der Menschen und Völker dadurch, daß er sie theilt, diese Theile zum zweitenmale und drittenmale theilt und immer vom kleineren zum kleineren fortschreitet, eine unendliche Arbeit vornähme, zu der ihn die menschliche Unvollkommenheit nicht geschickt genug machte. Träte Jemand auf, dessen Geruch so fein wie der eines Hundes, das Auge so scharf wie eine Lupe und ein Fernrohr, dessen Gehör leiser wäre als das eines Indianers in Cooper's Romanen, der mit den Fingerspitzen die Farben erkennte, dessen Geld und Gesundheit ausreichten, um ihn unaufhörlich die Welt durchstreifen zu lassen; die Kürze seines Lebens, die Vorurtheile seiner Zeit, entstehend durch die Unbekanntschaft mit alle dem, was noch unbekannt ist, würden ihn verhindern und ihm die Kenntniß des Ganzen versagen, welche er durch die Betrachtung der unzähligen Einzelnheiten erlangen wollte. All unser Wissen ist Stückwerk. Was wir an großen Gelehrten bewundern, ist nicht der ungeheure Vorrath ihrer Kenntnisse, sondern der dunkle Trieb, durch den geleitet sie zu sammeln begannen und der sie in ihrem Geiste zu Resultaten der Erkenntniß ordnete; das Wunder, das geschah, indem die Betrachtung der Dinge den Menschengeist zu einem schöpferischen Theile der Welt gestaltete. Die Ahnung des Ganzen, die ihm innewohnt, bildet den Gegensatz gegen die ungeheure Zersplitterung in einzelne Symptome, in die sich alles Leben auflöst, sobald wir es in den kleinsten Momenten betrachten wollen. Sie läßt uns die Welt, die in Staub zu zerfließen droht, wenn wir mit den Händen nach ihr greifen, so fest dennoch erfassen, daß nicht ein Atom ihrer Unendlichkeit verloren geht. Unsre Neugier nach rückwärts und vorwärts ist keine Spielerei ohne Zweck und Ziel. Tragen wir ein Gefühl der Dinge in uns, so lernen wir sie kennen, und Alles nimmt Gestalt an und wird wahrhaft. Die ganze Welt im lichtesten Sonnenscheine daliegend wäre so gut als wäre sie nicht da, ohne das Auge des Menschen, ein ganzer Himmel voll Melodien nicht vorhanden, ohne das Ohr des Menschen, Bibliotheken voll der wissenswürdigsten Thatsachen sind todte Buchstaben ohne den Geist, der die Worte zu deuten weiß. Alles Leben wird nur wahrhaftig, indem es sich im Geiste eines Menschen spiegelt.

Wir wissen gar nichts von den Dingen und Erscheinungen an sich, wir sehen sie nur wie ein bestimmter Mensch sie uns sehen läßt, und nennen sie, wie er sie nannte. Er trat auf und betrachtete die Dinge. Er besaß im Voraus ein unergründliches Gefühl von ihrem Wesen, wir können sagen, er hatte eine lebendige Liebe zu ihnen, und fand Worte sie darzustellen, wie er sie sah, oder hatte die Macht, sie in Gestalten wiederzuerschaffen, je nachdem er ein Schriftsteller oder Künstler war. Seine Bemühung, den Erscheinungen bis an's Herz zu dringen, um die Ahnung, die er von ihnen mitbrachte, immer mehr durch das zu bestätigen, was er entdeckte, brachte etwas Neues zu Stande, ein Buch, eine Vorlesung, eine Abbildung, durch welche Alle nun die Kraft erhielten, zu sehn was er zuerst allein gesehen hatte, den Dingen so nahe zu treten, wie er allein that vor den Andern. Niemand kennt das Gewöhnlichste ohne die Brille, die der ihm aufsetzte, der es zuerst erkannte. Es ist überra-

schend, auf welche Entdeckungen man kommt, wenn man auf diesen Satz hin die Kunst und Wissenschaft betrachtet. Wie ein Künstler die menschliche Gestalt in einer gewissen Weise auffaßte und wiedergab, allen seinen Nachfolgern auf lange Jahre die Kraft nahm, anders als er zu sehn und zu malen, und diese wieder das Publicum sich nachzogen. Stellungen, die ein Jahrhundert lang und länger schön und natürlich, überhaupt möglich schienen, nennt man heute häßlich, unnatürlich und unmöglich, und doch haben sich die Menschen und ihr Knochenbau nicht verändert, und die Künstler studirten damals die nackten Modelle, wie sie es heute thun. So wenig verfügt der Mensch über seine eignen Augen. Die Bäume waren Berge beweglicher Blätter Jahrtausende lang, ehe Claude Lorrain und seine Genossen sie darstellten. Jetzt sehen wir überall das Malerische einer Landschaft. Die deutsche Sprache war ein ungelenkes Instrument, das keiner zu spielen verstand: Goethe entlockte ihm die reinsten Melodien, und jetzt empfängt jeder diese Kunst bei der Geburt wie ein geschenktes Capital, an dessen Ursprung er sich kaum erinnert. Unser Geist erhält neben der bewußten eine unbewußte Erziehung. Alles aber, was er auch nur spielend nebenbei lernt, sind Wohlthaten von Männern, deren Namen er vielleicht niemals nennen hört. Was uns nicht gezeigt ward oder wir nicht durch eigne Kraft entdeckten, existirt nicht für uns. Es wird Unendliches noch bekannt werden, und wir, wenn es geschah, werden nicht begreifen, wie man vorher so blind sein konnte. — Ich nehme aus allen Wissenschaften die heraus, auf die es mir grade ankommt, die Geschichte.

Es ist der Zustand denkbar, daß der Geist eines Menschen, losgelöst von den körperlichen Banden, etwa wie ein bloßer Spiegel des Geschehenden über der Erde schwebte. Ich stelle hier durchaus keinen Glaubensartikel auf, es ist nur eine Phantasie. Nehmen wir an, für einige Menschen gestalte sich die Unsterblichkeit in dieser Weise, daß sie unbeengt von dem, was sie früher verblendete, über die Erde hinschweben und ihnen alle Schicksale der Erde und der Menschen von der Geburt des Planeten an sich offenbarten. Die Vergangenheit wäre ihnen ein Gewebe von harmonischer Schönheit. Jeder Gedanke eines Herzens wäre ein nothwendiger Theil davon, jede That, die wir gut nennen oder die wir verdammen, das Fallen eines Baumblattes und das Zusammenbrechen ganzer Städte, unter denen sich der Boden zu bewegen anfängt, Alles hätte gleichen Rang unter den Begebenheiten, weil es dieselbe *einzige Kraft war*, die Alles bewegte.

Nun plötzlich, träumen wir weiter, wäre dieser Geist, der so frei die Dinge überschaute, gezwungen, sich wieder dem Körper eines sterblichen Menschen zu verbinden. Wenn diesem Menschen die höchsten Talente jeder Art verliehen wären, würde dennoch selbst nur die Erinnerung des vorherigen Zustandes möglich sein? Er würde in einem bestimmten Zeitalter geboren werden. Er würde Vater und Mutter haben, ein Vaterland, einen Stand, ein Herz das liebt und haßt, Eitelkeiten, Schmerzen, Freunde, Verdruß, Verzweiflung, Entzücken — wann, auch nur in einem Augenblicke, wäre er der freien Klarheit fähig, die ehemals sein Element war? Er würde zu zweifeln beginnen, ob er wirklich jemals diese Freiheit genoß, und das Andenken daran bald zu einer dunkeln Ahnung zusammengedrückt tief in seiner Seele verborgen wohnen. Die Vorurtheile der Andern würden die seinigen sein und übten sie auch nur den leisesten Druck aus, seine Familie würde ihm Standesvorurtheile geben, seien es die der Armuth, des Reichthums oder Adels oder Proletariats, sein Vaterland würde ihn parteisch machen, seine Geliebte ihm die besten Gefühle nehmen und er sie ihr schenken — was bliebe übrig zum Genuß jenes unendlichen farblosen Wissens, in das er ehedem aufgelöst war? Die Sehnsucht danach wäre eine Verleugnung aller menschlichen Gefühle. Wenn er aber dennoch die Geschichte der Vergangenheit zu seinem Studium machte, würde er anders können als die sämmtlichen Hindernisse, welche ihm die freie Erkenntniß trüben, mit in sein Studium hineinzutragen? Er schreibt für die Menschen, die ihn umgeben und auf deren Beifall er hofft; seien es noch so wenige, deren Urtheil Werth für ihn hat. Er muß Partei nehmen: sein Vaterland und seine Familie zwingen ihn dazu. Während er sonst die Herzen der Menschen wie einen gläsernen Bienenkorb vor Augen hatte, wo er die Gedanken ein- und ausfliegen und arbeiten sah, muß er nun diese Geheimnisse errathen. Abgerißne Briefe, unwahre Selbstgeständnisse, parteiisch gefärbte Berichte von Zeitgenossen, verdorbene, unvollendete oder falsch copirte Arbeiten ihrer Hand, kurz Fragmente von Denkmalen aller Art, aber lauter äußerliche Dinge bieten sich ihm dar, aus ihnen erbaut er einen neuen Menschen und stellt ihn hin, als wäre er so einmal lebendig gewesen; der Geist, den er dieser Gestalt einhaucht, kann nicht tiefer sein als sein eigner. Eigenschaften, die das Original dieser Gestalt einst besaß, von denen aber der, der es nacherschaffen hat, nichts wußte, oder die er nicht verstand oder die er falsch verstand, kann er seiner neuen Schöpfung nicht verleihen, und wenn es ihm

gelungen wäre, die tiefsten Gedanken des Originals auf irgend eine Weise zu erfahren: fehlte ihm die Fähigkeit, sie richtig zu empfinden, so nützen sie ihm nichts bei seiner Arbeit.

Jedes historische Werk ist die einseitige Ansicht eines beschränkten Menschen. Er kann der klügste seines Zeitalters sein, es wird dennoch eine Zeit kommen, wo sein Standpunkt ein veralteter ist und man ihn überblickt, weil nach ihm viele kamen, welche die Menschheit sehender und klüger machten. Er schreibt das wenige, das ihm die Denkmale der vergangenen Tage, die er oft nicht einmal versteht, andeuten, so wahrhaft nieder als ihm Vaterland und persönliche Verhältnisse gestatten und wie er glaubt, daß es am besten von denen verstanden werde, die seine Schrift lesen. Er wird wissentlich Vieles verschweigen und oft das Wichtigste. Ein Geschichtswerk, das uns etwa den Schimmer eines gleichsam photographischen Abbildes der Zustände, die es behandelt, gewähren wollte, ist ein Widerspruch. Man kann nicht abbilden, was man körperlich nicht vor sich hat. Man würde es vielleicht gekonnt haben, wenn man damals, wo die Dinge im Entstehen waren, ein mechanisches Mittel besessen hätte, das geistige Leben so zu fixiren, wie man jetzt ein Mittel hat, den körperlichen Schein momentan scheinbar festzuhalten. Wer heute das Vergangene schildert, stellt nur das dar, was sich in seinem Geiste bildete, indem er die Denkmale jener Zeit auf sich wirken ließ. Es handelt sich nicht darum, ob das so gewonnene Bild den Ereignissen mathematisch gleiche, sondern ob es eigenthümliches Leben besitze und zu etwas nütze sei. Wir acclimatisiren Pflanzen und Thiere aus andern Ländern und Himmelsstrichen. Es kommt uns nicht darauf an, daß sie sich bei uns genau so entwickeln wie in ihrer Heimath. Boden, Licht und Witterung werden sie ganz anders aufwachsen lassen bei uns. Es fragt sich für uns nur, ob sie überhaupt fortkommen und dadurch einen Nutzen haben. Die Geschichte Roms, die heute geschrieben wird, hat wenig mit dem alten Rom zu schaffen. Jedes Land, jedes Zeitalter, ja jeder andere Gelehrte wird sie anders auffassen. Ihr Autor las und sah, was übrig blieb, er empfand was ihm Vaterland und Erziehung als Ideal in die Seele legen, es entstand eine Anschauung daraus, die er niederschrieb; wie ist es möglich, daß sie ein farbloses Bild der Zustände vor tausend Jahren sei? Geschichte zu schreiben ist eine künstlerische Thätigkeit wie Malerei, Sculptur und Poesie. Raphael stellte nicht dar, was er vor sich hatte. Man vergleiche seine Studien des Nackten und der Gewandung mit den Gestalten selbst, zu denen sie ihm dienten: er vollendete mit ihrer Hülfe das Bild nur, das ihm noch nicht deutlich genug vor der Seele stand, er versetzte es gleichsam mit der Natur, wie man Kupfer zum Golde hinzuthut, um es ausprägen zu können. Der Geschichtsschreiber kennt die Facta; er lebt, er hat gewisse Sätze durch seine Erfahrung gewonnen, deren Wahrheit seiner Meinung nach dem Volke nützlich ist, sie sind die Hauptsache, und die Geschichte, die er schreibt, ist nur ein Beweis für sie. Wer anders Geschichte schreibt, wird wüste Haufen scheinbar richtiger Thatsachen aufschichten, für deren Wahrhaftigkeit keine Gewähr gegeben wird. Denn Thatsachen, in die nicht eine bestimmte Idee hineingelegt wird, sind gar keiner Darstellung fähig, weil sie außer aller Erkenntniß liegen.

Der Maßstab der menschlichen Handlungen ist der Mensch selber. Besteht doch für manche Menschen unter uns die Geschichte nur in der Aufzählung ihrer Vorfahren; selbst ob sie böse oder gut waren, ist ihnen dabei gleichgültig, wenn nur die Namen vorhanden sind. Die Egypter begnügen sich mit den Reihen der Könige und ihrer Regierungsjahre, die Juden mit der einfachsten Genealogie. Jedes Volk schreibt seine eigne Geschichte bis eins mit ihm in Berührung kommt, von dem es geistig überragt wird, dessen Vorurtheile eine edlere Basis haben als die seinigen. Heute stehen unter den Völkern die Deutschen am höchsten. Ein Deutscher, der die Geschichte Frankreichs schreibt, die Italiens, die Rußlands, die der Türkei: darin findet kein Mensch etwas Ungehöriges, etwas sich Widersprechendes; aber ein Russe, Türke, Franzose, Italiener, die über deutsche Geschichte schreiben wollen! Und wenn das Buch einigen Unschuldigen imponiren sollte, weil es in einer fremden Sprache geschrieben ward, so braucht es nur übersetzt zu werden. Ein Russe hat über Mozart, und durch den Erfolg seiner Arbeit gehoben, auch über Beethoven geschrieben. Ist das Mozart, das Beethoven? Musik scheint doch eigentlich kein Vaterland zu haben. Diese beiden Leute sind zwei Componisten, deren einer Mozart's Werke schrieb und der andere die Beethoven's, aber sie selber haben nichts gemein mit dem Buche und dessen Urtheilen. Ist das Goethe, über den Lewes zwei Bände geschrieben hat? Ich dächte, wir kennten ihn anders. Der Goethe des Mr. Lewes ist ein wackrer englischer Gentleman, der zufällig 1749 zu Frankfurt auf die Welt kam und dem Goethe's Schicksale angedichtet sind, so weit man sie aus erster, zweiter, dritter, fünfter Hand empfangen hat, der außerdem Goethe's Werke geschrieben haben soll. Das Buch ist eine

fleißige Arbeit, aber von dem deutschen Goethe steht wenig darin. Die Engländer sind Germanen wie wir, aber sie sind keine Deutschen, und was Goethe uns war, das empfinden wir allein. Macaulay schreibt einen Essay über Friedrich den Großen. Ist das der große König, dem Deutschland seine Größe verdankt? Fast sollte man es glauben, so natürlich tritt er auf, aber man betrachte den englischen Friedrich näher: es ist ein verzwicktes Lordsgesicht mit Schnupftaback an der Nase und in der schlechtesten Gesellschaft lebend, ein Mensch ohne Einheit und Moral, der aus den trivialsten Gründen einen räuberischen Krieg gegen Oesterreich anfängt, in's Blaue hinein fortsetzt, und ihn durch reinen Zufall gewinnt, was er eigentlich gar nicht verdient hätte. So lernen wir plötzlich den Helden kennen. Dieser Essay ist es, zu dessen Beurtheilung ich übergehe. Macaulay verfaßte ihn als Recension eines 1842 in London erschienenen Buches: Frederic the great and his Times. Edited, with an Introduction, by Thomas Campbell, Esq. 2 vols. 8°. „Dies Werk," beginnt er, „das die große Ehre hat, durch den Verfasser von Lochiel und Hohenlinden in die Welt eingeführt zu werden, ist eines so ausgezeichneten chaperons nicht würdig. Es will in der That nicht mehr sein als eine Compilation, aber es ist eine ungemein unterhaltende Compilation, und wir erwarten mit Vergnügen seine Fortsetzung. Die Erzählung geht einstweilen nur bis zum Anfang des siebenjährigen Krieges, hört also auf, ehe die interessantesten Ereignisse von Friedrich's Regierung ihren Anfang nehmen."

Macaulay gibt nun einen kurzen Abriß der Geschichte des Königreichs Preußen. Friedrich's Großvater macht sich zum Könige und zugleich lächerlich in den Augen Europas. Sein Sohn und Nachfolger ist ein brutaler Tyrann. Friedrich, zuerst von ihm unterdrückt, sobald er den Thron bestiegen hat, nimmt alle die üblen Eigenschaften des Vaters an und wird ein noch ärgerer Tyrann als dieser. Er ist geizig und lasterhaft, sein Hof eine Carricatur mit französischen Mittelmäßigkeiten oder Schelmen bevölkert. Es gab überhaupt nur zwei Wesen in seiner Nähe, die menschlich waren: Lord Marischal und dessen Bruder, zwei Engländer. Friedrich ist ein geschmackloser Versefabrikant. Er fängt ohne einen Schein von Recht Krieg mit Oesterreich an, recrutirt seine Armee auf die verwerflichste Weise, verschlechtert das Geld, bezahlt Niemanden als seine Soldaten, und siegt zuletzt, weil durch allerlei Zufälle die politische Conjunctur Europas den Frieden forderte. Dies ist der Inhalt des Buches. *Friedrich* wird freilich dabei der größte aller Könige genannt, welche je durch Geburt und Recht einen Thron bestiegen, sein praktisches Talent, sein Scharfblick und andere Vorzüge werden gelobt, sogar bewundert, der Eindruck jedoch, mit dem man das Buch beendet, ist der, daß der berühmte Monarch ein verabscheuungswürdiger Mensch sei. Man sieht nirgends auf den ersten Blick, daß Macaulay Thatsachen verfälscht oder die Gerechtigkeit verleugnet habe, und möchte doch Alles was man gelesen hat, falsch und unwahr nennen.

Man kann von einem Engländer, welcher in einem englischen Journal dem englischen Publikum ein englisches Buch anzeigt, nicht verlangen, er solle dem preußischen Patriotismus schmeicheln oder ihn nur berücksichtigen. Man könnte nicht einmal beanspruchen, daß er bei der größten Unparteilichkeit den preußischen Gesichtspunkt zu dem seinigen mache. Er steht als Engländer nicht nur auf Seiten seiner Nation, sondern auch auf der ihrer Freunde. Damals, als er schrieb, war die österreichische Politik der englischen alliirt, Frankreich, Rußland und der Türkei gegenüber. Dergleichen wird durch die Verhältnisse geboten. England, so lange es seiner jetzigen Politik treu bleibt, kann niemals ein aufrichtiger Beförderer des norddeutschen Wohlstandes sein. Man weiß, daß die Engländer den dänischen Kreuzern die deutschen Schiffe signalisirten, man kennt ihr Verfahren gegen Schleswig-Holstein und ihre Eifersucht auf die preußische Marine. Damit ist nicht gesagt, daß Norddeutschland und England an sich nicht die größte Sympathie für einander hätten. Sie haben so viel gemeinsame Interessen, sind in vielen Punkten so sehr auf einander angewiesen, daß trotz aller Eifersucht Engländer und Deutsche immer mehr zusammen kommen werden, ebensogut als Amerika und England trotz der Grobheiten und Feindseligkeiten, die man einander zufügt, sich immer mehr nähern, denn England, Amerika und Deutschland sind dazu da, die Erde zu beherrschen. Wie früher der romanische Begriff des Königthums in Europa durchgedrungen war, so ist es heute der Zug nach dem germanischen Begriff der Freiheit, die den Völkern eine neue Gestalt verleiht. Daß es so sei, ist uns endlich zum Bewußtsein geworden, und die Opposition hört auf. Macaulay aber schreibt seinen Essay sechs Jahre vor dem Jahre achtundvierzig, zu einer Zeit, wo Louis Philipp König, und die Welt alt und abgelebt war; heute ist sie jung und energisch. Romanisches Recht, romanische Religion, romanische Literatur düngen den Boden nicht mehr, aus dem heute die weltbewegenden Thaten aufwachsen. Von jeher hat die deutsche Nation

sich gegen diese Einflüsse gestemmt. Die Reformation war der erste Schritt, der gethan ward; durch den dreißigjährigen Krieg wurden die Dinge wieder in das alte Fahrgeleise gebracht. Friedrich des Großen Siege waren der zweite Schritt; durch Napoleon schien auch er zunichte gemacht. Da kamen die Freiheitskriege, die Wage blieb schwankend, bis endlich die Dinge sich von selbst gestalteten, wie die innere Nothwendigkeit es verlangte. Die ungeheuren Anstrengungen Ludwig Napoleon's und die der italienischen Kirche, gegenüber dem ruhigen Fortarbeiten der germanischen Stämme und ihres Glaubens erscheinen vielleicht Vielen grade wie eine abermalige Umkehr der Dinge. Allein dies ist nur scheinbar. Man lasse Oesterreich, Rußland und Italien mit Eisenbahnen durchzogen sein, und in diesen Ländern wird sich die germanische Unabhängigkeit festsetzen.

Friedrich der Große war französisch gebildet, schrieb so, dichtete so, philosophirte so und sprach im Sinne der Voltairischen Schule über die Kirche. Nirgends aber hat er die Katholiken vertrieben, oder bedrückt. Trotzdem sind seine Siege über Oesterreich und Frankreich heute nicht anders aufzufassen als die Siege des norddeutschen, protestantischen Wesens gegen das romanisch gesinnte und im romanischen Sinne beherrschte südliche Deutschland. Diese beiden Theile desselben Landes stehen sich auch heute noch im Ganzen als Katholiken und Protestanten gegenüber. Glaube aber Niemand, die italienische Kirche sei dieselbe mit der süddeutschen. Von Rom aus gesehn ist ganz Deutschland protestantisch. Spräche man dort deutsch statt Latein und italienisch, so würden wir es alle längst wissen, denn es handelt sich um Nationalitäten, nicht um Glaubensunterschiede. Niemals kann eine fremde Nation Macht haben über die deutschen Gemüther. Die Romanen verlangen eine Formel und einen Tyrannen. Sie fragen nicht, *wodurch* bist du ein Ketzer, sondern nur, bist du ein Ketzer oder nicht? Bist du kein Ketzer, so magst du thun was du willst, es schadet nichts; bist du ein Ketzer, so magst du thun was du willst, es hilft dir nichts. Jede Controle des inneren, geistigen Lebens ist dem Deutschen gründlich verhaßt, mag er nördlich oder südlich vom Maine geboren und erzogen sein. Der äußerliche, gewaltsame Einfluß auf Glauben und Unglauben ist seit dem sechzehnten Jahrhundert von den Italienern zu einem durchdringenden Systeme der Polizei ausgebildet worden. Dagegen war Friedrich's Haß gerichtet. Er haßte den Fanatismus. Darin lag der Grund, weßhalb seine Kriege populär waren. Norddeutschland sollte einen Umfang erhalten, der es in den Stand setzte, sich gegen das romanische Süddeutschland gewichtiger zu behaupten, deshalb nahm er Schlesien, in dem $^2/_3$ der Bevölkerung protestantisch waren und deshalb behielt er es. Macaulay nennt seinen Angriff eine große Verrätherei und setzt hinzu, unter dem Gesichtspunkte, daß der Streit nicht allein ein österreichisch-preußischer gewesen sei, sondern ein Angriff gegen die ganze Gemeinschaft der gebildeten Völker, verdiene es mit einem noch schärferen Verdammungsurtheile belegt zu werden. Wenn ein Vertrag wie die pragmatische Sanction, der Angesichts Europa's aufgestellt und garantirt wurde, Maria Theresia nicht habe schützen können, was dann überhaupt für ein Rechtstitel genügend sei, um gegen willkürliche Eingriffe zu schützen. Friedrich habe ja selbst gesagt, Ehrgeiz, Eigennutz und die Lust, in den Mund der Leute zu kommen, hätten ihn bestimmt, den Krieg anzufangen. Alle Ansprüche Preußens auf Schlesien seien künstlich hervorgesuchte Scheingründe. Und nun beschreibt er die schöne junge Kaiserin, blaß von ihrer ersten Niederkunft, den jungen Prinzen auf dem Arme, und in Thränen Schutz verlangend von ihrem Volke, das begeistert in den Ruf ausbricht rex noster Maria Theresia!

Wir haben von Macaulay weder preußische noch protestantische Sympathien verlangt, allein die Art, wie er die schöne, unschuldige, verlassene Frau dem atheistischen, geschmacklosen, eitlen Manne gegenüberstellt, zeigt, daß er nicht nur Sympathie für Oesterreich hatte, sondern auch für die Person Maria Theresia's; und hierin stimmen wir ihm alle bei, sie war eine ausgezeichnete Frau, auf die ganz Deutschland stolz ist. Doch Macaulay geht weiter, Friedrich's Persönlichkeit ist ihm zuwider, und sobald dies einmal erkannt ist, verliert seine Schrift die Weihe der Unabhängigkeit, die sie dann noch immer gehabt hätte, wenn er nur seine Sympathie walten ließe. Damit aber verliert sie zugleich den größten Theil ihres Werthes. Es ist wahr, man ist im Allgemeinen so sehr daran gewöhnt, über Friedrich den Großen im preußischen Sinne zu lesen, daß es nützlich wäre, wenn ein im europäischen Sinne abgefaßtes Urtheil in's Publicum dränge. Tritt aber ein Buch mit dieser Prätention auf, oder legt man ihm nur diese Prätention bei, und erfüllt es sie nicht, so muß es zurückgewiesen werden, und man darf auch die Gründe nicht verschweigen.

Nehmen wir an, Friedrich's Rechte auf Schlesien wären noch weit augenscheinlicher gewesen als sie waren, nehmen wir an, man hätte ihn obendrein gereizt, und sein Einfall in das Land wäre kein unerwarteter gewesen: hätte er heute so gehandelt, man würde ihm dennoch gerechte Vorwürfe zu machen haben.

Graf Gotter, den er nach Wien sandte mit Krieg oder Frieden in der Tasche, kam dort zwei Tage nach dem Einmarsche der Preußen in Schlesien an. Friedrich erzählt das selbst. Dem österreichischen Gesandten, der von Berlin aus den bevorstehenden Krieg nach Wien meldete, antwortete die Kaiserin, wir können und wollen so etwas nicht glauben. Friedrich's That war also wirklich ein completter Ueberfall in Friedenszeiten.

Glaubte Sardinien etwa heute irgend welche Ansprüche auf die Lombardei zu besitzen, und ehe es nur in Wien angefragt hätte, ob man sich friedlich mit ihm einigen wollte, wäre es mitten im Frieden in's Kaiserthum eingebrochen; dies würde ein Attentat auf ganz Europa und mit Macaulay zu reden, nicht nur eine gross perfidy gegen Oesterreich sein, sondern gegen die community of civilized nations. Aber der schlesische Krieg ward vor hundert Jahren geführt. Wieder sechzig Jahre früher besetzte Ludwig der Vierzehnte mitten im Frieden Straßburg. Das war eine grobe Verrätherei gegen Deutschland, nicht aber gegen die europäische Ruhe. Denn dem Franzosen gelang der Streich, und die Schmach fällt auf Deutschland, das es sich gefallen ließ. Er war damals der mächtigere. Er wußte, man würde deshalb nicht den eben geschlossenen Frieden wieder brechen.

Friedrich's Angriff war zu seiner Zeit kein Attentat, sondern eine Herausforderung. Er griff den mächtigeren Staat an und wollte den Krieg. Der König von Preußen war dem übermüthigen französischen Adel immer noch der Marquis de Brandebourg, ein armer Parvenu ohne Ansehn. Schon Friedrich's Vater hatte Kriege gesucht, um dem preußischen Namen Gewicht zu geben. Seine Spielerei mit den Truppen war die nützlichste, die er treiben konnte. Friedrich hatte nun eine Armee zu seiner Disposition. Er war jung. Ehrgeiz hat man nie einem Herrscher zum Vorwurf gemacht, weder Alexander, noch Cäsar, noch Napoleon. Er war der schwächere. Er mußte sich jeden Vortheil zu Nutze machen und that es. Oesterreich durfte keinen Tag gewinnen, um Vorbereitungen zu treffen. So rückte er in das Land ein und besetzte es. Seine Art anzugreifen hat noch den Anstrich der mittelalterlichen Art, sich den Krieg zu machen, so rückten die Könige von Frankreich und der Kaiser sich gegenseitig in die Länder, man nahm seinen Vortheil wahr und hatte Lust am Kriege. Man übertrug niemals die Begriffe von Treue und Ehrlichkeit, wie sie im bürgerlichen Verkehre galten, auf die Verhältnisse der Politik. Noch heute thun es die Völker nicht gegeneinander. Sie bleiben immer wie wilde Thiere, sie fallen sich an, und der Schwächere unterliegt. So war es von ewigen Zeiten her. Friedrich fühlte, daß er und sein Land nicht in dem Ansehn standen, das sie ihrer innern Kraft nach verdienten. Er brach die Gelegenheit vom Zaune, um zu zeigen, wer er sei. Heute wäre es eine Tollkühnheit vielleicht, aber selbst heute nicht eine gross perfidy, wenn er seine Sache durchsetzte. Er fühlte sich und verlangte Raum. Er überfiel seine Gegner nicht wie ein Wolf eine Heerde Schafe, sondern reizte einen gewaltigen Feind zum Kampfe. Friedrich war der Sohn des Mannes, den Georg der Zweite den frère caporal, den roi des grands chemins und archisablier de l'Empire romain genannt hatte, den man mit der tiefsten Verachtung von Seiten der alten Höfe behandelte, dessen Officiere und Unterthanen man diese Verachtung fühlen ließ. Nun kam er zur Regierung und wollte Genugthuung. Er suchte einen Vorwand. Er wollte einen Rang einnehmen, der ihm nicht bloß mit vornehmer Herablassung eingeräumt würde. Das ist der Grund, weßhalb er den Krieg anfing, so spricht er ihn in der histoire de mon temps offen aus, und Macaulay hätte ihn ebenfalls anführen können, selbst ohne darum weniger scharfe Worte zu gebrauchen. Niemals waren Ehrgeiz, Interesse und der Wunsch, von sich reden zu machen, so berechtigt als diesmal. Und Friedrich war der Mann, um sie durchzufechten.

Von alledem erwähnt Macaulay aber nichts. Er gibt ein Bild der europäischen Politik, von der geistigen Stellung der Mächte gegeneinander redet er nirgends. Ueberall nur Zufälligkeiten. So wenig man denen beizustimmen braucht, die in jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht einen Fingerzeig des Himmels sehen, so trostlos ist doch die Ansicht, daß die Weltgeschichte ein Gewebe von Zufällen sei, und das einzige Ziel eines Volkes, sich so comfortabel als möglich einzurichten. Es gibt ein ideales Wachsthum der Nationen, und Friedrich der Große hat unendlich beigetragen zu dem unsrigen.

Noch offenbarer wird Macaulay's persönliche Abneigung gegen den König durch die Art, wie er von dessen Jugend bis zur Thronbesteigung redet. In Rheinsberg wird gut gegessen und getrunken und romantisch-literarische Ritterspielerei getrieben. Als der Kronprinz dann König wird, dankt er seine Genossen ab, wie Heinrich der Vierte Falstaff und Compagnie. Macaulay hätte noch viel schlimmere Dinge erzählen können. Daß Friedrich die ökonomischen Rechnungen, die er seinem Vater vorzulegen hatte, sich von Andern anfertigen ließ und sie für eigne Arbeit ausgab, daß er beim österreichischen Gesandten heimlich die Summen borgte, die er bedurfte,

daß er fast in Verzweiflung geräth, als der König todtkrank wird und sich plötzlich wieder erholt — allein weder diese Züge noch die von Macaulay angeführten berühren das, worauf es bei der Beurtheilung des Kronprinzen ankommt. Zwar wird gesagt, daß er von seinem Vater mißhandelt ward, die Sache aber von der genrehaft komischen Seite genommen. In ihr lag der erste Grund all' des Unglücks, das Friedrich innerlich erlebte. Er war an sich eine starre Natur, die man durch falsche Behandlung auf's Aeußerste brachte. Sollte von Rheinsberg gesprochen werden, so mußte seine Heirath dargestellt werden, wie er sich vergebens dagegen sträubte, wie er gezwungen ward, wie er von Anfang an Spione um sich hatte, die ihm Freundschaft heuchelten und dann dem alten Könige nach Berlin berichteten, wie man das böse Verhältniß zwischen Vater und Sohn schändlich ausbeutete und die Wunde unheilbar machen wollte. Dies ist geistig der Inhalt jener Jahre, es konnte und mußte hervorgehoben werden. Niemand, der die Verhältnisse von Rheinsberg genauer betrachtet, wird den Eindruck empfangen, als sei Essen und Trinken da die Hauptsache gewesen.

Ueber seine Freunde dort nichts Weiteres. Man könnte es in dem auf das Unumgänglichste beschränkten Essay nicht verlangen; aber wo ein Satz von zehn Reihen steht, nur um die Enttäuschung Einiger auszumalen, welche nach der Krönung Friedrich's das gelobte Land erreicht zu haben glauben, und die er mit den scharfen Worten: „Es hat nun ein Ende mit diesen Narrheiten!" aus ihrem Traume unangenehm aufschreckte, da wäre auch noch Raum gewesen für einige Andre, die ein andres Schicksal hatten. Aber jene Einigen bilden eine gar zu passende Staffage zu den Diners und Soupers von Rheinsberg, als daß Macaulay durch die Nennung derer, die mit dem Kronprinzen dort aßen und tranken, mit dem Könige aber in späteren Zeiten siegten und an seinem Ruhme Theil nahmen, seinem Gemälde die Einheit hätte rauben dürfen. Friedrich, den er als den Filz aller Filze darstellt, ließ diese Männer keineswegs darben. Kurd von Schlözer hat in seinem „Chasot" den Rheinsberger Kreis dargestellt. Seine Schilderung hat einen Anflug von persönlicher Bewunderung des Mannes und des Zeitalters, die historischen Belege fehlen aber nirgends und geben seinem Bilde die nothwendige sichere Unterlage. Daß Einige, und zwar diejenigen, welche das Beste vom Kronprinzen hofften, einen Telemach à la Fenelon in ihm erwartet hätten, ist eine wunderliche Aeußerung des englischen Autors. Friedrich trat mit achtundzwanzig Jahren die Regierung an. Sein Charakter war fertig, und seine Freunde kannten ihn zu gut, um dergleichen zu erwarten. Andre, fährt Macaulay fort, glaubten an das Hereinbrechen eines mediceischen Zeitalters, günstig für Literatur und Lustbarkeiten. Wer so dachte, täuschte sich für den Anfang auch keineswegs. Denn es ist falsch, wenn, wie hier geschieht, behauptet wird, Friedrich sei, sobald er die Krone angerührt, augenblicklich ein ganz andrer Mensch geworden, den der Geist einer ungeheuren Knauserei über Nacht anflog, wie eine plötzlich ausbrechende ererbte Krankheit. Alles, was er als Kronprinz geliebt und gesagt hat, soll er mit einem Male vergessen oder vernachlässigt haben. Persönliche Erfahrungen, seine Kriege besonders machten ihm allerdings ein zu großes Medicäisiren unmöglich. Bis in sein spätestes Alter blieb er jedoch den Künsten und Wissenschaften anhänglich und gab Geld dafür aus. Daß er mit seinem Geschmacke nicht das Reinclassische traf, daß er selbst dilettantisirend in Poesie und Gelehrsamkeit eingriff, besonders in der Medicin (was dem scharfsichtigen Ausspürer seiner Schwächen entging), war eine Schwäche, aber eine Schwäche seiner Zeit. Die gedruckte Correspondenz mit den tüchtigsten Leuten beweist, daß es ihm stets ernsthaft um die Sache und um die tüchtigsten Männer zu thun war. Ja, neben seinem Eifer für das wirklich Nützliche, Fördernde in Kunst und Wissenschaft erscheint sein eigenes Verseschreiben als eine unschuldige Privatunterhaltung; um so unschuldiger, als er ihretwegen nie eine Minute Zeit den Staatsgeschäften entzog oder durch den Druck seiner poetischen Episteln nie die Schmeichelei des Publicums herausforderte.*) Jetzt, wo man alle diese Papiere aufgetrieben hat und abdrucken ließ, hat es einen andern Anschein. Was der König zu seinen Zeiten in die Welt schickte, sind Sachen vom gewichtigsten Inhalte. War er wirklich eitel darauf, wie Macaulay versichert, als ein großer Schriftsteller auf die Nachwelt zu kommen, so hat er es sich wenigstens Mühe kosten lassen. Seine Schriften sind ausgearbeitete Werke, bei deren Abfassung er die Nation im Auge hatte, der er nützen wollte, wenn nebenbei auch die Nachwelt, so täuschte er sich darin nicht. Wem der Stil und das Französisch seiner Werke nicht zusagt, der kann dennoch für die Klarheit, mit welcher er die Materien ordnete, und die Einfachheit nicht blind sein, mit der er sie zu erzählen weiß, für die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er seine eigenen Fehler bespricht.

Keiner, sagt Macaulay (ich komme noch einmal auf die Erwartungen zurück, die man

*) Nur einige Poesien der ersten Zeit ließ er für den engen Kreis seiner Freunde drucken.

bei der Thronbesteigung vom Könige hegte), hatte die leiseste Ahnung, daß ein Tyrann von außerordentlichen militärischen Fähigkeiten, von noch größerem Talente für die Verwaltung, ohne Furcht, ohne Treue und ohne Erbarmen die Regierung angetreten habe.

Dieser Satz ist die Essenz seiner Schrift. Daß ein Mann wie Macaulay immer spannend bleibt, daß seine Darstellung der schlesischen Feldzüge und des siebenjährigen Krieges ein ausgezeichnetes Darstellungsvermögen bekunden, brauche ich denen nicht zu sagen, welche den Essay gelesen haben. Des Autors Stärke liegt in solchen rapiden Ueberblicken ereignißreicher Zeiten. Es gibt nichts Brillanteres als die Art, wie er die Eroberung Indiens durch Lord Clive darstellt. Man schreitet neben dem Helden und erlebt seine Siege mit. So auch mit Friedrich. Man sieht, wie ihn die eine Welle hebt und die andre sinken läßt, und wie er sich immer wieder mit freiem Blicke und stets erneuten Kräften über dem Wasser hält. Der Eindruck von Macaulay's Schreibweise ist hier ein ganz unfehlbarer. Um so mehr reizt sie zum Widerspruch, wo sie dazu benutzt wird, das Falsche und Nachtheilige so hinzustellen, als sei es das Resultat der gewissenhaftesten Beobachtung.

Furcht und Mitleiden wollen wir den König einstweilen entbehren lassen. Von einem Feldherrn Mitleiden zu verlangen, wo sein Reich und seine Ehre auf dem Spiele stehen, wäre zu viel verlangt. Niemals aber ist Friedrich Unmenschlichkeit vorgeworfen worden. Er hatte keine Kroaten und Panduren in seinem Heere. Er war hart gegen seine Leute, gegen seine eigene Familie, gegen seine Brüder am meisten. Die Weise, wie er den Prinzen Heinrich, einen ausgezeichneten Diplomaten und Feldherrn, noch in den spätesten Zeiten behandelt, ist oft eine tiefbeleidigende. Dennoch bleibt auch hier sein Charakter stets verständlich, niemals handelt er aus grausamer Laune, wie ein unmenschlicher Tyrann, nie eine Spur, daß ihm das Strafen Vergnügen gemacht habe, daß es ihm eine Genugthuung gewesen, den Menschen in's Herz zu schneiden. Man sieht oft deutlich, daß er nicht wußte, wie hart er war. Von den ersten Jahren an war er dazu erzogen worden. Härte und Mißtrauen waren ihm mit Gewalt in das Blut getrieben. Er war ungeheuer einsam von Jugend auf, er fand nie eine Seele, der er völlig vertrauen durfte. Selbst seiner Schwester nicht, die er so sehr liebte. Er sprach vielleicht niemals den tiefsten Inhalt seiner Seele aus, und wem das versagt bleibt, der ist unglücklich, auch wenn er sich daran gewöhnte. Es ist noch nicht die Zeit gekommen, um über Friedrich ganz frei urtheilen zu dürfen. *Er steht uns noch zu nahe.* Viele seiner schriftlichen Auslassungen sind noch ungedruckt. Wie aber auch die Zukunft sich über diese Dinge aussprechen wird, nie wird sie ihn einen Tyrannen ohne Scheu, ohne Treue und ohne Erbarmen nennen, wie Macaulay gethan hat. Weder in seinen öffentlichen noch in seinen Privatverhältnissen war er das. Nie hat er das Geschick eines Volkes an das seine gekettet und es dann kalt den Umständen hingeopfert. Nie hat er die Plünderungssucht seiner Truppen geweckt, um sie zur Tapferkeit anzureizen, nie die Unterworfenen gedrückt, um sich an ihnen zu rächen. Die Nothwendigkeit gebot ihm, Sachsen auszusaugen, aber seinen eigenen Ländern erging es nicht besser. Sie besaßen weniger und konnten weniger leisten. Er hat Brühl's Palais in Dresden zerstört, aber dies war eine wohlverdiente Strafe für des Grafen ränkevolle Politik. Ludwig Sforza und Cäsar Borgia waren Männer ohne Scheu, Treue und Barmherzigkeit. Niemand würde selbst Wallenstein so nennen, obgleich er auf unmenschliche Weise Krieg führte und im Verrath unterging, oder Ludwig den Vierzehnten, der auf die Pfalz eine Bande Tiger losließ, nur weil die Verwüstung des unschuldigen Landes politisch nothwendig erschien. Man rechnet es ihnen weniger an, da ihr Charakter in andern Richtungen zu bedeutend war, um im Allgemeinen so harten Tadel zu verdienen. Treulos und ohne Erbarmen nennt man Fürsten, deren Handlungen in ihrer innersten Quelle daraus entspringen, daß ihnen Treue und Barmherzigkeit fehlt. Krieg zu führen, wo er sich noch vermeiden ließe, Krieg anzufangen, wo er durch keine Nothwehr gerechtfertigt war, vielleicht ließe sich philosophisch darüber streiten, wie man dergleichen zu beurtheilen habe. So viel aber steht fest, daß alle Völker von je her stolz waren auf ihre siegreichen Könige, und daß niemals dabei die Frage war, aus welchen Gründen sie Krieg anfingen.

Preußen hatte zu der Zeit, als Friedrich Schlesien besetzte, zwischen 2 und 3 Millionen Einwohner, die Einkünfte betrugen 7½ Million. Die Armee war etwas über 83,000 Mann stark. Schulden hatte das Land nicht, wohl aber einen Schatz von fast 9 Millionen Thalern. Die Besitzungen der Krone lagen jedoch zerstreut und der größere compacte Kern ohne sichere Grenzen. Von den Truppen waren 26,000 Mann fremde, angeworbene Leute. Preußen besaß weder Sachsen noch Schlesien, noch Posen, noch die Rheinlande. Oesterreich aber, das Friedrich angriff, besaß Schlesien, die niederländischen Provinzen und seinen Einfluß auf das Reich in andrer Weise als heute. Kur-Köln, Mainz, Trier, Baiern, alle mit bedeutenden Contingenten standen ihm zu Gebote; damals handelten die Fürsten mit

ihren Regimentern, wie Ochsentreiber mit ihren Heerden.*) Wäre Friedrich unter einer solchen Uebermacht, die er sich auf den Leib hetzte, unterlegen, so hätte man von Unvernunft reden können. Aber er gewann seine Sache. „Preußen war, dies sind seine Worte, eine Art Hermaphrodit, mehr Kurfürstenthum als Königreich. Es war eine ruhmvolle Aufgabe, endlich zu entscheiden, was es von beiden sein sollte, und das Bewußtsein von dieser Nothwendigkeit eins von den Gefühlen, welche sicherlich dem Könige Kraft gaben zu der großen Aufgabe, die er sich stellte." Friedrich redet wie Cäsar stets in der dritten Person von sich.

Er wollte die Zeichen der Mißachtung, welche sein Vater ruhiger hingenommen hatte, nicht länger ertragen. „Sie lehrten ihn, daß er seiner Person und besonders seiner Nation den nöthigen Respect verschaffen müsse, daß die Mäßigung eine Tugend sei, welche die Staatsmänner nicht zu weit treiben dürfen, denn die Verderbtheit aller Verhältnisse läßt dies nicht zu, und daß es schließlich, da nun ein Regierungswechsel eintrat, gerathener sei, Kraft statt Nachgiebigkeit zu zeigen." Am Ende seiner Kriege war Preußen nicht mehr ein verachteter Eindringling unter die Königreiche, sondern ein gefürchteter Genosse, ohne dessen Willen, was bereits zum Ueberdruß citirt worden ist, kein Schuß in Europa abgefeuert werden durfte.

War es möglich, diese Ansicht der Dinge so ganz außer Acht zu lassen, wenn Friedrich's Kriege gerecht beurtheilt werden sollten? Macaulay ignorirt sie völlig. Er hebt die einzelnen Eigenschaften des Königs scharf heraus, nirgends zeigt er den Punkt, in dem sie sich vereinigen, die Genesis, durch die sie gerechtfertigt werden. Er sagt, die Eigenschaften seines Vaters wären bei ihm wieder durchgebrochen. Es ließe sich das vielleicht durchführen, aber was will es bedeuten, bei einer so großen, so eigenthümlichen Individualität nur auf die einseitige fatalistische Erbschaft der Natur hinzuweisen, wenn die Ereignisse, welche sie formten und so formen mußten, deutlich vorhanden sind? Macaulay hat nur Augen für das Genrehafte in der Erscheinung des Mannes. Der einzige, beschmutzte, abgetragene Rock, der Schnupftaback, der Krückstock, mit einem Worte das, was dem Publicum auf der Straße auffällt, was man im Wachsfigurencabinette sieht, schildert er sehr leibhaftig, vom Menschen aber schweigt er. Ich glaube am Ende, es geschah dies nicht nur aus bösem Willen. Für Macaulay sind überall, wo er Menschen schildert, ihre Kleider ein großer Theil ihrer Seele. Er malt gern große pompöse Versammlungen wie Bievse und Gallait. Er ist ein glänzender Advocat für oder gegen eine Persönlichkeit; seine Sätze haben Etwas vom Plaidoyer, das die Geschworenen bewegen soll, im Augenblicke Ja oder Nein zu sagen. Sein Essay über Friedrich den Großen ist *gegen* den großen König gerichtet. Keine falschere Taktik als demjenigen, gegen den man die Richter einnehmen will, nicht alle Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen. Im Gegentheil, es könnte ja sonst den Anschein haben, als verlangte man mehr als ein unbestochenes Urtheil. Ich glaube, hätte Macaulay von vornherein gerecht urtheilen wollen, so hätte er die Redensart „to do justice to the king" niemals angewandt. So aber gebraucht er sie, und wenn man ihn bis zu Ende hat sprechen hören, ist man in der Stimmung, dem Angeklagten Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen und das „Schuldig" auszusprechen. Unter die niedrigsten Mittel jedoch, ein solches Verdict zu erzwingen, gehört der Kunstgriff, daß er gleich zu Anfang eine der infamirendsten Anklagen gegen das sittliche Leben des Königs erwähnt, und so alle dessen Handlungen von vornherein nur als die Thätigkeit eines vom blinden Schicksal mit Erfolg gekrönten verwerflichen Charakters hinzustellen versucht. Es kann nicht meine Absicht sein, den König hier zu vertheidigen; ich versuche nur, die Taktik seines Anklägers ein wenig zu erläutern.

Er hat seine Sache geschickt genug angegriffen. Er hat das Ansehen eines berühmten Historikers für sich. Bei uns wirkt das vielleicht noch unumschränkter als in seinem Vaterlande. Jedoch dies allein war auch die Ursache, weshalb der Essay in unsern Augen Wichtigkeit hat, den sein Verfasser in einer Zeit schrieb, wo ihn bei uns Niemand beachtete, weil Niemand wußte, wer Macaulay sei. Jetzt sind seine Geschichte Englands und seine Essay's überall verbreitet.

Die Frage, ob es erlaubt sei, die Geschichte zum politischen Gebrauche den Umständen nach zu benutzen, liegt anders bei uns als in England. Wir betrachten die vergangenen Dinge aus einer gewissen philosophischen Einsamkeit, wir nehmen Partei, aber wir gehören keiner Partei an, wie die Gegenwart sie bildet. Uns kommt es darauf an, die Wahrheit auszusprechen, nicht aber irgend Jemand auf unsre Seite zu ziehen; es bleibt den Leuten selbst überlassen, wohin sie sich wenden wollen. In England jedoch sind von jeher die Vorrathskammern der Geschichte politisch ausgebeutet worden, und Macaulay hat es diesmal vielleicht ohne Arg gethan, selbst wenn er sich seiner Absichten bewußt war.

*) L'electeur de Cologne entretenait 8 à 12,000 hommes, dont il trafiquait comme un bouvier avec ses bestiaux. Hist. de m. temps. 1. 28.

Ein Andres bleibt noch auszusprechen. Es ist natürlich, daß der Schriftsteller, der das Leben eines Mannes darstellt, sich für fähig hält, ihn zu begreifen. Indessen man kann sehr wohl den Werth einer vollendeten Persönlichkeit, deren Thaten man von früh an bis zur letzten Stunde vor sich hat, abwägen und das Resultat der Arbeit mittheilen, ohne deshalb diesem Manne gleich oder über ihm zu stehen. Unsre Zeit erkennt keine mythischen Zeiten mehr an. Niemand glaubt mehr an Heroen, auf deren Thaten alle die kleinen Bedürfnisse des menschlichen Lebens ohne Einwirkung waren, deren Gedanken eine ewige Begeisterung, deren Gefühle eine ewige Leidenschaft lenkte. Solche Gestalten sind aus dem Gebiete der Geschichte verbannt, kaum daß man sie in dem der Poesie noch duldet. Mit derselben Gelassenheit, mit der wir die Epochen der Bildung unsers Planeten beobachten, ziehen wir die Wurzeln der ältesten Völker aus dem märchenhaften Boden heraus, lösen die Erde aus den feinsten Fasern und vergleichen die Pflanze mit denen, die heute blühen und Früchte tragen. Mommsen bläst den alten, grauen Nebel, der auf den Sümpfen des Tiberufers ruhte, frisch bei Seite, und wir sehen die Stadt des Romulus so einfach entstehen, wie wir heute eine Caserne abstecken, ausgraben und aus den Fundamenten aufmauern sehen. Ob man vor zweitausend Jahren mauerte oder heute, es wird dieselbe Mühe und dasselbe Material gewesen sein, und ein vorweltlicher Elephant hungerte, fraß und verdaute nach denselben Gesetzen wie ein heutiger. Diese Art der Anschauung ist unsrer Denkweise so gemäß, daß sie in allen Wissenschaften die herrschende geworden ist.

Für Politik und Geschichte wurde sie in England zuerst am freiesten ausgebildet. In London sitzt ein Parlament, in dem von Königen und Kaisern die Rede ist, wie ehedem im römischen Senate. Ein Parlamentsmitglied dünkt sich einer von den Herren, die über Krieg und Frieden in der Welt gebieten, die andern Herren in Europa mögen danach ihre Entschlüsse fassen. Daher denn auch die Methode, sich gegen Jedermann auf Du und Du zu stellen. Macaulay behandelt Friedrich den Großen vollständig als seines Gleichen, und seine Schule ahmt ihm nach. Cäsar und Pompejus, deren Fehler und Tugenden bisher mit einem Schleier verdeckt waren, durch den sie einen ungewissen poetischen Schimmer erhielten, sind jetzt Leute wie unser einer, man holt sie an's Tageslicht, klopft ihnen den Staub aus der Toga, putzt die verrosteten alten Waffen wieder glänzend und sagt ihnen ohne Umschweife in's Gesicht, wo sie *sich gescheidt* und wo sie sich albern benommen haben. Friedrich wird heruntergemacht, als wären die Dinge gestern geschehen, und ein Correspondent berichtete nach London darüber an die Redaction seiner Zeitung.

Und wer will das verbieten? Waren sie nicht sterbliche Menschen wie wir? Aßen, tranken, dachten, handelten, bereuten wie wir? — Nur der einzige Unterschied, daß wir leben und sie nicht mehr. Die Jahre zwischen ihrer Zeit und der unsrigen sind ein Meer, über das keine Schiffe fahren. Das Leben eines gestorbenen Menschen entzieht sich dem Maßstabe, nach dem die Thaten der Lebenden gemessen werden. Der Mythus ist kein künstlicher Rost, der das Aussehen der Dinge interessant machen soll, sondern die echte Patina, die wir nicht zerstören können, ohne die Sache selbst zu zerstören, deren äußere Hülle sie nur zu sein scheint. Jeder gestorbene Mensch, und wenn er eben erst begraben wird, ist schon zu einer mythischen Person geworden; jedes Jahr, das nach seinem Tode verflossen ist, verstärkt den geheimnißvollen Glanz, der ihn umgibt. Was der Bildhauer im Momente thut, wenn er die Büste eines lebenden Menschen arbeitet, das vollbringt die Zeit langsam und allmälig an den Todten. Jemehr Zeit vergeht, um so allgemeiner werden die Züge des Bildnisses, das sie überliefert; je allgemeiner sie werden, desto schöner werden sie bei bedeutenden Menschen, während die der unbedeutenden Masse bald in Nichts verschwimmen. Man kann sagen, ein großer Mensch sauge allmälig die gesammten Vorzüge einer um ihn her verschwindenden und vergessenen Generation in seiner Person auf. Bei einem Sterne kann man durch ein Fernrohr erkennen, daß er ein kleiner leuchtender Kreis sei, und daß die Strahlen, die man mit dem bloßen Auge sieht, nur scheinbar sind; für die Menschen aber, deren Leben vergangen ist, gibt es solche Instrumente nicht. De mortuis nil nisi bene ist keine bloß gutmüthige Redensart, zu der ein allgemeines Mitleiden uns anregt. Jeder Mensch, sobald er todt ist, empfängt in Wahrheit einen Heiligenschein, und sein zerrissenes Dasein wird ein harmonisches Product vor unsern Augen. Was wir den Lebenden nie verzeihen, verzeihen wir den Todten. Ihre Fehler hören nicht auf Fehler zu sein, aber der Haß verstummt, mit dem wir sie verfolgen. Sie treten unter einen höheren Schutz, den zu mißachten unmenschlich wäre.

Dennoch liegt es zu nahe, eine Partei, die man bekämpft, auch dadurch anzugreifen, daß man sie im Rückblick auf die Kämpfe der Völker mit einer ehemals dagewesenen identificirt und nun auf diese symbolisch alle die Schläge fallen läßt, die man den lebendigen Gegnern zugedacht hat. Es ist ein politisches

Recht, das sich die Gegenwart der Vergangenheit gegenüber anmaßt, niemals aber wird es in Deutschland anerkannt werden. Die Wissenschaft kann bei uns kein Mittel zu Parteizwecken sein. Wir sind das einzige Volk, das den Ereignissen gegenüber den idealen Standpunkt festhält und festhalten kann; wir haben dadurch leiden müssen, aber wir können ihn nicht aufgeben, denn er entspricht unsrer Natur und ist unser einziger Rückhalt. Ohne ihn wären wir wirklich so schwach und ohnmächtig, wie man uns oft genug versucht hat, uns selber darzustellen. In Deutschland wird man niemals in der Geschichtsschreibung einen einseitig politischen Parteistandpunkt dulden, sondern die Thaten der Völker so erfassen und beschreiben, wie sich am reinsten in ihnen die göttliche Kraft der Menschheit offenbarte.

Selbst Macaulay kann in manchen Fällen nicht anders. Ich nehme unter seinen Essays einen heraus, der geschrieben ist, um dem Andenken eines Mannes Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, den er nicht mit dem kalten Blicke des Historikers betrachtet, welcher die Angelegenheiten eines fremden Landes bespricht, sondern der sein Landsmann war, dessen Gestalt er so rein und strahlend hinstellen möchte, als nur immer möglich. Wie aber stellt er Byron dar? Er führt auch diesmal wieder eine große Summe einzelner Eigenschaften auf, zeigt ihn in allen nur denkbaren Positionen und bleibt in der That stets so unbefangen, daß sich nirgends seine ruhige Betrachtung in Vorliebe verwandelt. Zuletzt aber sagt er: „Alles das sind Aeußerlichkeiten; für uns ist er jetzt nur ein Dichter, jung, edel und unglücklich.“ So schreibt er frisch nach Byron's Tode und macht schon zu seinen Gunsten Anspruch auf die verklärende Absolutionskraft der Geschichte, die er bei dem großen Könige ganz vergessen zu haben scheint. Wir haben sie nicht vergessen.

Indessen wie Macaulay auch über Friedrich geschrieben hat, wir machen ihm keine Vorwürfe darüber; wäre er ein Deutscher, so würde er anders geschrieben haben. Hätte aber ein Deutscher so wie er geschrieben, so würde man ihm eine perfide künstliche Unwissenheit und Mangel an Nationalgefühl vorwerfen können. Macaulay hat nach augenblicklichem Gutdünken einen fremden Fürsten zum Gegenstande eines politischen Pamphlets benutzt; uns würde es zum Vorwurfe gereichen, wenn wir aus einer solchen Schrift den Mann kennen lernten, dem Deutschland einen so gewaltigen Theil seiner Größe verdankt.

Volkssagen der Schweiz.

Mitgetheilt

von H. Runge.

Der Ritter von Grimmenstein.

Canton Bern.

Unweit von Burgdorf im Canton Bern liegt an der Straße nach Langenthal das Dorf Wynigen, der Sage nach einst ein kleines aber belebtes Städtchen, in dessen Umgegend man noch heute Reste von römischen Gebäuden findet. Nahe dabei erhebt sich ein steiler Hügel, auf welchem sich die Ruinen des alten Schlosses Grimmenstein befinden. Ursprünglich war es wahrscheinlich ein Straßencastell der Römer; später wandelte es sich, wie viele andere, in eine Burg um. Seine Untermauern zeigen, daß es einst sehr fest war. Nachdem es von den Herren von Grimmenstein an die von Rormoos übergegangen war, wurde es im Jahre 1383, als die Berner und Solothurner den Grafen von Kyburg bekriegten, von den tapfern Städtern belagert, eingenommen und zerstört.

Der letzte Ritter von Grimmenstein, welcher um das Jahr 1300 gelebt haben soll, war der leidenschaftlichste Jäger weit und breit. Selbst an Festtagen rastete er nicht. Eines Sonntags, als der Ritter wiederum auf die Jagd ausziehen wollte, trat seine Gattin an ihn heran und bat ihn dringend, daheim zu bleiben. Der Sturm tobe und wüthe so sehr und man müsse fürchten, daß die Geister des Waldes wach seien, sagte sie; auch sei sie letzte Nacht von einem fürchterlichen Traum gequält worden. Denn in demselben habe der Ritter einen großen, schönen Hirsch mit drei Jungen gejagt und dann plötzlich sie, seine Gattin, und seine drei Söhne erschossen. Der Ritter aber verlachte die Mahnung der geängsteten Frau. „Ehe ich heute raste,“ rief er laut aus, „gehe ich in Tod und Grab!“ Und mit diesen Worten ritt er von dannen; mit lautem Jubelruf folgten Jäger und Knappen.

Mehrere Stunden hatte der Herr von Grimmenstein gejagt und viel Wild war schon erlegt worden, aber noch immer fehlte der von ihm gewünschte Hirsch. Plötzlich zog sich die Jagd auf eine lichte Stelle im Walde, welche mit schönem, blumigem Gras bedeckt war und auch klares, frisches Wasser bot; hier weidete eine große, schöne Hirschkuh mit drei Jungen. Sogleich griffen die Hunde an; aber die Hirsche flohen nicht, sondern die Hirschkuh stellte sich vor die Kleinen, sie schützend und schirmend, und wehrte furchtbar stöhnend die Hunde ab. Dennoch waren die Weichen der Jungen bald zerfleischt und in

wenigen Minuten auch die Thierlein durch wohlgezielte Schüsse mit der Armbrust gefällt. Länger hielt die Hirschkuh Stand; aber auch sie fiel durch das Geschoß des unerbittlichen Ritters und ihr Blut röthete den Rasen.

Da stieg plötzlich aus der Erde ein Riese hervor, der Berg- und Waldgeist, welcher das unschuldige Wild beschützt. Hohnlachend rief er: „Nur gemach, die Hirschlein sind schon gerächt!“ Und damit verschwand er und Hirschkuh und Junge mit ihm. Vor Schrecken erstarrt standen die Jäger. Endlich ermannte sich der Ritter und ritt zu seiner Burg zurück.

Zögernd trat der Herr von Grimmenstein in das Gemach seiner Gemahlin; an der Seite ihrer drei Söhne lag sie da, todt und von Pfeilen durchbohrt. Der eigne Gatte hatte sie und seine hoffnungsvollen Kinder gemordet, freilich wider seinen Willen. Schweigend küßte er die theuern Leichen; dann stieß er sich das eigne Schwert in die Brust und sühnte so die Schuld des Jagdvergehens.

Zerfallen liegt nun Grimmenstein, die Burg des wilden Jägers. Bricht aber Krieg oder Pest über das Land herein, so steigt der Ritter aus seinem Grabe, dreimal stößt er kräftig in sein Horn und fährt dann brausend und tobend durch die Luft, indem er die schreienden Knappen und die heulenden Hunde mit lautem Hussah ruft. Eine schöne Hirschkuh mit drei Jungen eilt flüchtig vor ihm her, und der Bauer wirft sich angstvoll mit dem Gesicht auf die Erde, wenn er sie herankommen sieht.

Die Kirche von Wyla.

Canton Zürich.

Vor vielen hundert Jahren gehörte das Dorf Wyla an der Töß zur Kirchgenossenschaft Turbenthal. Damals hausten auf dem Schlosse Breitenlandenberg zwei Brüder, Nachkommen dieses alten und berühmten Geschlechts, von denen der ältere ein wilder, roher Geselle, der andere ein frommer, mildthätiger Herr war. Als der Jüngere das rohe und unsittliche Treiben des Erstgebornen nicht mehr ertragen konnte, warnte er ihn mit ernsten Worten, verließ das Schloß und zog nach dem Schlößchen Wyla, um dort in der Stille zu leben und den Unterthanen Gutes zu thun. Oben auf dem schönen Hügel, an dessen Fuß die stattliche Wohnung stand, legte er sich ein hübsches Gärtchen an und ließ es mit einer Mauer umziehen.

Der ältere Bruder, der noch ferner auf der Stammburg hauste, hatte die wohlgemeinte Warnung des jüngern sehr übel aufgenommen; er zürnte auf den kecken und vorwitzigen Knaben, wie er ihn nannte, und suchte ihn auf jede mögliche Weise zu ärgern und zu verletzen. Als dieser immer gleich ruhig blieb und dadurch die Meinung der Standesgenossen für sich gewann, erfaßte den ältern ein heftiger Haß und er schwur mit gräßlichen Worten blutige Rache. Ob er seinen schändlichen Entschluß wirklich ausgeführt, hat man niemals erfahren; die treuen Wylaer aber fanden eines Tages ihren guten Grundherrn ermordet und von einem Pfeil und mehreren Stichen durchbohrt in der Mitte eines dichten und entlegenen Gehölzes und schrieben die That dem ältern Herrn von Breitenlandenberg zu, der ihre Meinung auch dadurch zu bestätigen schien, daß er niemals ernstliche Schritte that, um den Mörder zu ermitteln. Den Verstorbenen aber begruben sie trauernd in seinem Gärtchen auf dem Hügel.

Als das Testament des jüngern Herrn eröffnet wurde, fand sich, daß er die Erbauung einer eignen Kirche für Wyla auf der Höhe angeordnet und die dazu nöthigen Gelder angewiesen hatte. Die Wylaer glaubten, der Selige habe dabei die nahe Geßacker-Höhe im Sinne gehabt und könne unmöglich sein Lieblingsplätzchen zu diesem Zweck bestimmt haben. Sie begannen deshalb gleich im folgenden Frühjahr auf jenem Hügel den Bau, indem sie Holz und Steine dorthin führten. Als aber die Nacht hereingebrochen war und die Werkleute von ihrer Arbeit daheim ausruhten, stiegen Geister hernieder, erfaßten die fertig gezimmerten Balken und die behauenen Steine und trugen sie hinüber zum Grabe des edlen Breitenlandenberg im Schloßgärtchen. Am folgenden Morgen glaubten die Werkleute, böse Buben hätten die Materialien verschleppt; als sie sie nach langem Suchen endlich fanden, führten sie sie auf die Geßacker-Höhe zurück. Aber am folgenden Tage lagen Holz und Steine wieder im Gärtchen und eben so am dritten Morgen. Einige Bauern, welche die letzte Nacht auf dem Bauplatz gewacht hatten, sahen mit Erstaunen und Schrecken die Geister bei ihrer Arbeit und erzählten den Uebrigen das seltsame Wunder, wie gleich nach Mitternacht nebelhafte Gestalten erschienen und Alles in kurzer Zeit durch die Luft fortgetragen hätten. Da errieth man denn leicht, daß der edle Stifter die Schloßhöhe zur Baustätte für die neue Kirche bestimmt hatte und errichtete über seinem Grabe das schöne Gotteshaus. Den mit der Mauer umzogenen Garten aber schuf man in einen Kirchhof um. Seitdem bildete Wyla mit seinen Weilern ein eignes Kirchspiel; im Lauf der Jahre aber nahm es an Bevölkerung dermaßen zu, daß man im Jahr 1706 eine Anzahl kleiner Ortschaften abtrennen und zur Kirche von Sternenberg schlagen mußte.

Zweite Abtheilung.

Ein blaues Wunder.

Von

Dr. Friedrich Schödler.

Es mögen jetzt an die dreißig Jahre sein, daß ich auf der Rückreise aus der Schweiz zum ersten Male nach München kam. Ich war an einen alten Maler empfohlen, der lange in Rom sich aufgehalten und dort dem kunstliebenden baierischen Kronprinzen sich dienstfertig und nützlich erwiesen hatte. Dafür zog ihn dann der königliche Bauherr später nach München und mit warmer Begeisterung führte mich der Maler in alle vollendeten Kunstschöpfungen seines erhabenen Gönners ein — mit Feuer schilderte er die großartigen Unternehmungen, die im Entwurfe vorlagen und an welchen alle Kunstzweige in wetteifernder Verherrlichung sich betheiligen sollten.

„Betrachten Sie die edlen Gestalten dieser Cartons" — rief er, als wir eines Tages in's Atelier eines der ersten Meister getreten waren — „und stellen Sie sich vor, daß Alles dies auf Goldgrund gemalt wird, auf echten, puren Goldgrund, junger Mann, — jeden Quadratfuß zu einem Ducaten. Wir wollten anfänglich mit Ultramarin grundiren — aber freilich, das geht denn doch nicht."

„Ultramarin! Was ist das?"

„Ultramarin," fuhr der Maler fort, „ist das schönste, das reinste, das kostbarste Blau, das wir haben; es ist, als ob man in den tiefblauen Himmel Italiens hineinblickte, von dem sich Gebirg' und Wald, Ruine und Palast, Mensch und Thier alle Formen und Farben gleich reizend und harmonisch abheben."

„Und warum nimmt man denn nicht diesen herrlichen Ultramarin als Grund?" — fragte ich weiter.

„Liebes Kind, das geht nicht. Das ist viel zu theuer."

„Was," rief ich, „zu theuer? Da hätte ja der Ultramarin einen größeren Werth als Gold?"

„Ja, so ist es," erwiederte der Maler. „Wir könnten eher alle Dächer von ganz München vergolden als die Wände einer einzigen Kirche mit Ultramarin grundiren; ich glaube, daß so viel in der ganzen Welt gar nicht aufzutreiben ist."

„Nun, da wäre ich doch begierig, einmal diese kostbare Farbe zu Gesicht zu bekommen!"

„Das sollen Sie, und zwar echten Ultramarin sollen Sie sehen, ganz echten, den ich schon vor zwanzig Jahren in Rom aus der besten Quelle gekauft habe. Kommen Sie nur nach Hause."

Als wir in der Wohnung des Künstlers angekommen waren, schloß er die Thür eines kleinen Wandschrankes auf, dem man ansah, daß er nur zur Bewahrung besonders werthvoller Gegenstände diene. Der Druck einer Feder öffnete eine verborgene Schublade, aus welcher der Maler eine kleine Schachtel herausnahm. Dieselbe enthielt ein Päckchen, eingewickelt in Papier, vielfach mit Fäden umwunden. Mit feierlichem Ernst löste der Besitzer die Knoten und nach Entfernung mehrerer Hüllen trat er an's Fenster, breitete das letzte, den kostbaren Schatz einschließende Papier auseinander, stellte die Farbe in das rechte Licht, mich selbst an den rechten Platz und kreuzte dann still und erwartungsvoll die Arme.

In der That, es war ein wundervolles Blau; tief, innig und doch feurig und heiter. Es erinnerte mich an das Blau der Gentianen, der acaulis und verna, die aus dem Grün der Alpen wie liebe Kinderaugen zu uns aufblicken.

Mit Befriedigung beobachtete der Maler den Eindruck, welchen seine Farbe auf mich hervorbrachte.

„Und wozu verwenden Sie diese schöne Farbe?“ fragte ich.

„Verwenden“ — rief der Maler fast erschrocken. — „Liebster Freund, eine solche Farbe verwendet man nicht — wenigstens zu nichts Unbedeutendem. Ich habe noch Nichts gemalt, was eines solchen Opfers werth wäre; aber — fügte er mit weicher Stimme hinzu — ich werde einmal ein Bild malen, ich verbessere schon seit lange die Skizze, dafür habe ich meinen echten Ultramarin aufgespart, dazu soll er verwendet werden. Aber damit Sie sehen, daß er wirklich echt ist, so will ich Ihnen die Probe machen, so viel es mich auch kostet.“

Mit dem Zittern eines Geizhalses, der einen Groschen ausgeben muß, nahm er eine kleine Messerspitze voll der Farbe, brachte sie in ein Spitzgläschen, goß einige Tropfen Scheidewasser darüber und hielt mir das Gefäß unter die Nase.

„Pfui tausend,“ rief ich, „das riecht ja wie faule Eier.“

„Ganz recht,“ rief der Maler triumphirend, „das ist das Wahre. Unverwüstlich steht der Ultramarin in Licht, Luft und Feuchtigkeit, aber die Säuren kann er nicht ertragen; sie tödten ihn, seine Farbe erlischt und ein Leichengeruch verbreitet sich. Ja,“ — fuhr er fort, indem er mit Sorgfalt die Farbe wieder einwickelte, — „ja, mein junger Herr, Sie wollen Chemiker werden — erfinden Sie einen solchen Ultramarin und Sie sind ein Millionär.“

Chemiker bin ich geworden — aber kein Millionär; die Fabrication des Ultramarins aber brauchte ich nicht zu erfinden, denn dies war zu derselben Zeit bereits geschehen und die ersten Ausbeuter dieser Erfindung sind wirklich Millionäre geworden.

Nicht leicht wird man in den Schatzkammern reicher Fürsten oder in den Ausstellungen großer Juweliere einen edlen Stein finden, der nicht schon den Alten bekannt gewesen wäre — ja selbst in der künstlerischen Behandlung dieses kostbaren Materials sind uns die Meister und Muster bereits im Alterthume gegeben.

Es gilt dieses ganz besonders von denjenigen Steinen, die nicht durch Glanz und starke Lichtbrechung sich hervorthun, sondern durch ihre schöne Färbung und Zeichnung. Diese wurden vorzüglich zu kleinen plastischen Kunstwerken von höchster Vollendung verarbeitet und außer dem hellblauen Türkis, dem grünen Chrysopras, dem zweifarbigen Onyx begegnen wir auch dem Lasurstein oder armenischen Stein. Die Alten nannten ihn Sapphyrus, aber auch Cyanus, nach den blauen Kornblumen, denn ein schönes, lebendiges Blau, nicht zu hell und nicht zu dunkel, ist seine ausgezeichnetste Eigenschaft. Man hüte sich jedoch, dieses Mineral mit der Kupferlasur zu verwechseln, deren kraftvolles Blau merklich dunkler ist.

Die Seltenheit des Vorkommens erhöht den Werth des Lasursteins, denn obwohl er an verschiedenen Orten, in Italien, Sibirien, in der Bucharei, China, Thibet und Süd-Amerika aufgefunden wird, so trifft man ihn doch meist nur in kleinen Stücken und Körnern, stumpfeckig und rundlich, eingesprengt an anderm Gestein, vorzüglich vulcanischen Ursprungs. Auch die dem Lasurstein nahe verwandten Minerale, der Hauyn und der Nosin, die von minder brillanter Farbe sind und auch in Deutschland sich finden, treten besonders in Gesellschaft von Basalten und Laven auf und verrathen hierdurch, daß sie, gleich jenem, Kinder des Feuers sind.

Auch in den Arzneischatz ist der Lasurstein aufgenommen worden, in jener Zeit, wo man von so vielen Dingen eine ihren glänzenden Eigenschaften und ihrer Kostbarkeit entsprechende auffallende Wirkung auf den Organismus erwartete, wo man den Patienten Perlen und Edelsteine verschlucken ließ, wo man Pillen vergoldete und versilberte. Ich erinnere mich wohl, wie ich in einer alten Apotheke eine Büchse antraf, schwer angefüllt mit „Lapis lazuli,“ d. i. Lasurstein, und wie ich hocherfreut über den kostbaren Fund dieselbe öffnete und — lebhaft blau gefärbte Schlacken mich enttäuschten.

Die kleinen Stücke und Abfälle des Lasursteins wurden schon frühzeitig zur Darstellung einer herrlichen Malerfarbe verwendet, deren wohltönender Name „Ultramarin“ schon etwas, wenn auch nicht Ueberirdisches, doch Uebermeerisches, Außerordentliches anzukündigen bestimmt erscheint. Aber billig müssen wir uns wundern über das ebenso umständliche als mühsame Verfahren, welches befolgt worden ist, um aus dem harten Lasurstein das zarte Ultramarin herzustellen. Wir erkennen hierin abermals ein Beispiel, wie eine beharrliche Praxis für gewisse Zwecke endlich Mittel und Wege findet, die theoretisch kaum aufzufinden gewesen wären. Die Beschreibung dieses Verfahrens aus den älteren Werken, die wir nachfolgend mittheilen, ist in alle neueren übergegangen, welche über den Ultramarin sich verbreiten.

Der von frembartigen Theilen, insbesondere von eingesprengtem Schwefelkies möglichst befreite Lasurstein wird schwach geglüht und in Essig abgelöscht. Hierauf wird er fein gepulvert, durch Schlemmen werden die helleren

leichten Theile entfernt, die schweren auf einer Porphyrplatte mit Weinessig höchst fein präparirt und mit einer Masse, die aus Terpentin, Harz und Mastix, welcher ein Zwölftel des Ganzen Weihrauch und ebensoviel Leinöl zugesetzt ist, gemengt und unter Wasser so lange geknetet, als sich dieses noch blau färbt. Der so erhaltene Ultramarin wird nach Einigen noch mit Kalilauge digerirt nnd ausgewaschen. Derselbe stellt nun ein höchst zartes Pulver dar, von feuriger, azurblauer Farbe, er ist geschmacklos und ändert sich bei gewöhnlicher Temperatur durch Einfluß des Lichtes, der Luft nie; auch in gelinder Hitze wird seine Farbe nicht verändert, aber starke Glühhitze, sowie Säuren zerstören dieselbe. Ein Pfund Lasurstein gibt ungefähr zwanzig Loth Ultramarin, und da der Ankauf des rohen Materials kostbar ist, indem das Pfund zu 22 bis 26 Gulden stehen kann, so muß es nach dieser mühsamen Bereitung nicht befremden, daß die Unze mit 40 bis 50 Gulden bezahlt wurde.

Man sieht wohl ein, welch' hohen Werth eine Farbe haben mußte, die sich unempfindlich verhält gegen Licht und Luft, diese langsam und stetig wirkenden Zerstörer der bunten Farbenwelt. Und hierzu kam die hohe Schönheit dieses Blaues, welche auch jetzt noch die vollste Anerkennung findet, wie dies aus nachfolgendem Urtheile eines bedeutenden Ultramarinfabrikanten hervorgeht, das wir wörtlich mittheilen.

„Das aus dem Lasurstein gewonnene Ultramarin," sagt derselbe, „durch eine unendlich mühsame Procedur und geringe Ausbeute vertheuert, wurde gegen Gold aufgewogen, in welchem Preise es bis zur Stunde noch wenig gesunken ist. Das künstliche Ultramarin, obwohl um Vieles schöner als das natürliche, besitzt doch nicht die Weichheit und Klarheit in seinen hellen Tönen, die jenes so sehr charakterisirt."

Es scheint, als ob das Zustandekommen der künstlichen Nachbildung dieser Farbe an die Erfüllungen zweier Vorbedingungen geknüpft gewesen wäre, die jedoch gemeinsam in den Fortschritten der chemischen Wissenschaft wurzeln. Die eine bestand in der durch die vervollkommnete analytische Methode erlangten genaueren Kenntniß der Bestandtheile des Lasursteins — die andre aber darin, daß durch die vermehrte chemische Fabrication größere technische Feuerprocesse von Männern geleitet wurden, welche Beobachtungsgabe mit chemischen Kenntnissen verbanden und dadurch im Stande waren, einigen dabei zufällig entstandenen Bildungen die richtige Deutung und erfolgreiche Anwendung zu geben.

Fassen wir die Geschichte der Ultramarinfabrication kurz zusammen, so sagt sie uns in wenig Worten: Deutschland hat die Darstellung des künstlichen Ultramarins auf wissenschaftlichem Wege selbständig gefunden und steht jetzt in Menge und Güte seiner Production an der Spitze dieses Industriezweiges; in Frankreich wurde gleichzeitig und wahrscheinlich selbständig, durch zufällige Beobachtung angeregt, das künstliche Ultramarin erzeugt und insofern dem deutschen Verdienste vorangeeilt, als es dort sogleich zum Gegenstande einer gewinnreichen Fabrication gemacht wurde.

Nachahmungen des Ultramarins oder vielmehr des Lasursteins sind schon früher versucht worden, allein sie bestanden in der Anfertigung blauer Glasflüsse, die beim Zerreiben ein blaßgefärbtes Pulver liefern und daher nur in Masse eine grobe Täuschung bewirken können. Ein derartiges Product war es, das in der erwähnten alten Apotheke sich vorfand. Im siebenzehnten Jahrhundert hielt man einen Gehalt an Kupfer für die Ursache der blauen Farbe des Lasursteins. Markgraf bewies jedoch 1758, daß dies nicht der Fall sei; spätere Analysen von Klaproth, Gmelin, Vauquelin, Cl. Desormes und Varrentrapp stellten fest, daß Kieselerde, Thonerde, Natron und Schwefel die Hauptbestandtheile des Lasursteins sind, wozu noch kleine und wechselnde Mengen von Kalk, Eisen und Wasser hinzukommen, deren Vorhandensein sich jedoch als unwesentlich ergeben hat. Ueberraschen mußte es, daß in diesem Körper keine Spur von Kobalt und Kupfer sich vorfand, denen man sonst als den Blaufärbern des Mineralreiches so häufig begegnet. Da man nun aber gewohnt ist, überall, wo lebendige Farben an Mineralen sich zeigen, als färbenden Stoff ein schweres Metalloxyd zu finden, so lag es nahe, den kleinen Gehalt an Eisen, der im Ultramarin sich vorfand, als dessen blaufärbendes Princip anzusehen, eine Ansicht, die erst in der neueren Zeit vollständig beseitigt worden ist.

Chr. Gmelin, Professor in Tübingen, dem wir viele werthvollen Arbeiten über die Constitution der Minerale und Felsarten verdanken, begnügte sich nicht mit der analytischen Zerlegung des Ultramarins, sondern es gelang demselben im Jahre 1827 auch die synthetische Regeneration desselben. Zu verwundern ist nur, daß er mit dieser schönen und wichtigen Entdeckung erst dann recht hervortrat, als im Jahre 1828 in Frankreich für dieselbe Entdeckung von der Akademie ein Preis an Guimet ertheilt wurde. Der Grund lag vielleicht theilweise darin, daß Gmelin's künstliches Ultramarin zu wenig brillant, sein Verfahren dagegen zu umständlich gewesen

sein soll, um große industrielle Vortheile zu versprechen.

Der praktische Entdeckungsweg beginnt mit der Beobachtung zufälliger Bildungen von ultramarinähnlichen Producten. Schon im Jahre 1787 machte Goethe bei seinem Aufenthalte in Palermo die Beobachtung, daß sich in den dortigen Kalköfen eine Art Glasfluß von hellblauer bis dunkelblauer Farbe bilde, der zu Schmuckarbeiten verwendet werde. Wenn es jetzt auch keinem Zweifel unterliegt, daß diese blaugefärbte Masse kein Ultramarin gewesen sein kann, da dieser eine Schmelzung nicht erträgt, ohne seine Farbe zu verlieren, so erfreut es uns doch, auch hier dem Namen Goethe's auf dem Gebiete der Beobachtung wieder zu begegnen.

Folgenreicher waren die Beobachtungen der chemisch gebildeten Techniker Tassaert und Kuhlmann in Frankreich, welche eine blaue Substanz theils in aus Sandstein gebauten Sodaöfen, theils in denjenigen Oefen vorfanden, die zum Glühen des Glaubersalzes dienen. Vauquelin, ein ausgezeichneter Analytiker, führte durch seine Untersuchungen den Beweis, daß diese blaugefärbten Producte in ihrer Zusammensetzung mit dem Lasurstein vollständig übereinstimmen.

Nun war der Anstoß gegeben; die Gesellschaft zur Beförderung der französischen Industrie gründete sofort einen Preis von 6000 Franken als Belohnung für den Entdecker eines praktischen Verfahrens zur Darstellung des künstlichen Ultramarins. Dies geschah im Jahre 1824; allein drei Jahre nacheinander wurde diese Preisaufgabe wiederholt gestellt, ohne gelöst zu werden, bis endlich im Jahre 1828 der Chemiker Guimet aus Toulouse der Akademie solche Proben eines von ihm gefertigten Ultramarins vorlegte, daß dieselbe ihm den Preis und die Ehre der Entdeckung zuerkannte.

Allein einen ungleich größeren Gewinn wußte Guimet aus seiner Entdeckung zu ziehen, indem er sofort die Fabrication dieses Productes betrieb und sein „extrafeines Ultramarin" zu dem Preise von 140 Gulden das Pfund verkaufte, was immerhin noch acht bis neun Gulden für die Unze ausmacht. Aber dieser hohe Preis fiel sehr rasch, denn bereits im Jahre 1830 betrug er nur noch die Hälfte und im folgenden Jahre sank er etwa auf acht Gulden für's Pfund — ungefähr den hundertsten Theil vom Preise des echten Ultramarins. Nichtsdestoweniger erwarb sich Guimet, der frei von aller Concurrenz arbeitete, schnell ein Vermögen von Millionen.

Jetzt aber begannen die Deutschen sich zu regen. Die älteste Ultramarinfabrik in Deutschland wurde im Jahre 1834 von Leverkus in Wermelskirchen bei Bonn errichtet; dann waren es die rastlosen Bemühungen der Nürnberger Chemiker Engelhart, Leykauf und Heine, welche im Jahre 1838 zur Errichtung der berühmten Ultramarinfabrik in Nürnberg führten, die schon in den ersten Jahren ihres Bestehens ihre Besitzer zu Millionären machte und heute noch als das hervorragendste Geschäft Deutschlands unter der Firma Zeltner und Heine fortbesteht. Die zahlreichen und bedeutenden seitdem noch hinzugekommenen Fabriken werden wir noch anzuführen Gelegenheit haben und bemerken nur, daß die vermehrte Concurrenz den Preis des Ultramarins in Deutschland jetzt durchschnittlich auf einen Gulden für's Pfund erniedrigt hat.

Was nun die Methode der Fabrication des Ultramarins betrifft, so hat dieselbe längst aufgehört, Geheimniß zu sein, ja es ist charakteristisch, daß wir grade in letzter Zeit hierüber sowohl als über die Zusammensetzung und Beurtheilung des Ultramarins von wissenschaftlich gebildeten und anerkannt tüchtigen Fabrikanten die dankenswerthesten Mittheilungen erhalten haben.

Dieses schließt natürlich nicht aus, daß der Fabrikant immerhin gewisse Vortheile für sich zurückbehält, die nur auf dem Wege der praktischen Erfahrung erreicht werden; es gibt Fabricationen, in welchen man ohne diese Alles wissen — aber Nichts machen kann. Als Rohmaterial zur Ultramarinbereitung werden benutzt: 1) ein weißer Porzellanthon, sogenannter Kaolin oder Pfeifenthon, der in Deutschland hinreichend verbreitet ist. Ein geringer Eisengehalt ist demselben nicht nachtheilig. 2) wasserfreies schwefelsaures Natron (Glaubersalz). 3) wasserfreies kohlensaures Natron (calcinirte Soda). 4) Schwefel. 5) Kohle oder Colophonium. In manchen Fällen, namentlich bei dem Ultramarin, welcher zum Blauen der Papiere verwendet wird und daher alaunfest sein muß, soll noch ein Zusatz von gemahlenem Kiesel kommen.

Eine vorläufige Arbeit von großer Wichtigkeit besteht darin, diese Stoffe in möglichst feines Pulver zu verwandeln und namentlich ist es der Thon, der durch Schlemmen, Glühen und nachheriges Mahlen die sorgfältigste Behandlung erfahren muß.

Die Gewichtsverhältnisse, in welchen die genannten Bestandtheile des Ultramarins verwendet werden, sind durch die Praxis gefunden. Es ist wahrscheinlich, daß hierin in allen Fabriken Unterschiede und Schwankungen bestehen, die sich jedoch, wie aus der Analyse der fertigen Farbe hervorgeht, innerhalb gewisser Grenzen bewegen. Die wesentlichsten Unterschiede in der Mischung des Salzes findet man in dem gegenseitigen Verhältnisse von Soda, Glaubersalz und Schwefel. Da näm-

lich das Glaubersalz Schwefelsäure enthält, aus welcher beim Glühen der Masse mit Kohle Schwefel reducirt wird, so kann der Zusatz des letzteren vermindert oder ganz unterlassen werden, je nach der Menge des verwendeten Glaubersalzes. Dies berücksichtigend, sind die Unterschiede in den nachfolgenden Zahlenverhältnissen für die Gemenge nicht so auffallend, als sie auf den ersten Blick erscheinen.

	I.	II.	III.	IV.	V.
Porzellanthon	100	100	100	100	100
Glaubersalz	100	—	41	40	200
Soda	—	100	41	60	—
Kohle	17	12	17	22	—
Schwefel	—	60	13	48	30
Colophonium	—	—	—	—	35

Nummer IV. ist nach französischer Angabe; Nummer V., der Veröffentlichung eines Praktikers entnommen, ergibt allerdings auffallende Differenzen mit den vorhergehenden Verhältnissen.

Nächst der feinen Pulverisirung wird die höchst innige Mengung der zu verwendenden Substanzen als besonders wichtig angesehen. Das Gemenge wird dann in Thongefäße, die zwanzig bis dreißig Pfund aufnehmen, eingetragen und darin etwas festgedrückt. Die Oeffnungen derselben werden bedeckt und mit Thon verstrichen. Die Form dieser Gefäße wird verschieden angegeben, Tiegel, Kapseln oder kugelförmige Gefäße werden benutzt. Somit wäre Alles vorgerichtet zu der nächsten Hauptoperation, zum Brennen oder Glühen des Ultramarins.

Zu diesem Zweck werden hundertundfünfzig bis zweihundert Füllungen in den Brennofen, der in seiner Construction einem kleinen Porzellanofen ähnlich ist, neben- und aufeinander gesetzt und sehr langsam zum dunkeln Rothglühen erhitzt und zweimal vierundzwanzig Stunden in dieser Temperatur unterhalten. Das Einhalten eines angemessenen Hitzegrades ist von der höchsten Wichtigkeit, indem hiervon der ganze Erfolg abhängt. War derselbe zu gering, so wird das Glaubersalz nicht reducirt und in Schwefelnatrium übergeführt, es bildet sich folglich kein Ultramarin; — war er zu hoch, so wird der bereits gebildete Ultramarin wieder zerstört, indem die Masse schmilzt. Es ist unstreitig diese Operation, bei welcher die Erfahrung und der praktische Blick des Fabrikanten die wichtigste Rolle spielt.

Nachdem der Ofen erkaltet ist, werden die Gefäße herausgenommen und geöffnet. Ihr Inhalt besteht aus einer zusammengesinterten, leicht zerreiblichen Masse von grünlicher Farbe. Dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn die Luft durchaus keinen Zutritt erhalten hatte; konnte die Luft einwirken, sei es durch die Porosität der Gefäße oder durch unvollkommenen Schluß derselben, so findet man eine Masse von blauer Farbe. Ja es kommt vor, daß die Gefäße eines und desselben Brandes je nach ihrem Standorte einen blau- oder grüngefärbten Inhalt zeigen und selbst die Masse eines Tiegels zeigt nicht selten alle Uebergänge aus Blau in Grün von seinem Rande bis zur Mitte.

Die gebrannte Masse wird fein gemahlen und mit Wasser ausgewaschen, das ihr lösliche Stoffe entzieht. Nach dem Trocknen erhält man ein zartes Pulver von mattgrauer Farbe, das sogenannte grüne Ultramarin. Obgleich dasselbe nicht brillant ist, so ist es doch in den Handel und Verbrauch übergegangen, da es für manche Zwecke dienlich ist, namentlich wegen seiner vollständigen Unschädlichkeit. Vielleicht gelingt es der fortgesetzten Vervollkommnung dieser Fabrication, ein lebhaftes Ultramarin zu erzeugen, das eine große Zukunft vor sich hätte. Die mehrfachen Nüancen, die sich im Handel unter dem Namen von grünem Ultramarin finden, sind theilweise durch Zusatz von andern Farben gehoben.

Für den Ultramarinfabrikanten ist das grüne Ultramarin nur ein Zwischenproduct, welches durch weitere Behandlung in blaues Ultramarin umgewandelt wird. Dieses geschieht, indem das grüne Pulver bei schwacher, dunkler Rothglühhitze geröstet, d. i. dem Einflusse der Luft ausgesetzt wird, entweder auf flach überwölbten Herden, ähnlich den Backöfen oder Sodaöfen, in dünnen Schichten ausgebreitet wird oder in Cylindern von Eisen, die mit einem Luftloch und einer drehbaren Flügelwelle versehen sind, um die Masse in Bewegung zu setzen, so daß alle Theile derselben an die Luft gelangen.

Bei dieser Operation wird in den meisten Fabriken nochmals ein Zusatz von Schwefel gegeben von sechs bis neun Pfund auf hundert Pfund Masse. Sobald letztere rothglühend ist, trägt man einen Theil des Schwefels ein, der sich entzündet, und dieses sogenannte Abbrennen wird je nach Umständen mehrmals wiederholt, bis die gewünschte blaue Farbenstufe erreicht worden ist. Es nimmt hierdurch die Masse an Gewicht zu, allein bei dem nachfolgenden Auswaschen verliert sie im Ganzen mehr Gewicht, als jene Zunahme betragen hatte.

Auf dieses Auswaschen muß die äußerste Sorgfalt verwendet werden, damit durchaus weder schwefligsaures Natron noch Schwefelnatrium in dem Ultramarin zurückbleiben, da die kleinsten Spuren derselben hinreichen, der Farbe sehr fühlbare Fehler in jeder Hin-

sicht mitzutheilen. Diese äußern sich in einem unangenehmen Geruch der Farbe nach Schwefelwasserstoff, wenn sie einige Zeit in verschlossenen Gefäßen aufbewahrt wurde; am nachtheiligsten darin, daß sie in Berührung mit Metallfarben, z. B. Bleiweiß, diesen eine grauliche oder schmutzige Farbe ertheilen, indem zugleich das Ultramarin selbst von seiner Reinheit verliert. Wie ungemein schwierig es ist, eine vollkommene Auswaschung zu erreichen, scheint daraus hervorzugehen, daß unter den zahlreichen Proben, die zur Pariser Ausstellung gekommen waren, nur drei Ultramarine sich in dieser Hinsicht als ganz fehlerfrei erwiesen haben. Die Mängel des unvollkommen gewaschenen Ultramarins treten besonders beim Zeugdruck auf Metallbeizen hervor, sodann beim Anreiben derselben mit gekochtem Leinöl (Seccatif) für sich und mit Metallfarben.

Noch ist unser Product nicht ganz fertig, denn dem Auswaschen und Trocknen folgt ein nochmaliges Zerreiben oder Mahlen des Ultramarins und es wird versichert, daß auch hierin des Guten nicht leicht zu viel gethan werden könne, da Farbenkraft und Farbenkörper mit der weitergehenden feinen Zertheilung stets zunehmen.

Die Waare ist nun fertig, um in den Handel gebracht zu werden, und wir können jetzt die Fragen über den Preis, die Güte und den Verbrauch des Fabricats aufwerfen.

Vorläufig wollen wir hierbei hellere und wohlfeilere Sorten des Ultramarins ausschließen, die einfach durch Mischung desselben mit weißem Thon, sogenanntem Lenzin, dargestellt werden, ein Geschäft, das der eigentliche Ultramarinfabrikant gerne dem Consumenten überlassen würde. Es ist überhaupt Stil, alle in's Große gehende Industrie nicht zu verwirren durch unnöthige Vervielfältigung der Sorten und Namen — eine Ausbeutung, die dem Kleinhandel zu überlassen ist.

Was nun den Preis für eigentliches Ultramarin betrifft, so geht derselbe in Deutschland von zwei Drittel bis einen Gulden für's Zollpfund, in Frankreich etwa 1½ Gulden für dasselbe Gewicht. Vergleicht man hiermit die Preise, welche wir früher für das echte Ultramarin angeführt haben, sowie diejenigen, die Guimet in den ersten Jahren seiner alleinigen Ausbeutung machte, so finden wir, daß das Ultramarin jetzt eine der wohlfeilsten aller Farben geworden ist. In gewissem Grade fand der Fabrikant mit dem Herabgehen des Preises seinen Vortheil verknüpft, indem hierdurch der Verbrauch in ungeheurem Grade zunahm. Andrerseits hat das Herabdrücken der Preise auch seine Nachtheile für Producenten und Consumenten, und wir finden die Bemerkung Büchner's, eines ausgezeichneten Ultramarinfabrikanten, sehr bezeichnend, wenn er sagt: „Ist der Preis aber in eine den Productionskosten fast gleiche Linie gekommen, dann drückt dies die möglichen Verbesserungen in der Fabrication und erschwert den Verbrauch durch minder gute Waare."

Zur Bestätigung dessen wollen wir nur an zwei allbekannte Artikel erinnern, an die Seife und die Zündhölzer, die sich mit zunehmender Billigkeit stets verschlechterten.

Die Anlage einer Ultramarinfabrik ist daher heutzutage eine schwierigere Unternehmung geworden, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall war, und alle Elemente des Betriebes, wie Brennmaterial, Wasserkraft und Arbeitlöhne, Preis und Transportkosten des Rohmaterials und des Fabricates bedürfen der sorgfältigsten Erwägung. Während früher die Fabrication sehr geeignet und lohnend war, im Kleinen anfangend und allmälig sich ausdehnend, ist jetzt nur bei schwunghaftem und in's Große gehendem Betriebe, der sogleich ein bedeutendes Capital in Anspruch nimmt, ein Vortheil zu erwarten, gegenüber den zahlreichen bereits bestehenden Fabriken.

Bei Besprechung des Preises ist jedoch die Güte des Ultramarins ein Gegenstand von äußerster Wichtigkeit für den Consumenten, und ein näheres Eingehen auf deren Beurtheilung um so nothwendiger, als es wenig Artikel gibt, die so leicht durch brillantes Aeußere so große Täuschungen über ihren wahren Werth hervorzurufen vermögen, als diese Farbe. Wir folgen hierin den Mittheilungen des Herrn Büchner, die um so schätzbarer sind, da derselbe selbst Fabrikant ist.

Das reine Ultramarin ist ein höchst zartes Pulver von blauer Farbe. Im Farbenton zeigen sich kleine Abstufungen, so daß man reinblaues, röthlichblaues und grünlichblaues Ultramarin unterscheidet und je nach Geschmack oder bestimmtem Zweck das eine dem andern vorzieht. Im specifischen Gewicht der Ultramarine zeigen sich auffallend große Unterschiede; je geringer dasselbe ist, um so vortheilhafter für die Waare.

In chemischer Beziehung ist das Ultramarin weder sauer noch basisch, sondern indifferent; es ist ganz unauflöslich in Wasser, Weingeist, Aether, Oelen und Firnissen, es widersteht den Alkalien, dem Licht, der Luft, der Feuchtigkeit, sowie den verschiedenen Ausdünstungen bewohnter Räume. Dagegen wird es von stärkeren Säuren und Alaun unter Umwandlung in einen weißen Körper und Entwicklung von Schwefelwasserstoff zersetzt. Es erträgt eine beträchtliche Hitze ohne Farbenveränderung, allein in der Glühhitze schmilzt es und verliert seine Farbe.

Das Ultramarin ist giftfrei und durchaus unschädlich für den Organismus. Mit gelben Farben gemengt, bilden nur die zu diesem

Zweck erzeugten Ultramarine brauchbare grüne Farben.

Auf vorstehende Eigenschaften gründen sich nun eine Menge von Anwendungen desselben, als: zum Leimanstrich, zum Oel- und Firnißanstrich, zur Malerei, zum Blauen weißer Waaren, besonders der Papiere, zur Buntpapier- und Tapetenfabrication, zum Kattun-, Wolle- und Jaconnetdruck, zum lithographischen Druck, zu Siegellack und Oblaten ꝛc.

Aus dieser vielfältigen Anwendung läßt sich ein Schluß ziehen auf den außerordentlich großen und stets noch steigenden Verbrauch dieser Farbe. Während man den jährlichen Bedarf für Frankreich auf etwa 50,000 Ctr. anschlägt, wird behauptet, daß in Deutschland allein die Consumtion auf 200,000 Ctr. sich steigern lasse. Das Kobaltblau, die sogenannte Smalte, ist durch das Ultramarin fast gänzlich verdrängt worden. Denn Ersteres ist ein durch Kobaltoxyd blaugefärbter und feingemahlener Glasfluß, der mit Bindemitteln sich nicht gut vereinigt, in Flüssigkeiten sich nicht leicht schwimmend erhalten läßt und überhaupt nie ganz seine glasige Natur verleugnet, was beim Blauen der Papiere und Zeuge sich nachtheilig erweist. Auch das Berliner Blau, das empfindlich ist gegen Licht, und mit den Alkalien sich nicht verträgt, ist in vielen seiner Anwendungen durch das Ultramarin ersetzt worden.

Die Ultramarine, welche jedoch in der Papierfabrication verwendet werden, sind das Product einer besondern Methode; sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen schon äußerlich durch einen violetten oder rosigen Ton, im Wesentlichen aber dadurch, daß sie längere Zeit in Berührung mit Alaun durch diesen keine Zersetzung erleiden. Der Consument wird daher je nach seinem Zweck das Ultramarin auf verschiedene Eigenschaften zu prüfen haben.

Der Farbenreichthum oder die Farbenkraft läßt sich durchaus nicht durch Ansehen des Ultramarins an sich richtig beurtheilen. Zur Probe werden gleiche Gewichte verschiedener Sorten mit gleichen Mengen gemahlenen weißen Thons (Lenzin) innig vermengt und dann die Farbenstärke verglichen. Am besten geschieht dies, indem man eine Probe theilweise auf die andre legt und beide mit einer Messerklinge sanft glatt drückt. Es ist erstaunlich, welche Unterschiede sich hierbei herausstellen und es ist Thatsache, daß zwei Sorten Ultramarin, die gleiches Ansehen haben, allein durch den Unterschied ihrer Farbenkraft eine Werthdifferenz von 100 bis 200 Procent ergeben können.

Die Alaunfestigkeit, d. h. die Fähigkeit des Ultramarins, möglichst lange dem zersetzenden Einfluß einer kalten Alaunlösung zu widerstehen, wird aus der Zeit beurtheilt, welche hinreicht, um gleiche Mengen der Proben, die mit gleich starker Alaunlösung vermischt sind, zu entfärben, wobei man Unterschiede von Minuten, Stunden und Tagen erhält.

Die Körperfeinheit, zugleich als Druckfähigkeit zu bezeichnen, da von ihr die Anwendbarkeit zum Zeug- und Steindruck bedingt ist, ergibt sich durch Untersuchung mit der Lupe und mit dem Mikroskop, sowie durch Einreiben auf glattem Papier und auf gut polirtem Messing, das dadurch keine Kritze erhalten darf.

Nachdem wir das Ultramarin nach seiner geschichtlichen und praktischen Seite verfolgt haben, bleibt uns noch die Betrachtung seiner chemischen Zusammensetzung und Constitution übrig, welche neuerdings Gegenstand mehrfacher und sorgfältiger Untersuchung geworden ist.

Wir lassen vorausgehen die Analyse des Lasursteins und des aus ihm gewonnenen natürlichen Ultramarins.

	Lasurstein.	Ultramarin aus Lasurstein.	
	Analysirt von Gmelin.	Analysirt von Cl. Deformes.	Barrentrapp.
Kieselerde	49.0	35.8	45.5
Thonerde	11.0	34.8	31.67
Natron	8.0	28.2	9.09
Schwefel	Spur.	3.1	0.95
Schwefelsäure	2.0	—	5.89
Kalkerde	16.0	3.1	3.52
Talkerde	2.0	—	—
Eisenoxydul	4.0	—	0.86
Chlor	—	—	0.42
Wasser	Spur.	—	0.12
	92.0	100.0	98.02

Aus keiner dieser Zahlen läßt sich eine chemische Formel ableiten, welche für die Zusammensetzung des Lasursteins oder des natürlichen Ultramarins einen festen Anhaltpunkt abgäbe. Es läßt sich aus denselben nur erkennen, daß Kieselerde, Thonerde und Natron der Menge nach die Hauptbestandtheile sind, wozu noch eine gewisse Menge von Schwefel oder Schwefelsäure kommt, sowie ein bemerkenswerther Gehalt an Kalkerde, welcher in dem künstlichen Ultramarin nicht angetroffen wird und daher ebenso wie die übrigen in kleinen Mengen angetroffenen Stoffe, wie Eisen, Talkerde, Chlor und Wasser als unwesentliche Beimengung anzusehen ist.

Von künstlichen Ultramarinen besitzen wir jetzt eine Reihe von Analysen, von welchen jedoch nicht alle mit gleicher Rücksicht auf die chemische Constitution derselben ausgeführt worden sind, was sich aus der Art und Weise

erkennen läßt, wie die Bestandtheile bei der Aufstellung des analytischen Resultats angeführt sind.

Wir beschränken uns darauf, nur die Analysen von Breunlin und Wilkens mitzutheilen, welche uns mit gleicher Umsicht ausgeführt erscheinen und in der That eine unverkennbare Uebereinstimmung in den Resultaten ergeben. Wir bemerken noch, daß Herr Wilkens selbst einer Ultramarinfabrik vorsteht.

Analyse von Breunlin.

Bestandtheile.	1.	2.	3.	4.	5.
Kieselerde .	37.4	40.9	38.4	36.3	36.5
Thonerde . .	29.9	24.1	28.4	25.8	25.0
Natron . . .	14.8	16.2	19.2	20.9	17.1
Natrium . .	2.8	3.1	1.9	2.1	3.1
Schwefel . .	8.0	10.7	6.2	6.2	10.8
Schwefelsäure .	2.3	1.3	3.0	2.6	1.9
Eisenoxyd . . .	1.3	0.5	0.6	3.0	0.9
Kalk	0.4	0.8	0.6	1.1	1.0
Thon(Rückstand)	2.8	1.4	2.0	2.3	2.7
	101.1	99.2	100.6	101.7	99.8

Analyse von Wilkens.

Bestandtheile.	1.	2.	3.	4.	5.
Kieselerde .	36.7	31.1	36.1	36.3	35.7
Thonerde . .	23.9	20.8	23.1	24.8	23.7
Natron . . .	18.1	17.0	18.6	20.2	19.5
Schwefel . .	12.0	10.5	11.9	11.4	12.7
Schwefelsäure .	1.4	1.3	1.5	1.0	2.2
Eisenoxyd . . .	1.0	1.2	0.7	0.9	0.9
Kalk	1.1	0.7	0.3	0.5	0.3
Thon(Rückstand)	4.7	17.5	6.1	3.8	2.8
	99.4	100.4	98.7	99.1	98.2

Beide Chemiker sprechen als Ergebnisse ihrer Untersuchungen die Ueberzeugung aus, daß nur die erstgenannten Stoffe, nämlich Kieselerde, Thonerde, Natron und Schwefel wesentliche Bestandtheile des Ultramarins und daß die nachfolgenden Stoffe als zufällig zu betrachten sind und keinerlei Einfluß auf dessen Farbe haben. Namentlich ist jetzt festgestellt, daß die Anwesenheit von Eisen, das man in Verbindung mit Schwefel lange Zeit als das färbende Princip des Ultramarins ansah, in dieser Hinsicht ohne allen Einfluß ist. Man ist ferner einverstanden, daß im Ultramarin ein Doppel-Silicat von Thonerde und Natron verbunden ist mit Schwefelnatrium und daß diese letztere Verbindung als farbegebender Bestandtheil hinzutritt. Allein indem der erstgenannte Chemiker allen Schwefel mit Natrium zu fünffach Schwefelnatrium verbunden annimmt, ist der zweite der Ansicht, daß in dem Ultramarin nur einfach Schwefelnatrium zugleich mit unterschwefligsaurem Natron enthalten sei. Beide entwickeln demgemäß nachfolgende verschiedene Formeln für die Constitution des Ultramarins. Nach Breunlin ist die Formel des blauen Ultramarins:

$$= 2\,([(2\,Na)\,Si\,O_3] + 2\,[Al_2\,O_3, Si\,O_2] + 1\,Na\,S_5.)$$

Das in dieser Formel enthaltene Silicat entspricht in seiner Zusammensetzung einem natürlich vorkommenden Minerale, nämlich dem Nephelin. Aus entsprechenden Analysen des grünen Ultramarins leitet derselbe für dieses die Formel ab:

$$= 1\,([(2\,Na\,O)\,Si\,O_3] + 2\,[Al_2\,O_3, Si\,O_2]) + 1\,Na\,S_2.$$

Hiernach erscheint Letzteres als eine Verbindung von Nephelin mit einer niederen Schwefelungsstufe des Natriums, die beim Abbrennen mit Schwefel in das höhere Schwefelnatrium übergeht und dadurch die blaue Farbe annimmt.

Nach Wilkens hat dagegen das blaue Ultramarin die folgende Constitution:

$$2\,(Al_2\,O_3, Si\,O_2) + Al_2\,O_3, 3\,Si\,O_2 + Na\,O, SO_2 + 3\,Na\,S.)$$

Derselbe stützt seine Ansicht für die Anwesenheit des unterschwefligsauren Natrons hauptsächlich darauf, daß beim Abbrennen mit Schwefel ohne Zutritt der Luft keine blaue Farbe entstehen, daß also ihr Sauerstoff nothwendig zur Bildung von unterschwefliger Säure sei, welche bei der angewendeten Temperatur keineswegs zersetzt werde.

Nachfolgend erscheint nun die wahre Zusammensetzung des Ultramarins, welche diese Chemiker mit Beseitigung der unwesentlichen Bestandtheile in Procenten berechnet haben. Unter Nro. 6 ist die der theoretischen Ansicht eines Jeden entsprechende Zusammensetzung angeführt, die, wie man sieht, hinreichend mit den Resultaten der Analyse harmonirt.

Analyse von Breunlin.

	1.	2.	3.	4.	5.	Theorie 6.
Kieselerde	39.6	42.9	40.8	39.2	39.3	38.5
Thonerde	31.8	25.4	30.1	27.9	26.9	29.1
Natron	15.8	17.1	20.4	22.6	18.5	17.6
Natrium	3.0	3.3	2.0	2.2	3.4	3.2
Schwefel	9.6	11.1	6.6	7.7	11.6	11.8
	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

Analyse von Wilkens.

	1.	2.	3.	4.	5.	Theorie 6.
Kieselerde	40.2	39.3	40.1	39.1	38.9	38.7
Thonerde	26.6	26.4	25.8	26.7	25.8	26.3
Natron	19.8	21.5	20.6	21.8	21.2	21.2
Schwefel	13.8	12.6	13.2	12.3	13.9	13.2
	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0	100.0

Es kann hier die Frage entstehen: Wozu denn diese Analysen, Formeln und chemischen Streitigkeiten? Es genügt ja vollkommen, wenn wir ein schönes Blau haben und dasselbe vortheilhaft verkaufen.

Allein diese theoretischen Betrachtungen und Erörterungen haben eine große Bedeutung für die Praxis. Eine chemische Fabrication ist so lange als unvollkommen und in empirischer Weise betrieben anzusehen, als sie sich im Unklaren befindet über die chemische Constitution ihrer Producte; es wird in diesem Falle mehr probirt und hin und her getappt, als nach leitenden Principien gehandelt, die erst aus der Gewißheit der chemischen Zusammensetzung sich ergeben. Grade weil in dieser Beziehung eine definitive Entscheidung noch nicht als begründet anzusehen ist, glauben wir, daß diese interessante Fabrication noch wesentlicher Modificationen fähig ist. In der That hat dieselbe von den ersten Versuchen Gmelin's an, der mit chemisch-reinen Substanzen arbeitete, bis zur Verdrängung der Soda durch Glauberſalz schon bedeutende Aenderungen erlitten. Erst wenn man einmal weiß, was im Ultramarin gebunden bleiben soll, wird man im Stande sein, solche Combinationen des Materials und der Behandlung zu treffen, daß Verluste durch Auswaschungen und Verflüchtigungen in die engsten Grenzen beschränkt werden.

Zum Schlusse dieser Abhandlung über eine Farbe, welche geeignet ist, durch ihre Geschichte und universelle Verwendung ebenso die Theilnahme des Chemikers als des gesammten Publicums zu erregen, wollen wir dieselbe noch auf die letzten Ausstellungen der Industrie verfolgen, wo sie zum ersten Male in die große Welt des Verkehrs eingetreten ist.

Auf den Ausstellungen in den Krystallpaläſten von London 1851, München 1854 und Paris 1855 war die Ultramarinfabrication glänzend vertreten. Wenn auch Guimet als dem ersten industriellen Urheber des Ultramarins in London und Paris der erste Preis ertheilt wurde, so erkennt doch der Ausspruch der Pariser Jury ausdrücklich die gleiche Verdienstlichkeit der Entdeckung von Gmelin an.

Im Uebrigen erscheint auf allen Ausstellungen die deutsche Ultramarinfabrication hervorragend durch die Zahl ihrer Aussteller, durch Güte und Mannigfaltigkeit ihrer Producte, namentlich aber auch durch die Größe der von ihr erzeugten Quantitäten. Frankreich allein tritt neben demselben als Concurrent von Bedeutung auf; es ist jedoch gewiß ehrenvoll für erstere, wenn in dem Bericht der Pariser Jury wörtlich gesagt wird: „Eine große Anzahl von Fabriken entstand seitdem, sowohl in Deutschland als auch in Frankreich, allein man muß zugeben, daß die jetzt in Frankreich übliche Methode den deutschen Fabriken entlehnt worden ist.“ Und weiter heißt es: „Wir glauben der Production nützlich zu werden, indem wir im Allgemeinen das in gut eingerichteten Fabriken übliche Verfahren bekannt machen. Dasselbe ist deutschen Ursprungs.“ Es muß überdies hinzugefügt werden, daß in Frankreich diese Fabrication sich ungemeiner Begünstigung erfreut. Der Schutzzoll für das nach Frankreich eingeführte Ultramarin beträgt 116 Gulden für den Centner, während der Eingangszoll nach Deutschland nur fünf Gulden auf den Centner ausmacht.

Auf der Ausstellung in München waren natürlich nur deutsche Aussteller. Baiern hat übrigens seine besondere Ursache, der Fabrication dieser blauen Farbe dankbar zu sein und sie auszuzeichnen, denn erst seit Erfindung und Ausbreitung des künstlichen Ultramarins ist dieses Land im Stande, die Grenzen seines Umfanges auf eine ebenso freundliche als dauerhafte Weise in der blau-weißen Landesfarbe abzustecken. Auffallend erscheint es, daß grade die bedeutendsten Ultramarinfabriken, die von Heine und Leykauf in Nürnberg, es verschmähten, an irgend einer dieser Ausstellungen sich zu betheiligen. Der Ultramarinfabrication wurde auf der Pariser Ausstellung eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In der That waren dort nicht weniger als vierunddreißig Ultramarinfabriken durch ihre Producte vertreten. Die preisrichterliche Jury zeichnete jedoch davon nur die sechzehn besten durch eine genaue Prüfung aus und unter diesen zählte man zehn Fabriken aus Deutschland, fünf aus Frankreich und eine einzige aus Belgien.

Diese besseren Ultramarine wurden einer vergleichenden Prüfung unterworfen nach den Haupteigenschaften: 1. Farbenkraft und Farbenreichthum, 2. Feinheit der Farbe, 3. Widerstandsfähigkeit gegen Alaun, und es ist interessant zu sehen, wie die verschiedenen Fabriken in der hieraus hervorgegangenen Aufstellung für diese einzelnen Rubriken ihren Rang wechseln.

Wir lassen nun eine Uebersicht der auf den

großen Ausstellungen dieses Decenniums ertheilten Preise folgen:

I. Große Medaille.

London 1851: Guimet (Frankreich). Paris 1855: Guimet.

II. Preismedaille oder Ehrenmünze oder Medaille erster Classe.

London 1851: Büchner (Pfungstadt), Gademan (Nürnberg), Leverkus (Wermelskirchen), Röhr (Wiesbaden), Courtail, Zuber (Frankreich), Kurtz u. Schmerfahl (England). München 1854: Büchner, Gademan, Fries (Heidelberg), Karcher (Kaiserslautern), Curtius (Duisburg), Breuninger (Kirchheim). Paris 1855: Büchner, Leverkus, Fries, Chapuis u. Richter (Frankreich).

III. Medaille zweiter Classe.

Paris 1855: v. Plönnies (Darmstadt), Curtius und Röhr, Armat. de Lisle (Frankreich).

Und gleich dem Tell kann die deutsche Ultramarinfabrication sich rühmen: „Ich habe manchen schönen Preis mir heimgebracht!"

Die Stadt Rhodus.

Von

Albert Berg.

Rhodus vom Meere gesehn bildet die anmuthigste Landschaft. Aus der blauen Fluth erhebt sich in beträchtlicher Ausdehnung eine malerische Burg mit stattlichen Thürmen und vorspringenden Außenwerken, die sich bei der Annäherung auf das wunderlichste durch einander verschieben; dazwischen ein buntes Gewirre, von Masten, Segeln und Wimpeln; über den Ringmauern schlanke Palmen, schimmernde Moscheen und Minarets und ein Chaos von Häusern, den Stadthügel hinanwachsend, auf dessen Spitze bis zum vergangenen Herbst die alte Conventualkirche von Sanct Johann und die Reste des Hochmeisterpalastes standen; zwischen üppigem frischen Grün die Vorstädte der Griechen und Franken, angelehnt an eine lange Hügelreihe, die, nach Westen steil in's Meer abfallend, auf dem Ostabhange mit vielen verlassenen Landhäusern und dem Schutte der hellenischen Stadt bedeckt ist.

Nähert man sich von Westen, so begrenzen den südlichen Horizont die bedeutenden Formen des Berges Phileremos, des alten Ochyroma. An seinem Abhange lag Jalyses, das in homerischer Zeit und bis zur Gründung der Stadt Rhodus mit Lindos und Kamiros die Insel beherrschte. Man umschifft eine sandige, mit vielen Windmühlen besetzte Landzunge, die allernördlichste Spitze der Insel und befindet sich vor den Einfahrten der beiden Häfen. Hier fesseln zunächst die drei Castelle den Blick, welche die Zugänge beherrschen: am westlichsten, das Schloß Sanct Nicolas, am Ende eines langen Molo gelegen, der den kleineren, den alten Galeeren-Hafen, östlich begrenzt. Jenen Namen führte es wenigstens zu den Zeiten der Rhodiser, während es jetzt die Franken Sanct Elmo nennen. Der Molo ist über dreihundert Schritte lang, auf Felsmassen ruhend, und aus großen antiken Quadern gebaut. Das Schloß, zu dessen Bau Philipp der Gute von Burgund zehntausend Goldthaler steuerte, ward von dem Hochmeister Raimund Zacosta 1464 vollendet. Auf der kleinen Felseninsel, welche es trägt, soll nach dem Zeugniß mittelalterlicher Schriftsteller vor dem sechzehnten Jahrhundert der Koloß gestanden haben. Der Ort ist, seiner Lage nach, der wahrscheinlichste in ganz Rhodus; leider aber beschreibt keiner der Schriftsteller des Alterthums, die ihn gesehen, seinen Standort. Daß er mit gespreizten Beinen über dem Eingange des Hafens gestanden habe, ist eine geschmacklose Erfindung aus dem sechzehnten Jahrhundert, die, wie alles Wunderliche, viel Beifall gefunden und sich vollkommen bei uns eingebürgert hat. Die alten Schriftsteller haben keine Sylbe davon; außerdem ist es bei der Breite der Hafenzugänge physische Unmöglichkeit, wenigstens für eine Statue von siebzig Brachien Höhe.

Sanct Nicolas war 1480 bei der Belage-

Berg Phileremos.

rung durch Misac oder Messih Pascha, *) den Feldherrn Mahmud des Eroberers, der Schauplatz der blutigsten und glorreichsten Kämpfe der Rhodiser gegen die Türken. Von dem großen Pierre d'Aubusson geführt, füllten sie die ungeheure Bresche mit ihren Leibern, und behaupteten trotz den beharrlich wiederholten Angriffen die Burg gegen eine

Araberthurm.

bedeutende Uebermacht. Bei der zweiten Belagerung, durch Soliman, hat das Schloß wenig gelitten, und es ist anzunehmen, daß es noch jetzt ziemlich in dem Zustande ist, wie die Ritter es verlassen haben. In der Mitte steht ein Leuchtthurm, türkischer Construction.

Nicht weit von der Stelle, wo der große Molo das Land berührt, tritt, den größeren Hafen beherrschend, der Araberthurm mächtig in die Fluthen hinaus. Er ist das schönste und imposanteste Gebäude von Rhodus, der Mittelpunkt der Hafenbefestigungen und der landschaftlichen Linien, ein herrliches Wahrzeichen der Stadt. Seinen jetzigen Namen soll er davon haben, daß schon die Saracenen hier ein Bollwerk zu bauen versuchten. In den Chroniken des Ordens kommt er unter verschiedenen Namen vor; als Torre di San Giorgio, del Trabuco, am häufigsten aber als Torre del Naillaco, ist also wahrscheinlich von dem Großmeister Philibert de Naillac erbaut, welcher 1421 starb. Spätere französische Schriftsteller nennen ihn Donjon de Saint-Michel und de Saint-Ange, und schreiben seine Gründung dem Dieudonné de Gozon zu, dem Drachenritter unsers großen Dichters. Schiller hat die Sage in allen Theilen genau so wiedergegeben, wie sie die Chroniken des Ordens mit vieler Ausführlichkeit erzählen und es ist sehr merkwürdig, daß Gozon eine historische Person ist: er bekleidete die Hochmeisterwürde von 1346 bis 1353.

*) Nach vielen Schriftstellern ein Renegat aus der Familie Paläologus.

Schon in den Annalen der Rhodiser ist der Araberthurm mit vieler Vorliebe geschildert, wie er „sein Haupt bis in die Wolken erhebt," und in der That sind die Dimensionen so gewaltig, daß man, den Stadthügel hinansteigend, sich erst auf dessen höchster Spitze in einem Niveau mit seiner First befindet. Prächtig ist die Färbung, ein tief gesättigtes Goldbraun, hier und da in das Röthliche spielend, und die Wirkung bei hellem Sonnenschein gegen den blauen Himmel ist wahrhaft zauberisch.

Festungswerke am Molo.

Dem Araberthurm gegenüber liegt das dritte Fort, von den Franzosen zuweilen Saint Jean, in den Chroniken „la Torre del Molo bei Molini" genannt; es ist architektonisch nicht bedeutend. Auf dem Molo, der es, den großen Hafen nach Osten begrenzend, mit dem Lande verbindet, stehen mehrere Windmühlen, deren es überhaupt in und um Rhodus eine Unzahl gibt. Sie werden schon in der früheren Geschichte des Ordens häufig erwähnt, und besonders die auf dem großen Molo, mit deren Einkünften milde Stiftungen dotirt wurden. Sie sind sehr roher Bauart, haben acht Flügel, und beleben die Landschaft, ohne sie zu verschönern. Die Zahl der Mühlenflügel wird noch vermehrt durch die Menge von Schöpfrädern, deren sich in jedem Garten befinden; und sind bei diesen die Flügel stets nach Nordwest gerichtet, aus welcher Himmelsgegend der Wind im Sommer beständig bläst.

Der größere Hafen bietet wenig Sicherheit und es geschieht nicht selten, daß Schiffe bei starken Oststürmen hier von den Ankern gerissen und auf die Felsen geschleudert werden. Der kleinere dagegen, der alte Galeerenhafen, ist nach dem Ausdruck der Seeleute „wie ein Zimmer," und wirklich regt sich hier selbst bei den stärksten Stürmen keine Welle. Leider ist er sehr seicht und kann nur Schiffe von geringem Tiefgange aufnehmen; die Einfahrt ist durch Riffe beengt und bei stürmischem Wetter schwierig zu passiren. Hier wimmelt es neben einigen größeren Kauffahrern von kleineren Fahrzeugen der benachbarten Inseln: Caiks, Mysticos, Bombarden u. s. w., lauter Schiffe von kleinstem Rumpf und einer unbändigen Last von Segeln, sehr gefährlich, aber sehr schnell und malerisch. Es gibt keinen bunteren Anblick, als dieser Hafen an einem griechischen Festtage bietet: jeder kleine Ort, jedes Kloster führt seine besondere Flagge. Hier war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Sammelplatz der christlichen Piraten des östlichen Weltmeeres. Nicht nur die Rhodioten trieben dieses Metier unter Begünstigung des Ordens mit vieler Virtuosität, sondern auch spanische, provençalische und italienische Freibeuter fanden hier einen sichern Zufluchtsort und Stapelplatz für ihre Beute an Waaren und Menschen, da man der Sclaven zur Bemannung der Galeeren und zu den Festungsarbeiten immer sehr bedurfte. Nur wenn sich jene Herren, was nicht selten geschah, Angriffe auch auf christliche Fahrzeuge und Küsten erlaubten, wurden sie vom Orden verfolgt, und, einmal gefangen, gewöhnlich ohne Umstände gepfählt. — Noch jetzt legt manches Corsarenboot unter dem Vorwande des Handels in Rhodus an, um seine Gelegenheit zu erspähen, und unter den malerischen Gestalten, welche das Ufer beleben, sind gar viele, denen man auf hoher See nicht ohne Gefahr begegnen würde.

Am südlichen Ende des Galeerenhafens, unter der Festungsmauer, liegt das „Konak," das Palais. Diesen pomphaften Namen führt ein Complex elender Gebäude, wo der Pascha des Archipelagus residirt. Die westliche Seite des von Norden nach Süden länglich gestreckten Hafens ist ein flacher Strand, wo Schiffe gebaut werden. Weiterhin, dem Schlosse Sanct Nicolas gegenüber, stehen einige halbverfallene Kuppelgebäude, Gräber vornehmer Türken, die bei der großen

Belagerung gefallen sind. Den Raum zwischen diesem Strande und der Westküste der Insel nimmt das Frankenquartier ein, von den Einheimischen Marasse genannt, und daran stoßen südlich die Vorstädte der Griechen, die Festung in weitem Bogen einschließend, und von ihr durch die Friedhöfe der Türken und Juden getrennt. Die antike Stadt, deren Spuren sich noch verfolgen lassen, reichte weit selbst über die jetzigen Vorstädte hinaus, und bedeckte einen Theil der Hügelreihe, an die sich das Frankenquartier lehnt.

Innerhalb der Festungsmauern ist keinem Christen zu wohnen verstattet, nur Juden und Türken haben dort Besitz. Die Stadtthore werden bei Sonnenaufgang geöffnet und bei Sonnenuntergang geschlossen, und wehe dem Armen, der die Zeit versäumt. Will er nicht zum Spotte der Türken auf der Straße übernachten, so muß er sich zu Schiffe von einem hülfreichen Israeliten aus dem großen Hafen nach dem kleinen übersetzen lassen, was bei stürmischer See nicht ohne Gefahr, ja zuweilen unmöglich ist.

Auf dem schmalen Quai, der unmittelbar unter der Stadtmauer um den großen Hafen läuft, ist ein reges Leben, besonders an der Scala di Santa Catharina. Das Thor, welches den Namen dieser Heiligen trägt, ist eines der schönsten Bauwerke des Pierre d'Aubusson und trägt die Jahreszahl 1476. Nicht weit davon ragt, zugleich als Bollwerk dienend, die Kirche derselben Heiligen über die Mauer, ein einfaches Gebäude im Spitzbogenstyl und mit Zinnen gekrönt, im Jahre 1392 von dem Ordensadmiral Fra Domenico d'Allemagna gegründet und dotirt. Neben dem Thore, wo an einem Steindamm die Schiffe ausgeladen werden, sind viele hölzerne Baracken an die Mauer gelehnt, Kaffeehäuser und kleine Kaufläden. Hier wimmelt es den ganzen Tag von bunten Gestalten. Griechische Maulthiertreiber drängen sich mit ihren beladenen Thieren schreiend und scheltend durch die Menge, denn Wagen und Karren sind noch nicht erfunden. Albanesen, die ihr ganzes Vermögen in kostbaren Waffen und Kleidern an sich tragen, Gebirgsbewohner aus Kleinasien, mit hohem Turban, kurzer Jacke und Beinkleidern und einem ungeheuern Shawl um den Leib, worin ein ganzes Arsenal von Dolchen, Pistolen und Messern steckt, griechische Schiffer und Handwerker, gravitätische Türken, und reiche Israeliten in kostbaren Stoffen drängen sich durcheinander. Waaren werden ausgerufen und versteigert, Getreidesorten geprüft, Geschäfte abgeschlossen. Wenige Franken bemerkt man in dem Getümmel, und immer sind sie von einer Anzahl armer Hebräer umdrängt, welche hier das Geschäft der Fachine und Dollmetscher versehen. Sie bemühen sich, eine Art von Italienisch zu sprechen, das aber dem Spanischen weit ähnlicher klingt, und wirklich sind ihre Vorfahren, von der Inquisition aus Spanien vertrieben, von den Türken hier aufgenommen worden.

Die Festungswerke am Hafen sind vollständig in ihrem alten Zustande erhalten. Hier konnte nie ein Angriff stattfinden, ehe Sanct Nicolas genommen wurde; außerdem, daß die Einfahrt in den größeren Hafen durch eine starke eiserne Kette gesperrt war, hatten die Ritter auch die Nicolasburg mit der „Torre del Molo dei Molini" durch eine Art schwimmenden Dammes aus starken Balken und Kabeltauen verbunden, der im Bereiche der Geschütze aller drei Castelle lag. Tritt man durch das Katharinenthor in die Stadt, so gelangt man zunächst in die Bazars. Links an der Stadtmauer steht ein Gebäude, welches die Tradition das Gerichtshaus nennt. Es ist schön verziert mit Wappenschmuck und trägt auf dem Fensterkreuz die französische Lilie. Die Fenster sind bei den nicht kirchlichen Bauten in Rhodus durchgängig rechtwinklig, die Thüren meist Spitzbogen, die Ornamentik ist einfach, meistens der Gothik des fünfzehnten Jahrhunderts angehörend, hier und da älter. Die ganze Bauart macht einen

Katharinenthor.

ernsten, aber nicht kirchlichen Eindruck; man fühlt sich lebhaft von dem Geiste des blühenden, für Glauben und Ehre kämpfenden Ritterthums angesprochen, welcher diese Werke hervorgerufen hat. Der Styl ist, trotz den meist kleinen Dimensionen, würdig und vornehm, aber weder kirchlich noch prächtig.

Wappen am Justizpalaste.

Sehr einfach ist ein größeres Gebäude, das man zunächst erreicht, wenn man sich von dem Katharinenthor rechts nach der Kirche der Heiligen und der Strada Cavalieri wendet. In dieser Straße liegen die Priorien und Herbergen der verschiedenen Zungen und andere Gebäude von Bedeutung. Die meisten sind reich mit Wappenschildern verziert, und einige haben Zinnen und Thürmchen. Die Straße steigt in ziemlich grader Linie den Stadthügel hinan, auf dessen Spitze vor der Explosion des vorigen Herbstes zu beiden Seiten einer jetzt gänzlich verfallenen Loggia die Conventual-Kirche „San Giovanni del Collacchio“ und die Hochmeisterburg standen. Erstere soll nach den Zeichnungen des Arnolph von Florenz erbaut, und schon 1310 von dem Eroberer von Rhodus, Meister Foulques de Villaret gegründet worden sein. Sie war eingerichtet wie alte florentinische Basiliken und hatte einen schönen Glockenthurm, der die ganze Stadt weit überragte. Bei der Belagerung durch Soliman zerschossen ihn die Türken, so daß nur der untere, in Quadern gebaute Theil stehen blieb. Der Hochmeisterpalast war ein Complex von Gebäuden aus verschiedenen Zeiten; er lag am nördlichen Rande des Stadthügels, theils auf hohen Gewölben erbaut, so daß sich seine Mauern an der Nordseite unmittelbar aus dem Festungsgraben zu schwindelnder Höhe erhoben.

Von San Giovanni aus zieht sich, mit der nördlichen Stadtmauer und der Strada Cavalieri ungefähr parallel, eine starke Mauer quer durch die Stadt, deren nördlichen Theil, welchen die Ritter ausschließlich inne hatten, das eigentliche „Castello di Rodi,“ vollständig abschließend. Die „Piazza“ lag außerhalb dieser Citadelle, wahrscheinlich in der Nähe des Katharinenthores.

Ob der jetzige Ghetto dem alten entspricht, ist nicht zu entscheiden, da der Orden die Juden vor der letzten Belagerung aus Rhodus vertrieb. Daß sie ein besonderes Stadtviertel inne gehabt, unterliegt keinem Zweifel, da die „Muraglia degli Ebrei,“ wo 1480 die letzten großen Stürme stattfanden, in den Chroniken oft erwähnt wird.

Die Befestigungen von der Landseite sind sehr ansehnlich, namentlich die Gräben außerordentlich breit und tief. An einigen Stellen wurden die Mauern durch Soliman's Batterien in Schutt gelegt, aber der größte Theil der Werke steht noch so, wie sie die Ritter verlassen haben, und der Plan des Ganzen mag, wenn auch d'Aubusson Vieles „alla moderna“ umbauen ließ, aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, vielleicht aus früherer Zeit datiren.

Der Hochmeisterburg zunächst liegt die Porte d'Amboyse, von dem Großmeister dieses Namens 1512 vollendet, wahrscheinlich die Porta di Sant' Antonio der Chroniken. Hier, d. h. vom Hochmeisterpalast an bis zu dem Thore des Heiligen Georg war der Posten der deutschen Zunge. Sie hatte zwar keinen der Hauptangriffe auszuhalten, war auch der Zahl nach im Verhältniß zu andern Zungen schwach vertreten, doch wird die Tapferkeit der deutschen Ordensbrüder, namentlich ihres Führers bei der letzten Belagerung, Bruder Christoph Waldener, in den Annalen des Ordens hoch gerühmt. Die Porta di San Giorgio, das nächste Thor nach Süden zu, ist jetzt vermauert, aber noch kenntlich an einem Relief von sehr roher Arbeit, den Kampf des Heiligen mit dem Drachen darstellend. Darunter sind vier Wappenschilder, deren eines, das Wappen der Colonna mit der päpstlichen Tiara, vielleicht auf Martin den fünften deutet. Ein anderes in dieser Gegend gelegenes Thor, Sant' Atanasio, wurde schon von den Rittern vermauert, die während der letzten Jahrzehnte ihres Besitzes fortwährend gegen Verrath und Ueberrumpelung auf der Hut sein mußten.

Nun folgt das Thor von Koskino, jetzt gewöhnlich Porte S. Jean genannt, weil sich über dem Eingange eine Reliefdarstellung dieses Heiligen befindet. Unter diesem sind zwei Wappenschilder, wie sie auf vielen Bauten des Ordens vereint vorkommen: das eine mit dem einfachen graden Kreuz, das andere mit

einem Ankerkreuz. Dies ist vielleicht die ursprüngliche Form des Johanniterkreuzes, wenigstens läßt sich auf den Münzen des Ordens der allmälige Uebergang der zurückgebogenen Spitzen in die grade auslaufenden nachweisen. Wie es sich in Malta erhalten hat, und wie es noch jetzt als Ordenskreuz getragen wird, findet es sich auf keinem der rhodischen Bauwerke, doch soll damit nicht behauptet werden, daß die Ritter es nicht schon früh in dieser Form auf dem Mantel und am Halse getragen hätten. Neben dem Thore von Koskino steht noch eine der beiden Windmühlen, deren Geschütze den Türken bei ihren Operationen gegen den Spanischen Posten so viel Abbruch gethan haben. — Wo die Porta del Castello gewesen sei, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; wahrscheinlich führte sie aus dem unteren Theile der Citadelle nach dem Galeerenhafen, da wo jetzt ein kleines Thor scheinbar türkischer Bauart die Gegend des Konak mit dem Quai des großen Hafens verbindet.

Belagerungen und Erdbeben, das sind die beiden großen Calamitäten, von denen Rhodus im Laufe der Jahrhunderte immer wieder und wieder heimgesucht worden ist. Im Jahre 401 v. Chr. gegründet, hatte die junge Stadt nach kaum hundert Jahren die große Belagerung des Demetrius Poliorketes auszuhalten, die kriegsgeschichtlich berühmteste des historischen Alterthums. Er konnte die Stadt nicht nehmen und aus dem Erlöse der zurückgelassenen Belagerungswerkzeuge ließen die Rhodier den berühmten Koloß ihres Schutzgottes, des Helios fertigen. Sechsundfunfzig Jahre nach der Errichtung stürzte er bei einem Erdbeben zusammen, und wurde in Folge eines Orakelspruches nicht wieder aufgestellt. Die Bruchstücke, neunhundert Kamelladungen Erz, wurden nach der Eroberung durch die Saracenen 653 von deren Feldherrn Mauchias an einen Israeliten verkauft; so erzählt Paulus Diaconus.

Mithridat, der Griechenland und die Inseln des Archipelagus unterjocht hatte, scheiterte an der Eroberung von Rhodus. Cajus Cassius nahm die Stadt und führte einen Theil ihrer Schätze nach Rom; doch erhob sie sich bald zu neuem Glanz und erwarb sich von den Römern Freiheit und Vergrößerung ihres Länderbesitzes in Karien. Erst unter Vespasian wurde Rhodus römische Provinz. Die Schicksale der Insel nach der Theilung des Reiches sind in Dunkel gehüllt, doch ist gewiß, daß sie nach der Eroberung durch die Saracenen oft den Herrn gewechselt hat. Während der Kreuzzüge besaßen sie bald Lateiner, bald die griechischen Kaiser. Ein Statthalter aus dem Hause Gualla wußte sich durch Herbeirufung von Türken und Saracenen unabhängig zu machen, und als die Hospitaliter Rhodus 1309 unter Foulques de Villaret eroberten, hatten sie eine aus griechischen Christen und Moslems gemischte Bevölkerung zu bekämpfen, die, wie es scheint, Piraterei trieb und in sehr lockerem Rechtszustande lebte. Dunkeln Nachrichten zufolge wurden die Ritter bald nach der Einnahme durch Othman belagert.

Nun folgen die beiden gloreichen Jahrhunderte, in welchen der Orden, trotz der riesig wachsenden Macht der Türken im Norden und den Fortschritten der egyptischen Sultane im Süden und Osten sich in seinem Besitze behauptend, den Blick der ganzen Christenheit auf sich zog. Die umliegenden Inseln, deren größte Kos, wurden mit Rhodus zugleich erobert, und in den Ruinen von Halikarnaß ein festes Schloß gegründet, das, ein Zufluchtsort der Christensclaven in Kleinasien, von den Rittern bis zu ihrem Abzuge von Rhodus behauptet wurde. Bei allen orientalischen Kriegen waren sie mit bedeutender Macht betheiligt; Smyrna ward besonders durch die Tapferkeit der Rhodiser genommen und bis zur Zerstörung durch Tamerlan behauptet. Eine glänzende Reihe ausgezeichneter Männer bekleidete nacheinander die Hochmeisterwürde, und keine geringe Aufgabe war es, bei der republikanischen Verfassung des Ordens, bei der wachsenden Gleichgültigkeit der Fürsten des Occidents für die Glaubenskriege, bei der großen Entfernung der durch ganz Europa zerstreuten Cameraden, bei der Schwerfälligkeit der Transportmittel — da ja aller Kriegsbedarf und ein Theil des Mundvorrathes aus dem Occident herbeigeschafft werden mußte — immer den rechten Geist, die rechte Zucht zu erhalten, immer die nöthigen Hülfsmittel zur Bewahrung der Macht und Würde des Ordens zu finden. Seine Annalen sind voll von Klagen über die Eigenmächtigkeit der Päpste, welche die fetten Pfründen willkürlich an ihre Günstlinge vergebend, die Kraft des Ordens lähmten, über die von den weltlichen Fürsten oft begünstigte Widerspänstigkeit und Lässigkeit der belehnten Ordensbrüder in Zahlung der Responsionen und Auflagen, über die Fürsten selbst, welche die reichen Ländereien des Ordens widerrechtlich in Besitz nahmen, über Prunksucht und Laster unter den Rittern, und über die Eifersucht der Genuesen und Venetianer. Gegen seine beiden großen Feinde im Norden und Süden zugleich Krieg zu führen, waren die Rhodiser zu keiner Zeit mächtig genug; ihre Politik war, immer mit einem derselben in Frieden zu leben, sich den Rücken frei zu halten.

In der ersten Zeit ihres Besitzes hatten sie es vorzüglich mit den Saracenen, ihren

Erbfeinden vom heiligen Lande her zu thun. Diese verwüsteten 1444 die Insel, belagerten vergeblich die Stadt vierzig Tage lang und mußten mit großem Verluste abziehn. 1460 brandschatzten die Venetianer unter nichtigem Vorwande die Küsten, und schlossen sogar die Stadt ein, doch kam es noch zu rechter Zeit zum Vergleich.

1480 erschien Misach Pascha, Mahmud des Eroberers Großvezier, mit einer zahlreichen Flotte und großer Heeresmacht vor der Stadt. Er führte Geschütze von damals nie gesehener Größe bei sich und schoß bald mehrere bedeutende Breschen; doch konnte beim Sturm die Zahl der türkischen Streiter nichts ausrichten gegen die Tapferkeit der Ritter, welche ihrem großen Führer Pierre d'Aubusson mit Begeisterung in jede Gefahr folgten. — Das Jahr 1481 brachte eine Reihe schrecklicher Erdbeben.

Mehrere Male stieg das Meer plötzlich zehn Fuß über sein gewöhnliches Niveau, und wich dann um ebenso viel unter dasselbe, so daß Schiffe im Hafen versanken. Im März erfolgten die ersten Stöße, im December die letzten und stärksten, welche viele Gebäude umwarfen und Hunderte von Menschen verschütteten. D'Aubusson war groß im Frieden wie im Kriege: die Stadt erstand in Kurzem neu und schöner aus dem Schutte, und als 1499 Rhodus von der Pest heimgesucht wurde, hatte er nochmals Gelegenheit, seine großen Eigenschaften zu zeigen. Er ward der Held seines Jahrhunderts, vom Papst durch den Cardinalshut, vom Kaiser Max durch wiederholte Gesandschaften geehrt.

Im Juni 1522 erschien vor Rhodus die Flotte Sultan Soliman's, welcher er selbst bald nachfolgte. Die Anstrengungen des Hochmeisters Philippe Villiers de l'Isle-Adam und seiner Ordensbrüder, die Hingebung und Tapferkeit der Bürger und der geworbenen Mannschaften werden als wahrhaft heroisch geschildert. Erst nach sechsmonatlicher Belagerung, nachdem an vielen Stellen nicht nur die Gräben gefüllt und die Mauern in Schutt gelegt, sondern auch die dahinter wiederholt aufgeworfenen Verschanzungen genommen waren, erst als es gänzlich an waffen- und arbeitsfähigen Männern, und, durch den Verrath eines portugiesischen Ritters an Munition mangelte, und alle Hoffnung auf Entsatz erloschen war, übergab De l'Isle die Stadt mit ehrenvoller Capitulation dem Sultan, der verzweifelte, sie mit Sturm zu nehmen. Die Ritter erhielten freien Abzug mit aller beweglichen Habe, ebenso Alle, die ihnen folgen wollten. Am ersten Januar 1523 verließ die Flotte, funfzig Segel stark, den Hafen.

Jetzt ist Rhodus in jeder Beziehung eine Ruine. Die Ereignisse des Herstes 1856 sind bekannt. Noch stehen einige schöne Bauwerke, doch scheint die Insel ein Herd für Erdbeben zu sein, und die stehen gebliebenen Bauten sind voller Risse. Die heillose Verwaltung der türkischen Behörden trägt dazu bei, die Insel auch physisch gänzlich zu Grunde zu richten. Die griechische Landbevölkerung wird durch übermäßige Steuern dazu gebracht, nur das Allernothwendigste anzubauen; die Gebirge, sonst mit den herrlichsten Cypressenwäldern bedeckt, werden planmäßig abgeholzt, so daß die Insel in den letzten Jahren schon Wassermangel gelitten hat. Auch der Handel, der in Rhodus früher einigen Wohlstand erhielt, liegt seit dem Anlegen der Dampfschiffe gänzlich darnieder. Hunderte von Häusern stehen leer und die Insel entvölkert sich in erschreckender Weise.

Durch
Südböhmen nach Oberösterreich.

Von Siegfried Kapper.

Die Straßenzüge. — Das Moldauthal bei Prag. — Die Aula regia. — Das Jagdrevier der Könige von Böhmen. — Die Granitfelder bei Milin. — Die Schwarzenberge und die Landwirthschaft. — Der Marschall Karl. — Panorama vom mittelböhmischen Waldgebirge. — Außengefild. — Pisek und die Goldwäscherei. — Die Budweiser Thalebene. — Schloß Frauenberg. — Budweis. — Die älteste deutsche Eisenbahn.

Zwei Straßenzüge stehen dem Reisenden zu Gebote, der von Prag aus sich nach Oberösterreich zu wenden beabsichtigt: der eine durch das südöstliche Böhmen, fast durchgehends in mehrere Meilen weiter Entfernung vom rechten Ufer der Moldau über die von Hussiten gegründete Stadt Tabor und an dem Lomnitz-Wittingauer Teichplateau vorüber, — der andere grade aufwärts durch die Mitte der Südhälfte des Landes, theils unmittelbar, theils in geringer Entfernung längs des linken Ufers des Stromes über Pisek und Wodnian. Für den innern Verkehr Böhmens und dessen Verbindung mit den anrainenden Gebieten der beiden Oesterreich und Baierns sind diese Linien, die sodann in Budweis zusammentreffen, um von hier aus in der Linzer Poststraße und Budweis-Gmundner Eisenbahn über den Blansko sich nach Oberösterreich fortzusetzen, von einer Wichtigkeit, die zum Theil selbst dann noch fortbestehen wird, wenn die böhmische Südbahn nicht nur erst concessionirt, sondern auch

zur Ausführung gediehen sein wird. Auf ihnen zumeist verfrachtet grade der fruchtbarste und industriellste Theil des südlichen Böhmen die Erzeugnisse seines Bodens, seiner bergmännischen Unternehmungen und seiner Fabriken, von denen einige, wie z. B. die von Strakonitz, ihre türkischen Fehs bis in die Levante und nach Afrika, die Schüttenhofener und Budweiser ihre Zündproducte bis nach Amerika versenden; — auf ihnen vertheilt sich die Ausbeute der zahlreichen und großen Teiche, dann das aus dem Salzkammergute herübergebrachte Salz durch beinahe ganz Böhmen. Von geringerer Bedeutung dagegen ist der Verkehr der Reisenden auf ihnen, namentlich solcher, die bloß während der „Wandersaison" und bloß um „Land und Leute" zu schauen ausziehen, da sie etwas abseits von der großen Tour liegen und die südböhmische Thal- und Gebirgswelt es noch nicht verstanden hat, sich in die Mode zu bringen. Die letztere dieser beiden Linien nun, die sogenannte österreichisch-sächsische Straße ist es, welche wir, zum Theil aus dem eben angegebenen Grunde, auf unserm Ausfluge verfolgen. — —

Prag liegt noch still, aus den Schornsteinen seiner Fabriken steigen nur erst die leichtgekräuselten Rauchwolken des sich vorbereitenden Tagwerkes auf, da wir es verlassen. Bald geht es frisch in den lautern, andauernd gutes Wetter verheißenden Herbstmorgen hinaus. Zwei Meilen weit fast unmittelbar längs des Stromes zieht sich die Straße zuerst durch das nicht sehr breite Moldauthal, hier an den Häuserreihen einer rasch emporblühenden Industrievorstadt, dort an Acker- und Gärtengründen und weiterhin an den steilen Abhängen des geologisch interessanten Prager Kalkplateau vorüber, in welches sie zum Theil gesprengt ist. Auf den grünen Gehängen der Hügelkette, welche sie von Prag herauf begleitet, prägen zahlreiche Landhäuser, hier „Weingärten" genannt, der Landschaft noch lange jenen belebt bunten Charakter auf, welcher der Nähe großer Städte eigen ist. Sie geben Zeugenschaft von der besonderen Fürsorge, mit welcher die Könige Böhmens einst bemüht gewesen, die Umgegend ihrer Residenz zu einem Weinlande umzugestalten. Von den Erfolgen dieser Bemühungen ist auf die Nachwelt freilich nicht viel mehr überkommen, als die Erinnerung in jener Bezeichnung und hier und da ein vereinzelter, an einer sonnigen Mauer emporrankender Weinstock. Desto lohnender dagegen hat sich der Abbau des trefflichen Kalkes bewiesen. Von dem lebhaften Schwunge, mit welchem dieser betrieben wird, zeigen die schweren, dickschwarzen Rauchwolken, welche, emporgestiegen aus den vielen, mitunter in größtem Maßstabe angelegten Brennöfen, jahraus jahrein hier den Horizont umziehen.

Bald haben wir Königsaal erreicht, das aus dichtem, morgenlichtübergossenem Baumgebüsch uns das altersgraue Gemäuer der denkwürdigen Aula Regia wie einen wehmüthigen Gruß aus Böhmens schöner Königszeit entgegentreten läßt. An der Einmündung des ehemaligen Mies-, nunmehr Beraunflüßchens in die Moldau in schattiger, hügelumragter Einsamkeit gelegen, begreifen wir recht wohl, wie dieser Ort das Wohlgefallen des ritterlichsten unter den Premysliden, Otakar II., in so hohem Grade erregte, daß er am liebsten hierher sich flüchtete, um von seinem sturmbewegten Königswalten kurze Zeit auszuruhen, und ihn, um die Gastlichkeit seines Wirthes, des Herrn Bischofs, nicht auf zu harte Proben zu stellen, von diesem endlich käuflich an sich brachte. Auch Wenzel II., sein Sohn, lebte hier zuweilen, und noch bewahrt die Chronik die Ausdrücke des Entzückens, mit welchem dieser an schönen Sommerabenden vom Erker aus seine Vorliebe für die Gegend kundzugeben pflegte. Allein auch die Herren Aebte hatten schon damals einen nicht minder empfänglichen Sinn für Naturschönheiten. Und so kam es denn, daß sie, als dieser König eines schönen Morgens mit ihnen die Moldau heraufuhr, um sie an deren Ufern nach eigenem Belieben eine Stelle erküren zu lassen, an welcher er ihnen, eingedenk eines Gelübdes, ein stattliches Kloster erbauen wollte, grade diese Stelle für die passendste fanden, bei ihrem Anblick in ein helllautes Hallelujah ausbrachen und nach der Versicherung des Chronisten mit dem Liede des Psalmoden: „Hier will ich meine Hütte bau'n!" dem Könige ihren bescheidenen Wunsch zu verstehen gaben. So war das freundliche Königschloß eine wohlausgestattete Cistercienserabtei worden, und wenn der König auch immer noch fleißig hierher kam, so that er es doch nur, um die sündige Liebe, mit der sein Herz an dem Orte hing, durch Gebet zu unterdrücken und schließlich da seine letzte Ruhestätte zu finden, nachdem er früher schon seine Kinder Jan und Juta und das Herz seiner geliebten Schwester Agnes hier hatte bestatten lassen. Eine böhmische Königsgruft für alle kommende Zeiten, wie der fromme Wenzel sich es wohl gedacht, ist nun die Aula Regia freilich nicht geworden; dagegen schließen ihre Räume dermalen eine der bedeutendsten Zuckerfabriken des Landes ein. Wir hatten einmal Gelegenheit, diese weitläufige, in die hohen Hallen und prächtigen Säle des alten Baues eingebühnte Anstalt in Augenschein zu nehmen; doch bekennen wir, daß die Bewunderung derselben unser Bedauern nicht zu unterdrücken vermocht, die

noch vorhandenen Angedenken klösterlicher Vorzeit vor dem Verkommen nicht sorgfältiger bewahrt zu sehen. Manches der kolossalen Frescogemälde ist bereits unrettbar verloren, Weniges vorläufig durch den glücklichen Zufall gefristet, daß der Raum, den es ziert, nicht den zerstörenden Dämpfen des Sudes ausgesetzt, sondern — bloß ein Magazin ist.

Gleich außerhalb Königsaal verläßt die Straße das hier fast bis zur Schlucht sich verengende Moldauthal, um, bald aufsteigend, bald wieder sich senkend, im Ganzen aber immer mehr gegen den höheren Süden emporstrebend, die Rücken des mittelböhmischen Waldgebirges zu erklimmen. Es ist das große, uralte Jagdrevier der Könige von Böhmen, durch welches sie sich nun meilenweit fortzieht. Der Umfang dieses Reviers war seiner Zeit ein so außerordentlicher, daß man mit Recht davon singen konnte:

„Vom Aufgang bis zum Niedergang
Jagt der König seinen Forst entlang,
Bis an den Rand kommt er doch nicht;
Von Mitternacht bis Mittag schallt
Seiner Rüden Gebell durch Kluft und Wald,
Bis an den Saum schallt es noch nicht!“

Es erstreckte sich nämlich westlich über den Kamm des Brdygebirges bis über die Veste Bürglitz hinaus, in welcher auch die schöne Welserin eine Zeitlang ihren bescheidenen Hof hielt, im Osten bis an die Moldauschlucht und südlich bis gegen die waldreiche Trebuschna bei Pribram. Auch die Forste um das noch viel entferntere Klingenberg zählten dazu. Hier war es denn, wo insbesondere König Wenzel, der deutsche Minnesänger, umgeben von seiner glänzenden und lebenslustigen Genossenschaft seine prunkenden Jagden abhielt; hier, wo er, der Sorgen der Herrschaft sich entschlagend, in der üppigen Einsamkeit waldumschlossener Burgen seiner Liebesaventuren pflog; hier, wohin er sich später in Ueberdruß und Menschenscheu zurückzog und wo er endlich in einem der Lustschlösser sein Leben in dem Schooß der Waldeinsamkeit aushauchte, deren Freund er immer gewesen. Nun sind zwar die prächtigen Vesten bis auf wenige ruinenhafte Ueberreste verschwunden, die Krone hat ihren Besitz unter Adel und Landvolk getheilt, und auf einzelnen Waldstrecken nur, gleichsam zum Angedenken, haftet noch, jedoch ohne daß je ein Gebrauch davon gemacht wird, das alte königliche Jagdrecht. Die einsamen königlichen Hegereien, — wie mancher der vorkommenden Ortsnamen noch darauf hindeutet, — haben sich zu ländlichen Wohnstätten erweitert, der Erzgehalt der Berge sich erschlossen und Hochöfen, Gießereien, Hammer- und Walzwerke zu deren Verarbeitung sich erhoben. Statt des Hüfthorns schallt die rührige Art durch die Stämme und statt der Wolfsfallen liegen in langen Klafterreihen die Scheite aufgeschichtet, um auf Flößen und Karren zum Prager Holzmarkt geschafft zu werden. Auch der Pflug durchzieht den Boden und auf den Wiesen klirrt die Sense; allein die Waldeinsamkeit vergangener Jahrhunderte lagert bis zur Stunde auf der weiten schweigenden Landschaft und scheint sie nie mehr verlassen zu wollen. So weit das Auge reicht, schweift es über nichts als unabsehbares Nadel- und Laubholz, das sich bis an den Rand des Horizonts in dunkeln Wellen hügelauf und hügelab zieht und nur in den Vertiefungen des Terrains breitet sich das lichtere Grün bebauter Gründe aus. Jene Werkschaften und Wohnstätten, als scheuten sie sich, die Einsamkeit zu unterbrechen, liegen weit abseits hinter den düstern Waldspalieren, und nur nach stundenlangen Zwischenräumen ist es dem Blicke vergönnt, eine Thurmspitze, ein verlassenes Kloster, ein unbedeutendes Häuflein Dächer aus dem eintönigen Waldesgrund emportauchen zu sehen. Auf den Wanderer, der diese Forste und Thäler durchirrt, macht nicht nur jenes „protestantische Dorf in der Einsamkeit,“ dessen die Leser aus einem der frühern dieser Hefte sich erinnern und das hier eine Stunde abseits von der Straße liegt, freilich weniger poesiereich in der Wirklichkeit als in der Erinnerung seines phantasiereichen Schilderers, sondern jedes einzelne der Dörfer für sich den Eindruck eines „verlorenen Postens.“ Wenig bevölkert und armselig wie es, sind sie fast alle. Die mühevolle und unlohnende Bearbeitung des meist spröden Bodens, Korbflechten, Holzfällen, Gruben- und Hochofenarbeit, Kohlenbrennen und etwas Fuhrwerk sind die kümmerlichen Erwerbsquellen ihrer Bewohner. Das Strohdach wiegt in ihnen noch lange vor, und so wie ihr Aeußeres, so ist auch das Innere ihrer Gehöfte und Hütten ein sprechendes Zeichen des zurückgebliebenen Wohlstandes. Es ist ordentlich, als ob die verspätete Ansiedelung in diesen Revieren das Versäumniß längstvergangener waidmännischer Freudenjahre nie wieder einzuholen vermöchte.

Oberhalb Milin erst sehen wir die Landschaft einen andern Charakter gewinnen. Der Wald tritt zurück und der Acker, ungeachtet der höheren Lage, gewinnt mehr Boden, wenn auch die Schwierigkeiten, die sich ihm hier bieten, stellenweise eben auch nicht gering sind. Ganze Strecken weit aus Wiesen- und Feldgrund sieht man hier den von der Moldau sich heraufziehenden Granit theils in Spitzen, theils in erratisch umhergeworfenen Blöcken zu Tage ragen. Unausgesetzte Anstrengungen werden von dem Landvolke gemacht, dieser

lästigen, ebenso dem Pfluge wie der Sense verderblichen Hindernisse sich zu entledigen. Kleinere Blöcke werden mit Menschen- und Thierkraft bei Seite geschafft, die Aecker damit umraint, die Wege gesäumt, Schluchten ausgefüllt; größere zu diesem Zwecke erst gesprengt. Es erinnerte uns dies stets lebhaft an das ähnliche Verfahren im Karst. Als wir das letztemal vorüberkamen, war eben eine Anzahl Steinmetze damit beschäftigt, auf mehreren solcher Stellen, die bisher nur als dürftige Hutweiden benutzt werden konnten, die Landleute in diesem ihrem Bemühen zu unterstützen. Sie sprengten diese Blöcke und meißelten die brauchbaren Stücke zu Quadersteinen für den großen Teichbau zurecht, der zu montan-hydraulischen Zwecken bei dem nahen Pribramer Silberbergwerke seit Jahren geführt wird. Solcher Quadern, wie man uns sagte, wären bei 18,000 benöthigt. Die Landleute geben mit Vergnügen den lästigen Granit umsonst her, das Bergwerk trägt die Kosten der Sprengung und Bearbeitung, und beiden Theilen ist genützt. Aber auch ihre Opfer haben diese Blöcke bereits gefordert. Man erzählte uns von einem greisen Bauer, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, seine Grundstücke von dem verhaßten Felsen gründlich zu säubern, damit seine Söhne dereinst nicht wie er jährlich ein Dutzend Pflugscharen daran zu Schande machten. Mit beispielloser Ausdauer war er diesem löblichen Werke von seinen Jugendjahren an obgelegen. Weder ein Arm- noch ein Schenkelbruch hatte ihn abzuhalten vermocht, es fortzusetzen. Alles schaffte er hübsch in eine Grube, die er gegraben und sodann mit Rasen und Reisig bedeckt hatte. Endlich hatte er die Genugthuung, den letzten großen Block auf seinen Karren zu laden, um ihn nach der Grube zu schaffen. Wagen und Rinder waren mit Bändern und Reisig geschmückt, Musik zog voran, jauchzende Bursche und Mägde folgten nach. Da krachte der Wagen wie morscher Span zusammen, der Block rollte herunter und begrub den alten Bewältiger, der nur mehr als Leiche hervorgezogen ward. Die Leute sagten damals, es wäre ihm so geschehen, weil er des Guten für sich denn doch zu viel begehrt. Den letzten Stein wenigstens hätte er auf seinem Felde liegen lassen sollen. Ist dies die Moral des polykratischen Ringes im Dorfe? Oder spricht vielleicht nicht eher daraus eine traditionelle Scheu vor dem Gestein aus vorchristlichen Jahrhunderten her? Thatsache allerdings ist, daß einer der größten Granitblöcke bei Milin noch heutzutage Bozi kamen, das ist Gottes- oder Götterstein heißt. Möglich, daß er lange zuvor, ehe das ernestinische Marienbild auf dem nahen Heiligenberge Wunder übte, zum Opferstein Perun's oder der Ziwa diente. Der verhängnißvolle Stein übrigens ist bis zur Stunde unberührt an der Stelle des Unglücks liegen geblieben.

Erfreulicher und entschiedener noch tritt uns die Pflege des Bodens entgegen, sobald wir Schwarzenberg'sches Territorium betreten. Auch das Dorf nimmt hier meist einen größeren Maßstab, eine bessere Bauart und einen behäbigeren Charakter an. Man merkt es gleich, daß man sich in einem jener altczechischen Landstriche befindet, den der Pflug bereits länger als seit einem Jahrtausende durchfurcht und der bereits unter den alten Geschlechtern der Bogen und Rosenberge zu den bestbestellten zählte. Aber auch der Familie der Schwarzenberge, die hier erst seit dem siebenzehnten Jahrhundert begütert ist und deren Domänen in diesem Augenblick in einem Umfange von beinahe achtzig Quadratmeilen über den ganzen Süden des Landes sich verbreiten, kommt hier kein geringes Verdienst um die Cultur zu. Nicht nur Staatsmänner, Krieger und eifervolle Diener der Kirche sind nämlich von jeher aus dieser Familie hervorgegangen, sondern auch treffliche Landwirthe, die sich die Bewirthschaftung ihrer Ländereien selbstthätig angelegen sein ließen und durch ihren Vorgang auf den Landmann einen fördernden Einfluß ausübten. Die Schwarzenberg'schen Teich- und Forstanstalten gelten von jeher als Muster. Durch die letztern, in Verbindung mit dem Privilegium der Holzschwemme auf der Moldau nach Prag und durch den Stubenbacher Canal und den Mühlfluß in die Donau, welches die ältere Majoratslinie dieser Familie besitzt, sind die böhmerwäldischen Forste der Consumtion eigentlich erst erschlossen worden. Zu einer Zeit, da die wissenschaftliche Pflege der Oekonomie sich in Oesterreich auf nicht viel mehr als ein paar sterile Vorlesungen an den Universitäten und technischen Schulen beschränkten, unterhielten die Schwarzenberge bereits auf ihrer Domäne Krummau eine landwirthschaftliche Akademie, die freilich wohl zunächst bestimmt war, tüchtige Wirthschaftsbeamte für die eigenen Besitzungen zu bilden, deren wohlthätiger Einfluß jedoch sich rasch auch in weiteren Kreisen fühlbar machte. Von nachhaltigeren Wirkungen noch verspricht die Ackerbauschule zu Rabin zu werden, welche seit dem Jahre 1850 an die Stelle jenes Instituts getreten und an welcher, um rationelle landwirthschaftliche Kenntnisse unter dem Landvolke desto erfolgreicher zu verbreiten, der populäre Unterricht in czechischer Sprache ertheilt wird, so daß diese Anstalt der deutschen zu Liebwerda gewissermaßen ergänzend zur Seite steht. Die Anzahl der Zöglinge derselben belief sich im letztverflossenen Jahre

etwa auf achtzig, von denen die meisten dem Bauernstande angehörten. Den Unterricht besorgten im Vereine mit dem bekannten Oekonomen Horsky zwei Lehrer und ein Verwalter. Sollen wir einen Wunsch aussprechen, dessen Verwirklichung auf gar keine Schwierigkeiten stoßen, dessen Gemeinnutzen aber ein ganz unabsehbarer sein müßte, so wäre es der, daß Böhmen recht bald wenigstens in jedem seiner Kreise eine solche Anstalt besäße!

Der Stammsitz der jüngeren, durch den Marschall Karl Fürsten Schwarzenberg begründeten Majoratslinie liegt uns abseits auf unsrer Wanderung zur Linken, am malerischen Moldauufer. Auf dem uralten Schlosse Worlik, welches sich dort auf einem steilen Felsen hart über den Strom erhebt, lebte in seinen letzten Jahren der Ueberwinder Napoleon's, so wie dieser zu gleicher Zeit auf Sanct Helena, einsam, körperlich leidend und innerlich gebeugt, — wie man sagt, mancherlei Kränkung wegen, die ihm grade dorther geworden, woher am wenigsten sie zu erwarten er sich wohl berechtigt fühlte. Halbe Tage lang konnte man ihn damals in einer schlichten, von einem Paar schnellfüßiger und langmähniger Pony's gezogenen Jagdpirutsche durch Felder und Wälder umherkutschiren sehen, im unscheinbaren Civilrock, ernst und schweigsam, bis er eines Tages mit seinen Pony's völlig abreiste, um nie mehr wiederzukehren. Es zog ihn, dort zu sterben, wo er gesiegt. Nur seine Waffen, sein Marschallstab, seine unzähligen Orden und das ausgearbeitete Fell seines Schlachtrosses ließ er zurück. Auch von einer prachtvollen Gruft erinnern wir uns gehört zu haben, die der Held noch bei Lebzeiten sich erbauen zu lassen beabsichtigte. Kunstreiche Pläne waren entworfen worden, über denen er Abende lang studirte; die schönsten Kunstwerke aus carrarischem Marmor herbeigeschafft, um sie, verpackt in den Kisten, wie sie ankamen, in irgend einer Ecke des Parkes bei Seite zu setzen und der Vergessenheit zu überantworten. Doch mögen wir diese Angaben nicht verbürgen. Auch die Wittwe des Marschalls, die Fürstin Maria Anna, pflegte bis in die Tage ihres hohen Alters, in letzter Zeit von der Dichterin Betti Paoli begleitet, hier viel und gerne zu weilen.

Immer höher indeß sind wir gekommen, und von einem der Sättel des mittelböhmischen Gebirges, auf dem Scheidepunkte, wo die österreichisch-sächsische Straße ihre Zweige in das westliche Böhmen entsendet, bietet sich uns ein letzter Rundblick über das zurückgelegte Terrassenland. Meilenweit liegt es da vor uns mit den hellgrünen *Gefilden*, einem endlosen Teppich gleich, auf dessen lichterem Grunde sich die mannigfachen, dunkelbewaldeten Hügelwindungen und dazwischen die zerstreuten Ortschaften mit dem weißen Gemäuer als lieblichstes Dessein abzeichnen. Im Osten schweift der Blick bis weit über die Moldau und an die Taborer Gebirge. Wir wenden uns zur Weiterwanderung, — aus dem Violett der Abendluft und glimmend im ersten Roth des Sonnenniedergangs überrascht uns das ernstere Panorama des Böhmerwaldes. Zuerst die niederen Vorgebirge zu beiden Seiten des Woliner Thales, Wald und Flur noch deutlich unterscheidbar; dann wie in Schleier gehüllt die Höhen um Weiterberg; hinter diesen sodann die grauen Umrisse der mächtigen Hauptkette mit dem weitüberragenden Kubani, und als vierte, fernste Schichte die kaum mehr angedeuteten Bogenlinien des baierischen Waldes. Weit im Nordwesten endlich vermag noch das bewaffnete Auge die Gipfel von Außengefild und Innengefild zu entdecken, die düsteren Quellenhüter der Moldau.

Außengefild, — eigentlich „Außer dem Gefild!" Wem, der zu diesem entlegensten und verborgensten Winkel des Böhmerwaldes auch noch nicht durchgedrungen, erweckt nicht schon der bloße Name die Ahnung traurigster Weltabgeschiedenheit und Dürftigkeit! Und doch, keine Einbildung vermag dem Bilde der Wirklichkeit hier auch nur annähernd gleichzukommen. Es sind nun bald volle zwanzig Jahre her, daß der Schreiber dieses an einem rauhen Tage um die Mitte August Gelegenheit hatte, in Gesellschaft eines im dortigen Lande heimischen Schulfreundes diese Gegend zu besuchen. Tags vorher war eben Schnee gefallen. In den Schluchten, da bei dem scharfen und frostigen Windzuge die Hochsommersonne nicht mächtig genug gewesen, ihn zum Schmelzen zu bringen, lag er noch. Denn ordentlichen, jahreszeitgemäßen Schnee gibt es da bis Mitte Juni und schon der September bringt wieder frischen. Außerordentlichen Schnee, zur interessanten Abwechselung mit den flüchtigen Sommertagen, bringt ab und zu die Zwischenzeit, so daß es eigentlich in keinem Monat im Jahr an solchem fehlt. Stundenweit, ohne daß wir eben sehr hoch gestiegen wären, führte uns der Weg über Kluft und Gestein, und nicht ein Spannweit Ackerfeld kam uns zu Gesichte. Nichts als Wald und weiter hinauf Urwald deckte ringsumher die Abhänge und schroffen Höhen und endlich nur mehr verkümmerndes Knieholz. Wer noch Urwald mitten im bevölkertsten Herzen Europa's sehen will, mag ihn im Böhmerwald aufsuchen. Ganze Strecken sind da noch mit weit auseinanderstehenden Stämmen von vielhundertjährigem Alter bedeckt. Morsche, vor undenklichen Zeiten von

Stürmen gebrochene oder vor Alter umgesunkene Stämme lagern dazwischen, aus denen wiederum höherer und niedrigerer Nachwuchs in regellosen Gruppen sich erhebt, je nachdem er früher oder später in den Leichen der Vorgänger Wurzel geschlagen. Daß man diesen Urwald so gewähren läßt und die Stämme nicht fällt und zerklaftert, um sie zu verwerthen und sodann Culturwald anzulegen, hat einfach seinen Grund darin, daß bei der Schwierigkeit der Bearbeitung und dem Mangel an Communicationen sich nicht einmal die Unkosten decken lassen würden. So lebt denn allerdings das schlichte, weltabgeschlossene Völklein von „Außengefild" mitten in einem Holzüberfluß, den zu erschöpfen noch manches Außengefilder Geschlecht nicht im Stande sein wird, und hat allerdings die Genugthuung, seine riesigen Oefen jahraus jahrein nach Herzenslust heizen und seine dürftigen Hütten selbst mitten im August bis zur Backhitze warm halten zu können. Allein darauf beschränken sich auch alle Genüsse des Lebens, die ihm beschieden sind. Was nützen alle Wälder der Welt, wenn kein Baum darunter ist, der auch nur einen kümmerlichen Apfel trägt? Was die mächtigsten Scheiter im Ofenloch, wenn selbst die bescheidensten Freunde der Armuth, die Kartoffel und der Hafer, keine Scholle finden, um zu gedeihen? „Ja, kochen und braten wollen wir den Herren schon soviel sie wollen," sprach eine alte Außengefilderin zu uns, als wir bei ihr wegen eines warmen Mittagbrotes anfragten; „wenn sie sich's nur mitgebracht haben, denn wir sein hier außer'm Gefild." Allen ihren Bedarf mußten die armen Leute damals kaufen und von weit her holen; auch nicht das Mindeste bot ihnen der spröde Boden. „O mein! nicht einmal ein gehetztes Häslein verirrt sich da herauf, und nicht einmal 's liebe Federvieh mag da fortkommen!" meinte damals das alte Weib weiter. Und wie es damals war, so ist es noch heute und wird es wohl noch lange sein, denn unter solchen Himmelsstrichen ändert sich nicht so leicht etwas. Und doch lieben diese Leute ihre armselige Heimath und mögen sie nicht verlassen. Der Erzgebirgler durchstreift die Welt; der Böhmerwäldler bleibt am liebsten zu Hause. Er spinnt, er webt, er macht Siebe, er geht in die Schwarzenbergischen Schläge auf Holzfällen, er erklimmt die steilsten Wände des Urwalds und sucht das älteste, festeste Knieholz auf, um daraus die trefflichen Resonanzböden zu schnitzen, die durch ganz Europa und selbst bis nach Amerika in die Werkstätten der Geigenmacher wandern; er müht sich in den Glashütten von Bergreichenstein, Unterreichenstein, Winterberg und Wallern, Grafitgruben von Schwarzbach oder in einem der Eisenwerke für geringen Wochenlohn ab; er fristet so sein Dasein von Tag zu Tag und von Hand zu Mund: — seine Natur aber ist mit der des Böhmerwaldes grade so Eins geworden, wie die des Aelplers mit seinen Alpen, und er kann ihrer nicht entbehren.

Wie das Terrain bis hierher sich stufenweise gehoben, so senkt es sich nun, nur jäher, über Pisek und Wodnian gegen die Budweiser Thalebene nieder.

Pisek ist eine der ältesten Städte Böhmens. Von den festen Mauern, die es in frühern Zeiten umgaben, steht noch heute ein großer Theil, und viele von den Häusern, namentlich an den Ufern der Wottawa, stammen noch aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Das Haus, in welchem wir selbst noch vor sieben Jahren einmal übernachteten, war seiner Zeit eine hussitische Kirche gewesen. Düster, spitzbogig und altersgrau verrieth es in allen Ecken und Enden seine ehemalige Bestimmung. Das Schlafgemach, das wir inne hatten, ward uns als die Sacristei bezeichnet. Unheimlich genug sah es darin aus. Ihren Ursprung oder wenigstens den ihres Namens, der im Czechischen wörtlich „Sand" bedeutet, leitet diese Stadt von der Goldwäscherei her, welche vor elfhundert Jahren bereits hier sehr schwunghaft betrieben worden sein soll. Der Sand der Wottawa habe damals soviel Gold geführt, daß drei Männer leicht im Stande gewesen seien, in einem Tage eine volle Mark desselben zu gewinnen. Goldgierige seien deshalb aus dem ganzen Lande herbeigeströmt und die Stadt wie ein Wunder aus der Erde gestiegen. Nach dem Sande, den man vorzugsweise bohaty pisek, den „reichen Sand," nannte, legte man auch ihr den Namen bei. Die Verantwortlichkeit hinsichtlich der Ergiebigkeit jener Goldwäscherei müssen wir dem phantasiereichen Chronisten Hajek überlassen, der darüber berichtet. Thatsache aber ist, daß an den Ufern der Wottawa sich noch heutzutage an verschiedenen Orten Ausgrabungen und Aufschüttungen finden, die sich unschwer als Seifen erkennen lassen. Auch bei Strakonitz und Schüttenhofen wurde erwiesenermaßen Gold aus diesem Flusse und bei Hussinetz aus einem Nebenflusse desselben gewaschen. Zu Berg- und Unter-Reichenstein, in deren Nähe die Wottawa ihre Gewässer sammelt, wurde ehemals auch auf Gold gebaut, und verdanken beide Orte, ähnlich dem „reichen Sande," diesem Umstande offenbar ihre Namen. Auf Aehnliches deutet der Name des Dörfchens „Goldberg," in dessen Nähe jenes Nebenflüßchen entspringt. Noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde an allen diesen Orten emsig auf Gold gearbeitet. Theils in

Folge der nachherigen religiösen und politischen Erschütterungen, gewiß aber noch mehr, weil das Erträgniß immer mehr aufhörte die Mühe zu lohnen, ließ man von damals an, einzelne Wiederversuche abgerechnet, davon ab. Interessant ist die hier und da unter dem Volke verbreitete Meinung, das Versiegen des Goldes sei nichts als eine Strafe des Himmels für die ketzerischen Verirrungen, die grade in dieser Gegend ihren Ursprung genommen, und werde man diese erst durch einen tausendjährigen frommen, das ist streng katholischen Lebenswandel abgebüßt haben, so werde es sich, und dann um so reichlicher wieder erschließen. Vielleicht auch darin ist der Grund zu suchen, daß die hier heimische Sage ungeachtet der historischen Nachweisungen die Ehre der Landsmannschaft des Magisters Johannes Hus abzulehnen bemüht ist. Nicht zu Husinetz und nicht von ehrsamen Bürgersleuten sei dieser geboren, sondern ganz anderswo, und wo, das wisse eigentlich kein Mensch recht. So viel sei aber gewiß, daß ein der Völlerei ergebener Mönch sein Vater und eine liederliche Stallmagd seine Mutter gewesen sei. Wegen ihrer Verworfenheit und als die Folgen derselben sich nicht mehr leugnen ließen, vom Prior aus dem Kloster gepeitscht, in welchem sie bis dahin gedient, habe sie Forbes im tiefsten Elend verlassen, sei lange Zeit in Feld und Wald umhergestrichen, bis sie ihren Wechselbalg irgendwo unter einem Hagebuttenstrauche in die Welt gesetzt. Und nun sei das Unglück fertig gewesen!

Immer tiefer indeß haben wir uns gesenkt, immer näher rücken uns die böhmerwäldischen Gebirgszüge, bis wir mit dem frischen Morgen außerhalb Wodnians die obenerwähnte Thalebene betreten. Es ist einer der anmuthigsten Landstriche Böhmens, den wir nun durchwandern. Feld, Wiese, Teich und Garten, Dörfer und Schlösser liegen in freundlicher Abwechslung um uns gebreitet und zeigen von Emsigkeit und Wohlstand. Im Westen und Süden, das Thal abgrenzend, erheben sich aus der grünen Fläche desselben die Abhänge des Blansko, des Scheidegebirges zwischen Böhmen und Oesterreich, zwischen Elbe und Donau. Im Osten mitten durch dasselbe nimmt die von unzähligen Schiffen und Flössen befahrene Moldau ihren nach Norden gekehrten Lauf und schließt sich jenseits des Stromes das höhere Plateau von Wittingau als dunkelwaldiger Hintergrund an, aus welchem in stundenweiter Ferne bereits die Thurmspitzen von Budweis in den Gesichtskreis treten. Einen überraschenden, angenehm fesselnden Ruhepunkt dem Auge, indem wir uns dieser Stadt nähern, bietet Schloß Frauenberg am rechten Ufer der Moldau. An der Stelle der alten Burg von dem Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg erbaut und nach langjähriger Bauführung eben jetzt erst zur Vollendung gediehen, zählt dieses Schloß sowohl was seine Lage und äußere Erscheinung, als den Reichthum seines Innern anbelangt zu den sehenswürdigsten in Böhmen. Im Style des Windsorschlosses gehalten, zeugt es zugleich von dem Kunstsinn seines Erbauers, der darin dem Lande eine der hervorragendsten Neubauten gegeben. Die darin angelegten, jetzt schon sehr reichhaltigen, speciell auf Böhmen sich beziehenden Sammlungen werden diesem Schlosse überdies mit der Zeit auch eine namhafte Bedeutung für die vaterländische Wissenschaft sichern.

Zwei Städte haben von Alters her in dieser Thalebene um die größere Bedeutung gewetteifert: Krumau und Budweis. Der letztern aber blieb es vorbehalten, den Vorrang zu erringen. Den Grund dazu mag die municipale Selbständigkeit dieser „königlichen Bergstadt" gegenüber dem abhängigen Schutzverhältnisse gelegt haben, in welchem die andere bis auf die jüngste Zeit stand. Von förderndem Einfluß war eine Reihe namhafter Privilegien, deren Budweis, das „allzeit getreue" und unter allen Stürmen vorwaltend conservative, von den verschiedenen Königen und Kaisern sich zu erfreuen hatte; entscheidend jedoch die industrielle und commercielle Regsamkeit, durch welche seine Einwohner von jeher sich hervorthaten. Die Verwerthung des Holzreichthums der nahen böhmerwäldischen Schläge und der Weiterverschleiß des aus Oberösterreich herabgebrachten Salzes durch beinahe ganz Böhmen gaben hierzu frühzeitig den Anlaß. Hand in Hand mit beidem ging der Schiffbau, der heute noch nicht nur die ganze Moldau, sondern auch die Elbe mit größern und kleinern Fahrzeugen versieht. So bedeutend war der Verkehr hier schon vor Jahrhunderten, daß bereits im sechzehnten die Regulirung der Moldau bis Prag für nöthig erachtet und auch ausgeführt wurde. Ganze Forstgenerationen von Brenn-, Bau- und auf die verschiedenste Weise verarbeitetem Holz sind seit der Zeit von Budweis elbeabwärts bis an die Nordsee spedirt worden. Namentlich hat Hamburg nach seinem letzten großen Brande das Material zu dem größten Theil seiner neuen Dachstühle und zu den Parquetten seiner neuen glänzenden Etagen aus dieser Quelle bezogen. Auch den bemerkenswerthen Aufschwung, den Budweis in letzter Zeit genommen, verdankt es hauptsächlich dem Unternehmungsgeiste mehrerer seiner eigenen Bürger, unter denen wieder der Schiffmeister Adalbert Lanna, in diesem Augenblick einer der hervorragendsten Industriellen Oesterreichs, um seine Vaterstadt sich das meiste Verdienst erworben. Der Sohn und gewerbliche Nachfolger

eines einfachen Schiffmeisters, hat dieser, übrigens selbst sehr schlichte und anspruchslose Mann durch die Umfassenheit und Vielseitigkeit seiner Unternehmungen dem industriellen Sinne seiner Mitbürger unstreitig ein vielfach erweitertes Feld eröffnet, auf welchem unternehmenden Nachstrebenden noch lange hinaus die lohnendsten Erfolge zu erwarten stehen. Sie werden eben nur seinem Vorgange zu folgen und die möglichste Ausbeutung des Holzreichthums als die durch die örtlichen Verhältnisse bedingte vorzugsweise Grundlage ihrer Industrie zu erkennen haben, welche außer Schiffbau, Brettsägen, der Fabrication von Parquetten, Zündhölzchen, Bleistiften und Holzschuhen, dann des Zimmerns von Eisenbahnschwellen, gewiß noch manche andere Formen anzunehmen geeignet ist. Wie wir Budweis jetzt finden, ist es nach Reichenberg die volkreichste und bestgebaute Stadt Böhmens, und in industrieller Hinsicht das für den Süden, was dieses für den Nordosten des Landes. An allgemeiner Wohlhabenheit dürfte es ihm leicht vorgehen, in der Entwickelung städtischen Comforts und jenes behäbigen Lebens, welches gewerblich emsigen Städten eigen ist, bald gleichstehen. Eine reiche Zukunft steht ihm bevor, wenn es erst einmal, wie dies bereits projectirt, in das große europäische Eisenbahnnetz mit aufgenommen ist. Vorläufig freilich muß ihm der Ruhm genügen, der *ersten deutschen*, wenn auch nur *Pferde-Eisenbahn*, im Vereine mit Linz die Entstehung und den Namen gegeben zu haben.

Betrachtungen ganz eigener Art sind es übrigens, die sich uns allenthalben aufdringen, während wir den Rest unsrer Wanderung in einem der bescheidenen Waggons dieser Bahn zurücklegen, deren Anlage und Führung, Einrichtung und Betriebsweise noch bis zur Stunde das Bild jenes anspruchslosen primitiven Experiments vergegenwärtigt, als welches sie vor nicht viel mehr als einem Vierteljahrhundert in's Dasein getreten. Kaum vier Jahrzehende sind es her, seit aus der einsamen Studirstube eines Wiener Professors der langgenährte, vieldurchdachte Gedanke zu dieser ersten Schienenbahn Deutschlands hervorgegangen. Nicht einmal die Schienen zwischen Stockton und Darlington waren damals noch gelegt, und die Erfindungen der Trevithik, Blenkinsop und Stephenson regten kaum erst ihre embryonischen Glieder. Höchst bescheiden waren die Zwecke, die er bei seinem Plane vor Augen hatte: nichts von Norddeutschland und Süddeutschland, nichts von Nordsee und schwarzem Meer! Nur die Verringerung der Kosten, mit welchen die Millionen Centner Salz auf der beschwerlichen Bergstraße bis dahin aus dem Kammergut nach Böhmen befördert werden mußten. Noch bescheidener die Voranschläge, die er zur Durchführung desselben entwarf, für die es ihm aber ebenso unsäglich schwer ward, die nöthigen Freunde als die nöthigen Mittel aufzubringen, so daß sein Sohn, der Erbe und rastlose Verfechter des Projects, müde des Kampfes gegen Vorurtheil, Unverständniß und Vertrauensmangel, sich endlich genöthigt sah, mit dem unvollendeten Werke zugleich das Vaterland aufzugeben, um die versagte Anerkennung — in Rußland zu finden. Welch eine Welt von Fortschritten in der kurzen Spanne Zeit seit jenem Ringen und Kämpfen der beiden Gerstner und der Gegenwart! Welch eine unabsehbare Reihe fast täglich neuer und stets wieder überflügelter Errungenschaften der Technik zwischen diesen harmlosen, mit einer dünnen Eisenplatte beschlagenen hölzernen Schienen, die unter zahllosen Windungen und Krümmungen, Umwegen und Ausweichungen und dennoch überaus starken Steigungen und Senkungen durch die dichten Wildnisse des Blansko mit sichtlicher Anstrengung, Aengstlichkeit und Unsicherheit zur Höhe des böhmisch-österreichischen Scheidegebirges sich emporzuarbeiten bemüht sind, — und den fast feenhaften Bahnen über den Semering und den Karst! Welch eine Kluft zwischen den dampfenden und pustenden Gäulen, die einzeln oder zu zweien hinter einander vor die zwanzig bis fünfundzwanzig Centner schweren und mit vierzig bis fünfundvierzig Centnern beladenen Waggons gespannt die steilen Kluftwege von Gallneukirchen bis Lest hinankeuchen, und den Goliathlocomotiven von Seraing, die mit Tausenden von Centnern wie im Spiele davonfliegen! Welch ein Umschwung von der Zaghaftigkeit jener Zeit, die sich nicht entschließen mochte, eine Million Gulden an ein Unternehmen zu wenden, dessen glänzender Gewinn bis in's Kleinste berechnet vorlag und das ihr doch nur eine „überspannte Idee," ein „gewagtes Spiel," ein „höchst zweifelhafter Hazard" schien, zu der hastenden Entschlossenheit, mit welcher seitdem, und namentlich in letzter Zeit, Millionen von Francs und Thalern Unternehmungen zuströmten, deren Erträgniß ungleich weniger gesichert scheinen dürfte, und zu der schwindelnden Tollkühnheit der Actienspeculation! Welch ein Abstand endlich zwischen den beschränkten Zwecken, wir möchten fast sagen Lebensanschauungen dieses schon mit fünfundzwanzig Jahren ergreisten und abgelebten Großmütterchens der deutschen Bahnen und der welthistorischen Bedeutung des großen Schienennetzes, das mit seinen eisernen Spangen bald den ganzen Erdball umsponnen haben wird, die Politik, die Cultur, die Geschichte, das ganze Leben ohne Schwertstreich und doch unaufhaltsam in neue Bahnen zwingend! Sollen wir an diese Betrachtungen

die Frage knüpfen, ob es nicht möglich, ja wahrscheinlich ist, daß nach abermals einem Vierteljahrhundert unsre Nachfolger auf die Bahnen von heute als auf einen „überwundenen Standpunkt der Entwicklung" ebenso zurückschauen werden? Wir halten es immerhin für möglich, ja selbst für nicht unwahrscheinlich. Der Triumphzug der physikalischen Wissenschaften hat ja eigentlich kaum erst begonnen. Allein wir können und mögen eben über uns selbst nicht hinaus und mögen durch die noch schlummernden Siege der Zukunft uns die Freude an den bereits errungenen ebenso wenig verkürzen lassen, als es uns undankbar gegen den alten Gerstner stimmt, daß wir auf seiner Bahn volle vierzehn Stunden, das ist den ganzen lieben Tag vom frühesten Morgen bis zum späten Abend damit zubringen, um die Strecke von Budweis nach Linz, welche auf der Poststraße nicht einmal so viel Meilen beträgt, zurückzulegen, während ein guter Extrazug in derselben Zeit leicht von Wien bis Dresden fliegt.

Kurze Zeit nur noch wird diese denkwürdige Bahn bestehen. Wer daher sehen will, wie noch vor fünfundzwanzig Jahren Eisenbahnen ausgesehen, mag sich sputen. Bereits (seit 1855) wird die andere Hälfte der Bahn, von Linz bis Gmunden, mit Dampf befahren. Von den 900 bis 1000 vierbeinigen Locomotiven, welche die Gesellschaft ehemals hielt, ist in Folge dessen mehr als die Hälfte außer Activität gesetzt und zehrt in verschiedenen Bauernställen das zwar weniger reichliche, aber auch weniger schweißtriefende Brot des Pfluges. Auch der für den Augenblick noch auf der Strecke von Budweis bis Linz thätige Rest wird bald ebenso glücklich sein. Denn schon ist das ganze Unternehmen an die Eigenthümer der Elisabethwestbahn abgetreten und dem mühe- und kummervollen Werke Gerstner's auf dem Nivellirungstische der modernen Meßkunst das Schicksal gesiegelt. Das Andenken jedoch, das es hinterlassen wird, wird stets ein ehrenvolles bleiben, — selbst in der Erinnerung der Actionäre, denen es, das anspruchloseste Aschenbrödel unter den Eisenbahnen Europas, bis zur letzten Stunde eine Dividende getragen, für welche sie in einer zweiten Bahn nicht leicht einen Ersatz finden werden!

Fahrten und Ansichten
an den
Küsten des Golfes von Honduras.

Von Julius Fröbel.

Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte zu Balize schiffte ich mich am 28. März vorigen Jahres mit meiner Familie an Bord eines hondurensischen Küstenfahrers nach Omoa ein, dem einen der beiden Hafenplätze, welche der Staat Honduras an seiner Ostküste hat. Das Fahrzeug war der Schooner Omoa, dem Handlungshause Debrot zu Omoa gehörig, welches außer ihm noch den Schooner Centro-Amerika zwischen diesem Hafen und Balize laufen läßt. Zwei andre Schooner gehen zwischen denselben beiden Punkten hin und her, so daß durch vier kleine Fahrzeuge ein regelmäßiger Verkehr zwischen ihnen unterhalten wird. Capitäne und Mannschaften sind Caraiben oder Neger. Trotzdem ist die Fahrt eine ziemlich sichere. Der größte Theil der Entfernung, die in der Regel in anderthalb bis zwei Tagen zurückgelegt wird, führt durch ein ruhiges Wasser, von einer Reihe vorliegender Riffe und Coralleninseln gegen die hohe See geschützt, und im Uebrigen sollen, wie man zu Balize sprichwörtlich sagt, die Schooner ihren Weg nach Omoa und zurück von selbst finden. So muß es auch wohl sein, sonst wäre es unbegreiflich, wie sie des Nachts es vermeiden, östlich auf die Riffe oder westlich auf die Küste zu laufen. Die Passage ist verhältnißmäßig theuer. Man zahlt von alter Zeit her für die Person fünfzehn Dollars und muß dabei für sein Lager und seine Beköstigung selbst sorgen. Was diese letztere betrifft, so forderten zwei junge Engländer von Balize, welche die Fahrt mit uns machten, uns mit vieler Artigkeit auf, mit ihnen gemeinsame Tafel zu halten, was einer Einladung, uns von ihnen bewirthen zu lassen, gleichkam, da sie mit dem Besten, was an Speisen und Getränken in Balize aufgetrieben werden konnte, reichlich versehen waren. Sie waren im Begriff, nach England zurückzukehren, und wollten vorher noch, wie wir, die Naturschönheiten der Küste von Honduras sehen.

In der That ist eine Küstenfahrt in diesen in Europa wegen ihres Klimas verrufenen Gegenden in hohem Grade genußreich. Die See ist in der Regel glatt, die Luft immer lau und mild. Mit seltenen Ausnahmen sind Windstillen das Schlimmste, über was der Seefahrer klagen kann, und da man die Küsten fast immer im Auge hat, denen es

nicht an großartiger Scenerie fehlt, ist der den Sinn dafür mit sich bringende Reisende angenehm beschäftigt. Wir brachten die Nacht unter Sternen, welche wie kleine Monde leuchteten, auf dem Verdeck zu. Nur ein leichter Lufthauch berührte die Segel, und wir befanden uns am nächsten Morgen noch in der Nähe von Balize. Als die Brise sich etwas hob und wir uns rascher bewegten, traten die Berge im südlichen Theile des britischen Territoriums auf interessante Weise hervor. Unter den nördlichen Vorhügeln höherer Gebirge unterschieden wir gute Bekannte von den Ufern der Lagune von Manati, einer den Geographen unbekannten Gegend, die wir einige Wochen vorher besucht hatten. Etwa zwanzig Meilen südlich von Balize ist in dem Manglewalde des Meeresufers eine enge, kaum bemerkbare Oeffnung. Man läuft ein und befindet sich in einem Salzwassercanale, durch welchen die Fluth ein- und ausgeht. Durch ein Mangledickicht windet er sich einige Meilen weit landeinwärts, bis sich plötzlich die Scene wie durch ein Zauberwort öffnet, und ein ausgedehntes Binnengewässer, rundum von Urwald umgeben und mit einem Hintergrunde von bewaldeten Hügeln und Bergen, vor dem überraschten Blicke sich ausbreitet. Diese Hügel, welche einige merkwürdige Höhlen enthalten — die eine derselben einen natürlichen Tunnel darstellend, durch welchen ein für kleine Canoes schiffbarer Fluß läuft — sind niedrige, aber sehr steile und hochbewaldete Felsen von metamorphischem Kalkstein, welcher an einer Stelle, wo ich ihn näher untersuchen konnte, einen bunten Marmor bildete.

Durch einen engen Canal steht mit dieser Lagune eine zweite noch größere in Verbindung, die ich indessen nicht besucht habe. Beide sind in Balize so gut wie nicht bekannt.

Weiter südwärts, da wo an der Küste die beiden Caraiben-Dörfer North- und South-Stanncreek liegen, deren Hütten wir vom Schiffe aus deutlich sehen konnten, erhoben sich im Innern höhere Gebirge, und blaß zeichneten sich in der Ferne die zackigen Umrisse der Corcomb Mountains ab, welche an Kühnheit der Formen dem Gipfel des Pilatus gleichkommen. Ostwärts von unserm Cours zog sich eine Kette niedriger Coralleninseln hin. Wie die nördlicheren Glieder dieser Kette untertauchten, hoben sich die südlicheren der Reihe nach aus dem Meere. Hier und da

Berge am Ufer der Lagune von Manati.

zeigte sich zwischen ihnen das Segel eines caraibischen Fischerbootes. Sie sind mit Bäumen besetzt, hauptsächlich Rhizophoren und Cocospalmen. Von Natur haben sie kein Trinkwasser, bringen aber eine solche Menge von Cocosnüssen hervor, daß dessen Mangel der Bewohnung kaum ein Hinderniß entgegenstellen würde, wenn demselben auch nicht durch Cisternen abgeholfen werden könnte, die sich durch reichliche Regengüsse immer füllen. Die Stadt Balize ist in ihrem Bedarf an süßem Wasser ganz an dieses Mittel gebunden, und wenn sie zuweilen an Wassermangel leidet, so ist der Grund kein andrer als der, daß die Cisternen unzureichend sind, denn die Menge des zu Zeiten fallenden Regens würde ausreichen, den Bedürfnissen der Bevölkerung selbst in einer darauf folgenden Zeit ungewöhnlicher Trockenheit zu genügen. Das Ende der erwähnten Inselkette wird durch die Zapodilla-Keys gebildet, wo die nach Omoa bestimmten Fahrzeuge, den Winkel des Meerbusens quer durchschneidend,

nach der Küste des Staates Honduras hinüberlaufen. Einen Theil der Gruppe sah ich undeutlich bei Dunkelheit der Nacht: kleine waldige Inselchen, welche bei Tage einen freundlichen Anblick gewähren müssen. Einwohner von Omoa machen zuweilen eine Lustparthie dahin, um einige Tage dem Genusse frischerer Luft und dem Vergnügen zu widmen, wobei der Fischfang den wesentlichsten Zeitvertreib bildet. Das Meer ist hier ganz unglaublich fischreich, und ein Fischzug, ähnlich dem berühmten des Apostels Petrus, ist hier ohne allen übernatürlichen Einfluß möglich.

Am Morgen des 30. bei Tagesanbruch lag die Küste von Omoa vor unserm Blicke. Ein hohes Gebirge, der Cerro de Guyamel genannt, erhob sich dunkel in der Dämmerung und seine Formen entrangen sich allmälig dem grauen Schleier der Dünste, die ihn von der Nacht her umhingen. Coulissenförmig schiebt sich westwärts eine hohe Kette hinter der andern vor, bis die letzte in undeutlicher Form sich in der Richtung von Santo Tomas, der ehemaligen belgischen Colonie unglücklichen Andenkens, verliert. Im Angesichte von Omoa bannte uns eine Windstille für mehrere Stunden an eine Stelle. Es ist dies an dieser Küste eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Als wir vier Wochen später Omoa wieder verließen, konnten wir am Ende des zweiten Tages den Hafen noch vor Augen sehen. Theils wechseln hier im Laufe von vierundzwanzig Stunden Land- und Seewinde, zwischen denen nothwendig kürzere Windstillen liegen müssen, theils läuft eine Zone häufiger Windstillen, der äußern Grenze der wechselnden Land- und Seewinde folgend, sofern diese nicht zufällig einer allgemeineren Luftströmung angehören, der Küste entlang.

Um zehn oder elf Uhr warfen wir Anker vor den Mauern des alten Castells, welches jetzt, trotz der Kanonen, mit denen es besetzt ist, und trotz der Schildwache neben dem Thürmchen auf der Mauer, keine andre Bedeutung hat als die, gleichzeitig ein Denkmal spanischer Macht und ihres Verfalles und ein memento mori für die Erben beider zu sein. Wenn man vor diesen Mauern steht und durch ihren Anblick in Gedanken in die Zeiten versetzt worden ist, als die Einwohner spanisch-amerikanischer Küstenstädte und die Mannschaften spanischer Silberschiffe vor den Piraten und Flibustiern Westindiens zitterten, sieht man sich genöthigt, einen Vergleich mit der Gegenwart zu machen, in der sich jene abenteuerlichen Verhältnisse auf tragikomische Weise wiederholen. Als ich am ersten Tage meines Aufenthaltes zu Omoa den dortigen Zollhausdirector kennen lernte, fragte mich derselbe mit unverkennbarer Besorgniß nach dem Stand der Dinge in den Vereinigten Staaten in Bezug auf die gegen Central-Amerika gerichteten Flibustier-Unternehmungen. Meine Antworten konnten nicht sehr beruhigend sein. Als ich ihn nun meinerseits beiläufig im Gespräch nach der Stärke der Besatzung von Omoa fragte, erwiederte er mit Nachdruck und indem er mich mit durchbohrendem Blicke ansah: — „Herr! — die ganze Küste ist wohl bewacht und besetzt!“ — Offenbar hatte er in meiner arglosen Frage Ursache zu Verdacht gefunden und wollte durch seine Antwort von einem etwa beabsichtigten Handstreiche abschrecken. Im Forte lagen, wie ich nachher hörte, zwanzig Mann. Später, nachdem ich durch längeren Aufenthalt im Orte Vertrauen erweckt, bat ich um Erlaubniß, dasselbe besehen zu dürfen, und der Commandant ertheilte nicht nur dieselbe

Castell von Omoa.

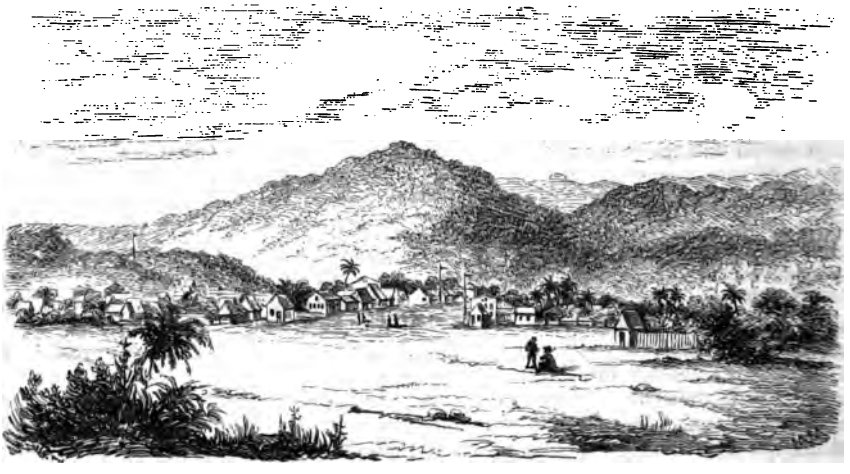
bereitwillig, sondern kam auch auf die zuvorkommendste Weise in eigener Person, uns abzuholen und die Merkwürdigkeiten des achtunggebietenden Baues zu zeigen. Auf seine Ausführung muß Spanien viele Millionen verwendet haben. Von den Kanonen, welche auf der den Hof umgebenden Platform stehen, wurden während unsrer Anwesenheit zur Feier des Charfreitags einige abgefeuert, wobei es vorkam, daß eine scharf geladen war. Zum Glück war sie niederwärts gerichtet und die Kugel schlug auf der Savana zwischen dem Castell und dem Städtchen in den Rasen. Ein Jahr vorher, am gleichen Tage, waren beim Laden eines Stückes mehrere Soldaten theils umgekommen, theils verstümmelt worden. Nicht ohne Grauen sahen wir die verschlossene Thür eines verrufenen Gewölbes, in welchem, wie der Commandant uns sagte, jetzt Schießpulver aufbewahrt werde. Dieser Raum führt den Namen el carbon, — was wörtlich „die Kohle," dem Sinne nach aber wohl soviel heißt wie „das schwarze Loch." Er ist früher als ein Gefängniß benutzt worden, und wer verurtheilt war, es zu bewohnen, war damit auch zum Tode verurtheilt. Selten konnte ein Gefangener den Aufenthalt einige Monate aushalten, indem schon nach wenigen Wochen Wassersucht einzutreten pflegte.

Doch ich habe dem Faden meiner Erzählung vorgegriffen. Während wir uns zum Landen vorbereiteten, kam ein Nachen heran, in welchem sich eine schwarze Schöne und ein weißer Mann befanden. Beide stiegen zu uns an Bord, und während die erstere, welche sich Lucinde nannte, unsern Capitän umarmte, redete uns der letztere, welcher uns unter einander hatte deutsch sprechen hören, mit der Vertraulichkeit eines alten Freundes an: „So — sind Sie auch Deutsche? — Wollen Sie Honduras besuchen? — Unser Omoa ist ein ganz hübscher Ort, wo man sich ganz gut amüsiren kann. Wir haben jeden Sonnabend einen Ball, den einer der Herren gibt. Mich kostet er nichts, aber von den Herren läßt es sich mancher zweihundert Dollars kosten. Branntwein, Bier, Wein und Champagner gibt es vollauf und kostet Alles nichts. Am Sonntage tanzen wir auch, da ist demokratischer Ball, und am Montage und Dienstage ist Negerball. Hübsche Mädels, soviel Sie wollen!" — In diesem Tone fuhr der Landsmann fort, seine für einen Ankömmling schätzbaren Notizen mitzutheilen, indem er sich namentlich über den letzten Punkt in Details von unglaublicher Naivetät einließ. Wir lernten ihn später als einen harmlosen und sehr gefälligen Menschen kennen, der seines Berufs ein Goldschmied ist und sich zu Omoa hauptsächlich dadurch nützlich macht, daß er „den Mädels" ihre beim Tanzen zerrissenen goldenen Ketten reparirt, wobei er dafür sorgt, daß die Reparatur einen der nächsten Bälle nicht überdauert. So führt er nach eigenem Bekenntniß ein Leben, welches er sich nicht angenehmer wünschen kann. Wohnung, Essen, Trinken und Tanzvergnügen verdankt er der Gastfreundschaft der Herren ***, und seine übrigen Ausgaben bestreitet er ohne Mühe aus dem Ertrage einer Beschäftigung, die mehr in das Gebiet der Galanterie als der Arbeit gehört. Und in der That, wenn es wirklich den „travail attrayant" der Fourrieristen irgendwo gibt, so ist es in Omoa, und unser Landsmann daselbst hat sich desselben bemächtigt. In dem Hause, dessen Gastfreundschaft er genießt, ist er als heiterer Gesellschafter geschätzt. Zur Zeit unsrer Anwesenheit lebten in diesem Hause auf die nämliche Weise sechzehn bis achtzehn Fremde, und die ausgedehnteste Gastfreundschaft hatte nicht nur für eine reichliche Bewirthung, sondern auch für Zeitvertreib gesorgt. Als ich einmal einen Besuch daselbst abstattete, fand ich die Gäste des Hauses im Saale um das Billard stehend oder in allen Positionen auf Ruhebänken liegend, rauchend, trinkend, lachend, schwatzend. Unserm Landsmanne wurde zugerufen, für mich eine Flasche Bier zu öffnen. Er sprang auf, spielte im Vorbeigehen auf einer im Saale stehenden großen Leierorgel einige Tacte einer Galoppade, kam mit der Flasche, spielte im Vorbeigehen ein paar Tacte weiter, öffnete und präsentirte das schäumende Getränk. Haben deutsche Handwerksburschen sich wohl jemals ein Ideal ausgedacht, welches nicht in Omoa realisirt wäre? —

Das Zollhaus ist der erste Gegenstand, auf welchen der Ankommende beim Landen stößt. Es ist ein weites, auf Pfählen ruhendes Dach aus Palmenblättern, unmittelbar unter der Mauer des Castells und zwanzig Schritte vom Meere. In seinem Schatten pflegten sich ein Dutzend Nichtsthuer und Nichtsthuerinnen, die sich, die Strandwache eingeschlossen, zu den schläfrigen Tönen eines Accordeons von den Anstrengungen ihres Berufs erholten. Der Weg nach dem Städtchen, welches ungefähr eine Viertelmeile weit landeinwärts liegt, führt von hier aus unter der Mauer des Castells vorbei und über eine von Kühen, Pferden und Maulthieren belebte Savane. Der Blick auf den Ort und auf die dahinter liegenden Berge, welche mit fast undurchdringlichem Walde bedeckt sind, ist in hohem Grade anziehend. Ich lasse indessen den Leser nach der beistehenden Skizze selbst urtheilen, so unvollkommen sie die Reize dieses tropischen Dörfchens auch wiedergibt.

Der Hügel links, an dessen Fuß mehrere Quellen vortrefflichen Trinkwassers hervor-

bringen, ist mit blühendem Gesträuche der Poinciana pulcherrima in einer gelben und einer scharlachrothen Varietät bedeckt. Man nennt diese Prachtblume hier Guacamayo, was ursprünglich der Name der großen rothen Papageien (Aras) ist. In Nicaragua, wo man den Vogel Lapa nennt, führt die Blume den Namen der indianischen Geliebten des Cortez — Malinche, was offenbar der aztekische Name der Pflanze ist. Auf der Höhe des Hügels steht eine Flaggenstange, an welcher die in See sichtbaren Schiffe signalisirt werden. Zu diesem Zwecke wird hier eine Wache unterhalten. Zur spanischen Zeit hat man den Versuch gemacht, diesem Posten seine Stelle auf dem Gipfel des Berges hinter



Omoa, vom Strande aus gesehen.

dem Dorfe anzuweisen; der Versuch soll aber, wie man erzählt, wegen der vielen Jaguars aufgegeben worden sein, von denen mehrere Soldaten angegriffen und zerrissen wurden. Jetzt würde etwas Aehnliches kaum mehr zu befürchten sein, obschon noch vor nicht langer Zeit eins dieser Raubthiere bis in die Straßen von Omoa gekommen ist. Im Hause des Herrn Debrot sah ich einen jungen Jaguar, welcher am Stricke gehalten wurde und in vertrauter Freundschaft mit einem Schweine lebte, — ein Verhältniß, welches indessen wohl mit dem zunehmenden Alter des Raubthieres eine Störung erleiden wird. Zwischen den Bergen rechts im Hintergrunde des Ortes kommt ein kleiner Fluß hervor, welcher auf dessen Westseite (zur Rechten der vorstehenden Ansicht) nach dem Meere herabfließt. An der Mündung, wo dieses Flüßchen tief ist, muß man sich vor Alligatoren hüten. Weiter oben aber gewährt sein klares und kühles Wasser, welches über ein Bett von bunten Steinen rinnt, eine willkommene Gelegenheit zum Baden. Es ist nicht leicht, aber sehr lohnend, ihm aufwärts in das Gebirge zu folgen. Ich habe es eine Strecke weit gethan. Einige Meilen weit führt ein Pfad bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Flüßchens durch das Dickicht, und wenn man es nicht scheut, durch das Wasser zu waten, kann man ziemlich gut fortkommen. Höher oben aber bleibt nichts übrig, als den Weg im Flußbette selbst zu nehmen, denn der Wald auf beiden Seiten ist fast undurchdringlich. Naturscenen von einer unübertrefflichen Schönheit lohnen indessen die Mühe. Hell wie Krystall rinnt oder stürzt das Wasser über abgeschliffene Blöcke von Gneis, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer und andern ähnlichen Gesteinen im Schatten prachtvoller Bäume von den mannigfaltigsten Formen. Die Uferbänke werden allmälig steil und bilden den unmittelbaren Fuß der Bergseiten. Die Felsen sind mit dem zartesten Moos und mit den zierlichen Wedeln einer Mannigfaltigkeit von Farrenkräutern und Lycopodiaceen bekleidet. Wer diese laue Kühlung genossen, dieses Rauschen des Wassers gehört, auf dessen Oberfläche das Spiel des durch Palmenblätter fallenden Lichtes flimmert, — diese Gruppirungen gewaltiger Laubmassen, diese Garnirung der Stämme mit Schlingpflanzen und riesenhaften Parasiten gesehen, in dieses Dunkel der tiefsten Schatten geblickt, — der wird eingestehen müssen, daß seine malende Phantasie auch in ihrem poetischsten Momente ihm keine mit solchen Reizen begabte Wildniß hat vorzaubern können. Und in einer absoluten Wildniß befindet man sich hier in der That, so wenige Meilen man auch von Omoa

entfernt ist. Wer einen Jaguar, einen Tapir oder eine Boaschlange sehen will, braucht nicht viel weiter zu gehen, um gelegentlich seine Neugierde zu befriedigen, obschon die Jagd hier durch die Dicke des Unterholzes nicht nur sehr erschwert, sondern auch in der Regel unergiebig gemacht wird. Von den zahllosen wilden Thieren, welche der Wald birgt, bekommt man selten eins zu sehen. Man hört, wo man auch geht, hundert seltsame Stimmen, ohne die Geschöpfe zu Gesicht bekommen zu können, von denen sie ausgehen. Ist es ein vierfüßiges Thier, ein Vogel, ein Reptil? — selbst dies ist oft nicht zu enträthseln. In den Gebüschen und am Saume des Waldes um Omoa habe ich vier Wochen lang jeden Morgen und Abend das Geschrei des Chachalaca, eines Fasans, gehört, der mit dem Haushuhn Bastarde erzeugt; es ist mir aber nicht gelungen, den Vogel zu sehen, obschon er, nach dem Rufe zu schließen, oft nur wenige Schritte von mir entfernt sein konnte. Die erwähnten Mischlinge sind als Kampfhähne hoch geschätzt, indem sie, obschon etwas kleiner, doch an Muth, Leidenschaft und Gewandtheit es dem Haushahn von reiner Race weit zuvorthun. Auf der Savane, welche sich zwischen dem Dorfe und dem Meeresstrande ausbreitet, und, indem sie sich ostwärts zwischen Wald und Gebüsch der mannigfaltigsten Art verzweigt, den Anblick eines reizenden Parkes gewährt, hat der Jäger zu gewissen Zeiten noch am ersten eine Beute zu erwarten. Die Nordwinde bringen Schaaren von Schnepfen, Strandläufern und Enten, zuweilen auch einzelne Gänse mit sich über den Meerbusen, welche hier an der Küste sich ermüdet niederlassen.

Ich weiß nicht, wie weit die Wanderungen amerikanischer Zugvögel den Ornithologen bekannt sind. Einem jungen Deutschen zu Balize, Herrn Julius Levy, der ein fleißiger Sammler und Beobachter ist, verdanke ich die Notiz, daß sich an der Küste des britischen Honduras im Winter vorzugsweise Vögel der Vereinigten Staaten finden, während die größere Zahl der eigentlich tropischen Vögel — die Papageien, Tukans u. s. w. — verschwunden sind. Dieses Verhältniß scheint sich auch auf Honduras auszudehnen, während ich nicht glaube, daß es auch auf Nicaragua seine Anwendung findet, es müßte denn in sehr eingeschränktem Maße sein. Ich habe in Nicaragua Vögel gesehen, die jenes Land mit den Vereinigten Staaten gemein hat, ich habe sie aber zu allen Zeiten des Jahres gesehen. Bis dorthin reicht aber auch der Einfluß der nordamerikanischen Nordstürme nicht, welche zur wesentlichen Charakteristik der Länder am mexikanischen Meerbusen gehören, über Yucatan hinweg und bis an die Küste von Honduras reichen und dem Naturcharakter dieser letzteren Gegenden ein außertropisches Element beisetzen. Ich habe während meines Aufenthaltes an der Küste von Omoa nur wenige Papageien gesehen. Dies war im April. Zu andern Jahreszeiten sollen sie in großen Schaaren vorhanden sein. Wahrscheinlich gehen sie, so lange die Zeit der Nordstürme dauert, über die Küstengebirge in's Innere.

Als Ein- und Ausfuhrhafen des Staates Honduras wird Omoa in Kurzem den Rest seiner Bedeutung verlieren. Schon längst ist der Ort nur noch ein schwacher Schatten von dem, was er zur Zeit der spanischen Herrschaft war, und seit man den Bau einer Eisenbahn durch Honduras erwartet, deren östlicher Terminus nicht Omoa, sondern Puerto Caballos werden soll, haben manche Einwohner es bereits aufgegeben, ihre Häuser repariren zu lassen, da sie im Voraus die Nöthigung erkennen und den Entschluß gefaßt haben, dahin überzusiedeln. Wäre der kleine Ort nicht ganz aus hölzernen Häusern erbaut, so würde das Erdbeben im August 1856 demselben bereits ein vorzeitiges Ende gemacht haben. Ein Amerikaner hat davon in einem amerikanischen Magazine eine auf den Geschmack und das Unterhaltungsbedürfniß seines Publicums berechnete Beschreibung publicirt. Was aber auch der Werth jener Beschreibung sein mag, soviel ist gewiß, daß die mehrere Wochen lang fortdauernden Stöße eine aus gewöhnlichen Steinhäusern erbaute Stadt vollständig in einen Schutthaufen verwandelt haben würden.

Um die jetzige mercantilische Bedeutung von Omoa zu beurtheilen, muß man wissen, daß der Staat Honduras an seiner Ostseite zwei Ausgangs- und Eingangshäfen hat, nämlich Omoa und Truxillo. Der letzte Hafenort vermittelt den auswärtigen Handel des nordöstlichen Theiles des Staates — der Departemente Yoro, Olancho und Tegucigalpa, während Omoa den Verkehr des übrigen Theiles der Nordabdachung des Staates beherrscht. Der Gesammtbetrag der in beiden Hafenplätzen gemachten Geschäfte ist aber nicht von großem Belang. Europäische Manufacturwaaren für den Bedarf einer schwachen und noch sehr rohen Bevölkerung bilden die Masse der Einfuhr, und ihr Werth wird hauptsächlich durch Rimessen in Rindshäuten, Rehfellen, Sassaparilla und rohem Silber gedeckt. Ein wesentlicher Theil dieses Handels geht über Balize, doch kommt, was Omoa betrifft, jeden Monat ein Fahrzeug von New-York und alle zwei Monate eins von Boston dahin. Ein spanischer Schooner, die Semproniana, macht eine regelmäßige Tour von Havana nach Truxillo,

Omoa und Yzabal (am Golfo Dulce, Guatemala), sowie, die nämlichen Zwischenpunkte berührend, zurück. Von Zeit zu Zeit endlich befrachten ausnahmsweise die Herren Debrot, welche das bedeutendste Handlungshaus an der Ostküste von Honduras ausmachen, ein Fahrzeug direct nach den Vereinigten Staaten oder nach Curaçao, wo die Familie ursprünglich herstammt und noch ihre Verbindungen hat. Genauere statistische Details über den Handel von Omoa bin ich nicht im Stande mitzutheilen.

Wie sich diese aber auch darstellen möchten, dieser Handel wird in wenigen Jahren ganz auf Puerto Caballos übergegangen sein, es sei denn, daß der jetzt wirklich in Angriff genommene Bau der hondurensischen Eisenbahn wieder in's Stocken gerathen sollte.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in Omoa schien die Ausführung dieses wichtigen Unternehmens noch in weite Ferne gerückt; die Besichtigung von Puerto Caballos, zur Bildung eines Urtheils über die wahrscheinliche Zukunft dieses Küstenpunktes als östlichen Anfanges der Bahn, war indessen einer meiner Hauptzwecke bei dem Besuche dieser Küste, und so wurde denn eine Excursion dahin beschlossen. Die Entfernung ist nicht groß und kann sowohl zu Land als zu Wasser in wenigen Stunden zurückgelegt werden. Wir wählten die letzte Art, und am frühen Morgen des 2. April lief ein Canot mit einer kleinen Gesellschaft, die sich für die Partie vereinigt hatte, aus dem Hafen von Omoa und in ostnordöstlicher Richtung an der Küste hin.

Der Anblick auf diese bleibt im Wesentlichen dem bei Omoa gleich. Der Wald reicht bis an den Strand, welcher auf dem größten Theile der Strecke, wie bei Omoa, einen schmalen Sandstreifen hat, an einer Stelle jedoch einen steilen Abbruch von rother Farbe bildet. Im Hintergrunde setzt sich die Reihe bewaldeter Berge in der Richtung der Küste fort. Aus diesen Bergen kommen einige kleine Flüßchen herab: der Tulian, Cieneguita und Marques. Die Mündung des letztern hängt mit dem Ausgange der Laguna de Puerto Caballos zusammen. An der Mündung dieser Flüßchen, sowie um den Ausgang der Lagune, haben kleine caraibische Bevölkerungen ihre Dörfer erbaut. Wir stiegen zu Tulian an's Land und kehrten im Hause des „Generales" ein, wie die Caraiben ihren Orts- oder Gemeindevorsteher zu nennen pflegen. Vor der Thür lagen, am Hause befestigt, mehrere schwere Ketten, an welche der „General" Verbrecher schließen läßt, und ein aus zwei auf einander gelegten gewaltigen Holzblöcken mit Ausschnitten auf der Berührungsfläche bestehender Apparat zeigte die Strenge caraibischer Criminaljustiz in noch deutlicherem Lichte. Die Ausschnitte nämlich, wie der Leser errathen kann, sind bestimmt, die Arme, die Beine und den Hals des Sträflings aufzunehmen und festzuhalten. Ein mit den Sitten der Caraiben genau vertrauter Mann behauptet, daß dieses in vieler Beziehung merkwürdige Volk, welches in der Entwicklung der Länder am Golfe von Honduras eine wichtige Rolle spielt und noch weiter spielen wird, den Umgang seiner Frauen mit Männern einer andern Raçe auf die grausamste Weise mit dem Tode bestrafe. Die Schuldige, versichert dieser Berichterstatter, werde langsam zu Tode gepeitscht. Was man auch von der Grausamkeit einer solchen Strafe denken mag, man muß gestehen, daß sich in dem darin ausgesprochenen Entschlusse, eine nationale Selbständigkeit zu erhalten, die Energie und der politische Geist des Volkes in auffallender Weise an den Tag legt.

Unter den verschiedenen Raçen, welche den Staat Honduras mit den anstoßenden Gegenden von Mosquitia bewohnen, sind die Caraiben unbestreitbar die energischste und die, welche die meiste Zukunft hat. Als dieses Volk im Jahr 1796 von der westindischen Insel St. Vincent nach Ruatan verpflanzt wurde, bestand es aus nicht viel mehr als fünftausend Köpfen. Die Spanier luden dasselbe ein, sich auf der Küste von Truxillo niederzulassen, von wo es sich seitdem ostwärts und westwärts ausgebreitet und zugleich auf eine merkwürdige Weise vermehrt hat. In einer Statistik der für den Bau der Honduras-Eisenbahn disponibeln einheimischen Arbeitskräfte, welche ich dem Consul der Vereinigten Staaten zu Omoa, Herrn Augustus Follin, verdanke, sind, nach eigener Angabe ihrer Ortsvorsteher oder „Generäle", die Caraiben mit 4230 Arbeitern ersten Ranges (prime hands) aufgeführt. In den Holzschlägereien des britischen Territoriums, sowie des Staates Honduras und der anstoßenden Theile von Guatemala, Yucatan und Mosquitia, sind sie die geschätztesten und gradezu unentbehrlichen Arbeiter, und wäre es nicht ihr Gebrauch, sich immer nur für einen Theil des Jahres zu verdingen, so würde kein Grund sein, weshalb sie nicht auch ausgezeichnete Feldarbeiter für den erfolgreichen Betrieb großer Plantagen abgeben sollten. Freilich ist im letzten Jahre der Arbeitslohn in den Mahagoniwerken sehr in die Höhe gegangen, und der Bau der Honduras-Eisenbahn wird die Arbeitspreise in diesen Gegenden noch höher steigern. Haben die caraibischen Holzfäller in früheren Jahren monatlich acht bis zehn Dollars, neuerdings zehn bis achtzehn Dollars erhalten, so hat eine plötzlich eingetretene starke Nachfrage nach Mahagoniholz im letzten Jahre die

Löhne auf zwanzig bis dreißig Dollars hinaufgetrieben. Dies sind indessen bis auf einen gewissen Grad vorübergehende Zustände, die sich mit allgemeineren Verhältnissen in's Gleiche setzen werden, sowie diese Gegenden sich dem allgemeinen Verkehr öffnen. Die Art, wie caraibische Arbeiter gemiethet werden, ist die folgende: Es wird mit einem dazu geeigneten Manne unter ihnen ein Vertrag gemacht, nach welchem er so oder so viel Leute zu stellen und auf die Zeit des Vertrags zu dirigiren hat. Mit diesem „Capitän" hat es der Arbeitgeber allein zu thun, und jener ist ihm für das gute Betragen der so gemietheten Mannschaft verantwortlich. Für die Mahagoniwerke wird das Corps auf acht bis zehn Monate gemiethet. Die Zahlung geschieht zur Hälfte in Geld, zur Hälfte in Waaren, welche letzteren mit sehr hohen Preisen angesetzt werden. Auf vier Monate muß vorausgezahlt werden, wobei, wenn die anerkannte strenge Ehrlichkeit dieser Menschen ja einmal unzulänglich sein sollte, der Capitän ein arbeitsflüchtiges Mitglied seines Corps wieder zur Stelle schaffen würde, so daß bei der Vorausbezahlung kaum irgend eine Gefahr des Verlustes ist. Mit einem jeden der Arbeiter wird eine Rechnung geführt, in welcher jede Versäumniß, sei sie verschuldet oder unverschuldet, ihm zur Last geschrieben wird. Ein gewisses Quantum Arbeit bildet die Norm für ein Tagewerk; jede Mehrleistung wird besonders bezahlt, jede Minderleistung in Abzug gebracht. Außer der angegebenen Bezahlung müssen diesen Arbeitern die Lebensmittel geliefert werden, welche hauptsächlich in Mehl und Speck bestehen, zu denen in der Regel noch Plantanen oder Yams kommen, wo diese zu haben sind. Ist der Termin, auf welchen diese Leute gemiethet wurden, abgelaufen, so liefern sie, mit dem Tage und der Stunde, ihre Werkzeuge ab, und es ist, falls man ihrer weiter bedürfen sollte, sehr schwer, sie zu einer Verlängerung des Miethvertrages zu bewegen. Höchstens wird man diesen Zweck erreichen können, indem man sie nach Hause gehen läßt und von Neuem auf kürzere Zeit in Dienst nimmt. In der Brauchbarkeit für harte Arbeit, namentlich Holzhauen, Urbarmachung von Waldland, Straßen- und Brückenbau u. s. w., sind, wie schon gesagt, die Caraiben jeder andern in Centralamerika wohnenden Raçe vorzuziehen. Ihnen am nächsten in ihren Leistungen stehen die hier gebornen Neger, welche man Creol-Neger zu nennen pflegt. Man rechnet, daß sich zu Balize und Omoa 1500 kräftige Männer und gute Arbeiter dieser Raçe auftreiben lassen. Von geringerer Kraft und schwächeren Leistungen sind die Indianer und Halbindianer von Yucatan, welche neben dem Spanischen die Mayasprache reden. Als Holzhauer an der Küste von Balize sollen sich 2000 Männer dieses Volkes aufhalten. Zu diesen rechnet man noch 1900 Eingeborne von Honduras, auf die man als auf brauchbare Leute für harte Arbeit zählen kann, und die gesammte Arbeitskraft dieser Gegenden wird endlich durch 300 sogenannte Mosquito-Indianer, welche richtiger Zambos genannt werden, voll gemacht. Diese leisten im Durchschnitte am wenigsten. Nach dieser Statistik, welche 1856 im Interesse der Honduras-Eisenbahn-Compagnie aufgenommen worden ist, belief sich demnach die Gesammtzahl disponibler männlicher Arbeiter an den Küsten des Golfes von Honduras auf 9930 Köpfe.

Ich kehre nach dieser statistischen Abschweifung zu dem Caraibendorfe Tulian an der Mündung des gleichnamigen Flusses zurück. Die Häuser, sorgfältig aus einem Holzgeflechte mit Lehmbeschlag erbaut, mit Palmenblättern gedeckt und sehr reinlich gehalten, liegen im Schatten eines Wäldchens von Cocospalmen, so daß sie vom Meere aus kaum sichtbar sind. Die Bewohner hatten eine Strecke weit von ihrem Dorfe in's Innere bedeutende Pflanzungen von Bananen, Bataten, Yams, Mandiocca (Yucca), Zuckerrohr u. s. w. unterhalten, bis das in der Gegend frei umherlaufende Vieh von Omoa den Weg nach diesen Pflanzungen gefunden hatte und dieselben theilweise zerstörte. Dies hat einen Theil der Bewohner von Tulian veranlaßt, nach Puerto Caballos auszuwandern und wird wahrscheinlich den gänzlichen Abbruch der Niederlassung zu Tulian zur Folge haben.

Ich muß bei dieser Gelegenheit eine in der Beurtheilung der Culturverhältnisse von Honduras, wie anderer centralamerikanischer Länder, wichtige Erläuterung geben, nämlich die, daß in diesen Gegenden die Viehzucht, im Großen genommen, den Landbau ausschließt. Soll das Vieh nicht die Felder verheeren, so müssen diese eingehegt werden, eine Arbeit, die man zu unbequem und kostspielig findet. Man braucht das Auskunftsmittel, die Felder viele Meilen weit von den Ortschaften und den als Viehweide dienenden Savannen, am Abhange der Gebirge und oft mitten im Walde anzulegen, wo das Vieh nicht hinkommt; allein dieses Mittel ist nicht immer hinreichend. Bei einer jeden auf Landbau gegründeten Niederlassung in diesem Lande wird daher die Nothwendigkeit, jede Pflanzung sorgfältig und auf eine für das Vieh undurchdringliche Weise einzuhegen, in Rechnung zu bringen sein. Ansiedler, welche sich die Mühe gegeben haben, dieses zu thun, haben an verschiedenen Orten mit großem Vortheile Vegetabilien angebaut. Man hat mir von

einem Deutschen erzählt, welcher ursprünglich der belgischen Colonie zu Santo Tomas angehört, sich aber bei Omoa niedergelassen und mit Gartenbau beschäftigt hat. Durch den Verkauf seiner Gemüse soll derselbe in wenigen Jahren mehrere tausend Dollars erworben und diese in baarem Gelde mit aus dem Lande genommen haben. Gegenwärtig wird Omoa fast ausschließlich durch die Caraiben mit Vegetabilien versehen. Jeden Morgen in der Frühe sieht man die Canots dieses thätigen Volkes mit Cocosnüssen, Plantanen, Yams, Mandioccastärke und Mandioccabrot (Casaba), aber auch mit Fischen und eßbaren Muscheln am Strande landen, und die Einwohner von Omoa hinabströmen, um sich ihre tägliche Nahrung zu kaufen, in der sie demnach ganz von den Caraiben abhängig sind.

Bekanntlich gibt es zweierlei Caraiben, welche als die schwarzen und gelben unterschieden werden. Sie leben jetzt vermischt und werden sich endlich ganz verschmelzen. Ursprünglich, auf St. Vincent, bildeten sie zwei von einander getrennte und feindliche Stämme, die jedoch die nämliche Sprache redeten. Man hat die sogenanten schwarzen Caraiben durch die Annahme erklärt, daß ein Sclavenschiff an der Küste der Insel gescheitert sei und die auf demselben befindlichen Neger sich mit einem Theile der ursprünglichen Bevölkerung vermischt haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Annahme richtig. Zu Tulian sahen wir Menschen beider Caraibenracen. Die Männer der schwarzen Race schienen mir den höheren Wuchs und die bessere Haltung zu haben, welche grad war wie die eines Gardesoldaten; aber auch die der braunen Race sind gut gebaut, und beide mit ausgezeichneter Muskelkraft begabt. Die Weiber waren starknochig und von plumpem, männlichem Gesichtsausdruck, sodaß ihr sehr zurückhaltendes Benehmen, welches so sehr mit der Coquetterie der Negerinnen contrastirt, eine überflüssige Pruderie zu sein schien, an die sie sich vielleicht durch die vorhin erwähnte strenge Sittenjustiz gewöhnt haben mögen. Das Volk lebt, obschon man sagt, daß es sich zum Katholicismus bekenne, in Polygamie. Der Mann muß aber einer jeden seiner Frauen ein besonderes Haus bauen und einen besonderen Garten einrichten, dessen Ertrag ihr abgesondertes Eigenthum ist.

Wir gingen von Tulian bis Cieneguita zu Fuße am Strande hin, während uns unser Canot in geringer Entfernung von der Küste im Meere folgte. Cieneguita, wo ebenfalls ein kleiner Fluß mündet, unterscheidet sich wenig von Tulian. Wir schifften uns hier wieder ein und waren bald an der Mündung des Marquez, durch die wir in die Lagune von Puerto Caballos einliefen.

Ansicht der Lagune von Puerto Caballos.

Wird, woran jetzt kaum zu zweifeln ist, die projectirte Eisenbahn durch Honduras ausgeführt, so wird die Stelle, an welcher wir uns nun befanden — die Bai und die Lagune von Puerto Caballos — in Kurzem im Weltverkehr und in der Culturgeschichte Amerikas eine große Bedeutung erlangen. Auf der Ostküste von Honduras gibt es keinen Punkt, der ihr diese Bedeutung streitig machen könnte, und schwerlich hat die ganze Küste von Amerika einen schöneren, sichereren und bequemeren Hafen als den, in welchen sich die Lagune von Puerto Caballos durch geringe Arbeit und Kosten verwandeln läßt. Die Hauptbedingung

dazu ist der Durchstich eines an seiner schmalsten Stelle funfzig Schritte breiten niedrigen Landstreifens, zu beiden Seiten, im Meere wie in der Lagune, mit Ankergrund von hinreichender Tiefe. Die Lagune ist ein Oval, welches zum längsten Durchmesser ungefähr drei, zum kürzesten anderthalb englische Meilen hat. Jetzt ist sie rund umher von Urwald umschlossen, mit Ausnahme der Stelle, wo der Durchstich zu machen sein wird. Die beistehende Zeichnung ist eine Ansicht dieses schmalen Landstreifens von der Lagune aus in der Richtung gegen das Meer und die Gebirge der südwestlich laufenden Küste genommen. Ein auf der schmalsten Stelle des Landstreifens stehendes Häuschen wird von einem Elsasser, Namens Fischer, mit seiner Familie bewohnt. Seit einigen Jahren lebt dieser Mann mit den Seinigen hier, von der ganzen übrigen Welt abgesondert, von der Jagd, dem Fischfange und dem Ertrage seiner Cocosbäume. An einem dieser letzteren zählte ich über vierhundert vollwüchsige und halbwüchsige Nüsse, und nirgends habe ich die Flüssigkeit der Cocosnuß wohlschmeckender und erquickender gefunden. Nächst der Einsamkeit hat Herr Fischer, der ein gebildeter und mit mancherlei nützlichen Kenntnissen ausgerüsteter Mann ist, durch die Insecten, besonders die Sandfliegen, zu leiden gehabt. Noch fast zwei Monate nach meinem Besuche zu Puerto Caballos konnte ich die Stiche, welche ich dort empfing, auf der Haut erkennen. Die feste Ueberzeugung, daß der Punkt, auf welchem er sich niedergelassen, einmal eine wichtige culturhistorische Rolle spielen werde, hat aber den Mann in Entbehrungen und Beschwerden aufrecht erhalten. Es war in der That für mich rührend, ihn sagen zu hören, daß er, wenn er auch das Resultat nicht erleben sollte, doch mit dem Troste sterben würde, an einer Stelle begraben zu werden, wo einst eine Weltstadt ihre Paläste erhebt, wo er aber die erste Wohnung eines civilisirten Menschen erbaut und die ersten Cocospalmen gepflanzt. Interessirt sich der Leser für einen solchen Mann, so kann ich hinzufügen, daß, während ich dieses schreibe, ein Corps von Ingenieuren an dieser Stelle arbeitet und vielleicht unter den Cocospalmen des Herrn Fischer seine Zelte aufgeschlagen hat.

Durch die Reinigung und den Anbau des Landes an der Bai und um die Lagune werden die lästigen Insecten verschwinden, und es sind hier in den That alle Bedingungen zur Entstehung einer großen und reichen Seestadt gegeben. Diese Bedingungen liegen, neben der Wichtigkeit des Punktes für den zukünftigen Weltverkehr, in dem großen Naturreichthume des Staates Honduras, seiner Naturschönheit und seinem unübertrefflichen Klima. Und indem ich dieses rühme, spreche ich keineswegs nur von dem des Innern, wo der Ansiedler sich beliebig die ihm zusagende Höhe über dem Meere mit den entsprechenden Temperaturverhältnissen wählen kann, sondern ich schließe Puerto Caballos selbst ein, wo die Temperatur durch die herrschende Seebrise zu einer angenehmen Milde gemäßigt und die Luft rein und gesund erhalten wird. Herr Fischer sprach sich über die Gesundheit des von ihm bewohnten Punktes auf eine durchaus vortheilhafte Weise aus. Das gleiche Urtheil haben Männer, welche Jahre lang sich in den Mahagonischlägereien am Uluaflusse aufgehalten, über diese Gegend abgegeben. Minder günstig möchte vielleicht das Klima der großen Ebene von Sula sein, erstlich weil sie sich tief in das Innere erstreckt, wohin der Seewind schon der Bäume wegen nicht dringen kann, und zweitens weil an der Küste stellenweise Hügel vorliegen, welche in noch höherem Grade als diese den Luftzug abschneiden. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Ebene hier durchweg bis an das Meer reicht. Oestlich von der Mündung des Ulua, bei Puerto Sal, erheben sich steile Felsenhügel aus dem Meere und schließen das innere Land ab, in welches sich ein Labyrinth von Lagunen erstreckt.

Die Philosophie und der Empirismus.

Wer in unsrer Zeit mit philosophischen Gedanken vor ein größeres Publicum tritt, darf sich nicht schmeicheln, durch den Titel so viel Leser an sich zu locken, als dies etwa einer angekündigten Uebersicht über die Elektricitätslehre oder das Zellenleben der Pflanzen u. s. w. sogleich gelingen würde. Man hört es ja bis zum Ueberdrusse versichern, daß die Gegenwart von praktischen Interessen bewegt, und was ihr von theoretischen Neigungen etwa geblieben, überwiegend durch die Naturwissenschaft gefesselt sei. Und in der That, der fast fünfzigjährigen Periode einer außerordentlichen philosophischen Aufregung und Productivität folgte in den letzten Decennien, wie es schien, nur eine Epigonenphilosophie und in dem wissenschaftlich gebildeten Publicum Abneigung und Mißtrauen gegen abstracte philosophische Untersuchungen, Sehnsucht nach dem Anschaulich-Concreten in allen Gebieten des Lebens. Wer sich die

Gründe dieses geistigen Temperaturwechsels ruhig überlegt, wird auch das baldige Umschlagen der Witterung mit einiger Wahrscheinlichkeit voraus berechnen können. In der Entwickelung der geistigen Lebensmächte tritt nicht mit fatalistischer Nothwendigkeit die eine vor der andern abwechselnd zurück; es fehlt auch einer Nation nicht an Kraft, um aus ihrem innern Reichthume Verschiedenes zugleich zur Gestalt und Blüthe zu bringen, vielmehr wo ein Lebensgebiet eine Zeitlang zu verkümmern scheint, liegt die Schuld an der falschen Richtung derer, die es zu pflegen hatten. Da muß dann zunächst eine Kritik des ganzen Geistes eintreten, der praktische sittliche Sinn, die Forschungen der einzelnen empirischen Wissenschaften lehnen sich auf gegen die verkehrte, unfruchtbare Wendung der Gedanken, bis durch die ganze Bewegung mit erregt innerhalb der Philosophie selbst neue, zur umfassenden Kritik der bisherigen Gedankenmassen, und zu höheren Bildungen befähigte Kräfte auftreten. Täuschen uns nicht alle Anzeichen, so stehen wir jetzt an einem solchen Wendepunkte, und damit zugleich an einem Wendepunkte der Interessen der Gebildeten. Denn die empirischen Wissenschaften — deren Bedeutung wir übrigens nicht minder anerkennen, als irgend einer unsrer Leser — haben ebenfalls eine Schuld auf sich geladen. Viele ihrer Vertreter haben die Hypothesen, welche die berechtigten Grundlagen ihrer Arbeiten im Gebiete der sinnlichen Erscheinung sind, die Lehre von den Atomen und ihren mechanischen Gesetzen, zu einem erklärenden Princip der wahren Wirklichkeit und des geistigen Lebens zu machen versucht; sie haben die sinnliche Anschauung nicht bloß als die ihren Zwecken gemäße, sondern als die alleinige Methode der Forschung proclamirt. Damit sind sie aus dem Kreise ihrer Wissenschaft, innerhalb dessen manchem von ihnen alle Anerkennung gebührt, herausgetreten, und haben vor den Augen des Psychologen, des Metaphysikers und endlich eines Jeden, der im Reiche des Geistes nicht allzuunbewandert ist, eine seltsame Dürftigkeit der Gedanken, eine nicht geringe Unkenntniß selbst der geistigen Thatsachen des Bewußtseins, das zu erklären sie unternahmen, offenbart. Dieser Umstand muß, mehr als alle Streitschriften es vermögen, der öffentlichen Meinung den Beweis liefern, daß der Empirismus und sein natürliches Kind, der Materialismus, Erscheinungen sind, deren weite Verbreitung in unsrer Nation überhaupt gar nicht möglich wäre, wäre nicht die Theilnahme an der Erforschung des innern Geisteslebens, der kritische Sinn, das wachsame Achthaben auf die Begriffe, ihre Entstehung und Berechtigung, mit einem Worte die philosophische Bildung in einem nicht geringen Theile des wissenschaftlichen Publicums außerordentlich herabgekommen.

Aber was heißt philosophische Bildung? Was ist überhaupt die Philosophie? Ist sie eine einzelne Wissenschaft für besondre Objecte, etwa die Seele, Gott, das Jenseits, die übersinnlichen Dinge? Behauptet sie, ihren Jüngern eigenthümliche Organe des Erkennens zu verleihen oder im Gegensatz zur Erfahrung eine Welt aprioristischer Ideen zu besitzen? Das sind ja die Vorwürfe ihrer Gegner, der Freunde der Anschaulichkeit, und gestehen wir es nur, diese Anklagen haben durch die Irrthümer einer neueren philosophischen Richtung einen Schein des Rechtes gewonnen. Die Hegel'sche Schule wurde in ihrer Blüthezeit nicht müde, die empirischen Wissenschaften gegenüber ihrem reinen Denken herabzusetzen. Die Art ihrer Dialektik erschien wie ein höheres Vermögen, wie eine schwarze Kunst, und ihre Inhaber wie Zauberer, versehen mit Einem Hauptschlüssel zu jeglicher Wahrheitspforte, oder wie Priester sacramentaler Geheimnisse. Aber solche vorübergehende Irrung ist nicht die Philosophie, und Anklagen, die doch nur jener gelten, gegen diese zu richten, ist ein Zeichen von Unkenntniß. Es gibt nur Ein menschliches Denken, an dem Jeder Theil hat, der Mensch heißt, und alle Verschiedenheiten desselben sind nicht etwa eine mystische Stufenreihe, innerhalb welcher man durch das Aufgehen Eines absoluten Gedankens, vom Irrthum zur Wahrheit empor geschnellt wird, sondern sind nur allmälig werdende Unterschiede der Bildung. Je umfassender der Umfang der Vorstellungen eines Menschen ist, je reicher die Gedankenmassen der verschiedensten Gebiete des Forschens sich in ihm nicht bloß ablagern, sondern mit einander in klare Beziehung setzen, an einander sich reiben und sichten und so die Fragen nach dem Zusammenhang der Begriffe und ihrem Verhältniß zur Welt des Realen überhaupt erwecken, desto philosophischer ist sein Denken. Man hat zum Lob und zum Tadel das deutsche Volk das Volk der Universalität genannt, und die praktischen Leute der Fremde geben ihm den zweideutigen Ehrentitel einer philosophischen Nation. Diese beiden Namen hängen auf's Engste zusammen. Verdienen wir den einen, hat wirklich unsre Literatur und Geschichte uns die Fähigkeit bezeugt, mehr als ein andres Volk uns zu versenken in die Geistesschätze aller Nationen, hingebender und objectiver sie uns anzueignen und zu einem Pantheon des Wissens um uns zu sammeln, so wird auch, mag es uns freuen oder ärgern, die Fortführung der philosophischen Gedankenbewegung unser Beruf oder unsre Plage bleiben.

Allein diese Definition, daß die Philosophie der universale Zug des Geistes, die allgemeine Wissenschaft sei, ist selbst noch ziemlich allgemein. Suchen wir sie durch einige Blicke auf die empirischen Wissenschaften unserm Verständniß näher zu führen. Jede specielle Wissenschaft geht von Grundbegriffen aus, deren Richtigkeit und Bedeutung sie nicht weiter untersucht, deren Beziehung zu einander und zur Realität zu ergründen nicht in ihrem Beruf liegt. Die Astronomie sucht die Gesetze der Bewegung der Gestirne, aber den Begriff der Bewegung zerlegt sie nur in seine Bestandtheile, Raum und Zeit, ohne zu fragen, aus welchen Elementen wiederum diese Formen entstehen, welcher Werth ihnen zukommt. Die Physik, die Chemie, die Physiologie bedürfen zu ihren Forschungen der Hypothese von den Atomen, aber der handgreifliche Widerspruch zwischen den unendlich kleinen, untheilbaren Größen geht sie nichts an. Sie setzen die einzelnen bewegten Gestalten als erfüllt mit Materien, und diese wiederum als wirksam durch Kräfte einer verschiedenartigen Anziehung und Abstoßung. Aber die Physik untersucht nicht den Begriff der Kraft, sie gebraucht ihn als nothwendiges Hülfsmittel, sie fragt nicht, wie es nun wohl stehe mit diesen durch ihren Widerstand gegen einander, durch ihre Wirkung auf unsern Körper, durch ihre bunte sinnliche Erscheinung so fest und real scheinenden materiellen Substanzen; ob sie nicht zunächst ein Schein unsers Bewußtseins sein könnten, ja müßten, und wie dieser Schein entstehe. Sie hat gar keinen Beruf, so zu fragen, weil sie keinen Beruf hat, zurückzugehen auf die Elemente aller körperlichen, beweglichen Erscheinung, auf die einfachen Formen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit, und das Verhältniß derselben zu unserm Bewußtsein. Die Physik befreit uns von dem Wahne, als klebten die Farben und Töne den Dingen, wie fertige Eigenschaften an, ihre Theorien von Aether- und Schallwellen machen uns mit den mathematisch bestimmbaren Bewegungsverhältnissen bekannt, welche die äußeren Bedingungen unsrer Empfindungen sind. Die Physiologie erklärt uns den Apparat, der die Affectionen des Auges, des Ohrs bis zum Orte des Bewußtseins leitet. Aber der Begriff der Wechselwirkung zwischen mehreren Seienden, der all' diesen Processen zu Grunde liegt, das allgemeine Verhältniß unsrer Empfindungen und Vorstellungen und weiter endlich, unsers Erkennens überhaupt zu dem was wir objectiv nennen, diese Fragen liegen außerhalb der Sphäre jener Wissenschaften. Kurz jede einzelne Forschung operirt mit allgemeinen Begriffen, spricht von Wesen und Erscheinung, von Gesetz und Wahrheit, von Ursache und Wirkung, von Zweck und Wirklichkeit, — sind diese Begriffe a priori da? und sind sie so richtig, wie sie da sind? hat Gott sie uns als eine zu allen Zeiten gültige Münze auf dem Wege des Denkens mitgegeben? Welch ein Unterschied ist zwischen dem Element, woraus Thales alle Dinge machte und den Elementen unsrer Naturwissenschaft, zwischen den ewigen himmlischen Wesen des Aristoteles und den Planeten und Fixsternen der heutigen Astronomen? Zeigen die Vorstellungen, die man z. B. vom Sein, Causalität und ihrem Verhältniß zum Zweck, von Raum und Zeit u. s. w. im Laufe der Jahrhunderte hatte, nicht eine ebenso große Wandelbarkeit? Und wenn der einfache Blick in die Geschichte unsers Denkens dies Jedem beweisen kann, was ist thörichter, als sich jenen allgemeinen Begriffen blindlings anzuvertrauen, wie der zufällige Zustand unsrer Bildung, der kritiklose Gebrauch von Seiten der empirischen Wissenschaften sie uns eben angewöhnt hat? Muß es nicht auch eine mechanische Zerlegungskunst unsrer geistigen Mittel, eine Chemie der Begriffe geben? — Allein dieser letztere Vergleich scheint unangemessen, der Physik sind ihre Fragen äußerlich durch die Dinge gegeben, hier aber werden sie erst innerlich durch unsre Reflexion erzeugt. Die Physik ferner will nicht die Gegenstände ändern, sondern ihre Wirkungsweise begreifen, hier aber sollen die Gegenstände selbst richtig gemacht, kritisch geändert werden. Beide Einwände sind falsch. Keine Frage steht draußen angeschrieben, sondern erst der Geist wirft sie auf, sobald er das Bedürfniß fühlt, seine Anschauungen in erklärenden Zusammenhang zu bringen, und immerfort berichtigt die Physik ihr Object, d. h. sie ersetzt, was sie bisher Inhalt und Wirksamkeit der Dinge nannte, durch andre und richtigere Vorstellungen. Nur Ein Unterschied bleibt, die Objecte der Physik sind zwar auch Erscheinungen in unserm Bewußtsein, aber sie sind einzelne Erscheinungen, Inhalte des sinnlichen Bewußtseins, die deshalb von dem Auge und Ohr gesucht, von dem Experiment provocirt werden können; die Objecte, um die es sich hier handelt, sind zwar auch gegeben, aber als Inhalte eines gesteigerten Geistesprocesses, nämlich des die allgemeinen Begriffe bildenden Denkens. Sie sind gleichsam eine zweite Potenz der Erscheinungen des Bewußtseins; wir können sie nur innerlich sammeln und mit einander in Berührung bringen. Durch solche Berührung rufen wir die kritische Zersetzung der Begriffe hervor, aus der sich die innerlich zum Grunde liegende, aber noch unenthüllte Wahrheit des Geistes ergibt. Diese Kritik, das Geschäft der Metaphysik, ist die eigentliche Substanz der Philosophie, und die

übrigen Wissenschaften, die Psychologie, die Ethik u. s. w. gehören ihr theils nur nach ihrem Zusammenhange mit der Metaphysik und nicht ausschließlich, theils nur darum an, weil der Philosoph, am meisten geübt, mit den unsichtbaren Wesenheiten der Begriffe zu operiren, auch zur innerlichen Beobachtung der Thatsachen des Bewußtseins und zur Construction der ethischen Verhältnisse den meisten Beruf hat. — Alles Forschen ist Fragen, ein Suchen der Erklärung zu der Erscheinung. Die Philosophie ist nichts als ein Fragen, wo andre Wissenschaften ihrer engeren Zwecke wegen aufhören zu fragen. Wie die Optik innerhalb der sinnlichen Anschauung uns lehrt, das scheinbare Bild der die Strahlen zerstreuenden oder sammelnden Spiegel von dem wirklichen Bilde und seinem Orte zu unterscheiden, so ist sie die Kunst, die optischen Täuschungen des innern geistigen Auges, das scheinbare Sein und Geschehn von dem wahren Sein und Geschehn zu sondern. Sie ist ein allgemeines Suchen, Anhalten, Zweifeln, nicht um des Zweifels, sondern um der Wahrheit willen, ein Aufwühlen der Grundlagen all' unsrer Erfahrung, um die dauerhaften Grundlagen zu bauen, die tiefste Aufregung des Bewußtseins, die innerste Kritik des Geistes an den Massen seiner traditionellen Gebilde.

Wenn irgend Etwas richtig ist an dieser Definition der Philosophie, so müssen die Anklagen ihrer Gegner nothwendig falsch sein. Diese werfen ihr die Pflege von Vorurtheilen und Phantasien vor, deren Fortschaffung doch vielmehr sie allein zur Aufgabe hat und allein gründlich besorgen kann. Wir nannten sie mit voller Absicht nur die allgemeine kritische Operation des Geistes; wir wollten damit sagen, daß es eine Thorheit ist, sie der Erfahrung so gegenüber zu stellen, als wäre sie, abgesehen von dem ganzen Begriffsmaterial, das diese ihr bietet, noch ein productives, Ideen aus Nichts erschaffendes Vermögen. Sie kann in der That für sich selbst gar Nichts produciren, sondern nur die Ströme der äußern und innern Erfahrungen in Ein Bett zusammenleiten, und durch die bewußte Erfassung der geistigen Mittel, die allen Erfahrungs-Operationen zu Grunde liegen, eine höhere Einsicht gewinnen, die dann freilich wieder den Blick zu vorurtheilsloser Auffassung der Thatsachen schärft.

Wir glauben nicht, daß irgend ein Mann von wissenschaftlichem Sinn die Nothwendigkeit einer solchen, die einzelnen Erfahrungen in Einer Weltansicht abschließenden Wissenschaft bestreiten wird. Aber gegen jede wirkliche Ausführung derselben hat man sogleich einen doppelten Einwand bereit. — Die menschliche Erkenntniß ist beschränkt, wir müssen endlich bei gewissen empirisch gegebenen Thatsachen, bei Hoffnungen und Wünschen stehen bleiben. Ueber den letzten Gründen unsers Wissens liegt, wie über dem Wesen der Dinge, ein unergründliches Dunkel. Dies ist die Entgegnung des gewöhnlichen Bewußtseins, mit der es seine Apathie gegen philosophische Untersuchungen hinreichend gerechtfertigt glaubt. Es betrachtet dieselben wie willkürliche Constructionen, die je nach der individuellen Neigung so oder anders ausfallen können und, wie die Geschichte der Systeme lehre, ja auch stets anders ausgefallen seien. In dies oberflächliche Gerede, das über den äußern Schein der Verschiedenheit den innern Zusammenhang und den eminenten Fortschritt in der Gedankenbildung nicht erkennt, stimmt Niemand aus vollerer Seele ein, als der Empiriker, zumal wenn ihm die reale Bedeutung seiner sogenannten allergewissesten Thatsachen und Begriffe zum Wanken gebracht wird. Die bedeutendste Stütze finden aber jene Reflexionen an dem Gefühle menschlicher Schranke, das jedem ernsten Gemüthe tief einwohnt, und durch die Abhängigkeit und das Geheimniß unsers Lebensganges täglich bestätigt wird. Es weist dem Menschen wohl das Streben zur Wahrheit als seinen edlen Beruf zu, aber zugleich das Wohnen in einem nur sparsam erhellten Dunkel als sein irdisches Geschick. Es wird ebenso abgestoßen von dem Philosophen, der ihm mit leichtfüßiger Dialektik das Wesen Gottes herconstruirt, wie von dem Naturforscher, der ihm dereinst im chemischen Laboratorium Affen und Menschen zu componiren verheißt; aber es gibt sich hier leider zu voreilig zur Stütze von Reflexionen her, die ganz willkürlich zusammengelesen und ohne wissenschaftlichen Werth und Halt sind. Wir würden diese populäre sogenannte kritische Parteilosigkeit hier nicht so weitläufig zur Sprache bringen, machte sie sich nicht in dem gegenwärtigen Kampfe der Meinungen breit, und erführe sie nicht von sonst strengen und wissenschaftlichen Blättern eine unverdiente Anerkennung. Eine Kritik, die zum Voraus, etwa durch äußerliche Vergleichung der Resultate einzelner Systeme, dem menschlichen Wissen seine Grenzen stecken will, ist das kritikloseste Unternehmen. Es stammt her aus dem wunderlichen Irrthum der kantischen Schule, die vor aller reellen Untersuchung das gesammte menschliche Erkennen als Object auf die eine Seite, sich selbst aber als untersuchendes Subject auf die andere stellte, und nun, man begreift nicht, mit welchen Mitteln und nach welchen Gesetzen, gleich im Eingange festsetzen wollte, wie weit man es mit ihm bringen könne. Natürlich waren jene Gesetze der Beurtheilung nur allerhand grund-

lose Satzungen und Vorurtheile, aber dem populären Bewußtsein fällt die Einsicht merkwürdig schwer, daß der Mensch sich unmöglich an seinem eigenen Schopf aus dem Wasser ziehen könne. Es macht diesen Versuch immer von Neuem, statt seine Bewegung nach der Natur und den Gesetzen des Elementes einzurichten, und dadurch den Kopf aufrecht zu erhalten. Während der Denker im Strome der Begriffe arbeitet, bildet es sich ein, auf dem Festlande der Wahrheit zu stehen, und hier von höherem Standpunkte aus über die Wunderlichkeit seiner Anstrengungen zu Gericht zu sitzen. Aber der Mensch kann nur *mit* seinen Begriffen und *nach* ihnen das Ziel erstreben, das sie ihm selber stecken, die Wahrheit und das wahrhaft Seiende. Indem er mit diesem bestimmten Zweck die Begriffe entwickelt, zeigt es sich, daß der eine den andern als seine Ergänzung fordert. Nur das z. B. kann *sein*, was eine *Qualität* hat, und ein jedes sich von dem andern nur unterscheiden, und wiederum mit ihm in Beziehung stehen durch verschiedene Verbindungen und *Maße* gleicher Qualität. So entsteht ein vernünftiger Zusammenhang der Begriffe. Aber auch die irrthümliche Auffassung eines einzelnen Begriffs schwindet, sobald man nur den Inhalt des Irrthums vollkommen ausdenkt, oder sich die Frage vorlegt, welches ist die ursprüngliche Gestalt des Begriffs, die eigentliche Abstraction der Erfahrung, und welches nur seine trübe Verallgemeinerung? Auf jene Weise zeigt z. B. die gewöhnliche Vorstellung der Causalität, als eines Uebergehens oder Sich Mittheilens der Dinge unter einander, ihre eigene Absurdität; auf dem andern Wege wird es klar, daß *der* Raum, *die* Zeit nur die zusammengeronnenen Massen einfacherer Formen sind. Vielleicht daß auf diesem Wege der wirklichen Untersuchung jenes Gefühl unsrer Schranke mehr befriedigt, das menschliche Erkennen enger begrenzt wird, als durch alle jene obigen unparteiischen Ansichten. Jedenfalls ist nur so ein Urtheil überhaupt möglich.

Allein wie nothwendig auch eine solche Untersuchung unsers gesammten Denkens sei, unser gegenwärtiger wissenschaftlicher Zustand scheint sie doch gradezu unmöglich zu machen. Plato, der Alles umfaßte, was es an mathematischen, historischen u. s. w. Kenntnissen zu seiner Zeit gab, Aristoteles, der zugleich nach dem Sinne der antiken Welt der größte Naturforscher war, sie hatten es leicht, das gesammte menschliche Wissen in Einen Brennpunkt zu sammeln. Jetzt aber ist das Material desselben in eine solche Vielheit auseinandergegangen und zu solchen Massen angewachsen, daß die Theilung der Arbeit Bedingung jeder eindringenden Untersuchung geworden ist. Wem nun die Totalität, welche die Philosophie erstrebt, wie der Auszug eines Compendiums, oder die Sammlung alles Wissenswürdigen in einem Universal-Lexicon erscheint, der mag es billig als Gründlichkeit rühmen, daß er sich an einen einzigen lebendig sprudelnden Quell des Wissens gesetzt hat. Er mag den Philosophen wie einen wissenschaftlichen Landstreicher, wie eine eigene Art Industrieritter betrachten, welcher die Mühe specieller Forschungen scheuend, an unsolide Köpfe Allgemeinheiten verhandelt. Es ist dasselbe Urtheil, das der Bauer über den Geologen oder Botaniker fällt, der seine Felder und Wälder durchstreift. Solch ein Verdacht ist seiner Solidität nicht übelzunehmen. Das Richtige ist aber, daß jenes wachsende Gewicht der Einzelmassen die Arbeit der Metaphysik zunächst durchaus nicht bedrückt und vermehrt. Wir nannten sie die *allgemeine* Kritik des Geistes, aber sie ist als solche eine *einzelne* Wissenschaft, grade wie das Haupt ein einzelnes Glied des Körpers und doch das Haupt ist. Wären die Entdeckungen über die Polarisation des Lichts, über die Verbindung des Magnetismus mit der Elektricität, wären die Theorien von den Zellen, als den Grundlagen vitaler Erscheinungen irgend welche Factoren, durch welche die Aufgaben der Metaphysik multiplicirt, ihre Gesichtspunkte wesentlich verrückt würden, so wäre es allerdings eine Thorheit, überhaupt noch von ihr als selbständiger Wissenschaft zu reden. Ihre weitere Pflege müßte sistirt werden, bis die Bewegung der Naturwissenschaft zur Ruhe gekommen, d. h. nach aller Wahrscheinlichkeit bis zum Ende aller Dinge. Aber die Untersuchung, wie die Wechselwirkung der Dinge, wie überhaupt eine Veränderung des einen Wesens durch das andere zu denken sei, mehrt und vergrößert sich nicht, wie viel unbekannte Causalverhältnisse wir auch auffinden. Sie wird auch nicht gelöst durch irgend ein Phänomen und sein aufgefundenes Gesetz, denn niemals zeigen die Ursachen dem beobachtenden Auge die Wege ihres Wirkens, auch nicht die nackte Wirkung oder Veränderung selbst, sondern nur den Schein solcher Wirkung, der sich in umgewandelten Aggregat-Zuständen, in veränderter Bewegung, Farbe ꝛc. darstellt. Die Frage, ob die Ursachen zusammengeführt werden durch einen objectiven Grund, durch den Zweck, oder ob sie zusammenkommen, weil es einmal so ist, und weil eine jede einmal eine solche Beschaffenheit hat, wird nicht aufgehoben durch den Sieg der neueren mechanischen Naturerklärung, durch den Nachweis der Physiologie, daß die organischen Gesetze an die allgemeinen Naturgesetze gebunden, daß der Blutumlauf hydrostatisch geregelt, das Auge eine Lupe, der Proceß des

Athmens ein complicirter Mechanismus sei. Nicht nur die Antwort auf jene Frage, sondern schon die scharfe, zu dem Dilemma einer vernunftlosen oder vernünftigen Weltanschauung nöthigende Aufstellung derselben geht weit hinaus über die Untersuchung dieser einzelnen organischen Vorgänge. Ob der Raum wirklich wie Okeanos die Welt mit unendlichen Armen umschlinge, die Zeit wirklich wie Saturn ihre Kinder erzeuge und tödte, oder ob das Hier und Dort, das Vorher und Nachher nur Beziehungen unsers zusammenfassenden Bewußtseins, nur Etiketten sein können, wodurch wir verschiedene Arten realer Verhältnisse für uns unterscheiden, dies sind Fragen, die durch alle Fortschritte der mathemathischen Construction weder erschwert noch beantwortet werden. Vielmehr sammeln sich alle diese Probleme an Einem wissenschaftlichen Orte, wo der Geist sich der allgemeinen Formen seines Denkens bewußt wird, wo er die Bedingungen überlegt, unter denen er allein einen Inhalt seines Bewußtseins als wahrhaft real setzen kann.

Diese Selbständigkeit der philosophischen Grundwissenschaft ist freilich keine absolute; auf welches Maß sie zu beschränken sei, wollen wir uns weiter unten deutlich machen, nachdem wir zuvor den obersten Grundsatz des Empirismus zurückgewiesen haben. Nach unsrer Auffassung hat die Empirie ihr Recht nur im Gebiete der Erscheinungen. Der einzelne sinnliche Inhalt der erscheinenden Dinge, die Veränderung, welche der Erfolg ihres Zusammenkommens ist, kann nur durch Beobachtung, Analogie und glückliche Combination gefunden werden. Sind nun die Dinge auf diese Art bestimmt und gesetzmäßig auf einander bezogen, so zeigt doch eine geringe Ueberlegung, daß wir auch so sie nur als Erscheinungen in unserm Bewußtsein haben, daß ihr ganzer Inhalt in den Medien und Formen unsrer geistigen Auffassung ausgeprägt ist. Die Wahrheit des Geformten muß aber abhängen von der Richtigkeit der verwendeten Formen, und von ihrer Fähigkeit, den realen Gehalt des Dinges objectiv zu bezeichnen. Folglich bringt es alle Empirie nur bis zu Scheinen, und erst die Wissenschaft, welche die Begriffe und Formen der Subjectivität untersucht, kann ausmachen, wie weit diese Scheine nur subjectiv, wie weit sie Ausdrücke realer Thatsachen seien. Mit andern Worten — die innern Gesetze unsers Denkens entscheiden über die wahrhaften Thatsachen, aber nicht die sogenannten Thatsachen über die Gesetzmäßigkeit unsers Denkens. Dieses Letztere ist nun grade der Satz, wodurch die Empirie zur höchsten Instanz der Wahrheit, zum Systeme des Empirismus erhoben wird. Er ist das Schibboleth, mit dem dieser gegen alles Denken zu Felde zieht, welches über das erscheinende Factum hinausgeht. Am liebsten beschränkt der Empirist den Begriff der Thatsache auf die sinnliche Anschauung der Objecte, auf Auge und Ohr. Die innere Welt, die Welt der Vorstellungen und Begriffe, der ästhetischen, ethischen u. s. w. Ideen, die uns niemals zu Gesicht kommt und die, gleichgültig, ob jene wahr oder irrthümlich sind, ebensogut eine Fülle gegebener, der Erklärung bedürftiger Thatsachen darbietet, — tritt bei ihm völlig zurück, oder rinnt in ein paar dürftige Ausdrücke, wie Bewußtsein, Fähigkeit der Abstraction ꝛc. zusammen. Daß auch jene äußeren Thatsachen so lange vollkommen todte, unbewußte Eindrücke bleiben, bis ihr einzelner sinnlicher Empfindungsgehalt in allgemeine Begriffe umgewandelt, für die Form menschlicher Rede befähigt ist, also bis sie nicht mehr bloß sinnliche sind, wird ebenfalls nicht hinreichend überlegt. Das gewöhnliche Bewußtsein ergänzt nun diese fehlenden Ueberlegungen nicht, vielmehr theilt es ganz die Neigung des Empiristen, das Denken wie ein willkürliches Phantasiren, die sinnliche Thatsache aber wie den Lehrmeister anzusehen, bei dem der Geist in die Schule gehen, etwas Reelles lernen, und sich an Zucht und Ordnung gewöhnen müsse. — Aber was wollen wir denn mit dieser Polemik? Müssen wir denn nicht in der That jedes Verhältniß, das dem sorgfältig wiederholten Experimente stichhält, jeden bestimmten Erfolg, der sich aus einer bestimmten Combination von Bedingungen ergibt, anerkennen als Etwas, das wir nicht willkürlich gemacht haben und willkürlich ändern können, also als eine gegebene Thatsache, der sich Nichts abbrechen läßt, der wir uns unterwerfen müssen? Wir wollen den Irrthum einzelner philosophischen Richtungen nicht bemänteln. Die Hegel'sche Schule beging allerdings den doppelten Fehler, rein empirische Facta als metaphysische Nothwendigkeiten zu construiren, und andere ihr unbequeme geringschätzig zu ignoriren. Es mag auch noch jetzt einzelne Philosophen geben, die sich nicht scheuen, die Resultate richtiger Beobachtung in den Schmelztiegel der Dialektik zu werfen, bis sie sie nach ihren Dogmen verdreht haben. Aber wenn es schon falsch genug wäre, den Werth des großen Denkers, von dem dieser Irrthum ausging, nach solchen extremen Verirrungen zu beurtheilen, so, denken wir, ist es billig, das gesunde Urtheil einer wissenschaftlichen Menschenclasse nicht nach einzelnen pathologischen Erscheinungen zu messen.

Denn keinem leiblich besonnenen Denker fällt es ein, die Thatsache einer richtigen Beobachtung zu leugnen. Hört z. B. die klare Verbindung der Vorstellungen in Fieberzuständen auf, beraubt

die Lähmung der Nerven des Rückenmarks den Willen der Herrschaft über die Bewegung des Beines, ließe sich ein Parallelismus nachweisen zwischen der Masse, der Structur, der Mischung des Gehirns und der seelischen Regsamkeit, so wäre es eine tendenziöse Thorheit, solche Facta in Abrede zu stellen. In der wissenschaftlichen Polemik gegen den Materialismus ist dies auch nirgends geschehen, man hat nur die willkürliche Auswahl und die Aufzählung selbst unsicherer Beobachtungen gerügt, und darauf hingewiesen, wie die dürftigen Resultate, welche die Physiologie über den Zusammenhang des Leiblichen und Geistigen bisher festgestellt hat, nicht weiter führen, als zu dem Schlusse, dem Niemand widerspricht, daß nämlich die leiblichen Verhältnisse als Reize die geistige Entwickelung bedingen. Man hat nur darauf hingewiesen, daß der Materialismus nicht ein wissenschaftliches Resultat, sondern die Tendenz ist, aus einem vorausgesetzten Princip die Erscheinungen zu erklären. Indeß es gehört nicht zu unsrer Aufgabe, diese gegen einzelne Gedankensprünge und Fehlschlüsse sich richtende Polemik hier aufzunehmen oder fortzusetzen; auch ist es nicht die specielle Frage über das Verhältniß von Leib und Seele, die uns hier interessirt, sondern wir haben das allgemeine Verhältniß zwischen Geist und Thatsache, zwischen Bewußtsein und Object zu betrachten, wir haben zu fragen: Was ist der Inhalt jeder sogenannten äußerlich gegebenen Thatsache, um den bereits angedeuteten principiellen Irrthum des Empirismus aufzudecken. Jener Inhalt kann nun ein dreifacher sein; theils sind es sinnliche Qualitäten, die wir als Eigenschaften eines Dinges angeben, z. B. eine Farbe und ihre Veränderungen, theils mathematische Bestimmungen, eine bestimmte Gestalt, bestimmte Maße der Bewegung, der Anziehung und Abstoßung, in Zahlen ausdrückbare Verhältnisse zu andern Dingen; endlich sind es solche allgemeine Begriffe, die, wie Materie und Kraft, Ursache und Wirkung, dem Dinge eine Innerlichkeit verleihen, und sein Verhältniß im Proceß des Werdens feststellen sollen. Aber alle drei Classen von Inhaltsbestimmungen sind zunächst die subjectiven Inhalte unsers Bewußtseins, was sie noch weiter seien, inwiefern z. B. unsre Empfindung des Rothen ein reales Prädicat des Dinges oder ein Abdruck der Bewegungen materieller Theile sei, inwiefern die ausgedehnte Figur dem Dinge wirklich anhafte, die Form der Entfernung und Annäherung, die Kraft der Abstoßung und Anziehung als reale Beilage seinem Wesen zukomme, inwiefern die Worte: Ursache, Wirkung, Proceß, Materie sein reales Sein und dessen Verhältnisse kund geben können — darüber gibt es von Seiten der naturwissenschaftlichen Untersuchung gar keine Entscheidung. Mit einem Worte, die gegebene Thatsache hat als unwillkürliches Phänomen ein Recht gegenüber der willkürlichen Phantasie, aber sie hat vorläufig noch keines im Reiche der Wahrheit; sie bleibt ein Phänomen, weil sie aus lauter Bewußtseinsacten, also aus geistigen Elementen besteht, deren richtige Bildung erst untersucht werden muß. Es fällt uns nicht ein, der Physik das Recht und das Bedürfniß streitig zu machen, sich allgemeiner Begriffe und Hypothesen zu bedienen; aber wir wollen die Oberflächlichkeit rügen, in welcher der Empirismus befangen ist, wenn er jemals glaubt, auf dem Boden der reinen Thatsache zu stehen, wenn er in Folge dieses Glaubens der Thatsache die Aufgabe zuweist, dem Geiste die Wahrheit zu sagen, statt sich bei diesem nach der Wahrheit der Thatsache zu erkundigen. Er zeige uns doch den Ort, wo der Geist, das Bewußtsein aufhört, und dennoch das Object noch da ist, und sich in seiner Natur verkündigt! Er zeige die Thatsächlichkeit, die so nackt und rein, wie sie an sich ist, in unser Vorstellen gleichsam hineinspränge! Gibt es denn irgend einen Inhalt, der, indem er empfunden wird, nicht unsre Empfindung, indem er räumlich angeschaut wird, nicht unser Bild, indem er gedacht wird, nicht unser Gedanke wäre? Sagt uns denn das Ding, daß es ist, daß es eine Gestalt, ein Körper oder sogar eine Substanz ist? Das Ding kann uns Nichts sagen, Nichts beweisen, das Ding ist selbst unser Begriff, aber ein unbekanntes X, das wir als reines Ansich niemals kennen, weil sein Ansich eben niemals für uns zu sein vermag, kann uns auf unbekannte Weise so reizen, daß wir grade diesen sinnlichen Schein haben, und an ihn den Gedanken der Objectivität anheften. Wir können uns irren, aber das Ding sagt es uns nicht und widerlegt uns nicht, sondern die andere Empfindung, die in uns aufsteigt und bleibt, die andere zusammenfassende Form, in der wir sie räumlich gestalten, veranlaßt uns zu dem Urtheil, daß wir nicht den Inhalt in unserm Bewußtsein haben, den wir zu haben glaubten. Wir können die Existenz außer uns, die wir dem Inhalte im Gedanken verliehn, zurücknehmen, aber die Instanz, deren Urtheil wir dabei unwillkürlich vollstrecken, ist nicht die Sache außer uns, denn wie mächtig sie auch sei, für uns, für unser Bewußtsein ist sie absolut Nichts, weil absolut nicht vorhanden; sondern der Geist schreibt uns nach seinen Gesetzen die Bedingungen vor, die ein bestimmter Inhalt erfüllen muß, um von uns als real bezeichnet zu werden. Doch wir brechen hier ab; wir können unserm Leser nicht zumuthen, uns hier in metaphysische Untersuchungen zu folgen. So

weit dieser Ort es gestattet, sind hinreichend die Gründe angegeben, weßhalb das Princip des Empirismus, seine Erhebung der Phänomene über die Gesetze des Geistes, dem sie erscheinen, eine oberflächliche Ansicht ist.

Abermals also: die allgemeine philosophische Kritik der Begriffe thut uns Noth, wollen wir von Wissen und Wahrheit überhaupt reden können. Noch ein Blick auf den Materialismus bezeuge uns jenes Bedürfniß. Wir nannten ihn oben eine dogmatische Voraussetzung. Solche Dogmen sind innerhalb der Wissenschaft nichts Außergewöhnliches. Noch vor etlichen Jahrzehnten grassirten die Lebenskräfte, die Hypostasen der organischen Formen, als besondere, die physikalischen Gesetze umstoßende Mächte. Die reine Wahrheit ist nur das Ziel der Wissenschaft, und auf dem Wege dahin hat sie ihre Krankheiten, wie der leibliche und der sittliche Mensch sie auch hat. Wer aber bewandert ist in den Gedanken, die wir soeben angeregt haben, dem ist das Dogma des Materialismus nicht ebenso erklärbar, wie andere dogmatische Principien auch, sondern ein wunderbares, ja fast unbegreifliches psychologisches Phänomen. Wenn das gewöhnliche Bewußtsein die Welt in zwei Hälften theilt, eine geistige und eine körperliche, und beide als Wahrheit festhält, so ist das begreiflich. Wir denken, fühlen und wollen, und das sind äußerlich nicht sichtbare Vorgänge; aber wir müssen auch Hand und Fuß rühren, um unsern Willen durchzusetzen, und Hunger und Durst, Frost und Hitze, der Schmerz des Stoßes, Krankheit und Elend sind sehr gründliche Widerlegungen eines subjectiven Idealismus und befestigen das Bewußtsein täglich in der Gewißheit einer breiten und festen körperlichen Realität. Wenn die Philosophie sich hergibt zu einer abstracten Hypostasirung dieser Gegensätze unsrer täglichen Erfahrung, wenn sie aus Einer materiellen und Einer geistigen Substanz, aus Denken und Ausdehnung die Dinge gemacht sein läßt; so ist dieser Uebergang psychologisch ebenfalls nicht schwer zu begreifen. Wenn endlich Systeme diesen Dualismus zu überwinden trachten, und von einer einigen Substanz reden, die sich in diese beiden Hälfte erst spalte, so sieht man wenigstens, welches Bedürfniß sie treibt, mögen sie auch mit dem mystischen, dunklen Begriffe der Einheit vielleicht nichts weiter erreichen, als einen Ausdruck des Bedürfnisses, des ungelösten Problems. — Alle diese Ansichten, auch die populärsten, erinnern sich doch des idealen Quells, von dem überhaupt alle Ansichten ausgehen, des denkenden Subjects, sie reserviren wenigstens der innern Welt einen eignen Platz neben der äußern. Der Materialist aber stellt eine Weltansicht auf, d. h. ein System von Gedanken, Urtheilen, Schlüssen, und alle diese geistigen Operationen sollen doch nur beweisen, daß der Geist nichts Selbständiges ist, sondern ein zufälliges Accidenz an einem ganz Anderen, Fremden. Er kommt nie aus dem Idealen, aus seinem Bewußtsein heraus, was er den Dingen anheftet, ist seine Empfindung, wie er sie anschaut, ist seine Anschauung, wie er sie vorstellt, nennt und begreift, sind seine Vorstellungen und Begriffe, ja daß sie sind und existiren, ist erst sein Schluß, — und doch wirft er diese ganze Habe als ein beiläufiges Product hin an ein unsagbares Etwas, das ihm entflieht, sobald er es fassen will, das ihm sofort sich verwandelt in sein geistiges Eigenthum, wenn er des Fremden Eigenthum und Wesen definiren will. Wollte er es mit Händen greifen und uns vorzeigen, was er für den Inhalt der Welt hält, er würde doch selbst Nichts haben, und uns nichts geben können, als Vorstellungen. Aber er verkehrt dieses Verhältniß, dessen Jedermann inne werden muß, der irgend Acht geben will auf sein Sehen und Hören, auf die Vorgänge seines Bewußtseins. Das richtige Gefühl, daß er es nicht willkürlich ändern kann, wenn dieser Tisch ihm schwarz und nicht weiß, viereckig und nicht rund, jener Mensch gehend und nicht sitzend, erscheint, dieser Unterschied seiner freien Phantasie und seines durch ein Fremdes gebundenen Vorstellens genügt ihm, um nun sofort diese Massen der Vorstellungen ohne Kritik, ohne innere Wachsamkeit nach außen zu werfen. Nun breiten sich die Dinge wirklich aus, und rund und viereckig u. s. w. sind ihre realen — man weiß nicht wem, man weiß nicht wie — anhaftenden Prädicate, nun verdichten sich die Materien und Kräfte zu Thatsachen einer unzweifelhaften Objectivität, nun hängt der Ton an der geschwungenen Saite, und der Glanz und die Farbe an dem vibrirenden Aether. So weit geht das Bewußtsein jedes philosophisch ungebildeten, reflexionslosen Menschen mit den Materialisten. Aber der Materialist geht weiter; er ist zwar kritiklos wie jener, aber darin zeigt er sich wissenschaftlich, daß er consequent ist in seiner Kritiklosigkeit. Er hält nicht an, er halbirt nicht, er wirft auch sein Selbst weg und macht es zum Product eines entgegengesetzten Wesens, das sein Gedanke erzeugt, das seine naive Anschauung erst mit solcher Gewißheit umkleidet hat; — wahrlich die Zustände eines Träumenden geben dem Psychologen weniger zu rathen auf, als diese selbstmörderische Ansicht, die mit Bewußtsein das Bewußtsein dem Geiste entnimmt, und an ein Fremdes anklebt, für das sie keine Zeugen hat, als eben das geistige Bewußtsein.

Vielleicht haben diese Gedanken dazu beigetragen, den Leser zu überzeugen, daß aus

den optischen Täuschungen des sinnlichen Bewußtseins nur eine gesteigerte innere Reflexion, eine bewußte Erkenntniß der Mittel unsers Geistes erlöse. Vielleicht hält er mit uns fest, daß alle Phänomene, Gesetze und erklärenden Hypothesen der empirischen Wissenschaften für die Metaphysik nur Rohmaterial sein können, nur Gewebe — auf Anlaß der Wirklichkeit, die erst noch gesucht werden soll — von unsrer Subjectivität zusammengewoben, Gewebe, deren Fäden vielleicht nach alten Vorurtheilen, ohne Wahrheit und Kunst gesponnen, von denen viele vielleicht ihrer Natur nach zu luftig und dünn sind, um die Wirklichkeit in ihrem Netzwerk zu fangen. Die Physik hat jetzt an den Strahlen des Lichts, die sich in den Körpern brechen, ein Mittel gefunden, die innere Anordnung derselben, die Bewegung ihrer Theile zu erforschen. Vielleicht, daß sie dereinst in diese inneren Systeme der Körper so tief und so klar eindringt, wie sie längst die unermeßlichen Räume des Sonnensystems und die Bahnen der Planeten bestimmt hat. Aber das Größte, das sie findet, wird sie nie anders ausdrücken können, als in Gesetzen der Bewegung und in Verhältnissen räumlicher Theile zu einander, und so wird sie ihre Schätze immer wieder jener höchsten Kritik überliefern müssen, die der Geist an ihnen, als an seinem Eigenthum vollzieht.

Jedoch nur diese bleibende Selbständigkeit der Aufgabe der philosophischen Grundwissenschaft, diese Richtung ihrer Gedanken auf ein eigenthümliches Ziel wollten wir behaupten. Wir wollten nur anzudeuten versuchen, daß alle sinnliche Erscheinung nur die Eine Seite der Offenbarung des Geistes ist. Wer aber die Fundamente desselben untersuchen will, muß diese Offenbarungen kennen. Es fällt uns nicht ein, die isolirte Selbständigkeit, die der Wissenschaft nach ihrem Zwecke zukommt, auch auf die Personen zu übertragen, die an ihr arbeiten. Niemals kann der Philosoph die Augen zudrücken vor den beobachtenden Wissenschaften, und abgesondert von der übrigen Bewegung des Geistes sein Geschäft treiben. Nur aus der Fülle der Erfahrung heraus erwachsen ihm seine Aufgaben. Noch mehr, ob die Grundsätze eines philosophischen Systems etwas Besseres sind, als Hypothesen, ob sie von höherem und allgemeinerem Werthe sind, als die, mit denen eine einzelne Wissenschaft ausreicht, müssen sie dadurch beweisen, daß sie sich mit den Grundlagen einer jeden fruchtbar zu verbinden, daß sie den ganzen theoretischen Geist zu befriedigen wissen. Und nicht bloß den theoretischen Geist; der Mensch hat nicht nur zu beobachten und zu denken, er hat auch zu handeln, es gibt auch eine Wissenschaft, die den Werth und die Würde seiner That mißt. So bewegt sich die wissenschaftliche Forschung als ein in sich zusammenhängender Proceß ihrem unendlichen Ziele zu, in ihren innern Gegensätzen und in der Beziehung zum ganzen lebendigen Menschen fließen ihr die Quellen ihrer Läuterung, im Kampf und Streit, in den Niederlagen der einzelnen Richtungen, feiert der ganze Geist seine Siege. Als vor einem halben Jahrhundert eine trübe Naturphilosophie die Natur mit Lebenskräften wie mit Gespenstern bevölkerte, da war es am meisten der Widerspruch der Physik, und der ruhige Fortschritt ihrer Entdeckungen mechanischer Gesetze, wodurch jene übergreifenden Geister verbannt wurden. Als dann ein gewaltiger energischer Geist den Inhalt der Welt und den Werth der Person auf die Bestimmung reducirte, allgemeine logische Kategorien darzustellen oder zu wissen, da erhob sich der sittliche Geist gegen diese Entleerung des Lebens, und alle specielle Forschung auf dem Gebiete der Geschichte und am meisten der Natur protestirte gegen die Fesseln einer oft genug sophistischen, und fast immer unfruchtbaren Construction. Diese negative Wirkung besonders werden die empirischen Wissenschaften auf jedes neuere metaphysische System ausüben, sie werden den Philosophen lehren, sich auf sein eigenthümliches Gebiet zu beschränken. Empirische Facta, z. B. die Keppler'schen Gesetze, mit einigen abstracten Sätzen als metaphysische Nothwendigkeiten deduciren, Wesen und Bedeutung des chinesischen, indischen, israelitischen Geisteslebens durch ein paar logische Kategorien erschöpfen zu wollen, hieße die Mühe und den Fleiß der empirischen Forschung verspotten. Allein daß solche Uebergriffe sich augenblicklich wiederholen, steht kaum zu fürchten, wohl aber, daß trübe Geister sich der naturwissenschaftlichen Hypothesen immer mehr bemächtigen, immer mehr sie erweitern über die Sphäre ihrer Bedeutung, und so uns mit einer neuen, aber keineswegs poetischen Mythologie umringen, wenn das Bewußtsein der wissenschaftlich Gebildeten sich nicht ermannt, und auf die Untersuchungen seine Aufmerksamkeit richtet, die solche mythologischen Gestalten zu zersetzen verstehen. Und in dieser Arbeit wird die Metaphysik am meisten von der Wissenschaft unterstützt, die in ihrem Fundamente von ihr abhängig, wie alle andern, dennoch mehr, denn alle, zu ihr ein geschwisterlich vertrautes Verhältniß hat, wir meinen die Psychologie. Bietet die Metaphysik den Kanon für den Werth und die richtige Bildung, für die Wahrheit unsrer Begriffe, so macht jene uns die Entstehung unsrer Gedanken-Complexe begreiflich durch Rückgang auf die einfacheren Elemente und auf die Gesetze ihrer Bewegung. Die

Psychologie hat ihren Vorzug, die Welt der Wahrheit und des Geistes der allgemeinen Bildung leichter zugänglich machen zu können, als die Metaphysik, in neuerer Zeit vortrefflich benutzt. Wir verweisen unsre Leser hier z. B. auf die ausgezeichneten psychologischen Monographien von Dr. Lazarus (Leben der Seele. 2 Bände). Durch die Solidität und den Ernst solcher Arbeiten, wird in Verbindung mit den wiederauflebenden ethischen Untersuchungen das Rüstzeug ganz besonders ausgebildet und gemehrt werden, wodurch die Idealität des menschlichen Daseins vor der schalen Aermlichkeit niedrigerer Theorien wissenschaftlich vertheidigt werden kann.

Denn freilich, es bedarf der Vertheidigung, und wir haben keinen Grund, schön zu thun mit dem Zustande unsrer heutigen wissenschaftlichen Bildung. Zwar wer den Stand derselben nach den Entdeckungen in einzelnen Gebieten mißt, oder die praktischen Folgen, jene Eisenbahn- und Telegraphennetze, jene ganze Umwälzung des Verkehrs in erster Linie in Anschlag bringt, mag mit eitler Bewunderung von der lichten Höhe der Gegenwart herabsehen auf die Finsternisse früherer Zeiten. Aber man kann die eminente Bedeutung solcher Entdeckungen als Mittel höherer, idealer Culturzwecke sehr wohl begreifen, und dennoch den Gesammtzustand unsrer wissenschaftlichen Bildung geringer achten, als er etwa zur Zeit Kant's und Fichte's war. Es fehlt uns die Seele des wissenschaftlichen Lebens, es fehlt uns das, was der studirenden Jugend den Schwung und die Reinheit der Begeisterung, den einzelnen Forschern die Höhe der Betrachtung, die wahre wissenschaftliche Weihe gibt, der Sinn für das Ganze, das Suchen nach dem Zusammenhange und der tiefern Grundlage alles Wissens. Es ist eine Zerbröckelung der Forschung und eine Einseitigkeit der Interessen eingetreten, daß der Geist der Wissenschaft schier zu ersterben droht vor dem riesigen Wachsthume der Glieder seines Leibes. Man blicke auf die Mehrzahl unsrer Universitäten, um solches Urtheil nicht willkürlich zu finden. Theologen und Juristen, Mediciner, Philologen gehen neben einander hin, die Einen bekümmern sich nicht um die Andern; ein Jeder ist beschäftigt mit der Einlernung seines Pensums. Was sie bindet und zusammenhält, weshalb sie Glieder Einer Gemeinschaft sind, das wissen die Meisten nicht, das interessirt sie auch nicht. So war es nicht zu der Zeit, als Fichte's kühne Rede den Geist der ganzen studirenden Jugend hob, als Mediciner und Theologen neben einander zu den Füßen des Königsberger Weisen saßen. Man wußte damals weit weniger, und vielleicht doch weit mehr. Wer den Kopf eines nach jetzigem Usus eingelernten Mediciners mit dem eines desgleichen Theologen vergleichen könnte, es ist die Frage, ob er unter ihren theoretischen Gedanken noch eine Spur von Aehnlichkeit fände. Daher denn das wissenschaftliche Verhältniß Vieler nur noch darin besteht, sich gegenseitig der Narrheit oder der Lüge zu beschuldigen. Gliche nicht die gemeinsame Sphäre des praktischen Lebens, seiner Triebe, Schmerzen und Pflichten diese Gegensätze aus, wahrlich das gegenwärtige Verhältniß der Wissenschaften würde es nicht hindern, daß die Geister, die sie gebildet, einander anstaunten, wie räthselhafte Geschöpfe verschiedener Welten. Man rede doch nicht von einem glücklichen Zustande der Wissenschaft, wo eine solche Confusion ihr Resultat ist. Man mißbrauche doch nicht das edle Wort deutscher Gründlichkeit, um eine geistesarme Beschränkung auf sein Stück Ackerfeld, und die armselige Sorge für einen möglichst raschen Ertrag zu beschönigen. Solche Solidität mag Sandhaufen gelehrter Kenntnisse, zahllos wie die Dünen am Meere, aufhäufen, das wahrhafte Wissen aber, der lebendige Einfluß desselben auf Charakter und Sinn und jede Regung des Geistes und der Kraft erstirbt auf der öden Fläche solcher nüchternen, sporadischen Betriebsamkeit.

Es scheint unter den wissenschaftlichen Kräften der letzten Decennien nur eine geringe Zahl in die große kritische Bewegung sich eingeweiht zu haben, die von Kant begonnen, von Herbart am besonnensten, obwohl keineswegs ohne atomistische Einseitigkeit fortgeführt ist. Es scheinen nur sehr Wenige Etwas zu wissen von den Entdeckungen, die vorzugsweise auf Anregung Herbart's im Gebiete des Bewußtseins gemacht sind, und von den Voraussetzungen, welche die Qualität seiner innern Thätigkeiten uns über das Wesen des Geistes zu machen nöthigt. Zeugen von jener Unkenntniß der kritischen Leistungen der neuern Philosophie sind die pantheistischen Popularisirungen des Hegel'schen Systems, sind jene Theorien der immanenten Weltseele, jene Versenkungen der logischen Idee in die breite Realität des Raumes und der Zeit, deren sich der strenge, diese sinnliche Wirklichkeit tief herabsetzende Geist des Meisters geschämt haben würde. Zeuge ist die unmanierliche Art, wie mit düster glimmenden Kienspänen in das Reich des geistigen Lebens hineingeleuchtet wird. Man meint allen Ernstes, Etwas gesagt zu haben, wenn man das Bewußtsein eine Function des Gehirns nennt, die Vorstellungen als elektrische Erscheinungen begrüßt, oder die Empfindung als Product der Schwingungen setzt, die ihre äußerlich wahrnehmbaren Bedingungen sind. Man meint die unräumliche Einheit des Geistes allen Ernstes

erklären zu können durch eine räumliche, theilbare Unterlage mehrerer Atome und ihrer Wechselwirkung. Trotz Herbart und aller psychologischen Untersuchung gilt es für eine Kleinigkeit, daß die sogenannten wirklichen Prädicate der Dinge als räumliche Bilder auf der Fahrstraße der Nerven in den Raum der Seele wandern. Trotz aller metaphysischen Kritik des Causalbegriffs wird der absurde Gedanke einer realen Mittheilung der Dinge aneinander, des Ueberganges eines unsagbaren Etwas von dem Einen zum Andern ohne logische Gewissensregung hingenommen. Mit einem Worte, die langjährige Apathie des wissenschaftlichen Publicums gegen philosophische Untersuchungen hat ihre Früchte getragen, und die Nachwirkung einer kühnen, aber willkürlichen Speculation, die allenthalben die Kritik des reflectirenden Verstandes als ärmlich verhöhnte, und darum allenthalben in Gefahr stand, in radicale pantheistische Poesie umzuschlagen, hat keine besseren gebracht. Wir sind in die kritiklose Sphäre des sinnlichen Bewußtseins gekommen. Mehr als es je seit drei Viertheilen eines Jahrhunderts geschah, bewegen wir uns jetzt in dieser Region der sogenannten sichern und vorurtheilsfreien Anschauung. Das äußerlich Wahrnehmbare gilt als das rechte Feld der Realität, und die sinnliche Gewißheit als die einzige Methode und die Grenze des Denkens. Selbst Schriften, die einen wunderbaren Glauben an die Thaten zukünftiger Speculation offenbaren, haben doch, wie die anonyme „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltansichten“ von philosophischer Kritik so trübe Vorstellungen, daß sie den tröstlichen Schluß, „nach den Begriffen unsrer Vernunft kann Gott nicht existiren,“ auf die naive Prämisse bauen: „Wir kennen nur räumlich zeitliches Sein.“ Aber freilich die Welt der Realität, die von Plato an bis Fichte jeder tiefere Denker auflöste, sie gilt jetzt wieder, und zum Zeichen, wie sie gilt, werden wir mit Systemen des Sensualismus beglückt, die unter platonischen Citaten uns das Bewußtsein als Resultat einer Kreisdrehung verdeutlichen. So hat der Geist sich selber vergessen, aus der Einen Hälfte seines Sinnens und Thuns, aus dieser äußern Welt, dem Symbol seines Wesens und dem Zeugen seines Reichthums, sucht er die Erklärung seines Innern, das ihm aus höheren Ideen und Zwecken aufgehen sollte. Man will sich von Vorurtheilen und von traditionellen, unerweisbaren Sätzen befreien, und glaubt dies nicht besser zu erreichen als durch Aufhebung aller übersinnlichen Positionen; aber es gibt auch eine innere Welt thatsächlicher Wirklichkeit, die ihre Räthsel keiner andern Beobachtung aufthut, als wieder der innern; und diese Welt der Subjectivität, wenn sie zum Bewußtsein kommt, daß alle Realität ihr Schluß ist, wird vielleicht keine andern Positionen neben sich dulden können als solche, die ihres Wesens und ihrer Bedeutung sind.

Die Zukunft unsrer wissenschaftlichen Entwicklung hat es zu entscheiden, welcher Richtung die Herrschaft zufallen wird. Sollten die Propheten der sinnlichen Anschauung unter uns den Sieg gewinnen, so wird allerdings die Welt des Jenseits und die heilige Bedeutung des Lebens sicher verschüttet werden von dem Staube des Diesseits, so sicher, als es neben der Wahrheit dieses sinnlichen Diesseits keine Wahrheit des Jenseits mehr geben kann. Ob dann die gründliche Befreiung von aller Idealität den praktischen Sinn entfesseln wird, den bisher die speculative und religiöse Phantasie unterdrückt haben sollen, das steht dahin. Vielleicht werden die Fremden nicht kommen, um ihn bei uns zu suchen; aber sicher werden sie nicht mehr kommen, um aus der Tiefe deutschen Geistes und deutschen Gemüthes zu schöpfen. Doch an solchen Ausgang im Ernst zu glauben, fällt uns nicht ein. Nur wie lange diese Periode der Veräußerlichung des Geistigen, Innerlichen in fast allen Gebieten des Lebens vorherrschen wird, wird von dem Grade der Theilnahme abhängen, welche das wissenschaftliche Publicum der philosophischen Kritik zollt. So lange dieselbe so vereinzelt bleibt, wie jetzt, wird es unter den Männern der Wissenschaft eine doppelte Bildungsstufe des Bewußtseins geben. Fragt man den gemeinen Mann, woher das Licht leuchtet, das Feuer im Ofen brennt und wärmt, der Stein vom Dache fällt, so ist er über die Thorheit solcher Fragen verwundert, diese complicirten Vorgänge verstehen sich ihm als einfache Thatsachen seiner Erfahrung von selbst. So verstehen sich auch Raum, Zeit, Bewegung und alle Kategorien, in denen wir denken, als letzte Thatsachen von selbst — für den nämlich, dem die gewohnten Züge seines empirischen Denkens so starr und objectiv geworden sind, wie dem gemeinen Manne seine Erfahrungen. Diesen kann nur die Physik von seinem Irrthume überzeugen, jenen nur die Wissenschaft, welche ihn in die innere Welt der Subjectivität einführt. Und wer von unsern Lesern einen Führer in diese Welt begehren sollte, dem nennen wir Einen, und zwar den reichsten und bedeutendsten Denker unsrer Zeit — Lotze, Nachfolger von Leibnitz.

Dritte Abtheilung.

Die Galanteriemaler Frankreichs.

Von

Richard Fischer.

Die Kunstkritik und Kunstgeschichtsschreibung hat vor Allem das logische Element, die genetische Entwicklung der Erscheinungen aufzufassen und darzustellen. Das innere, ideelle Element, welches sich, je nach dem Geiste der Zeitalter, in bestimmten Charakteren und Richtungen eine äußere Gestaltung schafft, in der Architektur, der Plastik, der Malerei, steht in dem innigsten, natürlichsten organischen Zusammenhange mit allen übrigen Erscheinungen und Lebensbedingungen der Völker, so daß die Kunst nichts aufzuweisen hat, was nicht als ein Erzeugniß dieser Lebensbedingungen und Verhältnisse zu betrachten und zu erklären wäre. Die Kunst ist somit der Ausdruck der herrschenden Ideen und Anschauungen des jedesmaligen Zeitgeistes und Geschmacks, und bildet daher einen Maßstab für die Cultur der Nationen. Dieses logische Element, dieser Nachweis der Gründe aus dem gesammten materiellen, socialen und politischen Leben ist bei Weitem noch nicht genügend in der Kunstgeschichtsschreibung berücksichtigt worden. Namentlich gilt dies von der Geschichte der Malerei.

Zwei Momente sind es nun vor Allem, welche wir bei der kritischen Behandlung unsers Stoffes hervorheben müssen, nämlich der tionalcharakter und der Zeitgeschmack. Wir en die Hauptvertreter der Gruppe von nstlern Frankreichs in der Mitte des vori- Jahrhunderts, namentlich unter der Regierung Louis XV., Galanteriemaler genannt. Drei Gründe berechtigen uns dazu, erstlich der Nationalcharakter selbst, zweitens die Sujets und drittens die Erfassung und Behandlung derselben. Betrachten wir diese drei Gründe genauer, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet.

Keine Nation der Erde besitzt diejenigen angeborenen Eigenschaften, Neigungen, Charakterzüge, welche das Wesen der Galanterie ausmachen, in so hohem Grade, als die Franzosen. Die Galanterie besteht aber keineswegs in der bloßen Höflichkeit und Artigkeit gegen das weibliche Geschlecht, eine Höflichkeit, Artigkeit, Zuvorkommenheit, die oft sehr prosaisch, langweilig und strohern sein kann, Galanterie ist vielmehr die instinctive, poetische Verehrung des schönen Geschlechts; ist der ritterliche Enthusiasmus, sich für dasselbe aufzuopfern; ist die sinnlich-ästhetische Begeisterung, welche ein schönes und liebenswürdiges Weib erweckt, eine Begeisterung, die, fern von jeder prüden Sentimentalität und ascetisch-platonischen Resignation, nur in dem gegenseitigen Vollgenusse der Liebe ihren Quell, wie ihre Befriedigung findet; ist endlich jenes unwillkürliche sociale und humane Bedürfniß, sich des Umganges mit dem schönen Geschlechte zu erfreuen, eben ob seiner Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit. Sind dies mehr und im Wesentlichen die inneren Charakterzüge der Galanterie, so werden sich die äußeren vorzugsweise als Feinheit des Benehmens, als gefällige und gefallsüchtige Zuvorkommenheit, als Gewandtheit, Anstand, Geschmack, Grazie, nicht ohne theatralischen Schwung und pathetische Emphase, kenntlich machen. Auf Eines ist jedoch hier noch besonders hinzuweisen, daß es nämlich ohne galante Weiber auch keine galanten

Männer, und daß es Galanterie überhaupt nur da geben kann, wo ſie in der bezeichneten Weiſe angeboren iſt, alſo etwas Genuines und Geniales hat. Es iſt ſomit klar und feſt, daß die Galanterie nur da in Kunſt und Literatur wahr und lebendig dargeſtellt und geſchildert werden kann, wo ſie die Unmittelbarkeit des Lebens und die Directheit der Anſchauung ſelber darbietet. Dies gilt principiell wie hiſtoriſch von allen Kunſtblüthen, Kunſtcharakteren und Kunſtrichtungen im Großen und Allgemeinen. Galanterie und Galanteriemalerei konnte es alſo nur in Frankreich geben, weil die Franzoſen einzig und allein das Zeug dazu haben, und die Galanteriemalerei konnte nur in ihrer Art und Weiſe auftreten, weil die Galanterie ſelbſt in der genannten Periode dieſe Form annahm. — Die Kunſt erſcheint uns ſtets und überall als ein poetiſches Spiegelbild des praktiſchen Lebens, wie überhaupt die Phantaſie des Künſtlers, wenn ſie auch naturgemäß ihre Nahrung zunächſt der Wirklichkeit entnimmt, eine dichtende iſt. Wie zu den Zeiten Franz' I. und Heinrich's IV., ſo gab es auch unter Louis XV. „verts galants“ und wird es in Frankreich allezeit geben.

Wir ſagen, die Kunſt iſt im Allgemeinen ein poetiſches Spiegelbild des praktiſchen Lebens, und die Kunſtrichtung einzelner Zeitalter die Repräſentation ihres beſondern Charakters, mag nun die Kritik dieſe Kunſtrichtung nach Inhalt und Form als Blüthe oder als Verfall betrachten und beurtheilen. Die Galanteriemalerei unter Louis XV., ſowie überhaupt während der erſten und mittleren Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, alſo von 1700 an bis 1770, charakteriſirt uns alſo das Leben der höhern Stände Frankreichs und des Hofes in der genannten Periode. Wie dieſes Leben ſelbſt der Ausdruck der extravagenteſten Manier iſt, ſo tritt uns auch logiſch nothwendig die Kunſt ſelbſt als durchaus manierirt entgegen. Manier alſo, das iſt der Hauptcharakterzug der geſammten derzeitigen Galanteriemalerei. Den Sujets nach bietet ſie uns im Allgemeinen Haus- und Geſellſchaftsſcenen, ſowie Minneſpiele der verſchiedenſten Art, in denen der Liebreiz des Weibes die Hauptrolle ſpielt.

Da die Franzoſen ein höchſt kunſtſinniges und kunſtliebendes Volk ſind, ſo konnte es auch nicht fehlen, daß ſelbſt in dieſer Periode des Verfalls der Kunſt und Literatur, und namentlich der Entartung der höhern Stände, dieſe Galanteriemalerei allgemein geſchätzt und von Vielen geübt wurde. Dafür ſprechen nicht allein die Maſſen derartiger Gemälde aus den genannten Jahrzehnten, ſondern auch die Tauſende von Kupferſtichen, welche derartige Scenen ſchildern.

Die Kunſtkritik und die Kunſtgeſchichte hat es natürlich nicht mit den Maſſen dieſer mittleren und niederen Perſönlichkeiten und Erſcheinungen zu thun, ſondern beſchränkt ſich vorzugsweiſe auf die Hauptrepräſentanten dieſer Kunſtrichtungen, in welchen Hauptvertretern der Sinn und Charakter dieſer Kunſtrichtungen ſich am eigenthümlichſten und glänzendſten bewährt.

Die Hauptrepräſentanten aber dieſer Galanteriemalerei ſind: Watteau, Lancret, Pater und Boucher. Nachdem wir nun das Weſen der Galanterie und der Galanteriemalerei überhaupt geſchildert haben, gehen wir nun zur Kritik und Charakteriſtik dieſer einzelnen Künſtler über.

Es iſt wahr, daß, indem wir dieſes Gebiet betreten, wir nach allen Richtungen hin Manier, Verfall, Auflöſung erblicken, die zunächſt in dem Losſagen von der Natur und ihren Geſetzen ihren Grund finden, allein wir dürfen auch nicht verkennen, man muß eben durch tiefere Studien an Ort und Stelle in dieſes Fach eingeweiht ſein, daß aus aller dieſer Manier, wie ſie ſich namentlich in der Literatur und Kunſt documentirt, ein gewiſſer Zug von Genialität hervorleuchtet. Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß wir hierbei, wie es ja doch bei Allem der Fall iſt, nur das Vorzüglichſte und Geiſtreichſte in's Auge faſſen, und an dieſem Vorzüglichen und Geiſtreichen hat ſelbſt dieſe Galanteriemalerei keinen Mangel. Wir beurtheilen die Zeitalter und ihre Erſcheinungen, welcher Art dieſelben auch ſein mögen, nicht nach der Fluth des Niederen und Mittelmäßigen, ſondern nach dem Abhub des Beſten und Wichtigſten, in dem ſich der Geiſt und Charakter der Zeitalter concentrirt. Allein Geiſt und Charakter beweiſen die Franzoſen zu allen Zeiten, und ſelbſt in ihren Verirrungen und Ausſchweifungen, zu denen ſie bald ihr ritterlicher Romanticismus, bald ihre feurige Phantaſie und Sinnlichkeit hinreißt, werden wir ſtets entweder eine gewiſſe Inſpiration höherer Ideen oder eine poetiſche Genialität entdecken und anzuerkennen haben. Dies iſt denn auch bei den genannten vier Künſtlern der Fall, ſo daß wir ſie, trotz aller ihrer Manier, im Hinblick auf ihre beſten und werthvollſten Werke, vermöge des Reichthums ihrer Phantaſie, des Schwunges ihrer Laune, der Leichtigkeit und Gewandtheit ihrer Productivität, ſowie auch des Eſprit und der Gefälligkeit ihres Colorits und Vortrages den intereſſanteſten Erſcheinungen im Fache des Genre, namentlich des Converſations-Genre, beizuzählen haben.

Antoine Watteau, 1684—1721, ein Enkelſohn des Rubens, ſteht an der Spitze der Galanterie- und Converſationsmaler Frankreichs, welche wir im Allgemeinen mit den

Vertretern seiner zahlreichen Memoirenliteratur vergleichen können. Watteau, kaum zum Jüngling herangereift, kam zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Paris, als man der frömmelnden Entsagung und der beichtväterlichen Strenge Louis' XIV. bereits satt und müde war. Man sehnte sich nach Abwechslung, nach Genuß, nach Poesie, welche dem Leben neuen Reiz verleihen sollten. An die Stelle der Kirche trat die Bühne, namentlich kam die Oper bedeutend in Aufnahme. Allein das Opernhaus ermangelte des künstlerischen Schmuckes, welchen der Fortschritt und Geschmack der Zeit erforderte. Da ließ man aus Valenciennes einen in Flandern bereits berühmten Decorationsmaler nach Paris kommen, welcher unsern Watteau, einen aufgeweckten, talentvollen, lernbegierigen Knaben, mit sich brachte. Für alle Malerei und Poesie begeistert, trat der arme Antoine zunächst in eine Manufactur ein, in welcher er für geringen Lohn allerlei Heiligenbildchen zu malen hatte. Es währte nicht lange, so entfaltete sich, selbst bei dieser geringen und sehr mechanischen Beschäftigung, sein künstlerisches Talent. Sein Arbeitgeber hatte ihm anfangs den besondern Auftrag ertheilt, nur den heiligen Nicolaus zu malen. Allein dieser Heiligenfabrication war unser lebenslustiger, geistreicher Jüngling bald herzlich überdrüßig. Da er nach Sitte und Gebrauch von seinem Lehr- und Brotherrn nicht loskommen konnte, so machte er sich heimlich aus dem Staube, alle Heiligen zum Teufel wünschend, für die ihn Natur und Beruf nun einmal nicht gemacht hatten. Er meldete sich darauf bei dem Maler Gillot, welcher ihn mit Vergnügen als Schüler in sein Atelier aufnahm und ihn mit Wort und That in die Elemente der Kunst und Malerei einführte. Allein ihre Temperamente, Charaktere und Neigungen waren so gleichmäßig und übereinstimmend, daß ihnen ihr Zusammenleben langweilig wurde und sie sich deshalb, nach mehrfachen Ueberwürfnissen, von einander trennten. Watteau ward darauf in dem Opernhause beschäftigt, für welches er eine Reihe von Decorationen ausführte. Durch diese Arbeiten gewann er mehr und mehr einflußreiche Bekanntschaften, so daß er, vollkommen für seine Zeit geschaffen, mit den verschiedenartigsten und vielfachsten Aufträgen betraut wurde. Bald waren es Plafonds und Thürstücke für Säle und Zimmer, welche er auszuführen, bald Thüren für Wagen und Tragstühle, welche er zu verzieren hatte; hier verlangten die Herzoginnen und Marquisinnen mit Liebesgöttern und Schäferinnen geschmückte Fächer, dort wurde er mit Maskenscenen, Hoffesten, Concerten, Liebesabenteuern und dergleichen die Gemäldesammlungen der Reichen und Vornehmen beauftragt, Alles Schilderungen der damaligen Art und Sitte, von einem gewissen poetischen Zauber umflossen und nicht ohne erotische Ausgelassenheit, wie es nun einmal die Galanterie der Zeit mit sich brachte. Sehen wir doch, indem wir die Gemälde Watteau's betrachten, die Regentschaft vor uns aufleben mit der Ueppigkeit und dem Glanze ihrer Hoffeste, mit den seidenrauschenden, an silbernen Cascaden und marmorglänzenden Statuen im Schatten der Laubdächer lustwandelnden, oder auf weichem Rasenteppiche an göttergeschmückten Bassins von Versailles conversirenden und concertirenden liebreizenden Damen, welche auf die flüsternde Stimme galanter Cavaliere lauschen. Diese ansprechenden, oftmals umfang- und figurenreichen Scenen sind mit der Grazie, Gewandtheit und Gefälligkeit behandelt, welche das Wesen der Galanterie theilweise ausmacht, also auch erfordert. Daß der Künstler sich wesentliche Veränderungen im Costüme erlaubt hat, ist eine poetische Licenz, welche ihm die Kritik um so eher nachsehen darf, als es sich hierbei um ganz einfache Lust-, Liebes- und Festscenen handelt, nur in dem allgemeinen historischen Charakter der französischen galanten Welt zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Wie also im Allgemeinen in Beziehung auf die Sujets und deren mannigfachen Motive der Phantasie des Künstlers, diesem nothwendigen Elemente aller Kunst, welches in unserm prosaisch-materiellen Zeitalter allzusehr in den Hintergrund tritt, der nöthige und erlaubte Spielraum zu gönnen ist, so wollen wir sie auch im Besonderen hinsichtlich der Freiheit nicht anklagen, mit welcher sie die galante Welt costümirt. So theatralisch und maskenartig dieses Costüm auch hier und da erscheint, so trägt es doch im Wesentlichen den bestimmten Charakter der Zeit, der Nation, des Hofes, so daß wir auf den ersten Blick in die üppigen Blüthentage der Regentschaft vor Louis XV. versetzt werden. War doch damals das ganze Leben der galanten, vornehmen Welt von Paris eine Art von Maskerade und Bühnenspiel, bei dem die raffinirtesten Gaukler das meiste Glück machten.

Watteau, den wir als einen Feuilletonisten der Malerei betrachten können, mit seinem gewandten, heiteren, glänzenden Pinsel, führt uns vornehmlich ein in das bunte, schimmernde Reich Cytherens mit seiner behaglichen Ruhe, mit seiner sorglosen Lust, mit seiner triumphirenden Liebe. Wohin wir blicken, auf seine Fächer, auf seine Bilder, auf seine Plafonds, überall eröffnen sich uns heitere Perspectiven, überall erblicken wir glückliche Menschen, die, von des Lebens Mühe und Plage nicht beschwert, sich nur dem Ge-

nusse weihen. In seinen „amusements champêtres," seinen „fêtes vénitiennes" u. s. w. scheinen die olympischen Götter herabgestiegen zu sein und die Gewänder der Sterblichen angelegt, namentlich aber die kyprische Göttin ihren ganzen Liebeszauber in tausend sonnigen Strahlen über die Natur und Menschenwelt ausgegossen zu haben. All' diese Bilder einer heiteren Phantasie und einer lebensfrohen Vergangenheit, fern von jeder krankhaften Tendenziösität der Gegenwart, können wir als Erklärungen und Belege des Sprichwortes betrachten: „Leben, wie die Götter in Frankreich."

Dieses Maskenhafte und Theatralische, diese Feenhaftigkeit, welche noch heute bei allen Festen in Frankreich in so strahlendem, überraschendem Glanze erscheint, diese Pierrot's, Scaramouches und Columbinen, diese Cytheren, Nymphen und Amoretten sind Gestalten und Elemente, welche er vorzugsweise von der Bühne auf seine Leinwand übertrug. Die Aufnahme dieser Typen des italienischen Theaters, Arlequins in seiner Mosaik, Pierrot's in seinem weißleinenen Kittel, Pantalon's in seinem schwarzen Doctormantel, Columbinens in ihrem rosenfarbenen Flitterkleide, waren für Watteau keineswegs bloß Gebilde zufälliger Laune, sondern, wie es in der Dichtung und auf der Bühne selbst der Fall ist, bestimmte Repräsentationen der verschiedenen Menschenalter und Charaktere, der Jugend mit ihrer Romantik und Flatterhaftigkeit, des Alters mit seiner Grämlichkeit und Strafsucht, der Tölpelhaftigkeit, die von dem Einen geprellt, von dem Andern gezüchtigt wird, der Schlauheit, die Allen ein Schnippchen schlägt und in den Armen der Liebe den Sieg davonträgt.

Sehen wir nun darauf, wie dies Alles erscheint und gemacht ist, was für die Kunstkritik die Hauptsache ist, obgleich die reiche Phantasie und die schöpferische Thätigkeit an und für sich schon hohe Anerkennung verdient, so erweist sich Watteau nicht allein als ein sehr geübter und gewandter Zeichner voller Aplomb, vorzugsweise dazu geworden dadurch, daß er Alles, was ihm irgendwie auffiel, sogleich in sein Skizzenbuch aufnahm, sondern auch als ein geistreicher Colorist, dem es vor Allem auf lieblichen Wohlklang, auf phantastischen Reiz der Farbe ankam. Nicht Wahrheit wollte er erreichen, sondern nur Wahrscheinlichkeit, nicht Schönheit war sein Ideal, weder moralische, noch physische, noch künstlerische, sondern nur Liebreiz, Wohlgefallen und Behagen. Vom Idealismus, Spiritualismus, Realismus gleich weit entfernt, gefiel er sich vornehmlich in einer gewissen poetischen Phantastik, nicht ohne theatralischen Pathos, in einer ästhetischen Sinnlichkeit, die, dem Epicuräismus huldigend, Alles fern hielt, was den Genuß an und für sich stören konnte. Er producirte Alles leicht und leichtfertig wie seine Zeit, aber auch mit der chevaleresken Eleganz, welche sie charakterisirt. Will man seine eigenthümliche Größe kennen lernen, so muß man ihn besonders in seinen Handzeichnungen studiren. In diesen sowohl als auch in seinen Gemälden entfaltet er eine Sicherheit der Hand, eine Gefälligkeit und Leichtigkeit der Bewegungen, eine Gewandtheit des Arrangements, eine Abrundung der Composition, welche die höchste Anerkennung verdienen würden, wenn sie nicht im Solde der Manier ständen. Diese böse, zum Theil über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit, geschweige der Wahrheit selber hinausvagirende Manier ist es, welche ihm vor dem Forum der Kritik so wesentlich schadet.

Er sehnte sich nach Italien. Bevor er dahin abreisen wollte, stellte er zwei seiner bedeutendsten Gemälde im Louvre aus, und zwar in einem Saale, welcher den Akademikern zum Durchgange diente. Als Lafosse in den Sitzungssaal ging, blieb er vor den Gemälden stehen und sagte zu dem grade gegenwärtigen Künstler: „Ei, mein Verehrter, was wollen Sie in Italien? — Sie wissen davon mehr als wir. Sie müssen nicht den Weg über die Alpen, sondern in die Akademie einschlagen." — Ermuthigt durch diese Zu- und Fürsprache eines einflußreichen Mitgliedes der Akademie, bewarb er sich um die Aufnahme in dieselbe und ward akademischer Bürger unter dem neuen, sehr bezeichnenden Titel „peintre des fêtes galantes!"

War er schon vorher in Ruf, so wuchs nun dieser von Tage zu Tage. Eine Bestellung drängte die andre. Crozat, de Julienne, de la Roque und andre berühmte Kunstkenner und Kunstsammler suchten seine Gemälde und bezahlten sie mit bedeutenden Summen. Einer der besten und wichtigsten Freunde und Verehrer Watteau's war jedoch Gersaint, ein berühmter Kunsthändler und selbst Kunstschriftsteller, namentlich den Kunstgelehrten bekannt durch seine räsonnirenden Verzeichnisse, welche noch heute sehr geschätzt sind wegen ihrer interessanten Einzelangaben, das Leben und die Werke der Künstler betreffend. Wie Gersaint für Watteau und seine Werke enthusiasmirt war und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sie an sich zu bringen, so weihte auch Watteau seinem enthusiastischen Freunde und Verehrer sein ganzes Herz und Talent.

Eine krankhafte Unruhe, die Folge eines Brustleidens, trieb ihn von seiner Staffelei weg und drückte ihm den Wanderstab in die Hand. Er ging nach England, nahm jedoch keinen langen Aufenthalt daselbst, weil ihm

das Klima nicht zusagte. Seine Stimmung ward immer düsterer und mürrischer, kaum daß dem „peintre des fêtes galantes“ noch ein Lächeln abzugewinnen war. Er zog sich nach Nogent-sur-Marne zu de Julienne zurück und arbeitete daselbst mit Fleiß und Ausdauer, soweit es seine körperliche Schwäche und Todesahnung gestattete. Sein letztes Bild war eine Scene aus Molière's „malade imaginaire,“ und zwar wie derselbe in Gegenwart der medicinischen Facultät beerdigt wird. — Schon im siebenunddreißigsten Jahre nahm der Tod dem epicuräischen Künstler den Pinsel aus der Hand.

Da wir ihn, so weit es der Zweck dieser Blätter gestattet, schon im Vorhergehenden vom Standpunkte der Kunstkritik aus betrachtet haben, gehen wir nun zu dem zweiten der Galanteriemaler Frankreichs über, zu Lancret.

Nicolaus Lancret (1690—1743) war ein Schüler des Vorgenannten, der schon des großen Vortheils genoß, der Gründer dieses galanten Genre und der Chef der ganzen Gruppe und Schule von Künstlern zu sein, welche sich dieser Galanteriemalerei, im engsten Bunde mit dem Zeitgeschmack selbst, widmeten, einer Kunstrichtung, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts von dem Classicismus David's, dem Product der auflebenden Antike, dem Siege der Revolution und Republik, welche die erhabene Tradition der Römer und Hellenen, einen Brutus und Cassius, einen Themistokles und Epaminondas in's Leben rief, vollständig verschlungen wurde. Der eitelprunkende Hofstaat der Bourbons und die leichtfertige vornehme Salonwelt des Adels, die putzsüchtigen, abenteuernden Marquisen und die verliebten, galanten Abbé's verschwanden wie Spreu vor dem Sturme der Revolution.

Watteau war unter Louis XIV. ein Phänomen, allein Lancret, nicht mit der Poesie und dem Esprit seines Lehrers begabt, erschien unter der Regentschaft schon als ein Nachahmer. Erfaßte und stellte der Erstere, Watteau, die Natur und Menschenwelt mehr in dem Zauberspiegel seiner Phantasie und der Bühne dar, so gibt uns der Andre, Lancret, die Physiognomie seiner Zeit in scharfen, getreuen Zügen und ist somit ungleich mehr Realist als sein Vorgänger. Es ist dies ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Künstlern, der von den Geschichtsschreibern der Malerei, die meist leider viel zu wenig Kritiker sind und viel zu viel von vorgefaßten Meinungen ausgehen, oftmals ganz übersehen wird. Während also Watteau mit seinen galanten, theatralischen Menschen und seinen galanten, theatralischen Landschaften sich mehr auf dem Gebiete der Poesie und der Wahrscheinlichkeit bewegt, hält sich Lancret mehr an die Prosa und die geschichtliche Wahrheit. Die Arlequins, Pantalons, Scaramouches, Mezzetinos u. s. w. verschwinden von der Leinwand Lancret's, und die galante Welt, wie sie steht und geht, tritt an ihre Stelle. Seine Galanteriemalerei können wir somit, um eine Parallele mit dem Theater zu ziehen, als das Vaudeville des Genre betrachten. Wenn er nun auch ein Prosaist und kein Poet ist, so ist er doch jedenfalls ein eleganter Prosaist. Bildet aber irgend Etwas ein nothwendiges Moment der Galanterie Frankreichs, wie wir sie oben als Basis unsrer Abhandlung auseinandergelegt haben, so ist es die Eleganz, d. h. der höhere, noble Stil und Geschmack in Wort und That, in Geist und Sitte.

Sein Ideal, d. h. der Höhepunkt seiner künstlerischen Bestrebungen in Geist und Werk, ist das Ideal der Salons. Er steht also, wie die meisten Künstler, ganz innerhalb seiner Zeit und seiner Nation, die Sitten und Charaktere beider schildernd. Seine Phantasie erhebt sich im Allgemeinen nicht über die privilegirten Convenienzen der Gesellschaft und über die Raffinements der Mode. Seine Gestalten sind Leute von Distinction, welche den Stempel der Exclusivität an sich tragen, seine Scenen sind Schilderungen der Freuden und Vergnügungen der höheren Stände, unter denen er sich bewegte, selbst seine landschaftlichen Hintergründe sind meist jene Hecken, Lauben und Lustgebüsche, welche uns die Gartenkunst le Notre's als „cabinets de verdure“ überliefert hat. Bald sind es Gruppen, in süßem Liebesgeflüster versunken, die er uns vorführt, bald schlingt er uns in die feierlichen Schwingungen der Menuet, hier lauschen elegante Damen und Cavaliere den schmelzenden Tönen der Musik, dort werfen wir einen verstohlenen Blick in das reizende Boudoir einer noch reizenderen Schönen, die mit ihrem Lever beschäftigt ist. Ueberall sehen wir in Tracht und Sitte die damalige vornehme, elegante und galante Welt vor uns. Die Gemälde Lancret's sind daher nicht allein für den Kunstkenner, den Kunstsammler, den Künstler, sondern auch für den Geschichtsschreiber von großer Wichtigkeit, indem sie uns ein getreues, lebendiges Bild geben von dem Charakter der Zeit und der Gesellschaft bis in die Details der Moden und des Mobiliars. Watteau war über die glänzenden Erfolge Lancret's, seines ehemaligen Zöglings, so neidisch und aufgebracht, daß er jede Verbindung mit ihm aufgab.

Was den Schloß-, Haus- und Zimmereinrichtungen in Frankreich damals und selbst heute noch ein so großes künstlerisches und historisches Interesse verleiht, ist die voll-

ständige Harmonie aller Gegenstände, bis auf die kleinsten Broncen und Holzschnitzereien, in denen noch jetzt die Franzosen eine so hohe Kunstfertigkeit beweisen vor allen übrigen Völkern. Es war nicht eine bunte, zusammengewürfelte Masse von Möbeln, Ornamenten und Gegenständen der Kunst und Kunstindustrie, wie meist in Deutschland, eine Masse, in welcher der Mangel aller Kunstbildung und alles Geschmacks der Besitzer und Sammler sich auf das Grellste offenbart, sondern es bildete, je nach dem Stile der Zeit, ein streng gegliedertes harmonisches Ganzes von den Plafonds bis zu den Teppichen, von den Marmorkaminen bis zu den Bronceleuchtern. Ein solches Familienhotel wurde im Mittelalter so gut wie unter Louis XV. in einem Kunststile gebaut und eingerichtet. Es liegt auf der Hand, welche großen Vortheile, namentlich bei dem feinen Kunstsinn und Geschmack des genialen, genußsüchtigen, prachtliebenden Volkes Frankreichs, für die Künstler und Industriellen aller Art in Menge daraus erwuchsen.

Auch für diese Art künstlerischer Ornamentik zeigte Lancret ein großes Talent. Nachdem er bereits Mehreres in diesem Genre, also Plafonds, Thürstücke u. s. w. ausgeführt hatte, erhielt er von de Boulogne, „intendant des ordres du roi," den Auftrag, einen ganzen Saal mit seinen Galanteriemalereien zu schmücken, welche Aufgabe er auf das Glänzendste löste. Der König befahl ihn darauf nach Versailles und hieß ihn mehrere Gemächer mit Gemälden dieser Art verzieren, von denen wir namentlich die in dem Speisesaale und in der Apollogalerie hervorheben.

Wie die französische Nation im Allgemeinen sich durch eine lebhafte Phantasie und eine reiche Erfindungsgabe auszeichnet, so auch im Besondern ihre Künstlerwelt. Auch Lancret besaß diese glücklichen Gaben der Natur in hohem Grade. Nicht allein, daß er die näher bezeichneten Gesellschaftsscenen zu Hunderten mit Leichtigkeit ausführte, auch das Fach der Allegorie behandelte er mit gleicher Fertigkeit. „Die Elemente," „die Jahreszeiten," „die Welttheile," „die Tageszeiten," „die zwölf Monate," „die fünf Sinne" u. s. w. wurden mehrmals und stets anders dargestellt. Dabei war er außerordentlich fleißig und arbeitsam. Er liebte die Arbeit, weil sie ihm leicht wurde und schnell von Statten ging. Er wiederholte sich niemals, stets wußte er denselben Gegenständen eine neue geistreiche Wendung zu geben in gefälligem Vortrage. So eng er sich auch als ausübender Künstler an Watteau anschloß, so zog er stets, und weit mehr als dieser, die Wirklichkeit zu Rathe. Wo er stand und ging, überall, auf den Straßen und Promenaden, in den Salons und Theatern studirte er das Wesen, die Haltung, den Charakter, das Costüm der Menschen, nahm Alles in seinen leicht empfänglichen Geist auf und übertrug es rasch mit ebenso sicherer und gewandter Hand auf seine Leinwand. Vielen seiner Gestalten sieht daher der Kenner sogleich das Modellistische an, denn Hunderte dienten ihm zu Modellen, ohne daß sie auch nur eine Ahnung davon hatten. Sein Hauptaugenmerk war besonders auf die Eigenthümlichkeiten der Damen gerichtet. Wie die eine ihre bauschige Seidenrobe aufraffte, die andre mit ihrem Fächer coquettirte, die dritte die netten Füßchen setzte, die vierte mit ihrem Anbeter sponsirte, wurde in dem Garten der Tuilerien oder in den „elyseischen Feldern" auf das Sorglichste mit scharfem Blicke beobachtet. Diese Triebkraft und Emsigkeit war so groß, daß er oftmals seine Freunde und Gesellschaften sofort verließ und nach Hause eilte, um den ersten Eindruck in seiner vollen Frische mit seinem Griffel und Pinsel zu fixiren.

Er beobachtete und studirte also die Wirklichkeit sehr genau und gewissenhaft. Wenn wir den Mangel an Natürlichkeit auf seinen Gemälden beklagen, so hat dies eben nur darin seinen Grund, daß diese Wirklichkeit mehr oder weniger unnatürlich war. Er selbst hält auf Natur, indem er sagt: „Wenn ihr die Natur allzusehr verlaßt, so werdet ihr falsch und manierirt." Ein so manierirter Künstler wie er, der sich jedenfalls für natürlich hielt, verwechselt offenbar hierbei die Begriffe: Natur und Wirklichkeit. Er ist real und darum ist er nicht natürlich, weil eben dieser Realität seiner Zeit und Gesellschaft die Natur abging und sich Alles in den gleißnerischen Schein und Schimmer der Manier hüllte. Wie also bereits bemerkt, nicht seine individuelle Manier machte ihn manierirt, sondern die allgemeine Manier seiner Zeit und Nation. So war es mit Watteau, seinem Lehrer, so ist es mit Lancret, seinem Schüler. Sie waren jedoch nicht allein manierirt, weil sie als Menschen ihrer manierirten Zeit und Gesellschaft angehörten, sondern sie waren vor Allem als Künstler manierirt, weil sie ebenso die große Tradition der Kunst von Hellas und Italien, als die allgemeinen ästhetischen Principien verleugneten. Für die Künstlerwelt gibt es nur drei Mittel, sich vor Manier zu bewahren, nämlich erstens das strenge Festhalten an der Natur an sich, also durchaus unabhängig von aller Zeit und Mode; zweitens das volle, lebendige Bewußtsein des Kunstschönen, wie es vornehmlich in der Antike verherrlicht sich offenbart, und drittens der Anschluß an die erhabene Tradition großer Meister und Schulen.

Lancret war schon im jüngeren Mannesalter so geschätzt, daß er mit neunundzwanzig Jahren, ebenfalls mit dem Titel „peintre des fêtes galantes," in die Akademie aufgenommen wurde und im Jahre 1735 den Rathstitel empfing. Eins seiner Aufnahmebilder, die zu seinen vorzüglichsten gehören, stellt eine galante Gesellschaft im Freien vor, trefflich gestochen von dem berühmten Kupferstecher Jacques-Philippe Lebas. Als ein besonderes Zeichen der Achtung, in welcher Lancret bei dem Kunstpublicum und bei der Akademie stand, ist anzuführen, daß sie Lebas mit dem Stiche dieses Bildes beauftragte, ein Stich, welcher als Kunstwerk höher zu schätzen ist, als das Original selber. Lancret's Ruf wuchs durch dieses Blatt Lebas' in weiteren Kreisen über die Grenzen Frankreichs hinaus.

Wie uns seine Gemälde beweisen, war Lancret ein feiner Weltmann, ein beliebter Günstling in den Faubourgs St. Germain und St. Honoré, der in die feinsten Convenienzen und Raffinements der vornehmen Stände eingeweiht war. Dabei war er ein außerordentlicher Verehrer des Theaters, der keine Vorstellung in der „Comédie française" versäumte. Dieser Liebhaberei haben wir eins seiner besten Bilder zu verdanken, nämlich das Finale aus dem „Glorieux" von Destouches.

Der Marquis von Beringhen, Großstallmeister Louis' XV., beauftragte unsern Künstler, den Saal des Schlosses von Jouy zu malen, und stellte als Aufgabe „die vier Elemente." Als Mann von Geist hielt sich Lancret von jeder kalten und frostigen Allegorie hierbei fern. Bedurfte doch das freie, üppige Zeitalter Louis' XV. nicht erst derartiger Symbole. „Das Wasser" stellte somit eine heitere, üppige Badescene vor, „das Feuer" ward repräsentirt durch eine trauliche, galante Gesellschaft und Conversation am hellodernden Kamine, „die Erde" erschien als ein Fest auf Flur und Feld, „die Luft" war eine schaukelnde Marquise, deren weitfaltige Satinrobe von dem Winde in die Höhe getrieben wurde, so daß man die schönen Formen der schönen Dame ahnen konnte.

Geistreich, gefällig, erfinderisch gleich Watteau, war er jedoch in seiner Farbe und in seinem Vortrage kälter und strenger. Ein äußerst gewandter Zeichner, verstand er auch trefflich zu gruppiren und zu arrangiren und legte in Allem eine genaue, detaillirte Kenntniß seines speciellen Kunstfaches an den Tag.

War Watteau poetisch, selbst bis zu dem Heroischen sich aufschwingend, Lancret realistisch, sich streng an die Form und Convenienz der eleganten Welt seiner Zeit haltend, so ist Pater, der dritte der Helden, so zu sagen, unter den Galanterie- und Conversationsmalern der Mann des Volkes, der sich vorzugsweise in der Schilderung der schlichten, derben, vulgären Scenen der niederen Classen gefällt.

Jean-Baptiste Pater (1695—1736) war ebenfalls wie Watteau in Valenciennes geboren. Sein Leben hat nichts von Bedeutung aufzuweisen. Fern der eleganten, vornehmen Welt des Faubourg St. Germain, ohne hochstehende, einflußreiche Freunde und Gönner, verbrachte er größtentheils seine Zeit in seinem schmucklosen Atelier in emsiger Arbeit vor seiner Staffelei. Sein Vater, ein gewöhnlicher Holzbildhauer, welcher Watteau kannte, sandte seinen Sohn, der viel Sinn und Talent für die Malerei bewies, nach Paris zu diesem bereits namhaften Künstler mit der Bitte, sich des Knaben anzunehmen. Allein Watteau benahm sich hoch- und zufahrend, finster und mürrisch, so daß der Knabe ihn bald mit thränendem Auge verließ.

Allein und nur auf sich angewiesen in der wühlenden Weltstadt, lernte Pater sehr bald den Kummer der Nahrungssorgen kennen. Das Bild des Elendes stellte sich seinem Geiste in voller Schreckniß dar, weil es ihn rings umgab. Um sich aus dieser Noth einigermaßen herauszuarbeiten, war er ohne Unterlaß bis zur Erschöpfung thätig. Eine innere Stimme rief ihm beständig zu: „Arbeite, arbeite, daß du nicht verhungerst." — Hatte dies einestheils eine gewisse Niedergeschlagenheit und Gebrochenheit seines ganzen Wesens und Charakters zur Folge, so trieb es ihn anderntheils, eine Menge unbedeutender Bildchen zu malen, nur um Brot zu verdienen. Worin er sich später besonders auszeichnete, waren die zufälligen, witzigen Bouffonerien des komischen Romans, der zur Zeit sehr beliebt war. Da dies etwas Neues auf dem Gebiete der Genremalerei war, so gewann er dadurch einen Namen. Erschien auch hier seine Galanterie und Erotik derber und komischer als auf den Gemälden Watteau's und Lancret's, so zeigte sie doch viel Talent für Auffassung und Charakterschilderung, und gewann vornehmlich Freunde durch den Humor und die Naivetät, die sich darin aussprachen. Welche Laune und Satire zeigt sich z. B. in seiner „Ankunft einer Schauspielertruppe in Mans," eine Laune und Satire, eines Scarron würdig. Hätte er in allen diesen Scenen des komischen Genre, welche wir selbst einem Hogarth zur Seite stellen können, mehr Fleiß auf die Composition, die Zeichnung, das Colorit, die Technik verwandt, verwenden können und verwenden wollen, so würde ihr Kunstwerth ein sehr bedeutender sein, so aber beschränkt sich dieser vornehmlich auf den Reichthum der Motive, auf die

Schärfe der Charakteristik, auf den Geist der Erfindung und auf die handliche Fertigkeit und Gewandtheit der Ausführung. Da er jedoch mehr aus Interesse, als wie der Ehre und der Kunst selber wegen arbeitete, so führte ihn diese Leichtigkeit leider zur höchsten Leichtfertigkeit hinsichtlich der Form. Dabei wurde er stets von dem Gedanken gequält, wie es in der Zukunft, im Alter mit ihm werden solle, ein peinigender Gedanke, der höchst nachtheilig auf seine Kunstübung einwirkte. Mehr Fabrikant als Künstler, und von einem heißen Verlangen nach Geld getrieben, arbeitete er ohne Unterlaß von früh bis in die Nacht, gönnte sich kein Vergnügen und keine Erholung, und erschöpfte dadurch seine Lebenskraft so, daß er, der so rastlos für seine alten Tage arbeitete, so ängstlich für sie darbte, in der Blüthe seiner Jahre dahin starb. Diese mönchische Zurückgezogenheit von aller Welt und Natur hatte den bedauerlichen Mangel von Modellstudien zur Folge, ohne die nun einmal kein Künstler etwas Gediegenes zu leisten vermag. Diese Manier der damaligen Zeit und Kunst im Allgemeinen, diese Vernachlässigung der Naturstudien im Besonderen gab seinen Figuren etwas Stereotypes, das nur durch ein gewisses Helldunkel und den Schmelz der Farbe gemildert wurde.

Von David an bis etwa vor einem Jahrzehnt war der Werth der Galanteriemaler tief gesunken, jetzt, wo man vorurtheilsloser richtet, ist derselbe wieder hoch gestiegen, so daß man derartige Malereien von Bedeutung, die man zu Anfang unsers Jahrhunderts für wenige Francs haben konnte, nun mit Hunderten bezahlt.

Wesentlich verschieden von den drei genannten Galanterie- und Conversationsmalern ist viertens und letztens Boucher.

François Boucher (1704—1770), ein Pariser Kind, machte seine ersten Studien bei Vanloo und Lemoine, seine eigentlichen Lehrer aber waren seine Maitressen und die Damen der Oper. In Boucher, entschieden einem bedeutenden Talente, offenbart sich die sinnliche Ueppigkeit unter Louis XV. am deutlichsten und tritt uns die Coquetterie in ihrer rücksichtslosen Blöße bis zur Frivolität entgegen, ganz wie in der belletristischen Literatur eines Dorat und Crebillon. Er machte auf Natur gar keinen Anspruch mehr, sondern erklärte gradezu, daß sie ebenso der malerischen Harmonie als des verführerischen Reizes ermangele. An die Stelle der Natur in Kunst und Leben war der Roman und das Raffinement getreten. Unter den französischen Schriftstellern damaliger Zeit gab es eigentlich nur zwei, welche natürlich waren, Rousseau und Diderot. Dieser geißelte denn auch Boucher am stärksten für seine zügellose Manier, sowie überhaupt die ganze damalige Kunst. „Die Verderbniß des Geschmacks, der Farbe, des Charakters, des Ausdrucks, der Zeichnung," sagt Diderot, „ist der Verderbniß der Sitten gefolgt. — Was soll Dieser (Boucher) auf seiner Leinwand darstellen? Nur das, was er in seiner Imagination hat. Und was kann ein Mensch in seinem Kopfe haben, der sein Leben unter den Dirnen der niedrigsten Classe verbringt?" — Grade als diese schwere aber gerechte Anklageschrift Diderot's gegen Boucher erschien, ward dieser zum „premier peintre du roi" ernannt, womit Louis XV. in Kunst- und Geschmackssachen sich selbst sein eigenes Urtheil fällte.

Als Madame de Pompadour auf den Thron Frankreichs stieg, erklärte sie sich zur Gönnerin Boucher's. Eine Frau von Geist und an der Spitze der Regierung, setzte sie auch einen Ruhm darin, als Beschützerin der Künste gefeiert zu werden, ja sogar als Künstlerin zu gelten, denn ihre schöne zarte weiße Hand führte mehrere Radirungen mit Geist und Geschick aus. Auf einigen Porträts erblicken wir sie von allerlei Kunst- und Malerapparaten umgeben im Dienste Apollo's und der Musen. Boucher selbst hat sie sechsmal so dargestellt, bald kostbar, bald einfach gekleidet, blätternd in einem Portefeuille mit Kupferstichen. Einige dieser lebensgroßen Bildnisse machen dem Künstler alle Ehre und erheben sich sogar zu der Bedeutung und zu dem Werthe eines Rigaud, von dem das Louvre so viele treffliche und gediegene Arbeiten aufweist.

Den Sujets nach bestehen die zahlreichen Malereien Boucher's meist in Pastoralen, Nymphen, Liebesscenen, galanten Abenteuern, erotischen Humoresken und Charakteristiken aller Art, die er für Louis XV., Frau von Pompadour, den hohen Adel, sowie für eine Menge reicher Kunstsammler und Liebhaber ausführte. Im Liebesgenre war er, als gründlicher Kenner und Praktiker, unerschöpflich. Wenn auch die Kritik die Art und die Absicht der Darstellung des Nackten scharf zu rügen hat, so muß sie doch auch dem Esprit, der erfinderischen Laune, der geübten Hand, mit der alle diese erotischen Humoresken behandelt und dargestellt sind, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Kupferstichladen von Paris wimmeln von dergleichen Kupferblättern, in denen sich mancher geschickte Grabstichel verewigt hat. Götter- und Menschenwelt majorum und minorum gentium huldigen auf Boucher's Gemälden in mehr oder weniger unschuldigen, poetischen, graciösen Scenen, bald auf luftigem Wolkenthrone, bald im prunkenden Boudoir, bald im trau-

lichen Waldesschatten der einen allgefeierten Göttin, Venus. Sehr viele dieser Darstellungen sind übrigens nichts weiter als das Spiel heiterer Laune, feiner Caprice und drolliger Komik, sowie überhaupt Verherrlichungen weiblicher Reize, z. B. in seinen schlafenden und badenden Mädchen, seinen Nymphen, Grazien u. s. w. Auch malte er andre Fest- und Lust-, z. B. Jagdscenen, unter denen sich die im Louvre besonders auszeichnet.

Seine Gemälde waren so beliebt und wurden so bezahlt, daß Boucher oft an fünfzig Tausend Francs jährlich einnahm, die er ebenso leicht und schnell für seine Feste wieder ausgab, bei denen die Marquis und Abbé's als Bacchanten, die Tänzerinnen der Oper und sonstige Courtisanen als Grazien und Musen erschienen. Wie er Meister war in der Decorationsmalerei für Säle und Zimmer, malte er doch oftmals an einem Morgen ohne alle Vorstudien ein ganzes Dutzend von Götter- und Hirtenscenen in die Wandfelder oberhalb der Thüren, sogenannte „dessus de porte," so zeichnete er sich auch als Miniaturmaler aus, der in einem kaum thalergroßen Medaillon ein wahres Pretiosum seiner Kunst schuf.

Eines Abends, es war die Zeit, als der Einfluß der Frau von Pompadour im Erlöschen war, wandte sie sich mit einem besondern Anliegen an Boucher. Der König langweilte sich. Er würdigte die Schönheiten, die ihm seine Favoritin täglich zuführte, kaum eines Blickes. Dies war für sie höchst gefährlich. Man mußte etwas Neues ersinnen, um den blasirten König zu reizen. Dazu wurde Boucher berufen. Frau von Pompadour hatte nämlich die Idee, ein magisches Boudoir von ihm ausführen zu lassen, ausschließlich der Venus und ihren Freuden geweiht. Wer vermochte das besser als er. Er componirte auf der Stelle ein erotisches Gedicht in einer Reihe von Gemälden, welche den Beifall seiner Gönnerin empfingen. Aller übrige Luxus ward aufgewandt, um dieses magische Boudoir der Venus in dem Hotel der Frau von Pompadour zu einem wahren Zaubertempel umzuschaffen. In wie weit dieser Zaubertempel der Venus seinen Zweck erfüllte und welche Feste in demselben gefeiert wurden, dies zu schildern, gehört nicht hierher. — Als Maurepas den neuen König, Louis XVI., in das „hôtel de l'Arsenal," welches Frau von Pompadour bewohnt hatte, bald nach seinem Regierungsantritte führte und ihm dieses Boudoir öffnete, ertheilte der König den [illegible]ehl, diese üppigen Malereien sog[illegible] zu [illegible]. Maurepas verkaufte sie g[illegible]o auf seine Rechnung. In F[illegible]volution und der mit ihr [illegible]ration wanderten diese Ta[illegible] nach Deu[illegible]and. Nach mehreren Jahrzehnten kamen jedoch dieselben wieder nach Frankreich zurück. Sie befinden sich gegenwärtig in dem Besitze des Lord Hertford und gehören zu den vollendetsten Arbeiten Boucher's.

Auch für Madame Dubarry war er beschäftigt, welche von ihm mehrere Zimmer in dem königlichen Schlosse Marly und in ihrem eigenen Schlößchen Louveciennes, das heutige Luciennes, mit Wandgemälden in Oel auf Holz schmücken ließ. Er stand überhaupt hier als Künstler, dort als Freund, mit allen Maitressen und Courtisanen des Königs und des Hofes in Verbindung, und verdankte und opferte ihnen Massen von Gold.

Welche außerordentliche Productivität und Routine er besaß, beweist ferner, daß, obgleich er ganze Säle und Zimmer für die Schlösser der Großen und die Häuser der Reichen zu malen hatte, er immer noch Zeit gewann, verschiedene nette Figürchen und Statuetten für die berühmte Porzellan-Manufactur in Sèvres, sowie für Kamine, Consolen und Stutzuhren zu modelliren und außerdem noch mit gewandtem und geistreichem Grabstichel allerlei Blätter auszuführen. Diese Vielseitigkeit und Productivität ist jedenfalls bei aller seiner Manier ein höchst anerkennenswerthes Zeugniß seiner Künstlerschaft.

Obgleich berühmter als die ganze Akademie, weigerte sie sich doch längere Zeit, ihn in ihre Mitte aufzunehmen. Endlich wurde er gewählt und später, nach dem Ableben Vanloo's, zum premier peintre du roi ernannt.

Die Göttin, deren Verherrlichung er sein ganzes Leben gewidmet hatte, stand auch in seinen letzten Augenblicken noch ihm vor Augen. Boucher starb, den Pinsel in der Hand, vor seinem angefangenen Bilde: „Die Toilette der Venus." — Als er sich dem Tode nahe fühlte, er war längere Zeit leidend gewesen, sagte er einem eintretenden Schüler, er solle sich gleich entfernen und die Thür schließen. Als dieser nach einer Stunde wieder eintrat, lag der entseelte Meister hingestreckt vor seiner Staffelei.

Ohne weiter in die Geschichte der französischen Malerei einzugehen, führen wir schließlich nur noch an, daß zu seinen bedeutenderen Zeit- und Kunstgenossen Lagrenée, Doyen, Taraval, Casanova, Callat, Suvée, Ménageot, Fragonard u. A. gehören, und daß die Regeneration der Kunst, was das Genre anbetrifft, durch Greuze (1725—1805), was die Historie anbelangt, durch Vien, im Besondern aber durch David (1748—1825) in's Werk gesetzt wurde. Noch ehe diese Regeneration und Revolution in der Kunst erfolgte, ja sogar noch bei Boucher's Lebzeiten traten Kritiker auf, wie Watelet, welche den Bannstrahl gegen ihn schleuderten.

Nach dem, was wir über die ganze französische Galanteriemalerei damaliger Zeit gesagt haben, können wir unser Urtheil über Boucher, ihren letzten Helden, kurz zusammenfassen, da sich durch die ganze Gruppe dieser Künstler ein Grundzug und Grundton, nämlich der der Manierirtheit, hindurchzieht bei aller ihrer individuellen Verschiedenheit. Also nur noch einige kritische Worte über ihn, den Hauptvertreter des „fouillis," eines Ausdrucks, der, wie die Sache selbst, ein Product jener Zeit ist.

Müssen wir also auch bekennen, daß sich Boucher in hohem Grade ebenso gegen das Kunstschöne als gegen das Naturwahre versündigt hat, was weniger seine persönliche Schuld, als die allgemeine seiner Zeit war, so haben wir doch der Leichtigkeit seiner Productivität, dem Reichthume seiner Erfindung, der Schärfe seiner Beobachtungsgabe, der Jovialität seiner Laune, der Lebendigkeit seiner Schilderung, dem Geschmacke seines Arrangements unsre Achtung zu zollen, wenn wir auch zu bedauern haben, daß er diese reichen Gaben der Natur nicht auf würdigere Weise verwendete. Größe des Stils dürfen wir ebensowenig bei seinen Vorwürfen als bei der Behandlung derselben suchen, Alles, Stoff, Motiv, Form, Farbe, erscheint uns vielmehr in jenem rosigen Schimmer der Kunst, die sich damit begnügt, nur den Sinnen zu gefallen und flüchtig, aber mit Geist und Feuer, ihre Bilder hinzuwerfen. In dieser Kunst, augenblicklich etwas Gefälliges, Graziöses sogar, zu erfinden und ohne alle Vorbereitung auf die Leinwand hinzuzaubern, war Boucher groß. Seine sorglichen und reichen Modellstudien in der Jugend kamen ihm dabei trefflich zu Statten. Er ist durchaus eine Originalität, wenn auch eine corrumpirte, allein sie wird ihm immer eine hervorragende Stelle in der Kunstgeschichte Frankreichs sichern.

So weit nun auch alle diese Galanteriemaler von den Idealen der Kunst entfernt, so tief sie in die Manier ihres Jahrhunderts versunken, so decorativ die meisten ihrer Gemälde sind, sie werden immer ein höchst beachtenswerthes Zeugniß für die den Franzosen angeborene Eleganz, Grazie und Genialität bleiben, die selbst aus den Verirrungen ihrer Kunst hervorleuchtet. In historischer Beziehung aber bieten sie einen reichen Stoff zu den interessantesten Charakterbildern und sind glänzende Documente der Kunst- und Geschmacksrichtung, die wir in Summa mit „Rococo" bezeichnen. Bedenken wir, in welchem traurigen Zustande sich die Künste in allen übrigen Ländern Europas befanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, so bilden die genannten Künstler noch immer Lichtpunkte in dem Dunkel, welches damals auf der Kunstwelt lagerte.

Um übrigens diese Künstler, zu ihrer Zeit über Gebühr verehrt, nun über Gebühr mißachtet, richtig zu beurtheilen, ist es durchaus erforderlich, daß man sie nach ihrer verschiedenen Kunstthätigkeit in ihrem eigenen Heimathlande kennen lerne.

Ein Bild des Correggio.

Die Berliner Bilder-Galerie bewahrt einzelne Wunder des Pinsels, zu welchen in erster Reihe „das dornengekrönte Antlitz Christi" von Correggio, gewöhnlich „das Schweißtuch der heiligen Veronica" genannt, gezählt werden muß. Das Bild ist auf Seide gemalt und enthält keine Zuthat, kein Beiwerk außer dem Haupt des Erlösers, das in ein Tuch gleichsam eingewebt scheint. Die heilige Legende erzählt nämlich, daß Veronica, eine der Frauen, die mit Maria am Kreuz des Heilands standen, als er verschieden war, von so furchtbarem Schmerz über den Ausdruck des Leidens ergriffen wurde, der sich in dem göttlichen Antlitz zeigte, daß sie dasselbe mit ihrem Schweißtuch verhüllte. Als sie es wieder aufhob, war das Gesicht darin abgedrückt mit all seinen Zügen. Welche Sage, welche Fabel konnte dem Maler einen poetischeren Vorwurf bieten? Diese Legende war wie für ein Gemälde geschaffen, keine andre Kunst hätte sie auszubeuten vermocht. Man sieht an dem Werk, wie seine ganze Seele sich mit heiligen Gefühlen waffnete, um den wunderbaren Stoff ganz zu bewältigen. Und er hat ihn bewältigt. Stundenlang kann man vor diesem Christuskopf stehen. Er ist wie ein Magnet, der das Auge immer näher, näher zieht. Den Beschauer durchmarkt jene Erschütterung, welche, wie Schiller sagt, „den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt." — Der Hochselige König Friedrich Wilhelm III. von Preußen liebte dies Bild so, daß er es auf Reisen immer in einem Kasten mit sich führte, um sich jeden Augenblick daran erbauen zu können. Auch gab er es, wenn er in der Residenz weilte, nie dem öffentlichen Anblick preis, sondern behielt es in seiner Hauscapelle. Jetzt aber ist es sichtbar für Jedermann, und was gewiß dazu beitragen wird, ihm in Kurzem allgemeinste Popularität zu erwerben, ist, daß soeben ein prachtvoll ausgeführter Stich davon erschienen, der an den Schaufenstern der Berliner Kunsthandlungen hängt und die Schritte aller Vorübergehenden fesselt, welche Augen haben, zu sehen.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Goethe's Leben und Schriften, von G. H. Lewes. Uebersetzt von Dr. Julius Freese. Erster und zweiter Band. Berlin, bei Franz Duncker.

Wenn je eine Anerkennung für eine fremde, eine ausländische Leistung verdient gewesen, ist sie es in dem vorliegenden Falle. Die deutsche Uebersetzung, welche dem Erscheinen des Originals rasch gefolgt, und die unzweifelhaft allwärts, wo man die Schönheit und das Verdienst zu würdigen versteht, die günstigste Aufnahme finden wird, mag dem Verfasser als die Anerkennung gelten, auf welche er so gerechte Ansprüche sich erworben hat. Unsre Literatur über Goethe ist wahrlich nicht unsre Achillesferse, die besten und tüchtigsten Kräfte, die stärksten und die feinsinnigsten Geister haben zu jener Legion ihre Contingente gestellt, wir können mit Stolz auf die Untersuchungen von Viehoff, Düntzer, Rosenkranz, Schaefer, mit Genugthuung auf eine Phalanx von Namen zweiten Ranges hinweisen, die sich an dem Altmeister ihre Sporen verdient haben: wie groß auch und ansehnlich, wie werthvoll und gediegen zum Theil jene Literatur über Goethe sein mag, unter dem Werthvollen und Gediegenen wird einen der ersten Plätze die Schrift von Lewes einnehmen. Das literarische Product hat eine doppelte, eine geistige, um es so zu bezeichnen, und eine sittliche Natur. Nur wo sich beide in Harmonie vereinigt finden, entsteht das relativ fertige, das relativ vollkommene Erzeugniß. Der geistigen Natur des literarischen Products wird der Autor Rechnung tragen und Genüge leisten, wenn er das Object, welches er behandelt, vollständig und nach jeder Richtung beherrscht, wenn er das stoffliche Material [illegible] hat und mit der Herrschaft [illegible] künstlerische Gestaltungskraft [illegible]. Um aber auch bei dem [illegible] die sittliche Natur in die [illegible] zu lassen, genügen bloße Sachkenntniß und Formgewandtheit keineswegs. Der sittlichen Natur der Production wird Rechnung getragen und Genüge geleistet durch den innern Zusammenhang des Schreibenden mit dem Objecte, durch seine aufrichtige und ganze Hingabe an dasselbe, durch seine unmittelbare Neigung und Ueberzeugung von der Bedeutung der Sache. Eben diese Verschmelzung und Harmonie der geistigen und sittlichen Natur ist es, welche das Erzeugniß von Lewes zu einem relativ fertigen, einem relativ vollkommenen machen. Lewes kennt Goethe's Werke, Goethe's Leben, die Commentare und Erläuterungen, die Kritiken des deutschen Dichterfürsten, wie nur irgend Jemand, jedes noch so minutiöse Detail ist ihm gegenwärtig, überall ist er zu Hause. Mit dieser vollkommenen Sachkenntniß und Beherrschung des stofflichen Materials verbindet er eine nicht minder vollkommene Kunst der Darstellung. Gleichzeitig zieht sich aber auch als rother Faden durch jedes einzelne Capitel Das, was wir den innigen und intimen Zusammenhang des Schreibenden mit dem Objecte nannten; man fühlt es jeder Zeile durch, wie der Verfasser sein Herz und seine Seele, seine volle Kraft und sein ganzes Leben diesem Gegenstande hingegeben. Man begreift, daß bei einem solchen Einsatz, bei einem so energischen Fleiß, bei einem so unzweifelhaften Geschick und bei einer so energischen Hingabe ein bedeutsames Resultat sich herausstellen mußte.

Ohne daß man grade den Vorwurf einer ungleichmäßigen Behandlungsweise der einzelnen Abschnitte erheben könnte, hat doch Lewes bei manchen Erzeugnissen sowohl des Goethe'schen Genius als bei manchen Epochen aus der Lebensgeschichte des Dichters mit sichtbarer Vorliebe verweilt. Die Bemerkung soll um so weniger einen Tadel enthalten, als diese Vorliebe, diese Ausführlichkeit, wie gleich hinzugefügt werden muß, sich grade da einstellt, wo sich wirklich Neues durch eine neue Untersuchung gewinnen ließ. Die Gründlichkeit zum Beispiel, mit welcher Lewes sich über die Zustände verbreitet, wie sie in Weimar zur Zeit bestanden, als Goethe dorthin übersiedelte, füllt in der That

eine Lücke aus. Welche Celebritäten und Berühmtheiten dort ihren Sitz aufgeschlagen hatten, das ist uns Allen hinreichend bekannt, wir können uns Alle mit Hülfe der bereits vorhandenen Goetheliteratur ein ziemlich richtiges und deutliches Bild von der Herzoginmutter Amalia, von Karl August, von der Herzogin Louise machen, von dem Fräulein Göchhausen, von Corona Schröter, der Gräfin Werther, der Frau von Stein, von Wieland, Einsiedel, Bertuch, Musaeus, Seckendorf, Knebel, Herder u. s. w.: darin aber hat Lewes durchaus Recht, wenn er sich beschwert, daß in den vorhandenen Quellen der Charakter des Orts und der Zeit fast gar nicht berücksichtigt sei; daß sowohl Aufschlüsse über die Topographie, über die architektonische Physiognomie des damaligen Weimar, als über seine gesellschaftlichen Zustände, über die Sitten und das häusliche Leben dieser vielbesprochenen Periode fehlen. Lewes macht den Versuch, dem Mangel abzuhelfen. Was den ersten Punkt, die Beschreibung der Stadt, des Parks und der nächsten Umgebung anlangt, so zeichnet sich dieselbe durch eine wundersame Klarheit und Anschaulichkeit aus; weniger gelungen scheint uns der zweite Theil der Aufgabe gelöst zu sein. Der Verfasser entwirft ein Phantasiebild, in dem für wesentliche Züge die Berechtigung fehlt.

Mit dem nämlichen Gefühl freudiger Genugthuung, welches uns bei der Lectüre des ersten Bandes von dem angezeigten Werke erfüllte, haben wir den zweiten Theil gelesen. Lewes trägt mit seiner Arbeit eine Schuld seines Vaterlandes an das unsre ab. Das Beste und Tiefste, was über Englands nationalen Dichter, über Shakspeare, gesagt worden, haben Deutsche gesagt; das gediegenste und werthvollste Buch über den deutschen Dichterheros verdanken wir jetzt einem Engländer. Das Urtheil ist nicht rhetorische Recensentenhyperbel; das Urtheil entspringt der strengsten kritischen Gerechtigkeit. Gewiß haben wir ein Recht, auf unsre Goetheliteratur stolz zu sein. Edle und tüchtige Geister haben seit Decennien dem Altmeister durch Schriften über ihn den schuldigen Dank abzutragen gesucht; in der Weise, wie der Tribut von Lewes dargebracht wird, ist vor ihm die Steuer kaum besser gezahlt worden. Die beiden Bände sind ein harmonisches Ganzes, ein plastisches Kunstwerk. Composition wie Darstellung erquicken durch vollendete Schönheit. Die einzelnen Capitel greifen in einander und fügen sich wie Angeln. Lange Jahre hat der Verfasser mit dem achtungswürdigsten Fleiße Goethe studirt, Schriftstücke und Documente, Mittheilungen von Zeitgenossen und Traditionen über seinen Helden gesammelt, lange Jahre mit rüstigem Forscherfleiße das umfassende und weitschichtige Material zusammengetragen, geordnet, gesichtet; mit einer Vollendung, welche an die ersten Muster des classischen Alterthums erinnert, wurde alsdann der Stoff zusammengestellt, vertheilt, gruppirt. Man muß es unentschieden lassen, ob Lewes größer und stärker in seinem Sammel- und Forscherfleiß gewesen oder ob der meisterhaften, der mustergültigen Kunst seiner Darstellung die Palme gebührt. Suum cuique! Ueberall leitet ihn bei seiner Aufgabe einzig und allein der Trieb nach Wahrheit, kein Parteidienst führt ihn irre, keine persönliche Beziehung, keine literarische Coteriestellung beeinträchtigt sein Urtheil. Wo die Dinge gegen den Helden sprachen, werden sie weder geleugnet, noch geht der Biograph leicht über sie hinweg. „Der Mann ist zu groß und zu gut," sagt der Autor, „um unsre Liebe einzubüßen, weil er in einigen Punkten unsern Tadel auf sich zieht."

Der zweite Band, der sich in die drei Bücher: „Krystalle," „Freundschaft mit Schiller" und „Sonnenuntergang" zerlegt, beginnt mit dem Jahre 1779, mit Goethe's Uebergang vom Jüngling zum Manne. Die äußern biographischen Momente treten durchweg, obwohl ausreichend berücksichtigt, in dem ganzen Bande gegen die Analysen und Kritiken der einzelnen Werke mehr zurück, eine Methode, der man beistimmen muß. Nehmen doch im Leben eines Heerführers seine Feldzüge nothwendigerweise viel Platz weg. Auch damit kann man sich einverstanden erklären, daß die naturwissenschaftlichen Schriften mit einer Ausführlichkeit behandelt worden, die für den ersten Anblick unverhältnißmäßig scheinen mag: die Naturwissenschaft füllt einen großen Theil von Goethe's Leben aus, dann aber auch fehlt es selbst in Deutschland nicht an einer vollständigen Besprechung seiner Bestrebungen und Erfolge auf diesem Gebiet. Die Analysen und Kritiken, welche Lewes über verschiedene dichterische Productionen Goethe's gibt, stimmen häufig in sehr wesentlichen Stücken nicht mit den Beurtheilungen deutscher Kritiker überein. Man wird in diesem charakteristischen Unterschiede nicht einen Mangel, sondern ein Verdienst und einen Vorzug erkennen, selbst dann, wenn das eigene individuelle Urtheil des Lesers in einem Grade von dem Urtheil des Autors abweicht, daß eine ausgleichende Verständigung der gegenüberstehenden Meinungen und Ansichten nicht möglich. Die Bibel ist nicht das einzige Buch, deren Interpretation und Commentar unendlich und ewig. Als ein solches Urtheil, mit dem wir uns durchaus nicht zu befreunden vermocht, bezeichnen wir die Kritik des Tasso im neunten Abschnitt des ersten Buches. Lewes drängt sein Urtheil über das Drama in den Satz zusammen: „Tasso ist eine Reihe tadelloser Verse." Eine Reihe tadelloser Verse können Tausende und aber Tausende schreiben. Addirt aber immerhin die gesammte Production von diesen Tausenden und aber Tausenden, ihre ganze Habe und Hinterlassenschaft zusammen, und seht zu, ob euer Additionsexempel auch eine Summe ergeben wird, die dem Werthbegriff des Tasso auch nur im Entferntesten nicht gleich, bloß nahe käme.

Auch das kann unsre lebhafte und aufrichtige Anerkennung für Lewes nicht verringern, daß wir bei ihm mitunter über ein äußeres Lebensverhältniß des Dichters in einer Auffassung entschieden finden, gegen die wir als eine einseitige Zweifel und Bedenken erheben. Als ein solcher Punkt sei z. B. die Darstellung von dem Abbruch des Verhältnisses mit Frau von Stein bezeichnet. Lewes spricht es einmal selbst aus, daß Goethe zweien Dingen nie widerstehen konnte, dem Weine und den Weiberthränen. Richtiger wäre es vielleicht gewesen, statt Weiberthränen, Weiberlächeln zu schreiben. Wenigstens haben

die Thränen, die zu Sesenheim geweint wurden, es nicht verhindern können, daß Goethe das Lächeln andrer Weiberlippen schön fand, ebensowenig als die Thränen der Frau von Stein ihn abhielten, sich durch das Lächeln von Christiane Vulpius rühren zu lassen. Wir gehören nicht zu den moralischen Rigoristen, deren schaufelhutiges Puritanerthum sich vor jeder Handlung pharisäisch bekreuzt, für welche die Norm in dem Katechismus nicht vorgezeichnet, an das Verhältniß aber zwischen Goethe und der Vulpius können selbst die wärmsten Verehrer des Dichters nicht ohne Schmerz denken. „Die Nation," sagt Schäfer, „hat ihrem größten Dichter die Entzweiung mit Sitte und Gesetz nie verziehen; Nichts hat der richtigen Würdigung von Goethe's sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, Nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet als diese Halbehe." Wir stehen nicht auf der Seite von Lewes, wenn dieser Goethe's jähen Abbruch der Beziehungen mit Frau von Stein, sobald er die Bekanntschaft mit Christiane Vulpius gemacht hatte, von der Seite entschuldigt, Goethe habe der Frau von Stein seine Freundschaft angetragen, die letztere aber, in ihrer Eigenliebe verletzt, sei unversöhnlich gewesen. Nach Lewes war es für Frau von Stein nicht genug, daß er sie so viele Jahre mit seltener Hingebung geliebt hatte, nicht genug, daß er ihrem Sohne mehr gewesen als sein eigener Vater, nicht genug, daß er auch jetzt, wo der unvermeidliche Wechsel eingetreten war, noch immer zärtliche Neigung für sie hegte, in dankbarer Erinnerung an Das, was sie ihm gewesen, — er hatte aufgehört, sie zu lieben, dies Eine löschte die ganze Vergangenheit aus. Ein reines, edles Herz vergißt nie, daß es geliebt und in der Liebe glücklich gewesen, ein großes Herz ist dankbar in seiner Erinnerung. Das Herz der Frau von Stein hatte nur ein Gedächtniß für seine Wunden. Ich glaube, Lewes ist zu dieser Auffassung gelangt, weil das Material, nach welchem der Bruch zwischen Frau von Stein und Goethe beurtheilt werden muß, durchaus einseitig ist, da die Briefe der Dame alle vernichtet sind; vielleicht auch, daß Lewes in dieser Partie abhängig ist von Ad. Stahr, der bekanntlich für die Vulpius mit beredter Vertheidigung in die Schranken getreten. Mich dünkt, die Briefe, welche Goethe während des Bruches an die Frau von Stein schrieb und die Lewes mittheilt, hätten ihn zu einer andern Darstellung veranlassen können. Der Uebersetzer, dem wir bei dieser Gelegenheit für seine Mühe an Fleiß und Sorgfalt unsern Dank sagen, bemerkt in einer Note, es bliebe uns Nichts übrig, als über diese Briefe den Kopf zu schütteln. Wie schlecht stimmt es zu seiner sonst ausgesprochenen Leidenschaft für Christiane, accentuirt Freese, wenn er sie gegen die Stein „das arme Geschöpf" nennt, und von den Empfindungen spricht, die er ihr „gönne!" Wie wenig treu und männlich erscheint er, wenn er die Hülfe der Freundin in Anspruch nimmt, „das Verhältniß nicht ausarten" zu lassen! wenn er gar die Unfreundlichkeit der Stein [illegible] ksichten zurückführt, und beinahe zu hoffen scheint, falls „sie nur den Kaffee aufgebe," so ist, fügen wir hinzu, eine solche höhnende Ironie weder dessen würdig, von dem sie — dies ihre einzige Entschuldigung — in einem Moment leidenschaftlicher Erregung ausging, noch der in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Frau. Der trübe Schatten, der auf diese Correspondenz fällt, läßt sich so wenig in Abrede stellen, wie der jähe Fortritt von Sesenheim nicht entschuldigt werden kann.

Die Kunst der Darstellung von Lewes feiert ihren vollsten Triumph in dem Schlußcapitel, welches unter der Aufschrift: „Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt," die letzten Lebenstage Goethe's erzählt. Aufzeichnungen des Romandichters William Thackeray, der sich damals in Weimar aufhielt, liegen der Skizze größtentheils zu Grunde.

Weil wir nicht langsam und zurückhaltend im Anerkennen der Vorzüge und Schönheiten gewesen sind, welche die Arbeit von Lewes zahlreich enthält, weil wir fern von jeder nationalen Eitelkeit oder Empfindelei dem Verdienst des fremden Autors volle Rechnung getragen, wird es uns um so eher gestattet sein, schließlich einen Vorwurf gegen den Verfasser zu erheben, ohne daß man dagegen den naheliegenden Einwand geltend macht, wir wären zu dem Tadel durch nationale Rücksichten bestimmt worden. Lewes thut sich — in den Augen deutscher Leser wenigstens — selber entschiedenen Abbruch, indem er wiederholt die Prätension nicht undeutlich durchschimmern läßt, er sei der einzige infallible Goetheinterpret, so richtig und ganz wie von ihm sei Goethe in Deutschland nie verstanden und gewürdigt worden. Diese Selbstüberhebung verdient eine strenge Rüge, um so mehr als sich nicht verhehlen läßt, daß, mit aller Hochachtung für die Leistung von Lewes sei es ausgesprochen, der tiefere geistige Gehalt, das was bei Goethe ewig und gottgegeben, das was bei unserm Dichter specifisch deutsch gedacht nnd deutsch empfunden, von dem Engländer nicht selten leicht und obenhin abgethan ist, vielleicht aus dem Grunde, weil es von ihm nicht begriffen wurde. Es sind uns Kritiken zu Gesicht gekommen, welche dieses Moment gar herbe und bitter urgiren; wir können die theilweise Berechtigung dieser Kritik nicht in Abrede stellen. Th. L.

Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Mährchen und Lieder von Julius Rodenberg. Hannover, Carl Rümpler.

Wenn man gegenwärtig ursprüngliche nationale Eigenthümlichkeiten in ihrer tieferen Bedeutung kennen lernen will, so muß man abseits von den großen, ausgetretenen Heerstraßen seinen Weg nehmen, muß verborgene, abgelegene Strecken aufsuchen, wo die Alles gleichmachende Hast unsrer Tage den poetischen Duft des Volkslebens noch nicht ganz vernichtet und die charakteristischen Züge der einzelnen Stämme noch nicht völlig verwischt hat. Wie der ernste Mann sich aus dem Gewirre des vollerwachten Daseins zu den Quellen seines Lebens, zu seiner Heimath gezogen fühlt, und Jeder gern einmal in traulichen Stunden auf die Erzählung der Erlebnisse

aus den Tagen unsrer Vorfahren lauscht, so auch und mehr noch üben die Kunden von den naiven unbewußten Regungen aus der frühesten Kindheit des Menschengeschlechtes stets ihre Gewalt über das Gemüth des empfänglichen Forschers und regen namentlich dichterische Naturen zur verklärten Wiedergabe an. Das vorliegende Buch hat im Stoff und in der trefflichen Behandlung einen doppelten Werth. Der Stoff beruht einestheils auf Beobachtungen, die der Verfasser in Wales gesammelt hat, jenem Lande, wo das Christenthum die heidnischen Anschauungen nicht ganz zu verdrängen vermochte und sich noch jetzt viele Gebräuche und Ueberlieferungen finden, die ihren Ursprung aus dem heidnischen Cultus unzweifelhaft verrathen, und es enthält somit einen bedeutenden Schatz von culturhistorischen Nachrichten; anderntheils aber gibt es auch manche treffliche Skizze aus dem dortigen Volksleben der Gegenwart, die in ihrer Eigenthümlichkeit jeden Leser fesseln werden. Rodenberg hat es nicht versucht, einen trocknen Bericht über die äußeren Zustände des Landes und seiner Bewohner zu geben, dazu hätte sich auch seine ganze Natur nicht geeignet, aber er hatte Augen für die charakteristischen Gestalten, und Verständniß für die alten Mährchen, Sagen und Lieder des Volkes, und was er in diesen Richtungen bietet, schon eigenthümlich und werthvoll an sich, wird es noch mehr durch die richtige Behandlung und die sinnige Anordnung, die er getroffen. Wir gewinnen einen tiefen Blick in das Walten der geistigen Mächte im Volksleben, in seinen Glauben und Aberglauben, seine Liebe, seinen Haß. Besonders zu rühmen ist die Eintheilung des Buches, die den Leser in lebendiger Abwechslung zu den Quellen der Volkspoesie führt; von tiefgehender Bedeutung sind in dieser Hinsicht die Capitel: „Eine Mythologie des Todes" und „Zur walisischen Poesie und Musik."

Als eine besondere Auszeichnung für den Verfasser und eine gewichtige Anerkennung seines Werkes darf wohl die ehrenvolle Aufnahme betrachtet werden, welche dasselbe in England bereits gefunden hat. Bentley's Miscellany enthielt im Januarhefte einen eingehenden und durchaus rühmenden Artikel über den „Herbst in Wales;" auch ist ein englischer Publisher bereits mit der Ausgabe einer Uebersetzung beschäftigt.

Jerusalem. Epische Dichtung von Adolph Stern. Leipzig. Heinrich Hübner.

Adoph Stern hat uns immer durch die Wahl seiner Stoffe Achtung und Theilnahme eingeflößt. Man sieht es seinen Dichtungen an, daß der Dichter seine Studien mit Ernst und Fleiß gemacht hat. — Den Stoff dieser seiner neuesten Schöpfung bildet der Untergang des jüdischen Reiches, die Eroberung Jerusalems durch Titus, die Zerstörung des Tempels. Den widerstreitenden Elementen des Römerthums und des Judenthums ist als versöhnendes das Christenthum beigesellt, das, wie ein neuer Tag über den verwilderten Römercohorten und den von Blut und Brand befleckten Tempelruinen aufgeht. Auf diesem historischen Hintergrund zeichnet der Dichter eine Geschichte von eigener Erfindung. Mirjam, die Tochter eines alten, ehrwürdigen Judengreises, wird von Philippus geliebt, welcher der Sache des Christenthums ergeben ist; und ihr Bruder Judah, ein fanatischer Jüngling, ist der Anführer und Held der belagerten Juden. Die Ausführung dieser Verhältnisse ist nicht besonders gelungen — es mangelt den Charakteren an individuellem Gepräge, der Handlung an Spannung, der Haltung des Ganzen zu sehr an jener straffen Energie, die wir von einer „epischen" Dichtung verlangen müßten. Die lyrischen Schönheiten überwiegen, und sie zu entfalten hat der Stoff denn auch vielfältig Gelegenheit. So ist die Schilderung des Römerlagers von anschaulicher Bewegung und Kraft; so hat uns der Dichter das häusliche Walten Mirjam's in einem trefflichen Miniaturbild gezeichnet; so entfaltet das Gemälde des Tempelbrandes eine Gluth der Leidenschaft, eine Fülle und Pracht der Farben, der etwas Imposantes, ja Majestätisches nicht abzusprechen ist.

Wir möchten unserm jungen Dichter rathen, für folgende Arbeiten sich Stoffe zu wählen, die sowohl ihm, als auch uns näher liegen. Wir verweisen ihn in dieser Hinsicht auf die Geschichte des deutschen Reiches und besonders der deutschen Städte, deren Helden nicht nur den volleren Bau und die schärferen Züge des deutschen Mittelalters überhaupt, sondern insbesondere noch ein Herz haben, das dem unsern verwandter schlägt, und welchem das Interesse der Leser schon entgegenkommen würde, während es für die Helden in der classischen Toga und dem morgenländischen Leibrock erst erweckt werden muß.

---

1. Johannes-Album. Dichtung und Prosa in Originalbeiträgen verschiedener Verfasser, herausgegeben von Friedrich Müller, Bürgermeister zu Chemnitz. Chemnitz, Starke'sche Buchhandlung.
2. Album lyrischer Originalien. Aus Deutschland, Oesterreich, dem Elsaß und der Schweiz. Herausgegeben von Friedrich Oser. Mit einem Titelbild nach Schnorr von Carolsfeld, und einer Musikbeilage von Speyer. Basel. Schweighauser'sche Buchhandlung.

Diese beiden Bücher haben das mit einander gemein, daß das Beste an ihnen ihr guter Zweck ist. Der Ertrag des Johannes-Albums ist zu einem Capellenbaufond für das unter des Königs von Sachsen Protection stehende Johanneum zu Chemnitz; der Ertrag des Oser'schen Albums ist zum Besten der im Hauenstein-Tunnel Verunglückten bestimmt. Wir wünschen also beiden aus vollem Herzen den Erfolg, den die milde Absicht verdient, die sie geschaffen hat. Wir müssen aber sogleich auch um Entschuldigung dafür bitten, daß in diesem Falle die Ansichten des Kritikers mit den Ansichten des Menschenfreundes nicht ganz und unbedingt zusammengehen.

Das Johannes-Album erregt schon durch

seinen äußern Umfang einiges Bedenken gegen sich. Es hat etwas Unwahrscheinliches, daß ein zwischen 700 bis 800 Seiten starker Groß-Octav Band eine Reihe von Beiträgen brächte, die nicht nur als milde, sondern auch durchweg als gute Gaben zu betrachten wären. Und in der That findet sich im Johannes-Album manches höchst Mittelmäßige, nicht bloß in deutscher, sondern auch in lateinischer, griechischer, englischer, wendischer, böhmischer, schwedischer und ungarischer Sprache; und wir bedauern es aufrichtig, daß es die Mittelmäßigkeit auch hier — wie ja im Leben so oft — dem wahrhaft Guten und Schönen so sauer macht, sich zur Geltung zu bringen. Zum Schönsten und Besten dieses Albums, ja zu den glänzendsten Perlen deutscher Poesie, überhaupt rechnen wir das Gedicht „Im Schlitten" von Anastasius Grün, ein Gedicht, so unendlich reizend, daß es — und dies ist ein hohes Lob! — an sich allein schon hinreichen würde, das ganze Johannes-Album über Wasser zu halten. Allein es reiht sich diesem Grün'schen Gedicht noch manches andere werthvolle an. Ernst Moritz Arndt singt dem König von Sachsen ein offnes, ehrliches Lied; Emanuel Geibel feiert mit unerschöpflichem Gefühlszauber den Gegensatz von „Deutsch und Fremd;" Alexander Kaufmann, Justinus Kerner, Leopold Schefer, Feodor Wehl haben Beiträge zugesteuert, die der Namen ihrer Verfasser werth sind; wogegen uns sowohl Hermann Lingg als auch Otto Roquette etwas zu tief in den Papierkorb gegriffen zu haben scheinen. Auf dem Gebiete der Romanzen und Balladen machen wir auf die altsächsischen und bretonischen von Julius Rodenberg, und die der neuern Geschichte nachgedichteten von Adolph Stern aufmerksam.

Auch in dem zweiten Theile des Johannes-Albums, der für Prosa-Beiträge bestimmt ist, begegnen wir vielen hochgeachteten Namen, wie C. G. Carus, Fortlage, Jacob Grimm (ein Spruch des alten Freidank), Heinrich König, der in die liebliche Schilderung eines „Abend am Rhein" die Erzählung von einer höchst abenteuerlichen Seefahrt geschickt zu verweben weiß, G. Nieritz, F. v. Raumer, Varnhagen van Ense; die Beiträge der beiden erlauchten Damen Amalie Alexandra, Prinzessin und Herzogin von Bayern, und Amalie, Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg lesen sich angenehm und werden durch die Lebensstellung ihrer Verfasserinnen doppelt interessant. —

In Oser's „Album lyrischer Originalien" treffen wir zum größeren Theil wieder auf die Poeten des Johannes-Albums. Es zeichnet sich gegen dieses dadurch aus, daß es im Guten wie im Schlechten mehr Maß hält. Das Normale und schlichtweg Gute kommt in Oser's Album mehr zu seinem Rechte. Von hervorragender Bedeutung erschien uns nur Friedrich Hebbel's „Zauberwald," ein Gedicht, in welchem die prachtvolle Sinnengluth dieses genialen Dichters durch jenes prophetische, geisterhafte Ahnen gedämpft wird, das alle Schöpfungen Hebbel's wie ihr eigenster Hauch durchweht. Das Titelbild, nach Schnorr von Carolsfeld, ist ein vortrefflicher Gaber'scher Holzschnitt; und die Composition eines Oser'schen Textes von Wilhelm Speyer zeichnet sich durch den Wohllaut und die Einfachheit ihrer Melodie sehr aus. —

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne unser Bedenken gegen Sammlungen, wie die besprochenen, noch einmal auszudrücken. Das deutsche Volk hat seine Dichter im Allgemeinen nicht so gestellt, daß sie für „milde" Zwecke dichten könnten; was sie in solchen Fällen zu spenden pflegen, ist denn auch in der Regel Abfall, woraus aber nach zwei Seiten hin Schaden erwächst: die Würde der Dichtkunst wird verletzt und der gute Zweck wird nicht vollständig erreicht. Außerdem machen Rücksichten und Verhältnisse solche Unternehmungen nur zu leicht zum Tummelplatz der Dilettanten; und wenn es Etwas gibt, auf dessen Fernhaltung man endlich einmal mit aller Energie dringen müßte, so ist es eben der Dilettantismus. Denn er ist es hauptsächlich, der bei der gegenwärtigen Ueberproduction auf allen Gebieten der Kunst, — zum Schaden für Kunst und Künstler — der Anerkennung des wahrhaft Guten und Gediegenen überall im Wege steht! —

Botanische Unterhaltungen zum Verständniß der heimathlichen Flora. Von B. Auerswald und E. A. Roßmäßler. Leipzig. Hermann Mendelsohn.

Unter den Naturwissenschaften ist die Botanik wohl am besten geeignet, in allen Kreisen geübt und ausgebreitet zu werden, denn wie die Blüthen des Frühlings jedes empfängliche Gemüth vorzugsweise anziehen und zur Betrachtung der Natur auffordern, so ist die Kenntniß der Organismen in der Pflanzenwelt für Alle vom höchsten Interesse, und es findet sich somit grade hier der äußere Reiz mit dem belehrenden Gegenstande innig verbunden. Das vorliegende Werk hat sich die Aufgabe gestellt, in faßlicher Weise zum Studium der Botanik zu geleiten und anregend zu einem ernsten Blicke in die wunderbare Werkstätte der Natur aufzufordern. Die einzelnen Abtheilungen beschäftigen sich mit bestimmten heimathlichen Pflanzenarten und gehen in der Beschreibung derselben mit der allergewissenhaftesten Sorgfalt zu Werke, so daß an die Betrachtung der unscheinbarsten und unbeachtetsten Gewächse stets eine reiche Fülle von Belehrung sich knüpft. Dabei ist die Art der Behandlung höchst anziehend und klar; die in großer Anzahl beigegebenen Illustrationen verdienen das unbedingteste Lob einer eben so richtigen wie künstlerisch freien Nachbildung und die ganze Ausstattung kann als eine sehr würdige und, trotz des billigen Preises, brillante bezeichnet werden.

Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Das Schraubenschiff.

Von

Dr. Schellen.

Es war im September 1837, als bei unruhiger See und stürmischem Wetter ein Dampfschiff von neuer Construction sich in die See hinauswagte und die Fahrt von Blakwell über Dover und Falkstone nach Hyte gegen Wind und Wellen glücklich zurücklegte, obgleich es für eine Seefahrt gar nicht gebaut worden war. Vom Lande sahen zahlreiche Beobachter dem ruhigen und sichern Gange des Schiffes zu. Wohl wirbelte von Zeit zu Zeit sein Schornstein nach alter Weise schwarze Rauchwolken empor, aber von den treibenden Schaufelrädern war nichts zu sehen, Radkasten waren nicht vorhanden und der ganze Körper des Schiffes zeigte äußerlich nur zwei lange, glatte Seitenwände, die durch keinerlei Vorsprünge unterbrochen waren. Wie von unsichtbarer Kraft getrieben, schoß das Fahrzeug gleich einer Schlange, die geräuschlos durch die hohen Gräser schleicht, ruhig durch die Wogen. Wenn andre Schiffe ihre Spur im Wasser durch eine mehr oder minder tiefe Furche bezeichnen, welche sie hinter sich lassen, so wühlte das neue Fahrzeug einen langen und dicken Wasserstrang auf, der einem dicken Seile vergleichbar sich in fortwährender Bewegung um seine Achse wälzte und in spiralförmigen Windungen als lange Wasserwelle erst in weiter Ferne sich verlor.

Das Fahrzeug, Infant Royal genannt, war das erste Schraubenboot. Der Engländer Smith, dem bereits unter dem 21. Mai 1836 ein Patent auf den neuen Motor ertheilt worden war, hatte es gebaut; es war nur ein kleines Boot, 31 Fuß lang, von sechs Tonnen Tragfähigkeit, und seine Dampfmaschine, die zur Umdrehung der Schraube bestimmt war, hatte nur sechs Pferdekräfte. Aber obgleich die Probefahrten vollkommen gelungen waren, so erweckte das neue System der Fortbewegung doch so wenig Vertrauen in die Tauglichkeit desselben, daß sein Erbauer nur mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten dahin gelangen konnte, daß die englische Admiralität im März 1838 seine Erfindung prüfen ließ.

Es hatte sich inzwischen unter dem Namen „Gesellschaft für die Fortbewegung mittelst Dampf" ein Verein von unternehmenden englischen Industriellen gebildet, welcher ganz nach dem Smith'schen System ein neues und größeres Schiff bauen ließ, das den Namen „Archimedes" erhielt. Das Schiff hatte eine Tragfähigkeit von 240 Tonnen (1 Tonne = 2000 Pfund) und besaß zur Umdrehung der Schraube eine Dampfmaschine von 60 Pferdekräften; zugleich erhielt der Marinecapitän Chapell von der Admiralität den Auftrag, die Leistungen des neuen Fahrzeuges zu prüfen. Die Probefahrten des Archimedes fielen wider Erwarten glücklich aus. Die Admiralität hatte nämlich als Bedingung gestellt, das Schiff müsse in der Stunde 4 bis 5 Knoten (4 bis 5 englische Meilen, $4^3/_5$ englische Meilen = 1 preußische Meile) zurücklegen, wenn der neue Motor als bewährt anerkannt werden solle; bei der Fahrt legte es aber stündlich 10 Knoten zurück und erreichte eine Geschwindigkeit, welche bei den Dampfschiffen mehr als eine mittlere angenommen wird.

Die erste dieser Fahrten, welche im Juni 1840 von Dover nach Calais gemacht wurde, ward in kürzerer Zeit vollbracht, als dieses bis dahin durch ein Dampfschiff geschehen war. Ebenso brauchte es nach einiger Abänderung in der Construction der Schraube zu einer Reise von Portsmouth bis Oporto, einer Entfernung von 800 englischen Meilen, kaum siebzig Stunden. Aber vor Allem glänzend war die Fahrt, welche kurz darauf der Archimedes bei einer Umschiffung von ganz England zurücklegte. An allen

Stationen, wo das Schiff anlegte, fanden sich die ausgezeichnetsten Ingenieure und Mechaniker der Umgegend ein, um die neue Erfindung kennen zu lernen und die Leistung des Schraubenschiffes mit eigenen Augen zu beurtheilen; es fiel mit einem Male der Schleier des Geheimnisses, und vor der allgemeinen Anschauung des neuen Propellers und dessen Leistungsfähigkeit mußten alle Vorurtheile schwinden, welche sich bis dahin gegen die neue Triebkraft erhoben hatten. — Die Rundreise des Archimedes um England wurde daher nicht bloß ein wahrer Triumphzug des Erfinders, sondern sie bezeichnet auch den Anfang einer neuen Aera in der Dampfschifffahrt.

Bei allen neuen Erfindungen von einiger Wichtigkeit, wenn sie erst im Großen zur Ausführung gekommen sind und ihr praktischer Werth durch Erfahrung festgestellt ist, pflegt es zu geschehen, daß sehr bald von verschiedenen Seiten her Ansprüche auf die Ehre der Erfindung erhoben werden und Prioritätsstreitigkeiten beginnen, welche nur selten zu einem entscheidenden Abschlusse kommen. So ist es auch mit dem Schraubenschiffe gegangen; noch gegenwärtig streiten sich Franzosen, Engländer und Amerikaner um die Ehre dieser Erfindung, und in der That reichen die Versuche, die Schraube als Mittel zur Fortbewegung von Schiffen oder zum Betrieb von Mühlen zu benutzen, bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinauf.

Der Franzose Du Quet schlug im Jahre 1731 einen Apparat zur Fortbewegung von Schiffen vor, bei welchem eine Schraube mit ihren beiden Enden zwischen zwei verankerte Boote eingesetzt werden sollte. Die Boote sollten einen Winkel mit einander einschließen, um dazwischen eine kräftige Strömung des Wassers zu erhalten. Indem das Wasser gegen die ziemlich breiten Windungen der Schraube drückte, würde es diese wie der Wind die Windmühlenflügel umdrehen. Auf der Achse der Schraube sollte eine Seiltrommel befestigt, um die Trommel ein Seil geschlungen und dieses an einem höher gelegenen festen Punkte des Flusses angebunden werden. Durch die Bewegung der Schraube und der Trommel sollte sich das Seil aufwinden und dadurch das Fahrzeug mit dem, was daran gehängt ist, stromaufwärts bewegt werden. Im Jahre 1818 konnte man noch zwei Modelle dieses Systems in dem Pariser Conservatoire des arts et métiers sehen.

Einen Schritt weiter that Daniel Bernouilli, der 1752 von der französischen Akademie einen Preis für eine Abhandlung erhielt, in welcher er vorschlug, unter dem Vordertheil eines Schiffes nach der Länge desselben eine Achse mit schief gestellten Flügeln oder Schaufeln aufzustellen, diese rund zu drehen und dadurch das Schiff fortzubewegen.

Noch directer geht der französische Mathematiker Paucton in seiner Abhandlung „Theorie der Archimedes'schen Schraube" (Paris, 1768) auf das fragliche Problem ein. Er sagt sehr treffend wörtlich: „Das Ruder ist das Werkzeug, dessen man sich bedient, um den Kahn im Wasser fortzubewegen. Dasselbe ist eigentlich nichts Anderes als ein langer Hebel, dessen Ende abgeflacht ist und das durch seinen Druck analog wirkt wie ein Keil, der in's Holz getrieben wird. Der Unterstützungspunkt des Hebels ist der auf dem Kahn befestigte Ruderpflock, die bewegende Kraft der Rudernde und der Widerstandspunkt das Wasser. Es ist auffallend, daß noch Niemand darauf verfallen ist, die höchst unvollkommene Gestalt des Ruders zu verbessern; denn nicht allein daß die Bewegung des Kahns immer eine ruckweise ist, so muß auch der Rudernde einen großen Theil seiner Kraft und seiner Zeit verwenden, das Ruder nach jedem Stoße aus dem Wasser zu heben und wieder zurückzubewegen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, sollte man das Ruder durch ein Instrument ersetzen, das wo möglich eine gleichmäßige und continuirliche Bewegung gestattet, und ich sollte glauben, daß die Pterophore (die Umdrehung eines Schraubenfadens um einen Cylinder) diese Bedingungen vollständig erfüllen dürfte. Man könnte zwei solche Pterophore, einen zu jeder Seite des Kahns, oder auch nur eine am Vordertheil anbringen. Dieselbe müßte ganz unter Wasser liegen oder auch nur bis an die Achse unter Wasser eintauchen; ihr Durchmesser würde sich nach den Dimensionen des Kahns und die Steigung der Schraube nach der Geschwindigkeit richten, mit welcher man rudern will." — Wie wir später sehen werden, liegt in diesen Sätzen das Princip des Schraubenschiffes, wie es gegenwärtig in Anwendung kommt, vollständig begründet.

Seit dem Jahre 1820 mehrte sich die Zahl derjenigen Techniker, welche bald wirkliche Schrauben, bald Achsen mit schief oder spiralförmig gestellten Flügeln zur Fortbewegung von Schiffen anzuwenden versuchten; in England, Frankreich und Amerika wurden seit dieser Zeit fast alljährlich Versuche angestellt, um mit schraubenähnlichen Vorrichtungen Schiffe fortzubewegen, Modelle mannigfacher Art wurden ausgeführt, den Behörden wurden Vorschläge gemacht und Patente nachgesucht; aber es kam nicht zu einer praktischen Ausführung im Großen.

Unter der großen Zahl dieser Erfinder verdient einer besonderen Erwähnung zunächst der französische Geniecapitän Delisle, der schon 1823 seiner Regierung Vorschläge machte, um durch einen neuen Mechanismus Seeschiffe fortzubewegen. Der im Jahre 1836 in England unter dem Namen „Transversal-Propeller" von Ericson patentirte Motor war im Wesentlichen nichts Anderes als die schraubenflügelartige Vorrichtung von Delisle.

Der Schiffbauer Sauvage nahm 1832 ein Patent auf eine Schraubenvorrichtung, welche dazu bestimmt war, die Räder der Dampfschiffe zu ersetzen. Er hatte eine große Anzahl von Versuchen mit dem neuen Motor angestellt, die keineswegs ungünstig ausgefallen waren; gleichwohl scheiterte die Ausführung des neuen Systems im Großen an dem Berichte einer Commission unter dem Vorsitze eines Admirals, welche ihm am 11. Juli 1832 eröffnete, daß die Anwendung seiner Schraube im Großen sich nicht bewähren könne. Und doch hat sie sich vollständig bewährt, denn der Motor von Sauvage stimmt mit der von Smith in dem Archimedes angewandten Schraube fast ganz überein.

Zwischen dem Patente von Sauvage und der ersten Fahrt eines größeren Schraubenschiffes in Frankreich verflossen gleichwohl beinahe elf Jahre, denn erst im Jahre 1843 baute Normand in Havre auf Rechnung des Staats die Goëlette Napoleon und versah dieselbe mit einer Schraube nach dem Modelle des Engländers Smith. Der Erfolg war auch hier so günstig, daß die bisherigen Leistungen selbst der besseren Raddampfer übertroffen wurden, der Napoleon legte nämlich stündlich 10 bis 11 Knoten zurück. Am Bord dieses neuen Fahrzeuges befanden sich bei den Probefahrten der General-Director der Posten, der Seepräfect, Ingenieure und andre Beamten von hervorragender Stellung; ein Mann aber war nicht auf dem Napoleon, ein Mann war zu dieser Triumphfahrt nicht eingeladen worden, einen Mann nannten die Journale nicht; dieser Mann war Friedrich Sauvage, der dreizehn Jahre arbeitete, zwei Jahre, um seine Schraube zu finden und elf Jahre, um gegen Unglauben, Neid und Böswilligkeit anzukämpfen. „Ich wußte," erzählt Alphonse Karr in seinen Guepes, „daß Sauvage wegen einer elenden Schuld im Gefängniß von Havre saß. Ich besuchte ihn. Er hatte sich in seiner Zelle so gut er konnte eingerichtet. Seit Sauvage im Gefängniß ist, spielt er Violine. Aus den zerreißenden Saiten macht er allerlei geistreiche Maschinen. Auf seinem Fenstergesimse fand ich ein Bassin aus einem Stück Zink, in diesem Bassin schwamm ein Fahrzeug, welches er mit seinem Messer construirt hatte. — Aber unter all' den reichen Männern, die stolz waren, den Engländern diese französische Erfindung (?) zu zeigen, war nicht Einer, welcher Sauvage die Summe anbot, um ihn in Freiheit zu setzen. Der Marineminister, der König von Frankreich ließen ihn seit Monaten im Gefängniß!"

Einige Tage später druckte das Siècle den Artikel der Guepes ab, und nach wenigen Tagen war ein Theil der Schuld bezahlt, für das Uebrige hatte der Gläubiger eine Frist eingeräumt, und der Präsident der königlichen Aufmunterungs-Commission von Abbéville stellte sich Herrn Sauvage zu Diensten. Ein englisches Journal schlug, entrüstet über Frankreichs Undankbarkeit, eine englische Subscription vor, die aber von Sauvage selbst abgelehnt wurde. Erst später erhielt er eine Pension von 2500 Frcs. Nach einem kummervollen Leben ist derselbe jüngst im Irrenhause gestorben!

Fast gleichzeitig mit Smith, dem Erbauer des Infant Royal und des Archimedes und unabhängig von diesen construirte Ericson eine eigenthümliche Art von Schiffsschraube; aber sowohl die Einrichtung derselben, als auch die Lage, wo er sie anbringen wollte, fanden nicht den Beifall der englischen Admiralität. Ericson verließ daher England, ging nach Amerika und baute daselbst den Schraubendampfer Francis Ogden; obgleich sein System sich nicht so vortheilhaft erwies als das Smith'sche, so wurden in Amerika doch mehrere Schiffe von ziemlicher Größe danach ausgeführt.

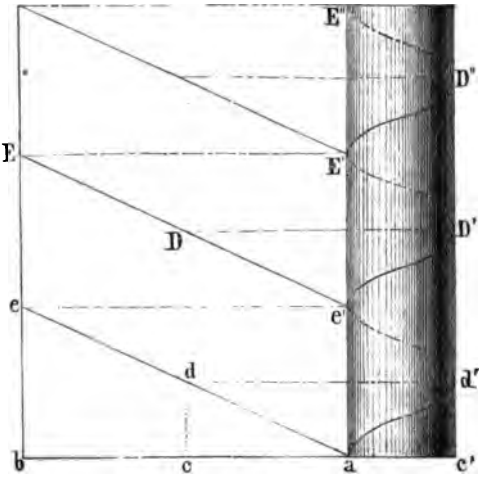
Diese Mittheilungen, die keineswegs erschöpfend sind, genügen, um zu zeigen, daß jedem der oben genannten drei Länder ein Antheil an der Ehre der neuen Erfindung zukommt. Wenn trotzdem der Engländer Smith vorzugsweise als der Erfinder des Schraubenschiffes angesehen zu werden pflegt, so ist das in dem Sinne zu nehmen, daß er es war, der in seinen Versuchen, die Schraube zur Fortbewegung der Schiffe anzuwenden, mit einer seltenen Beharrlichkeit und Ausdauer verfuhr, daß er es war, der bei der Umschiffung Englands den Beweis von der Vortrefflichkeit des neuen Systems öffentlich darlegte, und daß in Folge eines günstigen Umstandes der neue Motor alsbald Gelegenheit erhielt, seine Ueberlegenheit über die Raddampfer an einem Schiffe von den bedeutendsten Dimensionen nachzuweisen.

Wir unterbrechen hier den Faden der geschichtlichen Entwicklung, welche die Schraubenschifffahrt durchgemacht hat, um zunächst in die Erörterungen über die Art und Weise, wie die Schraube construirt ist und zur Fortbewegung der Schiffe wirksam wird, näher einzugehen.

Eine Schraubenlinie entsteht dadurch, daß eine schiefe Ebene aeb (Fig. 1) so um einen Cylinder aufgewickelt wird, daß die Basis ab derselben sich genau an die Umfangslinie des Cylinders anschließt. — Es sei aeb ein rechtwinkliges Stück Papier, dessen Basis ab genau gleich dem Umfange des daneben stehenden Cylinders ist. Wird nun dieses Dreieck, in welchem ae eine schiefe Ebene darstellt, so um den Cylinder herumgelegt, daß sich die Basis ab überall an die Umfangslinie ac' des Cylinders anschließt, so bildet die schiefe Ebene ae auf dem Cylinder oder der Spindel eine schräg ansteigende krumme Linie ad'e', welche Schraubenlinie genannt wird. Es ist also nicht jede auf einem Cylinder verzeichnete ansteigende Linie eine Schraubenlinie, sondern nur diejenigen von ihnen erhalten diesen Namen, welche, wenn man den Cylinder in eine Ebene abwickelt, eine gerade Linie von der oben angegebenen Beschaffenheit bilden.

Schneidet man den Cylinder der Fig. 1 längs

Fig. 1.



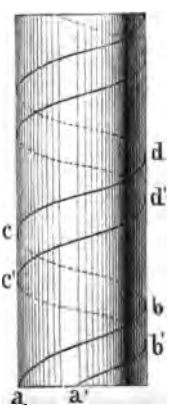
der Seite aE" auf und wickelt ihn nach links in die Ebene des Papiers ab, so erzeugt die Schraubenlinie ad'e' wieder die gerade Linie ade, indem sich ein Punkt der Schraubenlinie nach dem andern zu der gerade aufsteigenden Linie ade in die Ebene des Papiers niederlegt.

Der Mittelpunkt d der schiefen Ebene liegt auf dem Cylinder von der Basis an gerechnet in einer Höhe c'd' gleich der Höhe cd, und er entsteht, wenn die halbe Basis ac sich um den halben Cylinderumfang aufgewickelt hat; die Strecke ad' ist also die halbe Schraubenlinie; ebenso ist die Höhe ae' gleich der Höhe be und diese Strecke heißt daher auch die ganze Schraubenhöhe oder die Ganghöhe, weil man die volle Länge ad'e' der Schraubenlinie auch einen Schraubengang nennt.

Hiernach ist klar, daß man auf demselben Cylinder unzählig viele Schraubengänge bilden kann von großer und von kleiner Ganghöhe, je nachdem man in dem erzeugenden Dreieck abe die Höhe be groß oder klein wählt. Stellt man mehrere schiefe Ebenen aeb, e'Ee u. s. w. von gleicher Höhe, wie die Figur zeigt, auf einander, und zwar so, daß die Basis ee' der zweiten da anfängt, wo die erste schiefe Ebene ae endigt, so entstehen natürlich durch die Aufwickelung dieses Systems um den Cylinder ebenso viele völlig gleiche Schraubenlinien als schiefe Ebenen vorhanden waren, welche einzeln genau an einander anschließen und in ihrer Gesammtheit eine einzige continuirlich ansteigende Schraubenlinie ad'e'D'E'D"E" von mehreren Gängen bilden.

Läßt man zwischen der Windung einer Schraubenlinie eine andre von derselben Steigung auf dem cylindrischen Kern sich entlang ziehen, so unterscheiden sich diese beiden Schraubenlinien offenbar nur darin, daß sie nicht gleichzeitig anfangen; man hat dann eine Schraube mit zwei nebeneinandergehenden Gängen oder eine doppelgängige Schraube; ebenso gibt es drei- und mehrgängige Schrauben, von denen die letzteren jedoch in der Praxis wenig Anwendung finden. Die Fig. 2 zeigt eine doppelgängige Schraube, in der die Gänge um eine Viertelumdrehung von einander getrennt sind. Legt man an einer Schraubenlinie entlang einen hervorragenden Körper, z. B. eine dickere Schnur, um den Cylinder herum, so entsteht ein Schraubengewinde, von welchem es hinlänglich bekannt ist, daß es bald eine dreieckige Form hat, wie bei den scharfen Holzschrauben, bald viereckig, bald rund ist. Schneidet man dagegen längs einer Schraubenlinie in den Cylinder eine Vertiefung ein, so wird zwar auch dieser hohle Gang ein Gewinde genannt, die Schraube selbst heißt dann aber eine Schraubenmutter.

Fig. 2.



Die Anwendung der Schraube in dem gewöhnlichen Leben ist so allgemein bekannt, daß es eines näheren Eingehens hierin nicht bedarf; wir erinnern daher nur vorübergehend daran, daß mit Ausnahme des Falles, wo eine Schraube in ein gezahntes Rad eingreift, wie bei der Schraube ohne Ende, stets Schraubenspindel und Schraubenmutter vereint wirken; dabei ist bald die Spindel fest und die Mutter beweglich, bald umgekehrt die Mutter fest und die Spindel drehbar. Zuweilen scheint die Mutter zu fehlen, wie in den Fällen, wo eine Schraube zur Befestigung eines Gegenstandes in Holz u. s. w. eingeschraubt werden soll; beim Beginn des Einschraubens fehlt hier die Mutter allerdings, allein schon beim ersten Drehen und dem ersten Fortschreiten der Spindel in dem festen Holze entsteht die Schraubenmutter; nach dem ersten Rundgange der Spindel ist der erste Gang der Mutter eingeschnitten worden, der dann als Halt und Führung bei dem Einschneiden der folgenden Gänge dient.

Dreht sich eine Schraubenspindel in der festen Mutter einmal rund, so schreitet die Spindel genau um die Höhe eines Schraubenganges vorwärts oder rückwärts, je nach der Richtung, in welcher dieselbe gedreht wird. Ein Korkzieher, wie jede andre Schraube, die etwa sechs Windungen hat, muß sechsmal rundgedreht werden, damit sie um ihre ganze Länge fortgeschoben werde; je größer also die Ganghöhe ae' (Fig. 1) einer Schraube ist, um so größer ist bei jedesmaligem Runddrehen ihr Fortschreiten in der festen Mutter.

Legt man längs der Schraubenlinie rcs (Fig. 3), welche die Hälfte eines ganzen Ganges bildet, und im Vergleich zu der Schraubenlinie der Fig. 1 eine sehr große Ganghöhe hat, eine breite Fläche abcde, so entsteht eine Schraube, die, wenn sie in einer ähnlichen festen Mutter in der Richtung des Pfeiles p rundgedreht wird, ebenfalls um den ganzen Betrag ihrer Ganghöhe nach der Richtung ihrer Achse ww fortschreitet. Beträgt die Ganghöhe, die in der Fig. 3 doppelt so groß ist als die Linie r's', zehn Fuß, so rückt die ganze Achse ww mit Allem, was daran befestigt ist, bei einer einmaligen Umdrehung in einer festen Mutter, um zehn Fuß vorwärts, und würde demnach, wenn sie stets in einer festen Mutter bliebe und in der Minute achtzig Mal rundgedreht würde, in dieser Zeit um achthundert Fuß fortschreiten.

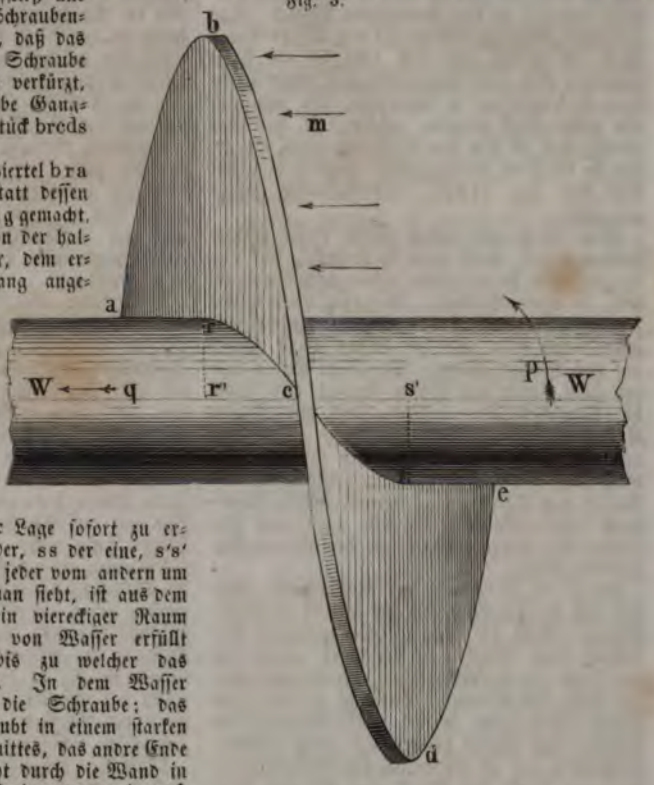
Nach dieser kurzen Abschweifung in das Gebiet der Mechanik kehren wir zu der Schifffahrt zurück und knüpfen den abgebrochenen Faden zunächst wieder an das Smith'sche Dampfschiff Archimedes an. — Das Schiff war von gewöhnlicher Bauart und besaß eine Dampfmaschine von sechzig Pferdekräften. Anstatt aber die Kraft dieser Maschine zur Umdrehung zweier Schaufelräder zu verwenden, benutzte er sie zur Umdrehung einer einzigen Spindel oder Welle, auf welcher sich nach Art der in Fig. 3 abgebildeten Schraube sich ein sehr breiter und flacher Schraubengang befand; die Höhe des Ganges, also in Fig. 3 fast die Länge ae, betrug $7\frac{1}{2}$ Fuß, der Durchmesser bd der Schraube $6\frac{1}{2}$ Fuß, so daß die Gänge br, sd eine Breite von $3\frac{1}{4}$ Fuß besaßen. Als zufällig das Schiff mit der Schraube

an einer seichten Stelle aufstieß und dabei die eine Hälfte des Schraubenganges einbüßte, fand sich, daß das Schiff rascher ging; die Schraube wurde daher um die Hälfte verkürzt, so daß sie nur noch die halbe Ganghöhe besaß und auf das Stück breds (Fig. 3) beschränkt wurde.

Während so die zwei Viertel bra und sde wegfielen, wurde statt dessen die Schraube doppelgängig gemacht, indem in einem Abstande von der halben Umdrehung ein zweiter, dem ersteren ganz gleicher Halbgang angebracht wurde.

Die Schraube lag im sogenannten todten Holze (dead wood) vor dem Steuerruder unter Wasser, wo die nach letzterem hin sich immer mehr verengenden Querschnitte des Schiffes nach unten zu flach und fast geradlinig auslaufen.

Fig. 3.

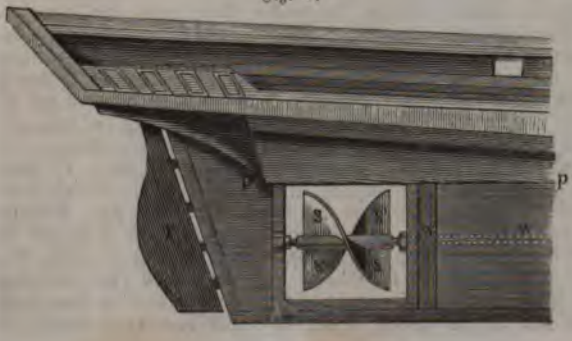


Aus der Fig. 4 ist diese Lage sofort zu erkennen; r ist das Steuerruder, ss der eine, s's' der andre Schraubengang, jeder vom andern um 180 Grade entfernt. Wie man sieht, ist aus dem Hintertheil des Schiffes ein viereckiger Raum ausgeschnitten, der ganz von Wasser erfüllt ist; pp ist die Linie, bis zu welcher das Schiff mindestens einsinkt. In dem Wasser dieses Ausschnittes liegt die Schraube; das eine Ende ihrer Spindel ruht in einem starken Lager des viereckigen Ausschnittes, das andre Ende w'w geht bei w' wasserdicht durch die Wand in das Innere des Schiffes hinein, wo es in passender Weise mit der in der Mitte des Schiffskörpers befindlichen Dampfmaschine in Verbindung steht. Diese Maschine hat in ähnlicher Weise, wie sie bei dem Raddampfer die Schaufelräder dreht, bei dem Schraubenschiffe die Aufgabe, die Welle w'w und damit die Schraube ss' selbst in sehr schnelle Umdrehung zu versetzen. Aus Gründen, die wir sogleich näher auszuführen haben, rückt durch diese Umdrehung die Schraube und Alles, was mit ihr fest verbunden ist, also das ganze Schiff, je nach der Richtung der Drehung vorwärts oder rückwärts.

Im Wesentlichen hat man seitdem diese Einrichtung der Schraubenschiffe beibehalten und ist hiernach klar, daß das Schraubenschiff so gut wie das Räderschiff eine Dampfmaschine erfordert, daß bei jenem die seitlich liegenden Schaufelräder sammt Radkasten wegfallen, daß die Schraube stets ganz unter Wasser liegt und ihre Welle immer parallel zu der Mittellinie des Schiffes oder dem Kiel sich befindet.

Um nun die Wirkung der Schraube und die Art und Weise, wie ihre Drehung die Fortbewegung des Schiffes hervorbringt, zu verstehen, erinnern wir zunächst wieder daran, daß eine jede Schraube, welche sich in einer festen Mutter dreht, oder welche man in einen festen Gegenstand, Holz, eindreht, bei jedem vollen Umgange um die Höhe ihres Ganges fortbewegt wird. Würde daher eine Schiffsschraube von acht Fuß Gangböhe so gedreht, daß sie sich in einen festen Körper einbohren könnte, so würde sie bei jeder Drehung um acht Fuß vorwärts gehen und dabei das fest mit ihr verbundene Schiff durch dieselbe Strecke fortziehen. Da die Reibung mit der Breite der Gänge zunimmt, so würde man, um die Reibung in dem als fest fingirten Körper möglichst zu vermindern, einer solchen Schiffsschraube nur ganz schmale Gänge, aber um die Geschwindigkeit des Schiffes zu vergrößern, eine große Gangböhe geben. —Aber die Schiffsschrauben dre-

Fig. 4.



hen sich in der Wirklichkeit nicht in einem festen Körper, sondern in dem beweglichen Wasser. Nun gibt zwar allerdings das Wasser dem Drucke Etwas nach, es weicht aus und läßt sich bei Seite schieben; aber diese Verschiebbarkeit seiner Theilchen ist keineswegs so bedeutend, als man auf den ersten Blick glauben möchte, sie hat ihre Grenze und es setzt jede Flüssigkeit einem Drucke, der sie bei Seite schieben will, einen Widerstand, eine Art von *fester*, widerstehender Fläche entgegen.

Man fühlt den hohen Grad dieses Widerstandes sofort, wenn man es versucht, eine nur einigermaßen breite Fläche, etwa einen Quadratfuß, in einer Richtung, die gegen diese Fläche senkrecht ist, im Wasser rasch fortzubewegen, oder wenn man mit der flachen Hand schnell auf das Wasser schlägt. Wer beim Baden von der Höhe herab in's Wasser springt und dabei die Ungeschicklichkeit begeht, mit dem flachen Körper auf das Wasser zu stoßen, wird aus dem empfindlichen Schmerze, den ihm der Fall verursacht, die Ueberzeugung gewinnen, daß das Wasser dem Druck einer größeren Fläche keineswegs leicht ausweicht, sondern ganz nach Art eines festen Körpers einen sehr bemerkbaren Widerstand leistet.

Es ist der Widerstand der Flüssigkeiten, welcher sich der Fortbewegung der Schiffe entgegenstemmt. Nicht die größere oder geringere Belastung eines Schiffes an sich ist es, welche von der Kraft der Dampfmaschine überwunden werden muß, um es von der Stelle zu bringen; das Schiff *schwimmt* ja mit voller Belastung im Wasser, das Wasser *trägt* also dessen Gewicht vollständig und es würde sich das schwerbeladene Fahrzeug durch den Druck eines Fingers fortbewegen lassen, wenn nicht das Wasser und selbst die Luft Widerstand leistete und nicht an den Wänden Reibung entstände. Je größer die Fläche des Schiffes ist, welche das Wasser trennen und bei Seite schieben muß, je größer also der Tiefgang desselben ist, desto mehr Kraft muß auch angewendet werden, um den Widerstand und die Reibung des Wassers zu überwinden; auch wächst dieser Widerstand sehr beträchtlich mit der Geschwindigkeit des Schiffes, so daß oft die kolossalen Kraftanstrengungen von 1000pferdekräftigen Maschinen erforderlich sind, um bei großer Geschwindigkeit den Wasserwiderstand zu bewältigen.

Aber wie der Widerstand es ist, der sich der Schifffahrt so feindlich und hinderlich entgegenstellt, so ist er es auch wieder, der die Fortbewegung der Schiffe überhaupt möglich macht. Das einfachste Mittel zu dieser Fortbewegung bietet das *Ruder*, dessen Stützpunkt nicht, wie es auf den ersten Blick erscheint, in dem auf dem Kahne befestigten Pflocke, sondern im Wasser liegt. Indem man die breite Fläche des Ruders in das Wasser einsetzt und an dem andern Ende desselben mit der Hand einen Druck ausübt, bleibt das flache Ende wegen des Widerstandes der Flüssigkeit beinahe fest im Wasser stehen, während der vorwärts gedrückte Theil, die Ruderstange, den mittelst des Pflockes daran befestigten Kahn mit sich fortzieht. — Nicht anders ist es bei den Schaufelrädern der Fall; indem hier die Schaufelflächen auf das Wasser schlagen und dieses bei der Umdrehung des Rades aus der Stelle drängen müssen, finden sie, so lange sie durch das Wasser sich bewegen, darin einen sehr bedeutenden Widerstand und gewinnen hierdurch einen theilweise festen Stützpunkt, gegen den die Radachse sich anstemmen und dadurch sich und das Schiff fortschieben kann.

Hierdurch ist wohl klar, daß das Wasser sich in allen Fällen gegen die Versuche, es von der Stelle zu verdrängen, sträubt, nicht leicht ausweicht und je nach der Größe und besonders nach der Geschwindigkeit der sich bewegenden Fläche einen mehr oder weniger großen Widerstand darbietet.

Wird daher eine Schraube mit einem breiten Gange rasch im Wasser rundgedreht, so verhält sie sich nahezu so, als ob sie in einen festen Gegenstand sich einbohrte und würde demgemäß bei jeder Umdrehung um eine volle Ganghöhe von der Stelle rücken, wenn das Wasser gar nicht auswiche. Wird die Schraube der Fig. 3 im Wasser schnell in der Richtung des Pfeiles p um die Achse WW rundgedreht, so sucht ihre breite Fläche *brcsd* das Wasser fortzuschleudern und auf die Seite zu drängen; aber das Wasser kann nicht so schnell ausweichen und leistet einen großen Widerstand; es muß daher die Schraube sich mit ihrer breiten Fläche nothwendig gegen das Wasser anstemmen, als ob es daselbst eine feste Mutter hätte, sich nach der Richtung des Pfeiles q fortschieben und, wenn sie wie in Fig. 4 in einem Schiff befestigt ist, dieses mit sich fortziehen, sobald nur der Widerstand des Wassers gegen die Schraubenfläche größer ist, als der gegen den Schiffskörper.

Man sieht hieraus, daß man, um den Widerstand des Wassers gegen die Schraube möglichst groß zu erhalten, man derselben vor Allem eine *breite Fläche* oder, wie man sich auszudrücken pflegt, einen *großen Durchmesser* geben muß. Bei einer solchen Einrichtung erzielt man unter Anwendung einer großen Geschwindigkeit, die man der Schraube gibt, leicht einen Widerstand des Wassers gegen die Schraube, welcher selbst denjenigen Widerstand weit übertrifft, den auch der größte Schiffskörper von demselben zu erleiden hat.

Das Wasser dient also im wahren Sinne des Wortes der Schiffsschraube als widerstehende, theilweise feste Mutter; je nach der Richtung der Drehung schraubt sie sich darin hinein oder heraus und treibt das daran befestigte Schiff vorwärts oder rückwärts. Zwar steht bei dieser Drehung das Wasser nicht vollkommen fest, sondern es weicht etwas nach der entgegengesetzten Richtung zurück; daraus folgt aber nur, daß die Schraube bei einem jedesmaligen Umdrehen nicht ganz um den vollen Betrag ihrer Ganghöhe fortgehen kann, sondern um soviel weniger, als das Wasser in der entgegengesetzten Richtung zurückweicht. Gesetzt, die Höhe eines Schraubenganges wäre 12 Fuß, die Zahl der Umdrehungen in der Minute wäre 150, und das Wasser wiche bei jeder Drehung um 2 Fuß zurück, so würde die Schraube bei *einem* Umlaufe immer noch um 10 Fuß, also in der Minute um 150 mal 10 oder 1500 Fuß sich von der Stelle bewegen und bei hinreichend großer Kraft das damit verbundene Schiff mit

derselben Geschwindigkeit von $3^3/_4$ deutschen Meilen in der Stunde forttreiben.

Zu der Verdrängung und der Bewegung einer Wassermenge ist aber Kraft erforderlich; die Schraube theilt daher mit dem Ruder und dem Schaufelrad den Nachtheil, daß sie auf eine zu der Fortbewegung des Schiffes nichts beitragende Weise Wassermassen verdrängt und bewegt und einen nicht unbedeutenden Theil der Maschinenkraft hierzu verwendet, denselben also nutzlos vergeudet. Könnte man die Schraube, das Ruder oder das Schaufelrad sich gegen Körper stützen lassen, welche auf dem Flußbette fest sind und die dem Druck nicht ausweichen, so würden diese sich nicht verdrängen lassen und nicht Bewegung annehmen, daher auch nichts von derjenigen Arbeitsleistung verzehren, welche von der treibenden Kraft, der Muskelkraft oder dem Dampfe, entwickelt wird. Es träte dann ganz dasselbe ein, was bei der Fortbewegung eines Zuges durch die Locomotive geschieht. Die Räder einer Locomotive wirken ganz genau so, wie die Schaufelräder eines Dampfschiffes; aber, anstatt daß sie sich gegen Theile stützen, welche wie das Wasser ausweichen, stützen sie sich gegen die auf dem Erdboden befestigten Schienen, welche selbst keine rückgängige Bewegung annehmen können. Bei den Dampfschiffen muß daher auch die von der Dampfmaschine zu entwickelnde Leistung in jedem Falle beträchtlich größer genommen werden, als es durch den bloßen Widerstand und der Reibung des Wassers verlangt wird.

Für die Construction der Schiffsschraube ergeben sich aus diesen Erörterungen drei Bedingungen: sie muß erstens einen großen Durchmesser, also eine breite Gangfläche haben, damit sie einen großen Widerstand und eine möglichst feste Stütze im Wasser erhalte; zweitens muß die Höhe ihres Ganges angemessen groß sein, damit sie bei jeder Drehung um eine angemessene Strecke vorwärts oder rückwärts gehe; und drittens muß ihre Geschwindigkeit oder die Anzahl ihrer Umdrehungen in einer bestimmten Zeit, etwa in der Minute, möglichst groß sein, weil hiervon in Verbindung mit der Größe der Gangböhe die Geschwindigkeit des Schiffes abhängt.

Geben wir nun wieder zu der geschichtlichen Entwicklung der Schrauben-Construction über, so ist zunächst hervorzuheben, daß auch bei dem zweiten Schiffe von Smith, dem Archimedes, Fig. 4, die doppelgängige Schraube noch zu lang gefunden wurde; das von der Schraubenfläche verdrängte Wasser wird nämlich cylinderartig mit der Schraube rundgeschleudert und demselben auf Kosten der von der Dampfmaschine entwickelten Kraft in unnützer Weise zu viel Bewegung mitgetheilt, der Verlust an Kraft war also zu bedeutend. Man kam sofort darauf, die Schraube noch mehr zu verkürzen, und fand, daß vier Viertelswindungen noch wirksamer waren, als die beiden Halben des Archimedes. Dabei rückte man die vier Viertelswindungen, die nun das Aussehen von Flügeln annahmen, ganz nahe zusammen, gab ihnen eine verschränkte Stellung zu der Achse und verkürzte dadurch die Schraubenspindel um einen beträchtlichen Theil der Länge.

In dieser Form von vier Flügeln wurde die Schraube nach dem Modelle von Hunt in dem Riesenschraubendampfer Great Britain angewandt. In der Fig. 5 ist diese Schraube, die als solche kaum noch erkannt wird und ganz die Form der nach einer und derselben Richtung gebogenen Flügel erhalten hat, in der vordern Ansicht ab-

Fig. 5.

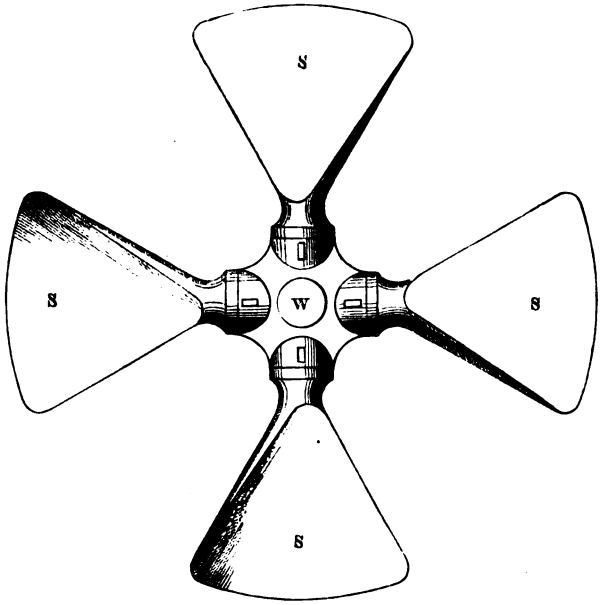
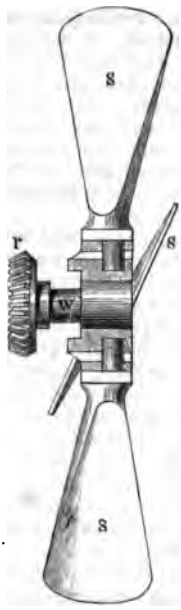
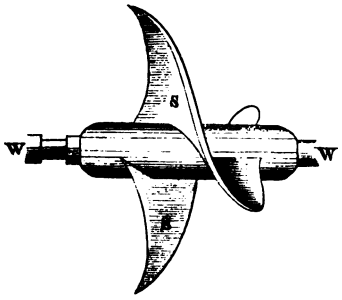


Fig. 6.



gebildet; ssss sind die vier nach derselben Richtung gebogenen Flügel, die auf der gemeinschaftlichen Welle w befestigt sind. Die Fig. 6 zeigt dieselbe Schraube in der seitlichen Ansicht. Die Schraube hat einen Durchmesser von sechzehn Fuß bei einer Länge von vier Fuß und macht achtzig Umgänge in der Minute; sie ist ganz wie in Fig. 4 in einen Ausschnitt des Schiffes am Hintertheil vor dem Steuerruder eingesetzt. Das Schiff hat eine Länge von 320 Fuß, eine Tragfähigkeit von 3200 Tonnen und eine Dampfmaschine von 1000 Pferdekräften.

Fig. 7.



Bei einer solchen flügelartigen Einrichtung der Schraube muß man das, was man durch das Zusammenrücken der Flügel an Gangböhe verliert, durch Vergrößerung des Durchmessers wieder auszugleichen suchen, weßhalb man den Flügeln eine hinreichend große Fläche und also eine beträchtliche Widerstandskraft im Wasser gibt. Der Durchmesser solcher Schrauben wird aus diesem Grunde nur wenig kleiner genommen als der Tiefgang des Schiffes ist, so daß ihre obere Kante nur noch ein bis zwei Fuß vom Wasser bedeckt, ihre untere Kante aber noch hinreichend durch den darunter weggehenden Kiel vor Beschädigung beim Aufstoßen geschützt ist.

Die Fahrten dieses Riesendampfers nach Amerika lieferten in jeder Beziehung für den Schraubenpropeller so günstige Resultate, daß seitdem die mannigfaltigsten Versuche angestellt wurden, die vortheilhaftesten Formen und die geeignetsten Dimensionen für denselben zu ermitteln. Wir führen aus der großen Zahl dieser im Großen angestellten Versuche nur Einiges an.

Rennie gab der Schraube nach mannigfaltigen Abänderungen die Fischschwanzform, welche in Fig. 7 abgebildet ist; sie hat den Namen des Kegelpropellers erhalten und ist, wie die vorigen Schrauben, am Hintertheil des Schiffes angebracht.

Der Transversalpropeller von David Napier (Fig. 8) liegt nur zum Theil unter Wasser und besteht aus zwei nahe hintereinander gestellten Rädern, welche am Hintertheil des Schiffes aufgestellt sind. Die Achsen w,w' derselben liegen außerhalb des Wassers; die Schaufeln n,n' sind nach derselben Richtung gebogen und in schräger Stellung auf dem Radkranze befestigt; sie arbeiten derart, daß eine jede Schaufel des einen Rades zwischen zwei des andern Rades thätig ist. Ein mit diesem Motor versehenes eisernes Schiff legte in der Stunde elf englische Meilen zurück.

In Frankreich wurden im Jahre 1843 die ersten umfassenden Versuche mit dem Schraubenmotor an dem Dampfschiffe „Napoleon" angestellt. Es ist bereits in dem Vorigen dieses von Normand zu Havre gebauten Schiffes gedacht worden. Die erste von dem Engländer Barns gelieferte Schraube lieferte nur wenig befriedigende Resultate; als man jedoch derselben die dreiflügelige Form ertheilte, von welcher in Fig. 9 in cb ein Flügel abgebildet ist (die andern zwei Flügel liegen in demselben Cylinderumfang um 120 Grad von der ersten und von einander entfernt), erhielt das Schiff bei 120 Umdrehungen der Schraube in der Minute unter der bloßen Einwirkung der Schraube eine mitt-

Fig. 8.

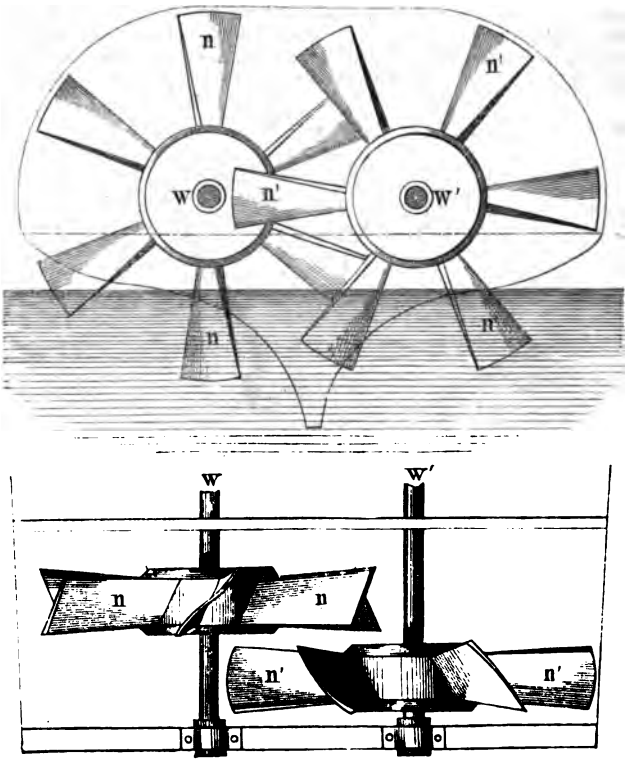
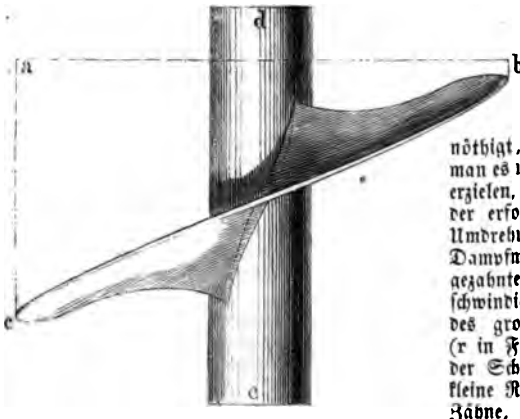


Fig. 9.



lere Geschwindigkeit von zehn englischen Meilen in der Stunde. Der Durchmesser ab dieser Schraube betrug vier Fuß, die Höhe ac zwei Fuß. Die Resultate, welche bei den verschiedensten Fahrten und unter den mannigfaltigsten Einwirkungen von Wind und Strömung mit dem Napoleon erzielt wurden, waren so überaus günstig, daß seitdem auch in Frankreich dem neuen Motor die Zukunft gesichert war.

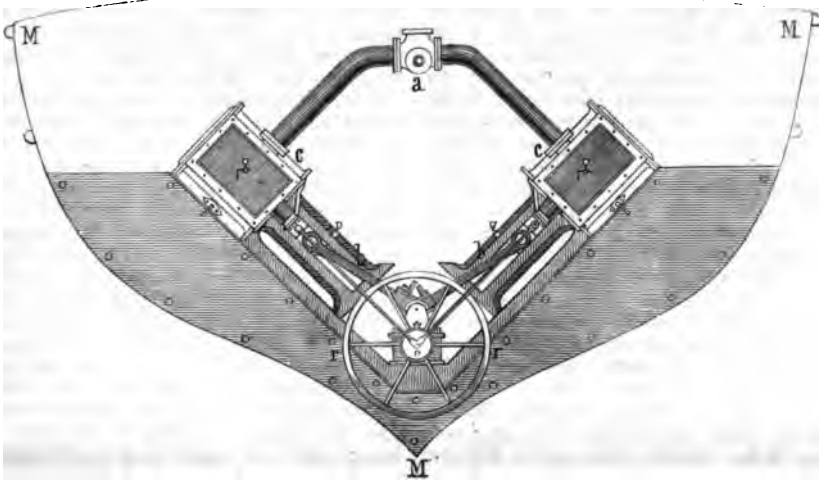
Es ist bereits hervorgehoben worden, daß die Schrauben in der Minute eine große Zahl von Umdrehungen erhalten müssen, wenn sie dem Schiffe eine Geschwindigkeit geben sollen, welche der Geschwindigkeit der Raddampfer gleichkommt. Die Schaufelräder laufen in der Minute höchstens zwanzig Mal um, und sie können diese Bewegung sehr leicht direct durch die Schiffsmaschine erhalten, wenn die Kolbenstange mittelst eines beweglichen Zwischenstückes, des Pläuels, unmittelbar auf die Kurbel der Radachse wirkt. Die Schraube soll aber in der Minute hundert bis hundertundfünfzig Umläufe machen, und um ihr eine so große Geschwindigkeit beizubringen, muß entweder das Kolbenspiel der Dampfmaschine ungleich schneller sein, als es bei den Raddampfern der Fall ist, oder es muß die langsamere Bewegung der Kurbelwelle durch Räderwerke oder Kettenscheiben auf die Schraubenwelle übertragen und vergrößert werden.

In der ersten Zeit war man genöthigt, zu dem letzten Mittel zu greifen, weil man es nicht verstand, ein so rasches Kolbenspiel zu erzielen, als erforderlich war, um der Schraube mit der erforderlichen Kraft die nöthige Anzahl von Umdrehungen zu geben. Man verwendete daher die Dampfmaschine zunächst dazu, um ein größeres gezahntes Rad in eine mäßige Umdrehungsgeschwindigkeit zu versetzen und ließ die Zähne des großen Rades in ein kleineres Zahnrad (r in Fig. 6) eingreifen, welches auf der Welle der Schraube befestigt war. Hatte z. B. das kleine Rad zwanzig, das große aber hundert Zähne, so mußte jenes und mit ihr die Schraube fünf Mal umlaufen, während sich das große Rad nur einmal umdrehte. Auf diese Weise konnte zwar die langsame Bewegung der Maschinen-Kurbelwelle eine große Geschwindigkeit der Schraubenwelle hervorrufen, aber es ging einestheils durch die bedeutenden, mit dieser Kraftübersetzung verbundenen Reibungen ein erheblicher Theil der Maschinenkraft nutzlos verloren, und anderntheils war der große, durch die ineinandergreifenden Radzähne sich fortpflanzende Druck nicht selten Veranlassung zu einer Beschädigung der Zähne und einer Störung des Betriebes. Die Bewegung der Maschinenwelle mittelst Ketten und Scheiben auf die Schraubenwelle zu übertragen, verursachte dagegen wieder Schwierigkeiten andrer Art.

So ging man dann alsbald dazu über, Maschinen zu construiren, welche bei einem kleinen Kolbenhube eine große Geschwindigkeit im Kolbenspiel entwickeln, und gab den Dampfcylindern eine wagerechte oder eine solche geneigte Stellung zu einander, daß die Kolbenstangen direct die Kurbel der Schraubenwelle zur Umdrehung bringen konnten.

Die Fig. 10 erläutert die letztere und jetzt

Fig. 10.



häufig vorkommende Art und Weise, die Kolben direct auf die Schraubenwelle wirken zu lassen. MMM ist der Querschnitt des Schiffes, cc sind die beiden gegeneinander geneigten Dampfcylinder, denen durch das Rohr a der Dampf zugeführt wird und deren Kolbenstangen b, b unmittelbar an der Kurbel der Welle e wirken; rr ist ein Schwungrad zur Herstellung einer möglichst gleichmäßigen Umdrehung.

Da die Dampfmaschine meist in der Mitte des Schiffes angebracht ist, die Schraube aber im Hintertheil desselben unmittelbar vor dem Steuerruder liegt, so geht von der Kurbel der Maschinenwelle e eine lange und starke Achse (Transmission) durch den unteren Schiffsraum parallel zum Kiel bis zur Schraube, wo sie durch die Schiffswand wasserdicht hindurchgeht und in dem für die Schraube bestimmten Ausschnitt des Schiffes an der Schraube festgekuppelt wird. — Häufig wendet man auch statt der festliegenden Dampfcylinder oscillirende an, deren Kolben dann ebenfalls direct die Kurbel der Schraubenwelle angreifen und runddrehen.

Für Kriegsschiffe und große Segelfahrer ist es nöthig, daß die Schraube zugänglich sei und in kurzer Zeit ohne viele Mühe aus dem Wasser herausgenommen werden könne. Bei eingetretenen Beschädigungen der Schraube ist man zu einer Herausnahme derselben aus dem Wasser gezwungen; andrerseits aber machen günstige Winde es oft sehr wünschenswerth, daß die Schraube nicht bloß außer Betrieb gesetzt, sondern auch aus dem Wasser entfernt werden könne. In solchen Fällen kann nämlich das Schiff mit vollen Segeln fahren und die Dampfkraft ersparen; eine Vereinigung beider Triebkräfte aber ist nicht immer vortheilhaft und die Anwesenheit der Schraube im Wasser sogar nachtheilig, so oft der Wind das Schiff bedeutend schneller treiben will als die Schraube es vermag, weil diese dann mit ihren nach vorne gerichteten breiten Flächen einen großen Widerstand leistet und ein Hinderniß für die Fortbewegung wird.

Der Mechanismus zur Herausnahme der Schraube ist im Ganzen einfach; er besteht darin, daß die Schraube mit ihrer Welle in einem besondern starken Rahmen auf festen Lagern liegt, dieser Rahmen aber sich in das am Hintertheil des Schiffes vor dem Steuer befindliche feste Rahmengestelle (vgl. Fig. 4) auf und ab schieben läßt. Die Verbindung der so beweglichen Schraubenwelle mit der von der Dampfmaschine kommenden festen Triebwelle läßt sich auf mannigfache Weise leicht bewerkstelligen und leicht wieder lösen. Ist letzteres geschehen, so kann man den beweglichen Rahmen sammt der darin liegenden Schraube mit Winden oder andern mechanischen Vorrichtungen aus dem Wasser herausheben und etwa nöthig gewordene Reparaturen auf dem Schiffe vornehmen.

Die Vortheile, welche die Anwendung der Schraube im Vergleich zu den Schaufelrädern darbietet, sind so erheblich, daß im vorigen Jahre von bundertunddreißig in England neu gebauten eisernen Dampfern achtundneunzig mit Schrauben und nur zweiunddreißig mit Rädern versehen wurden. Während bei den Raddam-
:rn die Schiffe eine für ihre Bewegung nach-
lige Gestalt erhalten müssen und die Radkasten sowohl als auch insbesondere die durch Einschlagen und Austauchen der Schaufeln entstehenden Stöße beträchtliche Widerstände erzeugen, dabei ein lästiges Getöse erregen und dem ganzen Schiff eine oft höchst unangenehme zitternde Bewegung mittheilen, erhält das Schraubenschiff einestheils in Folge des Wegfalls der Räder und der Radkasten eine Form, welche dem Wasser am wenigsten Widerstand darbietet und eine leichte Fahrt durch enge Gewässer, sowie ein gefahrloses Einlaufen in enge Häfen gestattet, anderntheils aber ist seine Bewegung wegen der Continuirlichkeit in der Schraubendrehung ruhig, sanft und fast frei von Erschütterungen.

Bei dem Raddampfer tauchen die Schaufeln, welche zur Ausbringung ihrer größten Leistungsfähigkeit stets bis zu einer sich immer gleich bleibenden Tiefe untertauchen müssen, je nachdem die Ladung größer oder geringer ist, mehr oder weniger tief ein und verlieren dadurch in beiden Fällen an Effect. Ganz besonders macht sich dieser Uebelstand bei längeren Seefahrten fühlbar, wo die schnelle Abnahme des sehr bedeutenden Kohlenvorraths eine Verminderung des Gewichtes und ein weniger tiefes Eintauchen der Schaufeln im Wasser zur Folge hat. Bei der Schraube kommen diese Ungleichheiten in der Wirkung des Motors nicht vor, weil sie stets ganz im Wasser liegt und daher immer mit gleichbleibender Kraft arbeitet. Weit größer noch sind die Uebelstände, welche bei der Anwendung der Schaufelräder aus dem Umstande erwachsen, daß, so wie sich das Schiff durch Wind oder Wellen nur einigermaßen umlegt, die beiden Räder ungleich tief eintauchen, die Schaufeln beider Räder an Kraft verlieren und ungleich arbeiten, und das Schiff sich bestrebt, die vorgeschriebene Route zu verlassen; werden nun gar die Schwankungen des Schiffes so stark, daß die Schaufeln des einen Rades das Wasser kaum berühren, während die des andern beinahe ganz untertauchen, so ist der Effect beider Räder fast Null und das Schiff geht nicht von der Stelle. Die Wirkung eines Schaufelrades beruht nämlich auf dem Unterschiede der Widerstände, welche die beiden Hälften des Rades im Wasser und in der Luft finden; sie verschwindet vollständig, wenn diese beiden Hälften gleichzeitig in demselben Medium (Luft oder Wasser) sich befinden und dadurch die beiden Widerstände gleich groß werden.

Alle diese Ungleichheiten, welche den Seefahrten äußerst hinderlich sind, kommen bei dem Schraubenpropeller nicht vor; da sie immer und selbst bei den stärksten Wellenbewegungen ganz unter Wasser liegt, so arbeitet sie stets mit derselben Intensität zur Fortbewegung des Schiffes und vollendet also selbst unter der Voraussetzung, daß ihre Geschwindigkeit im rubigen Wasser die des Raddampfers nicht übertrifft, eine Reise über den Ocean in kürzerer Zeit als der letztere.

Nicht minder wesentlich sind die Vortheile, welche sich bei der Anwendung der Schraube bezüglich der Aufstellung und der Placirung der Dampfmaschine ergeben. Bei allen Räderschiffen nämlich liegen die Triebwellen sehr hoch, über oder nahe unter dem Verdeck und fast immer wird das letztere durch den Maschinen-

raum durchbrochen. Dabei bieten die Radkasten dem Winde und den Wellen ihre breiten Flächen dar, um sehr große Widerstände gegen die Fortbewegung zu erzeugen, und das Verdeck ist in zwei Theile getheilt, die fast keine Verbindung mit einander haben. Bei Kriegsschiffen ist dieser Umstand von ganz besonderem Nachtheile, denn er hindert sowohl die ununterbrochene Aufstellung von Deckgeschützen längs der ganzen Länge des Schiffes, als er auch das Manövriren sehr erschwert. Dazu kommt, daß beim Segeln die dann stillstehenden Räder einen sehr großen Widerstand erregen und der Fahrt hinderlich sind.

Die Schraubenschiffe dagegen sind vortreffliche Segler und die Schraube kann, sollte sie bei sehr starkem Winde viel Widerstand leisten, leicht aus dem Wasser heraufgezogen werden. Ihre Bauart ist höchst vortheilhaft, das Verdeck, ganz ununterbrochen und frei, kann nach der ganzen Länge mit Geschützen besetzt werden, wie es andrerseits für den Personen- und Gütertransport die größte Bequemlichkeit darbietet; endlich kommt, weil die Schraube nebst ihrer Welle tief unter Wasser liegt, auch die Triebwelle der Dampfmaschine tief unten im Schiffe zu liegen, hierdurch wird auch die Dampfmaschine und das ganze Maschinengerüste selbst einfacher und leichter, ihre Verlegung in den unteren Raum des Schiffes vermehrt außerdem die Stabilität desselben, welche man sonst durch Ballast erreichen muß. Uebrigens wiegt die Schraube mit ihrer Welle, zumal beide im Wasser ungefähr $^1/_7$ ihres Gewichts verlieren, weit weniger als die beiden Schaufelräder mit ihren Radwellen und ist weniger kostspielig als diese.

Während ferner bei den Raddampfern nicht bloß die Räder, sondern auch die hoch gelegenen Maschinentheile fortwährend den feindlichen Kugeln ausgesetzt sind und daher in Kriegesfällen sehr leicht beschädigt werden, ist die stets unter dem Wasserspiegel befindliche Schraube und ihre tief liegende Maschine der Wirkung feindlicher Geschütze fast gänzlich entzogen und daher nur sehr selten Beschädigungen ausgesetzt; dazu kommt, was ebenfalls in Seetreffen und bei Seemanövern von der größten Wichtigkeit ist, daß die Raddampfer, weil ihre Schaufelräder immer gleich schnell umlaufen, nur in großen Bögen wenden können, die Schraubenschiffe dagegen die Wendungen in sehr engen Bögen gestatten und in wenigen Minuten vollbringen.

Bei diesen überwiegend großen Vortheilen, welche die Schraube gewährt, ist indessen nicht zu übersehen, daß sie gegen die Raddampfer auch wieder ihre Nachtheile hat. Zunächst erfordert die Schraube einen größeren Tiefgang des Schiffes, weil dieser mindestens ihrem Durchmesser gleichkommen, also 8 bis 16 Fuß betragen muß, während nach Umständen die Räderschiffe nicht mehr als $1^1/_2$ Fuß Tiefgang zu haben brauchen, um fahren zu können. Für die kleineren Flüsse, sowie für die Canäle sind daher die Schraubenschiffe nur selten anwendbar. Da ferner die Schraubenfläche oder die Fläche der Flügel sich in schiefer Richtung gegen das Wasser stützt, so ist ihre Wirkung eine zweifache; die eine dieser Wirkungen erfolgt in der Richtung des Kiels und bringt das Schiff je nach der Richtung der Drehung vorwärts oder rückwärts; die andre Wirkung geschieht in einer seitlichen Richtung, welche also für die Fortbewegung des Schiffes verloren geht und einen Theil der Maschinenkraft nutzlos verbraucht. Um daher mit einer Schraube denselben Effect zu erzielen, den die Räder gewähren, bei welchen die bewegende Kraft nur nach einer und zwar der Richtung des Kiels thätig ist, muß die Schraubenmaschine von größerer Stärke genommen werden; man erreicht daher auch mit Maschinen von gleicher Stärke bei den Schaufelrädern eine etwas größere Geschwindigkeit als bei der Schraube. Dieses ist der Grund, warum die Schraubenschiffe, welche fast in jeder andern Hinsicht den Vorzug vor den Raddampfern haben, da, wo es allein auf Geschwindigkeit ankommt, von diesen besiegt werden, weßhalb bei denjenigen Schiffen, welche zu schnellen Ueberfahrten und für den Depeschendienst bestimmt sind, gegenwärtig in der Regel noch Raddampfer angewendet werden.

Wir dürfen diese Abhandlung über das Schraubenschiff nicht schließen, ohne über das Riesenschiff, welches soeben im Bau vollendet worden und vom Stapel gelaufen ist, noch einige Notizen hinzugefügt zu haben. Dieses Schiff ist der Great Eastern,*) auch Leviathan genannt, gebaut von der Ost-Dampfschifffahrtsgesellschaft, um zunächst einige Fahrten nach Portland, dem atlantischen Ausgangspunkte der canadischen Grand Trunk-Eisenbahn im Staate Maine, später aber die Fahrten nach Australien und Indien um das Cap der guten Hoffnung zu machen. Es übertrifft sowohl durch seine kolossalen Dimensionen, durch die Masse des dazu verwendeten Materials und durch die Stärke der Betriebsmaschinen, als auch durch die Pracht, den Luxus und die Eleganz der innern Ausrüstung, sowie durch die Beschaffung aller nur erdenklichen Bequemlichkeiten Alles, was bis jetzt in der Schiffsbaukunst geleistet worden ist. Das Schiff hat einen Gehalt von über 20,000 Tonnen oder 840,000 Cubikfuß; sein Rumpf ist ganz aus Eisenplatten zusammengesetzt, welche am Boden 1 Zoll, sonst meist $^3/_4$ Zoll stark sind und ein Gesammtgewicht von 10,000 Tonnen ausmachen. Seine Länge beträgt 680 Fuß, die Breite 83 Fuß und die Höhe vom Kiel bis zum Verdeck 58 Fuß. Unterhalb der Wasserlinie besteht der Rumpf aus doppelten Wänden von $^3/_4$zölligen Platten, die einen Zwischenraum von 2 Fuß 10 Zoll zwischen sich lassen und in angemessenen Abständen zur gegenseitigen Verstärkung durch Querplatten mit einander verbunden sind.

Die Motoren des Great Eastern sind Schaufelräder und eine Schraube, von denen jeder durch besondere Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt wird. Das Schiff hat zehn Dampfkessel mit fünf Schornsteinen; vier Kessel liefern den Dampf für die Rädermaschinen und sechs Kessel dienen für die Bewegung der Schraube; die Kessel haben zusammen 112 Feuerungen und die zusammengehörigen können mit einander verbunden oder auch von einander abgesperrt werden.

Die Schaufelräder haben 58 Fuß im

*) Wir verweisen auf unsre über das Riesenschiff bereits gemachten Mittheilungen in den Nummern 1 u. 2 der Monatshefte. Die Redaction.

Durchmesser und werden durch vier oscillirende Dampfcylinder von 18 Fuß Länge und $6^1/_{12}$ Fuß Durchmesser rundgedreht; der Kolbenhub ist 14 Fuß; jeder Cylinder wiegt 28 Tonnen. Diese Maschinen haben einen Effect von 1000 Pferdekräften.

Die Schraube, aus vier Flügeln bestehend und wie immer am Hintertheil des Schiffes ganz unter Wasser liegend, hat einen Durchmesser von 24 Fuß und wird ebenfalls durch vier noch stärkere Maschinen getrieben. Jeder Cylinder hat 7 Fuß im Durchmesser und 4 Fuß Kolbenhub; die Leistung derselben beträgt zusammen 1600 Pferdekräfte.

Eine Combinirung der beiden Räder und der Schraube entwickelt eine Kraft von 3000 Pferden.

Außer diesen aus acht einzelnen Dampfcylindern bestehenden Betriebsmaschinen hat das Schiff noch sechs andre Dampfmaschinen; von diesen dienen zwei als Hülfsmaschinen zum Umdrehen der Schraube, wenn das Schiff mit Rädern allein fährt und ein Stillstand der Schraube wegen des Widerstandes der breiten Flügel im Wasser der Fahrt hinderlich sein würde; zwei andre Hochdruckmaschinen, jede von zehn Pferdekräften, setzen die Pumpen in Bewegung, heben die Segel, die Anker u. s. w. und verrichten die sonst noch erforderlichen mechanischen Arbeiten; endlich dienen die beiden letzten Dienstmaschinen, jede von zwanzig Pferdekräften, dazu, die verschiedenen Kessel zu speisen.

Außer zwanzig großen Booten, welche der Great Eastern auf Deck führt, hat derselbe noch zwei kleine Schraubendampfer von 100 Fuß Länge bei sich, welche zu beiden Seiten des Schiffes hinter den Radkasten in Ketten aufgehängt sind und durch die vorstehend genannten zwei Hochdruckdampfmaschinen gehoben und gesenkt werden können. Sie dienen zur Einschiffung und Landung von Passagieren und Gepäck.

Das Riesenschiff ist zu 4000 Passagieren eingerichtet, und zwar 800 erster Classe, 2000 zweiter und 1200 dritter Classe; die Bedienung des Schiffes besteht aus etwa 400 Mann. Zur Erleuchtung der einzelnen Schiffsräume befindet sich eine Gasfabrik an Bord; außerdem aber hat das Schiff Apparate zur Beleuchtung des Verdecks mit elektrischem Kohlenlicht. Die Entfernung der mittleren Schiffsgegend, wo der Capitän zwischen den Radkasten seinen Platz hat, von den Endpunkten des Schiffes ist so groß, daß selbst bei Anwendung des Sprachrohrs seine Stimme kraftlos verhallen würde; es erstrecken sich daher vollständige elektrische Telegraphen-Leitungen von dem mittleren Theile des Schiffes aus nach beiden Enden, sowie in die Maschinenräume und zu denjenigen Stellen, wohin die Befehle des Capitäns gelangen müssen.

Die Geschwindigkeit des Schiffes wird bei der combinirten Triebkraft von Schraube und Rad $4^1/_2$ deutsche Meilen in der Stunde betragen und soll bei jedem Einflusse von Wetter und Wind auf dieser Höhe erhalten werden, so daß eine Reise von England nach Nordamerika in sechs bis sieben Tagen zurückgelegt werden kann, also n einmal halb so viel Zeit in Anspruch n , als es bisher unter Anwendung der gewöhnlichen Dampfschiffe der Fall war.

Freiheit und Verantwortlichkeit.

Von

August Lammers.

Seit einigen Jahren bekanntlich wirft das ziemlich einhellige Urtheil der wirthschaftlichen Tagesschriftsteller den Leitern des Hamburger Freihandelsvereins vor, daß sie von der hohen Warte, auf welcher sie früher gewissermaßen für das ganze der Befreiung bedürfende Deutschland Wache standen, freiwillig und ohne Noth herabgetreten seien, um ihre durch Uebung gestählte Kraft in dem kleinen örtlichen Kriege gegen den Stader Zoll und die Hamburger Accise und Thorsperre zu verzetteln. Sei es aus was immer für Gründen, genug, die Angegriffenen haben sich öffentlich kaum gegen diesen Vorwurf vertheidigt. Aber wenn sie etwa meinten, für ihre feste Anhänglichkeit an die Freihandelssache hinlänglich bekannt zu sein, um keiner Abwehr selbst gegen so ernste Angriffe zu bedürfen, so haben sie jedenfalls schlecht vorhergesehen, was aus dieser Treue in der schweren Stunde der Noth werden würde. Als im verwichenen Herbst die Krämpfe der amerikanischen Vertrauensstörung von England aus auch Deutschland, und stärker als irgend einen andern Platz Hamburg ergriffen, ist die dortige Freihandelspartei, als ein Ganzes genommen, auf der untrüglichen Wage der Grundsätze gewogen und zu leicht befunden worden.

Sie hat, zwar nicht als Freihandelsverein, aber doch als einflußreichster Bestandtheil der Commerzdeputation, der Börse, und vielleicht auch der Erbgesessenen Bürgerschaft ihre Macht im Staate gemißbraucht, um den unwiderstehlichen Schild der Staatsgewalt zwischen Kaufleute, die falsch gerechnet, leichtsinnig vertraut, halsbrecherisch gewagt hatten, und die natürliche Folge dieser Irrthümer zu drängen. Die augenblickliche Geschäftsnoth hat sie dadurch verschärft und unnöthiger Weise verlängert; die Strafe von den Schuldigen auf Unschuldige hinübergewälzt. Aber was schlimmer ist, sie ist von Grundsätzen abgefallen, welche so fest stehen sollten wie die Heiligkeit der zehn Gebote, weil ihr Bruch die besten Bürgschaften hinwegnimmt, daß Tollkühnheit, Leichtsinn und grobe Rechnungsfehler aus dem Großhandel immer mehr verschwinden.

Losgelöst von dem verwirrenden Wust der Einzelnheiten sind die vielbesprochenen Vorgänge in Hamburg kurz vor Weihnachten 1857 unschwer zu begreifen. Auf der einen Seite hat man mehr oder minder allgemein in der herkömmlichen Vorsicht beim Wechselverkehr nachgelassen. Hamburg hat keine Creditpapiere als Zahlungsmittel im Gebrauch; sobald daher eine ungemeine Steigerung des Handels seit dem Pariser Frieden von 1856 mehr Zahlungsmittel erheischte, verfiel man dort zunächst auf Benutzung des Wechsels als eines solchen, was dann seinerseits wieder die Ursache mancher Geschäfte wurde, die nicht abzuschließen gewesen wären, hätten sie mit edlem Metall oder Banknoten ausgeglichen werden müssen. Alle Keime von Gefahr, die im Wechsel stecken, sind bei

dieser Gelegenheit in Hamburg und seinen nordischen Hinterländern zu üppiger Entwicklung ausgeschlagen. Es hat sich einfürallemal ergeben, daß Banknoten nicht bedenklicher sind als Wechsel; oder vielmehr, daß überhaupt nicht in dem zufälligen Mittel des Vertrauensmißbrauchs, sondern in diesem selbst das Uebel und die Gefahr steckt. Man ließ sich hinreißen von dem allgemeinen Fieber der Erwerbssucht; man traute Unternehmungen, die nicht an und für sich, die nur in dem herrschenden Hoffnungstaumel eine Grundlage des Erfolgs besaßen; man setzte seine Unterschrift auf Wechsel, ohne der Fähigkeit, sie beim Verfall einzulösen, gewiß zu sein, zumal wenn man nicht zu eigner Zahlung zeichnete, sondern nur um das Papier umlaufsfähiger zu machen, nach dem Sprichwort „eine Hand wäscht die andere." Der zweifache Mangel an Oeffentlichkeit, daß weder die Bank ihre Silberbestände, noch das Stempelamt die Zahl und Summe der gestempelten Wechsel je bekannt macht, steigerte diese Stimmung zur äußersten Gefahr, denn er verhinderte, daß das bald vorhandene und rasch wachsende Mißverhältniß zwischen Sollen und Können bei Zeiten zur Besonnenheit ermahnte.

Auf der andern Seite traf mit dem allgemeinen Vertrauensmißbrauch gar unheilvoll ein Irrthum gewisser großer Häuser, die von ihren Freunden gern für Ecksteine der Hamburger Börse ausgegeben werden, hinsichtlich der Entwicklung der Preise zusammen. Gleichviel aus was für Ursachen, bauten sie auch nach dem furchtbaren Ausbruch der Krankheit in New York und London blind auf hochbleibende oder gar auf höhersteigende Preise. Deshalb kauften sie über ihre eignen Kräfte auf und sperrten so lange als irgend möglich ein. Ihre Berichte wunderten sich allwöchentlich von Neuem, daß die Käufer noch immer nicht williger wurden; ohne in Betracht zu ziehen, daß rechts und links an den wetteifernden Marktplätzen grade die Verkäufer es waren, welche von den stehenden Sätzen immer bereitwilliger nachließen. Wie viel Kaffee, Oel und Fischbein auch über Hamburg seinen Weg zum letzten Verbraucher nehmen mag, so sollte Hamburg einmal die empfindliche Erfahrung machen, daß sich anderswo auch handeln lasse.

Dieser falsche Weg ließ sich indeß verfolgen, so lange mit neuen Wechseln die fälligen zu bezahlen waren; so lange Vertrauen herrschte. Aber nun kam der Stoß über die See herüber, der alle morschen und faulen Zustände von Grund auf erschüttern sollte. Das übertriebene Vertrauen schwand und schlug eilends in ebenso ungemessenes Mißtrauen um. Jeder, der aus irgend einem Grunde später fällige Zahlungsverbindlichkeiten ausstehen hatte, zog nach besten Kräften das an sich, was auf alle Fälle wirklich zahlt: baares Geld; oder was in Hamburg dasselbe ist, Guthaben an den Silberbarren der alten Bank. Deswegen konnten diejenigen, die sich für die ungestörte Fortsetzung ihrer Waareneinsperrung auf ihr bisher so allgemeines Vertrauen verlassen hatten, für fernere Wechsel bald keine Nehmer mehr finden. Und da sie für die Einlösung der eben fälligen Wechsel nichts als diese neuen Wechsel oder die aufgekauften Waaren hatten, so war für sie der Tag der äußersten Verlegenheit erschienen. In diesem verzweifelten Augenblick verlangten und erhielten sie Hülfe vom Staat. Die gesetzliche Allmacht wurde angewandt, welche Senat und Bürgerschaft innehaben, um sie von der Nothwendigkeit zu befreien, eine verkehrte Speculation fallen zu lassen, und je nach dem Erlös der aufgespeicherten Waarenmassen entweder ihr Vermögen ihren Gläubigern abzutreten, oder doch anstatt erträumten Gewinns einen Verlust in's Buch zu schreiben. Sie setzten also gleichsam mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung die verkehrte Speculation fort. Sie schoben das einzige Heilverfahren hinaus, das der örtlichen Krankheit ein Ende machen konnte: Unterwerfung unter die Gebote des Marktes; Scheidung dessen, was unhaltbar, von dem, was sich aus eignen Kräften noch halten mochte.

Für die Beurtheilung dieser Art, den Staat zum Arzt in wirthschaftlichen Krankheiten zu stempeln, ist es ziemlich einerlei, zu wissen, ob die Staatscasse schließlich zu kurz, oder aber wieder zu ihrem Gelde kommen wird. Soviel ist gewiß, daß sie die Heilung verzögert, dem kaufmännischen Vertrauen des Auslandes auf Hamburg einen schwereren Stoß als die Störung selbst gegeben, und die Verantwortung für grobe Irrthümer von den Schuldigen auf zahlreiche Unschuldige abgewälzt hat. Die Verzögerung der Heilung jedoch wird nicht in's Unendliche auslaufen, und für die Wiederherstellung des Hamburger Credits zu sorgen, mag denen überlassen bleiben, die ihn vor der Hand beschädigt haben. Allein was noch lange unerfreulich nachwirken und der Zukunft das übelste Beispiel geben wird, das ist die Aufhebung der persönlichen Verantwortlichkeit durch die Gewalt. Eine Einmischung in die natürlichen Wirkungen der Freiheit von Staatswegen ist unsers Erachtens nach schlimmer als eine Einmischung in die Freiheit selbst. Wenn einem Einzelnen oder einer bevorzugten Gruppe von Einzelnen von den Folgen seiner unabhängigen Selbstbestimmung lediglich die guten gegönnt, die bösen aber alsbald auf Andere übertragen werden, so wird das Gemeinwesen rasch die bittersten Früchte zu kosten bekommen. Der Erfolg dieser höchst unzeitigen Uebung des Gnadenrechts — wenn ein solches Recht überhaupt besteht — kann nur gleich demjenigen einer Prinzenerziehung sein, in welcher ein Prügelknabe als Sündenbock für die schlechten Streiche des hochgeborenen Zöglings mitspielt. Unter diesem gedankenlosen Verfahren kann die Freiheit nur die schädlichen Kräfte im Menschen zu voller Entwicklung bringen: denn das, was am sichersten den Irrthum verbessert und den bösen Trieb bändigt, die Erfahrung der nothwendigen Wirkungen, wird für den Thäter aufgehoben, um ohne einen Schatten von Recht auf Unbetheiligte abgelenkt zu werden. Zu der Entfesselung der schlimmen Begierden in den Einen gesellt sich so das drückende und aufregende Gefühl ungerechter Bestrafung in den Andern. Wahrhaftig Grund genug, daß der Staat dergleichen nicht thue, dessen heiligste und unbestrittenste Aufgabe grade die Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit ist.

Auch wird jede folgende wirthschaftliche Krheit durch die Einmischung des Staats in augenblicklich wüthende unvermeidlich vemert. Sobald der große Speculant |

letzten Nothfälle auf den Staat verlassen zu können wähnt, wird er noch leichtsinniger als sonst zu Werke gehen und selbst von irrigen Berechnungen der Entwicklung der Preise nicht zu rechter Zeit zurückkommen. Zu seiner eignen Kraft, den Markt zu beherrschen und den Preis zu lenken, zählt er nun ja noch die gesammte Kraft des Staats hinzu, über die er vermöge seiner Würde als „Eckpfeiler der Börse" verfügt, eine Kraft, die im gemeinen Leben schlechthin für unerschöpflich gehalten zu werden pflegt. Welch' eine Förderung des Leichtsinns, des Hochmuths, und jeder eiteln Einbildung! Wüßte jeder Wagehals, daß er in den Augenblicken der Bedrängniß sogut wie in denen des Glücks lediglich für sich selber einzustehen hat, daß für ihn der Bankrott sogut am Ausgang schlechter Speculationen steht wie für jeden Andern, so würde er sich sorgfältiger hüten, schlecht zu speculiren. Der Handel würde durchweg solider sein; und träte doch einmal eine krankhafte Vertrauenssucht mit hitzigem Ausgang ein, so würde sie mindestens rasch vorübergehen und nur die innerlich kranken Constitutionen aus der Mitte der gesunden scheiden.

Was aber hindert denn, daß im Geiste selbst des verwegensten Geschäftsmannes die unwiderstehlichen Gebote des Marktes auf der einen und die klaren Forderungen der Gerechtigkeit auf der andern Seite niemals noch so vorübergehend verdunkelt werden können? Der Mangel rechtzeitiger Einprägung. Wäre der Kaufmann schon in der Schule gelehrt worden, im Tausch der Menschen Naturgesetze walten zu sehen anstatt des scheinbaren Spieles von Zufall und Willkür, so würde er selbst in den peinlichen Augenblicken der Noth nicht an die ebenso unmögliche wie unrechtmäßige Rettung durch den Staat denken. Er würde sich einfach einem Schicksal unterwerfen, das nichts als die nothwendige Wirkung seiner Irrthümer ist. So geschieht es auch unter gewöhnlichen Umständen überall; in Hamburg nicht anders als in Berlin, Braunschweig und Königslutter. Schon hieraus sollte man entnehmen, wie wenig es im Rechte oder irgend einer wahren Nützlichkeit begründet ist, wenn für Zeiten allgemeiner Erkrankung Ausnahmerechte gefordert und gegeben werden. Aus der Sache sind sie nicht als rechtmäßig darzustellen. Sie lassen sich nur eben als verlangt und bewilligt erklären, weil Hamburg nach dem landläufigen Ausdruck „ein handeltreibender Staat" ist. Indessen dieser landläufige Ausdruck entbehrt jeglichen Gehalts von Wahrheit. Es gibt so wenig handeltreibende Staaten als es rechtsprechende Schiffe gibt. Ein Schiff kann einmal, namentlich wenn es Seeräubern gehört, seine eigene Gerichtsbarkeit besitzen; ein Staat kann zufälligen Handel treiben, wenn bei seiner Entstehung aus der mittelalterlichen Gesellschaft etwas Eigenthum in der Gestalt von Bergwerken oder Salinen an ihm hängen geblieben ist. Aber ihrer Idee nach leisten Staaten Sicherheit und befördern Schiffe den Verkehr auf dem Wasser. Auch in Hamburg und Bremen treibt der Staat keinen Handel, wie er in Hannover bei Lichte besehen keinen Ackerbau treibt; und es ist nur die leider noch verbreitete Verwechslung des Begriffs Staat dem allesumfassenden Begriff Gesellschaft, was Manchen verführt, dem Staat eine Eigenschaft beizulegen, die nur einer Mehrheit seiner Mitglieder zukommt. Man scheide im öffentlichen Bewußtsein diese beiden Begriffe, und die Mitglieder der mündig gesprochenen Gesellschaft werden aufhören, bei jedem außerordentlichen Unglücksfalle den Staat um Hülfe anzurufen. Man entferne auf der einen Seite den Aberglauben, daß der Staat eine Art niedrer Vorsehung mit Trost für jeden Unfall sei, man erleichtere auf der andern die Erklärung der wirthschaftlichen Störungen — mit einem Wort: man mache die Wirthschaftslehre zu einem Stück des öffentlichen Unterrichts, so werden in der Verkehrswelt Krankheiten weniger häufig eintreten und ungleich vernünftiger behandelt werden. Denn die Wirthschaftslehre setzt nicht bloß an das Ende aller ihrer Gedankenreihen die große Forderung der Freiheit; sie hat zur Voraussetzung dieser Entwicklung auch jene vollkommene Verantwortlichkeit des Einzelwesens für seine Handlungen, ohne die in des Menschen Seele kein Aufsteigen vom Irrthum zur Wahrheit ist.

Der Pariser Credit Mobilier.

Von Adolph Wagner.

Es ist noch nicht an der Zeit, über die „Allgemeine Gesellschaft des Credit Mobilier" zu Paris und über das mit ihr beginnende moderne Mobiliarcreditwesen überhaupt ein endgültiges Urtheil zu fällen. Das theoretische System, welches diesen Institituten zu Grunde liegt, muß erst in die Praxis eingeführt sein und Erfahrungen vorliegen, wie es sich erprobt hat. Dagegen kann unabhängig von einander die Theorie an sich und die bisherige Praxis der Pariser Gesellschaft einer Erörterung unterzogen werden, wie dies im Folgenden freilich nur in den äußersten Umrissen und mit Hervorhebung des Wichtigsten geschehen soll. Zur Bildung eines Urtheils mehr noch über die zu verwirklichende Theorie, als über die bisherigen Leistungen der Gesellschaft befähigen neben den Statuten der letztern ganz besonders die Pereire'schen Verwaltungsrathsberichte, in welchen das System näher entwickelt wird. Die Wissenschaft hat sich mit demselben noch verhältnißmäßig wenig beschäftigt, das Bedeutendste wurde aber jedenfalls von einem Gegner der neuen Anstalten, dem französischen Oekonomisten Eugen Forcade, geleistet, mit dessen scharfsinnigen Auseinandersetzungen und Schlüssen man in den meisten Fällen bei unbefangener Prüfung einverstanden sein muß.

Der Pariser Credit Mobilier ist eine am achtzehnten November 1852 durch präsidentielles Decret Louis Napoleon's autorisirte Actiengesellschaft, welche unter Mitwirkung einer Anzahl bedeutender französischer und ausländischer Capitalisten von den Herren Fould und Fould-Oppenheim und den Gebrüdern Emil und Isaak Pereire gebildet

worden war. Die beiden letzteren, Männer von unbestritten außerordentlichen Fähigkeiten, gehörten früher der bekannten socialistischen Schule St. Simon's an, und in Zeitschriften dieser Partei finden sich schon vor dreißig Jahren Aufsätze von Emil Pereire selbst und von Enfantin, in welchen der Kern des Systems entwickelt wurde, welches jetzt unter bonapartistischer Aegide theoretisch genauer ausgeführt und praktisch verwirklicht werden sollte. Der Zweck der Gesellschaft, so heißt es im Eingange zu den Statuten, ist, die Entwicklung der Industrie der öffentlichen Arbeiten zu befördern, dies soll aber mittelst eines neuen und eigenthümlichen Verfahrens geschehen. Die besonderen Werthpapiere der einzelnen industriellen Unternehmungen sollen nämlich in einen gemeinsamen Fond verschmolzen, d. h. von der Gesellschaft des Credit Mobilier erworben werden, welche für einen der für alle diese Erwerbungen verwendeten Summe gleichkommenden Betrag ihre eigenen zinstragenden Obligationen ausgeben darf. Verdeutlicht man sich diesen Geschäftskreis, indem man ihn mit dem einer gewöhnlichen Bank vergleicht, so soll sich der Credit Mobilier die ihm nothwendigen Gelder durch Ausgabe von Obligationen oder Aufnahme von Darlehen verschaffen und damit Staats- und industrielle Werthpapiere der verschiedensten Art erwerben, während eine Bank die Capitalien, worüber sie durch Notenemission oder Depositenempfang die Verfügung zu erlangen weiß, zur Wechseldiscontirung oder Beleihung von Pfändern verwendet. Die Noten und Depositen sind daher außer durch einen Baarfond von dem Wechselportefeuille und dem Lombardbestande, also lauter kurzfälligen Forderungen gedeckt, die Obligationen des Credit Mobilier dagegen nur durch einen gleichen Betrag der verschiedensten Werthpapiere, welche nicht zu kündigen, nicht bald fällig sind, zum Theil wechselnden Ertrag geben und daher beständig im Course schwanken. Die Grundidee des Credit Mobilier besteht nun eben in der Umwandlung und Vertauschung aller solcher Werthurkunden mit Obligationen der Gesellschaft, welche einen festen Ertrag geben. Dieser wird aus den Zinsen und Dividenden jener verschiedenartigen Papiere bezahlt, und aus der Differenz der Gesammtsumme der eingenommenen Zinsen gegen die für die Obligationen ausgegebenen besteht der Gewinn des Credit Mobilier, welcher somit als eine Art Versicherungsgesellschaft dient und die verschiedenen Chancen der von ihm erworbenen Papiere zur Ausgleichung bringt. Nun ist zwar dem Pariser Institut in Hinsicht der Obligationen eine Grenze gesteckt. Diese, welche nicht auf weniger als 45 Tage Verfallzeit, noch auf Sicht lauten, also nicht Banknoten sein dürfen, sollen in ihrem Gesammtbetrage das Zehnfache des 60 Millionen Franken (16 Mill. Thaler) betragenden Grundcapitals der Gesellschaft, also die Summe von 600 Millionen nicht überschreiten, wonach der Credit Mobilier nur für höchstens diesen Betrag Eigenthümer von Actiengesellschaften werden könnte. Indessen ist das System an sich heilsam, und gelingt seine Ausführung, so würden und könnten jene Grenzen unbeschränkt ausgedehnt werden. Der Credit Mobilier würde dann allmälig Herr aller Actiengesellschaften werden, die noch bestehenden Privatgesellschaften durch sein factisches Monopol erdrücken oder zu Actienunternehmungen umgestalten und in sich aufnehmen, und gewönne so schließlich die Herrschaft über die gesammte Arbeitsthätigkeit der Bevölkerung, welche dann nur noch aus einer Oligarchie unverantwortlicher Leiter der Gesellschaft, einer müssigen Menge Obligationeninhaber und einer gänzlich abhängigen Arbeitermasse bestehen würde. Freilich würde, wie Forcade, welcher auch zu den ebenangeführten Resultaten gelangt, richtig bemerkt, eine solche Gesellschaft ein Unding, ein Staat im Staate sein, und müßte daher von dem letztern in sich einverleibt worden sein, lange ehe sie die besprochene Entwicklung gewonnen hätte, und ein socialistischer Traum wäre Wahrheit geworden. Ja, auch wenn man zu diesen äußersten Consequenzen des Systems nicht einmal gelangt, daß die Principien der weitgehendsten, unerhörtesten Centralisation im Systeme der Mobiliarcreditinstitute adoptirt sind, ist ganz unzweifelhaft. Diese stehen im schärfsten Gegensatze zu einer auf Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit begründeten Volkswirthschaft, ein Bevormundungssystem, wenn nicht des Staats, so der Gesellschaft, und nothwendig wieder des Staats über die letztere entwickelt sich, gegen das viele Anhänger der Credit Mobiliers sonst beständig Front machen, welches aber hier auf einmal gutgeheißen wird. Was gegen den Betrieb von Gewerben durch den Staat einzuwenden ist, läßt sich mit noch größerem Fug und Recht gegen die centralisirende Geschäftsthätigkeit der Creditanstalten sagen, zumal wenn sie die einzelnen industriellen Unternehmungen ganz auf eigene Rechnung betreiben, und nicht einmal wieder besondere Gesellschaften dafür gründen müssen. Letzteres ist beim französischen, ersteres bei einigen deutschen Creditinstituten der Fall, hat aber ebenfalls seine Vertheidiger gefunden.

Indessen auch innerhalb der von seinen Statuten gezogenen Grenzen würde der Pariser Credit Mobilier eine so mächtige Actiengesellschaft werden, daß daraus für die gesammte Wirthschaft Störungen entstänben und ein gehässiges Monopol mittelst des Privilegs der anonymen Gesellschaft oder der beschränkten Haftbarkeit der Actionäre erlangt würde. Die Centralisirung der Actienunternehmungen auf eine einzige Gesellschaft mittelst des Systems einer unbeschränkten oder einer nur bis zu einem gewissen Betrage gestatteten Obligationenemission ist deshalb in keiner Weise ein wünschenswerthes Resultat.

Indessen die Ausführbarkeit des Systems in seinen Anfängen, geschweige bis zu seinen letzten Consequenzen steht denn auch noch sehr dahin. Die Obligationen des Credit Mobilier sollen feste und dürfen nicht zu hohe Zinsen tragen. Die Höhe derselben richtet sich nach dem Ertrage der von der Gesellschaft erworbenen Werthpapiere, diese muß aber auch für sich selbst einen Gewinn ziehen aus diesen Ein-

gängen. Bei der Emission, welche 1855 beabsichtigt wurde, aber durch Dazwischenkunft der Regierung unterblieb, sollten die Obligationen 5 1/3 Procent tragen, und das möchte das zu gewährende Maximum sein. Die nothwendige Entschädigung für einen stabilen, niedrigen Zins liegt nun in der Sicherheit dieses Ertrages. Allein das ist der schwächste Punkt des Pereire'schen Systems der auf andre Effecten und Actien basirten und nur noch durch ein hinzukommendes kleines Gesellschaftscapital garantirten Obligationen. Es ist leicht zu zeigen, wie diese bei Weitem nicht die Sicherheit der Eisenbahnprioritäts-Obligationen bieten, nach deren Muster Pereire die seinen bildete. In Frankreich wird das Anlagecapital der Bahnen zu zwei Fünftel durch Prioritäten aufgebracht, für welche die übrigen drei Fünftel, das Actiencapital, garantiren. Das kleine Capital des Credit Mobilier verschwindet gegen die enorme Summe von 600 Millionen Obligationen beinahe völlig, eine Baisse der erworbenen Papiere von zehn Procent würde es absorbiren, selbst eifrige Anhänger des Systems, wie der Russe Tegoborski, halten es daher für viel zu klein. Auch die Bestimmung der Statuten, wonach die Obligationen immer zu ihrem ganzen Betrage durch Effecten, Actien und Obligationen in Händen der Gesellschaft gedeckt sein müssen, ist unnütz, weil unausführbar bei jeder allgemeinen Baisse über zehn Procent. Nach dem Pereire'schen Plane soll zwar die Rückzahlung der Obligationen mit der Tilgung der Werthpapiere, welche die Gesellschaft besitzt, parallel gehen, das nähere Verfahren wird nicht angegeben; daß aber nicht doch einmal in kritischen Zeiten, wenn die Erträge nicht genügend eingehen, ein Theil der erworbenen Papiere mit Verlust realisirt werden muß, um auch nur die Zinsen der Obligationen zahlen zu können, kann Niemand unbedingt ableugnen. Die Folge von dem Allen wäre ohne Zweifel eine starke Baisse der Obligationen. Auch den gewöhnlichen Einlagen von Geldern als Depositen bei einer Bank stehen diese nach, denn bei ziemlich demselben Zinsertrage bleibt dies Capital weit verfügbarer und die Anlage bietet größere Sicherheit. Die Behauptung der Gegner des Instituts ist daher auch nicht übertrieben, daß diese Obligationen mit allen Nachtheilen der Papiere von ungewissem und wechselndem Ertrage keinen von deren Vortheilen verbänden, namentlich nicht die Aussicht auf steigenden Gewinn, und ebenso richtig ist das Resultat, zu welchem englische Kritiker gelangen, daß diese Obligationenausgabe allen Mißbräuchen unterworfen und Einwürfen ausgesetzt sei, welche gegen uneinlösbares Papiergeld zu erheben sind. Das Gesagte bezieht sich zunächst auf Obligationen mit langer Verfallzeit, worauf es in dem Plane hauptsächlich abgesehen ist. Außerdem sollten auch Obligationen mit einer Verfallzeit von fünfundvierzig Tagen bis ein Jahr nach Dato emittirt werden, welche in kleinen Abschnitten als zinstragende Banknoten an Geldes Statt und als „tragbare Sparbüchse" dienen sollten. Diese Idee, so viel Verführerisches sie hat, weshalb sie denn auch im letzten December in Hamburg mehrfach auftauchte, ist indessen unpraktisch, wofür uns den näheren Nachweis zu liefern, hier zu weit führen würde. Uebrigens ist das Project der Obligationenausgabe, wenn auch bisher noch vertagt, doch keineswegs aufgegeben. Ob auch im Falle des Gelingens für die Actien eine genügende Dividende herauskäme, bleibt außerdem noch zu beantworten.

Trotzdem ist der Credit Mobilier seinem eigentlichen Zwecke, die Industrie der öffentlichen Arbeiten zu befördern, auch so nachgekommen. Seine Statuten gestatten ihm auch eine Reihe der gewöhnlichen, mehr in das Gebiet der eigentlichen Banken fallenden Geschäfte. So darf er bis zum doppelten Betrage des Actiencapitals Summen in Contocorrent annehmen. In den letzten Jahren verfügte er über einen Saldo von 100 Millionen Franken. Die Verpflichtungen gegen die Deponenten dieser Gelder zwangen ihn, diese Capitalien auf bestimmte, kurze Termine anzulegen. Vorzüglich hat er sie zu Reportgeschäften an der Börse verwendet, hierdurch die Speculation mit überreizt und in Folge seines Einflusses als Reporteur aus den Differenzen der Course ansehnlichen Gewinn zu ziehen gewußt. Außerdem aber hat er sich im ausgedehntesten Maße an industriellen Unternehmungen und bei Subscriptionen auf Anleihen betheiligt. Es ist leicht ersichtlich, daß sein relativ kleines Capital von solchen Verwendungen bald absorbirt wurde und zur Festlegung kam. Die empfangenen Depositen konnte er, ohne leichtsinnig zu sein, nicht ebenso benutzen, obgleich er es in letzter Zeit dennoch mit einem Theile dieser Gelder gethan hat. So blieb für ihn und bleibt für jede Creditanstalt nur ein doppelter Weg offen, wenn Banknotenemission, Empfang noch größerer Depositensummen und, wie hier, Obligationenausgabe nicht freistand. Entweder mußte der Credit Mobilier einstweilen seine Thätigkeit auf daß bloße Report- und Belehnungsgeschäft beschränken und die Ertragsfähigkeit der von ihm begründeten oder unterstützten Gesellschaften abwarten. In diesem Falle konnte er den Ruf eines soliden und, wenn auch in kleineren Verhältnissen, nützlichen Unternehmens erwerben, schwerlich aber einen großen Gewinn, eine Verzinsung abwerfen, wie sie immerhin bei dem bedeutenden Risico, welches eine solche Gesellschaft bei ihren Unternehmungen zu laufen hat, verlangt werden muß, wenn anders die Capitalisten Creditactien kaufen sollen. Mehrere deutsche Gesellschaften haben diesen Weg eingeschlagen, aber auch unverhältnißmäßig geringe Dividenden gegeben. Im andern Falle dagegen mußte der Credit Mobilier sein Capital vermehren, aber auch dies würde nur vorübergehend geholfen, es bald wieder festgelegen haben, und der Gewinn der einzelnen Actie war dadurch nicht zu vergrößern; oder aber er mußte die erworbenen Papiere immer wieder mit möglichstem Gewinne zu realisiren suchen und sich von Neuem an Unternehmungen betheiligen. Bei kühnem Wagen war hier in einer Zeit, in welcher eine speculative Tendenz herrschte, viel zu gewinnen. Das Institut wird dadurch Speculant im eminentesten Wortsinn, kann dabei aber auch keinen Ruhepunkt

Volksfeſte beizuwohnen Gelegenheit fanden, indem ſich grade am Tage unſrer Anweſenheit die Freiwilligen (volunteers) der Umgebung zu einer großen Revue verſammelt hatten. Um dem Kriege mit den Kaffern an der Grenze der Capcolonie ſchleunigſt ein Ende zu machen, wurden alle regulären Truppen nach dem Kafferlande geſchickt und die Bürger der Colonie beſchloſſen, ein freiwilliges Corps zu bilden und in ihren betreffenden Bezirken perſönlich für die Aufrechthaltung der Ordnung zu ſorgen. Es war ein herrliches, ergreifendes Schauſpiel und der Eindruck war ganz verſchieden von dem, welchen gewöhnliche Militärparaden machen. — Von Stellenboſch fuhren wir über Paarl nach dem Dorfe Wellington, am Ausgange eines reizenden Thales gelegen, um am nächſten Tage die Reiſe über Baine's Kloof (Schlucht), einem der großartigſten Gebirgspäſſe der Capcolonie fortzuſetzen. Es iſt ſtaunenswerth, welchen Comfort man hier bereits in den kleinſten Anſiedlungen findet. Wellington z. B. zählt kaum 500 Einwohner und hat bereits mehrere Kirchen, einen Arzt, eine Apotheke, eine Bank und vortreffliche Gaſthäuſer. Die Straßen ſind alle breit ausgelegt, mit Bäumen bepflanzt, die Häuſer ſtattlich, zierlich weiß angeſtrichen und tragen äußerlich wie innerlich die Spuren europäiſcher Civiliſation an ſich. Baine's Kloof hat viel Aehnlichkeit mit den öſterreichiſchen Kunſtſtraßen, welche über den Semmering und den Brenner führen, und die behufs des Ueberganges vorgenommenen Bauten würden ſelbſt in Europa Intereſſe erregen. Von Baine's Kloof gelangt man in ſechs Stunden nach Worceſter, eine herrliche Anſiedlung, rings eingeſchloſſen von hohen Gebirgen und ſichtbar im Aufſchwung begriffen. Ein Miſſionair der rheiniſchen Brüdergemeinde, Herr Dr. Eſſelin erwies uns daſelbſt viel Freundlichkeiten. Am nächſten Tage — es war der vierte unſrer Reiſe — beſuchten wir die wenige Meilen von Worceſter entfernte heiße Quelle von Brandvalley, das Gaſtein der Capcolonie, wenigſtens in Bezug auf die ähnliche Beſchaffenheit der Thermen. Das Waſſer hat eine Temperatur von 61° Celſius und iſt ſehr klar, hat aber weder einen eigenthümlichen Geſchmack noch zeigt es in der Analyſe irgend eine beſondere Eigenſchaft. Das Badehaus iſt in einem ziemlich ſchlechten Zuſtande; gleichwohl ſoll das Bad vom September bis März (dem Sommer des Caps) gegen rheumatiſche Leiden, chroniſche Uebel, Scrophel, Hautausſchläge und Rothlauf von den Bewohnern der Umgebung ziemlich häufig beſucht werden. Die Vegetation in der Nähe der Quelle iſt ungemein reich. Ein wunderliches Schauſpiel bot ein in der Nähe der heißen Quelle gepflanzter Apfelbaum (rose-apple), deſſen Zweige auf der einen Seite kaum noch mit ihrem grünen Blättergewande bedeckt waren, während die vom heißen Dampf der Quelle befeuchteten bereits im Blüthenſchmuck prangten! — Der Eigenthümer der Quelle behauptete, der Baum trüge auf der einen Hälfte eine, auf der andern Hälfte zwei Ernten jährlich. Von Brandvalley gelangten wir erſt am nächſten Tage nach Gnadenthal, einer Hottentotten-Anſiedlung unter der Leitung mähriſcher Brüder. Ich habe über dieſe intereſſante Gemeinde, welche den Beweis liefert, auf welche Civiliſationsſtufe ſelbſt eine ſo verkommene Menſchenrace wie die Hottentotten durch die Hingebung menſchenfreundlicher Miſſionäre gehoben werden kann, höchſt werthvolle Notizen geſammelt, und will meinen Ausflug nach der Herrnhutergemeinde zu Gnadenthal zu einem beſondern Capitel in meinen künftigen Reiſebriefen an Ihre Monatshefte machen. Für heute iſt mir nicht möglich, mehr als des bloßen Beſuches daſelbſt Erwähnung zu thun. Von Gnadenthal, von wo wir auch eine zahlreiche naturhiſtoriſche Ausbeute mitbrachten, reiſten wir nach den warmen Quellen von Caledon, mitten im Schafzuchtdiſtrict und in einer äußerſt romantiſchen Gegend gelegen. Die Quellen ſind Stahlthermen, die ſich im Sommer (September bis März) eines zahlreichen Beſuches erfreuen. An der Quelle hat das Waſſer 47, im Badehauſe 600—800 Schritt davon 40—41° Celſius. Von Caledon kommt man über den grandioſen Sir Lowry's Raſt, der zugleich eine prachtvolle Ausſicht auf die Moſſelbai und das reizende Sir Lowry's Thal bietet, nach Sommerſet Weſt, einer neueren Anſiedlung, aber gleichfalls voll alteuropäiſchen Comforts. Ein Oeſterreicher, Namens Dr. Graff, iſt daſelbſt Arzt. Zwei Stunden von Sommerſet Weſt iſt Zandvliet die Beſitzung eines Herrn Lawrence Cloete, des Abkömmlings einer der älteſten und angeſehenſten Familien des Landes, bei dem wir auf ſpecielle Einladung die Nacht zubrachten, um am nächſten Morgen ein in der Nähe ſeines Pachtgutes befindliches Mauſoleum eines maliviſchen Propheten Sikh Joſeph zu beſuchen. Alle Jahre zur Erntezeit wallfahrten Tauſende hier anſäſſiger Malayen (welche zur Zeit der holländiſchen Herrſchaft aus Batavia als Sclaven hier eingeführt wurden) nach dieſem Prophetengrabe, obſchon nur deſſen kleiner Finger daſelbſt begraben liegt. Die übrigen Körpertheile wurden bald nach deſſen Tode, vor ungefähr hundertfunfzig Jahren, nach Malacca gebracht. Herr Sellenv hat von dem Grabmale ſowohl wie von der Umgebung einige recht hübſche Skizzen angefertigt und durch die Güte des Herrn Gouverneurs Sir George Stry iſt es mir auch gelungen, über den Propheten ſelbſt einige Daten aus dem Munde zweier malayiſcher Prieſter zu erhalten, welche eigens zu dieſem Behufe vom Polizeiamte vernommen worden waren. Auch in anderer Beziehung war dieſer Beſuch intereſſant. Ich fand hier den Wachsſtrauch (myrica cordifolia) wild wachſen und ungeheure Sandflächen, die ſogenannten Downs, bedecken. Aus den reifen Beeren dieſes nützlichen Strauches wird im Herbſt vortreffliches Wachs gewonnen, was faſt den ganzen Bedarf der Bewohner der Umgebung an Kerzen deckt. Ich werde in einem ſpätern Aufſatz darauf zurückkommen, welch' wichtiger Induſtrieartikel durch die Cultur des Wachsſtrauches (wax berry) an verſchiedenen Küſtenpunkten Deutſchlands und Oeſterreichs gewonnen werden könnte. Von Zandvliet gelangten wir in vier Stunden wieder nach der Capſtadt zurück, beladen mit naturwiſſenſchaftlichen Schätzen aller Art, und zahlreiche wichtige Aufzeichnungen ſo-

wohl als viele Skizzen von der Hand unsres vortrefflichen Malers als Resultate des achttägigen Ausfluges mit uns zurückbringend. Die beiden Zoologen hatten sich gleich dem Kunstgärtner in einer andern Gegend in der Nähe der Capstadt niedergelassen, wo sie bei einem Würtemberger Namens Rathfelder die zuvorkommendste Aufnahme fanden, und schienen gleichfalls mit der gewonnenen Ausbeute höchst befriedigt. Nicht minder war dies mit dem gleichzeitig als Botaniker der Expedition fungirenden Schiffsarzte Dr. Schwarz der Fall, welcher nicht nur in botanischer, sondern auch in anatomisch-medicinischer Beziehung beneidenswerthe Resultate erzielte. Eine werthvolle Sammlung anatomischer Präparate ging bereits von hier nach Oesterreich ab, und eine weitere folgt von Madras.

Skizzen aus New York.

Von F. Schütz.

An einem der vergangenen Sonntage machte ich einen Ausflug, dessen Schilderung wohl eine nicht interessenlose Skizze aus den hiesigen Zuständen liefern mag. Der Zweck desselben war der Besuch der Armen- und Straf-Colonien, welche die Stadt New York auf den in dem East River gelegenen Randall's und Blackwell's Islands errichtet hat. Die Veranlassung war eine Höflichkeitsbezeigung von Seiten eines der Mitglieder der Verwaltungsbehörde gegen den Verwaltungsrath der hiesigen deutschen Gesellschaft, der in Folge einer innern Revolution Amt und Würde verloren hatte. Einem Freunde, Mitglied des gestürzten Collegiums, verdankte ich die Theilnahme an dieser Abschiedsexcursion. Die einfache Erzählung derselben wird ohne Zweifel dazu beitragen, über die statistischen Angaben die Localfärbung zu werfen, ohne die eine Schilderung von Wohlthätigkeits- und Strafanstalten des republikanischen Amerikas nichts sehr wesentlich Verschiedenes von dem erhalten würde, was sich in allen civilisirten Ländern findet.

Als Platz unsers Rendezvous war das am East River gelegene Bellevue-Hospital, ebenfalls eine städtische Anstalt, bestimmt. Sicher verdiente dieser Punkt den vielversprechenden Namen, denn bei der Errichtung des Gebäudes im Jahre 1811 boten das gegenüber liegende Long Island und das in der Ferne die schöne Krümmung des Flusses schließende Blackwell's Island, noch reich an üppigen Baumgruppen, dem Auge malerische Aussichten dar. Jetzt ragen auf dem letztern die schweren Mauern der Strafhäuser und auf jenem die nicht weniger düstern Massen zahlreicher Fabrikgebäude empor. Nur der Fluß ist geblieben, was er war, breit, tief, fast meerblau, und reger noch ist das Leben auf seinen Wogen. Das Gebäude, welches jetzt als Krankenhaus benutzt wird, war in seiner ersten Bestimmung eine Strafanstalt und ein Armenhaus. Es ist dreihundertfünfundzwanzig Fuß lang, fünfzig tief und drei Stockwerk hoch, und hat zwei hervortretende Flügel. Aus grauem Bruchstein errichtet, bietet es außer seiner Massenhaftigkeit nichts architektonisch Bemerkenswerthes dar. Im Jahre 1848 wurde es nach Entfernung der Sträflinge und Armen ausschließlich seiner jetzigen Bestimmung gewidmet. Die Anzahl der im Jahre 1856 daselbst behandelten Kranken belief sich nach dem officiellen Berichte auf 6392, von denen am Schlusse des Jahres 602 in demselben zurückblieben. In der Gesammtzahl dieser auf städtische Kosten gepflegten Armen waren die verschiedenen Nationalitäten in folgender Weise repräsentirt. Geborne Amerikaner waren darunter 808, Irländer 3958, Deutsche 316, Engländer 202, Schottländer 78, Franzosen 38. Das Verhältniß der Deutschen zu den Irländern darf nicht übersehen werden. Es beweist, daß bei ungefähr gleichem Betrage der von beiden Nationen hier Angesiedelten und Einwandernden die Ersteren nur einen kleinen Bruchtheil der Letzteren in der Armenliste bilden. Wir werden es ebenso finden, wenn wir die Statistik des Verbrechens überblicken.

Die Verwaltung und die ärztliche Behandlung hat in dieser Anstalt im Laufe von zwanzig Jahren sich stets gebessert. Im Anfang betrug die Sterblichkeit jährlich im Durchschnitt 20 pCt., fiel allmälig auf 16 und 13 pCt. herunter und betrug im vergangenen Jahre nur noch 10 pCt. Zweckmäßige Einrichtung, Reinlichkeit und Geräumigkeit der Zimmer fallen jedem Besucher sogleich auf.

Was die Sorge für Reinlichkeit betrifft, so findet man dafür schon bei dem Eintritt in das Gebäude einen die amerikanischen Sitten charakterisirenden Beweis. „Die Herren Studenten sind ersucht, nicht auf die Treppen zu spucken" — ruft in großen Buchstaben eine Warnungsschrift den tabackkauenden Jüngern Aesculaps zu.

Wir waren nur Deutsche und statt zu kauen, rauchten wir das edle Kraut. Die Cigarre aber hat hier fast überall Eintritt. Es schüchterte uns daher auch selbst nicht der Thorwächter ein, der mit echt vaterländisch-officieller Höflichkeit uns anknurrte: „Was wollt Ihr?" — aber recht dienstfertig öffnete, als wir antworteten: „Den Gouverneur G." — „The Governor." Ein Titel ist ein magisches Wort diesseits wie jenseits des atlantischen Oceans; an Titeln aber und an Sucht nach denselben steht das republikanische Amerika dem monarchischen Europa nicht nach. Wer keinen hat, der heißt doch wenigstens Capitän und avancirt auf Reisen von Station zu Station; mit jedem drink an der Bar ein Grad: Major, Colonel, General. Doch der Titel, den wir als Sesam aussprachen, gebührte dem freundlichen Manne, der zum Besuche der städtischen Anstalten uns Rendezvous gegeben hatte.

Die ganze Verwaltung der Armen- und Strafanstalten von New York ist in den Händen von zehn aus directer Volkswahl hervorgehender Beamten, welche die Ten Governors genannt werden. Sie sind auf fünf Jahre gewählt und treten nach der Reihenfolge ihrer Ernennung aus. Stirbt ein Mitglied dieser Behörde, oder legt es vor Ablauf seiner Zeit das ihm übertragene Amt nieder, so wird dessen Ersatzmann für die noch laufende Periode von dem Collegium bestimmt und es gilt bei dieser Wahl der Grund-

satz, den zu Ernennenden aus der politischen Partei zu nehmen, welcher der Vorgänger angehörte, damit das numerische Gleichgewicht nicht für oder gegen eine der zwei Fractionen des Verwaltungsrathes vernichtet werde. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Wahl dieser Behörde ebenfalls ein Werk der politischen Parteien ist, so wenig deren Amt mit der Politik zu thun hat. Einer der Ten Governors zu sein, ist ein Ehrenamt, und die Uebertragung dieser Würde ist die Belohnung, mit der die politischen Parteien die besondere Thätigkeit jüngerer Mitglieder anerkennen oder sich selbst in schon bedeutenderen Führern ehren wollen. Anerkennenswerth ist es besonders mit Rücksicht auf die Leidenschaftlichkeit und Ausschließlichkeit des hiesigen Parteigetriebes, daß bei der Wahl dieser Verwaltungsbehörde der Grundsatz der gleichen Vertretung der beiden Fractionen auch bei der Volksabstimmung leitend ist. Besonders ehrenvoll ist es übrigens für das Collegium der Ten Governors, mitten in den hiesigen Zuständen der Corruption und Veruntreuung öffentlicher Gelder allgemein den Ruf der Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit zu haben, obgleich jährlich etwa eine Million Dollars aus der Staatscasse durch seine Hände gehen.

Obgleich es für einen Wintertag noch früh war, hatten wir doch nicht lange auf unsern gefälligen Governor zu warten. Hatte er Ludwig's XIV. Wort: „L'exactitude est la politesse des rois“ als republikanischer Governor sich zum Wahlspruch genommen? Doch nein. Die Etiquette hatte dabei nichts gethan. Auch male man sich nicht mit europäischer Gewichtigkeit und Amtsaberglaube unsern Governor von Alter und Würde schwer belastet majestätisch-feierlich einherschreitend. Die Cigarre im Mund, ein recht the devil may care fröhliches Lächeln über dem frisch jugendlichen Gesichte, eilte der republikanische Pflegvater der Armen, Waisen und Gefangenen auf uns zu.

„Den Drink nehmen wir in Randall's Island, jetzt fort in das Boot“ — war das muntere Commando, und wir schifften uns ein.

Sechs stämmige Burschen, in grauen Jacken und Hosen, erwärmt durch einen vom Governor gespendeten Drink trieben rasch den East River hinauf. Es waren Sträflinge — der bessern Classe — „Vertrauensmänner,“ wie uns der Governor auf Deutsch sagte (er stammt von deutschen Eltern her). Das Vertrauen aber wurde noch durch einen sechsläufigen Revolver erhöht, den der Beamte am Steuerruder mit sich führte.

Unsre Fahrt ging nach dem am entferntesten liegenden Randall's Island. Es enthält dasselbe eine Anstalt für die Pflege und Erziehung armer Kinder vom zartesten Alter bis etwa zum fünfzehnten Jahre. Die Colonie zählt jetzt ungefähr 1200, von denen etwa 850 Knaben sind. Auch hier fanden wir wieder allein die irländische Bevölkerung in unverhältnißmäßiger Ueberzahl zu der aller andern Nationalitäten. Von der Gesammtzahl beträgt dieselbe regelmäßig 60 bis 70 Procent.

Unser erster Besuch brachte uns in die Turnanstalt der Knaben, die sich auf ein durch Pfeifen gegebenes Signal sämmtlich einfanden und in sechs langen Reihen unter dem Commando eines der Ihrigen, der das Amt und den Titel eines Captains hat, aufstellten. Eine traurigere, abschreckendere Ausstellung verkrüppelter, im Keim angefressener Menschennaturen kann man sich nicht denken. Das Elend, die Laster, die Verbrechen der Eltern und die moralische und physische Verwahrlosung ihrer Erzeugnisse lagen in gräulich deutlicher Schrift auf den Gesichtern, in dem ganzen Habitus dieser Jungen. Selbst die humanste Theilnahme kann sich nicht eines Anflugs von Schauer und — so hart auch das Wort ist — von Ekel nicht erwehren. Nur der Gedanke, daß diese unglückliche Jugend nicht das eigene Verbrechen, sondern die Mängel der Gesellschaft büßt, kann sympathisirende Trauer in das aus Abscheu zurückbebende Herz bringen. Auf Befehl des Lehrers erhoben die achthundert schrillen Knabenstimmen einen religiösen Gesang, eingeschult, ausdruckslos, monoton. Ob der Geist dabei dachte, das Herz fühlte, konnte man auf den Gesichtern der Unglücklichen nicht lesen. An Pflege und Sorge für Unterricht läßt es die Verwaltung nicht mangeln, auch zeigt sich in den schon Erwachsenern eine offenbare Veredlung des physischen Zustandes. Neben dem gewöhnlichen Schulunterricht ist für die Erlernung eines Handwerks Sorge getragen. Mit dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre werden die Jungen in irgend einem Geschäfte untergebracht oder, was jetzt besonders häufig geschieht, nach dem Westen zu Pächtern gesandt. Die Nahrung, welche den Kindern gegeben wird, ist reichlich und gut. Das Brot, das wir kosteten, würde an keinem bürgerlichen Tische in Deutschland verschmäht werden. Trotz aller Freundlichkeit und gemüthlichen Aufmunterung, mit denen der Governor die größeren und als Captains zu den intelligentesten gehörigen Knaben zu Antworten zu bringen suchte, gelang es ihm kaum, einige Worte aus denselben herauszubringen. Als er sie beim Weggehen fragte: „Seid ihr mit Allem zufrieden?“ da erscholl ein offenbar eingeschultes einstimmiges: „Yes Sir!“ und zum Abschied ein gleich disciplinirtes: „Good bye Sir!“ — Die Kleider dieser Knaben gaben übrigens deren Aeußerem nichts Empfehlendes; es fehlte an Reinlichkeit, obgleich es Sonntag war. In den Schlafzimmern dagegen, sowie in dem Speisesaal fanden wir eine bewundernswerthe Ordnung und Reinlichkeit. Die Betten sind gut, aber ein Nachtheil ist offenbar, daß je zwei darin zusammenschlafen. Der Speisesaal war noch von den Weihnachtstagen her festlich mit Tannenreisern und sonstigem Immergrün, nebst manchen Denksprüchen und Glückswünschen geziert.

Aus der Abtheilung der Knaben kamen wir durch das Irrenhaus der Kinder in die Mädchenanstalt. Der Anblick von etwa zwanzig bis dreißig jugendlichen Irren hatte etwas ganz eigenthümlich Betrübendes. Besonders schmerzlich war es, ein lieblich aussehendes Mädchen von etwa drei Jahren zu beobachten, das mit fröhlich glänzenden Augen und sanft lächelndem Gesichte hin und her lief und tänzelte. Abschreckend dagegen kauerte in einem Lehnstuhl die zusammengeschrumpfte, abgemagerte, gelblich-bleiche Ge-

stalt — ein halblebendes Gerippe — eines Idioten, neunzehn Jahre alt und schon siebenzehn Jahre in dieser Anstalt.

In dem geräumigen Lehrsaale der größern Mädchen hofften wir einen erfreulicheren Anblick zu finden. Täuschung! Unter den 200 bis 300 Mädchengesichtern kaum fünf oder sechs, deren Züge das Auge erfreuen konnten. Anzug und Benehmen aber waren vollkommen ansprechend und trotz der Spuren von Krankheit und allgemeinem physischem Elend auf den Gesichtern der Mädchen war der Gesammteindruck im Vergleich mit dem, welchen die Knaben machten, ein günstiger.

In demselben Gebäude fanden wir eine Classe kleiner Knaben, die unter der Leitung einer jungen, schönen und intelligent aussehenden Lehrerin besser und froher zu gedeihen schienen.

Wir folgten unserm freundlichen Führer zu dem willkommenen Drink und der Cigarre, — die beide zur amerikanischen Hospitalität gehören.

Von Randall's Island, der Colonie des jugendlichen Elends, brachte uns dann das Boot nach Blackwell's Island, wo Armuth, Krankheit und Verbrechen der Erwachsenen residiren.

Die verschiedenen Gebäude sind alle je nach ihrer Bestimmung zweckmäßig, doch ohne irgend einen Anspruch auf architektonische Schönheit, errichtet. Ordnung und die bewundernswürdigste Reinlichkeit herrschen überall. Gänge, Treppen, Zimmer, Säle, Kirchen — kurz jeder Theil der großen Gebäulichkeiten würde der Reinlichkeitsmanie der Holländer Ehre machen.

In dem Armenhause befanden sich im Jahre 1856 3359 Personen. Auch hier wieder stehen die Irländer an Zahl oben an; es waren deren nicht weniger als 2212, während von Engländern 156 und von Deutschen nur 148 sich da befanden. Unter unsern armen Landsleuten befand sich ein Baier, dessen Gedächtniß so öde geworden ist, daß er auf Alles, selbst auf die Frage nach seinem Geburtsorte und seinem Alter uns antwortete: „Jo! Dös steht Alles in dem Buach!“ — Geschwätziger war ein alter Franzose, von dem wir die ganze Geschichte de la grande armée hätten hören können. „Avoir fait la guerre sous le grand homme et venir mourir ici!“ — Zu klagen hatte er allerdings über Nichts; — seine Abschiedsbitte war: Un peu de tabac pour la pipe d'un vieux de la vieille!

In dem Hospital auf Blackwell's Island ergibt sich seit 1853 eine fast ununterbrochene Verminderung der neu aufgenommenen Kranken. Die Zahl derselben war in jenem Jahre 3136, während sie im Jahre 1856 nur 1733 betrug. Dagegen gibt die Tabelle der syphilitischen Kranken das schauerliche Resultat einer steten Progression. Im Jahre 1854 gehörten von der Gesammtzahl der Kranken $37^4/_{10}$ Procent dieser speciellen Classe an; im Jahr 1855 stieg sie auf $57^7/_{10}$ und stand 1856 auf $73^1/_{10}$. Diese Ziffern enthalten eine schreckliche Enthüllung der Zustände von New York. Das anglo-amerikanische System des laissez faire hat auf diesem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens nirgends mehr als hier den Beweis seiner schauerlichen Unvernunft geliefert. In dem Hospital nimmt auch wieder Irland mit $75^6/_{10}$ Procent den ersten Rang ein; auf die übrigen englischen Landestheile kommen $14^3/_{10}$, auf Deutschland $7^5/_{10}$ und auf alle andern europäischen Staaten $1^8/_{10}$ Procent.

Der Besuch des weiblichen Irrenhauses lieferte uns Nichts von besonderem Interesse. Der heitere und melancholische Wahnsinn in seinen verschiedenen Formen gewährt hier wie in allen derartigen Anstalten dieselben Erscheinungen. Das Local ist geräumig; Licht und Luft dringen frei ein; ein breiter, großer Gang bietet den Kranken einen stets offenen Spazierplatz, indem deren Zimmer nicht verschlossen sind. Zu den komischen Charakteren, wenn dies Wort bei einem so traurigen Gegenstande gesagt werden kann, gehört eine Wahnsinnige, welche sich für die Frau von James Buchanan hält und mit drei schönen weißen Katzen, ihren Ministern, die Geschicke der Union berathet und den Besuchern ihre Politik und Pläne entwickelt.

Nach dem Mittagsmahl blieb uns noch die Besichtigung des Gefängnisses. Es befanden sich in demselben nur vor dem Polizeigerichte oder sonst für geringere Vergehen Verurtheilte. Die Anzahl derselben betrug im Jahre 1856 4011. Die Amerikaner stehen hier mit in erster Linie; es sind deren 551, worunter 126 schwarze sich befinden. Krankheit und Armuth senden also zu den städtischen Anstalten nur eine Minderheit, Vergehen und Verbrechen aber eine Mehrheit von Amerikanern. Vor den Amerikanern noch kamen aber als Bewohner des Gefängnisses die Irländer mit 566. Der Deutschen waren es nur 177 und darunter nur sechs Frauen.

Die Zellen der Gefangenen sind klein und eng und auf dem schmalen Bette müssen je zwei Platz finden. Des Tags sind sie aber stets an der Arbeit oder außerhalb der Schlafzellen. Unter den mehreren Hunderten der männlichen Sträflinge erblickten wir kaum einige, welche über zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt sein konnten, ein trauriger Beweis für die Barbarei, welche unter der jungen Generation der niedern Classen von New York herrscht.

Das Einmarschiren der Sträflingscolonnen in die Schlafzellen war die letzte Scene dieses Tages. Dicht an einander gedrängt, einer an den andern so gepreßt, daß kaum ein Vorsetzen des Fußes möglich ist, schieben sie sich mehr als daß sie gehen nach dem innern Gang des Gefängnisses; je einer von den zwei Schlafgefährten trägt einen Eimer in der Hand. An den Zellen angekommen, verschwinden sie rasch hinein und schlagen hinter sich die schwere eiserne Thür rasselnd zu. Der Schließer sichert das mächtige Schloß. — Die Abendglocke läutet; Schweigen und Dunkel lagern sich auf die Steinmassen des Gebäudes. Es wird unheimlich.

Erfreulich begrüßte uns das glänzende Abendroth, das golden auf dem Flusse lag, auf dem wir zurückfuhren nach der Metropolis

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Neu erschien so eben im Verlage von **Otto Spamer** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch

der Reisen und Entdeckungen.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Erster Band.

Kane, der Nordpol-Fahrer.

Arktische Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklins in den Jahren 1853, 1854 und 1855 unter Dr. Elias Kent Kane.

Beschrieben von ihm selbst.

Mit 120 in den Text gedruckten Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers, zehn Tondrucktafeln und einer Karte der amerikan. Polarländer, mit den Entdeckungen Kane's.

Preis: Geh. 1⅓ Thlr. = fl. 2. 24 kr. Rh. = fl. 2. 10 kr. C.-M. Eleg. geb. 1⅔ Thlr. = fl. 3. Rh. = fl. 2. 40 kr. C.-M.

Wer hätte nicht von dem kühnen Manne mit schwächlichem Leib aber muthiger Seele gehört, den eine ganze Nation, die Gebieterin der neuen Welt, zu Grabe trug, nachdem sein durch die riesigen Anstrengungen seiner letzten Reise zerrütteter Körper zusammengebrochen! Ausgezogen im Dienste der Menschlichkeit, zur Aufsuchung des unglücklichen Franklin, war er zwar hierin nicht glücklicher als alle seine Vorgänger, aber mehr als Alle konnte er in Hinsicht auf interessante nnd wichtige geographische Entdeckungen leisten, indem es ihm beschieden war, bis zu einer Höhe gegen den Nordpol und in Gegenden vorzudringen, die kein Reisender vor ihm erreicht hat. Abenteuerlicher, gefahrvoller als die der meisten andern Expeditionen waren die Schicksale Kane's und seiner Genossen zu Wasser und zu Lande, und glücklicher als manche Andere vermochten sie nach heldenmüthiger Anstrengung und Ausdauer sich endlich wieder frei zu machen aus den Banden des tödtlichen Frostes und ewigen Eises, aus unsäglichen Leiden und Entbehrungen.

Dr. Kane's einfache, wahrheitsgetreue und anziehende Schilderungen übertreffen oft Alles, was die Phantasie des Romanschreibers je erfinden könnte. Die Erzählung seiner Heldenfahrt enthält gleichsam die Quintessenz aller früheren arktischen Reisebeschreibungen, und unter Zuhülfenahme charakteristischer Abbildungen versetzt sie uns so lebhaft in die Regionen des ewigen Eises, inmitten der Wunder und Gefahren des unwirthlichen und doch so interessanten Nordens, daß dem Leser eine anziehendere Belehrung über diesen Gegenstand schwerlich geboten werden könnte.

Bei **J. L. Lotzbeck** in Nürnberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Naturheilungen von Dr. Rosch, Verfasser von: **Bette, Schlaf und Traum; — Grundursache der chronischen Krankheiten; — Noth im Volke; — Heilung des Nervenfiebers; — Weihe des Jünglings zum Manne.** Gr. 8. Geh.

9 Ngr. oder 30 kr.

Bei **Herm. Streiber** in Zeitz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus Nürnbergs Vorzeit.

Ein Volksbild

von

Wilhelmine Lorenz.

2 Thle. in 1 Bde. Preis 1 Thlr.

Der höchst interessante Stoff zu diesem historischen Romane ist jener denkwürdigen Zeit entlehnt, in welcher das Patricierthum der alten ehrwürdigen Reichsstadt Nürnberg mit seinen Licht- und Schattenseiten in vollster Blüthe stand, aber schon die durch Industrie und Intelligenz gehobenen Gilden und Zünfte den ersten Anlauf nahmen, dem kecken Uebermuthe jener Kaste die Spitze abzubrechen. Die hervorragendsten Geschlechter und Persönlichkeiten jener Zeit sind mit ihren Schicksalen in denselben verflochten und ist es der Verfasserin gelungen, durch genaue Geschichtskunde und glückliche Combination die einzelnen Partien zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden.

In der Verlagshandlung von **S. G. Liesching** in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Erziehung der Mädchen.

Von

Karl von Raumer.

Zweite vermehrte Auflage.

12°. Elegant cartonnirt. fl. 1. 20 kr. oder 24 Ngr.

Die nach kurzer Frist nöthig gewordene neue Auflage dieses edlen Büchleins, welches nach den Worten des Herrn Verfassers in der Vorrede „gewissenhaften Müttern, die bei aller Mühe und Sorge ihre Kinder gut zu erziehen, doch stets unruhig und unzufrieden mit dem sind, was sie leisten, auch wohl ungewiß über das letzte Ziel der Erziehung und über den Weg zu diesem Ziele, manchen Rath und manchen Trost gewähren" möchte, während es sich andrerseits ebenso ernst an die Gewissen der Mütter wendet, welche „die Wichtigkeit der Erziehung ihrer Töchter noch nicht erkannt, die noch nicht mit Ernst daran gedacht, wie auf ihre Seelen die Seelen der Kinder gelegt sind, von denen sie einst Rechenschaft geben sollen," — wird wie bisher so auch ferner in diesem Sinne Eingang in viele Familien finden und segensreich wirken.

Bei **Veit & Co.** in Berlin sind erschienen:

Leopold Schefer

Ausgewählte Werke.

Novellen. Gedichte. Laienbrevier.

Mit dem Bildniß, dem Facsimile und der Biographie des Dichters. (Letztere von W. von Lüdemann.)

12 Bde. Classiker-Format. Geh. Preis: 8 Thlr. 10 Ngr.

Die neue Ausgabe erschien in 25 Lieferungen (à 4 Ngr.) während des Jahres 1857. Seit Ende desselben vollständig, ist dieselbe compl. in 12 Bänden, wie auch lieferungsweise zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Central-Anzeiger für Freunde der Literatur.

Der „Central-Anzeiger" hat den Zweck, dem bücherkaufenden Publicum über die neuen Erscheinungen der deutschen Literatur eine Uebersicht zu geben, die es Jedem leicht macht, sich auf den ihn interessirenden Gebieten zu orientiren und im steten Zusammenhange mit der Literaturentwickelung selbst zu bleiben. Das Blatt will außerdem die literarische Anzeige, welche bisher in vielen, oft wenig zugänglichen oder ungenügend verbreiteten Organen zerstreut, und in diesen natürlich auch nur als Nebensache behandelt war, concentriren, und dadurch für den Literaturfreund leichter zugänglich und besser übersichtlich machen.

Der „Central-Anzeiger" erscheint am 15. und 30. jeden Monats und ist für den Pränumerationspreis von nur 5 Ngr. für das Quartal durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die erste Nummer ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

In der Verlagsbuchhandlung von **S. G. Liesching** in Stuttgart ist vor Kurzem erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Otfried's von Weissenburg Evangelienbuch.

Aus dem Althochdeutschen übertragen von

Georg Rapp.

Breit-Octav. Broschirte Ausgabe fl. 1. 12 kr. — 20 Ngr. Fein cartonnirte Ausgabe fl. 1. 36 kr. — 28 Ngr.

Im Anschlusse an die vor Kurzem ausgegebene und überall gern aufgenommene Uebertragung des „Heliand" ist hier eine solche des um ein halbes Jahrhundert später entstandenen und in seiner Form uns schon näher liegenden „Leben JEsu" des edlen fränkischen Priesters Otfried dargeboten. Wie dort so wird auch in diesem schönen Erzeugniß, dem „ersten lyrisch-epischen christlichen Lehrgedicht" die edle Einfalt, der kindliche Glaube, der mannhafte deutsche Sinn die heutigen Leser noch in gleicher Weise ansprechen, wie unsre Vorfahren vor tausend Jahren, und der „Heliand" wie das „Evangelienbuch" werden als edle Zeugnisse einer „unvergänglichen Thatsache" auch ferner unter uns lebendig bleiben.

Bei **Wilhelm Hertz** in Berlin ist soeben erschienen:

Henriette Herz, Ihr Leben und ihre Erinnerungen.

Herausgegeben von

J. Fürst.

2te durchgesehene und um 6 Bogen vermehrte Auflage. 8. 22 Bogen. Eleg. geheftet mit Porträt. Preis 1 Thlr. 26 Sgr.

Inhalt: Einleitendes, Biographie, Vorwort zu den Erinnerungen.

Erinnerungen: Aus den Kinderjahren, **Marcus Herz** und das Haus, Lesegesellschaften, **Dorothea von Schlegel**, Zur Geschichte der Gesellschaft in **Berlin, Karl Philipp Moritz, Mirabeau, Friedrich von Gentz**, Frau **von Grotthuis**, Der Tugendbund, **Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher**, Frau **von Genlis, Jean Paul Friedrich Richter, Ludwig Börne**, Die Herzogin **Dorothea von Curland** und ihr Haus, **Elisa von der Recke**, Frau **von Stael, August Wilh. Schlegel, Schiller, Goethe**, Aus der Zeit der französischen Occupation, Aus **Rom**, Ein Erlebniß bei **Ernst Moritz Arndt, Zeitgeschichtliches.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik.

Dritte Auflage. Zwei Theile.

Miniatur-Ausgabe.

Geb. in Leinwand 2 Thlr., in Leder 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieses Album, dessen dritte Auflage bald nach dem Erscheinen der beiden ersten nöthig wurde, ist in dieser gänzlich umgearbeitet worden und bietet in der jetzigen höchst sorgfältigen Auswahl wirklich das Beste der neuern deutschen Lyrik, vorzugsweise der nach-Goethe'schen Zeit. Die Ausstattung ist vorzüglich, der Einband geschmackvoll, der Preis sehr mäßig. Dieses Album eignet sich somit besonders auch zu Geschenken.

In der Verlagsbuchhandlung von **S. G. Liesching** in Stuttgart ist vor Kurzem erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Philemon

oder von

der christlichen Freundschaft.

Den zerstreuten Bekennern des HErrn

gewidmet von

Franz Delitzsch.

Zweite erweiterte Auflage.

Miniaturformat. Elegant cartonnirt mit Goldschnitt. fl. 1. 20 kr. 24 Sgr.

Der Inhalt dieses ebenso zarten als sinnigen Büchleins ist zum größten Theile ein theures Vermächtniß aus älterer Zeit. Die darin enthaltenen, durch gleiche Gesinnung verbundenen Mittheilungen stammen von der Hand edler Verstorbenen: der Fräulein Susanna von Klettenberg (Goethe's „schöner Seele"), ihrer Schwester Magdalena und dem Freiherrn Carl von Moser, denen sich der Herausgeber in gleicher Richtung durch einige Beiträge angeschlossen.

Bedarf somit das hier Dargebotene keiner Empfehlung, so wird der Umstand, daß über den vorliegenden Gegenstand, welcher für das ganze Menschenleben ein so wichtiger bleibt und von so großem Einflusse ist, in der Literatur bis jetzt kaum etwas Genügendes vorhanden gewesen, dem Büchlein eine um so dankbarere Aufnahme sichern und es insbesondere zu einem Geschenke für Jung und Alt geeignet machen.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06048 2481

1,579,324